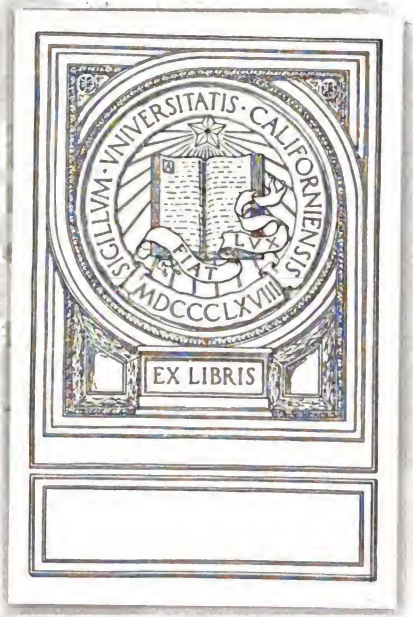
Nord un Süd

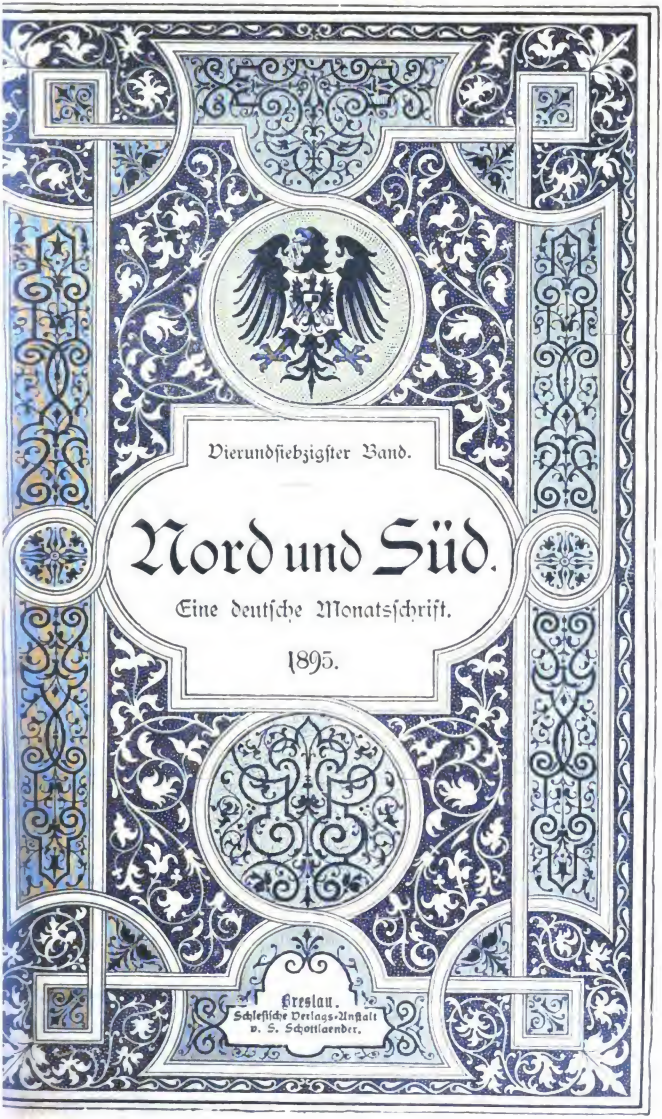
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:
Ernst Eckstein, Paolo Mantegazza, Ola Hansson.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

AP30
N6
1895:2

Digitized by Google

Inhalt des 74. Bandes.

Juli. — August. — September.

1895.

	Seite
Viceadmiral Batsch in Weimar.	
Deutsch-Atlantische Bahnbrecher	64
Karl von Bardeleben in Jena.	
Goethe als Anatom	46
Moritz Brasch in Leipzig.	
Paolo Mantegazza. Ein litterarisches Portrait	148
C. F. H. Bruchmann in Breslau.	
Geisterglaube und Fetischdienst	200
Ernst Eckstein in Dresden.	
Acca Sempronia. Novelle	1
Gustav Falke in Hamburg.	
Gedichte	61
Ludwig Fuld in Mainz.	
Der Staat und die Ehescheidung	241
Dagobert von Gerhardt Amyntor in Potsdam.	
Ernst Eckstein, der Dichter. Ein Charakterbild	32
Marie von Glaser in Wien.	
Zu spät. Erzählung	392
Franz Herold in Prag.	
Gedichte	198
Friedrich Horn in Altona a. d. E.	
Des Schriftstellers Ziele	125
Karl Jaenicke in Breslau.	
Der Teufel. Novelle	87

V48429

Digitized by Google

Seite

John Lubbock in London.
Erholung ... 403

Otto Prinz in Sesto Fiorentino.
Flüssige Luft ... 354

Fr. Rubinstein in Berlin.
Zur Naturgeschichte des Pöbels ... 189

Hans Schmidkunz in Nymphenburg bei München.
Ola Hansson ... 317

M. Schoepp in Berlin.
Wer ist der Mann? Erzählung ... 221

Clemens Sokal in Wien.
Die Memoiren von Barras ... 258

E. v. Tymen in Breslau.
Hroswitha. Erzählung aus dem 10. Jahrhundert n. Chr. ... 277

Friedrich Vogt in Breslau.
Das christliche Weltdrama in Deutschland ... 377

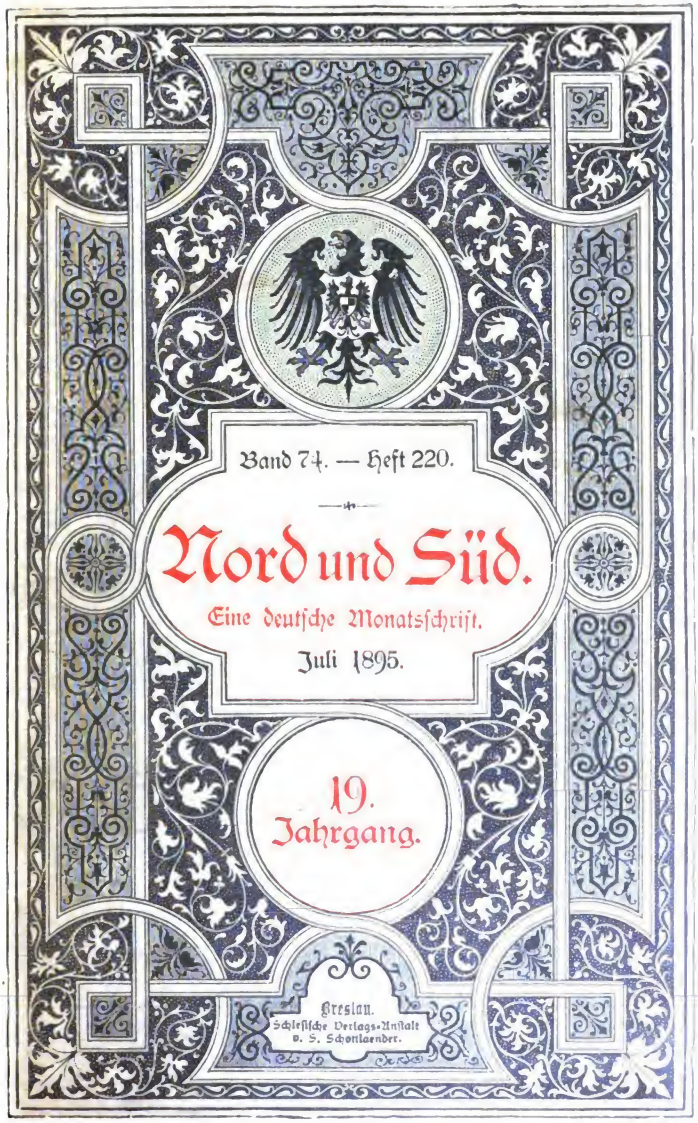
Karl Vogt †.
Harmlose Plaudereien über romanische Litteratur ... 156

Friedrich Fürst Wrede in Salzburg.
Ein Räthsel. Studie ... 139

Bibliographie ... 128. 269. 409
Musikalische Notizen ... 134
Kunstgeschichtliche Notizen ... 272
Bibliographische Notizen ... 135. 274. 412

Mit den Portraits von:
Ernst Eckstein, radirt von Johann Lindner in München; Paolo Mantegazza, radirt von Wilhelm Rohr in München; Ola Hansson, radirt von Johann Lindner in München.

Digitized by Google



Digitized by Google

Juli 1895.

Inhalt.

Seite

Ernst Eckstein in Dresden.
Acca Sempronia. Novelle 1

Dagobert von Gerhardt Amyntor in Potsdam.
Ernst Eckstein, der Dichter. Ein Charakterbild 32

Karl von Bardeleben in Jena.
Goethe als Anatom 46

Gustav Falke in Hamburg.
Gedichte 61

Viceadmiral Batsch in Weimar.
Deutsch-Atlantische Bahnbrecher 64

Karl Jaenicke in Breslau.
Der Teufel. Novelle 87

Friedrich Horn in Altona a. d. E.
Des Schriftstellers Ziele 125

Bibliographie. 128
Die drei Musketiere. (Mit Illustrationen.)
Musikalische Notizen 134
Bibliographische Notizen 135

Hierzu ein Portrait: Ernst Eckstein.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
von
Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. (Knackfuß, Künstler-Monographien.)

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Emil Eckstein.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIV. Band. — Juni 1895. — Heft 220

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIV. Band. — Juli 1895. — Heft 220.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Eckstein.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Acca Sempronia.

Novelle.

Von

Ernst Eckstein.

— Dresden. —

Titus Arruncus trat in das kleine Gemach, wo seine Gattin, die sechzehnjährige Acca Sempronia, damit beschäftigt war, einen prächtigen Wolfshund mit Honiggebäck zu füttern.

„Acca," hob er nach kurzer Begrüßung an, „ich komme vom Kaiser. Die Sache ist heute spruchreif geworden. Der Fürst schickt mich als Proprätor nach Syrien."

Die junge Frau, die nachlässig in den Polstern eines erzfüßigen Sessels gelehnt hatte, war beim Erscheinen ihres Gemahls nicht aufgestanden. Jetzt erhob sie sich, warf dem gierig lauernden Wolfshund den ganzen Rest ihres Honiggebäcks auf einmal zu und fragte dann mißmuthig:

„Hast Du denn angenommen?"

„Selbstverständlich. Wenn der Kaiser befiehlt . . ."

„Ach Thorheit! Der Kaiser hat Leute genug, die sich zur Würde eines Proprätors herandrängen. Du hättest nur antworten sollen, daß Du nicht Lust hast."

„Wie? Titus Arruncus sollte nicht Lust haben, wo es sich darum handelt, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen? Gerade der Umstand, daß es in Syrien jetzt so mancherlei Wunden zu heilen, so zahllose Mißgriffe zu verbessern giebt, gerade das lockt mich."

„So hättest Du sagen können, daß Deine junge Frau sich sträubt, dies schöne Rom mit der langweiligen Provinz zu vertauschen. Syrien! Das Land der Entbehrung! Mir graust bei dem bloßen Gedanken. Da — (sie wies auf eine der Buchrollen ihres dreifüßigen Elfenbeintischchens)

Digitized by Google

— lies doch einmal die Klagegesänge unseres Dichters Ovidius! Wie sehnt sich der nach dem Forum! Wie hundertfältig verwünscht er die Wüstenei seiner Verbannung! Und Tomi am Schwarzen Meer ist doch nicht halb so entsetzlich, wie dieses traurige, götterverlassene Syrien!"

„Ich wundere mich, Acca, daß Du so wenig Verständniß für den Ernst meines Berufs hast. Ich bin Senator. Ich bin Kriegsmann und römischer Staatsbürger. Sind denn die Wettfahrten im Circus Maximus Dir gar so unbeschreiblich an's Herz gewachsen? Stirbst Du, wenn Du einmal ein Jahr lang die Pantomimen entbehrst und die Nachmittagsausflüge in's Marsfeld und die kleinen Freuden des Stadtklatsches? Zudem: ganz ohne derartige Hochgenüsse ist die Provinz ja auch nicht . . ."

„Pah! Syrien mit seiner alten Krämerstadt Antiocheia! Ich habe genug davon aus den Schilderungen des Ulpius! Antiocheia ist ein erbärmliches Nest, ohne den leisesten Hauch weltstädtischer Größe. Nein, es geht nicht! Hier schon, im ewigen Rom, hab' ich so manchmal Stunden der Oedigkeit . . . Wie sollte das werden, wenn ich da drüben bei den Phöniziern . . .! Um keinen Preis! Ich ersuche Dich dringend, heute noch in's Palatium zu gehen und den Kaiser zu bitten, daß er von solcher Last uns befreit."

„Acca!" rief der Senator. „Du mutheſt mir zu . . . Aber das kann nicht Dein Ernst sein."

„Mein vollkommener Ernst. Für Dich, der Du bald fünfzig Jahre zählst, mag ja die Amtsthätigkeit in der Provinz ihre Reize haben: für mich ist die Uebersiedlung nach Antiocheia ein Unding."

„Du wirst Dich gewöhnen. Ich will Alles aufbieten, um Dir das Leben auch fern von der Hauptstadt angenehm und erbaulich zu machen. Du kannst so viel dazu beitragen, daß meine Sendung dort ihren Zweck erfüllt. Wenn die Gemahlin des Proprätors mild und versöhnend eingreift nach diesen unglückseligen Aufständen, wenn sie in eigener Person Frieden stiftet und die Gemüther beruhigt, dann wird der Erfolg meiner amtlichen Maßnahmen unvergleichlich gefördert werden."

„Aber mein Freund! Du glaubst doch nicht, daß ich gewillt sein könnte, mit diesen Halbbarbaren mich zu verbrüdern?"

„Diese Halbbarbaren sind Unterthanen des Reichs und haben als solche Anspruch auf Deine Freundlichkeit. Glaube mir: wenn Du Dich dort nur mit einigem Eifer der schönen Aufgabe, die ich Dir vorzeichne, widmen wolltest, Du würdest bald aufhören, über Langeweile zu klagen!"

Acca schüttelte heftig den Kopf.

„Du beurtheilst mich falsch. Dazu tauge ich ganz und gar nicht. Mir graut vor diesem Antiocheia, wie vor den Schrecken der Unterwelt. Nein und abermals nein! Ich will von der Sache durchaus Nichts wissen."

„Ja, das ist nun leider nicht mehr zu ändern," sagte Arruncus verstimmt. „Wohl oder übel wirst Du Dich fügen müssen."

Digitized by Google

„Nein!"

„Was? Nein?"

„Ich füge mich nicht!"

Sie sah ihn mit trotzfunkelnden Augen an.

„Wie verstehe ich das?" fragte er frostig.

„Wie es gemeint ist. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Republik. Die römische Frau hat längst aufgehört, das willenlose Werkzeug in der Hand ihres Mannes zu sein. Erinnere Dich unseres Ehevertrags! Dank meiner Selbstständigkeit bin ich durchaus nicht verpflichtet, Dein freiwilliges Exil zu theilen. Ich werde hier ruhig abwarten, bis Deine Proprätur in Syrien zu Ende ist."

„Acca! Du bist von Sinnen!"

„Keineswegs. Aber ich sehe nicht ein, warum ich mit sechzehn Jahren —"

„Der Platz der Frau ist auch heute noch an der Seite des Mannes," versetzte Arruncus streng. „Unser Ehevertrag war, wie ich sehe, ein thörichtes Zugeständniß an den neurömischen Zeitgeist, — oder besser gesagt: an den Eigensinn Deiner Mutter. Trotzdem hoffe ich nicht, daß Du den Muth hast, diese äußersten Folgerungen zu ziehen . . ."

Acca Sempronia blickte zu Boden.

„Liebster Mann," sagte sie endlich halb schmollend, halb flehend, „nimm doch Vernunft an! Ich will Dir die treueste und gehorsamste Frau von der Welt sein: nur in dem einen Punkt nicht! Gerade was Du mir da als meine zukünftige Aufgabe hinstellst, gerade das schreckt mich ab. Und sieh mal: Du bist ja auch ohnedies oft genug monatelang von mir getrennt! Erst übermorgen reisest Du wieder nach Attica! Verwichenen Mai warst Du in Spanien und Lusitanien! Alles zum Vortheil des Staates und Deines Kaisers und Alles unter Mißachtung Deiner Stellung als Ehegemahl! Kömmt es Dir nicht darauf an, volle zehn Wochen lang ohne Frau bei den Iberern zu weilen, nun, so kann's Dir auch Nichts verschlagen, wenn Du ein Jahr lang allein bei den Syriern hausest . . ."

„Acca, Acca!" murmelte Titus Arruncus. „Beim Herkules, Du betrübst mich mehr als ich Dir sagen kann! Ist's denn zu glauben? So wenig also fühlst Du für Deinen Gemahl?"

Die junge Frau zuckte die Achseln.

„Was heißt das: fühlen? Hab ich Dir jemals vorgelogen, daß ich in Dich verliebt sei? Du warst Senator und Großgrundbesitzer: ich ein armes unerfahrenes Mädchen des Ritterstandes. Nur auf Zureden meiner Mutter hab' ich nach langer Weigerung nachgegeben."

„Es ist recht liebenswürdig von Dir, daß Du mir dies mit so erbaulicher Offenheit vorhältst. Ich dächte, Acca, dergleichen hätte ich nicht um Dich verdient. Hab' ich Dich nicht auf Händen getragen? Nicht jeden leisesten Wunsch Dir vom Auge gelesen? Und nun sagst Du mir unverblümt . . ."

Digitized by Google

„Was die Wahrheit ist. Und Du kennst diese Wahrheit ja ohnedies. Aber wie Du mich fragst, so könnte auch ich fragen: Hab' ich Dir etwa nicht Wort gehalten? Bin ich Dir nicht von Herzen freundlich und willig gewesen? Hab' ich die Treue verletzt oder die Achtung, die ich Deinem erlauchten Namen schulde? Nur das Eine kannst Du nicht fordern: daß ich mit sechzehn Jahren da drüben mich einsarge und den antiochischen Weibern den Staub von den Füßen wische."

Titus Arruncus schritt in wachsender Aufregung durch den Oecus.

„Du verbitterst mir alle Freude an dem Vertrauen des Cäsars!" fuhr er nach langem Schweigen heraus. „Höre mich jetzt! Ich bin fest überzeugt, daß ich trotz unseres thörichten Ehevertrags die Mittel besäße, Dich einfach zu zwingen: . . . Aber das will ich unter keiner Bedingung. Ich verschmähe ein Weib, das nicht freiwillig meine Begleiterin ist. Ich lasse Dir also Bedenkzeit bis zu meiner Rückkehr von Attica. Ueberlege Dir's, Acca! Was ich Dir antworte, wenn Du mir endgiltig Nein sagst, das weiß ich noch nicht . . . Gehab' Dich wohl! Ich habe jetzt mit Lucilius zu arbeiten."

Er ging. Sie schaute ihm schweigend nach.

„Wenn's nur in Antiocheia nicht so fürchterlich öd' wäre!" seufzte sie schwermuthsvoll. „Das Leben ist ja doch ohnehin eine Last! Und nun so vereinsamt — fern von dem lauten Getreibe, das uns vergessen macht! Undenkbar! Lieber gleich auf den Scheiterhaufen!"

Sie warf sich wieder in ihren Sessel und griff mit der schneeweißen Hand in die goldene Gebäckschale. Dann rief sie den Wolfshund, der sich bis jetzt nicht gerührt hatte, strich ihm schmeichlerisch über den klugen Kopf und fütterte ihn von Neuem mit Honigkuchen.

II.

Im Speisegemach seines verschwenderisch eingerichteten Hauses lag der junge Septimius Cauler mit zwei Freunden, Cnejus und Marcus, zu Tische. Das Mahl war vorüber; die Sklaven und Sklavinnen hatten sich eben entfernt, um die drei senatorischen Jünglinge beim Genuß ihres alten Falerners allein zu lassen. Der feurige Wein floß in Strömen. Man trank ihn, gegen die Sitte, ungemischt und verzehrte dazu, um den Durst noch zu steigern, schneekalte Stückchen Thunfisch in Salzlake.

Das Gespräch hatte seit dem Weggang der Sklaven eine etwas bedenkliche Richtung genommen. Septimius Cauler erzählte gluthsprühenden Auges von seinen Eroberungen . . . Er galt für einen der ungestümsten Anhänger Ovidischer Lebensweisheit. Nicht gerade rücksichtsvoll, nannte er ohne Umschweif die Namen. Besonders ergötzt hatte ihn die Liebschaft mit der spröden Livilla, der jungen Frau eines Ritters aus Capua, der seit anderthalb Jahren in der Nähe des Gartenbergs wohnte. Es hatte

Digitized by Google

viel Mühe gekostet, die etwas altmodisch gesinnte Frau zu berücken: aber dann war die Geschichte auch eine einzige Kette aufregender Abenteuer . . . Dieser Capuaner strotzte vor Eifersucht. Tag und Nacht trug er den Dolch im Gürtel . . . Der leichtfertige Jüngling erklärte mit Pathos, Nichts komme dem Reiz einer solchen Gefahr gleich.

„Pah!" rief Cnejus und leerte die weißblaue Schale bis auf den letzten Tropfen.

„Bestreitest Du das?"

„Ganz entschieden!" versetzte Cnejus. „Ich halte es mit Horaz. Wenn ich denn wirklich einmal eine Liebschaft eingehe, will ich auch meine volle Gemüthsruhe haben. Ein schöner Spaß, Deine Abenteuer! Bei jedem Stücklein Kalk, das von der Wand bröckelt, aufzufahren wie ein umstelltes Wild! Bei jedem Thürgekreisch in den Nachbarhäusern Verrath zu wittern! Das könnte mir passen!"

„Von Deinem Standpunkt hast Du vollkommen Recht," nickte der hagere Marcus. „Immerhin: ich verstehe auch Dich, Septimius! Und Deine Art macht mir Eindruck. Diese Hartnäckigkeit im Verfolgen gewisser Pläne, dies Ueberwinden von Schwierigkeiten . . . Man hat doch dabei einen Lebenszweck, eine Arbeit!"

„Das will ich meinen! Und das Gefühl des Triumphes, wenn man am Ziele ist!"

„Großartig!"

„Nun, ich gönne Euch diese Großartigkeit," schmunzelte Cnejus. „Mich kann die Sache nicht locken."

„Jeder nach seiner Veranlagung," erwiderte Marcus. „Du bist auch wohl etwas gar zu beleibt für die Rolle des Herzenseroberers. Septimius aber mit seiner Apollogestalt — hol' mich der Henker! Soviel ich weiß, hat er bis jetzt nur ein einziges Mal ohne Erfolg angepocht."

„Oho!" rief Septimius.

„Ruhiges Blut!" wehrte der Andere. „Wer so häufig gesiegt hat, wie Du, der kann eine Niederlage auch eingestehen. Bei Acca Sempronia, der Gattin des Titus Arruncus, bist Du in schönster Form abgefahren. Da giebt's nun kein Leugnen."

„Ich? Wer sagt das?"

„Nun, dabei gewesen ist Keiner. Aber man hat doch beobachtet . . ."

„Daß ich bei Titus Arruncus verkehre! Daß ich gegen die Hausfrau so artig war, als dies unter gebildeten Städtern üblich ist . . ."

„Nein, mehr."

Septimius Cauler zuckte die Achseln.

„Lächerlich, beim Apoll! Nicht im Traum hab' ich jemals daran gedacht, diese Acca Sempronia als Gegenstand einer möglichen Tändelei in's Auge zu fassen. Sie ist ja nicht übel so weit . . ."

Digitized by Google

„Oh, oh, oh!“ rief Cnejus und neigte den mächtigen Rundkopf. Die reizendste Frau zwischen Marsfeld und Gräberstraße, — und nicht übel so weit? Außerordentlich hübsch ist sie, anmuthig, blühend, olympisch . . .“

„Das dächte ich auch, Freund!“

„Wie Ihr gleich in die Höhe fahrt! Daß sie ein verlockendes Lärvchen hat, gebe ich zu. Ich aber fordere mehr. Acca Sempronia ist langweilig . . .“

„Pah! Der Fuchs und die Trauben!“ lachte der vollsaftige Epikuräer. Und Marcus fügte mit einem spöttischen Lächeln hinzu:

„Ich kenne zwar Acca Sempronia seit Jahren schon — sie war noch ein Kind: — aber daß sie besonders langweilig wäre? . . . Nicht langweiliger als die meisten . . .“

„Mich persönlich hat sie gelangweilt,“ sagte Septimius gereizt. „Wenn man im Garten der Süßigkeiten die Auswahl hat, so wird man ja wohl ein bischen verwöhnt. Die ortsübliche Anmuth, die auf den sieben Hügeln so wohlfeil ist wie das Sonnenlicht, hat für mich, offen gestanden, nur wenig Reiz. Es muß Etwas dahinter stecken! Ein Funke von dem göttlichen Feuer, das hier aus dem alten prachtvollen Wein duftet! Ein überirdischer Hauch, der aus der abschmeckenden Alltagskomödie ein Lustspiel höheren Stils macht! Davon aber findet sich bei Acca Sempronia nicht die Spur . . .“

„Wer weiß!“ antwortete Cnejus. „Mit all' Deinen Vorzügen bist Du vielleicht nicht der Mann gewesen, dieses verborgene Feuer zu wecken. Zudem: Acca Sempronia ist so wunderhübsch, daß sie das Recht hätte, geistlos und fade zu sein, was doch ganz gewiß nicht der Fall ist. Nein, Septimius! Wende Dich, wie Du willst: bei Acca Sempronia hast Du kein Glück gehabt! Und was schadet es denn? Im Gegentheil: Für uns Menschenfreunde bleibt es ein schönes Gefühl, daß es auch in dem verderbten Rom der Cäsaren noch weibliche Tugend giebt. Auf diesen Karren wollen wir's abladen; denn Niemand zweifelt doch ernstlich an Deiner persönlichen Unwiderstehlichkeit! Stoßen wir an: Es lebe Acca Sempronia!“

Die Murrha-Becher klirrten wider einander. Septimius leerte den seinen bis auf den Grund, goß ihn von Neuem voll, setzte ihn hart auf den Tisch und sagte dann trotzig:

„Dickwanst, unleidlicher! Glaubst Du, ich höre aus Deiner Beschönigungssprache nicht die empörendste Ironie heraus? Aber ich will Dich schon klein kriegen! Hältst Du die Wette, daß ich, noch ehe das Jahr vergeht, auch diese Acca Sempronia erobert habe?“

Cnejus schaute bedächtig in seinen goldbraunen Falerner.

„Ich weiß nicht, ob ich gerade wegen der Acca Sempronia wetten soll. Sie ist befreundet mit meiner Schwester . . .“

„Was thut das?“

Digitized by Google

„Nun, die Achtung vor der Familie . . . Ich denke immer, die Freunde zählen ein bischen mit zu den Hausgenossen. Uebrigens, was mir Cneja von Acca erzählt hat, und was man auch anderwärts hört. Ich glaube, Du thätest gut, wenn Du die Hand ein für allemal hier davon ließest! Acca ist unantastbar, eine Römerin alten Schlages. Ihr Vater hatte den Beinamen Cato der Strengere. Diese Strenge, dieses unbeugsame Pflichtgefühl hat sich auf Acca vererbt, trotz all ihrer scheinbaren Leichtlebigkeit."

„Und wäre ihr Vater Cato der Strengste und sie die Mutter der Gracchen und Lucretia in einer Person: ich wette zweitausend Goldstücke, daß ich an's Ziel gelange, eh' noch der dritte Monat zu Ende geht!"

Cnejus nagte die Lippen. Ein Rest von Ehrgefühl hinderte ihn, den Vorschlag anzunehmen.

„Ich wette nicht," sprach er verdrießlich.

„Warum nicht? Wenn Du behauptest . . ."

„Ach was! Du treibst die Geschichte zu weit, Septimius! Achtbare Frauen sind keine Circuspferde . . ."

„Es giebt keine achtbaren Frauen."

„Du bist verrückt! Laß mich in Ruhe!"

„Hör' nur Einer den sittsamen Austernvertilger! Den Lebemann, den feisten Muränenfresser!"

„Ich sagte Dir schon, Acca Sempronia ist mit Cneja befreundet."

„Ja, ja, ich weiß! Ich will Dir auch ganz und gar nicht zu nahe treten!"

Dann, zu dem Andern gewendet:

„Marcus, hältst Du die Wette?"

Marcus zögerte einen Augenblick. Dann sagte er kaltblütig:

„Gut, ich halte sie! Nach dem, was Cnejus versichert hat, hoffe ich sie zu gewinnen."

„Also, es gilt!"

„Aber auf welche Art willst Du beweisen . . .?"

„Ich bringe Dir eine Haarlocke . . ."

„Blondes Haar ist billig in Rom."

„Du glaubst doch nicht . . .?"

„Ich glaube gar Nichts, aber ich fordere, was ausreicht. Hier also einen Schwur. Am Abend des Saturnalienfestes legst Du im Tempel des Jupiter einen geheiligten Eid ab. Du schwörst, mir die Wahrheit zu sagen . . ."

„Wenn Du dem bloßen Wort Deines Freundes mißtraust — gut."

„Ich mißtraue Dir nicht — aber Wette ist Wette. Da muß man genau sein."

„Machen wir's also schriftlich . . . Cnejus setzt seinen Namen hinzu, als Zeuge und Schiedsrichter . . ."

Digitized by Google

„Meinetwegen," brummte der Dickwanst. „Aber ich bitte darum, daß die Geschichte ganz unter uns bleibt. Es wäre mir peinlich . . ."

„Ganz unter uns!" lallte Septimius, der jetzt anfing, den Wein zu spüren. „So sehr unter uns, daß nicht einmal meine übernächste Geliebte Etwas davon erfahren soll."

III.

Rom lag in tiefem Schlafe. Nur hier und da kehrte noch ein verspäteter Zecher heim, dessen Hornlaterne unheimlich über den hallenden Weg schwankte. Die vornehmen Bauten der Via Appia ruhten still und verträumt. Das Haus des Titus Arruncus war eines der letzten nach der Süd-Ebene hin. Es stand frei; sein ausgedehnter Park war von hohen Mauern umfriedigt.

An der Westseite dieser Parkmauern gewahrte man beim Schimmer des aufgehenden Mondviertels zwei Männergestalten: den jungen Septimius Cauler und seinen Fußfolger Ajar. Der Sklave schob eine Leiter an. Septimius Cauler stieg langsam die Sprossen hinan und ließ sich dann jenseits hinunter.

Drinnen im Park empfing ihn Eurydice, die Kammersklavin der Acca. Septimius Cauler hatte die Sklavin erkauft und ihr mit großer Verschmitztheit vorgeredet, daß er mit Acca Sempronia längst einig sei; nur dürfe die Herrin vorläufig Nichts von ihrer Mitwissenschaft ahnen.

Rings im Haus regte sich Nichts. Der große Wolfshund lag vorn in dem Oecus, wo Acca Sempronia damals ihrem Gemahl erklärt hatte, daß sie um keinen Preis mitgehen würde nach Antiocheia. Von der Dienerschaft war Nichts zu befürchten. Sämmtliche Sklaven und Sklavinnen schliefen heute ganz außergewöhnlich tief. Sie hatten aus Anlaß eines Geburtsfestes tüchtig gebechert, und Eurydice war so klug gewesen, dem süßen campanischen Rothwein, der in den Mischkrügen duftete, einige Tropfen aus ihrer Hausapotheke beizumengen . . . Auch der sonst so nüchterne Pförtner hatte sich einen gründlichen Rausch geholt und schnarchte nun bleischwer in seiner Thürzelle. Titus Arruncus selbst war vor einigen Wochen im Auftrage seines Kaisers nach Hellas gereist.

„Sachte, sachte!" raunte die Kammersklavin, da Septimius Cauler in ungeduldiger Hast vorwärts drängte. „Knirsche nicht so mit den Schuhen, Herr! Ich sterbe vor Angst."

„Thorheit, Kind! Ich schleiche ja wie ein pannonischer Luchs! Wahrhaftig, Mädchen, ich glaube, Du zitterst! Sei doch nicht albern! Ich wiederhole Dir: es ist nicht das erste Mal . . . Heute gilt's nur eine reizvolle Ueberraschung! Die blonde Acca wird ja ein wenig erschreckt sein — denn bisher trafen wir uns nur draußen am Gartenberg, im Wohnhaus einer mitfühlenden Freundin: aber mich reizt es, hier einmal just in die Höhle des Löwen . . ."

Digitized by Google

„Ja, ja!“ seufzte Eurydice. „Ich kann mir's denken . . . Nur manchmal packt mich die Sorge, sie möchte mir's schwer verübeln, daß ich Dir nachgab . . . Denn sie glaubt mir's ja doch nicht, das Märchen von meinem Kopfschmerz, der mich hinausgescheucht haben soll in den Park. Sie merkt, daß ich mit Dir im Einverständnisse bin. Würdest Du sonst überhaupt gewagt haben . . .?“

„Ach, was! Verliebte glauben das Unwahrscheinlichste! Führe mich jetzt nur auf dem kürzesten Weg . . .“

Sie zuckte die Achseln und schritt vorsichtig über den Rasen, an dem Springbrunnen vorbei, dessen matter Strahl wehmüthig durch die Nacht plätscherte. Die Spätrosen dufteten; in den Myrtensträuchern regte sich hier und da ein träumender Vogel.

Nach fünf Minuten erreichten die Zwei das Posticum, dessen buckelbeschlagenen Flügel die Sklavin nur angelehnt hatte. Ein leises äolsharfenartiges Tönen der Thürzapfen, ein kurzes Warten und Lauschen. Hiernach traten sie in den Xystus und von dort in das Peristyl.

Eurydice hielt den Athem an. Auch Septimius fühlte sich, all seinen Vorsätzen zuwider, schwer beklommen. Jenseits des viereckigen Hofes, unter dem Säulengang glänzte ein schmaler Lichtstreifen: das Vorgemach zu dem Schlafraum Acca Sempronia's.

Seit jener Wette mit seinem Freund Marcus hatte Septimius Cauler alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, um sich der jungen Gemahlin des Titus Arruncus zu nähern. Wenn sie mit ihrer Kammersklavin den Circus besuchte, stand er am Eingang, begrüßte sie und knüpfte ein kurzes Gespräch an. War das Rennen zu Ende, so gab er ihr das Geleite bis nach der Via Appia, redete griechisch, damit ihn Eurydice nicht verstehen sollte, und wagte in sonderbarer Betonung die seltsamsten Wendungen. Im Campus Martius ritt er an ihre Sänfte heran; im Flavischen Amphitheater wußte er sich einen Platz neben ihr zu verschaffen; im Isistempel wich er ihr nicht von der Seite und heuchelte Andacht, als er gewahrte, daß es ihr selber mit den orientalischen Religionsübungen Ernst war. Acca duldete seine Aufmerksamkeiten, so lange er keinerlei Anspielung auf den wahren Kern der Komödie mit einmischte. Sie hatte im Vorjahr bereits den jungen Mann gründlich durchschaut und ihn bei aller Freundlichkeit ihres Wesens dergestalt in den Schranken gehalten, daß er niemals gewagt hatte, ihr von Liebe zu sprechen. Sie sah also keine Gefahr dabei — und die fast unterwürfige Art des glänzenden Cavaliers ergötzte sie. Nun aber kam, was sie bis dahin so siegreich vereitelt hatte: Septimius brach die Gelegenheit stürmisch vom Zaun und machte ihr ein Geständniß, das ihr die Röthe des Zorns in die Wangen trieb. Von diesem Augenblick an war der Verkehr zwischen den Beiden zu Ende. Sie gab ihm entrüstet und mit allem Nachdruck eines verletzten Stolzes den Abschied. Ohne ihren Gemahl zu lieben, dachte sie doch zu hoch von ihren Pflichten als römische Ehefrau

Digitized by Google

und als Tochter eines so weithin geachteten Vaters, um einen Menschen fürder nur anschauen zu mögen, der sich erdreistet hatte, an dem Feingehalt ihrer Tugend zu zweifeln. Sie machte sich jetzt sogar Vorwürfe, daß sie es überhaupt so weit hatte kommen lassen. Die Oedigkeit und Langweiligkeit ihres Daseins schien ihr kein ausreichender Grund hierfür; ebenso wenig die Thatsache, daß ihr der dreiste Septimius vorher eigentlich ein recht angenehmer Gesellschafter, ja beinahe ein schätzbarer Freund gewesen war. Sie mied also jede Begegnung, und als der Verschmähte ihr gleichwohl auf Umwegen zusetzte und ihr sogar einen leidenschaftlichen Brief schrieb, in welchem er sein vermeintliches Anrecht auf ihre Gunst mit volltöniger Mode-Sophistik vertheidigte, da gab sie ihm kurzer Hand zu verstehn, wenn er sie noch ein einziges Mal so empörend verunglimpfe, werde sie ihren Gemahl, der ja vor Ende des Monats aus Griechenland heimkehre, um energische Züchtigung dieser Frechheit ersuchen müssen.

Septimius war niedergedonnert. Lange genug hatte er mit dem entscheidenden Ansturm gezögert, — und nun schlug ihm die Sache trotz aller sorgsamen Vorbereitung so kläglich fehl! Die Fragen der beiden Zechgenossen, zumal des hohläugigen Marcus, der den Verlauf der Dinge mit unerträglichem Scharfblick zu ahnen schien, brachten den Schwerenttäuschten beinah zur Raserei. Er glaubte nun, seine Ehre als vornehmster Herzensbezwinger der Hauptstadt sei hier ernstlich verpfändet; er müsse trotz der Halsstarrigkeit seines Opfers den Sieg davon tragen, koste es, was es wolle. Ab und zu schmeichelte ihm die Hoffnung, Acca sei ja im Grund ihrer Seele ihm längst gewonnen; nur die Erziehung ihres eisernen Vaters wehre ihr noch, diesem Gefühl sich rückhaltlos hinzugeben.

Nach langem Erwägen faßte er den Entschluß, den er jetzt eben mit Hilfe der ungetreuen Eurydice ausführte. Er wollte zur Nachtzeit in das Gemach der jungen Frau eindringen und sich ihr mit den Gluthausbrüchen des Wahnsinns zu Füßen werfen ... Vielleicht wirkte hier das Ungeheuerliche des Wagnisses ... Vielleicht sagte sich Acca: Nun glaubt mir Eurydice doch nicht, daß ich pflichttreu und ohne Makel geblieben ... Und schließlich, wenn Alles nicht half ... Mehr geahnt als gedacht schwebte dem Unsinnigen die Geschichte des Sertus Tarquinius und der Lucretia vor ... Er konnte ihr drohen, er konnte ihr zuraunen: ‚Wenn Du mich jetzt zur Verzweiflung bringst, schlage ich Lärm ... Ich stelle Dich vor der gesammten Dienerschaft bloß!‘ Das war niederträchtig und feige — gewiß: aber wo seine Eitelkeit und Selbstliebe im Spiel war, kannte Septimius Cauler weder Bedenken noch Schamgefühl. Acca Sempronia war seine Feindin; denn ihre hochmüthige Tugend stellte den Ruf seiner Unwiderstehlichkeit schmachvoll in Frage: also war auch im Kampfe mit ihr Alles erlaubt, jede Kriegslist, jede Verrätherei und Gewalt ...

Auf den Zehen schleichend, durchquerte Septimius das Peristyl, während Eurydice, wie vereinbart, zurück in den Garten eilte. Nochmals

Digitized by Google

blieb er einen Augenblick stehen, eh' er die schwere Thürdecke hob. Dann glitt er geräuschlos in's Vorgemach, wo links auf dem Mauervorsprung eine zweidochtige Thonlampe ihr mattgelbes Licht ausgoß. Hier stand das Lager der Kammersklavin. Ein faltiger babylonischer Vorhang, der vom Obergebälk bis auf die Schwelle fiel, trennte dies Vorgemach von dem Schlafzimmer Acca's.

Pochenden Herzens lugte Septimius hinein. Von der schöngetäfelten Decke hing hier eine hellrothe Ampel, die über den ganzen Raum ein mildes, magisches Licht goß. Acca Sempronia lag in schneeweißer Tunica auf der Bronze-Bettstatt, bis an die Hüften zugedeckt von dem schmiegsamen Wollgewebe eines galäsischen Teppichs. Ihr liebliches Antlitz neigte sich auf die entblößte Schulter; ihr blondes Haar, das in dem Schein der Ampel wie ein Gemisch von Kupfer und Gold flimmerte, war im Nacken geschürzt und mit breitem, blauschwarzem Bande durchflochten.

Ein leiser Schauer — und Septimius trat ein. Mochte das Schicksal ihm jetzt Heil oder Unheil bereit halten — er konnte nicht anders.

Ueber dem Lager der Schlummernden befand sich ein kleines Hochfenster. Da Septimius den Thürvorhang hob, entstand ein plötzlicher Luftzug, der die Ampel in Schwingung versetzte und von dem Citrustisch neben der Bettstatt ein Kopftuch herabgleiten ließ. Mit dem Kopftuch fiel ein Krystallfläschchen . . .

Durch das Geräusch geweckt, schlug Acca Sempronia die Augen auf. Ein leichter Schrei entrang sich ihren halbgeöffneten Lippen; Todtenblässe überflog ihr Gesicht; eine Secunde lang schien sie an allen Gliedern gelähmt. Im nächsten Moment aber stand sie auf beiden Füßen. Den weichen galäsischen Teppich hatte sie breit um die Hüften geschlungen. Sie sah aus, wie eine strafende Göttin.

„Was suchst Du hier?" stammelte sie entsetzt.

„Dich suche ich! Lange genug hab' ich nach einem aufklärenden Wort geschmachtet . . . Fürchte Nichts, Acca Sempronia! Du sollst mich nur anhören!"

„Wahnwitziger!" raunte sie hochaufglühend vor Entrüstung und Scham. „Fort mit Dir, oder ich schreie um Hilfe!"

„Das wirst Du nicht, Acca Sempronia! Bedenke doch! Wenn Deine Sklaven mich hier im Cubiculum finden! . . . Welch' ein Abgrund für Deinen Ruf! Und ist es denn wirklich ein so unerträgliches Loos, von Septimius Cauler geliebt zu werden?"

Er drang auf sie ein. Acca Sempronia riß einen Dolch von der Wand.

„Beruhige Dich doch!" raunte er schmeichlerisch, ohne auf ihre drohende Haltung zu achten. Er war von dem Liebreiz ihrer Gestalt, ihres flammenden Angesichts wie betäubt. „Es ist ja unmöglich, daß Du nicht fühlst, wie ganz und gar ich Dir angehöre! So lohne mir's doch! Ueberwinde

Digitized by Google

die Scheu, die man Dir eingeimpft! O, ich weiß, im Grund Deiner Seele zürnst Du mir nicht! Du bist nicht unempfänglich gegen die Raserei, die mir das Herz zersprengt . . . Acca, Acca, ich sterbe vor unermeßlicher Liebe!"

Er zog sie voll stürmischer Leidenschaft an sich. Sein heißathmender Mund suchte den ihren. Sie wand sich verzweiflungsvoll.

„Laß mich — oder ich tödte Dich!" klang es von ihren Lippen.

„Tödte mich, aber sei mein!"

„Du hast es gewollt!" hauchte sie tonlos.

Ein jähes Aufblitzen im Lichte der Ampel. Ein halb unterdrückter Schrei. Septimius Cauler taumelte stöhnend wider den Citrustisch. Acca's Dolch war ihm tief in die rechte Schulter gedrungen.

„Fort," sprach sie gebieterisch, „oder ich stoße zum zweiten Mal! Wähnst Du, die Ehre einer römischen Frau sei das Spielwerk jedes unklugen Tagediebs? Geh' heim, laß Dich verbinden, — und versuche nie wieder mit List oder Gewalt zu erobern, was Dir von Rechts wegen ewig versagt bleibt!"

Septimius, dem das quellende Blut reichlich über das lichte Gewand floß, merkte, daß seine Rolle hier ausgespielt war. Acca Sempronia, den rauchenden Dolch in der Hand, bewies ihm durch Blick und Geberde eine so unbarmherzige Feindseligkeit, daß er sich zähneknirschend zum Ausgang wandte. Was blieb ihm übrig, als der ruhmlose Rückzug?

Im Säulenhof preßte er sich die Falten der Toga fest über die Wunde und eilte dann schwer athmend zum Posticum. Hier traf er die Kammerisklavin, die sich vor unruhiger Neugier und Angst nicht weiter hinausgetraut hatte in den mondschein-umflorten Park . . .

Mit Aufbietung aller Kraft suchte Septimius ihr seinen Zustand geheim zu halten.

„Geh' nur!" sprach er mit fester Stimme. „Ein anderes Mal . . . Für heute ist's besser, ich gebe die Sache auf . . ."

Eurydice bat um ein Wort der Aufklärung. Er aber schüttelte hastig den Kopf.

„Gehab' Dich wohl!" sagte er kurz. „Morgen schreibe ich Dir. Vielleicht auch nicht . . ."

Und somit verschwand er im Dunkel der hochaufragenden Lorbeersträucher.

Eurydice trat in den Säulenhof, als Acca vom Eingang des Vorgemachs ihren Namen rief.

Die Sklavin stellte sich völlig unbefangen.

„Bist Du zu Ende mit Deiner unleidlichen Nachtwanderung?" fragte die junge Frau.

Dabei schaute sie ihr scharfprüfend in's Angesicht.

Die Sklavin zuckte mit keiner Wimper.

Digitized by Google

„Jetzt eben wollt' ich mein Lager aufsuchen. Denke Dir, Herrin, im Xystus, wo ich ein Veilchen auf der Diana-Bank rastete, bin ich kurzer Hand eingeschlummert. Und meine Kopfschmerzen sind glücklich vorüber . . ."

Es bleibt dahingestellt, ob Acca Sempronia der dreisten Heuchlerin glaubte. Jedenfalls gab sie sich jetzt den Anschein. Sie forderte nur einen frischen Trunk und sagte dann mit eigenthümlichem Nachdruck:

„Schließ mir die Thüre des Vorgemachs! Ich schlafe heut' etwas unruhig. Es ist mir, als gingen Lemuren um und allerlei böse Dämonen."

„Wie Du befiehlst, Herrin! Obgleich das jetzt gar nicht die rechte Zeit ist für die Gespenster . . ."

„Wenn mein Gatte von mir entfernt weilt," murmelte Acca Sempronia, „ist immer Umgangszeit für die Geister . . ."

Sie legte sich nieder. Lange fand sie nicht Rast. Sie dachte an Titus Arruncus, von dem sie nicht eben freundlich geschieden war, denn ihre Weigerung, mitüberzusiedeln nach dem verabscheuten Antiocheia, hatte den wackeren, opferwilligen Mann ernstlich verstimmt. Als sie endlich bei dämmerndem Morgen entschlafen war, erschien ihr der Ehegemahl im Traume, aber nicht grollend und zürnend, wie er gegangen, sondern freundlich und mild. Er lobte sie mit überströmenden Worten. „Du bist tapfer gewesen, Acca Sempronia," rief er mit stolzem Lächeln ihr zu. „Du hast Deine Ehre vertheidigt und meine! Ich danke Dir! Ich liebe und achte Dich!"

IV.

Acca Sempronia beschloß, die unglaublichen Vorgänge dieser Nacht geheim zu halten; wie sie denn andererseits Grund zur Vermuthung hatte, auch Septimius werde das unrühmliche Abenteuer nicht weiter erzählen.

Zwei Tage später erfuhr sie durch eine Freundin, der junge Mann, der übrigens seine Verwundung auf den Angriff eines ihm unbekannten Raufbolds zurückführte, liege gefährlich darnieder und werde von seiner trostlosen Mutter und dem alten Familienarzte Eulogius gepflegt.

Bei dieser Botschaft fühlte sich Acca Sempronia schmerzlich bedrückt. So sehr sie auch das Gefühl hatte, daß sie mit ihrer gewaltsamen Abwehr völlig im Recht gewesen, und daß sie im gleichen Fall genau wieder so handeln würde, so schwer fiel es ihr doch auf die Seele, daß sie vielleicht durch die Verkettung der Umstände Schuld an dem Tod eines Menschen trug, eines vornehmen Jünglings, den eine wackere Mutter so heiß liebte und der, wie sie glaubte, doch nur im blinden Drang seiner Leidenschaft, nicht aus berechnender Arglist gefehlt hatte. Eros — die Rede ging ja von Alters her — verwandelte auch die Urtheilsfähigsten und Vernünftigsten. Septimius Cauler hatte gewiß eine Lehre, eine Zurechtweisung, eine Züchtigung verdient; aber, so schien es ihr jetzt, doch nicht den Tod . . .

Digitized by Google

Die Angelegenheit beschäftigte sie so ernstlich, daß sie bei Tag und Nacht kaum etwas Anderes zu denken vermochte. Hundert Mal legte sie sich die Frage vor, ob es nicht möglich gewesen wäre, den Eindringling zu verscheuchen, ohne von ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Freilich, der ungebührliche Mensch hatte ihr einen so maßlosen Schrecken verursacht, daß ihr die Kraft ruhiger Ueberlegung versagte. . . Und die Zeit war so kurz, und seine Augen flammten so wild und gespenstisch . . . Wer durfte sie tadeln, wenn ihr die Angst da einen Muth eingeflößt hatte, dessen Folgen sie jetzt heimlich beklagte?

Unter dem Eindruck solcher Erwägungen vollzog sich ihr nach und nach eine Wandlung des Urtheils. Die Frevelthat des Septimius, die ihr unsühnbar gedünkt hatte, erschien ihr allmählich in weit milderem Licht, während ihr eigenes Heldenthum, auf das sie so stolz gewesen, mehr und mehr in ihrer Bewunderung einbüßte. Sie nannte sich hart und eine grausame Ueberschreiterin dessen, was ihr nach göttlichem und menschlichem Rechte zustand. Lieber als diesen Dolchstoß hätte sie einen Hilferuf wagen sollen: ihr Angstschrei würde den Tollkühnen verscheucht haben, noch ehe sich Jemand von den Dienern geregt hätte . . . Und was so der Selbstanklagen und Vorwürfe mehr waren.

Der Kammersklavin Eurydice gegenüber spielte Acca Sempronia nach wie vor die vollständig Unbefangene. Sie sprach mit ihr sogar von dem „Unglück", schalt über die nächtliche Unsicherheit der Zweimillionen-Stadt und beauftragte die schlaue Person, sich in aller Form nach dem Zustande des Verwundeten zu erkundigen.

„Du weißt, Kind," fügte sie gleichmüthig hinzu, „Septimius Cauler ist ein Freund meines Gemahls. Ich möchte mir nicht den Vorwurf der Theilnahmslosigkeit zuziehen."

Die erste Nachricht, die Eurydice heimbrachte, klang nicht eben hoffnungsreich. Es war jetzt am vierten Tage seit der Verwundung. Das Fieber hatte sich ganz erheblich gesteigert. Der rechte Arm schwoll mit jeder Minute mehr an. Während der letzten Nacht hatte der Kranke wiederholt irre geredet. Der Arzt war in schwerer Sorge.

Acca Sempronia empfing diese Botschaft mit großer Selbstbeherrschung. Sie äußerte nur ein höfliches Wort des Bedauerns. Später jedoch, da sie allein war, schritt sie mit bebender Rastlosigkeit durch das Gemach, wechselte mehrfach die Farbe und scheuchte den Wolfshund, der sich schnobernd an sie herandrängte, so unwirsch, daß er gesenkten Schweifes hinter das löwenfüßige Ruhebett kroch.

Zwei Tage später war die Gefahr vorüber. Die Heilung vollzog sich von da ab regelrecht. Acca Sempronia athmete auf. Es war doch ein gutes Gefühl, so von der Last unerträglicher Vorwürfe endlich befreit zu sein und sich sagen zu dürfen: Dein Gebet ist erhört worden; die unsterblichen Götter haben das abgewandt!

Digitized by Google

Je mehr sich inzwischen die Gesundheit des Jünglings besserte, um so häufiger stellte sich bei Acca Sempronia ein anderer Gedanke ein, der ihr zuletzt wieder die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung schmerzlich beeinträchtigte. Sobald Septimius Cauler geheilt war, schien es kaum zu vermeiden, daß sie ihm hier und da wieder begegnen würde. Diese Aussicht flößte der jungen Frau ein Gefühl bangster Beklommenheit ein. Wenn das Vorgefallene ewig geheim bleiben sollte, dann durfte sie den genesenen Uebelthäter nicht unwirscher empfangen als früher. Aber konnte sie das? Ließ sich ein solches Ereigniß spurlos begraben? Selbst bei dem ehrlichsten Willen blieb es doch eine drückende Aufgabe, hier in jeder Beziehung den richtigen Ton zu finden — weder zu schroff noch zu mild, weder zu gleichgiltig noch zu harmvoll. Es überrieselte sie eiskalt, wenn sie sich ausmalte, wie er sie grüßen, wie er sie anreden würde, und was sie ihm dann mit erkünstelter Ruhe entgegnen wollte. O, dieser peinliche Augenblick! Später gab sich die Sache dann leichter: aber das erste Wiedersehen . . .! Wenn nur bis dahin ihr Gatte von seiner griechischen Reise zurück war! Die Anwesenheit des Titus Arruncus hätte ihr gerade in dieser Beziehung einen so schätzbaren Halt gewährt!

Je länger es dauerte, um so hartnäckiger bohrte sich Acca Sempronia in solche Gedanken ein. Seit sie erfahren hatte, Septimius sei zum ersten Mal wieder ausgegangen, gab sie die nachmittäglichen Ausflüge in das Marsfeld auf, nur um nicht etwa mit ihm dort zusammenzutreffen. Sein Anblick schon hätte jetzt ausgereicht, sie in die äußerste Aufregung und Verwirrung zu stürzen.

Da sie sich auf die Länge denn doch nicht ganz einsperren konnte, so gab sie eines Tags den Befehl, die Sänfte für eine Wanderung durch das Südviertel zu rüsten. Auf der äußeren Via Appia stieg sie mit Eurydice aus den Polstern, hieß die blonden Sigambrer unweit des curischen Grabsteins warten und bog zu Fuß in die letzte Querstraße ein, die zwischen Gärten und Landhäusern nach dem Gestade des Flüßchens Almo führte.

Acca Sempronia ließ ihren Blick über die mächtigen Wasserleitungen und das sonnebeglänzte Albanergebirg schweifen. Nach Ausdrücken suchend, mühte sie sich, den Ernst dieser steil ragenden Schroffen großartig zu finden.

„Wie sehr bist Du verwandelt!“ sagte Eurydice. „Früher war Dir das lauteste Volksgetümmel am Cälius nicht laut genug. Die Via Sacra und die Gassen des Forums lockten Dich eben so sehr wie die Breitstraße und der Säulenbau des Agrippa. Jetzt mit einem Mal schwelgst Du hier draußen am Ende der Stadt im Anblick der kahlen Bergwände!“

Acca Sempronia erröthete und gab eine ausweichende Antwort. Sie fühlte sehr wohl die Unfolgerichtigkeit ihres Benehmens. Und sie hatte sich doch so fest vorgenommen, ganz alltäglich und in jeder Beziehung unverändert zu scheinen.

Digitized by Google

„Der Winter kommt jetzt mit Riesenschritten," sagte die Sklavin lächelnd. „Da droben in den flimmernden Felsspalten hängt schon der Schnee. Er schmilzt nicht mehr. Da fühlt man zwiefache Sehnsucht nach dem Verkehr mit Menschen."

„Meinst Du?" versetzte Acca. „Ich dächte im Gegentheil: der Winter fesselt an's Haus . . ."

So ging sie weiter. Plötzlich fuhr sie zusammen. Das helle Blut strömte ihr heiß in's Gesicht. Eine volltönige Männerstimme klang von links aus der Seitenstraße:

„Herrin, ich grüße Dich!"

Es war Septimius Cauler, der hoch und stolz, aber dennoch mit einer gewissen, nur für Acca verständlichen Zaghaftigkeit auf sie zutrat und sich dann ehrfürchtig vor ihr verneigte. Er sah noch ein wenig bleich aus: aber gerade die Blässe verlieh seinem Gesicht etwas außerordentlich Edles und Vornehmes. Der leicht in's Bronzefarbene getönte Kopf mit seinem tiefbraunen kurzen Gelock hob sich königlich aus den Falten der schneeweißen Toga. Der Fuß in den brandroth verschnürten gelblichen Halbschuhen trat fest und geräuschlos auf; der rechte Arm, den die Römer sonst freitrugen, war mit einer hellblauen Binde umwunden und lag bis an den Ellbogen vorn im Bausch der Gewandung.

„Verzeih, Acca Sempronia, daß ich Dich anrede," sagte Septimius Cauler in griechischer Sprache. „Ich thue dies, weil ich befürchte, Deiner Begleiterin möchte es auffallen, wenn ich den Gruß unterließe."

In der Weise seines Gebahrens lag etwas so Ritterlich-Demüthiges, daß Acca Sempronia sich nahe daran fühlte, ihm die Hand zu reichen. Doch besann sie sich rasch.

„Ich weiß nicht," versetzte sie in der nämlichen Sprache, „ob diese Meinung begründet ist. Vielleicht überrascht es meine Gefährtin weit mehr, daß wir hellenisch reden, da wir doch wissen, daß sie trotz ihres griechischen Namens dieser Sprache nicht mächtig ist."

Sie war unterdeß weiter geschritten. Septimius Cauler blieb ihr in angemessener Entfernung zur Seite.

„Mag sein," fuhr er mit zögernder Stimme fort. „Meine Besorgniß war vielleicht überflüssig. Aber ehrlich gesagt: dies Bedenken war nicht der einzige Grund . . . Acca Sempronia, ich habe nicht eher Ruhe, als bis Du mir volle Verzeihung schenkst! Wüßtest Du, wie mir bei Deinem Anblick zu Muthe ist! Ich lag auf den Tod, Herrin: aber wenn ich gestorben wäre, beim Jupiter Ultor, mir wäre nur recht geschehen!"

Sie gab keine Antwort. Das wild-pochende Herz schlug ihr bis in die Kehle herauf.

„Ich danke Dir, Acca Sempronia, daß Du mich anhörst," fuhr er mit wachsender Innigkeit fort. „Ich habe gefrevelt; ich habe Dich tödtlich beleidigt, aber ich schwöre Dir: das Alles geschah nur im Ueberschwang

Digitized by Google

eines Gefühls, das ich jetzt endlich mit Hilfe der Götter besiegt habe. Ich war wie von Sinnen. Ich glaubte, ohne Deinen Besitz fürder nicht leben zu können. Und so vergaß ich, was ich Dir und Deinem erlauchten Gemahl schuldig bin. Das ist nun vorüber. Ich habe gekämpft, Acca! Ich habe mir, da ich so zwischen Leben und Tod schwebte, Alles das vorgehalten, was Du in Deiner gerechten Entrüstung mir je hättest sagen können. Nun aber lehren die Priester, daß uns die wahrhafte Reue von Schuld rein macht. Ich habe bereut, Acca Sempronia, und flehe nun inbrünstig um Vergebung! Sage mir, daß Du nicht länger grollst; daß Du mich freisprichst, wie mich die Gnade der Gottheit freispricht."

Acca Sempronia schwieg nach wie vor. Die Kammersklavin war unvermuthet zurückgeblieben; sie hatte im Grase des Wegrains ein paar verspätete Blumen gesehen. So fügte Septimius in lateinischer Sprache hinzu:

„Sei mild, Acca! Bedenke, daß unter allen Fehlern diejenigen am verzeihlichsten sind, die unser Herz verschuldet! Und Du wagst ja Nichts, wenn Du mich lösest! Ich wiederhole Dir, daß ich nun völlig geheilt bin — nicht nur von meiner Wunde da in der Schulter, sondern von jener tieferen, seelischen . . . O, es ist wunderbar, wie stark sich der Mensch niederzwingt, wenn er gewahrt, daß seine Glut Frevel ist! Acca Sempronia! Laß uns Freunde sein, wenn Du kannst! Wo nicht, so gieb mir doch einmal zum Abschied die Hand und sage mir, daß meine Unthat getilgt ist! Ich flehe Dich an beim Gedächtniß Deines vergötterten Vaters!"

Er streckte ihr langsam die Linke entgegen.

„Die Rechte zittert noch, wenn ich den Arm aus der Wollbinde nehme," sagte er wie entschuldigend.

Es lag so viel echte Bescheidenheit, so viel aufrichtige Trauer in seinem Benehmen, daß Acca Sempronia tief gerührt wurde. Nach kurzem Zögern schlug sie rückhaltslos in die dargebotene Hand ein und fand nun endlich ein versöhnendes Wort. Dann mit einem Mal schien ihr der bleiche flehende Mensch so mitleiderregend, daß sie in jähem Aufwallen ihres Edelmuthes hinzusetzte:

„Und nun, Septimius, verzeih' auch Du, daß ich, wenn auch in gerechter Vertheidigung . . ."

„O, Herrin, was redest Du?" unterbrach er sie rasch. Er hielt ihre zarten Finger weich und innig umklammert und sah einen Augenblick wie verzückt nach oben. „Ich Dir verzeihen? Hast Du nicht ganz so gehandelt, wie ich's erwarten mußte? Nur eine Gnade der Götter ist's, daß ich so gut noch wegkam. Auch hat mich die Wunde an sich kaum so sehr in Gefahr gebracht, als der verzweifelte Unmuth, der mich am ersten Tag den Verband wegzerren ließ. Ich wollte verbluten, weil ich mich vor mir selbst schämte. Was lag mir am Dasein? Die edelste, herrlichste Frau, um deren Besitz ich mit Freuden die Qualen des Tartarus auf mich genommen

Digitized by Google

hätte, mußte nun fürder gering von mir denken! Da hatte die Welt keinen Reiz mehr für mich . . . Nur meiner theuren Mutter zu Liebe hab' ich dann später den Arzt gewähren lassen . . . Jetzt — leb' wohl, Acca Sempronia! Da ich nun Deine Verzeihung habe, darf ich Dir weiter nicht lästig fallen."

Er neigte das Haupt, grüßte und machte Kehrt.

„Was wollte er nur?" fragte Eurydice, die jetzt mit ihren Sternblumen langsam herankam. „Er sprach so feierlich! Und welch' ein merkwürdiger Zufall, daß wir ihm gerade hier draußen begegnen! . . . Du siehst, Herrin, man kann seinem Schicksale nicht entgehen! Soll man Bekannte treffen, so trifft man sie auch im ödesten Südviertel. Laß uns nur künftighin wieder getrost unser geliebtes Marsfeld aufsuchen!"

V.

Von dieser Stunde an war es um die Herzensruhe Acca Sempronia's geschehen. Der frühere Septimius Cauler, der nur allzusehr in dem Ruf eines leichtfertigen Epikuräers stand, der unverschwiegene Anbeter Livilla's und so vieler anderen Frauen von gleicher Haltlosigkeit, war ihr trotz seiner Kunstgriffe niemals gefährlich gewesen. Sie hatte ihn kaltblütig geduldet; ja, seine Huldigungen, die sie mit vornehmer Ueberlegenheit ablehnte, waren ihr aus gewissen Gesichtspunkten ergötzlich und beinahe sympathisch erschienen. Sie lernte so ihren eigenen Werth kennen: ihre Anmuth und Schönheit, die so glühend begehrt wurde, und ihre stolze Unnahbarkeit, die nur mit den Wimpern zu zucken brauchte, um jede Vermessenheit im Keim zu ersticken. Die persönlichen Vorzüge des Septimius kamen bei dieser Art des Betrachtens gar nicht zur Geltung. Jetzt aber, nachdem sich der Geck und der schamlose Eindringling plötzlich in den reuigen Büßer verwandelt hatte, fiel es ihr heiß auf die Seele, daß dieser Jüngling mit dem zaghaft zu Boden gesenkten Blick der schönste Mann der Siebenhügelstadt war. Ihre leichtbeflügelte Einbildungskraft lieh ihm dazu Eigenschaften des Geistes und des Charakters, die er niemals besessen hatte. Vor Allem schien es ihr zweifellos, daß hier eine wirkliche tiefgründige Leidenschaft vorgelegen, nicht nur die oberflächliche Gluth eines tändelnden Alltagsmenschen. Schon das unglaubliche Wagniß jenes nächtlichen Ueberfalls sprach ja für diese Annahme. Nun aber, da er so gar keinen Groll zeigte, sondern im Drang seines Schuldgefühls ihre Verzeihung erbat, war es ja vollständig erwiesen. Und Septimius Cauler hatte gekämpft! Er hatte den Brand seiner Sehnsucht muthig niedergerungen und erst nach langen Stunden der Qual sich mühsam in's Gleiche gebracht!

Acca Sempronia, seitdem sie hierüber sich klar geworden, empfand im Widerspruch mit ihren sonstigen Grundsätzen eine Art von Bedauern. Es half Nichts, daß ihr Verstand sich sträubte: das Mißgefühl über die Selbst-

Digitized by Google

bezwingung des Jünglings wich und wankte nicht. Echte, wahrhaftige Liebe entflammt zu haben und dann dieser Liebe durch den freien Entschluß des Liebenden wieder verlustig zu gehn: das war und blieb etwas Schmerzliches, mochte sich auch das rein philosophische Pflichtgefühl mit dieser Wandlung befriedigt erklären. Vorläufig zwar gestand sie sich diesen Verdruß nicht ein, aber deshalb ging er nicht weniger stark durch ihr gesammtes Fühlen; er beherrschte sie dergestalt, daß sie zu Zeiten einherging wie eine Leidtragende.

Unaufhörlich beschäftigte sich ihre Einbildungskraft mit der groß angelegten Persönlichkeit des Entsagenden. Sie stellte Vergleiche an zwischen Septimius Cauler und ihrem Gemahl, und diese Vergleiche fielen weit schroffer zum Nachtheil des Titus Arruncus aus, als dies der Wahrheit gemäß hätte der Fall sein dürfen. Die edle männliche Würde des Titus Arruncus dünkte ihr kalt und leblos. Der schalkhafte Plauderton, mit dem Septimius ihr vor Zeiten genaht war, kam ihr dagegen jetzt in der Rückerinnerung ganz außerordentlich sprühend und geistreich vor. Der staatsmännische Ernst und die eiserne Pflichterfüllung, die ihren Gatten kennzeichnete, war ihr ja nie sonderlich sympathisch gewesen: jetzt aber fand sie diesen altrömischen Geist geradezu starr und verknöchert, während ihr die leichtblütige Weltfreude des Jünglings als der Inbegriff alles Liebenswürdigen und Holden erschien. Wie anders würde sich doch ihr Dasein gestaltet haben, wenn ihr die Götter einen Gemahl beschеert hätten, der als Staatsbürger und Senator etwas weniger tadellos, aber als Mensch glutherfüllter, lebendiger, frischer gewesen wäre! O, diese römischen Ehen, bei denen das Herz so gar nicht gefragt wurde, die das reine Rechenexempel waren, die elende Addition von eins zu eins!

Septimius Cauler . . . wäre ein solcher Gatte gewesen . . . Mehr und mehr kam Acca Sempronia zu der Erkenntniß, Alles, was die übelwollende Fama von diesem herrlichen Jüngling erzählte, sei schnöder Lug und niederträchtige, platte Verleumdung. Es war ja begreiflich, daß ein so unvergleichlicher Mensch überall Feinde besaß — Feinde unter den Männern, die sich von ihm verdunkelt fühlten, Feinde unter den Frauen und Mädchen, die ihn anschmachteten, ohne Erhörung zu finden . . . Auch Sie, Acca Sempronia, hatte unter dem Bann dieser abscheulichen Einflüsterungen gestanden . . . Ja, wenn sie es recht überlegte, trug sie vielleicht die Hauptschuld an jenem nächtlichen Ueberfall! In der irrigen Meinung, einen ganz alltäglichen Herzenseroberer vor sich zu haben, war sie ihm nicht so ernst und so hoheitsvoll entgegen getreten, wie dies bei einer so leidenschaftlich bewegten Natur am Platze war . . . Er hatte sie mißverstanden . . .

Allmählich kam sie so auf den Punkt, in Septimius Cauler das Ideal eines edlen römischen Jünglings zu sehen und ihn trotz ihrer scheinbar noch unerschütterten Grundsätze heiß zu verehren.

Digitized by Google

Daß sie wirklich bis über die Ohren in Septimius verliebt war, das kam ihr erst voll zum Bewußtsein, als eines Nachmittags ihre Freundin Aglaia, die Tochter des lusitanischen Ritters Aulus Pallantius, bei ihr zu Besuch war. Acca Sempronia hatte dies reizende fünfzehnjährige Mädchen ganz außerordentlich gern; der Verkehr mit ihr war ihr jetzt gerade, in diesen aufwühlenden Stunden der Unrast, ein Herzensbedürfniß. Nun begab es sich, daß das Gespräch auf Septimius fiel, obschon Acca dies gemeinhin ängstlich vermied. Da nun einmal der Name genannt war, gab Acca Sempronia dem Drang ihrer Stimmung nach und behauptete schwärmerisch, dieser Septimius Cauler sei vor allen römischen Edelingen der Mann darnach, ein großfühlendes Mädchen glücklich zu machen.

Aglaia, die von der tollen Vergangenheit des Septimius Nichts ahnte und ihm nur zwei- oder dreimal begegnet war, blickte erröthend zu Boden und nickte, als wären ihr diese Worte so recht aus der Seele gesprochen.

Beim Anblick ihres zarten Erglühens erwachte in Acca Sempronia die wüthendste Eifersucht. Jetzt wußte sie, was ihr all die Tage her so trüb auf der Seele gelegen! Nun brach es los und durchtobte sie halb mit Wonne und halb mit verzehrender Bitterniß.

„Wo sahst Du ihn?“ fragte sie bebend.

„Im Haus der Petronia . . . Und dann im Theater, als Kappador mit Philemon den Raub der Proserpina spielte . . .“

„Mädchen, Du liebst ihn!“ lächelte Acca Sempronia. „Streite nicht! Deine brennenden Wangen strafen Dich Lügen! Weshalb auch solltest Du nicht? Du bist ja im richtigen Alter, und Dein Vater ist reich, reich wie ein Krösus. Das wiegt zehnmal den Purpur auf!“

„Acca, was redest Du! Septimius denkt nicht an mich! Und ich selbst, — ich versichere Dich . . .“

„Rege Dich weiter nicht auf! Ich verrathe Dich nicht. Es ist so natürlich, Kind! Und Ihr paßt ja zusammen! Er, der stolze, königlich geartete Mann, Du, die weibliche Anmuth, die Jugendblüthe, der Liebreiz in Person! Ihr werdet glücklich werden, glücklich über die Maßen . . .“

Aglaia wußte nicht, ob Acca Sempronia in vollem Ernst sprach. Es klang, ihren theilnehmenden Worten zum Trotz, etwas Fremdartiges, beinahe Höhnisches in ihrer seltsam bewegten Stimme. Und da nun Aglaia sich wirklich ein wenig in den glänzenden Jüngling vergafft hatte, so brach sie unter dem Eindruck dieser unklaren Empfindungen plötzlich in Thränen aus.

Acca Sempronia tröstete sie mit stürmischer Zärtlichkeit. Sie schämte sich jetzt, — aber die schmerzlich-trübe Erkenntniß, die ihr geworden, ließ sie nicht wieder los. Als sie der süßen Aglaia das Geleit gab nach dem Thürgang, krampfte ihr Herz qualvoll zusammen. Diese Aglaia trat nun hinaus in das glückverheißende Rom, wo sich all' ihre seligen Träume verwirklichen konnten. Sie selbst aber war gebunden, mit un-

Digitized by Google

zerreißbaren Fesseln beschwert, ein armes, verlorenes Weib ohne Hoffnung und Lebenszweck!

Gebrochen und müde trat sie vom Thürgang zurück und begab sich in ihren teppichgeschmückten Oecus. Dort warf sie sich dumpf-seufzend über das Ruhebett. Lange, lange verharrte sie dort in trostloser Selbstbetrachtung, bis die Kammerklavin Eurydice leise über die Schwelle trat und mit dem Docht ihrer thönernen Handlampe den fünfarmigen Bronze-Leuchter entzündete. Acca ließ sie gewähren, erhob sich dann schweigend und schritt wie geistesabwesend hinaus in den Xystus. Das Licht schmerzte sie; hier in den halb nur erleuchteten Colonnaden ging sie umher wie ein aufgescheuchtes Gespenst und lauschte dem Nachtwind, der jenseits der Mauern die Wipfel der alten Bäume durchbrauste. Sie war todunglücklich.

VI.

In dem Hauspark des Titus Arruncus erhob sich, von Cypressen und Pinien immergrün überdacht, ein kleines Gebäude im Stil der korinthischen Fremdenhäuser. Während der guten Jahreszeit verbrachte hier Acca Sempronia manchmal die Nachmittagsstunden; während der schlechten stand das Gebäude zumeist leer, wenn es nicht gerade als Wohnung für einen auswärtigen Gast diente.

Mitternacht war lange vorüber, als an der Eichenholzthür dieses Gartenhäuschens der Riegel klirrte. Acca Sempronia trat, ängstlich umschauend, heraus in den Park. Septimius Cauler folgte ihr auf dem Fuße. Wortlos schritten die Zwei durch den entblätterten Ulmengang nach der Umfriedigungsmauer. Beim Standbild des altersgrauen Vertumnus machten sie Halt. Acca Sempronia umschlang die hohe Gestalt des Jünglings mit beiden Armen, lehnte ihr Haupt zärtlich an seine Brust und schluchzte ein wenig.

„Wie schrecklich, daß wir uns trennen müssen!“ raunte sie gramerfüllt. „Ich kann nicht mehr ohne Dich leben, Septimius! Wie soll das werden, wenn nun zu Ende der Woche Titus Arruncus eintrifft! Beim Jupiter, manchmal wünsche ich mir den Tod!“

Septimius Cauler strich der Haltlosen schmeichlerisch über das volle Haar.

„Den Tod, Geliebte? Aber weshalb? Ich sehe noch durchaus keinen Grund zur Verzweiflung. Sind wir an dieses Gartenhaus denn gebunden? Ist Rom nicht groß, und hast Du nicht volle Freiheit?“

Sie blickte zu Boden.

„Ach, wenn Du wüßtest . . . Ich glaube, Septimius, ich habe Dich viel zu lieb! Ich hätte mich dreimal besinnen sollen, eh' ich mein Glück, meine Ehre, mein Leben so völlig in Deine Hände gab! Ihr Männer begreift ja trotz alledem nicht, was das bedeuten will! Und Ihr

Digitized by Google

vergeltet's nur halb! Ihr liebt anders, als wir! Ach, Septimius, fast meine ich, Deine Küsse seien schon kälter geworden . . ."

„Acca, mein Liebling, was redest Du!"

„Ich kann mir nicht helfen. Dies Alles ist mir so plötzlich gekommen, so unerwartet! Und hier um's Herz fühle ich einen Druck . . ."

„Hast Du Gewissensbisse?" lächelte Cauler.

„Ich sollte sie haben, Septimius! Glaube mir, dem Stolz einer Römerin wird es nicht leicht . . . Ich war eine Tochter aus altehrwürdigem Hause und makellos wie eine Lilie! Nun hab' ich Dir Alles, Alles geopfert, weil ich nicht anders konnte, weil Du mir's angethan hast mit Deinen dunkeln, großblickenden Gluthaugen. Aber es sei darum! Ich klage ja nicht, — wenn ich nur weiß, daß Du mich wirklich liebst, mir ganz und für immer angehörst und niemals im Leben ein andres Weib lieben wirst!"

„Kleine Thörin! Bist Du nicht unter Allen die Schönste, die Beste, die Herrlichste? Soll ich nach korinthischem Erz trachten, da ich vollwichtiges Gold besitze?"

„Wer weiß!"

Er zog sie lachend an seine Brust.

„Welche Anwandlungen! Geh'! Die Stürme der letzten Wochen, der nächtliche Schreck, die Sorge um mich, den Du im Grund Deines Herzens schon liebtest — Alles das hat Dich ein wenig unsanft mitgenommen. Du bist krankhaft erregt; Du mußt erst wieder gesunden von dieser Unrast! Und das sollst Du in meinen Armen, an meinem Herzen!"

Ein seltsamer Schauer überflog ihre schlanke Gestalt. Sie hüllte sich fester in ihre Palla.

„Horch!" sagte sie plötzlich. „Drüben im Pachthofe der Leukothea kräht schon der Hahn. Die Sterne erbleichen. Du mußt fort, Septimius. Die Leute der alten Here sind früh wie die Brotbäcker . . . Leb' wohl und gedenke mein!"

„Jede Minute!"

Er küßte sie auf die Wange.

„Und morgen?" fragte er leise.

„Um die nämliche Zeit . . ."

„Um die nämliche Zeit," wiederholte er. „Kommt irgend Etwas dazwischen, so giebst Du mir Nachricht."

Ein letzter Kuß. Dann schlich er eilig von dannen. Mit der bereit gehaltenen Strickleiter überklomm er die Parkmauer. Den Sklaven hatte er vorsichtshalber daheim gelassen.

Und tiefathmend schritt er nun durch das einsame Südviertel hinaus in den langsam dämmernden Morgen. Sein Kopf lag ein wenig im Nacken, sein Gang war frisch und elastisch. Beim Herkules, ganz abgesehen davon, daß er nun doch seine Wette gewann und dem Ruhmeskranze seiner Er-

Digitized by Google

oberungen abermals ein leuchtendes Blatt einreihte: die Sache an sich war und blieb doch ein außerordentlich reizvolles Abenteuer! Diese Acca Sempronia war vielleicht die entzückendste unter den zahlreichen Frauenblumen, die er je an sein hochklopfendes Herz gedrückt! Und wie festigte dieser Triumph sein halb schon zerrüttetes Selbstgefühl! Die einst so stolz und so frostig und starr gewesen, schien jetzt die Hingebung selbst, ein sanftes, in Güte und Folgsamkeit zerschmelzendes Kind! Bei dem Gedanken an ihre Art, zu ihm aufzuschau'n und dann wie in seliger Weltvergessenheit die warmleuchtenden Augen zu schließen, hätte Septimius laut jubeln mögen. Für mindestens drei Monate würde der Zauber dieser neuen Geliebten vorhalten. Zur Abwechslung küßte er dann zwischendurch noch das blauschwarze Haar der feurigen Kappadocierin Chelidonion und das rothe Gelock der Cheruskerin Thumna. Die Drei bildeten in der That eine Zusammenstellung, wie sie reizvoller nicht gedacht werden konnte. Thumna, die Gattin eines cheruskischen Kriegsmannes, der sich seit vorigem Herbst in Rom aufhielt, um römische Heeres-Verhältnisse kennen zu lernen, war eine blühende Heldin, gigantisch in Allem, was sie fühlte und that, fast ein wenig zu kolossal für den Geschmack der Durchschnittsrömer. Die Kappadocierin, klein wie ein Püppchen, aber dabei wild und wahnwitzig wie eine liebkosende Pantherkatze, bildete hierzu den wirksamsten Gegensatz. Hübsch fein in der Mitte, die vollendete Anmuth, die untadlige Schönheit in eigener Person, stand nun Acca Sempronia, die schwierigste und zugleich werthvollste unter den drei Eroberungen . . . Es war geradezu großartig!

Der eitle Geselle rieb sich im Ueberschwang seiner Empfindung die Hände. Er hätte nicht übel Lust verspürt, sich selbst Beifall zu klatschen. Wie fein, wie berechnend und mit wie ausgezeichnetem Seelenverständniß hatte er bei dieser störrischen Römerin die Aufgabe der Gewinnung gelöst! Uebrigens mußte er doch — bei aller Geringschätzung für die Frauen im Allgemeinen — der Standhaftigkeit Acca Sempronias eine gewisse Bewunderung zollen. Auf dem gewöhnlichen Wege war es nicht möglich gewesen, den Vogel zu kirren. Erst die Bekundung einer reinen Ehrfurcht, einer wunschlos gewordenen Seelenfreundschaft hatte ihr Herz gerührt und es reif gemacht für den späteren Ansturm der Sehnsucht. Und dies bethörte Herz würde auch jetzt noch widerstandsfähig geblieben sein, wäre es halbwegs ausgefüllt gewesen von einer wirklichen Neigung. Dieser Titus Arruncns war doch ein Tropf, daß er's bei all seiner Weisheit nicht fertig gebracht, sich in diesem kostbaren Frauengemüth festzunisten! Wirklich, das war hier einer von jenen Ausnahmefällen, wo sich die Sache gelohnt hätte!

Bei dieser Erkenntniß angelangt, wurde Septimius für einen Augenblick ernsthaft. Dann aber fiel ihm ein, wie die Gewohnheit abstumpft, wie selbst der feurigste Cäcuber mit der Zeit schal wird, und daß eigentlich aller Werth des Erstrebten in uns selbst liegt. Wäre ihm Acca

Digitized by Google

Sempronia als Mädchen begegnet, um das er in aller Form hätte freien können: wer weiß, ob sie ihm dann so hold und verlockend erschienen wäre. Sein überreizter, enttarteter Sinn paßte nicht für das Glück der Alltäglichkeit. Er brauchte Gefahren und Schwierigkeiten; just das Verbotene, Rechtswidrige, Strafbare fesselte ihn mit unwiderstehlichem Zauber.

Septimius Cauler schweifte noch lange durch das aufdämmernde Rom, über den Mars Janiculus und die älische Brücke, bis er um Sonnenaufgang sein Wohnhaus erreichte. Todtmüde sank er dort auf die Lagerstatt.

VII.

Der folgende Tag war von echt südländischer Klarheit und Herrlichkeit. Der Strom der vornehmen Welt, der um die zweite Nachmittagsstunde in's Marsfeld wogte, erinnerte an die schönste Glanzzeit des Frühlings. Auch der dritte Stand, bis hinab zu den Kornspenden-Empfängern, glaubte das großartige Wetter ausnützen zu sollen. Die Spiel- und Turnplätze jenseits der Kaufhalle des Agrippa wimmelten von Besuchern; die Zelte der Akrobaten, der Zauberer und Taschenspieler waren umlagert; in den Wirthshäusern und Garküchen drängte sich Jung und Alt bunt durcheinander.

Septimius Cauler hatte sich erst zu Mittag vom Schlaf erhoben und rasch gefrühstückt. Hiernach ritt er mit seinem Freund Marcus, nur von etlichen Sklaven begleitet, hinaus in die Nordgemarkung, freute sich an der sonnüberflutheten Landschaft und der lenzartig milden Luft und sprach im Tone des Kenners von den Tugenden seines Leibhengstes Accipiter. Beim Dörfchen Milvia machten die beiden Freunde Kehrt, ritten dem Marsfeld zu und stiegen am Eingang der nördlichen Hauptallee ab. Sie schickten die Pferde mitsammt den Reitsklaven heim und mischten sich hier zu Fuß und ohne Gefolgschaft unter die Menschenmenge.

An der Bildsäule des Virgilius trafen sie eine reizende Gaditanerin, die letzthin bei einem Gastmahl im Hause des Marcus getanzt hatte. Sie sprachen das Mädchen an, lobten auf's Neue ihre vortreffliche Leistung und gingen ein Stück Wegs neben ihr.

Da sie jetzt gerade aus der Hauptallee abbogen und recht auffällig ein Scherzwort belachten, kam die Sänfte der Acca Sempronia langsam daher über den Straßendamm.

Unwillkürlich umklammerte Acca den Arm Eurydice's, die neben ihr in den Polstern lehnte.

„Hast Du gesehen? . . ." fragte sie athemlos.

Nach kurzem Erwägen ließ sie die Sänfte halten, stieg mit Eurydice aus und folgte den Dreien vorsichtig in den umbuschten Weg. Das Herz krampfte ihr vor heißquellender Eifersucht: ihrer Meinung zufolge geberdete sich dies schöne, dreistblickende Mädchen genau so, als stehe sie mit Septimius Cauler seit lange im Einverständniß.

Digitized by Google

Ohne die beiden Frauen bemerkt zu haben, erreichten Septimius und Marcus mit ihrer Künstlerin den Eingang der großen Weinschänke, die im Volk „die Kalypso“ hieß. Dort machten sie Halt. Eine Weile noch schwatzten sie. Acca Sempronia, durch den Stamm eines wilden Birnbaumes gedeckt, sah, wie Marcus dem jungen Mädchen freundlich die Wange strich. Die bildhübsche Gaditanerin bog sich ein wenig zurück, aber sie lächelte. Septimius zog ihr neckend das Obergewand von der Schulter. Sie wehrte ihm, schlug ihm sogar auf die kecken Finger, aber sie lächelte. Dann schritt sie rasch auf die Thüre zu und trat ein, ohne sich umzusehen. Die beiden Jünglinge folgten ihr.

Acca Sempronia, die schon längst vor Eurydice kein Geheimniß mehr hatte, preßte die Lippen fest aufeinander. Ihr Athem schnob. Die Kammersklavin suchte sie zwar zu beschwichtigen: dergleichen habe Nichts auf sich, das sei guter Ton unter den jungen Römern. Das Mädchen sei offenbar eine Flötenbläserin oder dergleichen, und diese Art werde von Jedermann so behandelt, ohne daß man hieraus Etwas folgern dürfe. Acca indeß schien zu zweifeln. Das breite Vestibulum der phantastisch bemalten Weinschänke kam ihr vor wie der Eingang zu einem Tempel, in dessen Cella die Unbekannte als Göttin aufgestellt werden sollte. Der Gedanke war unerträglich. Septimius da drinnen im zärtlichen Zwiegespräch, und sie, Acca Sempronia, die schmählich Verrathene, hier draußen wie eine hilflose Bettlerin vor dem Thürflügel des Geizhalses! Wäre sie im Besitz eines recht undurchdringlichen Schleiers gewesen oder sonst einer Vermummung, sie wäre hier eingetreten um jeden Preis! Aber das ging jetzt nicht: die Wohlanständigkeit der Matrona untersagte ihr jeden Versuch.

„Weißt Du was?“ hub Eurydice an, die ihre Herrin durchschaute. „Mir fällt da ein: vor sechs oder sieben Jahren vielleicht — ich war noch blutjung — da hab' ich einmal diesen Raum hier betreten . . . Lydius, der Leibsklave des Eutropius, hatte mich damals verlockt; ich war durstig geworden von dem langen Gerenne über die Strandwege . . . Alles zecht hier unter dem Blau des Himmels oder in Säulenhallen und Grotten. Das Haus hier mit seiner prunkenden Frontseite hat keine Tiefe. Drüben der Weg nun, jenseits des Grundstücks, führt so dicht an der Mauer her, daß man sich nur auf die Zehen zu stellen braucht, um in den Hofraum zu blicken. Ich weiß es von damals: wie ich da eben mit Lydius anstieß, tauchte auf einmal das zornige Haupt des Aegypters auf. Gegen den Weg hin ist die Mauer fast unsichtbar: so hoch stehn da die Myrten und Lorbeersträucher.“ . . .

„Ganz wohl . . . Aber vom Hof aus . . . Wenn uns im Hof Jemand erkennt . . .“

„Pah! Du bedeckst Dein Gesicht mit den Fingern — so!“

Acca Sempronia kämpfte. Es hatte für ihren Stolz etwas Verletzendes, hier die nämliche Rolle zu spielen, wie sie damals der unan-

Digitized by Google

genehme Aegypter gespielt hatte. Aber die Eifersucht und die Neugier waren zu mächtig.

„Gut! Führe mich!“

Sie gingen zurück und bogen dann ab in den sanft emporsteigenden Vicus Marinus. Die Gasse war in der Regel nur spärlich besucht. Ein günstiger Augenblick, unvermerkt hinter das dichtwuchernde Strauchwerk zu schlüpfen, bot sich alsbald. Einmal hier angelangt, hatte man von den Vorübergehenden keine Entdeckung zu fürchten.

Eurydice faßte mit beiden Händen den Mauerfirst, reckte den Hals und stellte sich auf die Fußspitzen. Die Schaar der Gäste, die sich da unten beim feurigen Samier oder beim trüben Vejenter versammelt hatte, war schon merklich gelichtet: für das niedere Volk nahte die Stunde der Hauptmahlzeit, und die bessere Gesellschaft pflegte hier überhaupt nicht zahlreich vertreten zu sein. Eurydice überflog mit raschem Blick die zehn oder zwölf Tische des Mittelraums und die Reihe der jenseits gelegenen Hallen und Grotten.

„Wir müssen noch weiter gehen,“ sagte sie leise. „Der Platz, wo ich damals die tollen Redensarten des Lydius mit anhören mußte, liegt hier drüben hinter den Steineichen. Da giebt's noch eine Unmasse von Zechtischen . . .“

Vorsichtig, als könne man sie von drinnen hören, schlichen die Zwei an der Mauer entlang. Mit einem Male blieb Acca Sempronia stehen. Sie machte der Sklavin ein Zeichen, noch geräuschloser und ängstlicher aufzutreten. Acca Sempronia war an eine Stelle gelangt, wo die Umfriedungsmauer, vermuthlich in Folge einer Senkung des Erdreichs, von oben herab bis in die halbe Höhe geborsten war. Es klaffte hier ein unregelmäßiger Spalt von der Breite vielleicht eines Fingers. An einzelnen Punkten ging dieser Riß so glatt durch das ganze Gefüge, daß man, das Auge anlegend, just die Plätze hinter den Steineichen voll überblicken konnte.

Acca Sempronia schaute hinein.

„Nichts!“ sagte sie kopfschüttelnd.

Eben wollte sie ihren Weg an der Mauer entlang fortsetzen, als ihr das helle Blut jäh in die Wangen schoß. Unmittelbar vor ihr klang eine frische, tieftönige Stimme. Es war die des Septimius.

„Hier, Marcus,“ sagte der junge Mann lachend. „Hülle Dich stramm in die Staatstoga und nimm nur getrost Platz! So frostig wirst Du nicht sein, Du Muttersöhnchen . . . Ich muß Dir gestehen, die Zunge klebt mir am Gaumen. Ach was, kümmere Dich nicht weiter um dieses Tanzmädel! Sie wird ihre Gründe haben, warum sie Dich laufen ließ! Der kleine Massilier da drüben scheint sie erwartet zu haben — und erste Anrechte gehen hier unbedingt vor.“

„Der kleine Massilier ist mir ein ekelhafter Gesell,“ murmelte Marcus.

Digitized by Google

„Ich hätte ihm gern einen Streich gespielt . . . Aber Du hast schon Recht! Mag er sie in Gesundheit verzehren! Schänkbube, bring' uns das Beste, was Deine Herrin verzapft! Gleich in den Schalen!"

Der Sklave entfernte sich.

„Nun, was sagst Du?" nahm Septimius das Wort. „Hier in der Grotte sitzt man doch allerliebst. Uebrigens fängt es jetzt in der That an kühl zu werden. Ich hätte das gar nicht erwartet, nach der Prallsonne, die wir beim Ritt genossen."

„Siehst Du? Ich sag's ja! Nun, der Wein wird uns einheizen!"

„Schlimm genug, daß man dies Einheizen nöthig hat! Aber ich weiß nicht . . . seit einiger Zeit . . . Ich glaube, man altert."

„Du und altern!"

„Bestimmt! Ich fühle mich jetzt manchmal so öde, so abgespannt."

„Sehr begreiflich. Die Wunde da in der Schulter und Dein endloses Krankenlager, — das wird Dir noch nachhängen! Wie lange hast Du damit zu thun gehabt? Doch fünf Wochen zum Wenigsten?"

„Ungefähr."

„Ein schönes Vergnügen! Uebrigens fällt mir da ein: diese fünf Wochen müssen wir ehrenhalber in Ansatz bringen . . ."

„Wie so?"

„Bei unserer Wette über Acca Sempronia."

„Ach so . . ."

„Du wirst die Wette ja trotzdem verlieren . . ."

„Ich? Guter Junge, wie schwer täuschest Du Dich . . !"

„Warten wir's ab!"

„Da giebt's weiter Nichts abzuwarten."

„Du willst doch nicht etwa behaupten . . .?"

„Ich hatte mir vorgenommen, Euch bis zum letzten Termin hoffen zu lassen. Da nun die Sache indeß grad' auf's Tapet kommt . . . Aber zuvor gieb mir die Hand darauf, daß Du die höchst überraschenden Einzelheiten für Dich behältst! Nicht einmal Cnejus darf sie erfahren. Der gute Mensch könnte mich gar zu verrucht finden."

„Du machst mich neugierig. Hier meine Hand! Alles bleibt unter uns!"

„Abgemacht also! Und noch Eins, Marcus! Hast Du im Ernste geglaubt, ein nächtlicher Strolch habe mir diesen Stich da versetzt?"

„Wer sonst?"

„Unsinn! Acca Sempronia ist die glorreiche Urheberin. Ich will Dir bekennen, daß ich nahe daran war, unsere Wette schauderhaft zu verlieren . . . Da kam ich denn auf eine tolle Idee . . ."

Und nun erzählte er kurz die Geschichte seines verunglückten Anschlags.

„Dann aber, mein Verehrtester . . ." fuhr er mit sonderbarer Betonung fort — „dann aber . . . : Ich war natürlich durch diesen pein-

Digitized by Google

vollen Mißerfolg etwas kitzlig geworden. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt: unter jeder Bedingung — und nun erst gerade! Man hat doch einen gewissen Ehrgeiz . . . Da zog ich nun vollständig andere Saiten auf, spielte den Reuigen, den Still-mit-sich-kämpfenden, der da seufzt und in heiliger Schwermuth entsagt. Nun, und diesmal ist es mir über alle Erwartung geglückt. Aber glänzend, glorreich, olympisch! Ich sage Dir, eine solche Hingebung, eine solche Leidenschaft existirt nicht zum zweiten Mal! Ich weiß nicht recht, was sie so von Grund aus verwandelt hat . . . Kurz und gut: die Geschichte ist Thatsache! Ich habe gesiegt — und das Schönste ist, daß ich mir sagen darf: man hat doch Etwas von diesem Triumph! Wenn ich meine Annalen durchblättre, so finde ich kaum ein Weib, das dieser Acca Sempronia an Liebreiz und Süßigkeit zu vergleichen wäre . . ."

In diesem Augenblick brachte der Schänkbube die Weingefäße. Draußen an der geborstenen Mauer ertönte ein dumpfes Aechzen. Acca Sempronia war in die Arme ihrer Geleitsklavin gesunken, blaß und blutlos wie eine Todte.

VIII.

Und wieder lag das gartenbesäte Südviertel der ewigen Stadt im tiefsten Schlummer. Von Osten her, wo die funkelnden Sternbilder wolkenlos auf dem schwarzen Gebirg standen, floß ein kühlschauernder Wind zur Ebene. Die uralten Bäume, die ihr Geäst über das kleine Parkhaus des Titus Arruncus spannten, neigten wie klagend die Wipfel. Da drinnen aber vor dem hochschwellenden Ruhebett kauerte Acca Sempronia und lauschte weitgeöffneten Auges hinaus in die Vorhalle. Das matte Licht in der Murrha-Ampel warf seinen ruhigen Schein auf ihr schönes, starres Gesicht. Kein Zug dieser unbeweglichen Maske verrieth, was in der Tiefe ihrer verzweifelten Seele vorging. Nur die langen goldbraunen Wimpern hoben und senkten sich ab und zu wie flugmüde Nachtschmetterlinge.

Die Thüre des Parkhauses war nur angelehnt. Jeden Augenblick mußte der Flügel sich in den Zapfen drehen . . . Septimius Cauler hatte sich gestern ja mit der festen Zusage von ihr verabschiedet, heute um die nämliche Zeit wiederzukommen, und jetzt war es schon reichlich fünfzehn Minuten später . . .

Gestern und heute! Welch ein zerschmetternder Unterschied! Welch eine unausfüllbare Kluft zwischen dem Einst, das noch so nahe lag, und dem furchtbaren Jetzt! Gestern noch hatte sich Acca Sempronia wie eine Heldin betrachtet, die zwar sündigt, aber doch groß und erhaben sündigt. Es war ihrer Meinung zufolge eine muthvolle That gewesen, in der Gefühlsödigkeit dieser Alltagswelt die Rechte des Herzens auf den Thron zu erheben und den Antheil am Glück, den ihr das Schicksal und die Macht menschlicher Uebereinkünfte vorenthielt, mit Trotz und kühner Gewalt an sich zu reißen. Die Tugend der Römerin alten Schlages, die Selbstachtung

Digitized by Google

der wohlerzogenen Tochter eines so strengen Vaters, ihr ganzes bisheriges Anschauen der Dinge und Menschen — das Alles war ihr nur als der entsprechende Gegenwerth erschienen für das, was sie eintauschte: für das Bewußtsein, endlich nach so trostloser Dumpfheit leidenschaftlich geliebt zu werden und wieder zu lieben! Sie hatte nicht Reue empfunden, noch Angst, noch irgend sonst Etwas von den räthselhaften Gefühlen der Schuldbeladenen. Septimius Cauler dünkte ihr eine Persönlichkeit, die so hoch stand über den Durchschnittsmenschen, daß Niemand berechtigt war, ihn zu tadeln oder nur zu beurtheilen. Sie aber, als das Weib seiner Wahl, ward naturgemäß mit ihm hinaufgehoben in den Bereich dieser fürstlichen Unverantwortlichkeit.

So war es noch gestern gewesen.

Heute aber — wie furchtbar, wie unerträglich hatte sich nun das Alles verwandelt! Um eines Nichts willen hatte sie an dem Manne, dessen Namen sie trug, einen Verrath begangen, ein Verbrechen, das ihr jetzt über die Maßen ehrlos und feige erschien, das sie nicht fassen, das sie nicht ausdenken konnte! Sie war das Opfer einer erbärmlichen, schnöden, übermüthigen Wette geworden! Ohne Zweck und Sinn und Vernunft hatte sie ihre Würde, ihr Sein dahin gegeben, um einem elenden Gaukler zum Triumph zu verhelfen! Sie mußte noch froh sein, daß er die Gunst, die er so niederträchtig erschauspielert hatte, nicht als unliebsame Nothwendigkeit, sondern als reizvolle Zugabe ansah!

Unermeßliche Schmach! Namenlose Gemeinheit! Jener Ueberfall im Cubiculum, den sie mit ihrem Dolche bestraft hatte, schien ihr jetzt im Vergleich mit dieser bübischen Hinterlist die That eines Ehrenmannes! Schon gestern, als sie in ihrer entsetzlichen Qual nicht leben noch sterben konnte, hatte sie diesen Vergleich angestellt . . . War nun der Dolchstoß die rechte Antwort gewesen auf jene erste Ruchlosigkeit: was verdiente Septimius für diesen größeren unbegreiflichen, schurkischen Frevel? Den Tod!

Ja, es war einfach unmöglich, daß der Mensch, der sie so tief in den Staub getreten, fürder noch athmete und sich vielleicht gar seiner Unthat berühmte! Er mußte vom Erdboden vertilgt werden — um jeden Preis! Dieser Gedanke, einmal gedacht, hatte die Unglückliche nicht wieder losgelassen. Es half Nichts, daß sie in ruhigeren Augenblicken stürmisch dawider ankämpfte, daß sie das grausige Wort „Mörderin" aussprach und sich die Furien ausmalte und die ewige Unersättlichkeit ihrer Verfolgungswuth. Immer von Neuem erhob sich die innere Stimme, die alles Uebrige grell übertäubte . . . „Tödte ihn!" klang es in ihrem Herzen. „Nur wenn Du ihn tödtest, wirst Du die Kraft finden, weiter zu leben, um demüthig abzubüßen, was Du gesündigt hast!"

Die Buße! Das war, neben der Austilgung des Verräthers, ihre fixe Idee . . . Der Gedanke an Titus Arruncus erfüllte sie mit wahnwitzigem Grausen. Solange sie in ihrer Treulosigkeit ein Glück fand, wenn auch ein falsches, trübes, unreines, wäre sie ihm gegenüber wohl einer

Digitized by Google

dauernden Heuchelei fähig gewesen. Aber jetzt, da sich zu ihrer Wortbrüchigkeit die Verzweiflung gesellt hatte, da sie in ihrer Sünde elend war bis in das Mark, jetzt fehlte ihr Alles, um seinem forschenden Blick Stand halten zu können. Nur wenn sie den Räuber seiner und ihrer Ehre zermalmt hatte, nur dann würde es doch vielleicht möglich sein, mit ihrem Gatten schlicht und lautlos weiter zu leben und durch rastlose Arbeit, durch völlige Selbstverleugnung, durch ehrfürchtiges Eingehen auf seine Pläne zum Theil wieder gut zu machen, was sie in ihrer Verblendung gefrevelt hatte. O, wie gern würde sie ihm jetzt nach Antiocheia folgen und fern von Allem, was Freude und Glanz hieß, mitschaffen an der Versöhnung Syriens! Je mühsamer und qualvoller diese Aufgabe war, um so besser für sie! Bei den Unsterblichen: sie verlangte nichts Höheres! Nur Dulden und Büßen, um nach langen Jahren werkthätiger Reue sich selbst wiederzufinden, — wenn dies noch möglich war!

Septimius aber, der Mörder ihrer besseren Natur, der Bube, der mit dem Glück eines Frauendaseins gespielt hatte wie ein Kind mit dem Hohlball, er mußte hinweg, — hinab in den Orcus!

Alles war nach Gebühr vorbereitet. Und Acca Sempronia, die ihre That so entsetzlich klar und zielbewußt ausgedacht, war nicht im Zweifel darüber, daß ihr die Selbstbeherrschung und die Geistesgegenwart für die Vollendung nicht fehlen würde. Wenn sie jetzt in Erwartung des Todgeweihten hier an der Ottomane beinah' den Athem hielt und innerlich krampfte, wie eine Sterbende, so war an dieser nagenden Aufregung mehr die Angst Schuld, Septimius möchte durch unvorhergesehene Ereignisse am Kommen gehindert sein, als etwa das Grausen vor dem, was sie vorhatte. Sie hielt das im Gegentheil für durchaus berechtigt, ja für edel und gut.

Horch! Schritte! Septimius stößt leise den Thürflügel zurück! . .

Nun springt sie empor. Mit einem Zauberschlag ist sie wieder die frische, lebendige, freudestrahlende Acca von gestern. Meisterhaft, ihr selbst zum Erstaunen, hat sie ihr ganzes Wesen in der Gewalt. Sie geht ihm freundlich entgegen und heißt ihn im Vorgemach niedersitzen. Hier prangen auf silbergetriebener Schale medische Aepfel, Trauben und Feigen. In schlankhalsiger Henkelkanne duftet hispanischer Wein . . . Er schließt sie leidenschaftlich an's Herz, und sie duldet es . . . Dann aber gießt sie ihm einen Trunk in den Goldbecher.

„Die Nacht ist kühl und der Weg weit. Du wirst durstig sein. Thu' mir Bescheid, Septimius!"

Sie füllt auch den anderen Becher und nippt. Septimius leert den seinigen bis auf den letzten Tropfen. Ruhigen Blickes hat Acca Sempronia ihm zugeschaut. Nun athmet sie lebhafter und geht ein paar Mal durch das Gemach.

„Was hast Du nur, Liebchen?" murmelt Septimius.

Digitized by Google

Er steht gleichfalls auf. Er will sich ihr nähern. Sein Auge flammt; um seinen Mund spielt ein begehrendes Lächeln.

Da plötzlich ertönt die Stimme Eurydice's:

„Herrin, mach auf!"

„Was giebt's?"

„Ich fürchte Verrath! Im Atrium wird's lebendig. Der Oberſklave ſpricht mit dem Leibarzt. Ich hörte den Namen Septimius . . ."

„So flieh'!" ſagt Acca zu dem beſtürzten Jüngling. „Dem Oberſklaven hab' ich ſeit lange mißtraut! Flieh, Septimius! Ich ſende Dir Nachricht in Deine Wohnung . . ."

Sie ſchiebt den Verblüfften haſtig zur Thüre hinaus. Nachdem ſeine Schritte verhallt ſind, wirft ſie ſich dumpf ächzend auf's Ruhebett. Sie preßt ihr Antlitz in beide Hände.

Drüben im Atrium herrſcht die vollkommenſte Stille. Kein Oberſklave und kein Leibarzt ſtören den Frieden der Nacht. Eurydice hat ihre Rolle glaubhaft geſpielt: das Ganze iſt nur Komödie geweſen. Septimius Caulex aber wird nicht mehr den kommenden Morgen ſchau'n. Das Gift, das die verzweifelte Frau in den Becher geſtreut, wirkt unfehlbar und mit zertrümmernder Allgewalt.

„Laß mich allein!" ſtöhnt Acca Sempronia.

Eurydice geht kopfſchüttelnd zurück nach dem Periſtyl.

Acca liegt regungslos. Es verrinnt eine Stunde. Es verrinnt eine zweite. Aber der Troſt, der Lebensmuth, auf den ſie ſo brünſtig gehofft hat, will ſich noch immer nicht einſtellen. Sie malt ſich die Rückkunft des Titus Arruncus, ihr Treiben und Wirken und Schaffen in Antiocheia mit den lebendigſten Farben. Umſonſt! Sie empfindet nur Eins: daß die vollſtreckte Rache an ihrem entſetzlichen Zuſtand nicht das Geringſte geändert hat. So glühend ſie den Septimius haßt, ſo wenig trägt dieſer Haß dazu bei, ihr Urtheil über das eigne Verhalten jetzt abzumildern. Verrath, Niedertracht, Feigheit, Erbärmlichkeit — all' dieſe Vorwürfe ſchleudert ſie nun mit verdoppelter Wucht ſich ſelbſt in's Geſicht. Ihre Bruſt keucht; ihre Fingernägel graben ſich tief in das Fleiſch ihrer Wangen . . .

So reifte ihr das Bewußtſein, daß ſie mit dieſer Laſt auf der Seele fürder nicht leben könne. Zwei Tage ſchlich ſie umher wie eine wandelnde Leiche. Die Nachricht von dem plötzlichen Tod des Septimius, die ganz Rom in Aufruhr verſetzte, klang ihr an's Ohr wie ein fernes Geräuſch, das man im Traume vernimmt . . . Sie war völlig zu Ende. Am Morgen des dritten Tages fand man ſie kalt und ſtarr im Cubiculum. Auf dem Salbentiſchchen lag ein verſiegelter Abſchiedsgruß an Titus Arruncus. Die Bettſtatt war über und über mit Blut beſtrömt. Acca Sempronia hatte ſich rechts und links über den Handwurzeln die Adern geöffnet.

Digitized by Google

Ernst Eckstein, der Dichter.

Ein Charakterbild

von

Dagobert von Gerhardt Amyntor.

— Potsdam. —

Wenn der Satz von der Nichtsnutzigkeit einer ausschließlich altphilologischen Drillung unserer Jugend nicht nachgerade schon ein unwiderleglicher geworden wäre, so könnten die etwa noch vorhandenen Vertreter eines verrotteten Erziehungssystems eigentlich nichts Gescheiteres thun, als auf die hervorragenden Geister hinweisen, die trotz früher Einzwängung in öde Genusregeln und trotz des eisigen Hauches, der durch die Lehrräume der als Gymnasien fortbestehenden alten Klosterschulen geht, sich kerngesund und deutsch entwickelt und um ihre Schläfen den Lorbeer wohlverdienten Erfolges gewunden haben. Zu diesen hervorragenden Geistern, die der Darrschwindsucht des Kopfes und Herzens durch einseitig „klassische“ Drillung glücklich widerstanden, die aber aus den theilweise nicht ungiftigen Blüthen altrömischer und altgriechischer Weltanschauungen und Denkformen stets nur den Honigseim gesunden Fühlens und Empfindens herauszusaugen wußten, gehört als einer der bedeutendsten, vielseitigsten und liebenswürdigsten derjenige deutsche Dichter, dessen Bild dem hier vorliegenden Hefte zum Schmucke gereicht.

Ernst Eckstein hat am 6. Februar 1845 im lieblichen Lahnthal zu Gießen das Licht der Welt erblickt und bis zum Jahre 1863 alle Einseitigkeit der Gymnasialerziehung, wie sie damals im Schwange war, auch über sich ergehen lassen müssen. Sein kräftiges deutsches Rückgrat ließ sich aber nicht brechen, und der Goldhort seines unverwüstlichen deutschen Humors widerstand der Aetzsäure eines auf Erzielung eines widernatürlichen Römerthums gerichteten Lehrplanes; wohl aber eignete er sich aus

Digitized by Google

der Beschäftigung mit den alten Sprachen und Anschauungsformen jene Weite des Horizontes, jene Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes, jene Treffsicherheit des Ausdrucks an, mit der er von seinem ersten Auftreten als Schriftsteller unveränderlich bis zum heutigen Tage das Publicum geblendet und bezaubert hat. Oder — richtiger ausgedrückt — er eignete sich diese Güter durch das Bekanntwerden mit den Geistesschätzen des alten Hellas und Rom nicht erst an — (das vermöchte kein Mensch, und deshalb wäre eine Berufung auf die Möglichkeit solcher Wirkung eine gänzlich verfehlte) —, ihm waren vielmehr die klassischen Studien nur eine Art Turnapparat, an dem er sich der Gesundheit und Biegsamkeit seiner deutschen Gliedmaßen, seiner echt germanischen Leibes- und Geistesbeschaffenheit erst vollkommen bewußt wurde. Während sich zahllose Andere an dem Reck der rein zur Entwickelung oder Regeln und Formen benutzten lateinischen und altgriechischen Poesie und Prosa nur Beulen und Quetschungen holen oder gar die Gelenke ausdrehen, blieb er, vermöge seiner angeborenen Unverwüstlichkeit und überreichen Begabung, heil und gesund und hatte Freude an der Beschäftigung mit Widerstrebendem, weil es seiner siegesfrohen Zuversicht eine Lust war, das Widerstrebende zu überwinden und niederzuzwingen.

So vorbereitet begann der Jüngling, in dem schon der Feuergeist des Poeten spukte, im Jahre 1863 seine akademischen Studien und trieb auf den Universitäten zu Gießen, Bonn, Berlin und Marburg Philosophie, Geschichte, Philologie und Litteraturkunde. Den Lehrjahren folgte eine Reihe genußfroher Wanderjahre, die ihn nach den Niederlanden, Oesterreich, der Schweiz, Italien, Frankreich und Spanien führten. Da ich den Dichter persönlich zu kennen, nicht das Glück habe und nur ein paar Mal mit ihm in litterarischen Angelegenheiten wenige Zeilen gewechselt habe, so ist mir auch nicht bekannt worden, welchen Zuwachs seines geistigen Besitzthums er etwa aus diesen mannigfachen Reisen gewonnen zu haben glaubt. Aus einer seiner kurzen Notizen erfuhr ich, daß einen der stärksten Eindrücke auf ihn der kolossale Vesuvausbruch von 1872, der ganz Neapel mit Asche umhüllte, hinterlassen hat; andererseits rechnet er zu seinen denkwürdigsten Begegnungen einen längeren Verkehr mit Karl Gutzkow, der sich Ende der siebziger Jahre mehrere Monate lang in Leipzig aufhielt.

Das humoristische Epos „Schach der Königin", das heut in dritter Auflage vorliegt, machte seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Da er diesem Werke das komische Epos: „Der Stumme von Sevilla" und die „Pariser Silhouetten", später das satirische Epos: „Venus Urania" folgen ließ, an das sich die Humoresken „Der Besuch im Carcer" (85 Auflagen!), „Aus Secunda und Prima", die Gedichtsammlung „Initium fidelitatis", das Lustspiel „Der russische Diplomat", „Satirische Zeitbilder" und „Das hohe Lied vom deutschen Professor" anschlossen, so

Digitized by Google

war das Urtheil über ihn bei Jenen, die jedes Ding und jeden Menschen zum eigenen bessern Verständniß unter irgend eine Kategorie bringen müssen, schnell genug fertig: man rechnete ihn zur Zahl der Humoristen; und da der Durchschnittsmensch vom wahren Wesen des Humors ungefähr so viel versteht, wie der Esel vom Lautenschlagen, und da zudem noch deutsches Schulwesen und deutscher Schulmeisterdünkel damals als etwas Berechtigtes und Unantastbares galten, so beeilte man sich, das Leser-Philisterthum vor Eckstein zu warnen und namentlich für die Gymnasiasten die Schulhumoresken des Dichters auf den Index zu setzen. Es hat beinahe zwei Jahrzehnte gedauert, ehe der Wind aus einer anderen Richtung wehte; der aufgeklärte, seines Deutschthums frohbewußte Lehrer von heute erfreut sich wohl ausnahmslos und voll behaglicher Unbefangenheit jener Eckstein'schen Prachtleistungen übermüthigen Humors, und wenn er ein richtiger Bildner der Jugend ist, dann drückt er wohl selbst dem einen oder anderen seiner reiferen Schüler den „Besuch im Carcer" in die Hand und raunt ihm augenblinzelnd zu: „Lies das, mein Junge!" oder „Lesen Sie das, mein junger Freund! das wird Ihnen Spaß machen und eine Herzerquickung sein."

Gewiß ist Eckstein ein Humorist, aber nicht im Sinne jener prüden Flachköpfe; *sein* Humor setzt einen ganzen Menschen, einen Mann mit Kopf und Herz, mit Bildung und Gefühl, einen vielseitigen und innerlich reichen Mann voraus, der sich an der Freude Anderer mit zu erquicken und an den Schmerzen Anderer mit zu leiden weiß, einen scheinbar widerspruchsvollen Menschen, der uns durch sein überraschendes Lächeln und durch seine verblüffenden Thränen unfehlbar gefangen nimmt, einen Charakter, dem der ruchlose Optimismus und der quietistische Pessimismus nur Durchgangsmomente waren, die er beide in der höheren Weltanschauung des Humors glücklich und endgiltig überwunden hat. Der Humor kleidet diesen feinen, tiefgründigen, ausgereiften, schöpferischen Kopf wie eine Königskrone, während der sogenannte Humor vieler Witzlinge und Feuilletonhanswürste nur eine Narrenkappe ist, die sie über ihre langen Ohren ziehen. Die humoristische Ader, die diesem Liebling der Grazien verliehen ist, hat ihn zu manchen ausgelassenen Sprüngen, zu manchem übermüthigen Scherze verlockt; aber auch in dem Leichteren, was er schuf, ist er immer geistreich und geschmackvoll, so daß er auch mit keiner Zeile die verwöhntesten Ansprüche des Kenners jemals enttäuscht hat. So ist Eckstein allerdings auch ein Humorist, aber nicht in jenem engen und einseitigen Sinne, daß er uns nur humoristische Schöpfungen geboten hätte. Dazu ist sein Blick zu umfassend, der Kreis seiner Interessen zu weit. Wenn er auch das Still- und Kleinleben bescheidener Existenzen, an dessen poetischer Wiedergabe ein Wilhelm Raabe so oft seine Meisterschaft bewiesen hat, ebenfalls bis in's Allerkleinste kennt und mit glücklichem Humor treffend zu schildern weiß, so hat er doch auch Augen für die auf den

Digitized by Google

Hochebenen des Lebens Schreitenden, und da er so die ganze Menschheit zum Gegenstande seiner psychologischen Analyse und seiner dichterischen Synthese macht, so muß er den Griffel des Humoristen auch oft genug aus der Hand legen und sich einer anderen Vortragsart befleißigen, denn alle Menschen und alle Verhältnisse vertragen nicht (oder ist es richtiger, zu sagen: noch nicht?) eine humoristische Behandlung und zwingen den Dichter unweigerlich zur enthaltsamsten Objectivität. Wilhelm Raabes Humor haftet mit Vorliebe an dem Kleinen und Unscheinbaren; er hat sich das Feld seiner Bethätigung meist eng begrenzt und ist auch im Laufe der Jahre nicht frei von jeder Trübung geblieben, so daß er so goldhell und so herzergreifend, wie z. B. in der „Chronik der Sperlingsgasse" wohl in keiner seiner neueren Dichtungen mehr geleuchtet hat. Ecksteins Humor läuft nie Gefahr, erzwungen oder manierirt zu erscheinen, da er nie eine Specialität des Dichters sein will, sondern nur gelegentlich, dann aber auch naturnothwendig, wie die Sonne nach dem Gewitter, aus den Wolken des Ernstes und den Donnerstürmen der Leidenschaft hervorzuckt. Ecksteins prächtige unangekränkelte Laune, seine gediegenen Sprachkenntnisse und seine virtuose Formbeherrschung haben ihn — um dies gleich hier vorweg zu nehmen — auch wiederholt zur Dichtung in fremden Zungen angereizt. Neben manchem spürkräftigen Essay, der sich mit der Genesis und den Fortbildungsgesetzen unserer deutschen Sprache fruchtbringend beschäftigt, verdanken wir ihm tadellose Versdichtungen in lateinischer, französischer, griechischer und englischer Sprache; und wir würden kaum noch überrascht sein, wenn er uns einmal ein Sonett in Suaheli oder Sanskrit zum Geschenk machte, so staunenswerth ist seine Kraft, mit der er alle formalen Schwierigkeiten überwindet. Um dem Leser, dem dieser Zug im Charakterbilde des Dichters vielleicht noch unbekannt geblieben ist, wenigstens ein Beispiel Eckstein'scher Sprachbeherrschung zu geben, wollen wir hier aus seiner „Lyra Germano-latina", einem schmucken Bändchen, in dem er Uebersetzungen deutscher Gedichte in's Lateinische bietet, eine Probe hersetzen. Es ist das Goethe'sche „Gefunden":

Ich ging im Walde	In silva ibam
So für mich hin,	Deambulans,
Und Nichts zu suchen,	Nil corde meo
Das war mein Sinn.	Desiderans.
Im Schatten sah ich	In umbra vidi
Ein Blümchen stehn,	Jam floseulum,
Wie Sterne leuchtend,	Amoenum vero
Wie Aeuglein schön	Ac lucidum.
Ich wollt' es brechen,	Capturus eram,
Da sagt' es fein:	Sed timide
Soll ich zum Welken	„Heu noli", dixit,
Gebrochen sein?	„Me perdere".

Digitized by Google

Ich grub's mit allen
Den Wurzeln aus;
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort.
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

E terra fossum
Radicitus
Recepit hortus
Domesticus.

Hic in recessu
Nunc lepide
Plantatus floret
Ac prospere.

Mag man aus dieser einen, beliebig herausgegriffenen Probe ersehen, wie fließend und scheinbar zwanglos sich auch der lateinische Ausdruck dem Genius des Dichters fügt. Auch hier, in den Strophen einer fremden Zunge, bleibt er anmuthig und wohllautreich, obgleich er gewissenhaft dem Originale nachgeht und sich die Aufgabe des Uebersetzers oder Nachdichters nirgends durch Weglassung von Beiwörtern, die für den Stimmungsgehalt des Gedichtes entscheidend sind, erleichtert. Es ist kein Geringerer, als Felix Dahn, der in Beziehung auf diese lateinischen Uebertragungen ausrief: „Das macht ihm in Deutschland Keiner nach!"

Einen Auszug aus sämmtlichen Dichtungen Eckstein's zu geben und durch kritische Beleuchtung aller seiner Werke das Charakterbild des Dichters in um so helleres Licht zu setzen, muß ich mir im Hinblick auf den für einen kurzen Essay nur zur Verfügung stehenden Raum versagen; eine solche Aufgabe bleibt besser einem umfangreicheren Werke vorbehalten. Hier will und kann ich nur die bedeutenderen Schöpfungen des fruchtbaren Dichters in Betracht ziehen und, um vorerst noch bei seinen Versdichtungen zu bleiben, wähle ich seine poetische Erzählung „Murillo" aus. Als ich sie zum ersten Mal gelesen hatte, trieb es mich an, ihrem Verfasser folgende Zeilen zu senden:

„Mein hochverehrter Herr Doctor! Von Herzen gratulire ich Ihrer liebenswürdigen Frau Muse zu dem kleinen reizenden Murillo, mit dem sie das Civilstandesregister unserer epischen Dichtung um eine bedeutungsvolle Eintragung bereichert hat. Ein so urgesundes, schönes, von allen Göttern auf die Stirn geküßtes Geschöpf hat lange nicht das Licht der Welt erblickt! Wie beneide ich Sie um die Vaterfreuden an diesem prächtigen Jungen!"

In der That, dieser „Murillo" ist ein Werk nicht nur für schwärmerische und leichter befriedigte Frauen, sondern auch für das männliche, schon mehr nach substantieller Geistesnahrung verlangende Lesepublicum. Er birgt Gedanken, tiefe, wunderbare Gedanken, aufblitzend wie Demanten, die im jungfräulichsten Schachte einer Dichterseele gebrochen wurden. Wie anspruchslos, wie klassisch einfach hebt diese dichterische Erzählung an! Mit wie wenigen, aber künstlerisch vollendeten Strichen zeichnet uns der Autor einen andalusischen Hintergrund: wir hören die goldenen Wasser des Guadalquivir rauschen, und schlank erhebt sich Sevillas Giralda in die

Digitized by Google

blumenduftерfüllten Lüfte. Und vor diesem Hintergrunde steht der Knabe Murillo, siebzehnjährig, mit nachtdunklem Gelock, Palette und Malerpinsel in der Hand — Esteban Murillo, des Tischlers Sohn. Wie diesen armen Handwerkerjungen, der sein verwittwetes Mütterlein mit rührend kindlicher Anhänglichkeit hegt und pflegt, nun die Liebe zur Kunst und zu einer schönen, unerreichbar hohen Dame wie ein Wirbelwind erfaßt und immer höher und höher trägt; wie der jugendliche Maler alle Hindernisse, die Ungunst seiner dürftigen Lage, den Neid der Collegen, nach und nach siegreich überwindet, bis er als der lorbeergekrönte Künstler in's sonnige Auge der gnadenspendenden Majestät und in das noch sonnigere, ihm Paradiesesglück verheißende der Dame Beatrix, seiner hold erröthenden Braut, schauen darf — das lehrt uns die durch ihre hochkünstlerische Einfachheit so herzgewinnende Dichtung.

Die Oekonomie der Mittel in diesem Murillo ist geradezu überraschend und verräth sofort den vornehmen Künstler, den echten Dichter; sie erinnert an die gleiche Knappheit und Schlichtheit, deren sich z. B. Wildenbruch in seinem „Mennonit" befleißigt. Man erkennt in dieser Eckstein'schen poetischen Erzählung schon die Löwenklaue des zukünftigen berühmten Romandichters: zielbewußte, fortschreitende Handlung, nirgends eine Phrase, nirgends eine Verleichtung oder ein unstatthaftes Verweilen zu Gunsten einer Episode. Man sitzt im Nachen der Dichtung, wird sanft geschaukelt und dabei stetig weitergetragen, durch nichts Fremdartiges und Störendes aufgehalten, und man erfährt jene tiefinnerste Befriedigung, die uns die stilgerechte Gliederung eines antiken Tempelbaues bereitet. Dabei langweilt uns der gelehrte Dichter nicht nach Art mancher dichtenden Gelehrten mit alterthümlichem Krimskrams und der Schaustellung fossiler Gräberfunde; er handhabt seinen Stoff nicht wie der fabulirende Professor, der das versteinerte Mark eines Mumienknochens in seiner archaistisch ausgestatteten Küche zu einer Roman-Bouillon aufweicht und verarbeitet. Hat auch Esteban Murillo schon vor zwei Jahrhunderten gelebt, Eckstein führt uns mit unseren Empfindungen und Anschauungen nicht um zwei Tage zurück; das, was er uns erzählt, ist im besten Wortsinne modern, es sind des Künstlers Leiden und Freuden, die heute wie vor zwei Jahrhunderten und vor zwei Jahrtausenden immer dieselben gewesen sind. Das ist die Beglaubigung des echten Poeten: er muthet uns nirgends zu, — spanisch zu denken. Die spanische Localfarbe wirkt nur als reizvolle Arabeske um das menschlich allgemein giltige und namentlich echt deutsch empfundene Bild des Ringens und Strebens einer Künstlerseele, und in dieser allein zulässigen und wahrhaft dichterischen Behandlung eines erotischen Stoffes behält Eckstein hier, wie in allen seinen späteren größeren Dichtungen, stets Fühlung mit jenem heiligen Boden, aus dem der Antäus der wahren Poesie seine Kraft gewinnt.

Nachdem er noch in den Jahren 1876—78 seine „Lisa Toscanella", seine „Madeleine", sein „Moll und Dur" und die „Sturmnacht" ver-

Digitized by Google

öffentlicht hatte, deren zweite Auflage unter dem veränderten Titel: „Donna Lucrecia", erschien, wandte er sich später fast ausschließlich der Schöpfung größerer Romane zu, deren stattliche Reihe mit „Aphrodite" begann, die u. a. dreimal in's Neu-Griechische übersetzt worden ist. Die als gelungenste gerühmte dieser Uebersetzungen stammt aus der Feder des neuhellenischen Dichters Georgios Drosinis. Wenn man den engen Zusammenhang zwischen neu- und altgriechischer Cultur erwägt, so darf der große Erfolg, den das Werk auch bei den heutigen Söhnen Griechenlands gehabt hat, wohl als Beweis dafür gelten, daß „Aphrodite" den Localton meisterlich getroffen hat.

Die Titel der späteren größeren Eckstein'schen Romane sind: „Das Vermächtniß", „Violanta", „Pia", „Prusias", „Die Claudier", „Jorinde", „Nero", „Camilla", „Hertha", „Dombrowsky", „Themis", „Der Mönch von Aventin", und „Familie Hartwig". In diesen Romanen hat der Dichter mit stammenswerther Schaffenskraft und unerschöpflicher Phantasie die verschiedensten Probleme des menschlichen Lebens behandelt, und gleichviel, ob er seine Figuren auf einem alterthümlichen oder modernen Hintergrunde zeichnet, immer hat er uns einen interessanten, uns mitten in's Herz treffenden Vorwurf gewählt, den er an lebenswahr erfundenen Gestalten und Vorgängen zur Anschauung bringt. Unter allen diesen Romanen ist kein einziger, der sich nicht thurmhoch über das Durchschnittsmaß der Leistungen unserer modernen Erzähler erhöbe, und nach dem Erscheinen fast eines jeden dieser trefflichen Werke wurde von der Kritik verkündet, daß Eckstein gerade diesmal ein Meisterwerk geschaffen hätte, das er kaum noch durch künftige Leistungen würde überbieten können. Seine Composition ist immer straff-einheitlich und zielbewußt vorwärts drängend; als Virtuose des epischen Schachspiels bewegt er seine Figuren so geschickt und überlegt, daß er sein Publicum, das das Spiel zu überschauen wähnt, doch immer wieder durch einen neuen ungeahnten Zug angenehm überrascht, durch einen Zug, der das Interesse am Spiel noch lebhafter steigert und die Befriedigung über den unerwarteten und dennoch gesetzmäßigen Ausgang zu einer vollkommenen macht.

Und trotz dieser Fülle von Werken, mit denen uns der fleißige Dichter überschüttet, hat er sich doch niemals jener Grenzlinie genähert, die die keusche, vornehme und gewissenhafte Production von der traurigen Thätigkeit des Vielschreibers trennt, der mit kaninchenartiger Fruchtbarkeit seine liederlich zusammengehafteten Bände Jahr für Jahr, ja, Monat für Monat, auf den Büchermarkt wirft. Wenn auch zu solcher Vielschreiberei unbestreitbar ein gut Theil Fleiß und Phantasie gehört, so treibt sie doch ihr Handwerk ohne jeden künstlerischen Ernst, ihr fehlt das positive Wissen, die umfassende Geistesbildung, die philosophische Schulung des Kopfes, die als unentbehrlicher Zügel auf die Phantasie zu wirken hat, damit diese am Leitseil des logischen Denkens geschmackvoll gemäßigte Bewegungen macht und nicht toll und sinnlos in die Wüste des Flachen, Unschönen und Gemeinen dahin-

Digitized by Google

stürmt. Anders der Fleiß Ecksteins, der über tiefgründige Bildung, universelle Kenntnisse und zartempfindliches ästhetisches Gewissen verfügt. In des Dichters wohllautgesättigter Sprache giebt es weder einen flüchtigen, noch einen schiefen oder erzwungenen Ausdruck; für die subtilsten Begriffe steht ihm jederzeit die passendste erschöpfende Bezeichnung zur Verfügung, und bei aller Musik, die seine mustergiltige Prosa enthält, machen seine Entwickelungen doch auch wiederum den Eindruck einer gewissermaßen mathematischen Folgerichtigkeit, so voll deckt sich in ihnen Inhalt und Form, so krystallhell und durchsichtig fließt die Welle seines Gedankenganges. Besonders wohlthuend berührt er uns durch die Abwesenheit jeglichen Schwulstes; Alles ist angemessen, correct, scheinbar nüchtern, und dennoch überschüttet er uns mit einem Blüthenregen feinster Tropen; die Prägnanz und der Reichthum seiner Adjectiva ruft beim Leser immer die staunende Vermuthung wach, als ob einem so frisch und lebendig sprudelnden Geistesquell nie ein Augenblick des Nachlassens und der Ermüdung kommen könnte.

Eckstein bewegt sich in seinen Romanen mit gleicher Sicherheit auf dem Parquet des modernen Gesellschaftssalons, wie in den Palästen, Tempeln und Arenen des Alterthums. Wenn uns auch nach der Lesung seiner geschichtlichen Romane, z. B. seiner „Claudier", sofort klar wird, daß nur ein gelehrter Kopf von umfassendem Wissen sie schaffen konnte, so drängt sich doch während des Lesens uns nirgends der Gelehrte auf, und wir haben immer das frohe Bewußtsein, daß wir es mit dem Werke eines Dichters und nicht mit dem gequälten Erzeugnisse eines im Tempel der Dichtkunst nur Gastrollen gebenden Gelehrten zu thun haben.

Durch die „Claudier", die heute wohl auch jedem anspruchsloseren, nur aus Leihbüchereien seine schöngeistige Nahrung entnehmenden Leser bekannt sind, ist Ecksteins Ruhm zum ersten Male auch in profanen Kreisen festgestellt worden. Wären wir wirklich jene Nation von Dichtern und Denkern, als welche wir gern vom Auslande, oft freilich mit einem leicht spöttischen Anklange, gepriesen werden, so würde schon der „Murillo" des Dichters Namen weit und breit verkündet haben. Das war nun aber freilich, wie die Dinge bei uns liegen, so leicht nicht zu erwarten; giebt es doch noch genug sogenannte Litteraturfremde, die etwa im „Trompeter von Säkkingen" die höchste Leistung deutscher epischer Dichtkunst sehen und für Scheffels wahren Ruhmestitel, seinen „Ekkehard", so gut wie gar kein Verständniß besitzen. Erst die „Claudier" fanden sofort ein breites, begeistertes Publicum, und die Last'sche Leihbibliothek in Wien z. B. mußte über dreihundert Exemplare dieses Werkes beschaffen, um dem ersten Ansturm der Abonnenten nur einigermaßen entsprechen zu können. Das war in der That ein Erfolg und, wie wir aus froher Ueberzeugung hinzufügen, ein wohlverdienter. Mit einem Schlage war vom Dichter der Beweis erbracht worden, daß jene Theorie, nach der der geschichtliche Roman in unserer Zeit keine Berechtigung mehr haben soll, eine Albernheit ist; der

Digitized by Google

Stoff ist für das epische Erzählungskunstwerk in der That in keiner Weise entscheidend, es kommt hier, wie bei allen Kunstwerken, auf die Behandlung an. Und gerade für Eckstein, den feinen Kenner des römischen Alterthums, mußte der Vorwurf der „Claudier" eine hohe Anziehungskraft besitzen; birgt doch manche Figur und manche Situation aus der Römerzeit mehr spannenden Inhalt, als die fruchtbarste Phantasie eines modernen Dichters je erfinden könnte, und liegt doch auch kein kleiner Reiz darin, aus dem Munde eines Römers oder Hellenen diejenigen Wahrheiten dem deutschen Leser ertönen zu lassen, die von den Lippen des heutigen Steuerzahlers immer mehr oder weniger parteiisch gefärbt klingen und zweifellos den Widerspruch gewisser Leserkategorien hervorrufen würden. Zudem besitzt der Deutsche eine Spürkraft und ein Anpassungstalent, wie wenig andere Nationen; gerade er ist vorzugsweise befähigt, den Pfaden fremder Völker nachzugehen und in jedem Zeitalter, jedem Land und jeder Zone, vom Eishauche der ultima Thule bis zum Wüstensonnenbrande Afrikas, historische Trümmerfelder aufzufinden, die sich mit Erfolg für die epische Dichtung ausbeuten lassen. Und welch glänzende, aus den tiefsten Tiefen der Seelenkunde geschöpfte, herzbewegende Scenen bietet uns hier des Dichters Kunst! Das Zusammentreffen des Römerjünglings von senatorischem Range mit dem armen, siechenden Christensklaven in der Höhle des Steinbruchs, wo von den Lippen des armen verachteten Geschöpfes die Kunde von dem wunderbaren und wunderthätigen Glauben der Nazarener zum ersten Male an das Ohr des römischen Aristokraten dringt, wie könnte es schöner und ergreifender dargestellt werden! Mit diesem sechsten Kapitel des zweiten Bandes der „Claudier" hat Eckstein eine der werthvollsten Perlen unseres schönen Schriftthums geschaffen. Wie dann später der geflüchtete, todtwunde, gehetzte Sklave, den der Römer durch die Nacht tragen hilft, im Momente der höchsten Gefahr der Entdeckung seine heißen Lippen in stummem Danke auf die Hand des Retters drückt, dies ist so tief empfunden und so erschütternd dargestellt, daß jedem nicht geradezu gefühlsstumpfen Leser unwillkürlich das Auge feucht wird und er dem Dichter im Geiste bewegt die Hand drückt. Wie wundervoll ist dieser eingekerkerte Quintus gezeichnet, der den schwersten Kampf seines Lebens durchkämpft und sich nur noch an den Inschriften aufrichtet, die frühere Leidensgefährten in die Wand jenes Verließes eingekritzelt haben, aus dem sie nur zum Martertode durch die wilden Bestien emporzusteigen hatten! Wenn Quintus dem gebeugten Vater gegenüber erst anscheinend nachgiebt und sich befreien läßt, da stutzen wir wohl und möchten vorschnell mit dem Dichter rechten, daß er uns gewissermaßen eine kleine Enttäuschung bereitet; aber bald erkennen wir unsern Irrthum, indem wir von der fein poetischen Steigerung, der psychologisch wahrhaft virtuosen Entwickelung hingerissen werden, die den unüberwindlichen Märtyrer, der dem als Götzen erkannten Jupiter kein Lügenopfer anzünden

Digitized by Google

will, freiwillig in den Kerker zurückkehren läßt. Wer erinnert sich nicht des litterarischen Cabinetsstückes, in dem uns die Flucht des Cajus Aurelius mit den anderen Verschworenen geschildert wird; hier wie an vielen andern Stellen des großartigen Werkes steht Eckstein auf den Höhepunkten seines dichterischen Schaffens, und es giebt auch nicht eine Seite in unsern sogenannten Classikern, die an gehaltvollem, packendem Inhalte und an Schönheit der Sprache diese Musterleistungen des modernen Epikers überträfe.

Und welch eine Fülle von plastischen, interessanten, auf's Glücklichste durchgeführten Nebenfiguren tritt in diesem Werke auf! Der betrügerische Isispriester, die intrigante Abenteurerin Lykoris, der ehrenfeste Flamen des Jupiter, die skeptisch vornehme Cornelia, der muthige Märtyrer Diphilus, die zagende Euterpe, der herrliche Eurymachus, der brave, biedere Aurelius — sie Alle sind keine blos skizzirten, uns mehr oder minder fremd bleibenden Figuren, sondern vollathmende, eigenartige und liebevoll ausgestaltete Menschen, die lebendig vor unseren Sinnen erstehen, die wir herzlich liebgewinnen und so leicht nicht wieder vergessen.

Und hier berühren wir einen Punkt, der bei der Zeichnung des Charakterbildes unseres Dichters besonders hervorgehoben zu werden verdient: die Meisterschaft, mit der er in allen seinen Romanen auch die weniger im Vordergrunde der Handlung stehenden Personen lebendig und glaubhaft zu machen versteht. Wir mögen irgend welchen Roman Ecksteins an irgend welcher Stelle aufschlagen, nirgends werden wir einer Figur begegnen, die nicht von Fleisch und Blut und durchaus frei von jeder Schablone wäre. Und bei den Hunderten von Wesen beiderlei Geschlechtes, mit denen uns der Dichter in seinen zahlreichen Romanen bekannt macht, zeigt dies nicht nur von einer schier unerschöpflichen Phantasie und einer wahrhaft genialen Beobachtungskraft, sondern auch von seltenem Fleiße und einer den Aufgaben der echten Kunst auf's Peinlichste Rechnung tragenden Gewissenhaftigkeit. Alle seine Figuren sind so glaubhaft erfunden und so greifbar dargestellt, daß sie dem Leben nachgestaltet und, soweit sie in geschichtlichen Dichtungen vorkommen, auch als wirklich geschichtliche Persönlichkeiten erscheinen. Diese schöpferische Kraft des Dichters hat zu einem komischen Vorgange Veranlassung gegeben, der aber gerade Ecksteins Verdienste in's hellste Licht setzt. Die Amerikaner sind bekanntlich in der Geschichte nicht halb so stark, als im Rechnen. Die guten Leute in einer Stadt unweit der Nordküste des Merikanischen Golfs hatten Ecksteins „Nero“ gelesen und faßten den kühnen Entschluß, diesen Roman in einer gewaltigen Anzahl von lebenden Bildern, die auf Wagen durch die Hauptschlagader der Stadt gezogen werden sollten, zu reproduciren. Die Zeitungen, die am folgenden Tag über den Festzug berichteten, stellten sich nun äußerst gelehrt an und thaten in ihren sechs-, acht-spaltenlangen Artikeln, als wären sämmtliche, auch die allererfundensten Charaktere des Romans ihnen von Kindsbeinen an wohl-

Digitized by Google

bekannt und vertraut. Da gab es ernste wissenschaftliche Betrachtungen über den Chattenhäuptling Lollarius, der nie existirt hat, und über die Phönizierin Hasdra, die man doch bei Sueton und Cassius Dio ebenso wenig findet, wie bei Tacitus. Halbe Capitel des Romans wurden reproducirt als Frucht ureigenster Quellenforschung. In solchem Maße hatte sich die Kunst des Dichters für die braven Banausen mit dem Wirklichkeitsscheine umkleidet, daß sich die Getäuschten auf das Glatteis einer lächerlichen, aber für den Dichter um so ehrenvolleren Bloßstellung ihrer mangelhaften Geschichtskenntnisse verlocken ließen.

Nicht nur Cäsaren-Romane hat uns des Dichters Muse beschert; den ganzen Kreis menschlicher Beziehungen und Conflicte ausschreitend, ist sie auch bis mitten in die Gegenwart vorgedrungen, indem sie uns in der „Familie Hartwig" ein treffendes Bild unserer schleichenden socialistischen Revolution (denn in einer solchen leben wir) entrollte. Die Stoffe, die Eckstein den verschiedensten Zeiten entnimmt, was sind sie übrigens und können sie anders sein, als die uralten und immer wieder neuen Menschheits- und Menschlichkeitsfragen, das epische „Plankton", das sowohl auf der Oberfläche des Zeitstromes wie in seiner Tiefe schwimmt, das scheinbar Alltägliche, das Jedermann kennt und sieht und das auch die Fabulirer minorum gentium mit dem Netze ihrer Sinne aus der Fluth der menschlichen Geschehnisse herauszufischen versuchen. Aber wie es erst eines Hensen, jenes verdienten Kieler Professors, bedurfte, der das zoologisch und entwickelungsgeschichtlich längst durchforschte Meeres-Plankton nun auch biologisch in Betracht zog und so der Naturwissenschaft neue Fragen von höchstem und weitest tragendem Interesse eröffnete, so hat auch Eckstein der dichterischen Behandlung des epischen Planktons ganz neue und eigenartig fesselnde Seiten abgewonnen. Dazu befähigte ihn sein tief in die Geheimnisse des Seelenlebens eindringender Seherblick, seine unerschütterliche, vor keiner Folgerichtigkeit zurückschreckende Wahrhaftigkeit, seine eminente Gestaltungskraft und sein außerordentlich feines künstlerisches Empfinden. Denn wenn er uns in seinem Roman „Themis" einen Oberstaatsanwalt vorführt, der mitten in der Suche nach den Indicien, die ein des Mordes verdächtiges Individuum überführen sollen, die ihn beinahe vernichtende Entdeckung macht, daß er sich auf ganz falscher Fährte befindet und daß der Mörder Niemand Anderes als sein eigener, heißgeliebter Sohn ist; oder wenn er uns in der „Hertha" eine wunderbar keusch empfundene Liebesgeschichte erzählt, die sich bis zur Gedankensünde des Ehebruches entwickelt, dann aber durch das entscheidende Verdict der Pflicht zum allein möglichen Abschluß gebracht wird; oder wenn er dem Bildhauer „Dombrowsky" zwei Seelen einhaucht: eine, die nach der Gattin, und eine andere, die nach einer Muse verlangt, und wenn er ihn an diesem leider nur zu wahr empfundenen Zweiseelenzustande des Künstlers kläglich zu Grunde gehen läßt, — was thut er Anderes, als einen glücklichen Griff in das epische „Plankton", in die

Digitized by Google

Conflicte, die für jedes Auge erkennbar mit dem Zeitenstrome täglich an uns vorübergetrieben werden? Aber Eckstein ist wahr, und er richtet uns diese Stoffe nicht nach dem Recepte jener verlogenen Romanciers an, die in ihrer ästhetischen Verlotterung aus ihnen nur pikant aufgebauschte Sensationsgeschichten zu machen wissen, — Sensationsgeschichten, die wohl auch ihr breites, besonders weibliches Lesepublicum finden, jeden ernsten und tiefer gebildeten Leser aber langweilen oder mit Ekel erfüllen. Die künstlerische Wahrhaftigkeit Ecksteins ist wohl auch hauptsächlich der Grund gewesen, daß ihn gewisse, an Geist armselige Schematiker, die Alles unter eine Ueberschrift bringen und aus jedem Dichter einen Ist'en oder Ane machen müssen, unter die Realisten zu rubriciren versuchten und im Hinblick auf sein neuestes Werk von einer „Entwickelung" des Dichters, die sich gerade in dieser Stoffwahl bekunde, zu fabeln begannen. Meiner Ansicht nach erlagen jene weisen Herren einem faustdicken Irrthum, der durch die gänzlich unbegründete Gegenüberstellung von „historisch" resp. „culturhistorisch" und „realistisch" veranlaßt wurde. „Themis", „Hertha", „Dombrowsky" und „Familie Hartwig" sind ja allerdings realistische Romane; aber „die Claudier" und „Prusias" sind es nicht weniger; wie denn auch andererseits „Themis", „Hertha", „Dombrowsky" und „Familie Hartwig" das Epitheton „culturhistorisch" für sich in Anspruch nehmen können. Auch die Schilderung vergangener Jahrhunderte erfordert einen gesunden Realismus, wenn sie etwas Erbauliches leisten soll, während andererseits der modernste Stoff durch unwahre Behandlung ruinirt werden kann. Es zeigt sich auch hier wieder, daß die Einschachtelung der Dichter in die Kategorieen „Realisten" und „Idealisten" ein unmögliches Unternehmen ist; der wahre Dichter sprengt allemal die Fesseln solcher Beschränkung und spottet dieser Schlagwort-Etiketten, die sich nur mit einiger Berechtigung auf den Rücken niederer Erzählhandwerker kleben lassen.

Noch eine kurze Bemerkung über die Eckstein'schen Frauengestalten sei hier gestattet. Sage mir, wie ein Dichter seine Frauengestalten bildet, und ich will Dir sagen, was er werth ist. In der Herausarbeitung weiblicher Charaktere offenbart sich am schärfsten die Kunst des männlichen Poeten, wie umgekehrt einer weiblichen Feder gewöhnlich nichts schwieriger wird, als einen wirklichen Mann zu zeichnen. Fingerfertige Romanstrickerinnen lieben es, ihre Helden im Zauberglanze titanischer Kraft, heroischer Größe und übermenschlicher Selbstüberwindung zu zeigen; sie schaffen Modekupfer ohne Fehl und Makel, und wie man in Thierarzneischulen das Bild eines „musterkranken" Pferdes an die Wand hängt, so entrollen sie uns das Gemälde eines „mustergesunden" Mannes, der, aller menschlichen Glaubwürdigkeit spottend, nur in dem Wolkenkuckucksheim ihrer unklar schwärmenden Einbildungskraft existirt. So weben auch die Romandichter niederer Ordnung ihre Frauengestalten nur aus eitel Tugend, Schönheit und Mondschein zusammen, oder sie bilden Messalinen, deren Unweiblichkeit

Digitized by Google

und Scheusaligkeit, in's Fratzenhafte caricirt, uns mit Abscheu erfüllt oder über die Unmöglichkeit solcher Spottgeburten lächeln macht. Die Eckstein'schen Frauengestalten sind überzeugend, wie Photogramme nach dem Leben, und ihre liebenswürdige Wesenhaftigkeit, an der diese oder jene kleine menschliche Schwäche nur wie ein Schönheitspflästerchen wirkt, ist gerade das höchste Lob, das ein Dichter, wie Eckstein, dem Ewig-Weiblichen spendet. Welche anmuthigen und doch nie die Gebrechlichkeit der Menschennatur gänzlich verleugnenden Frauenbilder verdanken wir ihm, und andererseits: wie geschickt weiß er unschöne, durch Eitelkeit oder durch absichtlich zur Schau gestellte Frömmelei abstoßende Frauengestalten immer wieder anziehend zu machen, indem er sie nicht zu Zerrbildern entarten läßt, sondern ihre Schwächen nur als die Schlagschatten ihrer Tugenden darzustellen versteht. Selbst die Verirrung von Grund aus edler Frauenseelen weiß er naturwahr und ergreifend zu malen, und wir bewilligen solchen vom Wege gewichenen Schönen, noch ehe sie uns ihre entlastenden Bekenntnisse gemacht haben, aus menschlich mitfühlendem Herzen bereitwillig Indemnität. Eine seiner süßesten, holdseligsten Mädchengestalten ist wieder die Grete Hartwig in seinem neuesten Romane; sie ist durch und durch deutsch und so thaufrisch und liebreizend, wie ein eben erblühtes Heckenröslein; nur ein Dichter von Gottes Gnaden schafft ein so herzerquickendes Mädchenwunder.

Zum Schluß sei noch mit einem Worte der Stellung gedacht, die Eckstein den Bemühungen unserer Sprachreiniger gegenüber einnimmt. Wenn er auch als ein Dichter von feinstem Geschmack und von höchster Sprachgewalt jeder Vernachlässigung des Ausdrucks, jeder Sprachsudelei durchaus abhold ist, so hat er sich doch nie als ein Anhänger der „stricten Observanz" eines sprachlichen Purismus erwiesen; vielmehr greift er mit selbstherrlicher Geringschätzung aller ängstlichen Bedenken getrost in den Schatz der vielartigen menschlichen Zungen hinein und schrickt selbst gelegentlich vor einer altgriechischen Anleihe nicht zurück. Er hat für dieses sein selbstbewußtes Verhalten unzweifelhaft seine wohlerwogenen Gründe, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es einem Dichter, wie Eckstein, der über ein staunenswerthes, schier unerschöpfliches Ausdrucksmaterial verfügt, geradezu unleidlich sein müßte, durch die von den Puristen auch im Gebiete des schönen Schriftthums versuchte Straßenpolizei belästigt zu werden. Andererseits wäre es aber lehr- und genußreich gewesen, wenn sich Eckstein freiwillig auf die Seite der radicalen Sprachreiniger gestellt hätte, denn gerade er wäre wie kein Anderer berufen gewesen, auch für die subtilsten Begriffe und für die einer deutschen Bezeichnung widerstrebendsten Dinge doch immer einen geschmackvollen und klarverständlichen deutschen Ausdruck zu finden.

Die Erfolge, die unser Dichter, der kürzlich sein 50. Lebensjahr vollendete, errungen hat, erstrecken sich bereits über die ganze gebildete Erde;

Digitized by Google

fast alle seine Werke sind in's Englische, Dänische, Holländische und Schwedische übersetzt worden, sehr viele auch in's Polnische, Russische, Ungarische und Italienische, einzelne sogar in's Französische, Serbische und Neugriechische. An der Jowa University in Jowa City hält Professor Charles Bundy Wilson regelmäßig Vorträge über Ecksteins Werke. Dies ist zu einer Zeit, wo die vielfach nur durch ihre Schlüpfrigkeiten die Lesewut reizenden Romane Zolas sich den ganzen Weltbüchermarkt erobern, eine für unseren Dichter doppelt ehrenvolle und wohlverdiente Anerkennung. Ob er schon den Höhepunkt seines Schaffens erreicht hat, oder ob er sich in der Folge durch neue Schöpfungen noch überbieten wird, das ist bei der Vielseitigkeit und anscheinenden Unerschöpflichkeit seiner Begabung kaum vorherzusagen; in der schönen Erzählkunst hat er wohl schon nahezu Vollkommenes geleistet, das kaum noch eine Steigerung zuläßt; es steht aber dahin, ob sich sein allbeherrschendes Ingenium vielleicht nicht noch andere Gebiete der Dichtung eröffnen wird; eine Ueberraschung würde er denen, die ihn nach höchstem Maße zu messen sich schon gewöhnt haben, damit kaum noch bereiten.

Im Jahre 1891 hat ihm der „Scherge Tod" die treue Lebensgefährtin entrissen; drei Kinder hat ihm die Unvergeßliche zurückgelassen: zwei Töchter im Alter von je 18 und 14 Jahren und einen 16 Jahre alten Sohn. Möge ihm Freude erblühen an seinen Kindern! mag auch sein ferneres Schaffen und Wirken ein gesegnetes sein! Das ist der innige Wunsch aller seiner auf ihn stolzen Landsleute, die an ihm nicht nur den echten Humor des fühlenden Denkers, sondern auch den tiefen Ernst und das hinreißende Pathos des an die höchsten Menschheitsfragen rührenden Dichters bewundern. —

Digitized by Google

Goethe als Anatom.

Von

Karl von Bardeleben.

— Jena. —

Weder in Laienkreisen noch bei den Fachleuten wird die Bedeutung von Goethes biologischen, insbesondere anatomischen Studien genügend gewürdigt, weder in objectiver Hinsicht, d. h. für die Wissenschaft, noch in subjectiver, für die Beurtheilung Goethes. Wenn ich nun wage, hier einen kleinen Beitrag zur Kenntniß Goethes als Anatomen zu liefern, so glaube ich ein wenig dazu berechtigt zu sein. Hier in Jena wesentlich hat Goethe die anatomischen Studien betrieben, welche von allen seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten den höchsten, ja dauernden Werth besitzen. Ferner habe ich, behufs Herausgabe der anatomischen Schriften in der Weimarer Ausgabe (Bd. 8 der Morphologie, erschienen 1893) zwei Monate lang im Goethe-Archiv und im Goethe-Hause nicht nur anatomische Schriften und Zeichnungen, sowie die hierauf bezüglichen Sammlungen Goethes durchstudirt, sondern mich auch in so manche andere seiner Manuscripte versenkt, — denn die Versuchung war doch zu groß, die Urschriften der größten Dichtungen aller Zeiten und Völker in demselben Raume zu wissen, nur die Hand nach „Werthers Leiden“ und „Wilhelm Meister“, nach „Iphigenie“ und „Faust“ ausstrecken zu brauchen.

So war es nun mein redliches Bemühen, dort in den schönen hohen und hellen, dem Lärmen der Welt entrückten, nur vom Rauschen der Ilm widerhallenden Räumen des Fürstenschlosses oder in dem Hause, das Goethe ein halbes Jahrhundert lang bewohnt hat, mich nicht nur in die Schriftzüge und die Zeichnungen des großen Mannes zu vertiefen, sondern mich ganz in den Geist Goethes zu versetzen.

Digitized by Google

Und manchmal war es mir, als ob der Geist Goethes mich umschwebte und als ob ich bei unlesbaren oder unverständlichen Stellen der Handschriften Goethe selbst hätte fragen mögen, was er geschrieben, was er gedacht und gemeint habe, — wenn z. B. auf einem Bogen Papier die Landschaft an der Teufelsbrücke der Gotthardstraße, der erste Entwurf zu seiner vergleichenden Anatomie — und Skizzen vom Parallelogramm der Kräfte, von Pendelschwingungen und Oscillationen stehen, — oder wenn man Goethe, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abgehend mit Hilfe einer lateinischen Tabelle der einzelnen Theile eines Schädelknochens die Beschreibung desselben dictiren zu hören wähnte:

— „es ist ein groß Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht."

Doch „Ergetzen" ist zu wenig gesagt: ein Hochgenuß ist es, zu sehen, wie dieser Mann neben Allem, was er gelebt und geliebt, gedacht und gethan, wissenschaftlich gearbeitet und nicht auf, nein über der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit, ihr fünfzig, ja achtzig Jahre vorauseilend, gestanden hat.

Die anatomischen Studien Goethes bilden, wenn nicht den äußerlich umfangreichsten, so doch den dem inneren Werthe nach am höchsten stehenden Theil seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten überhaupt. Der Standpunkt der Betrachtung soll aber, soweit es dem Fachmann möglich ist, aus sich heraus zu gehen, kein einseitig anatomischer, sondern ein allgemeiner sein.

Die erste Frage ist selbstverständlich: wie ist Goethe als Dichter, als Lyriker, zu scheinbar so weit ab liegenden Gebieten gekommen, was hat ihn zu naturwissenschaftlichen und gerade zu anatomischen Studien veranlaßt — oder, wie viele sagen möchten, verleitet?

Sinn für Natur, bis zur Naturschwärmerei, finden wir ja, zumal in neuerer Zeit, weit verbreitet — aber erst in den letzten Jahrzehnten ist die Naturwissenschaft so in den Vordergrund getreten, daß auch ferner stehende Kreise wohl oder übel ihr Aufmerksamkeit schenken müssen.

Davon war aber zu Goethes Jugendzeit, in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, keine Rede!

Es war wohl der dem Genie innewohnende Trieb, Alles, was in ihm und um ihn her vorging, mit heißem Bemühen zu studiren, vielleicht auch die Abneigung gegen das städtisch-enge Leben in Frankfurt, und nicht minder gegen das vom Vater aufgedrungene juristische Bücher-Studium, die den Leipziger und besonders den Straßburger Studiosus in die Natur und in Vorlesungen und Studien trieb, die mit Jura und Cameralia herzlich wenig zu thun hatten. So hat Goethe bekanntlich in Straßburg Anatomie bei Lobstein gehört und die Frauenklinik bei Ehrmann besucht, und sein

Digitized by Google

täglicher Umgang waren Mediciner, die einzigen Studenten, welche — wie Goethe bemerkt — auch außerhalb der Vorlesungen und Kliniken von ihrem Fache sprechen.

Auf Umwegen hat denn wohl auch der Verkehr mit Herder Goethe der Naturwissenschaft zugeführt — vor Allem das durch Herder veranlaßte Studium Homers, dessen handgreifliche Schilderungen von Natur und Menschen einen tiefen Eindruck auf Goethe machten.

Von 1775 an wendet sich Goethe unter dem Einflusse Lavaters der Physiognomik und folgerichtig dem Studium der menschlichen Formen überhaupt und des Skelets zu, welches ja am Kopfe in so hohem Maße die äußere Gestaltung beherrscht. 1776 meldet Goethe an Lavater, der Herzog habe ihm sechs Schädel kommen lassen, und er habe wichtige Beobachtungen daran gemacht.

Goethe war damals und ist bis an sein Ende — er sagt es selbst öfter, und Jedermann weiß es heute — auch als Dichter vor Allem Künstler gewesen — künstlerische Neigungen, Zeichnen, Malen, Modelliren beherrschten ihn gerade Ende der siebziger und in den achtziger Jahren besonders.

Weniger bekannt ist, daß Goethe, vielleicht Michel Angelos und Leonardo da Vincis gedenkend, die Beide ausgezeichnete Anatomen waren, im Jahre 1781 in Weimar den dortigen Künstlern der Zeichenschule Unterricht in der menschlichen Anatomie, in Gestalt von Vorträgen gegeben hat. Bei diesen hat er auch Zeichnungen vom Skelet benutzt, welche neuerdings von Herrn Geh. Hofrath Ruland im Goethehause gefunden und mir zur Durchsicht überlassen wurden. Es sind Federzeichnungen in Großfolio auf hellgrünem oder grau lavirtem Untergrunde, sorgfältig ausgeführt — jedenfalls von einem Zeichner herrührend. Sie stellen sämmtliche Theile des menschlichen Knochengerüstes dar: Schädel, Wirbel, Rippen, Schulterblatt, Arm, Hand, Becken, Ober- und Unterschenkel, Fuß. Andere Blätter geben die Muskeln des Rumpfes und der Gliedmaßen wieder; sie sind von Goethe selbst gezeichnet. Daß jene Tafeln zum Unterricht für die Künstler bestimmt waren, ist kaum zu bezweifeln — über die Zeit, wo diese Blätter von Goethe entstanden sind, giebt völlige Sicherheit das Datum auf einer der Zeichnungen: es ist der 20. October 1781, — also einige Tage vor den Briefen an Frau von Stein vom 29. October und an den Herzog vom 4. November 1781, in denen Goethe vom Lernen und Lehren der Anatomie spricht. Auch über den Ort, wo Goethe gezeichnet hat, werden wir aufgeklärt, denn auf der Rückseite dieser Blätter ist die jedenfalls eigenhändige Skizze der Collegienkirche in Jena, von dem jetzigen Anatomie- oder Collegienhofe aus, — Standpunkt an der alten Linde, welche noch heute die Aula beschattet.

Wüßten wir es nun nicht aus anderen Quellen, so würde schon dieses Blatt uns zeigen, daß Goethe, ehe er selbst als Lehrer in der Anatomie

Digitized by Google

auftrat, in Jena Schüler des damaligen Professors Just Christian Loder gewesen ist, eines Mannes, der sich durch Klarheit der Auffassung und Unbefangenheit des Urtheils auszeichnete. Goethe hat bekanntlich, wie er selbst berichtet, bei Loder die ganze menschliche Anatomie durchgenommen, sei es privatissime, sei es im Colleg; so hat er früh Morgens im Winter den Weg durch hohen Schnee nicht gescheut, um bei Loder „Bänderlehre" zu hören. Goethe beklagte sich damals bitter, daß die Studirenden leider so wenig Interesse an dieser wichtigen Wissenschaft hätten, daß der Professor beinahe vor leeren Bänken lesen müsse. —

Wie war es damals mit der Anatomie bestellt? Die menschliche Anatomie bestand aus theilweise sehr genauen, fast ausschließlich makroskopischen Beschreibungen der einzelnen Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße, Nerven u. s. w. — eine „Wissenschaft" durfte sie sich nicht nennen, denn es fehlte leider noch das geistige Band. Die Anatomie war ausschließlich die Dienerin der Medicin, sie „diente" lediglich als eine, besonders in mikroskopischen Dingen noch höchst mangelhafte Vorbereitung für die praktischen Fächer. Eine Trennung der Anatomie und Physiologie gab es auf den Lehrstühlen der Universitäten noch nicht; vielfach war auch die Botanik und die Pharmakologie, die Zoologie, oft auch die Chirurgie, mit der anatomisch-physiologischen Professur vereinigt.

Eine vergleichende Anatomie gab es ebenso wenig wie eine Entwickelungsgeschichte und eine Zellen- und Gewebelehre, von anderen Disciplinen der heutigen Anatomie ganz zu schweigen. Vergleichende Anatomie wurde von Blumenbach in Göttingen zum ersten Mal gelesen im Jahre 1777; sein Handbuch der vergleichenden Anatomie — das erste, wie er stolz sagt, — erschien 1805.

Damals also, als Goethe seine Studien begann, war die vergleichende Anatomie kaum mehr, als ein frommer Wunsch. Die Zoologie wie die Botanik standen als rein beschreibende Disciplinen unter dem Banne der Systematik, welche soeben durch und in Linné ihren Höhepunkt erreicht hatte, — deren starre Grenzlinien für Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus festzustehen schienen. Und die damalige Naturwissenschaft konnte mit Stolz auf die Ueberwindung dieser ersten Staffel, die Einordnung des schon damals so gewaltigen Materials in ein System blicken. In das Chaos von Einzelbeschreibungen war Ordnung gebracht worden, — eingereiht nach Klassen, Ordnungen, Familien und Arten, standen Pflanzen und Thiere in dem großen Buche, wohl unterschieden und gekennzeichnet jede Art gegen die anderen durch das, was sie von jenen trennte, was sie vor anderen voraus hatte oder was ihr fehlte, — oft nur unterschieden durch die Farbe des Hautkleides oder durch die Form eines Zahnes. Es war die Blüthezeit der sog. Balg-Zoologie und der künstlich geschaffenen Pflanzen-Familien.

Eine eigentliche Anatomie der Thiere und Pflanzen gab es nicht —

Digitized by Google

von einer wirklichen Entwickelungsgeschichte war noch gar keine Rede! Man dachte sich die „Entwickelung" eines Thieres oder einer Pflanze als die „Auswickelung" der einzelnen Organe aus dem Ei oder dem Samenkorne, in denen schon Alles, wenn auch klein oder unsichtbar, vorgebildet sei.

Für die vergleichende Anatomie und Entwickelungsgeschichte galt Hallers Wort: Nulla est epigenesis, — es giebt keine höhere fortschreitende Entwickelung durch das Auftreten neuer Theile. Caspar Friedrich Wolff's Lehre von der Neubildung bei der Entwickelung war ohne Echo verhallt.

Was besonders die menschliche Anatomie betraf, so war man damals, wie schon früher und seither öfter, wenn den Fachleuten der Witz ausging, auf dem Standpunkt angelangt: es ist jetzt Alles bekannt, es giebt nichts Neues mehr zu finden. Man kannte ja die Knochen, Muskeln u. s. w., — man wußte ja, daß der Mensch eine ganz bestimmte Anzahl von Schädelknochen habe, nämlich einen weniger, als die höchsten Affen. Dies war Dogma, so stand's im System, im Buch.

In diese Zeit fallen Goethes erste Studien in der menschlichen Anatomie, welche sich, wie besonders die von mir vor Kurzem veröffentlichten Manuscripte beweisen, über den ganzen Körper und über sämmtliche Capitel der Anatomie erstreckten, nicht nur auf den Schädel. Aber dieser hat Goethe jedenfalls, wie seine hinterlassenen Schriften und Zeichnungen beweisen, am meisten interessirt, wohl nicht nur aus anatomischen Gründen.

Wie Goethes Gedankengang gewesen sein mag, der ihn zu der Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen führte, scheint mir aus seinen eigenen Angaben hervorzugehen. Er hat diesen Knochen gefunden, weil er dem Dogma oder System zum Trotze ihn gesucht hat: er wollte ihn finden, und so mußte er ihn finden. — Wie kam aber Goethe dazu, ihn zu suchen? Weil der Knochen bei allen anderen Säugethieren, welche Schneidezähne besitzen, — und sogar bei solchen, die keine haben, vorhanden ist.

Hat Goethe nun inductiv oder deductiv geforscht, war es Intuition, war es Analyse oder Synthese? Ich glaube, es ist ihm gegangen, wie anderen Sterblichen: er ist von Einzelheiten, sehr genauem Durchsehen und Abzeichnen von Schädeln, zu der allgemeinen Idee gekommen — und hat diese wieder auf das Einzelne angewendet. So ist die Idee oder der noch zu besprechende Typus weder Ausgangs- noch Endpunkt gewesen, — Goethe ist nicht durch bloßes Nachdenken auf den Typus oder die Urpflanze gekommen, andererseits nicht durch bloße Beobachtung mit dem körperlichen Auge auf den Zwischenkiefer und sonstige Entdeckungen.

Goethe fand nun, daß der Zwischenkiefer*) sogar beim erwachsenen Menschen, wenigstens zum Theil noch, von dem Oberkiefer, zu dem man

*) Der Knochen liegt jederseits neben der Mittellinie hinter der Oberlippe und trägt unsere oberen Schneidezähne, deren wir bekanntlich rechts und links je zwei besitzen.

Digitized by Google

ihn damals rechnete — und von dem ihn eines unserer größten Handbücher in der neuesten Auflage noch nicht trennt — durch eine Naht abgegrenzt ist, die besonders deutlich auf der Gaumenfläche, hinter den Schneidezähnen sichtbar ist. („Nähte" nennt man die mit Bindegewebe oder Knorpel ausgefüllten feinen Spalten zwischen benachbarten Kopfknochen.) Der Knochen trägt bei uns, wie bei den Thieren, die oberen Schneidezähne: er gehört, wie wir heute wissen, zu den sogenannten „Zahn- oder Beleg-Knochen", d. h. er ist, wie die meisten Gesichts- und die Knochen des Schädeldachs, aus den Knochenplatten der „Zähne" der äußeren Haut entstanden. Wir haben ja nicht deshalb Zähne im Munde, weil wir sie hier zum Erfassen und Zerkleinern der festen Nahrung brauchen, oder sie im Munde entstanden sind, — sondern weil unsere Mundschleimhaut eine Einstülpung der äußeren Haut ist und diese bei niederen Wirbelthieren, Fischen, Reptilien u. a. mit Tausenden von kleinen Zähnen besetzt ist. Die Zähne sind also ursprünglich gar nicht zum Kauen da, sondern sie dienen zum Schutze der Außenfläche des Körpers. Praktische Anwendung in der Medicin — auch für Laien empfehlenswerth — findet die Thatsache der Einstülpung der Haut in die Mundhöhle z. B. bei Hautkrankheiten, wie Masern und Scharlach, die man im Munde oft 24 Stunden früher erkennen kann, als auf der äußeren Haut.

Niedere Fische, die Haie, haben am Kieferrande Hunderte von Zähnen, und diese wechseln nicht nur ein — oder höchstens zwei Mal, wie bei uns, sondern so alle paar Monate, wenn sie abgenutzt sind.

Die „Zahn-" oder „Belegknochen" liegen nur auf dem ursprünglichen, Primordial- oder Knorpel-Skelet und bilden bei höheren Thieren die flachen Knochen von Gesicht und Schädel, die auch beim Menschen noch sich in einer von den eigentlichen Skeletknochen abweichenden Weise entwickeln. Wir nennen übrigens den „Zwischenkiefer" oder „Zwischenknochen" jetzt gewöhnlich nicht Os intermaxillare, sondern praemaxillare, weil er vor dem Oberkiefer liegt. Goethe nannte ihn wegen der Beziehungen zu den Schneidezähnen auch Schneideknochen: Os incisivum.

Goethe fand den Zwischenkiefer hier in Jena Ende März 1784, wie Briefe an Frau von Stein und an Herder beweisen. Die folgenden Monate verwandte er dann zu der Ausarbeitung einer Abhandlung und Herstellung der Zeichnungen. Die Arbeit ist erst sehr viel später, nämlich 1831, in den „Nova Acta Academiae Caesareae Leopoldo-Carolinae" T. XV in abgeänderter Form erschienen. Beigegeben wurden hier fünf Tafeln, während Goethe in den achtziger Jahren von zehn, ja später von siebzehn Tafeln spricht und den Inhalt dieser angiebt. Im Goethe-Archiv fand sich bei der genauen Durchsicht der Papiere 1891 das „Concept" der Arbeit; im Goethehause konnte ich vierzehn von den einmal beabsichtigten siebzehn, aber nicht die Skizzen zu den zehn Tafeln der Originalarbeit von 1784 finden.

Digitized by Google

Wie es scheint, hat eine kleine Mittheilung, welche ich im Mai 1891 auf der Anatomen-Versammlung in München „über bisher unbekannte anatomische Arbeiten Goethes" machte, uns das hohe Glück vermittelt, in den Besitz des an Camper gesandten Exemplars zu kommen. Vor einigen Monaten schrieb Herr Dr. C. A. M. Daniëls, Vorstand und Bibliothekar der Niederländischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Amsterdam, an das Archiv in Weimar, er habe gelesen, daß ich die Herausgabe von Goethes anatomischen Schriften beabsichtige, und theile mit, daß sich die Zwischenkiefer-Arbeit im Besitze der genannten Gesellschaft befinde, aus dem Nachlasse des Anatomen Peter Camper, dem Goethe die Arbeit 1784 zugesandt hatte.

Dank der angestammten innigen Verehrung, welche man für die hohe Besitzerin des Archivs in den Niederlanden hegt, hat es sich ermöglichen lassen, das Werk — unter Wahrung des Eigenthumsrechts der Amsterdamer Gesellschaft — im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar für immer niederzulegen. Eine aus vornehmster Gesinnung hervorgegangene Stiftung, die Jeder, der sich dem nationalen Institut der Frau Großherzogin und seinen Arbeiten verwandt und nahe fühlt, dankbar empfinden und anerkennen wird.

Es lohnt sich nun wirklich der Mühe, für den Fachmann wie für den Goethe-Forscher und Laien, das in Folio gebundene, in deutscher und lateinischer Sprache abgefaßte Werk, vor Allem die künstlerisch ausgeführten Tafeln zu studiren, — nicht minder, die auf Goethes Entdeckung bezüglichen Bemerkungen Campers zu entziffern, welche der Abhandlung eingeklebt sind.

Doch vor Camper müssen wir Loders gedenken! Goethe sandte im October 1784 die Arbeit zunächst an Loder zur Durchsicht; sie sollte dann an Sömmerring in Cassel, den ersten deutschen Anatomen damals, darauf an Merck und schließlich an Camper gelangen. Loder beantwortete die Sendung Goethes mit einem Schreiben vom 31. October, welches ich im Goethe-Jahrbuch (1892) habe abdrucken lassen und von dem ich hier nur den Anfang wiedergeben möchte:

Ew. Hochwohlgeboren

sende ich den mir geneigtest communicirten Aufsatz mit dem verbindlichsten Dank zurück. Ich habe bei Durchlesung desselben so viel Vergnügen empfunden, und Ihre Präcision in der anatomischen Beschreibung sowohl, als Ihren Blick in die Physiologie des Theils so sehr bewundert, daß ich in der anatomischen Begeisterung es in vollem Ernste bedauerte, daß Sie Minister und nicht Professor anatomiae sind. Sie werden mir aber antworten, wie Kaiser Leopold einem Musicus, der dem Kayser, der ihm etwas auf dem Clavier vorgespielt hatte, in voller Ekstase um den Hals fiel, und es bedauerte, daß er kein Musicus geworden: „Wir stehen uns halter so auch gut." . . .

Ganz anders Sömmerring, — auch Blumenbach und vor Allem Camper! Diese großen Fachgelehrten wollten Nichts von dem Zwischenkiefer wissen, — oder, wie Goethe später (1794) im „Versuch einer all-

Digitized by Google

gemeinen Knochenlehre" so liebenswürdig sich ausdrückt, indem er die Schuld, mit Vischer zu reden, auf die „Tücke des Objects" schiebt: „er schien sich selbst den scharfsinnigsten Beobachtern eine Zeitlang eigensinnig zu verbergen".

Wir wollen hier nicht erörtern, warum die genannten Professoren der Anatomie den Knochen, d. h. seine Begrenzungs-Nähte, nicht sahen — oder nicht sehen wollten —; es haben gewiß objective und subjective Gründe vorgelegen. Am meisten geschadet hat ja Goethe bei Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, damals und später bis heute, „der andere" Goethe, der Dichter des Werther und Götz, des Egmont und Tasso — vor Allem aber — und wie sehr mit Unrecht! — des Faust!

Goethe hat sich aber durch den damaligen Mißerfolg durchaus nicht abhalten lassen, weiter zu forschen, wie besonders die neuerdings bekannt gewordenen Arbeiten von 1790 und 1794 beweisen.

War er beim Zwischenkiefer wesentlich vergleichend-anatomisch, mit Haeckel zu sprechen: phylogenetisch vorgegangen und hatte er die Entwickelung nur nebenbei berührt, so zog er jetzt diese, soweit die damaligen Kenntnisse und das ihm zu Gebote stehende Material gestatteten, mit zu Rathe. So combinirte Goethe schon in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die beiden Methoden, mittels deren wir heute, seit etwa zwanzig oder dreißig Jahren, den Problemen der Biologie beizukommen versuchen.

Gleichzeitig steigt Goethe bei seinen Forschungen von den zunächst berücksichtigten Säugethieren hinunter zu den Vögeln, „Amphibien" — so nannte man bis vor etwa fünfzig Jahren die jetzigen „Reptilien" und Amphibien — und Fischen. In den Jahren 1785 und 1786 arbeitet er weiter am Zwischenkiefer und Schädel und versucht nach der Heimkehr von der italienischen Reise, in demselben Jahre 1790, wo er den berühmten Schöpsenkopf am Lido fand, eine generelle Morphologie zu schreiben, wie wir es heute nennen würden.

Dieser erst jetzt aufgefundene, von mir veröffentlichte „Versuch über die Gestalt der Thiere" ist leider nur Fragment geblieben. Die Aufgabe war damals noch nicht zu lösen. Goethe hat dies vermuthlich selbst erkannt und in weiser Beschränkung statt dessen den „Versuch einer allgemeinen Knochenlehre" geschrieben, aber gleichfalls — aus äußeren Gründen — nicht vollendet; er behandelt nur den Schädel.

Schon früher hatte ich mir die Frage vorgelegt: wie mag wohl Goethe vom Zwischenkiefer schließlich auf die Wirbel-Theorie des Schädels gekommen sein? Meine Vermuthung, daß beiden Arbeiten nicht nur die allgemeine Idee, das Suchen nach dem Typus gemeinsam sei, sondern daß noch ein besonderer anatomischer Grund vorliege, scheint sich durch die Auffindung der eben erwähnten Handschriften, besonders des „Versuchs einer allgemeinen Knochenlehre", zu bestätigen. Das Gemeinsame in all' diesen

Digitized by Google

Forschungen ist Goethes Bestreben, die Knochen des menschlichen Schädels in ihre vergleichend-anatomischen und genetischen Elemente aufzulösen, — nachzuweisen, daß „ein" Knochen aus mehreren entstanden ist und wie dies geschehen, wo die alten Grenzen laufen und wie viel Einzelgebiete zu einem größeren Reiche verschmolzen sind: „Anatomie leistet an organisirten Wesen, was Chemie an unorganisirten".

Bei diesen Auflösungsversuchen mußte Goethe bald gewahr werden, daß nicht nur der Oberkiefer, sondern auch andere Knochen, so das Keilbein, aus zwei oder mehreren Stücken bestehen. Erst diese Erfahrung ermöglichte die Idee der Wirbeltheorie des Schädels; Goethe hat sie bekanntlich lange bei sich getragen, bis ihm der bekannte glückliche Zufall am Lido seine Gedanken verkörpert vorführte.

Es handelt sich aber bei dieser Theorie nicht sowohl um die Auflösung von Knochen — dies war nur die Methode, der Weg dazu — als vor Allem um eine Vergleichung innerhalb ein- und desselben Thieres oder des Menschen. Dies war ein neuer Schritt auf dem Wege der Vergleichung, ähnlich dem, den Goethe in der Pflanzenlehre that und der ihn zu der Entdeckung des Blattes als Urform aller Pflanzentheile führte. So können wir die Urpflanze mit dem thierischen Typus, das Blatt mit dem Wirbel — für den Schädel wenigstens — in Parallele stellen, ohne den Irrthum der späteren Naturphilosophie mitzumachen, welche schließlich alle Knochen aus Wirbeln ableiten wollte.

Goethes Wirbeltheorie des Schädels lautet in wenigen Worten: der Schädel des Menschen wie der Säugethiere besteht aus sechs mehr oder weniger umgewandelten Wirbeln.

Ein „Wirbel" besteht im Wesentlichen aus dem Körper und dem Bogen, zwischen denen der Wirbelcanal für das Rückenmark liegt. Auch im Schädel glaubte Goethe die Wirbelkörper und Bogen wieder zu finden, jene die Basis mit dem Gaumen, diese das Schädeldach bildend, im Innern das Gehirn als umgewandeltes Rückenmark beherbergend.

Goethes Wirbeltheorie ist nun im Laufe der Jahre nach manchen Richtungen hin abgeändert, vervollständigt und schließlich für die vorderen Theile des Schädels als irrthümlich aufgegeben worden. Nur in dem hinteren Abschnitte, im Bereiche der drei ersten Goethe'schen Wirbel (er zählt von hinten her) vermögen wir etwas Wirbelähnliches: „Segmente" zu erkennen, wie sie auch im Rumpfe angelegt werden. Eigentliche Wirbel sind im Schädel nicht nachweisbar, auch ist die Zahl der Segmente erheblich größer als Goethes Wirbel, — sie beträgt statt drei: zehn oder zwölf.

Der vordere Theil des Kopfes, die Gesichtsknochen, haben mit Wirbeln nichts zu thun, — es sind Neubildungen, besonders für die höheren Sinnesorgane, zum Theil, wie oben erwähnt, Zahnknochen. Bei Säugethieren und beim Menschen liegen hier entschieden sehr stark modificirte

Digitized by Google

Bildungen vor, an deren Enträthselung seit Goethe bis auf den heutigen Tag gearbeitet wird. Aber die Elemente des hinteren Schädelabschnittes dürfen wir doch mit den eigentlichen Wirbelknochen in eine gewisse Beziehung bringen, — es sind, wenn ich so sagen darf, zwar nicht Geschwister, aber Geschwisterkinder.

* * *

Man wird vielleicht nun fragen: was ist denn von den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes von bleibendem Werthe gewesen? Ist es nicht zu bedauern, daß Goethe sich überhaupt damit abgegeben hat, daß er von den siebziger Jahren an bis zu seinem Tode — vielleicht mit einer größeren Unterbrechung: während des innigen Zusammenwirkens mit Schiller — sich nicht nur mit „allem möglichen" Sonstigen, sondern vor Allem, immer und immer wieder mit Naturwissenschaft im weitesten Sinne beschäftigt hat?

Da möchte ich zunächst daran erinnern, daß die Veranlassung zu der Freundschaft mit Schiller — nach jahrelanger beiderseitiger Abneigung — wiederum die Naturwissenschaft gewesen ist, ein Gespräch über die Urpflanze und die Metamorphose, in dem Goethe mit einigen Federstrichen eine „symbolische Pflanze" zeichnete. Schiller hat damals, wie Goethe selbst berichtet, das klassische Wort gesprochen: „Das ist keine Erfahrung, das ist ja eine Idee" — und Goethe, anfangs etwas verstimmt, hat dann geantwortet: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Der ganze Streit über Goethes Weltanschauung gipfelt auch heute noch in der Frage: „Ist die Urpflanze, ist der thierische Typus eine Idee — oder sind sie reelle greif- und sichtbare Bildungen?"

Schon Goethe selber hat es oft genug zu hören und zu lesen bekommen: „Wäre es nicht besser, wenn der Dichter bei der Dichtkunst bliebe?" — von der Thätigkeit als Minister zu schweigen. Wäre es für ihn und für uns nicht besser gewesen? — hätte denn die Wissenschaft irgend Etwas verloren, wenn Goethe nicht in ihr thätig gewesen wäre?

Nun, man kann bei jeder großen Entdeckung und für jeden wissenschaftlichen Forscher wohl sagen: später hätte es ein Anderer auch gefunden — unersetzlich ist Niemand — zweitens aber steht fest, daß die Naturwissenschaft viel, sehr viel verloren hat, mindestens ein Menschenalter, ja ein halbes Jahrhundert dadurch, daß Goethe damals nicht rechtzeitig anerkannt wurde, und daß die Naturwissenschaft erst durch die Aufnahme Goethe'scher Ideen, — die etwa in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts stattfand, — zu dem werden konnte, was sie heute ist. In dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire konnte Goethe von sich sagen: „tua res agitur", — seine Ideen waren es, die

Digitized by Google

Geoffroy vertrat — und wenn sie damals äußerlich unterlagen, so erstanden sie dreißig Jahre später wieder von Neuem, durch Darwin.

Wie lassen sich nun Goethes Ideen kurz und allgemeinverständlich darstellen? Da Goethe selbst sie meist nur gelegentlich durchblicken läßt — oder hier und da in seinen dichterischen und naturwissenschaftlichen Werken, in seinen Briefen und Gesprächen, oft in poetischem Gewande, dann wieder im einzelnen Falle fast zu realistisch, nackt, ausspricht — da er ferner in seinem langen Leben und Streben, Dichten und Trachten große Wandlungen durchgemacht hat, ist es sehr schwer, zu dem Kern durchzudringen.

Vor einigen Jahren mußte ich betreffend das Verhältniß Goethes zu Lamarck und Darwin vor meinen Fachcollegen erklären, daß es nach seinen anatomischen Schriften, besonders auch den neu aufgefundenen, so scheine, als wenn Goethe nicht über einen ideellen, gedachten oder construirten Typus hinausgegangen sei, und daß ihm der Gedanke einer „Abstammung" des Menschen von den Thieren, einer wirklichen Blutsverwandtschaft unter den Thieren und zwischen Thieren und Mensch fern gelegen habe. Auch heute noch muß ich daran festhalten, daß sein „osteologischer Typus" eine Construction, eine Abstraction ist, und daß man ihn nicht identisch mit einem niederen Thiere, einem Urfängethiere oder dergl. setzen darf. Aber der Ausdruck „Typus" wird von Goethe zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Sinne gebraucht, und besonders wo wir Goethes Typus mit seiner Urpflanze zusammenhalten, kann man nicht umhin, den Gedanken an wirkliche niedere Thiere und Pflanzen festzustellen.

Mit großem Scharfsinn und Fleiß hat bekanntlich Kalischer die doppelte Bedeutung des Goethe'schen Wortes „Typus" nachgewiesen und ist auf Grund der zweiten Deutung im Anschlusse an Haeckel zu dem Ergebniß gekommen, daß Goethe ein Vorläufer Lamarcks und Darwins gewesen sei. Haeckel hat dann 1882 in seinem auf der Naturforscher-Versammlung zu Eisenach gehaltenen Vortrage (über die Weltanschauung von Goethe, Lamarck und Darwin) auf das Entschiedenste Goethe in diesem und in seinem Sinne in Anspruch genommen.

Da ich als Naturforscher mich für berechtigt und verpflichtet halte, nur auf Grund eigener Forschungen mir eine Ansicht zu bilden, so hatte ich bisher, auf Grund der von Haeckel und Kalischer angeführten Stellen aus Goethe, mich noch nicht überzeugen lassen — da andere Aussprüche Goethes widersprechen. Erneutes und wiederholtes Studium aller hierher gehörigen „Stellen" nicht nur, sondern der ganzen Werke scheint mir nun eine Lösung der Widersprüche und damit der ganzen Frage zu ermöglichen. Goethe hat, wie ich zugebe, in den achtziger und noch in den neunziger Jahren an eine Descendenz, eine Stammesentwickelung, eine wirkliche Blutsverwandtschaft gedacht, — er hat diesen Gedanken dann für etwa ein Menschenalter auf-

Digitized by Google

gegeben oder untersinken lassen, um ihn etwa Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre wieder aufzunehmen und bis zu seinem Tode festzuhalten.

Ich möchte also etwas weiter gehen, als mein Lehrer Helmholtz, der mich 1867 in Heidelberg in den Darwinismus einführte, und der (Deutsche Rundschau 1892) nur von „Vorahnungen" Goethes spricht — Goethe selbst thut dies in den zwanziger Jahren bezüglich seiner ersten Periode (1784—96) auch; andererseits möchte ich aber nicht ganz so weit gehen, wie mein College Haeckel. Daß man eine solche Theorie als Jüngling mit Eifer erfassen, zeitweise aufgeben und als reifer Mann, auf Grund eigener Forschungen, wieder aufnehmen kann, ist gewiß nicht nur möglich, es kommt wirklich vor.

Einige Belege dafür, daß Goethe an Descendenz und Verwandtschaft gedacht hat, mögen hier folgen.

In dem Briefe von Frau von Stein an Knebel vom 1. Mai 1784 steht: „Herders neue Schrift (Ideen z. Philos. d. Gesch.) macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Thiere waren . . ." Im „Herder" steht das aber nicht! Die Aufklärung giebt uns die Fortsetzung des Briefes: „Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen und jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant." Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der obige Gedanke von Goethe herrührt und daß Frau von Stein Goethe richtig verstanden hat.

In der italienischen Reise (II, Rom, 12. Sept. 1787) finde ich eine, wie es scheint, bisher übersehene Stelle:

„Die Schwanzmenschen wundern mich nicht: Nach der Beschreibung ist es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unseren Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nahe mit uns verwandt sind."

Ferner, ebendort, 28. August:

„Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unseres Gottes mit Freuden beschauen."

Und von der Urpflanze schreibt Goethe aus Palermo, 17. April 1787: „Eine solche muß es denn doch geben . . ."

Einen Monat später, 17. Mai (Neapel) ist er „dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe . . . „mit diesem Modell (der Urpflanze) und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die . . . nicht etwa malerische und dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen."

Schließlich sagt Goethe in dem „Entwurf einer vergleichenden Anatomie" (Weimar. Ausgabe II, Bd. 8, p. 71):

Digitized by Google

„Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommnen organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach Einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet."

Goethe hat also den Gedanken einer langsamen, stetigen Entwickelung und Umwandlung gehabt, — in der Geologie, wie in der Pflanzen- und Thierwelt. Er spricht von „Uebergängen" — von Transmutation. Er kennt die „Vererbung" und die „Anpassung" an äußere Umstände, an Klima, Höhe, Boden, Wasser, Luft, — die Veränderungen der Organe durch Gebrauch und Nichtgebrauch, — die Wechselwirkungen, die „Correlationen" und „Compensationen". Ja, er kennt, wie die Abhandlung „Fossiler Stier" beweist, die Vererbung der durch Anpassung während des Lebens erworbenen Eigenschaften; er sagt (Weimar. A. II, Bd. 8, p. 236): „Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht immer stärkere thierische Verlangen auch nach vorn hin bequem zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschädels und ihre Form allmählich verändert."

Und in der Besprechung der 1823 und 24 erschienenen Tafeln von d'Alton „Die Nagethiere" sagt Goethe (Weimar. Ausg. II, Bd. 8, p. 253): „Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalten dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt" . . .

* * *

Goethe war in jungen Jahren Anhänger Spinozas, — er ist stets, vielleicht mit Ausnahme der letzten Lebensjahre, Pantheist und wohl bis an sein Ende „Monist" in dem jetzt üblichen Sinne gewesen. Er betrachtet die Natur als göttliches Organ, als Offenbarung: einer seiner neu gefundenen Sprüche*) lautet: „Wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung." Hiermit vergleiche man Fausts Antwort auf Gretchens Frage: „Wie hast Du's mit der Religion?" — Dann, wie Goethe ferner sagt: „Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durch's Bild zu lösen."

Spinozas Einfluß hat wesentlich dazu beigetragen, den Zug religiösen Ernstes, mit dem Goethe die Natur anschaute, erforschte und verehrte, zu vertiefen, bemerkt sehr richtig Eugen Filtsch in dem neulich erschienenen Werke: „Goethes religiöse Entwickelung". Dort wird überhaupt von

*) Aus Goethe-Jahrbuch 1894, Seite 13, Spruch 53.

Digitized by Google

Neuem der Nachweis erbracht, wie wenig es berechtigt ist, Goethe als „Heiden" hinzustellen.

In späteren Jahren hat bekanntlich Kant großen Einfluß auf Goethe ausgeübt — und wir dürfen vielleicht Goethes Rückkehr zur Naturwissenschaft und zu den oben berührten Anschauungen mit auf Kants Einwirkung zurückführen.

Man kann Goethes morphologische, naturwissenschaftliche Anschauungen nicht verstehen, wenn man sich nicht vollständig in ihn, in sein ganzes Dichten und Trachten hinein denkt, — man kann aber auch nimmermehr seine Dichtungen vollständig — soweit dies überhaupt möglich — verstehen und genießen, wenn man seine naturwissenschaftlichen Arbeiten nicht kennt, ja studirt.

Man darf Goethe überhaupt nicht zerreißen oder seciren, wenn man ihn verstehen will; man soll ihn nicht in einen Mineralogen, Geologen, Meteorologen — Physiker, Botaniker, Zoologen und Anatomen, Juristen, Minister — Künstler, Theater-Intendanten, Dichter und Philosophen zerlegen!

Nehmt Alles nur in Einem, und Eines in Allem, er war ein Mann, ein ganzer Mann!

* * *

Aber sein vielseitiges Interesse für alles Leben und Weben im Menschen und in der Natur trug die Gefahr der Zersplitterung in sich, wie er selbst bei Aufzählung seiner beiden Capitalfehler (Ital. Reise II) hervorhebt. Goethes Natur war eben zu vielseitig — und so hätte er wohl auch wenig zum „Professor" gepaßt, um nochmals an Loders Brief zu erinnern. Selbst damals schon nicht! Heute passen Goethe'sche Naturen noch weniger als früher zum Professor, es sei denn, daß sie im Stande sind, auf jedem der vielen Gebiete, die sie ergreifen, Hervorragendes zu leisten und so, wie z. B. Helmholtz, neben und nacheinander Anatom, Physiolog, Physiker, Mathematiker und Aesthetiker zu sein.

Auf Goethes Beziehungen zur Naturphilosophie und, obwohl sehr verlockend, die zu Schopenhauer oder besser umgekehrt, Schopenhauer zu Goethe, kann hier nicht eingegangen werden.

Ich möchte nun zum Schlusse hervorheben, daß Goethe im Grundzuge seines Wesens ein echter Deutscher war, wie die letzten Worte beweisen, welche er überhaupt — im März 1832 anläßlich des Streites Geoffroy-Cuvier — schrieb. Er spricht von der „genetischen Denkweise, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen kann."

Nicht lange vorher aber hatte Goethe seinen Gedanken über die Anthropogenie im zweiten Theile des Faust Ausdruck gegeben in dem Gespräche zwischen Proteus und Thales mit Homunculus:

Digitized by Google

Thales: Gieb nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſei bereit!
Da regſt Du Dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend, abertauſend Formen
Und bis zum Menſchen haſt Du Zeit.
Proteus: Komm' geiſtig mit in feuchte Weite!
Da lebſt Du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt Du Dich hier.
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden!
Denn biſt Du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit Dir.
Thales: Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl fein,
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſein."

Digitized by Google

Gedichte.

Von

Guſtav Falke.

— Hamburg. —

Gott ſendet den Dichter aus.

Gottvater ſitzt auf ſeinem Stuhl
Und ſieht auf ſeine Welt hinab,
Auf Kirchenglanz und Sündenpfuhl,
Auf Kaiſerthron und Bettelgrab.
Gedankenvoll ſieht er darein,
Ihm fallen alte Sünden ein,
Weil er denn eben ein Genie,
Dem Nichts gefällt, was ihm gedieh,
Das immer nur im heiligen Eifer
Sein Werk noch ſchöner will und reifer.
Wie hat er ſich geplagt, gequält,
Bis Alles er herausgeſchält,
Stein, Baum und Thier, und ganz zuletzt
Den Menſchen fertig hingeſetzt.

Und nun wollt' dies und das nicht klappen,
Hier eine Schraube, da ein Zahn,
Ein Zipfel hier und da ein Lappen,
Zu viel, zu wenig war gethan;
Ja, wenn man aus dem Vollen ſo,
Im Künſtlereifer, ſchaffensfroh,
Dem Stoff entreißt, was einem juſt
Das Herz bewegt, o Götterluſt!
Nachher, wenn Alles auf den Beinen,
Kommt der Verſtand mit Wägen, Meinen,
Mit Wenn und Aber hinterher,
Als ob's ein Schülerpenſum wär',
Und dämpft den Stolz und alle Gluth
Mit einem ſauern: ziemlich gut.

Ja, der Verſtand, der kluge Mann
Mit Einmaleins und Winkelmaß,
Der meint, was er nicht rechnen kann
Und meſſen kann, das wär' nicht was.
Wenn's aber ſo im Herzen brennt,
Daß man gleich an den Werktiſch rennt
Und knetet ſo drauf los geſchwind,
Daß nur das Feuer Ausluß find't;
Wenn Phantaſie, die Wanderratte,
Uns aufjagt von der Ruhematte
Und mit Gewalt zu Schiffe zieht, —
Es ſchäumt der Kiel, die Küſte flieht, —
Da bleibt denn der Verſtand wohl ſtehn,
Ganz ungefragt, unangeſehn.

Digitized by Google

Gottvater war von solcher Fahrt,
Wollt' einmal ruhn, zurückgekehrt,
Und der Verstand nach seiner Art
Hatt' gleich ihn mit Besuch beehrt,
Hatt' ihm die Mappen durchgeschnobt,
Hier gekrittelt, da gelobt:
Recht hübsch! Nur alte Meister sehn,
Fein fleißig in die Lehre gehn!
Talent ist da, nicht zu bestreiten;
Nur lern's in rechte Wege leiten!
Der Herr bedacht's und gab ihm Recht,
Fand selber Manches herzlich schlecht,
Ging gern zu Größern in die Lehr,
Doch wo nimmt er den Meister her?

Da zupft ihn was von hintenrum
An seinem blauen Aermelrock,
Zupft zwei Mal zu. Er sieht sich um
Und hebt im Aerger halb den Stock.
Ein blonder Knabe, Schelmgesicht,
Schmiegt sich an seine Kniee dicht.
Er zieht ihn auf den Schooß und lacht:
Sag' Du mal, Kind, wie ich's gemacht.
Der alte Krittler kann blos schelten,
Er läßt mir meine Welt nicht gelten,
„Papa, ich mag den Doctor nicht,
Hat so ein trocknes Schulgesicht.
Der hat gewiß von Deiner Kunst
Noch nicht mal einen blauen Dunst."

„Na, na, mein Sohn! Sieh' dort die Welt
In ihren goldnen Angeln liegen,
Von meinem Himmel überhellt
Sich leis um ihre Achse wiegen.
Sieh Meer und Land und Mensch und Thier
In einem holden Frieden hier;
Die Liebe führt mit sanfter Hand
Ein Jegliches am Seidenband.
Doch dort, dort sieh in wilden Stürmen
Die Kräfte sich gegen einander thürmen,
Sieh dort die Pest, und dort den Krieg,
Den Tod mit seinem Sensensieg,
Den rothen Haß, den gelben Neid,
Die schwarze Lüge in weißem Kleid."

So läßt er ihn, ein Panoram,
Bedächtig seine Schöpfung schaun
Und kann sich zwischen Stolz und Scham
An seiner Arbeit nicht erbaun.

Der Kleine aber auf den Zeh'n
Steht ihm im Schooß, will Alles sehn.
Gottvater ihn gewähren läßt,
Wie er mit einer Hand sich fest
Um seinen Nacken hängt, indessen
Die andre sich wie selbstvergessen
In seinen langen weißen Bart
Einfingert, wie's so Kinderart,
Und zaust er mal im Eifer zu,
Der Herr erträgt's in seiner Ruh.

Der Kleine hat sich satt gesehn.
„Wie wunderschön!" ruft er entzückt.
„So möcht' ich alle Tage stehn,
So über Deine Welt gebückt,
Und sehn den bunten Bildern zu.
Ach, wer's doch auch so könnt' wie Du.
Kann ich nicht lernen, wie man's macht?
Bitte, Papa." Der Alte lacht.
Dann hat er um den frischen Jungen
In Liebe seinen Arm geschlungen:
„Du Kindermund, Du Kindersinn!
Viel Schöpferkräfte schlummern drin.
Und bringt es Einer nen zu Stand,
Das alte Werk, ist's Kinderhand.

So geh' denn hin, es mag Dir glücken
Schaff Du die Welt, die ich geträumt,
Und schlage Deine goldnen Brücken,
Wo ich's im Thatensturm versäumt.
Du wirst schon sehn, wo es gebricht,
Und wo es Nacht ist, mache Licht.
Du sollst mit meiner Schöpferkraft,
Mit Phantasie und Leidenschaft
Dich meinen Menschen zugesellen
Und ihnen meine Welt erhellen,
Daß sie in Deinen Werken sehn,
Was ich gewollt, und mich verstehn,
Daß sie in Deinem Spiegel sich
Erkennen und die Welt und mich."

Drauf lehrt er ihn mit Vaterfreude
Die ersten Griffe, was so Noth,
Baut vor ihm auf ein Prachtgebäude.
Der Junge wird vor Eifer roth,
Ganz zappelig wird er, möchte gleich
Mit beiden Fäusten in den Teig
Und kneten. Doch der Herr mahnt ernst:
„Nur langsam, daß Du's gründlich lernst!

Digitized by Google

Zuletzt mit segnender Geberde
Stellt er ihn vor sich auf die Erde.
Noch ein Mal wird examinirt,
Ob er auch Alles gut capirt.
Und wie am Schnürchen sagt er's her.
„Siehst Du, Papa, es ist nicht schwer."

Gottvater lacht: „Hans Wagemuth!"
Doch will er ihn nicht bange machen,
Sagt weiter Nichts, nimmt Stock und Hut
Und sieht nach seinen Siebensachen.
Muß täglich nach dem Rechten sehn,
Sonst will sich seine Welt nicht drehn,
Geht schnurstracks durch den Himmel quer,
Der Abschied ward ihm etwas schwer,
War's doch sein Liebling. Der inzwischen
Putzt sich zur Fahrt mit Bürsten, Wischen,
Mit Glätten, Zupfen, kämmt das Haar,
Schnallt fester sich sein Flügelpaar,
Besieht die Schuh'. „Ein Loch? Ach was!
Die Sonne scheint. Heut wird's nicht naß."

Indessen hat sich der Verstand
Ganz heimlich wieder 'rangestohlen,
Schlägt sich die Stirn mit flacher Hand:
„So wie der Alte, so das Fohlen!"
Der Junge, den jetzt Nichts mehr hält,
Stürzt eins, zwei, drei sich auf die Welt,
Verstand in Sprüngen hinterdrein:
Du! hol' erst meine Meinung ein!
Der aber hört nicht, taub vor Eifer.
Verstand bleibt stehn, voll Gift und Geifer,
Hält sich die Seiten, stöhnt und puft't:
„Da stürmt er hin im Schaffenswust,
Nur blind drauf los und zugehaun,
Wir werden Gottes Wunder schaun."

Was war es?

Um Mitternacht, der Regen fiel
Und schlug an's Fenster, tropf und tropf,
Und ohne Schlaf und schwer und schwül
Lag ich auf meinem heißen Pfühl
Und reckte mich
Und streckte mich
Und wälzte Welten um im Kopf.

Um Mitternacht, da kam es her.
Kling sprang der Schlüssel, kling das Schloß.
Und über'n Gang, durch's Zimmer nun,
Jetzt durch den Saal, auf plumpen Schuh'n,
Da klappte es
Und tappte es,
Daß kalt mir's über'n Rücken floß.

Um Mitternacht, da trat es ein.
Und ging ein Wehen vor ihm her,
Und näher kam es, nah, ganz nah,
Und schweißgebadet lag ich da
Und zitterte,
Und witterte,
Daß nun mein letztes Stündlein wär'.

Um Mitternacht, da fiel ein Wort,
Das klang so bang, das klang so todt.
Und war kein Licht, ein Dunkel nur,
Und schlug im Saal die alte Uhr,
Und ruck und ruck
Und zuck und zuck
Und schnurrte ab. Schwer fiel das Loth.

Um Mitternacht, und wie es kam,
Jetzt Zimmer, Saal, jetzt Corridor,
So ging es wieder. Schritt vor Schritt.
Und in Gedanken ging ich mit,
Klapp klapp, tapp tapp,
Die Trepp' hinab,
Und unten knarrte leis das Thor.

Digitized by Google

Deutsch-Atlantische Bahnbrecher.

Von

Viceadmiral Batsch.

— Weimar. —

Seit dem Wiedererstehen des Reichs gilt der Satz, es bedürfe, um dem Deutschen das allmählich geschwundene Nationalgefühl wiederzugeben, nur der Erkenntniß eigener Geschichte. Reich, wie sie ist, an verdienstvollen Männern, habe man nur ihren Spuren zu folgen, um deutsche Leistungen für die allgemeine Cultur zu würdigen. Und das trifft nicht blos zu auf dem kirchlichen Gebiet: auch die Politik hat Antheil; von nachhaltiger Wirkung ist dieser Antheil freilich erst in den letzten Jahrhunderten gewesen.

Immerhin waren die Deutschen seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung ein Culturvolk ersten Ranges. Auch an der Völkerkunde haben sie sich hervorragend betheiligt; nur die politische Ausbreitung über das Meer hinaus ist ihnen versagt geblieben.

An Seetüchtigkeit hat es nicht gemangelt; Friesen, Wenden, Rügianer, Pommern, Preußen, auch die Vitalianer berüchtigten Andenkens, haben es zur Genüge dargethan. Demungeachtet hat sich an den Weltmeerfahrten wohl deutsche Wissenschaft, sehr viel weniger aber die deutsche Seemannschaft betheiligt.

Ueber den Einfluß der wissenschaftlichen Betheiligung ist so mancherlei gedacht, gesagt und auch geschrieben worden; vor der ungekünstelten Forschung hält es aber nicht Stand. Der Antheil, den ein Martin Behaim an der Entdeckung Amerikas hatte, ist gewiß nicht zu unterschätzen: mit der Anfertigung seiner Instrumente und Karten leistete er dem kühnen Genuesen einen Hilfsdienst von unschätzbarem Werth; aber weder die politischen, noch

Digitized by Google

die Handels- und Staats-Interessen deutscher Nation haben Nutzen davon gehabt.

Daß schon bald nach der Zeit Karls des Großen die Normannen via Island und Grönland Amerika entdeckt, wissen wir mit ziemlicher Bestimmtheit; ebenso bekannt ist aber auch, daß ihre Entdeckung keine Folgen hatte, und daß die Geschichte nur sehr dunkle Umrisse davon behielt.

„Nur seetüchtige Culturvölker" — so sagt Dr. Sophus Ruge in seiner Entdeckungsgeschichte der neuen Welt — „sind im Stande, in regelmäßigem Verkehr die Schranke des Weltmeers zu durchbrechen." Auch er nimmt zwar an, daß Amerika seine Bevölkerung über das Behrings-Meer aus Asien erhalten habe; „die Keime der Entwicklung aber konnten nur von Europäern gepflanzt werden, die von den Küstenländern mit seetüchtigen Schiffen über den Atlantik hinüberkamen."

Daß man den normannischen Entdeckern des Weinlandes auch einen Deutschen Namens Tyrker beigesellt, erklärt er für Fabel, der man nach Ausweis des vorhandenen Geschichtsmaterials und der Forschung keinen Werth beizulegen habe.

Von den Culturvölkern Europas sind die Italiener die Ersten, welche die Seefahrt wissenschaftlich zu entwickeln suchten. Merkwürdiger Weise haben sie darin weder bei den Briten, noch bei den Deutschen eine Hilfe gefunden. Sowohl die Küsten des Mittelmeers, wie die an den Atlantik stoßenden Westküsten hatten die Italiener kartographisch dargestellt; auch Flandern und Schottland umfaßten ihre Aufnahmen; aber „im ganzen Seebereich der Hansa, an Ost- und Nordsee, benutzte" — wie Dr. Ruge erwähnt — „die Eifersucht jede gemeinnützige Arbeit an solchen Küstengemälden." *)

Während darnach die Kartographie von den Italienern schon vor Anfang des 14ten Jahrhunderts betrieben wurde, findet sich die erste deutsche Karte, und zwar vom Entwurf des deutschen Cardinals Nicolaus Cusanus, erst am Ende des 15ten, vom Jahre 1491.

Es zeigt dies, daß sich unsere nordische Handelswelt und die Schifffahrt um die Errungenschaften der Italiener wenig gekümmert hat. Ebensowenig Sorge scheint es den Hanseaten gemacht zu haben, daß der Papst 1454 den Portugiesen alle Länder der Heiden vom Cap Bojador südwärts schenkte und allen christlichen Regenten verbot, ohne Erlaubniß des Königs von Portugal dahin zu schiffen. Das päpstliche Geschenk umfaßte darnach ganz Afrika mit Ausnahme der Mittelmeer-Küsten.

Für die nordischen, also auch die deutschen Mächte, hatte ein solches Verbot keine Bedeutung, weil ihr Unternehmungsgeist nicht bis in jene südlichen Breiten reichte.

*) Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt von Dr. S. Ruge, Hamburger Festschrift. Hamburg, Friedrichsen & Co. 1893.

Digitized by Google

Aber nicht der Besitz Afrikas hatte die Portugiesen zu ihren dortigen Unternehmungen verleitet, sondern der Drang nach Indien. Man wurde damals — gegen Ende des 15ten Jahrhunderts — mit der Idee wieder vertraut, daß die Erde eine Kugel sei. Auf Veranlassung des Florentinischen Arztes Toscanelli verfertigte man Erd-Globen, von welchen aber nur der Martin Behaims bis jetzt erhalten geblieben ist. Von demselben Globus, der sich im Besitz der Stadt Nürnberg befindet, heißt es, daß er der älteste litterarisch erwähnte sei. Und durch die Darstellung der Erde in dieser Form entstand zuerst die Idee, mittelst einer Fahrt nach Westen das zu suchen, was man gen Osten nicht finden konnte: den Weg nach Indien. Aber nicht unser Landsmann Behaim war es, der die Idee zuerst vertrat, sondern Toscanelli selbst, dessen Brief an den König Alfons, ein in Abschriften bis heute aufbewahrtes Document, den Westweg über das Meer empfahl. Er meint, daß er sich auf seinem Globus am besten nachweisen ließe.

Es war dies die Zeit, wo zwei Deutsche, der Königsberger Regiomontan (Johannes Müller) und Bernhard Walter, die Ptolemäischen Lehren ausnutzten, die sogenannten „Ephemeriden" berechneten, damit die Astronomie zu einer praktischen Wissenschaft machten, und zu einem brauchbaren Kalender den Grund legten. Und Martin Behaim war es, der die Kenntniß solcher praktischen Astronomie zu den seefahrenden Nationen trug, natürlich nur zu den Italienern und Portugiesen. „Ihm verdanken" — so sagt Apelt in seiner Reformation der Sternkunde — „wahrscheinlich Bartholomäus Diaz, Columbus und Vasco de Gama die Bekanntschaft mit den Ephemeriden des Regiomontan". Denn „seit seinem Auftreten in Portugal zeigt sich auf der portugiesischen und spanischen Marine das lebhafte Bestreben, die Kunst, nach den Sternen zu schiffen, auf wissenschaftliche Regeln zurückzuführen; und erst von da an datirt sich die wissenschaftliche Ausbildung der Nautik. Die Steuermannskunst der Früheren beruhte auf überlieferter Erfahrung und erworbener Uebung. Die Piloten waren in Unwissenheit über ihren Ort zur See, wenn sie die Küste einige Tage aus dem Auge verloren hatten."

Die Schifffahrt unserer nordischen Hanse-Städte ist davon noch ganz unberührt geblieben. Ihr Höhepunkt war schon vorüber, und unter dem Regiment der Oldenburger blühten die Schifffahrts-Interessen mehr in Dänemark, als bei den deutschen Städten.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß die Kunde von den großen geographischen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen erst nach Deutschland kam, seit Karl V. die deutsche Kaiserkrone trug.*)

Auch in Portugal war durch Kriegswirren ein Stillstand eingetreten, und erst mit der Thronbesteigung Johanns II. kam wieder Leben in die Sache. „Er setzte," — wie Apelt erzählt — „eine Commission nieder mit

*) Apelts Reformation der Sternkunde. Jena bei Friedr. Mauke. 1852.

Digitized by Google

dem Auftrage, eine Methode anzugeben, nach Sonnenhöhen zu schiffen. Zu dieser Commission trat auch der deutsche Ritter Martin Behaim. Bei dieser Gelegenheit construirte Behaim sein Astrolabium, eine vereinfachte Nachahmung des Meteoroskops von Regiomontan, und geeignet zur Bestimmung der Zeit und Polhöhe an Bord des Schiffes. Die Arbeiten dieser Junta, deren Mitglied Martin Behaim war, können als die ersten Anfänge der nautischen Astronomie betrachtet werden. Von da an datiren sich die großen Fortschritte der Schifffahrt, die erweiterte Kenntniß der Meeresströme, der Winde, der Klippen, der Nautik und der Hydrographie".

So hatte Portugal wieder mehr das Interesse der seefahrenden Nationen auf sich gezogen, und Lissabon war der Sammelplatz unternehmender Männer geworden. Deutsche fanden sich ein, und Manchem gelang es, zu Ehren und Ansehen zu kommen.*)

Es ist nicht anzunehmen, daß die Deutschen zu jener Zeit sehr hervorgetreten sind, sonst würde der gelehrte Verfasser der Hamburger Festschrift sie erwähnt haben, und das ist nicht geschehen. Wohl aber scheint es Thatsache, daß schon lange vorher, namentlich unter König Johann I. und dessen Sohn Heinrich dem Seefahrer, es den Portugiesen darum zu thun war, sich der nordischen, germanischen Seetüchtigkeit zu bedienen. So hat Josua van der Bergh — ein Name, der preußischen Seeoffizieren nachmals in England recht bekannt geworden — einige der Azorischen Inseln entdeckt. „Jacob von Brügge gründete auf Terceira eine vlamische Colonie und wurde Gouverneur der Insel. Jobst von Hurter, der spätere Schwiegervater Martin Behaims, wurde mit den Inseln Fayal und Pico belehnt. „Gegenwärtig" — sagt Dr. Ruge — „ist dort der germanische Laut verhallt". Dies Letztere ist richtig, aber es muß ihm unbekannt geblieben sein, daß die Nationaltracht der Frauen auf den Azoren germanisch geblieben ist.

Deutsche Bombardiere gingen zur Bedienung der Geschütze mit auf See und erhielten vom König Manuel viele Privilegien. Das erste Buch druckte der deutsche Magister Ehrlink, und merkwürdiger Weise finden wir sogar in manchem Deutschen den Bombardier mit dem Drucker vereinigt.

„Behaim erhielt den Auftrag, die Instrumente, Astrolabien und Jakobsstäbe für die 1484 geplante große Expedition Diego Cãos an der Küste Afrikas über den Aequator hinaus zu liefern, und ging als Kosmograph mit. Zurückgekehrt, hat er die Tochter des Lehnsherrn von Fayal, Jobst von Hurter, geheirathet. Er blieb aber immer in Verbindung mit dem Hofe und übte lange Zeit Einfluß auf die nautische Entwickelung in Portugal.

„Die Zeichnung der Karte von Ostasien, die auf Toscanelli fußt und durch Behaim nach Deutschland in den Mittelpunkt des geistigen Verkehrs gebracht wurde, ist unter den Gelehrten lange maßgebend gewesen und bis

*) Dr. S. Ruge, Toscanellis Plan einer Weltfahrt.

Digitized by Google

weit in's 16te Jahrhundert festgehalten, bis die Portugiesen zur See nach China und Japan gelangten."

„Als Behaim aber von seiner Expedition mit Cão zurückkehrte, hatte Columbus Portugal schon verlassen, eines „dunklen Ereignisses" wegen, wie König Johann in einem Briefe andeutet, welches ihm aber „vergessen" sein solle. Das war 4 Jahre später, und Columbus war schon in spanische Dienste getreten. Das dunkle Ereigniß soll die Entwendung der Toscanelli'schen Karte gewesen sein.

„Wir deuten" — so schreibt ihm der König — „in Unserem Briefe Euer Vergehen bezüglich der Karte nur an, weil Wir nicht wünschen, daß man in Spanien Genaueres darüber erfahre, und daß uns an der Geheimhaltung der Karte viel gelegen ist. Kommt zurück, und es soll Alles vergeben und vergessen sein!"

Es ist bekannt, daß Columbus sich dadurch nicht verlocken ließ und in Spanien, wo Ferdinand und Isabella soeben die letzten Reste der Mauren aus Granada vertrieben, für die Ausführung seines Planes guten Boden fand.

Man bewilligte ihm seine Bedingungen und die Mittel. Für die staunenswerth geringe Summe von 1 140 000 Maravedis, oder in unserem Gelde 29 184 Mark, wurden die Kosten einer Expedition gedeckt, „mit der eine neue Welt gefunden wurde".

Vom Zeitpunkt der ersten Rückkehr datirt dann die durch Papst Alexander im Vertrag von Tordesillas am 7. Mai 1494 vollzogene Theilung der Erde. Eine Demarcationslinie 370 leguas westlich von den Cap Verdischen Inseln bildete die Grenze des Spanien gehörigen westlichen und des Portugal zugefallenen östlichen Besitzes.

Bei der Kugelgestalt der Erde hatte die Durchführung indeß ihre Schwierigkeit und gab Anlaß zu mancherlei Streit. So wurde Cabral, den der König von Portugal auf dem von Vasco de Gama 1497 neu entdeckten Wege mit einem Geschwader nach Indien schickte, an die Küste von Süd-Amerika verschlagen. Das führte zur Besitznahme Brasiliens durch die Portugiesen.

Aber das Bestreben beider Länder ging auf den Besitz jener noch fabelhaften Gewürzländer, die weder Gama noch Colon oder die ihm folgenden kleinen Entdecker gefunden hatten. Und als Magelhães, die Südspitze Amerikas umschiffend, die Molukken-Inseln auf dem Wege nach Westen fand und sie für Spanien in Besitz nahm, mußte Karl V. sie den Portugiesen für eine hohe Summe abkaufen, denn es stellte sich heraus, daß sie zur portugiesischen Interessen-Sphäre gehörten.

Außer den Gewürz-Inseln war aber auch die Insel Zipangu (Japan) ein von den seefahrenden Nationen sehr begehrtes und gesuchtes Land. Auch in Colombos Plan spielte es eine Rolle, und in der That glaubte er es in Haiti gefunden zu haben; eine Täuschung, die nicht lange vorhalten konnte.

Digitized by Google

Während so die Spanier und Portugiesen im westlichen und östlichen Süden ihre Entdeckungsfahrten machten, versuchte ein Genueser, Giovanni Caboto — die Engländer beanspruchten ihn in der Folge unter dem Namen John Cabot als den ihrigen — im nordwestlichen Atlantik sein Glück. König Heinrich VII. hatte ihm für „Westfahrten" ein Patent ausgestellt; am 24. Juni 1497 hat er im Norden des jetzigen Amerika Land entdeckt, welches er für die Ostküste von Asien hielt; es soll Neufundland und Cap Breton gewesen sein; und Caboto schrieb an den Herzog von Mailand, er hoffe nun auch bald Zipangu, also das vielbegehrte Japan zu finden.

„Hat Caboto" — sagt Dr. Ruge — „wirklich die Festlandsküste von Nord-Amerika am Johannistage 1497 erreicht, dann ist er der Entdecker des Continents von Amerika, nicht Columbus; denn dieser sah das Festland erst auf seiner dritten Reise, am 1. August 1498."

Uebrigens hatte das spanische Königspaar schon 1496 gegen den Plan der Fahrt des Caboto bei Heinrich VII. Protest eingelegt, als einen Verstoß gegen die vom Papst der spanischen und portugiesischen Regierung verliehenen Privilegien. Caboto hatte aber das Patent zu seiner Westfahrt schon erhalten, ehe jener Protest kam, hatte die Fahrt gemacht, sie auch im folgenden Jahr wiederholt und die Küste Amerikas bis zum Cap Hatteras befahren.

An allen jenen Vorgängen im Süden und Norden ist nun von irgend welcher Betheiligung germanischer Seefahrer Nichts zu entdecken. Bei der allerdings sehr wesentlichen Hilfe der Instrumente und Zeittafeln Behaims hatte es sein Bewenden.

Daß unsere nordische Schifffahrt keine Theilnahme in's Werk setzte, mag seine geschichtlichen Gründe haben. In Nord- und Ostsee hatte das Jahrhundert mit heftigen Kriegswirren zur See und zu Lande begonnen. Durch der Königin Margarethe Calmarische Union war die Macht Dänemarks im Aufschwung; in einem 25jährigen Kriege König Erichs um Schleswig zeigte sich schon der Niedergang der beiden Herzogthümer fast in gleichem Schritt mit dem Niedergange der Hansa. Um die Mitte des Jahrhunderts bestiegen die Oldenburger den dänischen Thron; sie machten damals erst den Anfang zu der späteren dänischen Seegeltung und schlossen mit England, welches sich von den Kriegen der rothen und weißen Rose eben erst erholte, ein Handelsbündniß. Zu derselben Zeit, als im Westen der neue Continent auftauchte, holten die Holsteiner Herren sich im Kampf mit dem Seevolk der Ditmarsen bei Hemmingstedt blutige Köpfe; die Hansestädte lagen mit Dänemark im Kriege, und es bereiteten sich schon die Zerwürfnisse vor, die zur Grafen- oder Bürgermeister-Fehde führten. Kein Wunder, daß an überseeische Ausbreitung nicht gedacht wurde.

Uebrigens hatte auch die englische Betheiligung an den Westfahrten damals keine Folge, weil mit dem Tode Heinrichs VII. das Interesse dafür erlosch. Sehr bald darauf sind auch die portugiesischen Brüder Cortereal

Digitized by Google

nach Neufundland und der amerikanischen Küste gekommen; engere Handelsbeziehungen oder Colonisation ist aber nicht gefolgt.

Daß man es in jenen Entdeckungen nicht mit Asien, sondern mit einem neuen Welttheil zu thun habe, erkannte man erst seit 1513, und auch da galt es nur für Süd-Amerika. Dann aber fand ein Gouverneur von Portorico, Namens Ponce di Leon die Küste des Golfs von Mexico und die Halbinsel Florida.

Süd-Amerika aber wurde schon damals als selbstständiger Continent von den deutschen Gelehrten Waldseemüller und Schöner 1513—1517 als Karte dargestellt. Der Spanier Balboa vervollständigte die Entdeckung durch Auffindung des jenen Continent begrenzenden Weltmeeres. Und weil er es vom Norden her südlich gehend erreichte, bekam es den Namen „Mar del Sur", was zu unserer heutigen Benennung „Südsee" Anlaß gab.

In die unmittelbare Folge jenes Ereignisses fällt die denkwürdige Fahrt Magelhães. Ein Spanier Diaz de Solis hatte, an der Südostküste Amerikas heruntergehend, den La Plata entdeckt. Dort endete, wie die Portugiesen anerkannten, ihre päpstliche Grenzlinie, und der spanischen Besitzergreifung am La Plata stand Nichts entgegen. Ganz unten an der Südspitze vermuthete man eine Meerenge, die zu dem von Balboa gefundenen Mar del Sur führen müsse. Dahin wollte Solis, um von dort aus die langbegehrten Gewürz-Inseln zu finden. Er kam indeß um's Leben, ehe er die Südküste verließ, und die weitere Fahrt unterblieb. Magelhães nahm sie auf. Den 20. September 1519 ging er im Auftrag Spaniens von San Lucas in See und traf am 10. Januar 1520 am La Plata ein. Den 21. October fand er, seine Fahrt fortsetzend, den Canal de todos Santos, die später nach ihm selbst benannte Magelhães-Straße. Er brauchte 5 Wochen, bis er hindurch kam. Auch das Feuerland hielt man damals für einen weit nach Süden gehenden Continent, und erst 100 Jahre später wurde Cap Horn als das Südende festgestellt.

Magelhães selbst fand seinen Tod auf den Philippinen; von seinem Geschwader kam nur ein Schiff, die „Victoria", am 6. September 1522 nach vollendeter Erdumsegelung nach Spanien zurück; um dieselbe Zeit erfolgte von Panama aus die Erforschung der ganzen Westküste Süd-Amerikas, namentlich der seiner Zeit von Balboa entdeckten Landschaft Biru, wo nach Aussage der Indianer unermeßliche Goldschätze sein sollten.

Die Eroberung jener reichen Landschaft, des heutigen Peru, erfolgte 1527 durch Pizarro, der nach verschiedenen seit 1524 vergeblich unternommenen Fahrten endlich die Westspitze Süd-Amerikas erreicht hatte.

Wie man allmählich dahin gelangte, über den Zusammenhang der neu entdeckten Länder klar zu werden, beweist eine Fahrt des Spaniers Guevara. Er war mit einem Geschwader des Admirals Loaysa am 24. Juli 1525 von Corunna aus nach den Molukken in See gegangen, hatte die Magelhães-Straße passirt, war dann am 1. Juni 1526 in 47° 30′ südlicher

Digitized by Google

Breite vom Geschwader abgekommen, worauf er sich entschloß, nordwärts zu steuern, um Merico zu erreichen. Ende Juli langte er wohlbehalten an der Landenge von Tehuantepec an. Es war die erste Fahrt an der ganzen Westseite Süd-Amerikas entlang, aber ohne das Land selbst zu sehen.“*)

Die oceanische Begrenzung Nord-Amerikas ist viel länger im Dunkel geblieben. Das rauhe Klima sagte weder im hohen Norden, noch im tiefen Süden dem Naturell der Spanier und Portugiesen zu, und die tropische Welt bot ohnehin die edelsten Erzeugnisse.

Der Unterschied zwischen den Fahrten des Columbus und Magelhães ist aus mehr als einem Grunde bemerkenswerth. Columbus segelte fast nur auf einer Breite; für ihn bestand nur die Schwierigkeit der Längenbestimmung. Dies war für Magelhães bei seiner Fahrt durch die Südsee in noch höherem Maße der Fall, und eine erhebliche Breiten-Veränderung trat hinzu, weil er von der Magelhãesstraße nach den Philippinen ging.

Daß die Lage des Weltpols und des Sternenhimmels gegen den Horizont sich von Parallel zu Parallel ändert, wußte man, und konnte die Breite deshalb durch Beobachtung der Polhöhe finden. Die Auffindung und Erkennung der Länge war schwieriger; denn auf einunddemselben Parallel bleibt die Himmelsansicht unverändert, und nur die Zeit der Sichtbarkeit der Gestirne ist verschieden. Die Aufgabe ist daher auch erst mit der Erfindung des Hadley'schen Spiegelsextanten und durch die Vollendung der Mondtheorie in viel späterer Zeit gelöst worden**).

„So haben die Ephemeriden des Regiomontan eine große Rolle in der Epoche der großen nautischen Endeckungen gespielt; auf den Reisen des Columbus, Gama, Vespucci und Magelhães. Ohne sie hätte die Gestalt

---

*) Dr. S. Ruge, Entdeckungsgeschichte der neuen Welt.

**) Apelt, Reformation der Sternkunde. Wie man zur Bestimmung der Länge verfuhr, zeigt folgendes Beispiel: Am 23. August 1499 beobachtete Amerigo Vespucci an der Küste von Venezuela eine Conjunction des Mondes mit dem Mars. Beim Aufgang des Mondes, $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Untergang der Sonne, also ungefähr um $7\frac{1}{2}$ Uhr, stand der Mond 1^0 östlich vom Mars. Um Mitternacht war der Mond vom Mars $5\frac{1}{2}{}^0$ gegen Osten entfernt. Binnen $4\frac{1}{2}$ Stunden war also der Mond $4\frac{1}{2}{}^0$ weiter ostwärts gerückt; seine relative Bewegung vom Mars betrug mithin in einer Stunde 1^0, folglich hatte der Mond $5\frac{1}{2}$ Stunden gebraucht, um vom Culminations-Punkt $5\frac{1}{2}{}^0$ nach Osten vorzuschreiten.

Die Ephemeriden des Regiomontan setzen diese Conjunction gerade auf Mitternacht für Nürnberg. Folglich hat man die Proportion

1 Stunde : 15^0 = $5\frac{1}{2}$ Stunden : $82\frac{1}{2}{}^0$

Die Meridian-Differenz zwischen diesem Punkt und Nürnberg betrug also $82\frac{1}{2}{}^0$ der Länge.

Dies Beispiel veranschaulicht zugleich die Methode, deren sich Andres von San Martin auf der Fahrt des Magelhães zur Auffindung der Länge bediente, und die Ruy Falero auf Eingebung seines spiritus familiaris in einer besonderen Abhandlung für den Privatgebrauch Magelhães auseinandergesetzt hatte.

Digitized by Google

und Lage der neu entdeckten Länder nicht so bald verzeichnet werden können; ohne sie würde die Schiffsrechnung ohne alle Controle, nicht viel mehr als schwankende Vermuthung gewesen sein.

„In der Beschreibung seiner vierten Reise sagt Columbus: Es giebt nur eine untrügliche Schiffsrechnung, die des Astronomen. Wer diese versteht, kann zufrieden sein. Was sie gewährt, gleicht einer „vision profetica". Unsere unwissenden Piloten, wenn sie viele Tage die Küste aus den Augen verloren haben, wissen nicht, wo sie sind. Sie würden die Länder nicht wiederfinden, die ich entdeckte. Zum Schiffen gehört die Bussole und die Kunst der Astronomen."

Die ersten Karten, auf denen der neue Welttheil den Namen „Amerika" führte, erschienen 1507. Nach Alexander von Humboldt ging der Name „Amerika" für den von Columbus entdeckten vierten Welttheil von St. Dié in Lothringen, einem kleinen am Fuß der Vogesen gelegenen Ort, und von dem schon oben erwähnten Mann, Martinus Hylacomylus (Waldseemüller) aus. Man nimmt an, daß er den Columbus mit Vespucci Amerigo verwechselt hat und deshalb jene Bezeichnung wählte.

Um die neu entdeckten Länder selbst kümmerte man sich jener Zeit in Deutschland sehr wenig. Das hatte in der neuen kirchlichen Bewegung seinen Grund, und doch waren es gerade in jener Zeit zwei Deutsche, von denen einer, Gemmo Frisius, zur Längenbestimmung auf See eine Uhr mit unverändertem Gang, der andere, Peter Apianus, die Monddistanzen erfand*).

Wo die Deutschen jener Zeit sich um einen Antheil an der Verwaltung der neuen Länder so wenig kümmerten, ist es bemerkenswerth, daß die nautische Astronomie ihre größten wissenschaftlichen Fortschritte Nürnberger Astronomen verdankt**).

Von den Spaniern war der erste wissenschaftlich gebildete Entdecker Ferdinand Cortes. 1519 im August gelandet, war er ein Jahr später schon im Besitz der Hauptstadt von Mexico und der Regierungsgewalt Montezumas. Noch ein Jahr später stand er schon am Gestade der Südsee, hatte aber die gesuchte Meerenge, die als kürzester Weg nach den immer begehrten Gewürzinseln dienen sollte, nicht gefunden.

Die Bemühungen wurden indeß nicht aufgegeben. Als man die gesuchte Meerenge durch eine Umsegelung Yucatans und südwärts nicht fand, ging man gegen Norden vor, entdeckte Californien, drang noch bis zum

*) Für einen bestimmten Ort der Erde sind Distanzen des Mondes von Sternen des Thierkreises auf gegebene Tage und Stunden voraus berechnet. An einem anderen Ort der Erde mißt man diese Abstände von jenen Sternen, vergleicht sie mit denen, die für den Zeitpunkt der Beobachtung berechnet worden sind, und findet daraus den Zeitunterschied zwischen dem Ort der Beobachtung und dem Ort der Rechnung, welcher Zeitunterschied in Bogen verwandelt den Unterschied der Länge beider Orte giebt.

**) Apelt, Reformation der Sternkunde.

Digitized by Google

40sten Grad Breite und gewann nun die Ueberzeugung, daß von da ab südwärts an eine Wasserverbindung zwischen Atlantik und „Mar del Sur" nicht zu denken sei.

Um dieselbe Zeit erforschte der Spanier Gomez, ein früherer Gefährte Magelhães, die ganze Ostküste Nord-Amerikas von Neufundland südwärts, weshalb diese Küste noch geraume Zeit „Gomez-Land" hieß.

„Bis um diese Zeit" — sagt Dr. S. Ruge — „haben wir unter den Entdeckern nur Spanier und Portugiesen kennen gelernt. Und wenn es auch feststeht, daß schon im ersten Jahrzehnt des 16ten Jahrhunderts Basken, Franzosen und Bretonen, nach denen noch die Insel Cap Breton ihren Namen führt, die reichen Fischgründe auf der Neufundlandbank besucht haben, so läßt sich von ihren Entdeckungen doch weiter Nichts berichten, da es an litterarischen Quellen mangelt.

König Franz I. schickte Ende 1523 einen verwegenen Piraten, Giovanni Verrazano von Dieppe in See, um mit 4 Schiffen einen Weg nach China zu finden. Der Mann landete, nachdem er 3 Schiffe bei Madeira verloren, am 7. März bei Wilmington. Von da nordwärts segelnd, überzeugte er sich, daß an ein Durchkommen nach der Südsee hier nicht zu denken sei; seine Fahrt blieb daher ohne Erfolg, und er selbst wurde von den Spaniern als Seeräuber hingerichtet.

Unterdeß hatten die Franzosen seit 1510 von Dahouet und St. Malo aus Fischereien in Neufundland in Betrieb gesetzt. Einer der Fischer, ein gewisser Cartier, bemühte sich abermals um die Durchfahrt nach Westen, gerieth in den Golf von St. Lawrence und kehrte, nachdem er die Täuschung erkannt, nach St. Malo zurück. Er hat seine Fahrten mehrfach wiederholt, aber ohne den gewünschten Erfolg. Er hatte nur das Verdienst, bis über den 50sten Grad vorgedrungen zu sein.

Seitdem kamen auch die Engländer mit in Thätigkeit und wollten eine Nordwest-Passage finden.

„Die englischen Unternehmungen" — sagt Dr. Ruge — „unterscheiden sich von den spanischen und ersten französischen dadurch, daß nicht die Krone, die Fürsten des Landes, die Kosten trugen, sondern daß entweder durch freiwillige Beiträge die Mittel für derartige patriotische Unternehmungen aufgebracht wurden, oder daß eine Anzahl wohlhabender Kaufleute sich zusammenthat, um auf gemeinsame Kosten einen Plan in's Werk zu setzen."

In den Jahren 1576/78 unternahm Frobisher seine Fahrten zur Auffindung der Nordwest-Passage ohne Erfolg. Ihm folgt 1585 John Davis, der sogar den 72sten Grad Nordbreite überschritt, und dann 1607 Henry Hudson, der die Bay seines Namens entdeckte, aber ebensowenig Erfolg hatte, wie seine Vorgänger. Dann drang Baffin 1611 noch weiter vor, mußte aber die Auffindung der Passage ebenfalls aufgeben. Es sollte diese erst reichlich 200 Jahre später durch Mc. Clure entdeckt werden.

Digitized by Google

„Bisher ist uns" — sagt Dr. S. Ruge — „selten ein deutscher Name begegnet; in dem ganzen Verlaufe der eigentlichen Entdeckungsgeschichte treten die Deutschen hinter den Italienern, Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Engländern, selbst hinter den kleinen Stämmen der Basken und Bretonen zurück, und doch besaß Deutschland in der Hansa eine mächtige Flotte, die in der Nord- und Ostsee herrschte." Dies ist nur theilweise richtig, denn mit der Seeherrschaft ging es schon auf die Neige, und das war nicht einmal ganz neuen Datums; schon mit der Hinrichtung des Lübecker Rathsherrn und Admirals Tiedmann Steen (1427) drohte ein Wendepunkt einzutreten.

Die Hauptsache war, daß, wie S. Ruge später sehr richtig bemerkt, „die Mitte, der Norden und der ganze Nordosten Deutschlands wenigstens bis über die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts an kosmographischen und überseeischen Fragen unbetheiligt blieb, weil die Reformation die Geister ganz in Anspruch nahm."

Das Interesse, welches man in Deutschland nahm, beschränkte sich auf die Gelehrtenwelt und die Buchdrucker. So lag es schon, als die Entdeckungen geplant und ausgeführt wurden. Die Ephemeriden des Nürnbergers Regiomontan dienten als astronomisches Reisehandbuch, der Nürnberger Meridian als Grundlage der Längenberechnung, und des Nürnbergers Martin Behaim Astrolabien und Jakobsstäbe als astronomische Instrumente. So ist es sicherlich bemerkenswerth, daß die Entdecker sich deutscher Instrumente, deutscher Zeittafeln und des Meridians einer urdeutschen Stadt wie Nürnberg zu bedienen hatten; aber die Kunde der Entdeckungen selbst ist erst eine Reihe von Jahren später nach Deutschland gedrungen, und zunächst scheint das auch nur aus dem Grunde geschehen zu sein, weil ein spanischer König deutscher Kaiser wurde und in die Lage kam, jene Kunde selbst nach Deutschland zu bringen; dabei war es von Interesse, daß der eigene Sohn des Entdeckers, Fernando Columbus, sich im Gefolge des Kaisers befand.

In der ganzen ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir unter der Aegide des Elsässers Waltzemüller oder Waldseemüller und noch einiger Anderen die Deutschen als Kosmographen, auf Deutsch: Kartenzeichner und Karten-Drucker, und als Verfertiger von Erdgloben. An der Benutzung der Karten und Globen hat sich keiner betheiligt; man müßte denn den Niederländer Johann Ruysch dahin rechnen; dazu hat man kein Recht, denn die Niederländer waren schon nicht mehr politisch-deutsch. Dr. S. Ruge reclamirt ihn für uns, weil er an seinem Namen den Zusatz „Germanus" hatte. Er war nicht blos Gelehrter, sondern auch praktischer Seemann, hat sich aber auf dem Gebiet der Entdeckungen nicht hervorgethan, sondern nur Reisen von England nach der Ostküste Amerikas gemacht. Auch er hielt die Insel Haiti im Antillen-Meer für Japan; dasselbe fällt deshalb auf der Karte, die er für Ostasien anfertigte, dort als Insel weg.

Digitized by Google

Es ist heute, wo der Deutsche sich auch mit Colonisation beschäftigt, von doppeltem Interesse, der Frage nachzugehen, warum er sich damals so zurückhielt. Es lediglich mit den kirchlichen Wirren und mit dem hervorragenden Interesse für die Reformation zu begründen, geht eigentlich nicht an. Denn auch von England kann man nicht sagen, das 16. Jahrhundert sei von Wirren politischer und kirchlicher Art frei gewesen.

Der deutsche Kaiser, damals Karl V., hatte Interesse genug für die Goldländer von Mexico und Peru, aber die Bethätigung desselben hatte ihren Sitz in Madrid; an den norddeutschen Küsten interessirten ihn höchstens die Mißgeschicke seines unglücklichen Schwagers, des zweiten Christian von Dänemark, und die Unterstützung, die diesem von den Hansestädten zu Theil wurde. Im Uebrigen war der Kaiser durch die italienischen Kriege vollauf in Anspruch genommen.

Die Zustände Deutschlands waren ja traurig genug, um überseeischen Unternehmungsgeist zu dämpfen. Die Bevölkerungszahl war noch nicht halb so groß, wie heute, und es war die Zeit, wo Handel und Wandel sich nur schwer behaupteten; denn in Ermangelung einer kräftigen Centralgewalt waren die ständischen Elemente entfesselt in einem Kampf, aus dem die Fürstenmacht siegreich hervorging; an ihr sollte sich sowohl die aristokratische Bewegung des Adels, wie die demokratische des Bauernstandes brechen. Die Städte und das Bürgerthum prosperirten, aber an einem centrifugalen Drang nach außen, namentlich über den Ocean hinaus Märkte zu suchen für ihren Gewerbefleiß, daran war nicht zu denken.

Auf die Gelehrsamkeit war man nicht wenig stolz. Das war unserem heutigen Standpunkt nicht ganz unähnlich. Nur mit dem Unterschied, daß man jetzt zur Einsicht kommt, es sei die damalige Gleichgiltigkeit gegen überseeische Ausbreitung nicht ganz richtig gewesen.

Es giebt eine Doctrin, die es doch für richtig und die heutigen Bestrebungen für falsch hält. Es ist die Lehre, wonach Deutschland berufen ist, den Völkerdünger herzugeben für andere Flaggen. Unter eigener Flagge uns einzurichten, haben wir im Laufe der Jahrhunderte leider auch nicht gelernt, sodaß wir uns des Lehrsatzes, daß Sulus, Dahomeys und Suahelis gut genug sind, uns die Kastanien aus dem Feuer zu holen, noch nicht entschlagen können.

Von allen Nationen, die sich an den großen und kleinen Entdeckungen betheiligten, ist nachhaltiger Erfolg nur den Briten geblieben. Die Emancipation der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika kann man nicht einen Mißerfolg nennen. Was dagegen Spanier und Portugiesen gethan und eingerichtet, stellt einen einzigen großen Mißerfolg dar. Holland leistet Rühmliches, seine Macht ist aber zu gering, als daß es nicht von dem guten Willen anderer Mächte abhängig wäre.

Auch Deutschland hatte im 17. Jahrhundert einen Fürsten, der die Nothwendigkeit überseeischer Ausbreitung erkannte; es war der Kurfürst von

Digitized by Google

Brandenburg. Zu eigenen Lande fand er aber zu wenig Unterstützung, und die Eifersucht der Nachbarn war schwer zu überwinden.

Mag man es nun bedauern, daß unsere Landsleute von damals sich in der Nautik nur als Kartenzeichner und Globenverfertiger hervorthaten, zu danken haben wir ihnen für eine wichtige Erfindung: die Mercator-Projection der Seekarten.

Gerhard Kramer, genannt Mercator, war, wie er von sich selbst sagt, zwar in Flandern geboren, ist aber im Jülicher Lande aufgewachsen; sein Lehrer war der Friese Gemma in Loewen, ein Kupferstecher für Seekarten. Mercators beste Leistung war eine jetzt in der Stadtbibliothek zu Breslau aufbewahrte Weltkarte „zum Gebrauch für Seefahrer" in der Projection der wachsenden Breiten. Er war der Erste, der in der Kartenzeichnung Amerika und Asien durch ein Weltmeer vollkommen trennte. Alle früheren Anschauungen liefen darauf hinaus, daß Asien und Amerika zusammen einen Continent bildeten, und erst seit 1569, wo Mercators Weltkarte erschien, ist die Lehre von der Selbstständigkeit Amerikas als Erdtheil bestehen geblieben.

Aber nicht blos die Kartenzeichner haben sich in Deutschland bezüglich der neuen Welt hervorgethan, sondern auch die Buchdrucker, und „ganz besonders" — so hebt Dr. S. Ruge hervor — „verdient hervorgehoben zu werden, daß Jakob Cromberger der erste Buchdrucker gewesen ist, der den Schritt über den Atlantischen Ocean wagte und in der neuen Welt die ersten Bücher druckte. Wenn seine Werke auch nicht geographischen Inhalts waren, so erregt" — meint Dr. Ruge — „doch schon die Thatsache, daß eine deutsche Firma zuerst in Amerika aufgetreten ist, unsere Aufmerksamkeit." Er ist übrigens 1541 gestorben, und seine Firma in Mexico 1546 in andere Hände übergegangen.

„Wer sollte" — so sagt im Anschluß an Ruges Schrift der Vorstand der Hamburger Commerz-Bibliothek, Dr. Ernst Baasch, in einer Schrift über Hamburgs Handel — „wer sollte in dem Deutschland des 16. Jahrhunderts Colonien erwerben?" Karl V. hatte ihrer genug, seinen Nachfolgern fehlte die Flotte. „Vor den großen Entdeckungen sich auf's Weltmeer hinauszuwagen, galt als eine Thorheit und ein Wagniß; die Islandfahrt der Hansestädte war ihre weiteste und gefährlichste Seereise, die einzige, die mehr als eine bloße Küstenfahrt war." „Sie sahen ruhig zu, wie die Welser ihre Schätze in den Urwäldern Venezuelas verschwendeten; sie glaubten praktischer und politischer zu sein, wenn sie in den altgewohnten Geleisen Schifffahrt trieben."

Aber sehr richtig bemerkt er: „Man denke sich das Deutschland des 17. Jahrhunderts mit reichen Colonieen in den Indien beider Welten; der wirthschaftliche Verfall nach den großen Religionskriegen wäre nicht derartig gewesen, wie er in Wirklichkeit wurde."

Zur Theilnahme am Colonialhandel hat, nachgewiesenermaßen, von den niederdeutschen Städten Hamburg die Bahn gebrochen. Der holsteinische

Digitized by Google

Schriftsteller Heinrich Rantzau bringt schon 1597 die Mittheilung, daß die Schifffahrt der Hamburger auch nach „Indiam" gehe, und aus archivalischen Quellen weist Dr. Baasch für das Ende des 16. Jahrhunderts einen Verkehr von Hamburger Schiffen mit Brasilien nach. Waren es 1590 elf, so waren es in den folgenden Jahren nur eins, zwei oder drei. Diese Erweiterung der Hamburger Schifffahrt steht übrigens in Verbindung mit der um die Mitte des Jahrhunderts erfolgten Einwanderung der „Merchant Adventurers", englische Kaufleute, die, sich dem spanischen Druck in Flandern entziehend, nach Hamburg gingen.

Nach Westindien gab es erst seit 1640 eine Hamburger Schifffahrt. 1693 aber erging vom schottischen Parlament eine Einladung an Amsterdam und Hamburg zur Betheiligung an einer Handels-Compagnie für Darien. Das erregte in Hamburg so lebhaftes Interesse, daß man sich beklagte, nur noch mit 200 000 £ in das Geschäft eintreten zu können. Als es sich nun herausstellte, daß das Unternehmen eine schottische Intrigue gegen England war, entstand eine Correspondenz sehr ernster Art zwischen dem englischen König und dem Hamburger Rath. Letzterer hatte zwar dem „Erbaren Kaufmann" von vornherein erklärt, er könne ihn nicht vertreten, wenn es zu Schwierigkeiten käme, er verwahrte sich aber doch gegen die Drohungen und die „Intimidation" des Königs.

„Leider hatten diese Worte" — so fügt Dr. Baasch hinzu — „deren Schärfe ja nicht ganz unberechtigt war, nicht die Macht der That hinter sich, und mit dieser allein läßt sich bei colonialen Unternehmungen, wie noch die neueste Zeit lehrt, Etwas ausrichten. — Die Hamburger zogen sich von dem schottischen Unternehmen zurück und tilgten die schon vollzogenen Subscriptionen.*)"

Auch der König von Spanien folgte in Drohungen dem Beispiel des englischen Königs und warnte die Hamburger, sie sollten sich nicht beikommen lassen, für den Handel nach Darien Schiffe bauen zu lassen. „Die großen See- und Colonialmächte waren sich stets wunderbar einig, wenn es galt, neue kleine Concurrenten an der directen Ausbeutung der Schätze der neuen Welt zu hindern. Und das Ende vom Liede war immer dasselbe: gedrängt von den großen Mächten und erfüllt von der Furcht, auch noch das Bischen Handel zu verlieren, das in den „geschwinden Kriegsläuften" kümmerlich durchgeschleppt war, mußten die Hansestädte nachgeben und die Hoffnung, durch colouiale Expeditionen ihre Lage zu bessern, schwinden lassen."

Wenn Dr. Baasch hinzufügt: „Nichts rechtfertige besser die ablehnende Haltung der Hansestädte gegen transatlantische Pläne, wie die des Großen Kurfürsten, als die Erfahrung mit der schottischen Compagnie," so kann man das nicht gelten lassen.

*) Dr. Baasch, Die Handelsbeziehungen Hamburgs und Amerikas.

Digitized by Google

Betrachtet man die Ueberlieferungen des alten Hansabundes, so war es eine Vereinigung von Niederlassungen theils im In-, theils im Auslande, die von der Gesammtheit der Hansestädte abhingen; zugleich aber bildeten sie ein Band, welches die Städte zu einer Einheit zusammenfaßte, indem es ihnen — wie Dr. Dietrich Schäfer sich ausdrückt — in dem gleichartigen Interesse ihrer Kaufleute im Auslande einen Mittelpunkt gemeinsamer Politik giebt.*)

Es ist heute Niemandem zweifelhaft, daß eine solche Art politischen Bandes nicht von Dauer sein konnte. Denn zum vereinten Handeln bedurfte es der jedesmaligen Uebereinstimmung aller Sonderinteressen. Jeder territoriale Zusammenhalt fehlte, und damit auch die territoriale Gewalt. Ein einziges Mal haben die fünf wendischen Städte sich mit den Grafen von Holstein einigen können zu einem Landfriedensbund, dem auch noch dreizehn norddeutsche Fürsten beitraten. Für die Städte war das aber eine Zeit, wo sie den König von Dänemark schon als ihren Schirmvogt anerkannt hatten (1388), und 12 Jahre später wurde die Reichssteuer der Städte schon an Dänemark entrichtet. 1339 verbanden sich die wendischen Städte mit den Grafen von Schleswig und Holstein zur „Befriedung der See". „Es ist das erste Mal" — heißt es bei Schäfer — „daß eine fürstliche Seemacht auftaucht in deutschen Meeren, daß deutsche Städte sich zur Befriedung des Elements, das sie bisher allein beherrscht hatten, mit einem Fürsten verbinden." Es war nicht von Dauer. Das Vertrauen, welches man dem „großen Gerd"**) nicht gönnte, versagte man seitens der Städte in der Folge jedem Anderen; so blieb der Bund ein lockerer und ist gewiß wohl an vielem Anderen, ebenso gewiß aber auch daran gescheitert.

Als der Große Kurfürst seine colonialen Unternehmungen einleitete, war es der Strohhalm, an dem die sterbende Hansa sich vielleicht noch hätte aufrichten können; denn daß Hamburg einer Thatkraft, wie der des Großen Kurfürsten bedurfte, zeigt die oben erwähnte Verhandlung mit Spanien und England wegen des Handels nach Darien. Danach wäre die ablehnende Haltung der Hansestädte gegen solche Initiative eines benachbarten Fürsten nichts weniger, als gerechtfertigt.

Ein weiterer Beweis liegt darin, daß gerade der Große Kurfürst es war, der dem König von Dänemark ernsthaft bedeutete, wie er eine Vergewaltigung Hamburgs, die jener im Schilde führte, nicht dulden könne, weil er Hamburg mit der Elbe als ein Thor Berlins betrachten müsse.

Die Hohenstaufen hatten das Interesse der Hansa von sich gewiesen; wenn ein Hohenzoller sich desselben annahm, konnte das für die Hansestädte nur ersprießlich sein, und dann hatte der Kaufmanns-Neid anderer Nationen wenig zu bedeuten.

*) Dr. D. Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar Atterdag. Gekrönte Preisschrift. Verlag von Fischer in Jena. 1879.

**) Graf Gerhard der Große von Holstein.

Digitized by Google

Wenn das heutige Kaiserthum sich jener Interessen so annimmt, wie das alte Kaiserthum sie von sich wies, so wird Hamburg das sicherlich nicht als einen Nachtheil empfinden.

Uebrigens könnte man wohl fragen, was denn aus dem Besitz der Insel Saba in Westindien geworden ist, die im Jahr 1700 den Hamburgern gehört hat.

Hätten sie sich gegen die Initiative des Großen Kurfürsten nicht ablehnend verhalten, so brauchten sie ihre nach Brasilien fahrenden Schiffe nicht den Portugiesen und deren Flagge zu überlassen, wie es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschehen ist*).

Was Dr. Baasch über die Entstehung des Hamburg-amerikanischen Handels erzählt, ist von Interesse. Man macht dem Handel der deutschen Seestädte den Vorwurf, daß er sich mehr damit beschäftige, die Erzeugnisse des Auslandes herein, als die eigenen hinaus zu bringen. Ob das heute zutrifft, möge auf sich beruhen. Für das Jahr 1770 scheint es richtig; denn es hatte in diesem Jahr allein der Import französisch-westindischer Producte nach Hamburg schon so zugenommen, daß $^5/_{12}$ vom ganzen Ertrag des französischen Kaffees, ca. 25 Millionen Pfd. und der fünfte Theil der ganzen Zucker-Ernte, ca. 25000 Fässer, jährlich aus Frankreich nach Hamburg verschifft wurden.

Interessant ist es auch, daß für Schiffsladungen, welche direct aus Westindien kamen, die Empfänger lauter englische Firmen in Hamburg waren, Mitglieder des sogenannten „English Court", Nachfolger der „Merchant Adventurers".

Da man von den deutschen Seestädten nicht annehmen darf, daß sie Frankreich besonders begünstigt hätten, so läßt obige Angabe auf das Handels-Verhältniß mit allen anderen Colonien schließen.

Unsere heutigen Freihändler einer bestimmten Observanz bezeichnen Colonial-Politik als Anachronismus. Folgt man indeß der Art, wie der Handel der deutschen Seestädte mit Colonial-Ländern sich gestaltet hat, so ist diese freihändlerische Anschauung nicht berechtigt. Sie hat nur dazu beigetragen, unseren eigenen inneren Markt mit fremden Erzeugnissen zu überschwemmen. Hätten wir das Bestreben gehabt, jene Erzeugnisse selbst zu produciren — natürlich am Ursprungsort — dann hätten sie doppelten Nutzen gebracht; denn der Ursprungsort wäre dann ein gegebener Markt für unsere heimischen Erzeugnisse geworden und geblieben. Unter eigener Flagge hat man die Möglichkeit, einen Markt in solcher Art zu verwerthen.

Statt dessen ist uns in der Hauptsache nur der Export von Menschen zugefallen, was dadurch bewiesen wird, daß die „größte Rhederei der Welt" durch Auswanderung rentirt.

*) Dr. Baasch, pag. 22 und ff.

Digitized by Google

Die Auswanderung hat schon in den zwanziger Jahren des 17ten Jahrhunderts ihren Anfang genommen*). In den Jahren 1752—1754 traten dazu noch Transporte von Gefangenen des Hamburger Spinnhauses nach Neu-Schottland, Neu-England, Philadelphia und Süd Carolina**). Ein Raths-Mandat im November 1752 verfügte gegen „frevelnde, muthwillige Bettler", daß sie zuerst in's Werk- und Zuchthaus, bei Wiederholung ihres Gewerbes aber „bei der ersten Gelegenheit, da von hier aus Colonisten nach Neu-Schottland oder Süd-Carolina ausgeschiffet werden, mit dahin überzugehen genöthigt werden sollen".

Vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sagt Dr. Baasch, er sei für uns in Europa wichtig geworden durch die Umwälzungen auf handelspolitischem Gebiet. „Große Seekriege" — so sagt er mit Recht — „seien für den Handel der Neutralen ebenso einträglich, wie gefährlich gewesen, je größer und seemächtiger der neutrale Staat, um so einträglicher und weniger gefährlich jener Handel, und umgekehrt."

Hamburg war zwar ein seetüchtiger, aber kleiner Neutraler; gern hätte es den Krieg ausgenutzt, es wurde aber durch das seemächtigere England verhindert. Das war viel leichter mit Hamburg, als z. B. mit den Niederlanden. Und wiederum war der Menschen-Transport der einzige, den England den Hamburgern gern erlaubte, und den diese — beiläufig — gern übernahmen. England hielt sogar einen besonderen Commissar in Hamburg, Mr. George Marsh, dem der Präses der Commerz-Deputation noch dazu öffentliche Anschläge in der Börse gestattete.

Man kann sagen, daß England während jenes Krieges ein förmliches Aufsichtsrecht über Hamburg übte und sich auf die Entschließungen des Senats bezüglich der Art der Neutralität großen Einfluß anmaßte. In der That galt Hamburg damals als nichts mehr und nichts weniger, als eine englische Colonie auf deutschem Boden.

Und war im Uebrigen Großbritannien auch nicht stark genug, die Lostrennung der Colonien zu verhindern, so vermochte es doch, sowohl einer übermäßigen Schädigung der eigenen Schifffahrt, wie einer unliebsamen Vergrößerung der neutralen Schifffahrt auf seine Kosten vorzubeugen.

Der einzige Gewinn, dessen deutscher Handel sich damals erfreute, war die Anknüpfung amerikanischer Beziehungen zur Leipziger Messe, die dann ihren Weg über Hamburg fanden.

Zum Theil in Folge der „bewaffneten Neutralität" entstand seit 1780 für die Neutralen etwas mehr Freiheit der Bewegung. Von da datirt auch ein directer Handel Hamburgs mit Westindien, und weil die einzige nordische Macht im Besitz von westindischen Colonieen Dänemark war, flüchteten sich

*) Für diese Angabe citirt Dr. Baasch Kopps Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika.

**) Atreng., Geschichte der Gefängnißverwaltung in Hamburg, S. 79.

Digitized by Google

viele neutrale und nicht neutrale Schiffe unter die neutrale dänische Flagge, um gesicherte Schifffahrt treiben zu können. Der dänische Colonialhandel erlebte dadurch und durch die Förderung, welche die dänische Regierung den Anpflanzungen auf St. Thomas und St. Croix angedeihen ließ, bedeutenden Aufschwung. Dies war ein Gewinn für Hamburg; die Blüthe des dänischen Handels hatte auf den Verkehr zwischen Hamburg und Kopenhagen wesentlichen Einfluß; als einer der ersten Plätze im Zuckerhandel des nördlichen Europa zog Hamburg einen beträchtlichen Theil des nach Kopenhagen verschifften westindischen Zuckers über Kiel an sich. Die Straße Kiel-Hamburg gewann dadurch zeitweise an Bedeutung*).

Nach Abschluß des englisch-amerikanischen Friedens hat sich Hamburg um Anknüpfung engerer Handelsbeziehungen mit Nordamerika bemüht, aber ohne Erfolg, man ist sehr höflich gegeneinander gewesen, aber damit hatte die Sache ein Ende. Den ersten Handelsvertrag mit der neuen Republik schloß bekanntlich Friedrich der Große. Abgesehen davon, daß der König den Amerikanern für ihr neues Wappen seinen Adler widmete, war von gegenseitigem Handelsgewinn nicht viel zu sagen. England beherrschte nach wie vor den amerikanischen Markt, und Hamburger Schiffe, die mit Ladungen hinübergingen, mußten dieselben großentheils wieder zurücknehmen. England war zu sehr im Vortheil, theils durch den langen Credit, den es gewähren konnte, theils durch die große Auswahl der Waaren, durch die Macht der Gewohnheit und Stamm-Verwandtschaft und durch die größere Bekanntschaft mit den gegenseitigen Bedürfnissen.

Erst in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hat der directe Handel mit Nordamerika Aufschwung genommen, und der Schiffsverkehr stieg zusehends. Es ist bemerkenswerth, daß von einem Getreide-Export aus Amerika damals noch keine Rede war. Zum Theil lag es mit daran, daß Rußland und England Alles daran setzten, Frankreich auszuhungern. Schiffe mit Getreide nach Frankreich wurden unweigerlich aufgebracht; sie mochten eine Flagge haben, welche sie wollten.

Der Vorwurf, den man dem deutschen Außenhandel immer machte, er bringe mehr fremde Producte herein, als die eigenen heraus, war schon am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht unberechtigt. In den 7 Jahren 1795—1801 ist zusammen für 52 277 617 Dollars mehr von den Vereinigten Staaten direct nach Deutschland exportirt, als importirt, d. h. im Jahr 7468231 Dollars.

Unter der verfehlten Marine-Politik Napoleons gegen England sollte auch die deutsche Schifffahrt leiden. Die Capereien der Franzosen nahmen besonders in den amerikanischen Gewässern überhand und schonten auch die Schiffe der Hansestädte nicht, ungeachtet der großen Summen, die Frankreich den Letzteren schon abgepreßt hatte. „Einem französischen Caper zu

*) Dr. Baasch S. 52.

Digitized by Google

begegnen und aufgebracht zu werden" — so klagten die Commerz-Deputirten — „ist beinahe einerlei. Alle menschliche Vorsicht wird bei diesen Raubthieren zu Wasser." Und die Hamburger Assecuradeure machten darauf aufmerksam, daß dieses Raub-System der Franzosen gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten — Englands Handel zu schädigen — herbeiführe. So lange die Engländer durch die Kosten ihrer Convoyirung keine Concurrenz mit den Neutralen halten konnten, müßten sie mit scheelen Augen die Zunahme des directen Handels der Neutralen nach Ost- und Westindien ansehen; jetzt können sie reichlich Concurrenz halten, und wenn das Benehmen Frankreichs gegen uns so bleibt, so werden die Engländer bald die einzigen Frachtfahrer bleiben und ungeheuere Summen verdienen."

So ist es geworden und im Wesentlichen geblieben. Die Engländer beherrschten das Meer; die Hansestädte konnten nicht, wie Dänemark, Schweden und die Vereinigten Staaten, kostbare Convoys halten; der Schifffahrt der kleinen Seefahrer waren enge Fesseln angelegt.*)

Auch Capt. Mahan weist in seinem Buche „Influence of seapower upon history" auf diesen Umstand hin und stellt eingehend dar, wie England es verstanden habe, die verfehlte französische Marine-Politik sich zu Nutze zu machen.

In jenen Zeiten der Neutralität spielte eine nicht geringe Rolle die Eifersucht zwischen Preußen und den Hansestädten. Letztere gaben jenem Schuld, daß es seinen eigenen Handel auf Kosten des hanseatischen in Flor bringen wolle, und in der That nahm der Verkehr preußischer Schiffe in Häfen der Vereinigten Staaten 1804 sehr zu, indem er von 2097 Tons im Jahre 1803 auf 4947 Tons stieg; 1805 sank er aber wieder.

„Jedenfalls waren" — sagt Dr. Baasch — „die Erwartungen, die man etwa in Preußen von der Elb-Blockade für den Flor des preußischen Seehandels hegte, ziemlich eitel.

Durch die Continentalsperre wurde dann der Handel mit neutralen Ländern nahezu illusorisch. Die Preise mancher Waaren, wie z. B. Reis und Tabak, erreichten 1807 eine Höhe, „die in mancher Hinsicht denen der brillanten Geschäftsjahre des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts ähnlich scheinen"**). Doch war man weit davon entfernt, sich über den thatsächlichen Zustand Täuschungen hinzugeben; es war nicht das Spiel des „lukrirenden Kaufmanns", sondern die „Folge des aussterbenden Geschäfts".

Alles das änderte sich aber, namentlich zu Gunsten der Schifffahrt mit Nord-Amerika, nach eingetretenem Frieden. In diese Zeit fällt dann auch eine Ursache, die mehr als vieles Andere dazu beitrug, die Frachtfahrt der hansestädtischen Rhederei zuzuwenden, und gegen die — wie

*) Dr. Baasch, S. 79.
**) Bericht der Commerzdeputation.

Digitized by Google

Dr. Baasch sagt — weder eine veränderte Zollpolitik, noch eine Kündigung der Handelsverträge im Stande war, etwas auszurichten: die zunehmende Auswanderung aus Europa nach Amerika. Sie lieferte den Hansestädten eine lohnende Ausfracht, gab Anlaß zur Vermehrung der Rhederei und hat dem Gesammthandel der Hansestädte starken Antrieb gegeben. Es war dies zum Theil eine Folge des 1827 zwischen Hamburg und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Handelsvertrags, der namentlich für die Hamburger Rhederei große Vortheile hatte.

Ueber das Verdienstvolle gerade dieses Zweiges von Prosperität, die Ausfuhr des „Völker-Düngers", ist man heute zu etwas veränderten Anschauungen geneigt. Gemäßigte Freihändler finden eine andere Art von Colonisation nutzbringender für das eigene Land, stoßen aber bei den radicalen Freihändlern, die der unbeschränkten Theorie des „Völkerdüngers" zuneigen, auf Widerspruch, und dieser wirkt um so hemmender, als eine ererbte Abneigung gegen überseeische Allüren bei unseren „terrestrischen" Autoritäten feste Wurzel hat.

Solchen Umständen gegenüber hatte die Verbindung mit Süd- und Central-Amerika viel größeres Interesse; daher auch die Erregung des „Erbaren Kaufmanns", als die südamerikanischen Colonieen 1813/14 ernstlich Anstalt machten, sich vom Mutterlande zu befreien. Die immer rührige „Commerz-Deputation" säumte nicht, auch den hohen Senat Hamburgs in Bewegung zu bringen. In der Verbindung mit Ländern, die unserer Schifffahrt bis dahin unzugänglich waren, galt es, womöglich der Erste zu sein. Aber der spanische Agent in Hamburg hatte ein wachsames Auge und drohte im Namen seines Herrn mit der Entziehung anderer Gerechtsame, wenn man den Insurgenten Entgegenkommen zeige. Nun meinte zwar die Commerz-Deputation, eine solche Drohung habe nichts zu bedeuten. Das einzige spanische Gebiet, wo wir Gerechtsame hätten, sei Cuba, und eine Untersagung des Hamburger Verkehrs mit Cuba streite viel mehr gegen das dortige, als gegen unser Interesse. Nichtsdestoweniger unterblieb die Verbindung bis zu einer Zeit, wo die südamerikanischen Republiken von den Großmächten anerkannt wurden.

Als dies aber eintrat, und erfolgreiche Verhandlungen stattfanden, jubelte man in Hamburg, und es hieß: „Jetzt hat Hamburg Colonieen!" Und dies geflügelte Wort hatte seine Berechtigung. Der Nutzen einer Colonie liegt nur dann am Tage, wenn man im Verkehr mit ihr nicht beschränkt ist. Ein guter Vertrag, dem in der Frachtfahrt und Capitalkraft die nöthigen Hilfsmittel zu Gebote stehen, ist im Vergleich mit einem Besitzer, dem jene Mittel fehlen, besser, als der Besitz*).

*) Bei einem mit Zöllen und sonstigen Abgaben nicht zu sehr belasteten Vertrag fallen die Unkosten der Verwaltung weg. Dies und nichts Anderes ist der Grund, der Dänemark zum Verkauf von St. Thomas veranlaßte, und schließlich konnte es nur eine solche Betrachtung sein, die den Congreß der Vereinigten Staaten bestimmte, das

Digitized by Google

Und für den Präses der Hamburger Commerz-Deputation, M. J. Haller, galt der Satz: „als erster Seehafen Deutschlands seinen Platz behaupten, dem inneren Deutschland den Handel öffnen nach anderen Gegenden, nicht die Hände in den Schoß legen, nicht den Kaufmann des inneren Deutschlands sich selbst seine Wege suchen lassen."

Indessen: „Handelsunternehmungen nach Ländern, deren innere Verhältnisse nichts weniger als consolidirt, und deren mercantile Bedürfnisse nach Umfang und Auswahl den Hamburgern noch recht unbekannt waren, mußten sehr gewagt, und nicht so aussichtsvoll sein, als sie einem Optimisten wohl scheinen mochten."

Das Geschenk, welches Karl V. den Fugger und Welser mit Venezuela und Columbien machte, war schon deshalb von zweifelhaftem Werth, weil jene Augsburger „Bankiers" und nicht „Schiffs-Rheder" waren. Den Hanseaten war der Kaiser Nichts schuldig, sonst hätte man wohl wünschen können, das Geschenk wäre der Hamburger Commerz-Deputation zu Theil geworden; dennoch bleibt es eine Frage, ob es auch dieser genutzt hätte. Die Hindernisse, die sich — wie wir aus Dr. Schuhmachers Erzählung*) sehen — der Anwartschaft auf das „Eldorado" entgegenstellten, wären doch wohl auch den Hanseaten zu viel geworden.

Noch mehr Interesse als mit den südamerikanischen Colonieen hatte der Schifffahrts-Verkehr mit Mexico, denn seitens jener spielte die größte Rolle der Import von Roh-Producten, für Mexico dagegen stand der Export deutscher Fabrikate im Vordergrund. Dorthin gingen, wie Dr. Baasch sagt, von Hamburg die werthvollsten Ausfuhren. Im Jahre 1838 gingen nach Mexico von Hamburg und Bremen 18 Schiffe mit Ladungen im Werth von 4400000 Mark Banco, davon 2300000 für deutsche Leinwand. „In keinem Lande" — so meinte die Commerz-Deputation — „haben Hamburgs Kaufleute, Hamburgs Rheder und die deutsche Industrie mehr zu hoffen oder zu fürchten, als in der mexicanischen Republik. Vom Ende der 50er Jahre schrieb Rudolf Schleiden: „Der Großhandel Mexicos befindet sich zu ungefähr ⅔ in den Händen der in der Republik etablirten Deutschen, aber nicht deutsche, sondern englische und französische Waaren nehmen bei der Einfuhr den ersten Platz ein." Es gab damals 37 hanseatische Handlungshäuser in Mexico.

Neben den Hanseaten, die durch den Bremischen Minister-Residenten Dr. Schleiden vertreten wurden, spielte dort der preußische Gesandte Freiherr von Richthofen eine hervorragende Rolle. Ihm war es schon den 10. Juli 1855 gelungen, einen Handelsvertrag zwischen Preußen und Mexico für

Anerbieten abzulehnen. Warum sollte man die Vortheile des Freihafens von St. Thomas sich nicht gefallen lassen ohne die Kosten und Pflichten der Verwaltung?

*) Die Unternehmungen der Augsburger Welser und Juan de Castellanos von Dr. H. Schuhmacher. 1892. Hamburg, Friederichsen u. Co.

Digitized by Google

18 Zollvereinsstaaten abzuschließen, dessen Vortheile dann auch den Hanseaten zu Gute kamen*).

Für Mexico hatte die preußische Beziehung hauptsächlich deshalb Werth, weil es ihm darauf ankam, mit einer der „heiligen Allianz" angehörigen europäischen Großmacht im Vertragsverhältniß zu stehen.

In den gegenseitigen Vertrags-Verhältnissen machte man im Lauf der fünfziger und sechziger Jahre immer mehr Fortschritte. Dabei waren die Südamerikanischen Republiken in commerziellen Zugeständnissen meistens liberal, legten aber großen Werth auf politische Clauseln.

So enthielten die Verträge mit Venezuela eine Bestimmung, die den Charakter einer Militär-Convention hatte. Danach: „sollten die Bürger der contrahirenden Staaten, welche im Gebiet des anderen Theils verweilen oder reisen, zum regulären Kriegsdienst im Heer oder in der Flotte nicht verpflichtet sein." Eine Verpflichtung zur Miliz hätte danach in Venezuela für Fremde auch unter dem Vertrag bestanden.

Eine derartige Clausel war bezeichnend für die unruhige Eigenschaft der Regierungen jener Länder. Nach einem venezolanischen Gesetz vom Jahr 1854 sollte „kein Fremder das Recht haben, von der legitimen Regierung der Republik Schadenersatz oder Entschädigung zu fordern für die Schäden und Nachtheile, welche seinen Interessen in Folge politischer Unruhen oder aus irgend einer anderen Ursache erwachsen, wenn solche Schäden und Nachtheile nicht durch regelmäßige Autoritäten verursacht sind". Dem Wortlaut dieses Gesetzes entsprach denn auch die Vertragsbestimmung, und eine ganz ähnliche begegnet man auch in den Verträgen, welche von den europäischen Mächten mit der Neger-Republik von St. Domingo geschlossen wurden.

„Allerdings beruht" — fügt Dr. Baasch hinzu — „der Schutz der Fremden in jenen Ländern, wie die Erfahrung es gelehrt hatte, weniger auf Verträgen und Gesetzen, als auf dem imponirenden, Zwang androhenden Auftreten der großen Seemächte. Hiervon hatten auch die sich keiner Kriegsmarine erfreuenden Deutschen Vortheil. Die Furcht vor dem Einschreiten fremder Nationen und den unter Waffenrüstung gestellten Forderungen von Schadenersatz pflegte die kämpfenden Parteien von dem Eigenthum der Fremden möglichst fern zu halten.

Preußen protestirte gegen derartige Bestimmungen, und solchem Protest schlossen sich dann auch die Hansestädte an. Solche Bestimmungen wurden deshalb aus späteren Verträgen weggelassen. Auf diese Weise nahm der Handelsverkehr

*) Die Angabe Dr. Baasch's, der preußische Vertrag sei nur auf 8 Jahre abgeschlossen worden, muß nach der Angabe des Freiherrn von Richthofen in dessen Familien-Geschichte auf einem Versehen beruhen. Daselbst heißt es auf S. 545, der Vertrag sei auf 12 Jahre abgeschlossen worden. Danach ist die Bemerkung, es sei Herrn Schleiden gelungen, für die Hansestädte einen vortheilhafteren Vertrag, als den preußischen zu erlangen, nicht zutreffend.

Digitized by Google

mit allen amerikanischen Ländern langsamen, aber erfreulichen und fortgesetzten Aufschwung. Es hat an Handelskrisen nicht gefehlt, sie sind aber jedesmal überwunden worden.

Von besonderem Interesse ist auch die Erzählung der oft recht langwierigen und mühsamen Unterhandlungen, die seitens beider Hansestädte mit Brasilien, Peru und Chili gepflogen wurden. Sie haben zu Handelsverträgen geführt, die, wenn auch nur für die Hansestädte geschlossen, doch dem Deutschen Handel im Allgemeinen nützlich wurden. Denn obgleich Preußen für den Zollverein in Abschließung von Handelsverträgen außerordentlich thätig war, lag doch der Haupt-Schiffsverkehr mit jenen Ländern in den Nordsee-Häfen der Hansestädte und wurde im Wesentlichen durch deren Rhederei befördert.

An die Handelsverträge knüpften sich regelmäßige Schifffahrtslinien und Packetfahrten, bis zu den fünfziger Jahren immer noch Segelschiffe, die in Terminen von 4—6 Wochen je eine Fahrt machten. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts traten Dampfer in diese Linien ein, und es ist bekannt, welch' erfreulichen Aufschwung die Dampfschiffs-Rhederei beider Hansestädte bis heute genommen hat.

Und so wird das Urtheil wohl nicht unberechtigt sein, daß, was die alten Vorväter der Hansa dereinst versäumt und gesündigt, vom „Erbaren Kaufmann" des 18. und 19. Jahrhunderts gut gemacht wurde.

Demungeachtet trifft das geflügelte Wort der Commerz-Deputation: „Hamburg hat Colonieen erhalten," nicht zu in dem Sinne, in dem es gemeint war. Gegenseitigkeits-Verträge, Handelsverträge, Schifffahrtslinien und Beförderung von Eingeborenen des eigenen nach anderen Ländern sind den Vortheilen einer vernünftigen Colonisation nicht gleich zu achten. Aber sie hatten das Verdienst, einer solchen den Weg zu ebnen und für die Möglichkeit ihres Betriebes das Material zurecht zu legen.

Digitized by Google

Der Teufel.

Novelle.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

Motto: „Was weißt Du aber, Du Weib, ob Du den Mann werdest selig machen? Oder Du Mann, was weißt Du, ob Du das Weib werdest selig machen?"

1. Corinther 7, V. 16.

I.

Auf dem unserer Stadtgemeinde gehörigen Rittergute Lomnitz war vor mehreren Jahren die Stelle eines evangelischen Pastors zu besetzen. Als Patronats-Vertreter hatte ich den Auftrag, einige Sonntage hinter einander die Probepredigten der Candidaten anzuhören, um dann dem Collegium Bericht zu erstatten und eine Wahl herbeizuführen.

Ich muß gestehen, daß meine Aufgabe nicht gerade zu den angenehmen gehörte. Einmal fielen meine Besuche in Lomnitz in die heißeste Jahreszeit, zweitens raubten sie mir stets einen ganzen Sonntag, den ich sonst meinen Büchern zu widmen pflegte, und endlich war das Anhören der Predigten ein höchst zweifelhafter Genuß, da die Stelle ziemlich gering dotirt war und deshalb nicht von hervorragenden Geistlichen begehrt wurde.

Bei fast allen, die ich bis zum Beginn meiner Erzählung gehört hatte, machte sich eine wahrhaft erschreckende Geistesarmuth bemerkbar; von Disposition, von folgerichtigem Aufbau der Sätze war selten eine Spur; die Meisten schienen sich allzusehr auf die Erleuchtung durch den heiligen Geist zu verlassen, der sie dann unbarmherzig im Stiche ließ.

So konnte ich es denn meinen biederen Nachbarn, den Bauern, unter die ich mich gewöhnlich zu setzen pflegte, um den Eindruck der Predigt auf sie zu beobachten, nicht verdenken, wenn sie allmählich einnickten und erst durch den Klingelbeutel des Küsters aus ihrem Schläfchen geweckt wurden.

Digitized by Google

Ja, dieser Küster! Das war eine merkwürdige Erscheinung! Denken Sie sich einen Menschen von etwa 50 Jahren mit pechschwarzen, glatten, langen, fettigen Haaren, einem breiten Vollmondsgesicht mit zwei kleinen Aeuglein, die wie Glühwürmchen aus einem Morast hervorleuchteten; breitschulterig, krummbeinig und mit einem schwarzen Rocke angethan, der ihm viel zu eng geworden war und vor Fett buchstäblich in allen Regenbogenfarben erglänzte.

Der Mann hatte seiner ganzen Erscheinung nach keinen Tropfen germanischen Blutes in sich und war sicher der directe Abkömmling einer slavischen oder wohl gar mongolischen Völkerfamilie, wie man deren in Schlesien, selbst in vollkommen deutschen Gegenden, noch ab und zu antrifft.

Trotz seiner Beleibtheit war er sehr beweglich und wanderte während des Gottesdienstes mit souveräner Gleichgiltigkeit in der Kirche umher, unbekümmert darum, daß er etwa die Andacht der Zuhörer stören könnte.

Uebrigens können Sie sich von dem gemüthlichen Tone, der zu Zeiten während des Gottesdienstes und auch bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten herrschte, einen Begriff machen, wenn sie die folgenden kleinen Episoden hören.

Unter den Candidaten hatte sich auch ein altes Männchen befunden, das sich um die Stellung nur bewarb, um aus seinem rauhen Gebirgsdörflein herauszukommen, dessen Klima es nicht mehr vertragen konnte.

Dieses Männchen hatte schon etwa eine halbe Stunde gepredigt — nebenbei bemerkt, den schrecklichsten Gallimathias, den ich je gehört, — als er plötzlich innehielt und zu dem gerade in der Mitte der Kirche stehenden Küster: „Pst, pst!“ hinuntermachte.

Der Küster blickte zur Kanzel hinauf und fragte in unverfälschtem Schlesisch: „Was will'n Se denn, Herr Pastor?“

„Wie spät is denn?“ tönt es von oben zurück.

Der Küster greift ruhig in die Westentasche, zieht seine tombakene Uhr heraus und sagt: „A Viertel uf Elfe.“

„Na, da woll'n wer noch a Bissel machen,“ erwidert der alte Pastor und fährt in seiner Predigt ruhig fort.

Die Zuhörer fanden an diesem Vorgang durchaus nichts Anstößiges.

Ein andermal wohnte ich zufällig dem Leichenbegängniß eines Dorfbewohners bei. Da ist es Sitte, daß der Sarg auf den Hof des Häuschens hinausgetragen und dort, nachdem um die Bahre herum Lichter angezündet worden, ein Gebet gesprochen wird.

Nun stand die Trauerversammlung dicht an dem weithin duftenden Misthaufen. Mein Küster hatte die Lichter aufgestellt und bemühte sich vergeblich, an der Bahre mit Hilfe eines Streichholzes Feuer zu entzünden. Endlich schlägt er resolut — sich dabei eines kräftigen Fluches bedienend, den ich nicht wiederholen will — die langen Schöße seines glänzenden Rockes zurück und reibt das Streichholz an dem Hintertheil seines Körpers, das rechte Bein nach vorn schlenkernd. Das Streichholz brannte.

Digitized by Google

„Na also!“ brummte der Küster und setzte ruhig die Lichter in Brand.

Auch dieser Vorgang störte die Trauerversammlung in keiner Weise. Die kleinen Züge sind charakteristisch für die Gutmüthigkeit des schlesischen Landvolkes, aber auch für seine oft bemerkbare Indolenz.

Doch weiter in meiner Geschichte!

Eines Sonntags stand ich — das Glöcklein läutete vom Thurm — auf dem Kirchhofe, unschlüssig, ob ich mich schon in die Kirche begeben oder nicht vielmehr die Liturgie erst vorübergehen lassen sollte; denn es herrschte immer eine so dumpfe Luft darin, draußen aber lachte ein wolkenloser, prachtvoller Sommertag. Von den nahen Gräbern dufteten Nelken und Reseda zu mir herüber. Ich lehnte im Schatten der Kirchhofsmauer und sog den Duft ein, mich jenem angenehmen trägen Zustande überlassend, in dem uns das Leben so leicht, unsre Sorgen so nichtig erscheinen. Eine liebe, alte Melodie aus frühster Jugendzeit glaubte ich im Klange der Glocken zu hören.

Da vernehme ich plötzlich Pferdegetrappel und das Herannahen eines Wagens. Wie ich vor das Kirchhofsthor trete, hält gerade ein leichtes Wägelchen an, das von zwei feurigen Rappen gezogen und von einer jungen, eleganten Dame geleitet wurde.

Ein Diener sprang von dem Rücksitz des Wagens herab und nahm die Zügel, welche ihm die junge Dame zuwarf, in die Hand, während diese selbst sich leicht und sicher vom Bocke herabschwang.

Ohne sich irgendwie umzusehen, eilte sie mit raschen Schritten in die Kirche.

Meine Blicke folgten ihr und bewunderten ihre schöne, nicht eben große Gestalt, ihren elastischen Gang und die Fülle hellblonden Haares, das unter dem kleinen Strohhütchen üppig hervorquoll. Ihr Gesicht mit den großen, seelenvollen Augen erinnerte mich an das bekannte Portrait der Gräfin Potocka.

„Wer ist die Dame?“ fragte ich unseren Gutspächter, der eben zu mir herantrat.

„Unsre Nachbarin,“ gab er zur Antwort, „Baroneß Wally von Bistram auf Schloß Eichenhof. Ihr Gut gehört zu dem hiesigen Kirchensprengel, sie hat als Gutsherrin auch eine Stimme in unserem Gemeindekirchenrath.“

„Was tausend! Das widerspricht ja dem alten Grundsatz: mulier taceat in ecclesia! Aber es ist schon richtig und mir übrigens ganz gleichgiltig, mich interessirt nur die Dame selbst. Verwaltet sie denn ihr Gut?“

„Vollkommen selbstständig, sie ist eine ausgezeichnete Landwirthin. Sie war die fleißigste Schülerin ihres Vaters, der wohl nie einen besseren Verwalter gehabt hat als sie. Vor zwei Jahren starb der alte Baron und hinterließ sie als die einzige und alleinige Erbin.“

„Wie alt ist sie?“

„Sie muß etwa 24 oder 25 Jahre alt sein.“ —

Digitized by Google

Ich ging in die Kirche und setzte mich so, daß ich die Baroneß genau sehen und beobachten konnte. Sie hatte auf dem Chore Platz genommen und zwar in einer tiefen Nische, die sie den Blicken der seitwärts Sitzenden vollständig verbarg. Die Kanzel konnte sie nur sehen, wenn sie sich weit nach vorn neigte. Sie saß aber zurückgelehnt, ohne sich zu rühren, und schien tief in Gedanken verloren zu sein.

Der letzte Vers des Kirchenliedes war zu Ende gesungen — wenn man das schreckliche Geplärr in einer kleinen schlesischen Dorfkirche überhaupt Gesang nennen kann — die dumpfen Töne der Orgel waren verhallt, und der Geistliche trat auf die Kanzel.

Es war ein kräftiger, großer Mann von 28 Jahren mit röthlich blondem Backenbart, hübschen, aber etwas rohen Gesichtszügen, frischem Teint, lautem und durchdringendem Organ.

Als er zu sprechen begann, glaubte ich auf dem Gesicht der Baroneß eine gewisse Erregung wahrzunehmen, sie rückte auch einigemal unruhig auf ihrem Sessel hin und her, vermied es aber, sich vorzubeugen und den Redner anzusehen.

Der junge Geistliche sprach zweifellos viel besser als alle Candidaten, die ich bisher gehört hatte; ja, ich muß sagen, er sprach mir zu gut für eine einfache Dorfgemeinde, die an solche geistige Kost nicht gewöhnt ist. Er war vortrefflich vorbereitet; ohne zu stocken, floß ihm die Rede von seinen Lippen, und es war Schwung und Begeisterung in seinen Ausführungen. Leider nur schien er der allerschwärzesten Richtung anzugehören. Er hatte seiner Predigt das Thema zu Grunde gelegt: „Wachet und betet, auf daß Ihr nicht in Anfechtung fallet“ ꝛc. und nun tobte und wetterte er gegen die Verderbtheit der Welt, gegen die Genußsucht der Gegenwart, gegen die unschuldigsten Freuden, welche die Menschen einschläferten und unfähig machten zum „rechten Wachsein“, daß die Kanzel zuweilen unter den wuchtigen Schlägen seiner Faust, mit denen er seine Worte begleitete, erdröhnten. Woher aber käme all' die Verworfenheit und all' die Zügellosigkeit, welche die Menschen in's ewige Verderben führten? Von dem Mangel an Glauben, von der Lässigkeit und Gleichgiltigkeit besonders der sogenannten Gebildeten, die dem Teufel, dem Antichrist, die Macht über die Seelen gäbe; denn noch habe der Teufel seine Gewalt wie zu Luthers Zeiten, und wer sie unterschätze, den habe er schon in seinen Klauen.

Bei diesen oder ähnlichen Worten, die mit Donnerstimme von der Kanzel geschleudert wurden, ereignete sich etwas Seltsames, das wahrscheinlich außer mir keiner der Anwesenden bemerkte, denn Alle standen unter dem Banne der gewaltigen Rede, wie sie in dem Kirchlein wohl je kaum zuvor gehört worden war. Ja, meine wackeren Landleute saßen, ohne zu schlafen, mit halb geöffnetem Munde da, der Geistliche mußte eine Saite in ihrem Inneren angeschlagen haben, die lange nicht berührt worden war und deshalb um so vernehmlicher widertönte.

Digitized by Google

Das Seltsame aber, das ich beobachtete, war Folgendes:

Gerade als der Candidat den Satz von der Macht des Teufels beendet hatte, beugte sich die Baroneß weit nach vorn und schaute zum ersten Male mit ihren großen klaren Augen nach der Kanzel hin, während ein wunderbares, kaum merkliches Lächeln über ihr sich erröthendes Antlitz lief. Der Candidat aber hatte sofort die Dame bemerkt und war bei ihrem Anblick zusammengefahren, als ob er von einem plötzlichen körperlichen Schmerz befallen worden wäre, während sein Gesicht sich mit einer fahlen Blässe bedeckte.

Ruhig lehnte sich die Baroneß darauf wieder in ihren Sessel zurück, sie schlug die Augen nieder, und um ihre Lippen zuckte es, als kämpfe sie eine Thräne hinunter. Der Candidat aber wischte sich den Schweiß von der Stirn, räusperte sich und fuhr erst nach einer längeren Unterbrechung in seiner Rede fort.

Die Pause, welche der Redner hatte eintreten lassen, war so natürlich gewesen nach den letzten starken Worten und die Anstrengung der Stimme eine so bedeutende, daß Niemand außer mir in dem Verhalten des Candidaten etwas Auffälliges finden konnte.

Seine Stimme klang aber von nun an matt; er war zweifellos nicht mehr bei der Sache, verwirrte sich im Gedankengang, brach plötzlich und unmotivirt ab und schloß mit der Strophe eines alten Kirchenliedes.

Die Baroneß hatte gleich nach den letzten Worten der Predigt die Kirche verlassen, während ich absichtlich noch einige Zeit in derselben verblieb, um die Wirkung zu beobachten, welche die Rede des Candidaten hervorgerufen.

Soviel war sicher: er hatte auf die Gemeinde einen starken Eindruck gemacht. In meiner nächsten Nähe hörte ich Aeußerungen, wie: „Der hot's getruffen!" oder: „Ma mecht' sprechen, der versteht seine Sache," und andere mehr, und überall unter den Zuhörern zeigte sich eine ungewöhnliche Bewegung.

Sogar der schwarze Küster hatte es nicht gewagt, während der Predigt mit dem Klingelbeutel herumzugehen, und holte erst jetzt das Versäumte nach.

II.

Als ich aus dem Kirchlein heraustrat, fand ich vor der Thür die Baroneß mit unserem Gutspächter im Gespräch. Er beeilte sich, mich der Dame vorzustellen.

Jetzt, da ich dicht vor ihr stand, wurde ich von dem ganzen Zauber ihrer anmuthigen Persönlichkeit auf's Angenehmste berührt. Soviel Lieblichkeit bei soviel Festigkeit und Selbstständigkeit im Auftreten war mir noch selten in der Damenwelt begegnet.

Sie reichte mir die Hand zu kräftigem Drucke und sagte:

Digitized by Google

„Wenn Sie Nichts dawider haben, möchte ich an Ihrem Gabelfrühstück theilnehmen. Der Candidat, der heute gepredigt hat, ist ein alter Bekannter von mir, ich hätte ihn gern gesprochen."

„Sie werden mir eine große Freude bereiten," sagte ich aufrichtig, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten wollen."

Ich hatte ein für alle Mal angeordnet, daß eine halbe Stunde nach Schluß der Kirche bei unserem Pächter ein Gabelfrühstück bereit stände, an welchem auch der betreffende Candidat, ferner unser Oberförster und wer sonst noch gerade von Honoratioren anwesend war, sich betheiligen konnten. Es sollte auf diese Weise Gelegenheit gegeben werden, den Candidaten auch im persönlichen Umgange kennen zu lernen.

„Wie geht es Ihrem Collegen Bergmann?" begann die Baroneß, indem wir uns anschickten, den Kirchhof zu verlassen; „hat er nicht mehr das Decernat Ihrer Güter und Forsten? Ich habe früher öfter mit ihm zu thun gehabt bei Grenzregulirungen."

„Er ist gestorben, und ich bin sein Nachfolger im Decernat geworden," erwiderte ich. „Als solcher muß ich auch heute die baulichen Reparaturen im Pfarrhause besichtigen, die wohl beendet sein werden. Da wir bis zum Frühstück noch eine gute halbe Stunde Zeit haben, will ich das gleich thun."

„Ich werde Sie begleiten und Ihnen besichtigen helfen," sagte die Baroneß. „Ich muß nämlich das Schulhaus in Eichenhof von Grund aus renoviren lassen und will mich derselben Handwerker bedienen wie Sie, falls sie ihre Sache gut gemacht haben."

Nichts konnte mir angenehmer sein, als die Begleitung der Baroneß. Der Pächter, ein bescheidener, einfacher Mann von 50 Jahren, kinderloser Wittwer, verabschiedete sich von uns, um noch Etwas für das Frühstück zu besorgen, und ich wanderte im Sonnenglanz neben der reizenden Baroneß Wally die Dorfstraße entlang nach dem Pfarrhause.

Sie bediente sich keines Sonnenschirmes, worüber ich ihr mein Erstaunen ausdrückte.

„Das schickt sich nicht für Landwirthe," sagte sie, „und ich will nichts Anderes sein. Wir müssen froh sein, wenn uns der Himmel so hell bescheint wie heute, das ist gesegnetes Erntewetter. Ich hoffe heute den Roggen vollends hereinzubekommen."

„Heute am Sonntag?"

„In der Erntezeit giebt es keine Sonntage, da muß jede gute Stunde wahrgenommen werden."

„Was würde dazu unser Candidat Winkler sagen, den wir soeben gehört haben?"

„Der würde wahrscheinlich sehr ungehalten sein, wie ich ihn kenne," versetzte die Baroneß mit einem leisen Seufzer.

Digitized by Google

Während ich noch unschlüssig war, ob ich weiter forschen sollte, welcher Art ihre Bekanntschaft mit dem Candidaten sei, kam die Baroneß von selbst meinem Wunsche entgegen und sagte:

„Wir kennen uns nämlich von frühester Kindheit an. Sein Vater war Lehrer in Eichenhof, und ich bin mit dem Sohne zusammen erzogen worden. Wir haben Alles gemeinschaftlich gelernt, bis er als Secundaner in's Gymnasium geschickt wurde; von da an mußte ich mir allein weiterhelfen."

„So haben Sie auch Lateinisch und Griechisch gelernt?"

„Ja — aber das Meiste davon habe ich wieder vergessen."

„Und später — ist die Jugendfreundschaft fortgesetzt worden?"

„Ja freilich. — Doch da sind wir ja. Nun lassen Sie uns einmal besehen, wie die Leutchen gearbeitet haben," sagte sie, offenbar zufrieden, daß sie dem Gespräch eine andere Wendung geben konnte.

Ich ließ mich aber nicht so ganz kurz abspeisen, sondern sagte, das Pfarrhaus mit ihr betretend, in halb gleichgiltigem Tone:

„Ich wundere mich übrigens, daß ein Mann von so entschieden großen rednerischen Fähigkeiten sich um eine so gering dotirte Stellung bewirbt."

„Ach — das hat seine besonderen Gründe —" entschlüpfte es der Baroneß, wobei sie tief erröthete, „doch wir haben jetzt andere Dinge vor."

Und dabei öffnete sie die Thür zu dem ersten Zimmer rechts und begann ihre Besichtigung, die von so ausgezeichneter Sachkenntniß geleitet und von so vielen, leicht hingeworfenen, treffenden Bemerkungen über Holzarten, Tapeten, Wandputz, Fensterverschluß, Dielung u. s. w. begleitet wurde, daß ich wahrhaftig einen erfahrenen Bauмeister und nicht ein junges und schönes adliges Fräulein zu hören vermeinte.

Die Arbeiten fanden ihren vollen Beifall; aber ich merkte aus der eingehenden Art ihrer Besichtigung, daß sie nicht blos ein sachliches Interesse leitete, sondern in erster Reihe ein persönliches. Sie wollte sich offenbar davon überzeugen, ob der zukünftige Herr Pastor auch ein recht bequemes und wohleingerichtetes Heim vorfände. Ihr Interesse erstreckte sich daher auch auf den Garten und dessen Obstbäume, Lauben, schattige Gänge u. s. w.

„Es ist Alles in bester Ordnung," sagte sie, sich zum Ausgange wendend; „die Leute haben ihre Sache gut gemacht, ich werde sie für meine Arbeiten engagiren."

Auch ich hatte Nichts auszusetzen, und wir traten daher unseren Rückweg nach dem Gutshofe an, um uns zum Frühstück zu begeben.

Unterwegs auf der Landstraße kam uns der schwarze Küster entgegen. Er machte eine tiefe Reverenz, blieb stehen und sagte mit unabsichtlich komischem Pathos:

„Das war 'ne Predigt, Herrschaften! So was hab' ich noch nich erlebt! Der is unser Mann! Der versteht's! Den müß' her wählen! Und sähn Se ok, Herr Rath," setzte er triumphirend hinzu und schüttelte einen ledernen Beutel voll kleiner Münzen in seiner Rechten — „und sähn Se,

Digitized by Google

seit 20 Jahren ha' ich ni so an vollen Beutel gehabt! 5 Mark und 80 Pfennig! Dos hat doch sei Wesen! Das flutscht! Das is unser Mann!" Jeden dieser Sätze begleitete er mit lebhaften Gesticulationen seiner beiden Arme, die wie Würste in die glänzenden, engen Rockärmel eingepreßt waren.

Ich hatte bemerkt, wie die Baroneß während dieser Lobeserhebungen lebhaft erröthete. Sie drängte vorwärts, und ich ließ den begeisterten Kirchendiener mit der Versicherung meinerseits stehen, daß auch mir die Predigt gut gefallen habe. Wir hörten ihn noch längere Zeit hinter uns laut mit sich selbst sprechen.

„Na, da werden wir ja über die Wahl kaum mehr im Zweifel sein," sagte ich zur Baroneß gewendet, worauf sie allerliebst kichernd mir erwiderte:

„Meine Stimme hat er nicht!"

„Nicht?" fragte ich erstaunt.

„Sie wird ja aber auch nicht ausschlaggebend sein," setzte sie rasch hinzu.

„Wie soll ich das verstehen?" dachte ich bei mir und trat mit der Baroneß in das Gutshaus ein.

III.

In dem Frühstückszimmer fanden wir außer dem Gutspächter noch unseren Oberförster, einen jungen, unverheiratheten Mann von 30 Jahren, der erst kürzlich aus dem königlichen in den städtischen Dienst übergetreten war; ferner einen älteren Geistlichen aus unserer Stadt, der stellvertretungsweise bis zur Neuwahl die seelsorgerischen Geschäfte in Lomnitz versah. Er war eigentlich unser städtischer Armenhaus-Prediger, ein alter Junggeselle von abnormer Häßlichkeit, mit großem kahlen Kopf auf winziger, dürftiger Figur. Ich hörte, daß die Bauerjungen in der sogenannten „Kinderlehre" mit ihm ihre argen Späße trieben.

Der Candidat war noch nicht da, und ich hatte infolge dessen Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß auch der Oberförster und der alte Armenhaus-Prediger die heutige Rede ganz ausgezeichnet gefunden hatten. Nur etwas zu streng, meinten sie, aber das könne nicht schaden, denn der Geist in der Gemeinde sei ziemlich verweltlicht und bedürfe einer strafferen Disciplin.

Baroneß Wally hatte sich an dem Gespräch nicht betheiligt, sondern stand während der Zeit am Fenster und blickte in den Park hinaus.

Da wurde an die Thür gepocht, und bald darauf trat der Candidat Winkler ein. Er machte eine stumme Verbeugung und ging dann rasch auf Wally zu, der er die dargereichte Hand küßte. Nachdem darauf der Gutspächter die Vorstellung der Anderen vermittelt hatte, wandte sich der Candidat wieder zu Wally und sagte mit einer Miene, die zugleich Freude und doch auch wieder Verdruß bedeuten konnte:

Digitized by Google

„Sie haben mir einen furchtbaren Schrecken eingejagt."

„Durch mein unerwartetes Erscheinen?"

„Ja!"

„Aber wie konnten Sie so erschrecken?"

„Weil —" der Candidat stockte und runzelte die Stirn, dann fragte er schnell: „Warum hatten Sie mir denn geschrieben, Sie würden nicht kommen?"

„Weil ich bis gestern sicher annehmen mußte, daß ich verhindert sein würde. Schließlich ist es mir doch noch möglich geworden, mich loszumachen, und so — habe auch ich Ihre Strafpredigt über mich ergehen lassen müssen."

„Strafpredigt?" fragte der Candidat halb vorwurfsvoll.

„Nun, das war sie sicher," erwiderte Wally, „aber wir werden ja noch Gelegenheit haben, darüber zu sprechen."

„Ich bitte zu Tische, meine Herrschaften!" forderte der Gutspächter auf, und wir nahmen unsere Plätze ein. Baroneß Wally saß zwischen dem Candidaten und mir.

Das Gespräch begann sofort sehr lebhaft zu werden. Es drehte sich natürlich um die Predigt des heutigen Sonntags und um die seelsorgerlichen Bedürfnisse der Gemeinde.

Der Candidat entpuppte sich immer mehr und mehr als ein streng orthodoxer, der äußersten Rechten angehöriger junger Mann, der am liebsten mit Feuer und Schwert die Sünde aus der Welt geschafft hätte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, seine kräftige Klinge zu schlagen und auch dem Wein wacker zuzusprechen.

Während die Andern fast ausnahmslos dem Candidaten zum Munde redeten, hielt Baroneß Wally ihm lebhaft Widerpart, indem sie betonte, daß sie von einem milderen Kirchenregimente sich viel bessere sittliche Früchte verspreche in der Gemeinde, als von einem so scharfen, wie es der Candidat in Aussicht stelle. Das Neue und Ungewöhnliche in der Rede des Candidaten hätte die Bauern allerdings heute aufgerüttelt; auf die Dauer werde ihnen aber das nicht imponiren, und sie würden es vorziehen, die Kirche zu versäumen, als Strafpredigten mitanzuhören.

„Ich für meine Person," so schloß sie und blickte dabei dem Candidaten frei und offen in's Angesicht, „kann Ihnen meine Stimme nicht geben."

Der Candidat verneigte sich lächelnd gegen sie und flüsterte ihr dabei einige Worte so leise zu, daß ich sie nicht verstehen konnte. Ich bemerkte aber, daß die Baroneß tief erröthete, was übrigens sehr leicht bei ihr zu geschehen pflegte.

„Was mir aufgefallen ist, Herr Candidat," sagte ich, „ist Ihre Stellung dem Teufelsglauben gegenüber. Soviel mir bekannt, ist in der neuen Theologie, insbesondere seit Schleiermacher, für den Teufel überhaupt kein Platz mehr in der evangelischen Glaubenslehre? Nach Ihren heutigen Ausführungen scheinen Sie durchaus anderer Meinung zu sein?"

Digitized by Google

„In der That," erwiderte der Candidat lebhaft, „ich stehe in dieser Beziehung auf dem Standpunkte Luthers und halte ihn für den einzig richtigen und berechtigten. Für mich ist der Glaube an einen persönlichen Teufel das nothwendige Correlat des Glaubens an einen persönlichen Gott."

Dieser Satz platzte wie eine Bombe in unsere kleine Gesellschaft hinein und rief einen wahren Sturm von Meinungsäußerungen der verschiedensten Art hervor.

Der Armenhausprediger, der sich bis dahin fast ausschließlich culinarischen Genüssen überlassen hatte, wollte den Satz des Candidaten in seiner Schroffheit keineswegs gelten lassen. Ihm war der Teufel nur das böse Princip in der Welt; während der Gutspächter als Sohn eines alten Landpastors den Candidaten womöglich noch überbot und zahlreiche Beispiele aus seinem Leben anführte, die den reellen Einfluß des Teufels auf unser tägliches Leben beweisen sollten.

Der Oberförster verhielt sich durchaus skeptisch, schien sich jedoch über die ganze Frage niemals Gedanken gemacht zu haben, obwohl sie ihn augenscheinlich lebhaft interessirte.

Baroneß Wally aber hatte eine strenge Miene angenommen und schaute stumm über den Tisch weg in ungewisse Ferne.

„Was sagen Sie denn dazu, mein gnädiges Fräulein?" fragte ich sie.

Es trat eine Pause ein, in der Niemand sprach. Alle schienen darauf gespannt, die Ansicht Wallys zu hören.

Sie schien unschlüssig, was sie sagen sollte, bewegte einige Male die Lippen und schwieg doch wieder. Endlich aber richtete sie ihren schlanken Oberkörper straff in die Höh' und sagte:

„Ich werde Ihnen mit den Versen eines alten orientalischen Dichters antworten:

„Um Höllenfurcht und Himmelshoffnung dreh'n
Sich Kirchen, Synagogen und Moscheen;
Doch wer gedrungen bis zum Quell des Lichts,
Macht sich aus Himmel und aus Hölle Nichts."

Darauf lehnte sie sich ruhig in ihren Sessel zurück und blickte den Candidaten von der Seite an, und ein fast unmerkliches Lächeln spielte um ihren schönen Mund.

Die Andern schwiegen bestürzt und sahen still vor sich hin, auf dem Antlitz des Candidaten aber bemerkte ich eine flammende Röthe, und auf seiner Stirn zeigte sich eine stark angeschwollene Ader. Er blickte scheu um sich, trommelte mit den Fingern der rechten Hand nervös auf dem Tische und stieß dann mit zitternder Stimme die Worte hervor:

„Sollte das ein Scherz sein, so finde ich ihn in hohem Grade unpassend; und ist es Ernst — dann bedauere ich Sie!" — —

„Sind diese Birnen in Ihrem Garten gezogen?" Mit diesen Worten wandte sich die Baroneß gleich darauf, das peinliche Schweigen unterbrechend,

Digitized by Google

das der Aeußerung des Candidaten gefolgt war, an den Gutspächter, ohne daß man ihr die geringste Erregung anmerkte. „Ich finde sie ausgezeichnet und würde Sie bitten, mir einen Ableger für meine Baumschule davon zu überlassen."

Der Gutspächter sprach seine Bereitwilligkeit aus, und bald darauf hob ich die Tafel mit dem Bemerken auf, daß ich noch eine dienstliche Angelegenheit mit dem Oberförster zu besprechen hätte. Ich knüpfte die Bitte daran, daß wir uns Alle in etwa einer Stunde zu einer Tasse Kaffee hier wieder zusammenfänden, was allseitig zugestanden wurde.

Meine Besprechung mit dem Oberförster war in kurzer Zeit erledigt, und ich schlenderte allein in den großen Gutspark, mir zu einem kurzen Nachmittagsschläfchen einen kühlen, schattigen Platz zu suchen. Derselbe war bald gefunden in einer von wildem Wein fast völlig zugewachsenen Laube.

Ich setzte mich auf eine Bank darin und verfiel sogleich in jenen angenehmen Halbschlaf, in dem Traum und Wirklichkeit sich wunderlich mit einander vermischen.

Plötzlich höre ich in einiger Entfernung Stimmen, und zwar eine laute, leidenschaftlich erregte Männerstimme, der eine feine Damenstimme antwortete.

Ich hob den Kopf und lauschte.

Die Stimmen kamen näher; endlich verstand ich Wort für Wort.

„Wenn ich Dich nicht so über alle Maßen liebte, mit einer, wie ich fürchte geradezu sündigen Liebe, hätte ich ja den Kampf schon längst aufgegeben. Aber ich kann, ich darf es noch nicht! Durch inbrünstiges Gebet muß und wird es mir gelingen, Deine Seele vor dem ewigen Verderben zu retten. Nur zu diesem Zwecke habe ich mich hierher gemeldet, um Dir nahe zu sein! Wally! Bin ich Dir denn so gar Nichts mehr, daß ich gar keinen Einfluß auf Dich habe?"

„Aber nimm doch Vernunft an," erwiderte die Damenstimme. „Soll ich Dir Etwas vorlügen, soll ich heucheln, um Dir zu gefallen? Was würde Dir damit geholfen sein? Ich habe mir Mühe gegeben, mich in Deine Anschauungen hineinzuleben, ich habe mir Mühe gegeben, zu glauben."

„Nein, das hast Du nicht," unterbrach die Männerstimme, „Du hast Dir eben nicht die rechte Mühe gegeben. Glaube mir, Wally, es hat Dir stets am guten Willen gefehlt. Folge mir! Werde mein! ganz mein! und laß Dich wieder unterrichten wie ein Kind! So Ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt Ihr das Reich Gottes nicht sehen, hat der Herr gesagt. Nur der Kinderglaube kann uns retten —"

„Aber ich komme Dir ja auf halbem Wege entgegen," rief sie nun wieder dazwischen, „ich will die Deine werden, wenn Du Deinen geistlichen Beruf aufgiebst und auf mein Gut ziehst, alles Andere überlaß der Zukunft."

„Nein, nein, nie! Das kann ich nimmermehr! Ich lebe und sterbe mit und für meinen hohen Beruf. Nur so kann ich Dich auch ganz retten.

Digitized by Google

Wally, Wally! Meine Liebe, meine unendlich heiße, glühende Liebe wird Dir helfen! Folge mir, sei mein Weib, halte es nicht für zu gering, die Frau eines Predigers zu werden. Ich weiß, daß ich hier nicht lange bleiben werde, mir ist anderswo die Stätte meiner Thätigkeit bereitet. O, laß mich meinen Seelsorgerberuf damit beginnen, daß ich Deine Seele, Deine schöne Seele rette vor Tod und Verdammniß — daß ich —" die Stimmen entfernten sich, ich konnte Nichts mehr verstehen.

Meine Müdigkeit war verschwunden. Ich blieb noch einige Minuten still sitzen, um mich nicht zu verrathen, dann erhob ich mich und trat auf den breiten Parkweg hinaus, der an der Laube vorüberführte. Behutsam ging ich vor und schaute die Allee hinunter. Da sah ich, wie am äußersten Ende des Weges der Candidat leidenschaftlich seinen Arm um Wallys Hals schlang, sie auf den Mund küßte und dann in einem Seitenwege mit ihr verschwand. —

Als wir uns zum Kaffee wieder zusammenfanden, war die schwüle Stimmung, die zu Ende des Frühstücks geherrscht hatte, vollständig verschwunden. Baroneß Wally war die Heiterkeit selbst und steckte mit ihrer Laune alle Anderen an, so daß selbst das trübselige Gesicht des Armenhaus-Predigers von ungewohntem Glanze strahlte.

Der Candidat aber wandte kein Auge von Wally und erzählte einige drollige Kindergeschichten von ihr, die sie in seliger Jugendzeit miteinander erlebt hatten.

* * *

Auf meinen Antrag wurde der Candidat zum Pastor in Lomnitz gewählt. Bald darauf erhielt ich folgende Anzeige: „Meine Verlobung mit Baroneß Wally von Bistram auf Schloß Eichenhof erlaube ich mir hierdurch ergebenst anzuzeigen. Willibald Winkler, Pastor in Lomnitz."

IV.

Seitdem mochte ungefähr ein halbes Jahr vergangen sein, als eines Tages der Oberförster in mein Amtszimmer kam, um mir über verschiedene dienstliche Angelegenheiten Bericht zu erstatten. Am Schlusse unserer Verhandlungen konnte ich nicht umhin, mich nach dem jungen Paare zu erkundigen, und wie der neue Pastor sich in der Gemeinde eingelebt habe.

„Sie wissen noch Nichts?" fragte der Oberförster erstaunt.

„Nein; wovon denn?"

„Nun, die Verlobung ist zurückgegangen."

„Was tausend! Seit wann denn?"

„Seit etwa vier Wochen."

„Und warum?"

Der Oberförster zuckte die Achseln.

Digitized by Google

„Das weiß Gott," sagte er, „die Beiden haben aber sicher nicht zusammen gepaßt. Daraus wäre im Leben keine glückliche Ehe geworden."

„Und wie steht es mit dem Pastor? Fühlt er sich wohl in der Gemeinde, und ist er beliebt?"

„Ich möchte Beides verneinen. Er versteht es gar nicht, mit den Bauern umzugehen. Uebrigens soll er ein epochemachendes theologisches Werk geschrieben haben, und seine Berufung nach Berlin soll nahe bevorstehen."

Und so geschah es. Pastor Winkler ging bald darauf als Universitätslehrer und Prediger nach Berlin, und an seiner Stelle wählten wir auf Wunsch des Lomnitzer Gemeindekirchenrathes einen gewissen Hahn, einen von den Candidaten, welche ich bereits hatte predigen hören.

Mir war das einerseits ganz lieb, da ich auf diese Weise der Mühe überhoben wurde, von Neuem Probepredigten mit anhören zu müssen; andererseits bedauerte ich aber doch, daß mir eine passende Gelegenheit entzogen wurde, die Baroneß wieder zu sehen, die mein Interesse — ich kann es nicht leugnen — lebhaft in Anspruch nahm. Und es widerstrebte mir, einen Vorwand, unter dem ich sie hätte aufsuchen können, zu erfinden.

So vergingen fast volle vier Jahre, ehe ich sie wiedersah.

Es sollte ein Terrain-Austausch zwischen den Rittergütern Eichenhof und Lomnitz vorgenommen werden, und ich wurde beauftragt, an Ort und Stelle die Vertragsbedingungen ꝛc. festzustellen.

An einem prachtvollen Junimorgen — bei Lerchensang und wolkenlosem Himmel fuhr ich hinaus.

Ich benutzte die Gelegenheit, dem neuen Pastor Hahn einen Besuch abzustatten und ihn zu fragen, wie er sich eingelebt habe. Ich fand einen stillen und zufriedenen Menschen in ihm, der mit seinem Weibchen und schon drei in Lomnitz geborenen Kindern bescheiden sein Leben führte und sich glücklich schätzte.

Von seinem Vorgänger sprach er mit hoher Achtung und nannte ihn ein großes Kirchenlicht, das dermaleinst gewiß den ersten Platz im Kirchenregimente einnehmen werde.

Als ich weiterfuhr, traf ich auch den Küster auf der Landstraße. Aber wie hatte sich der arme Teufel verändert! Seine Haare waren schneeweiß geworden und hingen ihm zottig um den Kopf herum. Das Gesicht war stark geröthet, und die Augen hatten einen stieren Ausdruck angenommen. Ich ließ halten und redete ihn an:

„Guten Tag! Wie geht's?"

„Vortrefflich, so lange der Herr Rath mit mir sprechen, aber sonst," sagte er, tief seinen schäbigen Hut ziehend, und zuckte die Achseln — „na Du lieber Gott, man muß halt das Leben ertragen."

Er roch stark nach Branntwein.

„Lebt Ihr denn friedlich in der Gemeinde?" fragte ich.

Digitized by Google

„O, ja — unser Herr Pastor is a gutter, lieber Mann — das reine Lamm, sag' ich Ihnen, Herr Rath, das reine Lamm. Man möcht' sprechen, er is fast zu gutt für diese Welt!"

„Ist denn sein Vorgänger schon vergessen?"

„Der Winkler?" fragte der Küster und zog die weißen Augenbrauen weit in die Höhe.

„Ja!"

„Das war doch nischt vor uns, Herr Rath. Der Mann — Gott verzeih' mir die Sünde, — war überhaupt nich für die armen Leute — das is a Pastor vor Fürschten und Grafen, drum is er auch nach Berlin gegangen." Er rang die Hände und fuhr fort: „Denken Se doch! die Baronin war ihm zu wenig! Die hat er schießen lassen! Eine solche Frau! Ich weiß nich, ob Se se kennen — ma kann sich nischt Scheeneres und nischt Besseres denken — und die war ihm zu wenig!"

„Na — deswegen —?" sagte ich kopfschüttelnd.

„Nischt Gewisses weeß man freilich nich," fiel er achselzuckend schnell ein, „man konnte halt nich aus 'n klug werden. Die Bauern haben sich vor ihm gefürcht', die Kirche blieb leer — und der Klingelbeutel noch leerer."

Er lachte aus vollem Halse über seinen Witz, und ich fuhr weiter.

Auf dem Gutshofe nahm ich unseren Pächter und den Oberförster in meinem Wagen mit, und wir fuhren durch unseren prächtigen Forst nach Eichenhof zu der auszutauschenden Parcelle. Es war ein Stück Wiese, welches sich in unsern Forst hineinschob, gegen ein Stück Wald auf Eichenhofer Territorium abzugeben. Die Stelle war recht anmuthig und jetzt im Schmucke des Juni von ganz besonderem Reiz.

Als wir ankamen, war Baroneß Wally schon da. Sie stand neben einem kleinen eleganten Wägelchen, das mit zwei Pony-Schecken bespannt war, und unterhielt sich mit dem Geometer, der schon vorausgegangen war, die Grenze abzustechen.

Sie trug ein einfaches Sommerkleid von lila Batist, bis an den Hals geschlossen, die Schultern bedeckte ein breiter, echter Spitzenkragen, das blonde Köpfchen wieder ein kleiner gelber Strohhut.

Es wollte mir scheinen, als ob ihre Gestalt noch etwas schlanker, zierlicher geworden wäre, die Farben des Gesichts hatten an Frische verloren, dagegen leuchteten die Augen noch in ihrem alten Glanze, und die ganze Gestalt athmete wieder berückende Anmuth und Lieblichkeit.

Unsere Begrüßung war sehr herzlich; von meiner Seite sicher aufrichtig — aber auch ihre Freundlichkeit schien echt zu sein. Sie reichte mir ihre kleine warme Hand, die sich in der meinigen fast verlor, und sagte:

„Vier Jahre haben wir uns nicht gesehen! Fast könnte ich bedauern, daß in Lomnitz immer Alles so glatt geht, daß der Herr Decernent nicht nöthig hat, sich herauszubemühen."

Digitized by Google

„Und ich wiederum muß die Friedfertigkeit unserer holden Nachbarin bedauern, die unsere Anwesenheit so garnicht erforderlich macht. Ich freue mich aufrichtig, Sie wiederzusehen, und ich hoffe, Sie gönnen mir nach gethaner Arbeit noch ein privates Plauderstündchen."

„Das versteht sich," sagte sie, „ich sehe in meiner ländlichen Abgeschiedenheit so wenig Stadtleute, daß ich die Gelegenheit wahrnehmen muß, wenn sich einmal ein Großstädter hierher verirrt."

Wir gingen sogleich in medias res, und da Alles auf's Beste vorbereitet war, so nahm uns das Geschäft, einschließlich aller kleinen Nebenbedingungen und Verclausulirungen, kaum eine halbe Stunde in Anspruch.

Meine Bewunderung vor Baronneß Wally, ihrer Klarheit, Verständigkeit, Kürze und Präcision im Ausdruck, ihrer geschäftlichen Sicherheit und juristischen Gewandtheit wuchs von Minute zu Minute. Ich lasse mir den blauen Dunst von der Inferiorität des weiblichen Geistes nicht mehr vormachen, seitdem ich die Baroneß Wally kennen gelernt habe. Sie wog mir an Verstandesschärfe ein halbes Dutzend meiner lieben Collegen vom jus auf, die so häufig Weitschweifigkeit mit Gründlichkeit verwechseln. Ich konnte nicht umhin, einige Worte der Anerkennung gegen sie zu äußern.

„Das ist kaum mein Verdienst," erwiderte sie einfach, „ich verdanke diese Eigenschaften, die Sie, glaube ich, viel zu hoch anschlagen, meinem trefflichen Vater, der mich von frühester Jugend an gelehrt hat, die Dinge zu sehen, wie sie sind, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden und alle Prahlerei zu hassen."

Nach diesen Worten wandte sie sich ihrem Wagen zu, der in einiger Entfernung von uns stand, und winkte ihrem Diener, worauf dieser, ohne weitere Befehle abzuwarten, unter den Sitz des Wagens griff und einen großen Korb, aus dem einige Hälse von Weinflaschen angenehm hervorlugten, herausnahm und zu uns brachte.

„Folgen Sie mir, meine Herren," sagte sie, dem Diener die Richtung anweisend, welche er einschlagen sollte, „ich habe hier in der Nähe im Walde ein Fleckchen ausfindig gemacht, das wie geschaffen ist zu einem kleinen Frühstücksgelage. Es liegt auf meinem Grund und Boden, und es ist darum nur billig, daß ich die Wirthin mache."

Damit schritt sie voran, dem Diener folgend, und winkte uns nachzukommen.

Ich nahm den Oberförster beim Arm und ging absichtlich etwas langsamer, um ihm was in's Ohr zu flüstern.

„Ist sie nicht entzückend?" fragte ich ihn.

Der Oberförster nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Und Sie junger Mann von 34 Jahren oder noch weniger können in der Nähe solcher Schönheit und Anmuth so gelassen leben? Ich alter Ehemann bin ja Feuer und Flammen beim Anblick dieses Wesens!"

„Ich bin verlobt und sehr glücklich," versetzte der Oberförster.

Digitized by Google

„Ah, das ist etwas Anderes," sagte ich, „das erklärt und entschuldigt Alles."

„Uebrigens", fuhr der Oberförster fort, „scheint sie jeden Gedanken an Verheirathung aufgegeben zu haben, seitdem —"

Er konnte den Satz nicht beenden, denn Wally blieb stehen, drehte sich nach uns um und sagte:

„Hier sind wir. Wie gefällt Ihnen der Platz?"

Er war in der That sehr einladend und lauschig: eine fast kreisrunde, von prächtigen alten Buchen eingesäumte kleine Lichtung.

„Das scheint ein Opferplatz unserer heidnischen Vorfahren gewesen zu sein; vielleicht auch eine Richtstätte der heimlichen Vehme —" bemerkte ich.

„Oder," sagte Wally lachend, „eine von meinen Vorfahren aus Geldmangel abgeholzte Stelle, die man wieder anzupflanzen vernachlässigt hat. Denn die herrlichen Bäume hier ringsherum lassen vermuthen, daß hier auch welche gestanden haben, die ein schönes Stück Geld abgeworfen haben mögen."

„Das scheint mir auch so," bestätigte der Oberförster, indem er dem Diener behilflich war, eine Decke auf dem Rasen auszubreiten und die Speisen und Getränke aufzustellen.

„Wie dem auch sei," fuhr Wally in guter Laune fort, „es soll uns nicht abhalten, in Dankbarkeit derer zu gedenken und ihnen ein Glas zu weihen, die, ohne es zu ahnen, uns heute zu einem so schönen Frühstücksplätzchen verhalfen."

Der Diener hatte soeben eine Flasche entkorkt, und Wally füllte die bereitgestellten Gläser.

„Zunächst aber auf gute Nachbarschaft!" sagte sie, ihr Glas erhebend, und stieß mit uns an. „Kommen Sie nur näher, Herr Walther," rief sie dem Geometer zu, der in einiger Entfernung stehen geblieben war. „Sie haben uns sehr gute Dienste geleistet und sich Ihr Frühstück redlich verdient."

Der bescheidene Mann trat näher und lagerte sich mit uns im Kreise.

Wir hatten Alle guten Appetit, aber der „Freßkober", wie die Landleute sagen, war so reichlich ausgestattet, daß selbst der Diener und unsere Kutscher mit den Ueberresten nicht fertig werden konnten.

Wir plauderten heiter und zwanglos über allerhand wirthschaftliche Dinge, namentlich über Pflege und Schutz des Waldes, und ich vermied es, irgend ein tiefer gehendes Thema anzuschlagen, das in unserer bunt zusammengesetzten Gesellschaft kaum die richtige Nahrung gefunden, mir aber vielleicht die Gelegenheit zerstört hätte, später, wenn ich mit der Baroneß allein sein würde, darauf zurückzukommen.

Wally schien ebenso zu empfinden, denn sie wandte den wirthschaftlichen Gegenständen absichtlich immer auf's Neue ihr Interesse zu, sobald einmal eine Pause in unserem Gespräch einzutreten drohte.

So mochten wir ungefähr wieder ein Stündchen verbracht haben, als plötzlich die dumpfen Schläge von Pferdehufen auf dem weichen Wald-

Digitized by Google

boden vernehmlich zu unsern Ohren drangen. Bald hörten wir auch das Wiehern eines Rosses, dem eines unsrer Pferde antwortete, und auf dem schmalen Waldpfade, der zur Lichtung führte, zeigte sich ein stattlicher Reiter, der aber stutzte und offenbar nicht wußte, ob er näher kommen oder wieder umkehren sollte, sobald er unser Lager erblickte.

Der Oberförster aber grüßte hinüber, der Reiter dankte, den Hut lüftend, und kam näher. Das Pferd wieherte von Neuem und bäumte sich derartig, daß der Reiter Mühe hatte, sich im Sattel zu erhalten. Ein Hieb mit der Reitpeitsche brachte das Thier für einige Augenblicke zur Ruhe. Bald jedoch fing es wieder an zu stampfen und auszuschlagen und wieherte laut in den Wald hinein.

„Guten Morgen, meine gnädigste Baroneß," rief der Reiter mit erhobener Stimme.

„Guten Morgen, Herr von Berndt," erwiderte Wally und erhob sich. „Ist Ihnen ein Gläschen gefällig? Das Frühstück haben wir leider schon verzehrt."

„Danke tausendmal! Sie sehen, Bob erlaubt mir nicht, Ihnen die Hand zu küssen, er hat drei Tage gestanden und ist heute kaum zu bändigen. Ich war in Eichenhof und hörte, daß Sie im Walde seien. Wichtige Geschäfte?"

„Sie sind so gut wie beendet? — Was führte Sie zu mir?"

„Wollte mich nur nach Ihrem Befinden erkundigen; sehe ja zu meiner Freude, daß es vortrefflich. Ich werde mir erlauben, morgen oder übermorgen noch einmal vorzusprechen. Ruhig, Bob, ruhig! Ich habe die Ehre, meine gnädigste Baroneß!"

Er lüftete wieder den Hut, wandte mit einem kräftigen Ruck das Pferd herum und jagte in gestrecktem Galopp davon.

Wir hatten uns Alle erhoben und schauten ihm nach.

„Wer war das?" fragte ich.

„Herr von Berndt, der Besitzer von Ellgut, Dragoner-Rittmeister a. D.," sagte der Oberförster.

„Der schöne Rittmeister, wie ihn die Leute nennen," fügte der Gutspächter hinzu.

„Den Namen verdient er," sagte ich mit einem Blick auf Wally. Diese aber war sehr ernst geworden und sagte zu mir:

„Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir jetzt nach Eichenhof, um den Vertrag schriftlich aufzusetzen, damit Alles in Ordnung kommt. Mir liegt daran, die gerichtliche Auflassung recht bald herbeizuführen."

Ich war natürlich damit einverstanden.

„Sollten wir da etwa die unwillkürlichen Störer eines Rendezvous oder doch wenigstens einer erwünschten Begegnung gewesen sein?" dachte ich bei mir, da mir der plötzliche Ernst der Baroneße auffiel. Denn daß auch der „schöne Rittmeister" die Begleitung der Baroneß nicht gerade mit

Digitized by Google

freundlichen Augen angesehen hatte, glaubte ich jetzt bestimmt bemerkt zu haben.

Die Baroneß lud mich ein, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, und da ich von nun an nur mit ihr allein zu verhandeln hatte, so nahm ich ihr Anerbieten an, während der Gutspächter, der Oberförster und der Geometer in meinem Wagen zurückfuhren, um mir dann das Fuhrwerk nach Eichenhof nachzusenden.

V.

Unser Weg ging zuerst durch anmuthiges Wald- und Wiesengelände, darauf folgten, soweit das Auge sehen konnte, üppige Getreidefelder, die im prachtvollen Sonnenscheine kaum merklich wogten und der Ernte entgegenreiften.

Am Wegerain entlang zogen sich weite Strecken blühenden wilden Mohnes in purpurner Herrlichkeit, von der die hie und da eingestreuten blauen Kornblumen bescheiden lieblich abstachen. Die Sonnenwärme war nicht lästig, obwohl es schon gegen 2 Uhr Nachmittags sein mußte, die Luft voller würziger Wohlgerüche, der Himmel voller Lerchengesang, — wer verstummte da nicht gern in stillem Naturgenuß?

So saßen wir lange Zeit schweigend nebeneinander. Erst als in der Ferne ein Dorf sichtbar wurde, überragt von einem stattlichen Herrenhause mit rothem Kupferdach, unterbrach Wally das Schweigen und sagte:

„Das ist Eichenhof!"

Anstatt Etwas zu erwidern, betrachtete ich das Antlitz der Baroneß, das zu meiner Freude wieder in der gewohnten Heiterkeit strahlte.

Sie merkte meinen Blick, erröthete ein wenig und sagte: „Ich freue mich übrigens, daß Sie so gut schweigen können."

„Und ich dachte mir, daß auch Sie jedes gesprochene Wort als eine Profanation ansehen würden, da die Natur so mächtig und freundlich zugleich zu uns spracht," erwiderte ich.

„Sie haben es getroffen," sagte sie, „ich wüßte kaum, daß mich die großartigste Gebirgslandschaft oder selbst das Meer mit so befriedigendem Entzücken, fast möchte ich sagen mit Andacht, erfüllen, wie eine so im Sonnenglanze daliegende, reich gesegnete Feldflur. Vielleicht deshalb, weil so viel menschliche Arbeit und menschliche Hoffnung damit verknüpft sind. — Ich fahre deshalb an solchen Tagen wie heute am liebsten allein in's Feld, kutschire sogar selbst. Bei Ihnen konnte ich aber annehmen, daß Sie ebenso oder ähnlich empfinden; wissen Sie, warum?" Dabei sah sie mich mit einem herzerwärmenden Lächeln von der Seite an.

„Nein," erwiderte ich verwirrt, „aber es würde mir lieb sein, den Grund zu erfahren."

„Weil Sie mich so ungemein an meinen Vater erinnern," sagte sie rasch. „Schon bei unserer ersten Begegnung fiel mir sogar eine körperliche

Digitized by Google

Aehnlichkeit auf, und Ihre nähere Bekanntschaft hat meinen ersten Eindruck ganz bestätigt."

Ich seufzte unwillkürlich und dachte an meinen stark ergrauenden Bart, aber das aufwallende Schmerzgefühl ging rasch vorüber und machte einer ungetrübten Freude Platz. Eine solche Tochter konnte ich mir schon gefallen lassen.

„Ich schätze mich glücklich, Ihr Vertrauen erworben zu haben," sagte ich, „und ich werde mir Mühe geben, es zu verdienen und zu erhalten."

Wir waren an die ersten Häuser des Dorfes gekommen, und Wally ließ den Wagen vor einer Schmiede halten, in welcher ein alter, grauköpfiger Meister mit zwei Burschen lustig auf dem Amboß herumhämmerten. Sobald der Alte uns gesehen hatte, legte er den Hammer nieder, hieß die Burschen auch in der Arbeit innehalten und eilte, sein Käppchen in der Hand, an den Wagen.

„Wohl gespeis'sam, gnädiges Fräulein," sagte er, „womit kann ich dienen?"

„Meister Hannig," erwiderte sie, „ich habe heute früh, als ich durch Seifersdorf fuhr, an den herrschaftlichen Pferden einen ganz neuen Hufbeschlag gesehen, der mir sehr gefällt. Der Inspector sagte mir, er hätte sich vorzüglich bewährt, er schone die Hufe und sei viel dauerhafter als unser. — Wilhelm! geben Sie mal dem Meister das Modell, das ich mitgebracht habe," wandte sie sich an den auf dem Bock sitzenden Diener. Dieser griff unter den Sitz und nahm das hölzerne Modell eines Hufeisens hervor, das er dem Schmied überreichte.

Der Schmied nahm es in die Hand, drehte es nach allen Seiten hin um, besah es wieder und wieder, lachte, schüttelte den Kopf, kratzte sich hinter den Ohren, schüttelte wieder den Kopf und sagte endlich:

„Nu, das heeßt — das Ding is nich unrecht, wahrhaftig ne, das Ding is nich unrecht! Da is ma' nu so a aller Knaster gewurden — und nu soll man uf seine alten Tage noch a mal unlernen! Aber ich mach's, gnädiges Fräulein, ich mach's, nu das versteht sich! Und wenn's dem gnädigen Fräulein gefällt, da wird's ja wohl ooch gutte sein!"

„Na schön, Meister Hannig, da macht mal zunächst mit den beiden Braunen einen Versuch."

„Mit den Braunen; gutt, gutt — ne, ne, 's is doch werklich —" und er besah sich das Modell von Neuem, lachte und schüttelte den Kopf.

„Adieu, Meister Hannig; und schickt mir mal gegen Abend Eure Liesel in's Schloß, ich hab' ihr was zu geben."

„Scheen, scheen, ich dank' ooch, gnädiges Fräulein, 's werd Alles besorgt werden!" rief er ihr noch nach, als sich der Wagen schon in Bewegung gesetzt hatte.

„Es ist nicht leicht," nahm Wally das Wort, „die Leute auf dem Lande von einer guten Neuerung zu überzeugen, sie kleben zu sehr am

Digitized by Google

Hergebrachten. Dazu gehört dieser gute Alte hier noch zu den Vernünftigsten; aber ich versichere Sie, innerlich lacht er über das neue Hufeisen, und es ist eigentlich nur Courtoisie gegen mich, daß er so bereitwillig das Gute an ihm anerkannte."

„Sie charakterisiren damit den schlesischen oder vielleicht auch den deutschen Bauern überhaupt ganz vortrefflich," erwiderte ich, „ich wünschte nur, es würde überall in so verständiger und liebevoller Weise zu reformiren gesucht wie hier in Eichenhof. Alle Achtung vor dieser Gutsherrschaft!" — ich verneigte mich gegen Wally — „das sieht ja Alles so sauber und gesund aus, so zufrieden und glücklich, daß man hier dauernd seine Zelte aufschlagen möchte."

Das Dorf machte in der That einen ungewöhnlich wohlhabenden und schmucken Eindruck.

Wir kamen an die Schule, ein weißgetünchtes neues Haus mit breiten Fenstern und von solidem Material. Der Nachmittagsunterricht hatte noch nicht begonnen, die Fenster standen offen, und es schallte uns das bekannte vielstimmige Concert einer munteren Kinderschaar entgegen, die ihres Lehrers harrt.

„Wollen wir einen Augenblick hinein?" fragte Wally, „ich habe die Schule gebaut und unterhalte sie, ich bin ein klein wenig stolz darauf."

„Mit Vergnügen," sagte ich.

Wir stiegen ab und traten in die Schule ein, zugleich mit dem jungen Lehrer, den mir Wally vorstellte.

„Welchen Gegenstand unterrichten Sie jetzt?" fragte Wally den Lehrer. „Deutsch," war die Antwort.

Das Klassenzimmer war sehr gerämmig; auf der rechten Seite saßen die Mädchen, auf der linken, durch einen breiten Gang getrennt, die Knaben.

Bei unserem Eintritt verstummten Alle sofort, erhoben sich zum Gruße von ihren Plätzen und richteten mit gespannter Aufmerksamkeit die Augen auf uns. Der Lehrer gab ihnen ein Zeichen, wieder Platz zu nehmen.

Der Unterricht begann, und ich muß sagen, ich habe selten oder nie in einer Dorfschule so vernünftige Fragen und so prompte verständige Antworten gehört.

„Was gehört zu einem Gedicht?" das war ungefähr das Thema, das hier in klarster und einfachster Weise, der Fassungskraft der kleinen Leute angepaßt, verhandelt wurde. Endlich sollte auch declamirt werden.

Ein strammer Bursche trat vor, verbeugte sich und begann das Gedicht von Matthias Claudius: „War einst ein Riese Goliath." Der Junge hatte eine wahre Stentorstimme und sprach ziemlich dialektfrei und mit Humor. Bei der Stelle: „Da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war," brach die ganze Klasse in ein schallendes Gelächter aus, in das wir herzlich mit einstimmten. Ein Wink des Lehrers — und Alles war wieder ruhig.

Digitized by Google

Nach Beendigung des Gedichtes fragte Wally, ob ich wünschte, daß in einem anderen Gegenstande examinirt würde. Ich bat um Naturlehre.

Noch ehe der Lehrer zu fragen begann, ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Ich mußte nämlich niesen. Da erhob sich die ganze Klasse wie ein Mann und rief mit lauter Stimme: „Zur Gesundheit, Herr Schulinspector!"

Wally flüsterte mir leise zu: „Hätten Sie Religion examiniren lassen, so wären Sie wahrscheinlich zum Superintendenten avancirt."

In der Naturlehre ging es vortrefflich. Die Bestandtheile des Wassers, der Luft wurden hergezählt, die chemischen und physikalischen Vorgänge, die unser tägliches Leben erfüllen und bedingen, mit entschiedenem Verständniß vorgetragen und erläutert, kurz, ich konnte nicht umhin, dem Lehrer und vor Allem wieder der Patronin der Schule meine aufrichtige Anerkennung auszusprechen. Wally freute sich über meine Zufriedenheit, ja über mein Erstaunen, daß in einer Dorfschule so treffliche Leistungen erzielt werden könnten. —

Wir fuhren nach dem Schloß, einem alten, einfachen Bau von vornehmer Gliederung und sehr geräumigen Dimensionen.

Als wir vor der großen Freitreppe hielten, erwartete uns ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, kräftiger Statur und freundlichem, guten Gesichte, den mir Wally als ihren treuen Verwalter und Stellvertreter vorstellte. Sie erkundigte sich theilnahmsvoll nach seiner Frau, die am Morgen nicht ganz wohl gewesen war, und vernahm, daß sie wieder vollkommen gesund sei.

„Wir sehen uns also bei Tische," sagte sie zu ihm; „wollen Sie so gut sein, zu veranlassen, daß noch ein Gedeck aufgelegt wird."

Darauf begaben wir uns sofort in ihr Arbeitszimmer, im Erdgeschoß nach dem Park zu gelegen, der sich hinter dem Schlosse ausdehnte.

Da sie mich einige Zeit allein ließ, hatte ich Gelegenheit, mir den Raum genauer zu betrachten; ist doch das Arbeitszimmer eines Menschen besonders charakteristisch für ihn und macht gleichsam einen Theil seiner Persönlichkeit aus.

Die zahlreichen Bücher an den Wänden, die in soliden Einbänden in hohen, offenen, geschmackvoll geschnitzten, eichenen Regalen standen — nicht in verschlossenen Schränken mit Glasthüren, wie man das bei Leuten findet, die selten lesen, — der breite Tisch in der Mitte mit zahlreichen Actenstücken, Zeitungen, Briefen 2c. bedeckt; die gänzliche Abwesenheit von unnützen Schaustücken und Schmucksachen — es hingen nur zwei Portraits in Oel, Vater und Mutter vorstellend, an der Wand — die Einfachheit der Ausstattung, die sich in den Möbeln auf Stühle und eine Wanduhr beschränkte und nicht einmal ein Sopha, ja selbst keinen Spiegel aufwies; alles das hätte Niemand auf die Vermuthung geführt, daß er sich hier in dem Arbeitszimmer einer Dame befinde.

Digitized by Google

Und doch fühlte man sich in diesem Raume sofort behaglich, ja heimisch. Man empfand, daß der Bewohner dieses Zimmers kein leerer, hohler Mensch sein könne, der an oberflächlichem Zeitvertreib sein Behagen findet, sondern ein ehrlicher Arbeiter, dem das Leben eine ernste Beschäftigung voll heiliger Pflichten bedeutet.

Ich musterte die Bibliothek und fand da, außer unseren und den ausländischen Classikern, das Beste unserer Litteratur bis auf die allerneueste Zeit herab — auch Gerhart Hauptmann, unser schlesischer Landsmann, war vertreten — ferner historische Werke in großer Anzahl, Ranke, Mommsen, Sybel, Treitschke u. s. w., die Schriften von David Strauß, Häckel, selbst Darwin, dazu eine Reihe juristischer Bücher für den praktischen Gebrauch, endlich Nationalökonomisches, Landwirthschaftliches und dergleichen mehr.

Und man sah, daß diese Bücher hier nicht blos zur Schau standen, sondern daß sie fleißig benutzt wurden — ich sehe das einer Bibliothek auf den ersten Blick an — und daß für Ergänzung und Zuwachs gesorgt wurde, bewiesen die auf einem Ecktisch liegenden, frisch eingebundenen oder noch nicht gebundenen, aber aufgeschnittenen Exemplare von Werken der jüngsten Vergangenheit.

Ich will nur kurz erwähnen, daß wir nach Erledigung des Geschäftlichen und nachdem mir Wally Haus, Park, Garten und Hof sammt den Ställen, Scheunen, Vorrathshäusern, Arbeiterwohnungen, landwirthschaftlichen Maschinen u. s. w. gezeigt hatte, wobei ich überall ihre Sicherheit und freundliche Ruhe im Verkehr mit den Untergebenen bewunderte, ein sehr gutes Mittagsmahl verzehrten, an welchem der alte Verwalter und seine Frau, wie immer, theilnahmen.

Das Verhältniß zwischen Wally und diesen alten Leuten, die länger als dreißig Jahre hindurch schon dem Vater gedient hatten, war ein sehr herzliches und ungezwungenes, obwohl die Grenze zwischen Herrschaft und Untergebenen niemals verwischt wurde.

Von intimeren Gesprächen konnte bis dahin nicht die Rede sein; erst als die alten Leute sich verabschiedet hatten, forderte Wally mich auf, ihr in ein Zimmer des ersten Stockwerkes, mit großem Balkon auf den Park hinaus, zu folgen, wohin sie sich zurückzuziehen pflegte, wenn, wie sie sagte, „die stillen Gedanken über sie kommen".

VI.

Das Zimmer und vor Allem der Balkon, auf welchem ein runder Tisch und zwei bequeme Sessel standen, waren in der That zum Träumen und Nachdenken wie geschaffen. Man hörte Nichts vom Geräusch des Gutshofes, nur das leise Flüstern der hohen, alten, im duftigen Blüthenschmuck stehenden Linden und von Zeit zu Zeit der Gesang der Nachtigallen vertieften den Frieden und die andachtsvolle Ruhe, die über dem Lande lag.

Digitized by Google

„Heute erreichen Sie den Abendzug doch nicht mehr," sagte Wally, als wir auf dem Balkon Platz nahmen, „also bleiben Sie mein Gast, Ihr Zimmer ist in Ordnung, und jetzt wollen wir gemüthlich plaudern."

Dann befahl sie dem Diener, für mich eine frische Flasche Wein zu bringen — sie selbst trank Nichts — wir lehnten uns in unsere Sessel zurück und — schwiegen. Ja, wir schwiegen eine lange Zeit. Die Sonne war schon hinter den Bäumen verschwunden; aber es war noch hell und die Luft warm und still.

Ich wußte nicht recht, wie ich beginnen sollte, um ihr zu sagen, wie sehr mich ihr Schicksal interessirte und wie gern ich Etwas von ihrer Liebesgeschichte und deren Ende erfahren hätte. Aber sie selbst kam mir zu Hilfe, denn plötzlich begann sie, ohne ihre Stellung zu verändern oder sich zu rühren, in ruhigem Tone:

„Sie werden wissen wollen, wie das Alles so gekommen ist?"

„Ja," erwiderte ich lebhaft, „und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß es nicht gemeine Neugier ist, die mich beseelt, sondern aufrichtiges Mitgefühl."

„Ich weiß es," erwiderte sie, „und gerade deshalb fühle ich das Bedürfniß, mich Ihnen mitzutheilen und Ihnen Dinge zu offenbaren, die sonst Niemand erfahren hat. Ich möchte diese Mittheilungen gewissermaßen als eine Rechtfertigung vor mir selbst ansehen."

Sie holte tief Athem und fuhr fort:

„Wie ich Ihnen, glaube ich, schon einmal gesagt habe, kannten wir uns von frühester Jugend an. Sein Vater war hier Lehrer, hatte aber eine weit über seinen Stand hinausragende Bildung, die er sich durch eifriges Selbststudiren zu verschaffen gewußt. Da mein Vater sich für den Mann interessirte, sich gern mit ihm unterhielt und seinen Umgang schließlich garnicht mehr entbehren konnte, so wußte er ihn hier zu halten, obwohl es dem alten Winkler ein Leichtes gewesen wäre, in jeder Stadt eine seinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessene Stellung zu erlangen. Es bildete sich schließlich zwischen meinem Vater und ihm ein wirkliches Freundschaftsverhältniß aus, das meinem Vater um so werthvoller war, als seine Ehe nicht glücklich genannt werden konnte. Ich komme darauf noch später zurück.

Als ich heranwuchs und Unterricht erhalten sollte, wurde für mich eine Gouvernante angenommen, mit der aber meine Eltern so schlechte Erfahrungen machten, daß sie sie wieder entließen und fortan auf jeden weiteren Unterricht durch eine Lehrerin verzichteten. Mein Vater vermochte den alten Winkler, seine Stellung als Gemeindeschullehrer niederzulegen und sich ganz dem Unterricht und der Erziehung seines Sohnes und meiner Person, sowie seinen Privatstudien zu widmen. Es fand sich Gelegenheit, ein kleines Bauerngut billig zu ersteben, das unserm Lehrer zur selbständigen Bewirthschaftung und zum alleinigen Genuß überlassen wurde, und so lebte er, ein Wittwer, in den angenehmsten Verhältnissen, stolz auf

Digitized by Google

die Freundschaft meines Vaters, mit dem er fast gleichzeitig vom Tode hinweggerafft wurde.

Meine Schulzeit wird mir ewig unvergeßlich sein. Die Stunden, die ich in dem kleinen Häuschen am Ende des Dorfs, in der niedrigen, aber großen und gemüthlichen Schulstube verbrachte, waren voll reinen, ungetrübten Glückes.

Meine Mutter wollte es nicht zugeben, daß die Schulstunden im Schlosse abgehalten wurden; sie meinte, sie hätte kein passendes Zimmer; sie fürchtete sich aber wohl nur vor den Tintenflecken, denn sie war sehr genau; und mein Vater gab sich darein, weil er glaubte, daß wir in der einfachen Schulstube des Lehrers weniger von fremden Dingen abgezogen würden. Ich glaube, darin hatte er Recht.

Zwischen Willibald, dem wenige Jahre Aeltern, und mir entwickelte sich ein Freundschaftsverhältniß wie zwischen Geschwistern, ohne Sentimentalität, ohne vorzeitiges Liebesgetändel, wie man das zuweilen unter Kindern schon antrifft, durchaus gesund und fern von jeder Ziererei und Unnatur. Wir spornten uns gegenseitig zum Lernen an, Einer suchte es dem Andern womöglich zuvorzuthun, aber nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Freude am Vorwärtskommen, und in den Mußestunden trieben wir uns in Wald und Feld umher oder tummelten uns auf unseren kleinen Reitpferden.

Obwohl mein Vater und mein Lehrer in religiöser Beziehung, wie ich später sah, auf allerfreiestem Standpunkte standen, hielten sie es doch nicht für angebracht, uns den staatlich vorgeschriebenen Religionsunterricht vorzuenthalten. Sie unterschätzten den erziehlichen Charakter eines solchen confessionellen Unterrichts keineswegs und überließen es dem reiferen Verstande und der geschulten Vernunft der Zukunft, wieviel wir von den in der Jugend empfangenen Lehren beibehalten oder verwerfen wollten.

So wanderten Willibald und ich auch gemeinschaftlich zum Confirmanden-Unterricht nach Lomnitz, wo wir in derselben Kirche eingesegnet wurden, in der später mein Schulkamerad, wenn auch nur kurze Zeit, predigen sollte.

Schon damals konnte ich bemerken, wie Willibald zuweilen von einer religiösen Begeisterung ergriffen wurde, die mir völlig fremd war. Mit glühendem Gesicht und leuchtenden Augen horchte er auf die Erzählungen des alten Pastors, ganz besonders in der Geschichte der Reformation und bei den innerlichen Kämpfen Luthers, und oft, wenn wir nach solchen Stunden den Heimgang antraten, hielt er mir förmliche Predigten voll Eifer und Beredsamkeit und tadelte mich auf's Heftigste, als ich einmal gewagt hatte, ihn lachend zu unterbrechen.

So kam die Zeit heran, daß Willibald das Gymnasium beziehen mußte, und wir zum ersten Mal auf längere Zeit uns trennen sollten. Was das für uns zu bedeuten hatte, wurde uns erst klar, als der Tag der Abreise angebrochen war.

Digitized by Google

Der Wagen, der mir Willibald entführen sollte, war bereits bestellt; ich wollte nicht dabei sein, wenn er davonfuhr, und hatte mich hier in den Park geflüchtet. Mein Herz schlug gewaltig, und ich ließ den Thränen freien Lauf, die zum ersten Male in meinem Leben und nie wieder mit der gleichen Heftigkeit voll schmerzlicher Gefühle hervorbrachen. In mich zusammengesunken, saß ich auf einer versteckten Bank unter dem ersten Frühjahrsgrün — es war einige Tage nach Ostern und ein prachtvoller Tag — da stand er plötzlich vor mir und ergriff meine beiden Hände, mit denen ich mein Gesicht bedeckt hatte.

‚Wally!' rief er bewegt, und ich wehrte ihm nicht, als er mich umhalste und mir einen feurigen Kuß auf meinen Mund drückte, ‚Wally, lebe wohl! und höre, was ich Dir in dieser wichtigen Stunde zu sagen habe: wenn ich ein Mann bin, freie ich um Dich! Beschütze Gott Dich und mich!' Damit riß er sich los und ging eiligen Fußes, ohne sich noch einmal umzusehen, davon." — —

Wally machte in ihrer Erzählung eine Pause. Eine Nachtigall hatte sich auf einen Baum ganz in unserer Nähe niedergelassen und sang so meisterlich ihr Lied, daß wir unwillkürlich verstummten und zuhörten, bis sie geendet hatte.

„Seit acht Tagen," sagte Wally, „kommt diese Nachtigall täglich zur selben Zeit auf diesen Baum geflogen, singt etwa zehn Minuten hier und fliegt dann nach jenem Busch hinüber, wo sie ihr Lied fortsetzt. Es ist, als ob sie mir hier ihren Abendgruß ganz besonders bringen wollte. Sehen Sie das Thierchen? Dort! Jetzt erhebt es sich und fliegt davon."

Und wirklich flog das Vögelchen in der Richtung, die Wally vorher angedeutet hatte, davon, ließ sich in dem bezeichneten Busche nieder und begann dort sein Lied von Neuem.

„In der Einsamkeit lernt man beobachten," sagte Wally, „ich könnte Ihnen genau herzählen, wie viel Nachtigallen ich im Parke habe und wo jede nistet. — Aber davon ein andermal. Ich will lieber jetzt in meiner Geschichte fortfahren.

Es folgten traurige Tage für mich auf die Abreise meines Schulkameraden. Ich war meistens auf mich selbst angewiesen und fand wenig Trost in der gewohnten Arbeit. Wie gern hätte ich mich meiner Mutter mehr angeschlossen und ihr meine Schmerzen geklagt; aber gerade jetzt zeigte es sich, wie fremd wir uns innerlich geblieben waren. Meine Mutter war nicht glücklich. Die stille und ernste Art meines Vaters, seine strenge Pflichterfüllung und seine Vorliebe für Philosophie und Naturwissenschaften, denen er in seinen Mußestunden eifrig oblag, stimmten durchaus nicht zu ihrem von Natur lebenslustigen, ja leichtlebigen Temperamente, das leider durch Kränklichkeit sehr häufig herabgestimmt wurde. Hatte sie meinen Vater durch lange Bitten überredet, mit ihr für einige Tage oder auf längere Zeit nach der Stadt zu gehen, um dort Festlichkeiten mitzumachen oder Theater und

Digitized by Google

Concerte zu besuchen, so mußte sie das gewöhnlich mit Schmerzen und Leiden aller Art büßen, die sie in die verdrießlichste Stimmung versetzten und den Umgang mit ihr sehr erschwerten. Bald nahmen ihre körperlichen Leiden so zu, daß sie in vollständiges Siechthum verfiel, unter dem auch ihre geistigen Kräfte erlahmten, so daß der Tod als Erlöser von schrecklichen Qualen bei ihr erschien.

Das Hinscheiden meiner Mutter, namentlich unter den angedeuteten qualvollen Umständen führte meine Gedanken häufig auf das Leben der Seele, auf Tod und Unsterblichkeit und regten Zweifel in mir an, die, durch eifrige Lectüre genährt, zuletzt meinen kirchlichen Glauben vollkommen in's Wanken brachten und mich der Philosophie in die Arme warfen.

Es hatte mich eine wahre Lesewuth befallen, und es gab für mich nichts Reizvolleres, als wenn ich das eben Gelesene dann in Gesprächen mit meinem Vater und dem Schulmeister reproduciren und mir dadurch klarer machen konnte.

Der Tod meiner Mutter hatte auch das Gute gewirkt, daß sich ein inniges, wahrhaft zärtliches Verhältniß zu meinem Vater entwickelte, der mich mit der ganzen Gluth seines liebevollen Gemüthes zu sich heranzog und an meinem lebhaften Interesse für seine Arbeiten, sowohl auf wirthschaftlichem als auf geistigem Gebiete, die größte Freude hatte. Ich wurde ihm immer unentbehrlicher, je mehr ich heranwuchs, und war endlich zu seiner Gehülfin geworden, die ihn selbst bei wichtigeren Geschäften vollständig vertreten konnte. — Ich bin aber den Ereignissen sehr vorausgeeilt und muß noch Einiges nachholen, besonders, was mein Verhältniß zu Willibald betrifft.

Willibald verlebte natürlich die Ferien stets hier auf dem Lande, und vorzüglich in den ersten Jahren, nachdem er das Gymnasium bezogen, waren diese Ferienzeiten für uns eine Reihe ungetrübt glücklicher Tage. Mein Schulkamerad hatte sich zu einem großen, kräftigen Jüngling entwickelt, der mir imponirte, nicht blos durch seine äußerlichen Vorzüge, sondern auch durch seine reichen Kenntnisse und die ungewöhnliche Art, wie er sie in seinen Gesprächen zu verwerthen wußte. Er hatte nämlich von Jugend auf etwas Lehrhaftes an sich, das sich aber, wenigstens solange mein Vater lebte, niemals in vordringlicher, eher in einschmeichelnder Weise geltend machte und mich für ihn einnahm. Er kam auch gern auf religiöse Dinge zu sprechen, und sein alter Glaubenseifer, der mich schon als Kind mitunter geängstigt hatte, wuchs mit den Jahren derartig, daß ich bei meiner zunehmenden philosophischen Lebensauffassung es endlich ganz unterließ, mich auf diesem Gebiete in Discussionen einzulassen.

Sein Vater bemerkte diesen wachsenden Glaubenseifer mit einer gewissen Besorgniß, die er einmal meinem Vater und mir gegenüber aussprach. Er fürchtete einen zu plötzlichen Rückschlag seiner Gesinnungen nach der entgegengesetzten Seite und suchte Mittel, dem vorzubeugen.

Digitized by Google

Mein Vater aber wußte in seiner milden, toleranten Weise sehr wohl zu trösten. ‚Es wäre eine Thorheit,' sagte er, ‚wollte man den jungen Menschen mit Gewalt von einem Pfade ablenken, der ihn vielleicht für sein ganzes Leben zum Glücke führt. Ich kenne so viele Geistliche — Protestanten und Katholiken, — die ich für wahrhaft glücklich und zufrieden halte, soweit das den Menschen auf unserer Erde möglich ist, daß man sie um ihrer Seelenruhe willen beneiden könnte. Ich freilich,' setzte er hinzu, ‚möchte darum doch mit ihnen nicht tauschen, mir ist meine nie ruhende und rastende Skeptik, die immer wieder zu erneuten Forschungen treibt, zum Lebenselement geworden, das ich nöthig habe wie der Fisch das Wasser.'

So wurde denn auch weiter kein Einspruch erhoben, als Willibald beim Abgang vom Gymnasium rund heraus erklärte, daß er nur Theologie studiren könne und wolle.

Von nun an sahen wir uns seltener. Der junge Studiosus war so eifrig, daß er sich nur einmal im Jahre eine Unterbrechung seiner Studien gestattete. Bei diesen Besuchen beobachtete er mir gegenüber eine gewisse Zurückhaltung; war ich doch nunmehr vollständig erwachsen und gewissermaßen selbstständiger als er, da die oberste Aufsicht über die Gutsverwaltung fast ganz in meinen Händen lag und meine Zeit sehr in Anspruch nahm. Aber das alte herzliche Verhältniß zwischen uns hatte darum kaum gelitten, ja, ich konnte bemerken, daß seine Neigung zu mir einen leidenschaftlicheren Charakter angenommen hatte, der sich auch in Gedichten, die er mir heimlich zusteckte, offenbarte. Diese Liebesgedichte hatten gleichwohl alle einen religiösen Anstrich, so glühend sie auch mitunter waren. In Gesprächen zwischen uns aber wurde jenes beim Abschiede von ihm gethanen Gelöbnisses niemals Erwähnung gethan, ja jede Andeutung auf ein bestehendes Liebesverhältniß ängstlich vermieden.

Mein Vater aber mußte gleichwohl durchschaut haben, wie es mit uns stand; das ging aus einer Bemerkung hervor, die er mir kurz vor seinem Tode machte. Eine heftige Lungenentzündung hatte ihn auf's Krankenlager geworfen, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Was ich damals seelisch durchgemacht habe, hat mich für die Zukunft gegen jeden anderen Schmerz gefeit. Mehr konnte ich im Leben nicht verlieren, als meinen Vater, der zugleich mein einziger, unersetzlicher Freund war. Ich saß an seinem Sterbebette und horchte ängstlich auf seine Athemzüge. Da öffnete er seine blauen Augen, sah mich mit einer Zärtlichkeit an, die mir das Herz durchschnitt, und sagte mit schwacher Stimme: „Sei stark, meine Tochter. Wähle einen Mann nach Deinem Herzen und frage Dich, ob Willibald der rechte ist."

Bald darauf verschied er. — —

Der wenige Tage später eintretende Tod des alten Winkler führte auch Willibald hierher, und wir standen verwaist an den Gräbern unserer Väter.

Digitized by Google

Es waren schwere Tage, in denen mich mitunter die Verzweiflung packen wollte, aber das verklärte Antlitz meines Vaters trat dann immer vor meine Seele, und seine Worte: „Sei stark, meine Tochter," brachten meinem Herzen Frieden. Willibald war in jenen Tagen auffallend still, aber auf seinem Gesicht lagerte eine gewisse Heiterkeit, die für seinen Seelenfrieden sprach. Ich konnte mir das nicht erklären, besonders im Hinblick darauf, daß Willibald seinen Vater nicht mehr lebend angetroffen hatte, bis er mir eines Tages, als wir zusammen vom Friedhofe kamen, sagte: „Das Testament meines Vaters beweist mir, daß er als gläubiger Christ gestorben ist; das macht mich glücklich." Ich vermied es, ihn zu fragen, woraus er das schlösse, und ich habe es auch später nicht erfahren.

Als er diesmal von mir schied, behielt er meine Hand in der seinigen, sah mich ernst an und sagte: „Weißt Du noch, was ich Dir sagte, als ich das erste Mal in meinem Leben Abschied von Dir nahm?" Und als ich es bejahte, fuhr er fort: „Ich halte es aufrecht! Erlaubst Du mir, daß ich in Zukunft an Dich schreibe?" Ich erlaubte es und versprach ihm wieder zu schreiben.

Dieser Briefwechsel, anfangs schüchtern und in hergebrachten Formen sich bewegend, wurde allmählich zum harten Kampfe. Ich konnte nicht länger hinter dem Berge halten mit meinen Anschauungen und setzte in einem langen Briefe auseinander, daß und warum ich an eine göttlich geoffenbarte Religion durch die heilige Schrift nicht glauben könne und wolle. Nicht blos die Geschichte der Völker und die Entstehungsgeschichte der Bibel selbst, sondern auch die Entwickelung unseres Planeten und seiner Bevölkerung spreche dagegen. Kurz, was ich von Häckel, Darwin, Strauß und Anderen gelernt hatte, war das Rüstzeug, mit dem ich meinen Kampf führte. Und ich muß gestehen, daß Willibald sich bewunderungswürdig wehrte. Alle jene Männer, auf die ich mich berief, kämen an eine gewisse Grenze, wo sie gestehen müßten: hier hört unser Wissen auf! Da beginne denn der Glaube an die geoffenbarte Religion. Seine Beredsamkeit wurde häufig zum Hymnus, an dem man sich berauschen konnte, aber dem Rausch folgte sehr rasch die Ernüchterung, wenn man mit klaren Augen um sich blickte und der Vernunft, dem Göttlichsten, was der Mensch in sich trägt, ihr Recht einräumte.

Deshalb kam es zwischen uns zu keiner Verständigung, und der Briefwechsel gerieth in's Stocken. Ich selbst knüpfte ihn aber wieder an, indem ich einfache Mittheilungen aus der Heimat machte, kleine Dinge erzählte, von denen ich wußte, daß sie ihn interessiren würden; darunter auch einmal, daß der alte Pastor in Lomnitz gestorben sei, und halb im Scherze fügte ich hinzu, er könne sich ja um die erledigte Stelle bewerben. Denn daß er dies wirklich thun würde, daran hatte ich nie gedacht, da Willibald ganz außergewöhnlich glänzende Examina gemacht und Aussicht hatte, zunächst freilich nur als Hilfsprediger, an einer Berliner Kirche angestellt zu werden.

Digitized by Google

Aber er faßte die Sache als einen Wink vom Himmel auf, ihm gegeben, um in meiner Nähe zu bleiben und meine arme Seele zu retten. Denn aus meinen Briefen, hatte er mir geschrieben, sprächen die Wirkungen des Antichrist, dessen Macht von Jahr zu Jahr zunähme und sich geltend machte in scheinbar glänzenden Erfolgen der Wissenschaft, in dem gräulichen Radicalismus und Rationalismus, in der Glaubenslosigkeit und dem Umsichgreifen der Socialdemokratie. Alles das sei prophezeit in den Evangelien, besonders in dem des Johannes; es sei die äußerste Anstrengung Satans, das Reich Christi zu stürzen, aber der Tag sei nicht fern, an dem die Feinde dieses Reiches für ewige Zeiten vernichtet werden würden.

Ich warnte ihn, hierher zu kommen, weil ich wußte, daß ihn sein Amt hier nicht befriedigen könne, ich drohte ihm sogar, ihm meine Stimme, als Gutsherrin von Eichenhof, nicht zu geben. Vergebens. Willibald kam, und Sie wissen, daß sein Auftreten Erfolg hatte.

Trotzdem ich kein Hehl daraus machte, daß meine Anschauungen dieselben geblieben seien, gab er die Hoffnung nicht auf, mich zu retten, wie er sagte. Und meine Neigung zu ihm war groß genug, um eine solche Annäherung von beiden Seiten zu hoffen und für möglich zu halten. In dieser Hoffnung versprach ich ihm meine Hand.

Anfangs schien Alles wirklich ganz gut zu gehen, das Glück der reinen Liebe, die Erfüllung unseres Jugendwunsches hatte uns Beide mild und versöhnlich gestimmt. Jeder hoffte vom Anderen eine innere Umwandlung und wollte ihm Zeit dazu lassen, sie herbeizuführen. Wir schwärmten wie die Kinder, suchten alle liebgewonnenen Plätze auf und träumten von vergangenen Zeiten. Und um diese Stimmung recht lange ungetrübt zu erhalten, trug Jeder von uns Scheu, das große, wichtige Thema, das uns so oft entzweit hatte, zu berühren. Allmählich aber war es doch nicht zu vermeiden. Ich machte ihm den Vorschlag, sein Amt aufzugeben und Landwirth zu werden, um mit mir das Gut zu bewirthschaften. Er könne ja dabei seiner Wissenschaft weiter leben. Davon wollte er aber garnichts wissen. Er wollte nicht blos der Mann seiner Frau sein, sagte er, sondern überall auf freien Füßen stehen, um vor Allem seinem erhabenen Berufe zu leben; ich aber sollte meine Heimat verlassen, um ihm zu folgen, wohin Gott ihn führen würde. Nun, das hätte ich ja wohl auch gethan, wenn nur sonst ein dauerhafter Frieden zwischen uns hätte hergestellt werden können. Das war nun aber leider unmöglich. Die alten Kämpfe begannen von Neuem und nahmen immer heftigere Formen an, da sie nicht blos auf dem Papiere, sondern von Mund zu Mund ausgefochten wurden.

Dazu kam, daß Willibald auch der Schule seine Aufmerksamkeit zuwandte und von mir verlangte, ich solle meinen Lehrer entlassen, dessen Religionsunterricht er lax gefunden und dessen Unterweisung in der Naturlehre geradezu verderblich auf die Jugend einwirken müsse. Da ich meine Lieblingsschöpfung in Gefahr sah, setzte ich ihm energischen Widerstand ent-

Digitized by Google

gegen, und seine Drohung, er werde an die Regierung über den Stand der Dinge hier berichten, wies ich mit Entrüstung zurück.

Kurz darauf ereignete sich Etwas, das den Bruch zwischen uns noch erheblich erweiterte.

Es war hier in einer Nacht einem Dorfbewohner, einem Messerschmied, der übrigens vortreffliche Waaren lieferte, Haus und Hof abgebrannt, und der Mann stand plötzlich mit Frau und fünf Kindern entblößt von allem Hab und Gut da. Nun war es bekannt, daß der Mann bei seinen häufigen Besuchen in Breslau, wo er seine Waaren absetzte, von der socialdemokratischen Bewegung ergriffen worden war und aus seiner Gesinnung hier auch kein Hehl machte. Uebrigens fand er unter den Bauern wenig oder gar keine Anhängerschaft. Dabei war der Mann durchaus ehrenhaft, fleißig und sorgsam für seine Familie, nüchtern, freundlich und anständig im Verkehr mit den übrigen Dorfbewohnern. In die Kirche ging er natürlich nie und hielt auch die Seinigen nicht zum Kirchenbesuche an. Für diese Familie nun hatte ich gewagt, eine öffentliche Geldsammlung zu veranstalten, und unter den Aufruf in der Zeitung meinen Namen gesetzt. Da war ich nun nicht wenig erstaunt, als Willibald wuthschnaubend zu mir kam und mich fragte, ob ich denn wirklich schon jeder christlichen Empfindung unfähig geworden sei. Welches Beispiel ich gäbe, wenn ich für diesen Menschen die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehme; ob ich denn nicht die göttliche Strafe für das ruchlose Treiben dieses Menschen in dem Brande seines Hauses erkenne und dergleichen mehr.

Und als ich ihn fragte, was man denn hätte thun sollen, rief er aus: „Hinausjagen aus dem Dorfe, ihn und sein Weib, dieses Otterngezücht, und die Kinder in eine Zwangserziehungsanstalt bringen, wo man ihre Seelen noch retten könnte!“ Er wollte noch jetzt die Sache in die Hand nehmen und mit aller Energie gegen die Leute vorgehen. Das war mir zuviel. Es kam zu einer heftigen Scene, wie sie noch nie zwischen uns stattgefunden hatte. Ich verbot ihm, sich in Dinge zu mischen, die mich ganz allein angingen, setzte die Sammlung fort und schoß dem Manne eine genügend große Summe vor, um sofort an den Wiederaufbau seines Hauses zu gehen. Seine Frau nahm ich in meinen Dienst, was ich durchaus nicht zu bereuen hatte; die Kinder brachte ich in gute Pflege, bis sie in das neu aufgebaute Häuschen des Vaters wieder einziehen konnten.

Und was war die Folge? Der Mann und sein Weib flossen über von Dankbarkeit; in kurzer Zeit waren sie in dem alten Wohlstand; der Mann hatte alle seine socialdemokratischen Ideen aufgegeben, ja, bekannte offen seinen Irrthum und warnte Jeden vor der gefährlichen Lehre, die den Frieden seiner Ehe und seiner Familie schon zu stören gedroht hatte.

Dieser Vorfall nun gab den Anlaß zu einem letzten Briefwechsel zwischen mir und Willibald, der mit der Auflösung unserer Verlobung endete.

Digitized by Google

Noch einmal nämlich hatte Willibald den schriftlichen Weg eingeschlagen, um auf mich zu wirken. Wiederum mußte ich seiner glänzenden Beredsamkeit meine Bewunderung zollen; er führte alle seine gewichtigsten Argumente vereint gegen mich vor und beschwor mich bei allen Engeln des Himmels, meine ruchlosen Gedanken aufzugeben und mich dem christlichen Glauben wieder zuzuwenden. Er verschwieg mir nicht, wie weh ihm mein Verhalten thue, da er mich immer noch auf's Innigste liebe und den Gedanken, mich aufzugeben, noch nicht fassen könne.

Ich muß gestehen, daß mich der Brief gewaltig erregte, daß er mich im Innersten meiner Seele ergriff. Er war der Ausfluß einer durch Nichts zu erschütternden Ueberzeugung, getragen von dem tiefen Weh, eine Seele verloren gehen zu sehen, die er aufrichtig liebte. Ich trug den Brief einige Tage bei mir, ich las ihn immer und immer wieder, ich war mir bewußt, daß meine Antwort, wie sie nun einmal erfolgen mußte, den Bruch für immer in sich schloß.

Endlich raffte ich mich auf und antwortete. Auch ich schrieb mit dem Blute meines Herzens, suchte ihm zu beweisen, wie auf dem Boden meiner Weltanschauung auch Alles das erreicht werden könne, was die erhabensten Lehren des Christenthums vorschreiben, wie wir im Grunde Beide doch nur das Gute erstrebten, das Schlechte haßten und an unserer Vervollkommnung arbeiteten, wie auch ich nichts Anderes wollte, als dem Geringsten unter meinen Nächsten wohlzuthun und selbst meinen Feinden und Gegnern Gerechtigkeit und Liebe widerfahren zu lassen.

Als ich den Brief abgesandt hatte, kehrte meine Seelenruhe zurück. Mir klopfte nicht einmal das Herz, als etwa drei Tage später ein Schreiben von seiner Hand einging. Es enthielt die Absage für ewig.

Aber wie war sie motivirt? Das war mir doch überraschend.

Er schrieb mir, er müsse mir ein Bekenntniß machen, die Aufrichtigkeit seines Herzens triebe ihn dazu. Er erinnerte mich an jenen Tag, da er die Probepredigt in Lomnitz gehalten und er von meiner Anwesenheit in der Kirche Nichts gewußt habe. Wie er vom heiligen Geist getrieben, gegen die stets zunehmende Macht des Teufels gepredigt und zur Buße gemahnt habe; wie er endlich dargethan, daß der Teufel häufig in äußerlich vornehmen, ja schönen Formen auftrete, um sich desto leichter in die Herzen nicht wachsamer Menschenkinder einzuschleichen und seines Sieges dann um so sicherer zu sein. Und wie er dabei inbrünstig Gott gebeten, er möchte ihn und alle guten Menschen vor solchem verlockenden Teufelswerk behüten, — da sei plötzlich mein Kopf in der Kirche sichtbar geworden, mit einem teuflischen Lächeln auf dem Gesicht, und hätte ihn aufs Furchtbarste entsetzt, sodaß er in der Predigt innehalten mußte und dann schnell zum vorzeitigen Schlusse eilte. Er hätte mir bisher diesen Umstand stets verschwiegen, weil er hoffte, er hätte sich selbst getäuscht und seine Aengstlichkeit wäre zu groß gewesen. Jetzt aber könnte er nicht mehr daran zweifeln, daß ihm auch hier ein deut-

Digitized by Google

licher Wink des Himmels habe gegeben werden sollen, und das sei ihm noch die letzte Nacht, in der er lange mit Gott im Gebet gerungen, durch einen nicht mißzudeutenden Traum bestätigt worden. Er fliehe jetzt von mir und sage sich ewig von mir los, um seines Seelenheiles nicht verlustig zu gehen." —

Wally schwieg. Sie schien mir so erregt, daß sie nicht weiter sprechen konnte; darum schwieg auch ich, bis sie sich wieder gefaßt hätte.

Die Nacht war völlig hereingebrochen, so daß ich Wallys Gesichtszüge nicht mehr erkennen konnte, die feinen Züge, hinter denen der Teufel lauern sollte.

Der Himmel hatte sich mit Wolken bezogen, die nur wenige Sterne hervorschimmern ließen. Noch immer sangen die Nachtigallen, und ab und zu näherte sich ein Leuchtkäferchen, schoß hin und her und verschwand wieder im Dunkel.

Ich stieß unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus und blickte über mich, wo mir das schöne Sternbild des Orion, gerade von Wolken befreit, trostreich entgegenstrahlte.

„Wozu, wozu all' diese Kämpfe hier?" Diese ewige Frage drängte sich mir wieder mächtig auf.

Wally schien meine Gedanken zu errathen, denn sie sagte — und ihre Stimme klang verschleiert und dumpf:

„Die geben Ihnen keine Antwort."

„Aber was weiter?" fragte ich theilnahmsvoll, „haben Sie sich wiedergesehen?"

„Niemals!"

„Aber von ihm gehört?"

„Ja, oft."

„Gutes oder Schlimmes?"

„Beides. Daß er nicht nur ein berühmter Kanzelredner geworden ist, der bei Hofe in hohen Gnaden steht, sondern auch einer der gesuchtesten Universitätslehrer, werden Sie ja aus den Zeitungen wissen."

Das wußte ich allerdings.

„Was ich sonst über ihn erfahren habe, verdanke ich den Mittheilungen einer befreundeten Dame, die hier in der Nähe auf dem Lande wohnt, aber häufig Gelegenheit hat, in Berlin zu sein, da ihr Mann Mitglied des Herrenhauses ist. Sie ist eine nahe Verwandte von Willibalds Frau."

„Er ist verheirathet? Das hätte ich nicht für möglich gehalten!" rief ich aus.

„Die Sache wird Ihnen nicht so unwahrscheinlich vorkommen, wenn Sie die näheren Umstände hören. Willibald verfiel nach dem Bruch mit mir in eine tiefe Melancholie, aus der ihn seine Berliner Freunde nur durch die Ehe zu retten hofften. Sie riethen ihm wiederholt dazu, und er griff das Mittel auf, um jede Brücke, zu mir zurückzukehren, für immer abzubrechen. Man hatte für ihn ein sehr frommes Mädchen, die Tochter

Digitized by Google

eines Consistorial-Präsidenten, ausgesucht, die er im Uebrigen kaum kannte. Auch das kann Sie bei Willibalds Anschauungen nicht Wunder nehmen; steht doch geschrieben: ‚Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinem Herzen,‘ ein Ausspruch, der ihm in seinem Verhältniß zu mir oft heftige Scrupel verursachte. Leider nur war die Wahl keine glückliche, denn die Frömmigkeit der jungen Frau war eine rein äußerliche, hinter der sich Streitsucht, Stolz und Geiz verbargen. ‚Sie macht ihrem Manne das Haus zur Hölle,‘ das sind die eigenen Worte meiner Freundin, die manchen tiefen Blick in das Eheleben der Beiden zu thun Gelegenheit hatte und deren Wahrhaftigkeit mir über jedem Zweifel ist. ‚Sie steht mit ihren Dienstboten stets auf gespanntem Fuß und lärmt derartig mit ihnen, daß der Mann selbst in seiner Studirstube keine Ruhe hat. Sie verträgt nicht den geringsten Widerspruch, und ihr Geiz ist so groß, daß Niemand sich in ihrem Hause satt essen kann.‘ — Diese Mittheilungen werden Ihnen aus meinem Munde gewiß recht häßlich klingen; vielleicht hören Sie aus ihnen heraus eine echt weibliche Eifersucht oder gar Schadenfreude. Nichts liegt mir ferner! Aber die Wahrheit ist oft häßlich, und ich darf sie Ihnen doch nicht verschweigen, nachdem ich Ihnen alles Andere gesagt. Von ganzem Herzen wünschte ich Willibald ein anderes Loos. Er ist nicht glücklich trotz seines Ruhmes.“

Der Gedanke, daß aus den letzten Worten Wallys Eifersucht oder gar Schadenfreude sprechen könnte, war mir nicht gekommen; im Gegentheil, ich hatte die Empfindung, als ob ihr diese Mittheilungen herben Schmerz verursachten. Denn daß sie diesen Mann noch immer liebte, war mir nicht zweifelhaft; das ging aus der ganzen Art, mit der sie von ihm sprach, hervor, mit der sie vermied, ihm überhaupt eine Schuld beizumessen, ihm, der ja auch stets nur aus edlen Motiven heraus gehandelt hatte. — — Wally hatte sich von ihrem Sessel erhoben, klingelte und befahl dem eintretenden Kammermädchen, im Zimmer die Lichter anzuzünden und eine Windlampe auf den Tisch des Balkons zu setzen.

„Ist es Ihnen auch recht, daß wir hier draußen bleiben?“ fragte sie.

„Ich kann mir kein schöneres Plätzchen wünschen,“ sagte ich.

Als die Lampe auf dem Tisch stand und das Kammermädchen sich entfernt hatte, warf ich einen prüfenden Blick auf Wally. Ihr schönes Gesicht hatte wieder den ruhigen, friedevollen Ausdruck angenommen, der dem edlen Gleichmaß ihres Inneren entsprach.

„Da Sie mich,“ begann ich wieder, „des Vertrauens für würdig gehalten haben, mir Einblick in Ihre intimsten Herzensangelegenheiten zu gönnen, so glaube ich mich berechtigt, noch eine Frage an Sie zu richten.“

„Fragen Sie!“

„Haben Sie je einen anderen Mann geliebt als Willibald?“

„Nein, niemals!“

„So habe ich mich also getäuscht.“

Digitized by Google

„Woran dachten Sie denn?"

„Ich dachte an die Begegnung heut im Walde mit dem ‚schönen Rittmeister'. Es wollte mir scheinen, als ob unsere Gegenwart in jenem Augenblicke Ihnen nicht gerade angenehm gewesen wäre."

„Ach Gott, — der schöne Rittmeister!" sagte sie verdrießlich, „der Mann macht mir viel Unbehagen."

„Wieso?"

„Er will mich heirathen, und ich mag ihn nicht. Und obwohl ich ihm das schon hundert Mal zu verstehen gegeben habe, giebt er seine Besuche und Bewerbungen nicht auf. Ich muß deutlicher mit ihm reden."

„Aber warum?" Ist er kein Gentleman?"

„Das mag er schon sein; aber ich bitte Sie! was sollte ich mit einem Manne anfangen, der nicht arbeiten kann, dem das Vergnügen über Alles geht! Sein Gut ist in miserablem Zustande, obwohl es vortrefflichen Boden hat; seine Wälder sind devastirt, der Viehstand unzulänglich, die Leute in seinem Dorf verarmt und heruntergekommen. Er kümmert sich um Nichts, überläßt Alles seinem eigenmächtigen Verwalter und kommt aus der Stadt hierher eigentlich nur der Jagd wegen und zu den Gesellschaften seiner Kumpane. Ja, es wäre eine Verwegenheit von mir, einem solchen Manne die Hand zu reichen, ganz abgesehen davon, daß ich nicht das Geringste für ihn empfinde. Nein," schloß sie, „mein Liebesleben ist für immer beendet."

Und als ich einige Einwendungen dagegen erheben wollte mit Rücksicht auf ihre Jugend, ihre Schönheit, schüttelte sie sanft den Kopf und sagte:

„Mein Leben ist so ausgefüllt mit Pflichten, die mir lieb und theuer sind, daß es gar keinen Raum mehr böte für eine so große und verantwortliche Sache, wie die Ehe ist. Ich müßte meinen ganzen, mich befriedigenden Wirkungskreis hier aufgeben, um Etwas einzutauschen, von dem ich vorher nicht wissen kann, ob es mir auch nur annähernd das gewährt, was ich jetzt besitze. Sagen Sie offen, ob Sie mir nicht Recht geben können?"

Nach all' dem, was ich von ihr gehört und gesehen hatte, mußte ich ihr freilich Recht geben, obwohl ich innerlich lebhaft bedauerte, daß solch ein herrlicher Schatz niemals von einem glücklichen Manne gehoben werden sollte.

Unter solchen Gesprächen war es zehn Uhr geworden, und Wally erhob sich, um zur Ruhe zu gehen. Sie klingelte und befahl dem Kammermädchen, mich auf mein Zimmer zu führen.

„Schlafen Sie wohl unter meinem Dache," sagte sie, mir die Hand reichend, die ich küßte, „und machen Sie mir das Vergnügen, recht bald wiederzukommen, denn Sie wissen ja, Nichts in der Welt ist vollkommen, und so fehlt mir zu meiner Zufriedenheit auch ab und zu ein solches Plauderstündchen, wie ich es heute mit Ihnen hatte."

Ich versprach, zu kommen, sobald meine amtlichen Geschäfte es gestatteten, und drückte den Wunsch aus, ihr morgen früh noch Lebewohl sagen zu können.

Digitized by Google

„Das wird kaum möglich sein," sagte sie, „denn ich muß früh heraus, und Sie sind als Städter an langes Schlafen gewöhnt. Also, lassen Sie sich nicht stören! Gute Nacht!"

Wir trennten uns, und ich schlief in dem wohnlichen Fremdenzimmer, in dem auch Nichts fehlte, was zur Behaglichkeit des Gastes beitragen konnte, prächtig bis in den hellen Morgen hinein.

Beim Frühstück wartete mir die alte Verwalterin, ein gutes liebes Frauchen, auf und sagte mir, daß ihre Herrin schon zwei Stunden in Hof und Wirthschaft thätig sei. Aus jedem Wort der Alten klang die innigste Liebe und Verehrung für Wally. Wie konnte es auch anders sein?

Ich ließ anspannen und fuhr davon.

Etwa eine Viertelstunde später, als ich von einem Landwege auf die Chaussee einbog, sah ich auf einem Feldrain, der ein Hafer- von einem Weizenfelde trennte, einen Reiter oder, wie ich bald erkannte, eine Reiterin in raschem Tempo auf mich zukommen. Es war Wally. Sofort ließ ich halten und wartete, bis sie bei mir war.

„Guten Morgen," rief sie mir schon von Weitem zu, „wie haben Sie geschlafen?"

„Vortrefflich, ich danke. Und daß ich Sie noch einmal sehe, macht mich wirklich froh. Es hätte mir den ganzen Tag Etwas gefehlt, wenn ich Ihnen nicht noch einmal zum Danke und Abschied die Hand hätte reichen können."

„Das klingt ja beinahe sentimental!" sagte sie lächelnd und reichte mir die Hand, „also nochmals adieu! und auf baldiges Wiedersehen!"

Als sie im Galopp auf der Chaussee zurücksagte, drehte ich mich im Wagen um und sah ihr nach, bis sie hinter den ersten Bäumen ihres Dorfes verschwand. —

Ich ahnte nicht, daß ich sie nie wiedersehen sollte.

VII.

Es waren etwa sechs Wochen vergangen — Anfang August, die Ernte befand sich in vollem Gange —, da mußte ich wegen eines Brandschadens, den ich zu besichtigen hatte, nach Lomnitz hinüber. Dabei wollte ich auch Wally besuchen.

Der Tag war trübe und schwül, es hatte lange nicht geregnet, und daher umgaben meinen Wagen auf der Fahrt unausgesetzt dicke Staubwolken.

Als ich nach Lomnitz kam und mich dem Pfarrhause näherte, sah ich, wie gerade der Pastor Hahn im Ornat und der alte dicke Küster einen kleinen, mit zwei elenden Kleppern bespannten Wagen besteigen wollten.

Ich ließ halten und fragte, wohin die Reise ginge.

„Nach Eichenhof," sagte der Küster, der mir zunächst stand, mit düsterem Gesicht und schüttelte den Kopf, als wollte ihm Etwas durchaus nicht einleuchten.

Digitized by Google

„Sie werden zu einem kleinen Bauern fahren," dachte ich, mit einem Blick auf das schlechte Fuhrwerk; deshalb fragte ich halb gleichgültig: „Taufe oder Beerdigung?"

Der Pastor sah mich verwundert an.

„Haben Sie noch nicht erfahren? Ich dachte, Sie kommen auch deshalb —?" sagte er, und ich bemerkte, wie sich seine Augen mit Thränen füllten. Der Küster seufzte laut auf.

„Um Gotteswillen, was ist denn?" fragte ich bestürzt.

„Es gilt, der Baroneß Bistram die letzte Ehre zu erweisen," erwiderte der Pastor mit zitternder Stimme.

Mir stand das Herz still. Es war mir einige Augenblicke, als fühle ich Alles um mich her vergehen und als wanke der Boden unter mir, so daß ich mich unwillkürlich am Wagen festhielt. Ich war keines Wortes fähig. Endlich raffte ich mich mit Gewalt zusammen, öffnete meinen Wagenschlag und deutete mit der Hand an, daß der Pastor und der Küster bei mir einsteigen möchten.

„Wollen Sie uns mitnehmen?" fragte der Pastor.

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Das ist mir lieb," sagte er, „der alte Verwalter in Eichenhof ließ mich nämlich bitten, ich möchte mir ein Lohnfuhrwerk nehmen, da er keine Pferde disponibel habe; er brauche sie, soweit sie nicht bei der Ernte beschäftigt sind, zur Abholung der leidtragenden Verwandten vom Bahnhofe. Und jetzt in der Ernte konnte ich nichts Besseres auftreiben."

Er entließ den Lohnkutscher mit einer kleinen Entschädigung und stieg bei mir ein, während der Küster auf dem Bock Platz nahm. Meine wiederholte Einladung, im Innern des Wagens Platz zu nehmen, lehnte er entschieden ab mit der Bemerkung, er wisse wohl, was sich schicke.

Wir waren schon eine gute Strecke gefahren, als es mir erst möglich wurde, das dumpfe Schweigen zu brechen und zu fragen, wie das so plötzlich gekommen sei.

„Sie ist ein Opfer ihrer Barmherzigkeit geworden," sagte der Pastor und berichtete dann eingehend, wie in Eichenhof seit Wochen die Diphtheritis gewüthet habe, wie Wally unermüdlich von Krankenbett zu Krankenbett geeilt sei, wie sie ihre Nächte geopfert habe, um ja Nichts zu versäumen, wo durch Pflege und Wartung noch irgendwie Rettung zu erhoffen war; wie sie auf die wiederholten Ermahnungen des Kreis-Physikus, sich zu schonen und sich vor Ansteckung zu hüten, nur geantwortet habe: „Wer soll sich denn der Armen annehmen, wenn nicht ich? Sind sie nicht Alle meinem Schutz befohlen?" Die Epidemie wäre schon dem Erlöschen nahe gewesen, da sei sie erst von der Krankheit ergriffen und innerhalb drei Tagen dahingerafft worden.

„Sie war nicht kirchlich gesinnt," schloß der Pastor, „und doch, eine um wieviel bessere Christin ist sie gewesen als Alle zusammen hier, zehn

Digitized by Google

Meilen in die Runde! Sie ist ohne das Sacrament hinübergegangen und wird doch selig sein!"

Ich konnte mich nicht enthalten, für diesen schönen Zug von Toleranz dem jungen Geistlichen die Hand zu drücken.

Der Küster aber auf dem Bocke schluchzte laut und sagte, mit Thränen kämpfend:

„Sie war eine Heilige! Eine wahre Heilige! Auch mich hat sie so reichlich beschenkt!" — — —

In Eichenhof fand ich viele Fremde, die, da sie meist von weit hergekommen waren, jetzt um die Mittagszeit im großen Speisesaale zu einem Imbiß vereinigt saßen.

Der alte Verwalter hatte so viel zu thun, daß ich seiner nicht habhaft werden konnte, dagegen fand ich Gelegenheit, die Alte allein zu sprechen.

Der ungeheure Schmerz hatte die gute Frau vollständig stumpf gemacht. Der Trost der Thränen blieb ihr versagt, mit verstörten Blicken sah sie mich auf meine Frage, wo Wally aufgebahrt sei, an. Erst nachdem ich die Frage mehrfach wiederholt, deutete sie wie geistesabwesend, ohne zu sprechen, auf die andre Seite des Schlosses.

Ich ging der Weisung nach und fand auch zu ebener Erde eine große weite Halle, die mit frischem Eichengrün und Tannenreisern zwischen dunklen Draperien ernst und würdig ausgestattet war.

In der Mitte stand, von brennenden Kerzen umgeben, der weiße Sarg, vor Blumen und Kränzen fast nicht zu sehen.

Ich trat näher und bemerkte jetzt erst am andern Ende des Sarges, hinter der Bahre verborgen, einen Mann knieend und im inbrünstigen Gebete.

Er ließ sich durch mein Herankommen nicht stören; ich trat vorsichtig bei Seite, um zu sehen, wer es sei: es war Willibald!

Ich kann nicht beschreiben, wie mich der Anblick dieses Mannes, an diesem Orte und in dieser Stellung ergriff. All' unser menschliches verworrenes Suchen und Tasten, unser Nichtwissen, wo aus noch ein, stand plötzlich vor meiner Seele und erfüllte mich mit tiefem Jammer.

Leise entfernte ich mich wieder, um mich im Park verborgen zu halten, bis die Trauerfeier begann. Vor der Thür stand ein Herr, der Kreis-Physicus, wie ich später erfuhr, der wohl glauben mochte, ich entfernte mich ängstlich, um der Ansteckungsgefahr zu entgehen. Denn er sagte zu mir: „Es ist gut desinficirt, Sie brauchen sich nicht zu fürchten."

Ohne ihm Etwas zu erwidern, ging ich in den Park. Ich hätte ihn nach den letzten Augenblicken der Verstorbenen fragen können, aber ich sah dem Manne an, daß er mir Nichts zu sagen hatte.

Mir war zu Muthe, als hätte ich meinen besten Freund verloren. Dumpf vor mich hinbrütend, saß ich etwa eine Stunde lang auf einer einsamen Bank. Da hörte ich in der Ferne Gesang, und ich eilte in's Schloß.

Digitized by Google

Die Schulkinder unter Leitung des Lehrers hatten sich in der Vorhalle des Schlosses aufgestellt und sangen mit klaren, reinen Stimmen einen Choral.

Ich schritt bei ihnen vorbei in die Halle, wo der Sarg stand. Dort hatte sich eine große Zahl Leidtragender versammelt.

Nachdem der Gesang verstummt war, ergriff Pastor Hahn aus Lomnitz das Wort zu einer Rede, welche den Wandel der Verstorbenen schilderte.

Es ist merkwürdig, wie das Herz den richtigen, packenden Ausdruck findet, wenn es von einer wahren und tiefen Empfindung voll ist. Dieser schlichte Mann, sonst ein mittelmäßiger Kanzelredner, wirkte hier durch einfache Herzenstöne, die er anzuschlagen mußte, unter Verzicht auf jedes dogmatische Beiwerk, so gewaltig, wie ich das nur sehr selten bei berühmten Rednern empfunden hatte.

Willibald konnte ich unter den Leidtragenden in der Halle nicht mehr entdecken.

Ich habe ihn überhaupt nicht wiedergesehen.

Digitized by Google

Des Schriftstellers Ziele.

Von

Friedrich Horn.

— Altona a. d. E. —

Wenn in einer Zeitschrift die originelle Frage aufgeworfen und in interessanter Weise gelöst oder jedenfalls erledigt ist, warum man den Schriftsteller als Titel gelten lasse, den Dichter aber nicht; warum man Thürschilder und Visitenkarten mit der Bezeichnung „Schriftsteller" finde, mit der „Dichter" aber nicht, während es früher, so gut wie jetzt Hofphotographen, Hofpoeten gab, und auch jetzt noch Gelegenheitsdichter sich als solche verkündigen: so ist offenbar damit der Schriftsteller als Stand gemeint, d. h. der, dessen Hauptthätigkeit in der Schriftstellerei besteht, und der seinen Lebensunterhalt nur dadurch erwirbt, nicht aber, der neben einer anderen amtlichen oder gewerblichen und künstlerischen Thätigkeit aus Liebhaberei und zum Vergnügen schriftstellert. Darin mag auch denn wohl die Ursache jener auffallenden Erscheinung liegen.

Daß der Schriftsteller von Beruf, der für seine leibliche Existenz auf diese Thätigkeit angewiesen ist, seine Leistungen möglichst zu verwerthen sucht, ist ebenso begreiflich, wie daß jeder Andere die Erzeugnisse seiner Thätigkeit, so weit es denn innerhalb der Grenzen der Ehrlichkeit bleibt, für den höchsten Marktpreis zu veräußern wünscht. Aber dadurch unterscheidet sich doch wohl der wahre Schriftsteller von dem Arzt, dem Rechtsanwalt u. A., die durch geistige Thätigkeit ihren Unterhalt erwerben, daß diese, wenigstens wenn der erste Eifer verraucht ist, ihr Amt doch nur als melkende Kuh betrachten, während jener nicht lediglich des Verdienstes wegen seiner Thätigkeit obliegt, sondern weil er sich dazu gedrängt fühlt, weil, wenn wir es sagen dürfen, der Geist, von dem er besessen ist, ihn dazu treibt, dieses oder jenes Thema zu behandeln. Der Umstand, daß es auch Schriftsteller giebt, die nur des Verdienstes wegen arbeiten, Schriftstücke auf Bestellung liefern, ständige Zeitungscorrespondenten, Feuilletonreisende u. s. w. trägt nicht dazu bei, die Ansicht über die Beschaffenheit und das Wesen des wahren Schriftstellers zu alteriren. Jene verdienen den Namen der Handwerker so gut wie jeder Andere, der seine Leistung nur nach dem Geldeswerth, nur nach dem, was sie einbringt, schätzt, der, den Plato den βαναυσικός nennt im Gegensatz zum φιλόσοφος. Der Schriftsteller, der aus innerem Drange schafft, hat, wenn es ihm auch nicht immer zum Bewußtsein kommt, ein doppeltes Ziel vor Augen, eins in sich, eins außer sich; das eine können wir auch subjectiv, das andere objectiv nennen. Jenes ist die Zufriedenheit, dieses die Wahrheit.

Digitized by Google

Ein Schriftsteller, der nur für Geld schreibt, der seine Feder Sklavendienste thun läßt, indem er sie fremdem Willen und abweichenden Ansichten zur Verfügung stellt, der dem Auge und Ohr seiner Leser und Hörer schmeichelt und es zu seiner Hauptaufgabe macht, den Sinn des Lesers auf Kosten der Wahrheit und Objectivität zu berücken, der kann sich die Wahrheit nicht zum Ziel gesteckt haben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine gefällige, einschmeichelnde Form der Darstellung zu verwerfen sei. Im Gegentheil! Wenn solche Form dazu beiträgt, den Leser für die Wahrheit zugänglich zu machen, um so besser! Dann ist es ein erlaubtes Mittel zu einem guten Zweck, aber nicht Selbstzweck.

Nun kann man aber nach dem bekannten Vorbilde des Pilatus fragen: „Was ist Wahrheit?" Was für den Einen wahr ist, ist für den Andern falsch; was der Eine glaubt, verwirft der Andere; wat den Een sin Uhl is, is den Annern sin Nattergal. Ob es überhaupt eine objective Wahrheit giebt, ist eine Frage, die hier nicht in Betracht kommt; hier handelt es sich um die subjective Wahrheit, um die Wahrheitsliebe, die den Schriftsteller erfüllt; die äußert sich in seiner Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung ist die heilige Flamme, die durch ihre Nahrung wächst, mit ihrem Wachsthum neue Nahrung fordert und verschlingt, bis ihr Träger den Weg alles Fleisches gegangen ist. Die Flamme durchglüht ihn und treibt ihn an, was er für seine Ueberzeugung hält, auf dem in unserem papiernen Zeitalter gewiesenen Wege seinen Mitmenschen zu offenbaren. Welches Mittel er anwenden will, um diesen Zweck zu erreichen, bleibt ihm überlassen, denn die Wahrheit zu verbreiten, ist jedes Mittel gerecht. Ob er, wie Aristophanes, durch den überwältigenden Humor der politischen oder socialen Komödie und die Geißel der Parabase, oder, wie Sophokles, durch den hehren Kothurn der erschütternden Tragödie; ob er, wie Plato, durch die schneidige Dialektik philosophischer Probleme, oder, wie Thukydides, durch den eisernen Griffel der untrüglichen Geschichte; ob er mit dem giftigen Stachel der Satire, ob er in Versen oder in Prosa die Wahrheit verkündet, ist von keinem Belang. Derjenige Weg ist der beste, auf dem er am schnellsten dahin gelangt, seiner Ueberzeugung Bahn zu brechen. Diese Ueberzeugung wird für ihn zum Evangelium mit dem Unterschiede, daß er es nicht mündlich, sondern schriftlich predigt. Im Zeitalter des Papiers ist der Schriftsteller an die Stelle des Priesters getreten, der zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen aufrief, des begeisterten Vorkämpfers, der das Glaubensschwert gegen die Heiden zückte. Auch an ihm wird der Spruch: „pectus facit disertum" in Erfüllung gehen; denn ist er von seiner Ueberzeugung durchdrungen, so wird er nach kürzerem oder längerem Schwanken die richtigen Mittel und Wege ohne Schwierigkeit finden, ohne daß er durch die Zauberkünste blendender Verführung seine Leser zu bethören braucht.

Wenn diese Ueberzeugung des Schriftstellers als Wahrheitsliebe ihr objectives Ziel in der Außenwelt findet, so tritt subjectiv ein anderes, nicht minder bestimmendes Ziel ihm entgegen. Wenn er arbeitet, um das tägliche Leben zu fristen, so freut er sich, wie jeder Andere, wenn er einen recht hohen Gewinn erzielt hat. Wie sollte er auch nicht? Hat er ihn doch ehrlich im Schweiße seines Angesichtes verdient. Dieses Gefühl wird ihn aber immer beseelen, ohne daß er seine persönliche Ueberzeugung zum Gegenstande seiner Thätigkeit gemacht hat. Ist aber außerdem seine Leistung das Spiegelbild seiner innigsten Ueberzeugung, so tritt zu jenem Gefühl der Freude eine andere, tiefere und nachhaltigere Gemüthsbewegung hinzu, die Zufriedenheit mit sich und seiner Handlungsweise. Diese seelische Regung darf aber nicht mit dem kurzlebigen Genuß der Eitelkeit verwechselt werden, durch die Vermittelung der Presse das Licht der Welt erblickt zu haben, auf jeden Fall die Erzeugnisse seiner Muse in der zarten Hand einer schönen Leserin zu finden, und sollte er den Verlag selber auf eigene Kosten übernehmen. Seine Eitelkeit will gelobt und gehätschelt sein. Darum schreibt er auch nie anonym, sondern setzt seinen Namen stets über sein Schriftstück, womöglich mit dem Vornamen, um ja nicht mit anderen Synonymen verwechselt zu werden. Indeß wird dieses Gefühl

Digitized by Google

nie von längerer Dauer sein, sondern verhält sich zur Zufriedenheit, wie die aufflackernde Strohflamme zur intensiven Gluth des Kohlenfeuers. Die Eitelkeit schickt ihre Erzeugnisse in die Welt, wünscht, sie gedruckt zu sehen, um sich an dem Spiegelbild des lieben Ich zu weiden und sein Lob aus fremdem Munde zu hören. Wer aber um der Wahrheit willen schreibt, um seine Ueberzeugung zum Gemeingut zu machen, der folgt keinem äußerlich zwingenden Grund, sondern fühlt in sich den Beruf, seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Geht er mit solchem Bewußtsein an die Behandlung eines Themas, d. h. ist er über die Bedeutung und Entwickelung der brennenden Frage noch nicht klar, so arbeitet der glimmende Funke in ihm und zündet und wird zur Flamme und wächst mit der fortschreitenden Arbeit, bis er mit dem Stoff auch sich selber verzehrt hat und zur Ruhe gekommen ist. Dieses Gefühl, daß man durch die Ordnung, Klärung und Verkörperung des Gedankens ein störendes Unbehagen der Unklarheit und Unfertigkeit seines Bewußtseins gehoben habe, erzeugt eine Stimmung, die immer wieder nach der Vollendung einer Arbeit eintritt, die innige seelenfrohe Zufriedenheit.

Wie die Pädagogik mit der Hebammenkunst, so kann die schriftstellerische Thätigkeit mit der Werbelust verglichen werden. Die Wonne des Empfängnisses liegt in dem blitzartigen Aufleuchten der brennenden Frage, des vorschwebenden Themas. Die Wehen treten wieder und wieder auf bei den Verwickelungen, die sich jeder Arbeit früher oder später, mehr oder weniger in den Weg stellen, bis dann endlich die Geburt eine Thatsache ist, die ebenso freudig begrüßt wird, wie die selige Mutter das neugeborne Kind an ihre vor Wonne wogende Brust drückt, und der Vater die nie fehlende Aehnlichkeit constatirt hat. Wenn dann die nothwendige Aufziehung und Erziehung des Kindes, das Putzen und Feilen der Arbeit, erfolgt, so geschieht das mit um so größerem Vergnügen, als dadurch der eigene Sproß, das eigene Fleisch und Blut um so schöner und begehrenswerther dem betrachtenden Auge sich darstellt, um dann nach vollendeter Erziehung in die Welt zu gehen und sein Heil zu versuchen.

Somit glauben wir einigermaßen dargethan zu haben, daß der Schriftsteller sein äußeres objectives Ziel in der Verbreitung der Wahrheit findet, während subjectiv seine Seelenstimmung durch die eingetretene Klärung und die Entäußerung seines Selbst in der Verkörperung seiner Gedanken ein Gefühl der Zufriedenheit erlangt, das sich von der Seligkeit nur durch den Mangel der Ewigkeit unterscheidet.

Digitized by Google

Illustrirte Bibliographie.

Die drei Musketiere. Von Alexander Dumas. Prachtausgabe mit 250 Illustrationen von Maurice Leloir. 25 Lieferungen à 50 Pf. 1.—18. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Unter den Sternen der französischen Litteratur wird Alexander Dumas sich einen Platz bewahren, welchen Wechsel und Wandel auch der Geschmack und die Strömungen der Zeit erfahren mögen. Es giebt eben Reinmenschliches, das so alt ist wie das Menschengeschlecht und das mit diesem verschwinden wird, und hierzu gehört die Lust am Fabuliren. Es ist zweifellos wahr, was ein bekannter Aesthetiker kündet: Ein jeder Mensch, es sei auch wer es sei, wird phantasiebegabt geboren; nur wie diese Begabung sich entwickelt, das ist grundverschieden — die Lust am Fabuliren, am Erzählen aber ist die weitverbreitetste Erscheinung des Phantasielebens des Menschen. Und diese Lust zu befriedigen, ihr in Hülle und Fülle genug zu thun, ist Alexandre Dumas père — wie man ihn zum Unterschiede von seinem gleichfalls hochbegabten Sohne, dessen Lorbeern aber in einem anderen Genre wachsen, nennt — ein erster Meister! Alexander wurde 1803 als Sohn des General Dumas geboren. Als Bibliothekar des Herzogs von Orléans wendete er sich der Litteratur, und zwar zunächst der Veröffentlichung von Dramen zu. Im Jahre 1843 erschien dann sein erster Roman, und von jetzt an wurde er einer der fruchtbarsten Romanschriftsteller, die Frankreich je besessen, und als solcher hat er eine Popularität erreicht, wie vor und seit ihm kein Anderer mehr! Selbst die großen Auflagen der Zola'schen Bücher erscheinen klein, verglichen mit den Millionen Exemplaren, die von den Dumas'schen Werken, selbstverständlich auch in alle Cultursprachen übersetzt, gedruckt worden. Welcher Dumas'sche

Digitized by Google

Roman sein dichterisches Schaffen krönt, mag verschiedenen Ansichten unterworfen sein; nach unserem Dafürhalten zeigt sich seine vollendetste Meisterschaft als Erzähler, aus verschiedenen Gründen, in dem — übrigens von allen Seiten als eine der hervorragendsten Schöpfungen anerkannten — Romane: „Die drei Musketiere". Es ist eine schwere dichterische Aufgabe, einem Romane, wie es hier geschehen, vier Helden zu geben, die eine lange Zeit unser lebhaftes Interesse gleichmäßig in Anspruch nehmen, und von denen allen, theils vereinigt, theils vereinzelt, der Fortgang der Handlung

Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere." Prachtausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

in ihren Hauptmomenten abhängig ist. Das konnte auch nur gelingen, weil Athos, Porthos und Aramis, denen sich dann als vierter, und schließlich als Hauptperson, d'Artagnan hinzugesellt, als Repräsentanten verschiedener Charaktereigenschaften und Schwächen in meisterhafter Plastik und in einem Realismus vor uns treten, dem in der französischen Romanlitteratur überhaupt erst Alexander Dumas die Bahn gebrochen. Wir sind völlig überzeugt, daß eine Erzählerkunst, die es so trefflich versteht, die Menschen bei ihren Leidenschaften zu fassen, sie zu begeistern und in athemlose Spannung zu versetzen, sie herzlich lachen zu machen und bittere Thränen zu vergießen,

Digitized by Google

Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere." Prachtausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

daß eine solche Erzählerkunst, trotz aller ästhetischen Theorien und auf die Richtung der Zeit sich stützenden Schlagwörter, die populärste ist und bleiben wird. Die „Drei Musketiere" sind aber nicht nur ein Meisterwerk solcher Erzählerkunst, sie sind auch ein

Digitized by Google

Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere." Prachtausgabe.
Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

breit angelegtes Culturgemälde, in dem wir Menschen und Ereignisse, gestaltet nach sorgfältigen Studien, anschaulicher geschildert finden als in manchem Geschichtswerke; und selbst wenn wir einräumen, daß der Dichter es mit den historischen Thatsachen nicht immer minutiös genau nimmt, sondern hinzufügt und fortläßt, was seine dichterischen Absichten erheischen — den Geist der Zeit, aus der solche echte Kunstschöpfung ihren Stoff entnommen, lernen wir hier sicher deutlicher verstehen, als durch die nur gewissenhafte Anhäufung der notorischen Thatsachen — das gilt für die Bücher von Walter Scott und gilt auch für die Dumas'schen „Drei Musketiere". — Das, trotz Zola und Daudet stets wachsende Ansehen der „Musketiere" hat denn auch kürzlich eine französische Verlagsanstalt zur Publication einer Prachtausgabe mit Illustrationen von künstlerischem Werthe veranlaßt, und als höchst dankenswerthes Beginnen bezeichnen wir

Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere" Prachtausgabe Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

es, daß die „Deutsche Verlagsanstalt" uns diese Prachtausgabe jener Perle der Romanlitteratur in würdiger deutscher Fassung bescheert. In sorgfältiger sinngetreuer Uebersetzung und opulenter Ausstattung wird das Werk uns dargeboten, geschmückt durch Illustrationen von der kunstbegabten Hand des bestbekannten französischen Zeichners Maurice Leloir, die M. Huyot sehr gelungen auf Holz geschnitten hat. So wird, vollendet, ein Prachtwerk ersten Ranges vor uns liegen, das in Wort und Bild unseren Sinn ergötzt und erfüllt und uns eine der interessantesten Perioden der Geschichte und der Gesellschaft Frankreichs lebenswahr in die Erinnerung ruft. A. W.

Laskaris.

Eine Dichtung von Arthur Pfungst. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der erste Theil dieses vorläufig zweibändigen Werkes: „Laskaris' Jugend" liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Umstand, der besonders hervorzuheben, da „Laskaris" nicht für die große Menge geschrieben ist, sondern stets nur bei einem kleinen Kreise tiefer denkender und warmfühlender Leier Beifall und Anerkennung finden wird. „Laskaris" ist ein philosophisches Epos, dessen Didaktik einerseits durch eine nicht große,

Digitized by Google

doch interessante Handlung, andererseits durch Verse von größter Schönheit anziehend gemacht wird.

Der Held, ein feuriger Jünger, lauscht an den sonnigen Gestaden Cyperns den weisen Lehren seines greisen Erziehers Philalethes. Allein vergeblich bemüht sich der Alte, auf den Schüler seine eigne düstre Lebensauffassung, welche aus den trüben Erfahrungen eines langen, den Idealen gewidmeten Lebens hervorgegangen ist, zu übertragen. Die sonnige Anschauung des werdenden Mannes und die abgeklärte des Vielgeprüften stehen sich gegenüber und geben reichen Stoff zur Aussprache bei den Meerfahrten, welche Beide oft unternehmen. Im Anblick der ihn umgebenden wunderbaren Natur versteht Laskaris den geliebten Lehrer nicht, der ihm buddhistische Weisheit lehrt:

„Wenn ich Dir lausche, wird die Welt mir leer,
Kein Vogel singt, und keine Blume blüht."

Feurigen und unverdorbenen Herzens, ausgestattet mit allen Gaben des Geistes und des Herzens, will er in jugendlichem Thatendrange hinaus in die Welt, sie und ihre Freuden genießen. Auf den Höhen des Lebens will er wandeln; nur das Dasein selbst soll ihm die Frage beantworten, „ob das Leben werth, gelebt zu werden."

Da selbst die Erzählung seines eigenen Ringens keinen Wechsel in Laskaris' Gesinnungen hervorbringt, läßt ihn der greise Adept in die Welt ziehen, bringt ihn aber vorher in ein Kloster, hoffend, daß der Einfluß des milden Priors das Feuer in der Brust des Jünglings mildern werde. Aber an dem ungestümen Lebensdrange prallen auch die weisen Lehren des Basilius ab. Laskaris rettet einer Jungfrau das Leben, allein dies ist dennoch den „Nereiden" verfallen, wenn ihnen nicht das „rothe Gold" geopfert wird. Voll heißer Liebe zu dem Mädchen, dem ersten, das ihm auf seinem Lebenswege entgegentrat, eilt er zu Philaleth, dem Einzigen, der das große Geheimniß, Gold zu machen, besitzt. Er findet den geliebten Lehrer im Verscheiden.

Dir wird die Kunst — wohl Dir, daß Du gekommen,
Ich hätt' die Panacee in's Grab genommen.

Laskaris bringt die Asche des Meisters, wie er gewünscht, nach Rhodos; frei und reich im Besitze des kostbaren Geheimnisses, zieht er in die Welt. Damit schließt der erste Theil der Dichtung: „Laskaris' Jugend".

Im zweiten Theile: „Der Alchymist" finden wir unseren Helden in stürmischer Frühlingsnacht, deren Schilderung und deren Beziehung zu den Gefühlen des Jünglings dem Dichter ganz besonders gelungen ist, am Ufer der Elbe, in Dresden. Das Glück ist ihm hold, er lernt ein junges Mädchen, Irene, kennen, das ihn bald mit ganzer Seele gefangen nimmt. Im Hause ihres Vaters, des Hofapothekers Meister von der Linden, findet er eine Heimat, und er arbeitet in dessen Laboratorium. Freilich beengen ihn anfänglich die düstern Mauern, aber die Liebe zu Irene fesselt ihn. Bei Gelegenheit eines der großartigen Feste, welche August der Starke veranstaltete, findet er endlich die gewünschte Gelegenheit, sich mit Irene auszusprechen. Sie öffnet ihm ihr Herz, und Tage des reinsten Glückes brechen für Laskaris an. Aber es erwarten ihn auch hohe Ehren. Der Krieg und die unglaubliche Verschwendungssucht des Fürsten haben das Volk ausgesogen, Hof und Land sind verarmt. Laskaris allein hat das Mittel, dem Elend zu steuern. Im Besitze der wunderwirkenden Paracee, hohen Rang und Ehren in sicherer Aussicht, das heißgeliebte Weib im Arme:

„Jetzt fühlte er sich hochbeglückt auf Erden,
Das Leben schien ihm werth, gelebt zu werden."

Seine Beziehungen zum Hofe, dem er „das rothe Gold" verschafft hatte, brachten ihn auch mit der schönen Gräfin Aurora, der bekannten Maitresse des Fürsten, in Berührung. Im Sinnenrausch vergißt er sein Weib, und als August die Geliebte zu sich nach Polen ruft, weigert sich Laskaris, ihm nochmals Geld zu schaffen, und muß deshalb in's Gefängniß wandern. In monatelanger Haft auf der Albrechtsburg läutert sich unser Held. Er schüttelt die Sinnenlust von sich, die ihn so lange umstrickte, und das Bild des fast vergessenen und doch geliebten Weibes, das ihm inzwischen einen Sohn geschenkt, taucht auf's Neue vor ihm auf. Irene rettet ihn, und beim Feuerschein des in der Ferne brennenden kurfürstlichen Schlosses ziehen Beide in die Ferne.

Dieses ist in kurzen Zügen der Inhalt der bedeutenden Dichtung, soweit dieselbe fertig vorliegt. Kleine Bedenken, welche die Handlung betreffen, müssen bis zum Er-

Digitized by Google

ſcheinen des dritten Theiles, welcher vielleicht nähere Aufklärungen und Aufſchlüſſe bringt, zurücktreten.

Hervorzuheben iſt der tiefe, ſittliche Ernſt der Dichtung, welche, von modernem Geiſte belebt, ſich doch hoch über die epiſchen Schöpfungen der ſonſtigen „Modernen“ erhebt. Trotzdem die beiden Theile je 12 Geſänge enthalten und die einzelnen Strophen je 10 Zeilen, ſo wirkt doch die Lectüre durchweg anregend und feſſelnd. Die Sprache iſt häufig von beſtrickender Schönheit, beſonders die Naturſchilderungen zeichnen ſich durch Pracht der Darſtellung und Feinheit der Beobachtung aus. Die formſchönen Strophen entzücken und ergreifen wie zarteſte Muſik, und ſelbſt der weniger peſſimiſtiſch denkende Leſer wird den in ſo vollendeter Form gebotenen Darlegungen einer buddhiſtiſchen Anſchauung gern folgen. Möge der Dichter recht bald im dritten Bande einen würdigen Abſchluß ſeines Werkes folgen laſſen. L. S.

Muſikaliſche Notizen.

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebſt Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Berlin, Gebrüder Paetel.

Wagner hatte, als er ſich in höchſter Bedrängniß befand, bei der Familie Wille in Mariafeld am Züricherſee einen Unterſchlupf gefunden, der ihm geſtattete, an ſeinem Lebenswerk in Ruhe weiterzuarbeiten. Die Mehrzahl der an Frau Wille gerichteten Briefe ſtammt aus den Jahren 1864 und 65, alſo aus der Zeit, wo König Ludwig II. von Bayern der „holde Schirmherr“ des Dichtercomponiſten geworden war. Sie zeigen, wie innig Wagner ſeinen königlichen Gönner verehrte und mit welch' rührender Anhänglichkeit er ihm ergeben war. Daß der Bayreuther Meiſter, der nicht eben ſelten der Egoismus und die Rückſichtsloſigkeit ſelbſt war, derartiger gemüthvoller Regungen fähig geweſen iſt, wird auch manchen ſeiner intimſten Bewunderer überraſchen.

Johann Strauß. Ein Lebensbild, entworfen von Ludwig Eiſenberg. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel.

Die Wiener Walzer-Dynaſtie Strauß hat auf dem von ihr cultivirten kleinen Gebiete eine Bedeutung erlangt, die auch der anerkennen muß, der gewohnt iſt, die Kunſt von ihrer ernſteſten Seite zu nehmen. Der letzte muſikaliſche Ausläufer der Familie Strauß, Johann Strauß, der Componiſt des Walzers „An der ſchönen blauen Donau“ und der Operette „Die Fledermaus“, hat vor Kurzem ſein 50jähriges Künſtlerjubiläum gefeiert und mußte alſo wohl den Biographen in die Hände fallen. Ludwig Eiſenberg hat den ihm in reichſter Fülle entgegengebrachten Stoff anziehend verarbeitet und manche hiſtoriſche Details mitgetheilt, die ein über den engen Wirkungskreis der Strauß'ſchen Familie hinausgehendes Intereſſe haben. Mit dem fauſtdick aufgetragenen Lobe wird vermuthlich der Wiener Walzerkönig zufriedener ſein, als der kritiſch-ſichtende Leſer. Gar ſo kräftig hätte der Verfaſſer das Weihrauchfaß nicht ſchwingen dürfen. Johann Strauß iſt ein ſehr luſtiger und melodienreicher Tanzcomponiſt, aber keineswegs ein zweiter Mozart oder Beethoven.

Robert Franz. Geſpräche aus zehn Jahren. Veröffentlicht von Dr. Wilh. Waldmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Die Litteratur über Robert Franz, den vielgenannten, aber leider wenig geſungenen Liedercomponiſten, iſt eine ſehr dürftige; jede Ergänzung iſt mit Dank anzunehmen. Was Robert Franz im Freundeskreiſe über ſeine Auffaſſung deutſcher Lieder hat verlauten laſſen, erſcheint hier zum erſten Male fixirt und der größeren Oeffentlichkeit erſchloſſen. Franz war kein Salonmenſch, ſondern eine gerade, ehrliche Natur, die mit ihren Anſichten nicht hinter dem Berge hielt. Er konnte ſich ſehr derb und draſtiſch ausdrücken, wenn es galt, eine Kunſtanſicht zu vertheidigen. Waldmanns Buch bietet faſt auf jeder Seite Belege hierfür. Was uns darin mitgetheilt wird, ſind allerdings nur Aphorismen, aber ſie treffen zumeiſt den Nagel auf den Kopf. Einigermaßen peinlich berührt uns das hohe Selbſtbewußtſein, das Franz in Betreff ſeiner eigenen Lieder wiederholt an den Tag legt, das vorliegende Buch würde an

Digitized by Google

Werth erheblich gewonnen haben, wenn der Herausgeber mit der Mittheilung derartiger Aussprüche vorsichtiger und sparsamer gewesen wäre. eb.

Das Geheimniß der berühmten italienischen Geigenbauer. Ergründet und erklärt von Otto Migge. Frankfurt am Main, Gebrüder Staudt.

Migges Broschüre ist mit großer Sachkenntniß geschrieben und wird auch für diejenigen, die sich über Geigenbau ihre eigene Ansicht gebildet haben, von hohem Interesse sein. Nach Migges Ansicht kann die natürliche Art der Lackirung allein das Geheimniß der großen Meister gewesen sein. An Opposition gegen diese Behauptung wird es nicht fehlen. Ob es möglich ist, nach Migges Theorien Instrumente anzufertigen, die den alten Cremoneser Geigen in jeder Hinsicht ebenbürtig sind, muß die Zeit lehren. Jedenfalls ist es im Hinblick auf den großartigen Schwindel, der mit alten Instrumenten getrieben wird, ein Verdienst, die Frage überhaupt angeregt und in Fluß gebracht zu haben. eb.

Bibliographische Notizen.

Das Alte Testament. Uebersetzt, eingeleitet und erläutert von Dr. Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic. Erichson und Pfarrer Lic. Dr. Horst in Straßburg. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Das Bibelwerk, das in seinen sieben Bänden das „Alte Testament" behandelt, gehört zu jenen Schöpfungen, die man mit Dankbarkeit und Andacht genießt. Wir dürfen den Ausdruck Genuß schon deshalb anwenden, weil die Uebersetzung nicht blos in streng sinngetreuer, sondern auch in flüssiger, leicht verständlicher Sprache dahinfluthet und zumal an den poetischen Stellen den Leser mit sich fortreißt.

Das im großen Stile angelegte Werk geht davon aus, „daß die ganze Geschichte der Israeliten, die politische, bürgerliche, litterarische und religiöse von der Frage abhängt, ob das biblische Schriftthum an den Anfang derselben gesetzt werden kann oder muß, als die eigentliche und echte Grundlage des socialen und geistigen Lebens der Nation, oder ob es die Frucht einer mehr als halbtausendjährigen Arbeit ist, an welcher zwanzig Generationen Antheil gehabt haben und welche erst fertig geworden, als die schaffende Kraft erschöpft war."

In dieser Frage wird mit Beachtung aller vorangegangenen Forschungen eine Klärung angebahnt und in consequenter Weise bewerkstelligt. Die Untersuchungen werden derart geführt, daß auch „der unvorbereitete, mit der Sache noch nicht vertraute Leser sich eine Meinung bilden kann und nicht in die Lage versetzt wird, entweder blindlings und unüberzeugt das Dargebotene annehmen oder es aus Mangel an klaren Beweisen vorschnell in Bausch und Bogen abweisen zu müssen."

So ergiebt sich für Reuß folgende Eintheilung der alttestamentlichen Bücher, zu welchen er auch die sogenannten Apokryphen zählt:

1. die Geschichtsbücher (Richter, Samuelis, Könige); 2. die Propheten; 3 Pentateuch und Josua; 4. die Kirchenchronik von Jerusalem (Chronik, Esra und Nehemia); 5. die hebräische Poesie (Psalter, Klagelieder, Hohes Lied); 6. Religions- und Moralphilosophie (Hiob, das Salomonische Spruchbuch, der Prediger, die Weisheit Jesus', des Sohnes Sirachs, das Buch der Weisheit Salomonis, lehrreiche Erzählungen und andere erbauliche Erzählungen aus den letzten Zeiten des vorchristlichen Judenthums (Jona, Tobia, Susanna, die Pagen des Darius, Baruch, das Gebet Manasses); 7. die politische und polemische Litteratur (Ruth, 1. und 2. Makkabäer, Daniel. — Esther, Judith, 3. Makkabäer, Bel und die Schlange, Epistel des Jeremia).

Wir können nur unseren früheren Wunsch wiederholen, daß die Theilnahme des Publikums es der Verlagshandlung ermögliche, dieses hervorragende Werk unter Zugrundelegung der französischen Arbeit durch das Neue Testament zu ergänzen. L.

Fragmente. Neue Folge. Von John Tyndall. Uebersetzt von Anna v. Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Das vorliegende Buch mit dem Titelbild des Verfassers enthält vierzehn verschieden-

Digitized by Google

artige Aufsätze meist populärwissenschaftlichen Inhalts und ist die letzte Publication des vor einem Jahre unerwartet schnell gestorbenen, geistreichen Verfassers. Die Aufsätze sind zum großen Theil Vorträge, die Tyndall in der Royal Institution gehalten hat oder die in englischen Zeitschriften erschienen sind, und umfassen den Zeitraum von 1880—1891. Die Reihe der Aufsätze eröffnet das Thema über die Sonntagsfeier in England, das der Verfasser in einem in Glasgow gehaltenen Vortrage behandelt hat. Als weitere Aufsätze schließen sich an: Goethe's Farbenlehre, Atome, Molecül und Aetherwellen, Graf Rumford, Das Leben und Wirken Pasteurs, Der Regenbogen, ferner eine Ansprache, gehalten in der Birkbeck Institution 1884, Thomas Young, Das Leben in den Alpen, Vom gewöhnlichen Wasser, Persönliche Erinnerungen an Thomas Carlyle, Zur Enthüllung der Statue von Carlyle, Ueber den Ursprung, Verbreitung und Verhütung der Tuberculose, alsdann allerlei Aufzeichnungen aus den Alpen und zum Schluß ein Gedicht: Ein Morgen auf der Lüsen-Alp. — In allen Aufsätzen tritt uns der wissenschaftliche Forscher in seiner liebenswürdigen Persönlichkeit entgegen, der es versteht, durch seine anziehende Sprache zu fesseln und auf naturwissenschaftlichem Gebiet mit feinem Verständniß das Walten in der Natur zu schildern. Die Uebersetzung ist correct, und sei das Buch hiermit bestens empfohlen.

K.

Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in 3 Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius. Leipzig, Akademische Buchhandlung.

Wieder Einer, der sich an das vielbearbeitete, aber noch nicht erschöpfte Problem der Mythe vom ewigen Juden gewagt hat. Der bisher unbekannte Dichter verstand es, dem oft behandelten Stoff neue Seiten abzugewinnen, ihn außerordentlich fesselnd zu gestalten, die Gedanken des Lesers anzuregen und das Interesse bis zur letzten Scene wach zu erhalten. Schon die Verbindung, in die er den ewig lebenden Ahasver mit Moses und Elias, welche gleichfalls nicht „gestorben" sind, im Vorspiel seines Mysteriums bringt, zeugt von eigenartiger Auffassung. Die Handlung spielt zur Zeit der ersten Tempelzerstörung und ist reich an fesselnden, echt dramatischen Momenten. Das Werk würde auch auf der Bühne seine Wirkung sicher nicht verfehlen, aber leider ist es nicht anzunehmen, daß eine Direktion den finanziell vielleicht ungünstig ausfallenden Versuch wagen würde. Als Lektüre aber ist der Lepsius'sche „Ahasver" jedenfalls auf's Wärmste zu empfehlen.

L. S.

Werde zum Weib. Roman von Ida Boy-Ed. 2 Bde. Leipzig, Karl Reissner.

Ida Boy-Ed gehört zweifelsohne zu den anerkanntesten deutschen Schriftstellerinnen, ja sogar zu internationaler Bedeutung ist sie, wie die Uebersetzung einiger ihrer Werke in fremde Sprachen beweist, gelangt. Ihrer dichterischen Eigenart und hervorragenden geistigen Bedeutung ist vor Kurzem in diesen Blättern, die große Verehrer-Gemeinde der hochbegabten Frau (zu der wir übrigens eifrigst uns zählen), voll befriedigend, eingehend gedacht worden, und so haben wir uns heut nur mit der Würdigung ihres neuesten Werkes: „Werde zum Weib" zu beschäftigen. Diese neueste Schöpfung reiht sich den bedeutendsten der talentvollen Autorin leider nicht an. Gewiß, es ist ein kluges Buch, das da vor uns liegt; eine Sammlung von treffenden Aussprüchen über die Welt und das Leben, die Menschen und die Dinge, die sich recht umfangreich aus den Boy-Ed'schen Büchern anstellen ließe, würde durch dieses neueste Werk wesentlich vermehrt werden können; aber es ist ein Buch, dem man so deutlich seine Absicht anmerkt, daß man nicht nur verstimmt, sondern manchmal sogar — horribile dictu! — gelangweilt wird. Ida Boy-Ed, die es so trefflich versteht, Menschen von Fleisch und Blut, lebendig in ihrem Wollen und wirklich in ihrem Handeln, zu gestalten, begnügt sich dieses Mal zumeist mit Figuren, die nur geschaffen sind, die Ansichten der Autorin zu künden und eine Beweisführung für jene zu übernehmen. Wohl hat das Wort: „Werde zum Weib!" einen hohen Klang, und wenn sich vielleicht auch noch darüber streiten ließe, ob das, was Ida Boy-Ed als den Inbegriff der Weiblichkeit bezeichnet, wirklich deren duftigste Blüthen sind, die Berechtigung der Tendenz: des Weibes Werth, abgethan von allen äußeren Erfolgen, nur in der Innerlichkeit darzuthun, ist über jeden Zweifel erhaben, und die Repräsentantin jenes aus ihrer glänzenden Schein-Existenz und dem sie umdrängenden Flirt zum Weibe erwachenden Mädchens ist wohlgelungen. Aus ihrem Munde hören wir auch manchmal wirkliche Herzenstöne, die

Digitized by Google

uns ergreifen, sonst aber gelangt nur höhere oder geringere Beredsamkeit zur Wirkung, und so lesen wir das Buch, erkennen seinen erziehlichen Werth, bewundern die Gedankenreife der Autorin — aber warm werden wir dabei selbst in jenen Scenen, in denen die Handlung gipfelt, nicht! Und noch Eins: Uns war es stets ein Beweis mehr für die poetische Vollkraft Ida Boy-Ed's, daß warmblütig, reizvoll-anziehend ihre eigene Individualität, gleichsam ununterdrückbar, aus ihren Schöpfungen zu uns sprach. Auch die Befriedigung dieses, wir möchten sagen: intimen Interesses läßt ihr neuestes Buch vermissen. A. W.

Aus der schönen, wilden Lieutenants-Zeit. Roman aus dem österreichischen Cavallerieleben von Carl Baron Torresani. 2 Bde. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Der Roman liegt in III. Auflage vor uns; der Autor lehrt uns die Bedeutung dieser Thatsache dahin verstehen, daß der Roman „ein drittes Tausend macht", und wir glauben gern an seine Zufriedenheit ob dieses Erfolges. Wir nennen auch selbst die erwähnte Thatsache einen Erfolg — sollen wir uns deswegen unseres kritischen Rechtes begeben? Das Buch liegt auf unserem Buchertisch; wir haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, unsere Meinung zu äußern, und so sei es denn unumwunden ausgesprochen: vom litterarischen Standpunkt erscheint uns der Werth des Buches recht gering, sein Erfolg nicht verdient! Es ist ansprechend überall, wo es wirklich aus dem Militärleben berichtet; da wirkt es mit der Frische und Anschaulichkeit des Selbsterlebten. Leider aber sind es nur sehr wenige Scenen, die sich mit dem Soldatenthum beschäftigen, der weitaus größere Raum des Buches wird durch einen Herzensroman ausgefüllt, dessen Held allerdings ein Offizier ist, aber eben so gut jedem anderen Stande angehören könnte, wenn er nur das Zeug dazu hat, ein Lump zu sein! Der Roman selbst zeichnet sich nur durch grobe Unwahrscheinlichkeiten, sonst durch Nichts aus; sein Humor ist Burleske, und seine Tragik der Scandal. In welchem Stile er uns erzählt wird, haben wir oben durch eine kurze Andeutung gekennzeichnet; es ließe sich mit leichter Mühe eine reiche Lese von Stilblüthen anstellen. Den warmen Enthusiasmus des Autors für sein schönes Vaterland lassen wir als lobenswerth und episch wirksam gern gelten, erlauben uns sogar einen großen Theil des Erfolges des Buches hierauf zurückzuführen; wenn aber der Autor meint, daß er die Revision der neuen Ausgabe noch gründlicher gestaltet, hätte ihn nicht das alte Sprichwort vom „Besseren, dem Feind des Guten", davon abgehalten, so glauben wir allerdings entschieden, er hätte noch sehr viel revidiren, mancherlei factische Unrichtigkeiten ausmerzen können, bevor dem Guten in seinem Buche zu nahe getreten wäre. A. W.

Honos. Von H. Steiniger. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Honos ist eine phantastische Insel im Ocean, die auf keiner Landkarte verzeichnet ist; — zwei schiffbrüchige Europäer werden auf dieselbe verschlagen und finden auf dieser zu ihrem Erstaunen nicht nur menschliche Bewohner, sondern ein hochentwickeltes Gemeinwesen, in welchem die sociale Frage auf das Glücklichste gelöst ist. Hier giebt es keine Leidenschaften, keinen Kampf um's Dasein und kein Verbrechen, in schönster Harmonie leben diese beneidenswerthen Insulaner nur im Dienste des Gemeinwohls, und obgleich vollkommen isolirt von der übrigen Welt, ist bei ihnen die Technik in viel höherem Grade entwickelt, als in dem großen Centrum der Civilisation, so daß alle mechanische Arbeit von Maschinen geleistet wird. Und wodurch ist dieser Zustand der Glückseligkeit erreicht? einzig und allein durch die Trennung der Geschlechter; es giebt auf der Insel einen Staat der Männer und einen auf gleicher Basis organisirten Frauenstaat, und in dieser Trennung liegt der Urgrund zu ihrer Zufriedenheit, denn nach des Verfassers Ansicht ist alles Unheil durch die Geschlechtsliebe in die Welt gekommen.

Wie diese beiden merkwürdigen Gemeinwesen organisirt sind, und welche Schicksale die beiden Europäer daselbst erleben, mögen diejenigen Leser nachlesen, die gewillt sind, dem Autor auf dem sonderbaren Fluge, den seine Phantasie genommen, zu folgen. mz.

Wildwuchs. Von H. Eschelbach. Zweite Auflage. P. Neubner. Köln a./Rh.

Im Nachhall heißt es: „Ich mag es nicht, das blinde Träumen, ich mag es nicht, das blinde Dichten; ich kann den Blick aus Märchenträumen auch scharf auf unsre Tage richten." Es ist bedauerlich, daß dies dem Dichter erst zuletzt eingefallen und daß er uns nicht schon auf den vor-

Digitized by Google

hergehenden 136 Seiten einen Beweis davon gegeben hat. In Eichelbach offenbart sich ein frommes Gemüth, dem ein hübsches Lied gelingt und das auch von Herzen kommende Töne anzuschlagen weiß. Aber es fehlt ihm die Eigenart. Fast Alles hat man schon ähnlich und oft besser gelesen. Der Inhalt der wenigen epischen Gedichte ist nicht originell, und auch die Form läßt oft zu wünschen übrig. ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Andrejanoff, V. v., Weltgericht. Leipzig, C. G. Naumann.

Bemerkungen zu dem Entwurf eines Börsengesetzes. Veröffentlichung der freien Vereinigung der Berliner Productenbörse. Berlin, H. S. Hermann.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 848—859. Halle, O. Hendel.

Boy-Ed, Ida, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann Ninfa. Drei Novellen. Dresden, Leipzig, C. Reissner.

Busse, Carl, Gedichte. Dritte Auflage. Grossenhain u. Leipzig. Baumert und Ronge.

Couperus, Louis, Majestät. Roman. Einzige, vom Verfasser und Verleger autorisirte Uebersetzung. Dresden, H. Minden.

Die Donau von Passau bis zum Schwarzen Meere. Wien, Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Feddersen, F. A., Christlich-sozial. Moderne Psalmen. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Freemann, Edward, A., Geschichte Siciliens. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Erster Band. Mit dem Bildniss d. Verfassers und 5 Karten. Leipzig, B. G. Teubner.

Gnad, Ernst Dr., Litterarische Essays. Neue Folge. Wien, C. Konegen.

Hottenroth, Fr., Handbuch der deutschen Tracht. Lieferung 2—11. Stuttgart, G. Weise.

Jaffé, M., Rembrandt und der Herr Geh. Rath Dr. Bode. Eine Kritik. Berlin, R. Taendler.

Jahresbericht d. Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller für 1893/94. München, Selbstverlag.

Knackfuss, H. Rembrandt. Mit 156 Abbildungen von Gemälden, Radirungen u. Handzeichnungen. Zweite Auflage. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen und Klasing.

Kohaus, Frau Hannah Mose, Leben und Gesundheit. Deutsche Uebersetzung von Rudolph Kohaus. Chicago, F. M. Harley Pub. Co.

Meyer, L., Lehrbuch der Graphologie. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Morgenstern, Christian, In Phantas Schloss. Ein Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen. Berlin, Richard Taendler.

Die Musen. Zwanglose Hefte für Production und Kritik. Herausg. von W. Arent. 1895. Mai. München, M. Poessl.

Penzler, Johs. Marksteine von Bismarcks Lebensweg. Eine chronologische Darstellung der bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Altreichskanzlers an der Hand seiner Reden. Festschrift zum 80. Geburtstage. Leipzig, Otto Wigand.

Plan von Wien, neuester und vollständigster mit Angabe der neuen Bezirkseintheilung Wien, A. Hartleben.

— grosser. 7. Auflage. Wien, A. Hartleben.

Poschinger, H. v., Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. (geb. 1806, gestorben 1886). Mit Bildn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Preyer, W., Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss.

Pröll, K., Deutsches Leben und Weben. Nationale Erzählungen. Villach, Gebr. Gitschthaler.

Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. Nr. 9. 10. Königsberg, Brann und Weber.

Reiserouten in Bosnien und der Herzegowina. Illustr. Führer. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben.

Robert, Friedrich. Aus dem Nichts zum Glauben. An alle Denker gerichtet. Zweite Auflage. Berlin Bibliogr. Bureau.

Rüttenauer, B., Heilige. Legenden und Historien in Prosa. Heidelberg, C. Weiss.

Skowronnek, R., Mein Vetter Josua. Roman. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Sosnosky, Th. v., Aus der Dreiviertel-Welt. Dresden, E. Pierson.

Stössel, A., Brandung, Novelle. Leipzig, Rob. Friese Sep. Cto.

Umlauft's Werke. Gesammelt, herausg. und mit Anmerkungen versehen von einem Verehrer des Dichters. Erstes Tausend. Eberswalde, A. Lemme.

Volksdichtungen, bulgarische. Uebers., mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. Strauss. Wien, C. Gräser.

Wichert, Ernst, Blinde Liebe. Novelle. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Winter, J. und Aug. **Wünsche**, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Lief. 24. Trier, S. Mayer.

Witz, Ch. Alphonse, Keine Lücke im Leben Jesu. Antwort auf die Schrift von Nikolaus Notowitsch: Die Lücke im Leben Jesu. Wien, Carl Konegen.

Wohlmuth, A., Benedikt Brömel. Eine Lebensgeschichte. München, A. Ackermann's Nachf.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psychologr. Forschungen. Jahrg. III. April 1895. Berlin, Hermann Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1895er. Frische Füllung. 1895er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41,6 "
Theresienbrunn	47,4 "
Neubrunn . .	47,3 "
Marktbrunn .	34,5 "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33,4 "
Kaiserbrunn.	39,1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Ermässigung der Preise für

Apollinaris

Natürlich kohlensaures Mineral Wasser.

Im Einzelnverkauf wird das obige Wasser, jetzt wie folgt berechnet :—

	Inclusive des Gefässes.	Vergütung für das leere Gefäss.	Netto-Preis des Wassers.
1/1 Flasche	30 Pf.	5 Pf.	25 Pf.
1/2 Flasche	23 „	3 „	20 „
1/1 Krug	35 „	5 „	30 „
1/2 Krug	26 „	3 „	23 „

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.

Digitized by Google

Digitized by Google

August 1895.

Inhalt.

Seite

Friedrich Fürst Wrede in Salzburg.
Ein Räthsel. Studie 139

Moritz Brasch in Leipzig.
Paolo Mantegazza. Ein litterarisches Portrait 148

Karl Vogt †.
Harmlose Plaudereien über romanische Litteratur 156

Fr. Rubinstein in Berlin.
Zur Naturgeschichte des Pöbels 189

Franz Herold in Prag.
Gedichte 198

C. F. H. Bruchmann in Breslau.
Geisterglaube und Fetischdienst 200

Ludwig Fuld in Mainz.
Der Staat und die Ehescheidung 211

M. Schoepp in Berlin.
Wer ist der Mann? Erzählung 221

Clemens Sokal in Wien.
Die Memoiren von Barras 258

Bibliographie 269
Kriegs-Erinnerungen. (Mit Illustrationen.)
Kunstgeschichtliche Notizen 272
Bibliographische Notizen 274

Hierzu ein Portrait: Paolo Mantegazza.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

P. Mantegazza

[illegible] Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

[illegible] Band [illegible] August 189[illegible] — Heft 22[illegible]

[illegible]

Breslau
[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIV. Band. — August 1895. — Heft 221.

(Mit einem Porträt in Radirung: Paolo Mantegazza.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Ein Räthsel.

Studie.

Von

Friedrich Fürst Wrede.

— Salzburg. —

Die Bergstraße in der Provinzialhauptstadt L. führt steil, wie schon ihr Name besagt, auf einen ansehnlichen Hügel, der sich als ein letzter Ausläufer der Alpen bis dicht vor die Thore der Stadt lagert.

Es ist nicht die einzige Straße, die auf diesen Höhenzug führt. Ein breiter, bequemer Fahrweg schlängelt sich in weiten Serpentinen gleich eine ungeheuren Schlange hinauf. Aber die Bergstraße ist bedeutend kürzer und mündet gerade gegenüber dem „Rothen Luchs" in die Gartenanlagen, die den Hügelrücken bedecken.

Sie wird deshalb von den Leuten, die dort die sonntägigen Tanzunterhaltungen besuchen oder von diesen heimkehren, meistens benützt.

Es ist eine enge, finstere, schlecht gepflasterte Gasse.

Wo der Weg gar zu steil wurde, hatte man steinerne Stufen gelegt. Dadurch ist die Straße natürlich für Fuhrwerk unbenützbar.

Die Häuser auf beiden Seiten sind alte Gebäude und können selten mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschosse aufweisen.

Manche Fenster sind mit grellfarbigen Vorhängen versehen. Ihre Brüstungen sind oft mit Kissen bedeckt. Selbst einzelne kümmerliche Blumensträuße haben sich dorthin verirrt.

Nachts sind die meisten Fenster beleuchtet.

Die ehrsamen Bürgersleute aber machen lieber einen weiten Umweg, als zu später Stunde die Bergstraße zu durchschreiten.

In der Parterrestube des Hauses Nr. 7 wohnte eine Frau, die man allgemein die „Gräfin" nannte.

Digitized by Google

Niemand wußte, wie der Name ihr zuerkannt worden war. Jedenfalls entsprach die äußere Erscheinung der Frau nicht dem Bilde, das die landläufige Phantasie von einer Gräfin entwirft. Sie war vielmehr ein unschönes, bejahrtes Weib von erschreckender Körperfülle.

Selbst der Kopf mit den fleischigen, dick mit Schminke übertünchten Wangen, den kleinen, verschwommenen Augen und dem starren, schwarzen Haar hatte nichts Anziehendes.

Sie war eine Verworfene im vollsten Sinne des Wortes.

Nicht Unglück, Noth oder verlassene Liebe hatte sie auf den betretenen Weg gewiesen.

Sie war schlecht, weil sie schlecht sein mußte.

Sie war nie verdorben und nie verführt worden — sie kam bereits als angefaulte Knospe auf die Welt.

Davon machte sie auch kein Hehl.

Nichts lag der Gräfin ferner, als eine übel angebrachte Sentimentalität.

Im Leben dieses Weibes war weder Romanhaftes noch Dunkles. Sie hatte ganz einfach ihre Freude an der Sünde. Kein Zug, keine Falte, vor der der Menschenforscher sinnend stehen bleiben und das Grab einer Seele ahnen konnte!

Nichts Verborgenes, Räthselhaftes — Nichts — als ihr Tod!

Und das kam so.

Eines Tages besuchte die Gräfin den Tanzboden des „Rothen Luchses". Es lag in ihren Gewohnheiten, dies zweimal im Monat zu thun.

Schon als sie den kleinen Vorgarten betrat, der das Tanzlocal von der Straße trennte, schollen ihr gedämpfte Musiktöne entgegen.

Es war im October.

Die ganze Woche über hatte es geregnet, und die weiche Erde des Gärtchens war grundlos geworden.

Man hatte deshalb von der Gitterpforte bis zur Thür des Hauses ein Brett gelegt.

Vorsichtig betrat die Gräfin diese schlüpfrige Brücke, unter der der nasse Schlamm gluckste und quiekste.

Wie sie so dastand, auf dem Brette ihr Gleichgewicht suchend, ihr Kleid ängstlich in die Höhe haltend, in den Augen aber schon begehrliche Lichter, die die abgerissenen Töne der Musik entflammt hatten, — da war sie wirklich grotesk — häßlich!

Nachdem sie eingetreten und einen Platz nicht weit vom Ausgang gewählt, blieb sie einen Augenblick hoch aufgerichtet stehen und warf einen orientirenden Blick um sich.

Ihre schlaffen Züge belebten, ihr Busen hob und senkte sich! Ihre kleinen Augen leuchteten!

Digitized by Google

Der Lärm, die Musik, die vom Staub, Tabakgeruch und Alkohol geschwängerte Atmosphäre, die jedem Anderen den Athem geraubt hätte, schien auf dieses Weib eine belebende, berauschende Wirkung auszuüben.

Der Saal des „Rothen Luches" war ein langgestreckter, vielfensteriger Raum, dessen größerer Theil dicht mit Tischen und Stühlen bestellt war, während die Mitte als Tanzboden diente.

Die Tänzer bildeten Handwerker und Kleinbürger aus der Stadt, in überwiegender Mehrzahl aber Soldaten des in L. heimischen Artillerieregimentes.

Etwas abseits an einem runden Tische saßen auch einige Infanteriesoldaten. Dieses Regiment war erst vor kurzer Zeit nach L. versetzt worden und genoß noch wenig Sympathien in der Bevölkerung. Das geringste Entgegenkommen aber fanden die Ankömmlinge bei ihren Waffenbrüdern. In Ermangelung eines dritten Feindes hatten sich die kampfesmuthigen Vaterlandsvertheidiger schon gegenseitig auf verschiedenen Tanzböden kleine, aber blutige Schlachten geliefert.

Die über beide Parteien verhängten Strafen waren nicht geeignet, den Frieden zu befestigen und die grollenden Herzen zu versöhnen.

Die Fußsoldaten betheiligten sich daher auch nicht am Tanze.

Umsomehr mußte es dem geübten Auge der Gräfin auffallen, daß sich ein Träger der verhaßten blauen Uniform mitten in dem dichtesten Gewühl der Tanzenden bewegte. Dieser Unteroffizier machte gerade, als ob es Brauch und Sitte sei, daß die Regimenter gute Kameradschaft hielten und nie von einer Feindschaft zwischen Nord- und Südprovinz die Rede gewesen wäre.

Wie die Gräfin so dastand und über solche Verwegenheit nachdachte, kam ein untersetzter Artillerist auf sie zu und forderte sie zum Tanze auf. Sie war trotz ihrer unförmlichen Gestalt eine gute Tänzerin, und besonders ihr „Schottisch" genoß einen vorzüglichen Ruf.

„Was wollen die Lackenpatscher hier?" frug sie ihren Tänzer.

„Wirst sehen, heut giebt's noch was!" flüsterte ihr dieser zu.

Lackenpatscher war die Benennung der Artilleristen für die Fußsoldaten, wofür diese sie als Pulverjuden bezeichneten.

Gerade wie sie sich in der Mitte des Saales im Kreise drehten, verstummte plötzlich die Musik, und die Paare lösten sich auf, um ihre Plätze an den Tischen vor den halbgeleerten Bierkrügen wieder einzunehmen.

Die Gräfin war dicht neben dem fremden Unteroffizier zu stehen gekommen.

Er war ein hochgewachsener, breitschultriger Bursche, mit großen männlichen Zügen und starker Nase. Die Haare trug er an den Schläfen zu sogenannten „Sechsern" in's Gesicht gebürstet, den Strohhalm seiner Virginia hinter dem Ohre.

Digitized by Google

Die Gräfin blickte ihn scharf an, so daß es dem jungen Krieger, der sie nicht bemerkte und sich gerade mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirne und vom Halse wischte, auffallen mußte.

„Was willst denn von mir? Verschau Dich nur nicht!" frug er sie lachend.

„Sie muß ich schon wo gesehen haben!" antwortete die Frau nachdenklich.

„'s kann leicht sein."

Damit wandte sich der Bursche gleichgiltig um und schritt zum Tische seiner Kameraden. Die Gräfin aber wurde plötzlich nachdenklich. Auch sie kehrte auf ihren Platz zurück und trank gierig aus ihrem großen Bierkruge.

Die Stimmung im Saale wurde immer kampflustiger. Die blaue Uniform der Lackenpatscher reizte die Raufluft der Pulverjuden auf das Aeußerste. Es schien ausgemacht, daß die Fremden schon mit der Absicht, zu raufen, den „Rothen Luchs" aufgesucht hätten. Sie waren doch genügend lange in der Stadt, um zu wissen, daß dieses Gasthaus ausschließlich von der Artillerie besucht zu werden pflegte. Gab es denn nicht noch genug andere Wirthschaften im Orte?

Schon flogen bedenkliche Worte, böse Witze und derbe Anspielungen zum Infanteristen-Tische hinüber. Daß man dort nicht weniger derb und schlagfertig antwortete, verstand sich von selbst.

Zum Glücke intonirte die Musik. Man erhob sich von den Tischen, um zum Tanze anzutreten.

Allen voran der fremde Bursche.

Die Gräfin sandte einen Vierjungen mit der Aufforderung zu ihm, er solle sie zum Tanze führen.

Gespannt verfolgte sie mit den Augen den Vorgang.

Der Unteroffizier war gerade aufgestanden, als ihr Abgesandter zu ihm trat.

Jetzt sprach ihn der kleine Junge an.

Der Fremde blickte zu ihr herüber — lachte — und schüttelte verneinend den Kopf.

Beschämt senkte die Alte die Augen.

Andere Tänzer kamen und forderten sie auf.

Sie aber schlug jeden aus.

Man wollte seinen Augen nicht trauen! Die Gräfin weigerte sich zu tanzen! Dieser Fall war in den Annalen des „Rothen Luchs" noch nicht verzeichnet!

Theilnahmlos und traurig kauerte sie hinter ihrem Bierglase, mechanisch die Goldreifen an ihren Fingern drehend.

Auf die Tanzenden konnte sie nicht blicken — denn da hätte sie immer den Fremden sehen müssen, wie er sich siegesbewußt, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den Arm um seine Tänzerin geschlungen, langsam im Kreise drehte.

Digitized by Google

Das konnte und wollte sie nicht sehen!

Plötzlich ertönten einige laut streitende Stimmen und gleich darauf ein entsetzlicher Lärm.

Infanterie und Artillerie waren aneinander gerathen!

Ein geringfügiger Anlaß hatte den Anstoß zur Entladung des in beiden Lagern bis zum Siedepunkt gestiegenen Grolles gegeben.

Die Musik verstummte mit einem schrillen Mißklang. Die Tänzer ließen ihre Mädchen ohne Weiteres stehen und eilten, sich am Kampfe zu betheiligen.

Die Weiber kreischten, die Burschen brüllten wie die jungen Stiere. Tische und Stühle wurden krachend auf den Boden geschmettert. Ein entsetzlicher betäubender Lärm!

Die große Ueberzahl der Pulverjuden entschied rasch das Schlachtenglück. Ehe man sich noch recht über den ganzen Hergang Klarheit verschaffen konnte, waren die blauen Lackenpatscher an die Luft gesetzt.

Zum Glück hatten sie dem Ausgange ziemlich nahe gesessen, so daß der schmerzliche Weg dorthin nicht allzu lange währte.

Nur der Unteroffizier war noch im Saale.

Er war ruhig an die Wand getreten, wo sein Säbel an einem Kleiderhaken hing. Gemächlich schnallte er sich die Waffe um und setzte die blaue Mütze auf, ihr mit beiden flachen Händen die richtige „feiche" Lage gebend.

Für ihn würde die Betheiligung an einer Rauferei verhängnißvoll werden.

Er schritt dem Ausgange zu.

Anfangs ging Alles ganz gut.

Aber wie er schon fast die Thüre erreicht hatte, wollte ihm ein Trupp Artilleristen, die den geistigen Genüssen des „Rothen Luchses" zu sehr zugesprochen hatten, den Weg vertreten.

An ihrer Spitze ein baumlanger Mensch, mit Händen nicht viel kleiner als ein Wagenrad.

Der Unteroffizier blieb stehen. Unwillkürlich lockerte die nervige Hand den Säbel in der Scheide. Seine breite Brust hob sich unter der Bluse tief Athem holend. Das konnte die Borte und die Sterne auf seinem Kragen kosten!

Nur noch wenige Schritte waren die Angreifer von ihm entfernt.

Unheimliche Stille trat plötzlich ein.

Jene Stille, die kein Zurück mehr gestattet und die durch ein gewaltsames Ereigniß, durch eine That gelöst werden muß.

In diesem Falle war es der Angriff auf den Unteroffizier, den man erwartete.

Aber plötzlich erhob sich mit jähem Rucke die Gräfin von ihrem Stuhle. Rasch entschlossen griff sie mit kräftiger Faust nach ihrem wohlgefüllten Bierkrug und rief mit lauter Stimme das wohlbekannte „Obacht — Sauce!"

Digitized by Google

in den Saal. Zu gleicher Zeit schleuderte sie seinen gelben Inhalt in weitem Bogen den ahnungslosen Angreifern klatschend in's Gesicht!

Ein dröhnendes Lachen belohnte die rasche That!

Die Getroffenen wischten sich fluchend und scheltend die biernassen Gesichter, ohne aber der Spenderin der unerwarteten Abkühlung Etwas zu Leide zu thun.

Diese hatte ihrer Heldenthat brummend hinzugefügt: „Wollt's Euch einsperren lassen auf 60 Tage wegen den Lackenpatschern?"

Dann bezahlte sie ruhig ihr Bier und ging mit der Versicherung, daß ein anständiges Weib sich in solchen Wirthschaften nicht mehr mit Ruhe stärken könne.

Auf der Straße stieß sie auf den Unteroffizier, der den unteren Pfosten einer Straßenlaterne erstiegen hatte und sich nun in aller Seelenruhe anschickte, eine Cigarette an der Gasflamme anzuzünden.

Neugierig blickte der Bursche auf das Weib.

„Denen hast es gegeben!" meinte er lachend und schritt neben ihr die steile Bergstraße hinunter.

„Ich bin alt genug, um gescheiter zu sein — als die blöden Buben," erwiderte sie trocken und mürrisch.

Dann frug sie, wie er eigentlich heiße?

Warum sie das wissen wolle?

„Ist's eppa nicht erlaubt zu fragen?"

Es sei kein Geheimniß, entgegnete er gut gelaunt — er heiße Franz und stamme aus der Großstadt, wo die Menschen bekanntlich viel klüger sind, als in der Provinz.

Da erkundigte sie sich nach Mancherlei. Ob es in der Residenz noch sei wie früher — zu ihrer Zeit.

Sie waren vor ihrer Wohnung angelangt und blieben stehen.

„Du hast es doch nur wegen mir gethan?" frug er.

„Was?"

„Na — wie'st die Pulverjuden so ang'schüttet hast!"

Sie wandte sich kurz um und öffnete die Thüre.

„Was geht's Dich an!" entgegnete sie rauh und trat in's Haus.

Aber sie ließ die Thüre offen.

Einen Augenblick überlegte er.

Dann warf er die Cigarette weg, bückte seine hohe Gestalt — und folgte ihr.

* * *

Drei Wochen waren in's Land gezogen. Die zwei letzten hatten der Gräfin viele bittere Stunden gebracht. Zweimal noch hatte sie der Franz im Laufe der ersten Woche besucht.

Dann aber war er nicht wieder gekommen.

Digitized by Google

Sie hatte ihm geschrieben — er antwortete nicht.

Die wilde Leidenschaft, mit der sie an ihm hing, hatte den jungen Burschen anfangs belustigt, dann erschreckt, schließlich aber angewidert.

Von einer Freundin hatte die Gräfin erfahren, daß er mit einem jungen, bisher unbescholtenen Mädchen gesehen worden sei. Diese Nachricht raubte dem armen Weibe alle Ruhe und jede Fassung. Stundenlang irrte sie auf den Straßen umher und lauerte auf Franz.

Bald hatte sie Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß man ihr die Wahrheit berichtet hatte. In zwei Wochen hatte die alte Frau allen Jammer und alles Weh der heißesten, leidenschaftlichsten Liebe durchgekostet.

So unglaublich es klingen mag, diese Frau liebte! Liebte zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben.

Der späte Frühling machte sie jedoch nicht liebenswürdiger. Sie wußte, wie drollig ihr die neue Rolle zu Gesicht stand.

Und das war das Entsetzlichste! Den wühlendsten Schmerz zu empfinden und sich der Komik, die ihm anhaftet, bewußt zu sein!

Mochte in dem ganzen Leben dieses Weibes nur Gemeines und Niedriges zu finden sein — aus diesem Schlamme stieg reinigend, läuternd, ungeheuer die Majestät des Leides!

Nach durchrasten Tagen und durchweinten Nächten erfaßte sie eine dumpfe Verzweiflung.

Die ganzen Nachmittage saß sie auf der Schuttinsel, die sich der Kaserne gegenüber in den Fluß lagerte. Ein kümmerliches Gestrüpp hatte sich dort angepflanzt, gerade genügend hoch, um eine menschliche Gestalt zu verbergen.

Lange, lange Stunden wartete die Gräfin dort geduldig, bis sie ihren Abgott gesehen hatte.

Denn einmal im Tage mußte sie ihn sehen — nur sehen! Das war der einzige Anspruch, den sie an die Lebensfreude noch stellte!

Ihre Liebe hatte eine merkwürdig entkörperte Richtung genommen. Man erzählt, daß zu gewissen Zeiten einzelne religiöse Orden bestanden hätten, die durch maßlose sinnliche Ausschweifungen die Fleischeslust zu ertödten versuchten. Die Gräfin schien dieses Ziel erreicht zu haben.

Gegen Ende der dritten Woche saß sie eines Abends am Fenster und blickte mit ihren kleinen Augen traurig auf die dunkle Straße.

Da kamen langsame Schritte die Gasse herauf. Dazu klirrte leise ein Säbel auf dem Pflaster.

Ein jäher Schreck durchzuckte die Alte. Wenn er es wäre!

Mit raschem Schritte eilte sie vor den Spiegel auf dem Schubkasten und ordnete das wirre schwarze Haar. Dann wieder zum Fenster!

Und er war es!

Er war es — aber an seinem Arme hing ein hübsches blondes Mädchen!

Digitized by Google

Haß, Neid, Verachtung, Eifersucht füllten einige Augenblicke das alte Herz der Gräfin.

Er führte wohl jetzt dieses halbe Kind in die Anlagen spazieren! Vielleicht kehrte das saubere Paar sogar beim „Rothen Luchs" ein!

Verwegen war er genug dazu — der Franz!

Wie, wenn sie ihnen jetzt nacheilte und die von ihm verhöhnten Pulverjuden aufreizte!

Ob das kleine Mädchen an seinem Arme auch den Muth und die Geistesgegenwart hätte, ihr Bier seinen Angreifern in die wuthentstellten Gesichter zu gießen!

Und dann — dann würde er degradirt — bei Wasser und Brot eingesperrt — krummgeschlossen — müßte hungern —! hungern — ihr Franz!

Der bloße Gedanke verursachte ihr Pein — der armen, alten Gräfin!

Und keinen Blick hatte der stolze junge Mensch ihr zugeworfen!

Der Schall seines Schrittes, wie er langsam den Berg erklomm, tönte durch die Abendstille bis zu ihr — dazu das leise Aufstoßen des Säbels auf den steinernen Stufen.

Sie beugte sich aus dem Fenster — so weit sie konnte!

Sie blickte ihm nach — so lang' sie konnte!

Aller Groll, aller Haß, alle Rachegedanken waren verschwunden!

Dann trat sie in's Zimmer zurück, setzte sich auf den Bettrand und weinte bitterlich.

Die hellen Thränen rieselten unaufhörlich über ihre schlaffen, geschminkten Wangen, und ein ängstliches Schluchzen entrang sich der gequälten Brust.

Die Hände hatte sie ergeben im Schooße gefaltet.

Rückhaltlos überließ sie sich ihrem Schmerze!

Sie wußte nun plötzlich, daß es aus sei mit dem Franz und mit der Liebe für immer!

Ja — für immer!

Sie hatte auch genug gelebt! Was wollte sie denn eigentlich noch!

Eine gute Stunde mochte sie so gesessen und geweint haben. Dann stand sie auf und wischte die feuchten Wangen mit einem Tuche ab.

Sie schien jetzt blaß und erdfahl.

Die Thränen hatten sie von jeder Schminke rein gewaschen.

Sie holte aus ihrem Kasten eine, mit rothem Plüsch überzogene Cassette und hinter dem Spiegel, wo er sorgfältig verborgen war, einen kleinen Schlüssel hervor.

Dem Schreine entnahm sie ein Sparkassenbüchlein und einige Bogen Briefpapier.

Das legte sie zusammen auf den Tisch, schraubte die Lampe höher und schickte sich an, einen Brief zu schreiben.

Digitized by Google

Die Aufwärterin brachte das Nachtmahl. Ein Stück Gansbraten und Bohnen.

Die Gräfin aß einige Bissen. Dann fuhr sie mit dem Handrücken über die Augen, um die letzte Thräne zu verwischen, und fuhr fort zu schreiben.

Sie schrieb lange und rasch.

Als sie geendet, versiegelte sie das Schreiben und legte es auf das Sparkassenbuch.

In Gedanken versunken starrte sie vor sich hin.

Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen.

Da klopfte Jemand an das Fenster.

Es war ein alter Bekannter.

Einen Augenblick zögerte die Gräfin — dann aber nickte sie ihm zu.

Ruhig schloß sie die Läden und zog die Vorhänge zu.

Der späte Besuch trat ein. —

Eine halbe Stunde später war sie wieder allein.

Vorsichtig prüfte sie jetzt den Verschlag am Fenster, ob er auch dicht schließe, und sperrte die Thüre zu.

Dann legte sie die Papierscheine, die sie eben erhalten, noch in das Sparkassenbuch auf dem Tische.

Entschlossen warf sie so viel Kohlen als möglich in den kleinen eisernen Ofen und sperrte mit fester Hand den Luftzug zum Kamine zu.

Nachdem sie noch die Lampe tief herabgeschraubt, legte sie sich schwer aufathmend, aber völlig ruhig auf das Bett.

Draußen auf der Straße tönte das lustige Singen einiger in die Stadt heimkehrender Burschen.

Einer von ihnen spielte auf der Mundharmonika den „Schottischen", den die Gräfin so oft ungerne im „Rothen Luchs" getanzt.

Sie hörte kaum darauf! Still und ruhig lag sie da — mit gefalteten Händen.

Verlassen, vergessen und einsam.

* * *

Am anderen Tage brachten die Localblätter mit kurzen Worten die Nachricht, daß die Prostituirte X., in der Bergstraße wohnhaft, durch Kohlengase erstickt, todt auf ihrem Bette gefunden worden sei. Der Erbe ihres einige Tausend Gulden betragenden Vermögens sei ein Unteroffizier des Infanterieregimentes.

Als Motiv der That habe die Selbstmörderin in einem hinterlassenen Briefe „unglückliche Liebe" angegeben.

Digitized by Google

Paolo Mantegazza.

Ein litterarisches Portrait.

Von

Moritz Brasch.

— Leipzig. —

Weit hinaus über das politische Bündniß zwischen Deutschland und Italien und die freundschaftlichen Bande, welche zwischen den Herrscherfamilien beider Länder bestehen, gehen die geistigen Beziehungen, welche uns mit Italien verbinden: Beziehungen, welche ebensowohl auf den tausendjährigen alten gemeinsamen Bildungs- und Culturgrundlagen, als auf einer gewissen inneren Verwandtschaft der romanischen und germanischen Volksseele beruhen. Nicht blos in früheren Jahrhunderten, sondern noch in der Gegenwart besteht zwischen dem geistigen Leben beider Länder ein fortdauernder Austausch. Abgesehen von den hergebrachten internationalen Beziehungen, die zwischen unseren und den dortigen Akademien und gelehrten Gesellschaften und Instituten auf allen Gebieten des wissenschaftlichen Lebens unterhalten werden, giebt es ein Gebiet, welches in keinem Lande so eifrig cultivirt wird, wie in Italien: die deutsche Philosophie. Der hervorragendste und bedeutendste heutige Denker in Italien, Professor Vera in Neapel, ist — ein Schüler und Anhänger Hegels. Wer seine geistvolle „Introduction à la philosophie de Hegel“ gelesen hat, weiß, daß kein Ausländer inniger und intensiver in die Tiefen deutscher Speculation eingedrungen ist, als Vera. Durch deutsche Denker wurden ferner angeregt Männer wie Desanctis, Mariana und Spaventa, die Zierden der italienischen Hochschulen, nicht minder der interessante Dr. d'Ercole an der Turiner Universität, ein Schüler des Professors Karl Ludwig Michele in Berlin, des bedeutendsten und letzten Hegelianers. Im Uebrigen sind auch der gefeierte Aesthetiker Trani, wie der bedeutende Rechtsphilosoph Villari überzeugte Anhänger des Hegelschen Pantogismus gewesen. Ferrari

Digitized by Google

und Franchi, zwei rationalistische Religionsphilosophen, die beiden schärfsten Gegner des eine Versöhnung moderner Forschung mit dem Katholicismus anstrebenden Rosmini und des Gioberti, sind ebenfalls von dem Studium Kants und anderer deutschen Philosophen angeregt worden.

Umgekehrt hat zu allen Zeiten das Geistesleben unserer südlichen Nachbarn auf uns die nachhaltigste Wirkung ausgeübt. Abgesehen von der Musik und den bildenden Künsten, sind es neuerdings auch eine Reihe geistvoller Forscher auf den Gebieten der Geschichtsphilosophie, Anthropologie und Kriminalpsychologie, welche unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade gefesselt haben. Ich nenne hier nur drei der hervorragendsten, Labriola in Neapel, Lombroso in Turin und Mantegazza in Florenz. Insbesondere ist es der Letztere, der uns nicht minder durch die Eigenart seiner schriftstellerischen Persönlichkeit, wie durch den Inhalt seiner Werke anzieht: bei der geistigen Uniformität, die sich jetzt naturgemäß überall herausbildet, ausnahmsweise eine litterarischer Charakterkopf von ausgeprägtesten Formen.

Es ist nicht leicht, den Kern dieses interessanten Schriftstellers zu erfassen. Professor der Anthropologie an der Universität zu Florenz und Senator des Königreichs Italien, hat er weder Etwas vom Typus des akademischen Gelehrten, noch von dem des weltgewandten Politikers. Der phantastische, halb epikuräische, halb schwärmerische Grundzug in seinem Wesen stimmt weder zu dem einen, noch zu dem andern. Mantegazza ist aber auch Dichter, zwar nicht seinem Berufe nach (er versichert selbst, niemals Gedichte verfaßt zu haben), wohl aber seiner ganzen Individualität nach. Seine Auffassung des Natur- und Menschenlebens, sein Stil, seine Sprache, sein Bilderreichthum: Alles ist bei ihm dichterisch. Wir Deutschen haben ja, seitdem die exacte Forschung seit der Mitte dieses Jahrhunderts auch unsere Sprache bestimmter, fester und begrifflich präciser gemacht hat, in wissenschaftlichen Dingen den Geschmack an dem zweifelhaften Genre der sogenannten poetischen Prosa verloren. Man vergleiche z. B. die früher vielgelesenen naturwissenschaftlichen Schriften von Carus, Oersted, Kleuke u. A. mit denen der jetzt so beliebten Popularisirer der Naturforschung, wie Vogt, Büchner, Bernstein, Stinde u. A., und man wird den Unterschied zwischen unserem damaligen und heutigen Stil-Geschmack sofort herausfühlen. Und so wird uns heute ja Manches auch in Mantegazzas Schriften zu bilder- und farbenreich, zu gefühlsvoll und überschwänglich erscheinen. Vieles, wofür wir einen schlichteren Ausdruck wünschen, wird uns, selbst für einen Italiener, allzu coloristisch, allzu unangemessen lebhaft und rhetorisch vorkommen. Wir fühlen gewissermaßen aus jedem seiner Sätze und Wendungen sein aufdringliches Mienen- und Geberdenspiel heraus . . .

Aber man verstehe uns nicht falsch. Mantegazza ist nicht Naturphilosoph im Sinne der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts: er ist weit entfernt davon, eine transscendentale Construction des Naturlebens zu geben. Als Forscher steht Mantegazza vollständig auf dem

Digitized by Google

heutigen exact-empirischen Standpunkt, und man würde dem Florentiner Professor Unrecht thun, wenn man an den wissenschaftlichen Charakter des Thatsachenmaterials seiner Bücher zweifeln wollte. Aber die Art, wie er uns von diesen Thatsachen Kunde giebt, ist bei ihm durch Ideen verklärt und durch Empfindungen belebt. Indem er den Natur- und Seelenprocessen nicht als kalter Beobachter, sondern als empfindendes Subject gegenüber tritt, belebt sich ihm das ganze Universum und reflectirt sich in seiner Seele bald als beglückende und segenspendende, bald als feindliche Macht: dies ist das fast Antike und tief Poetische seiner Naturanschauung. Er ist etwa in dem Sinne naturforschender Dichter, wie der französische Astronom Flammarion der Poet des Himmelsgewölbes ist . . .

Man gestatte mir ein Beispiel. Eines seiner anziehendsten Bücher ist sein Reisewerk „Indien" (deutsch von H. Meister. Jena, H. Costenoble, 1885). Mantegazza sieht hier Sitten, Land und Leute des uralten, interessanten Culturlandes nicht nur mit dem Auge des Ethnographen, Anthropologen und Culturhistorikers, sondern auch mit dem des Socialpolitikers an, dem die gesellschaftlichen Gegensätze, wie sie in keinem anderen Lande in dieser grellen Schroffheit existiren, zu vergleichenden Erörterungen Anlaß geben. Aber der Dichter kommt erst zu Wort, wenn er uns die Natur und das Landschaftliche dieses Wunderlandes vorführt. Hier bricht sein ganzer glühender Schönheitssinn hervor, und ohne Halt ergießt sich ein Strom leidenschaftlichster Empfindung aus ihm empor, der den Leser unaufhaltsam mit sich fortreißt. Man ist von der Pracht und der Schönheit dieser Sprache wie betäubt.

Unser Reisender hat an einem schönen Sommermorgen einen Ausflug nach einem Höhepunkt des Himalayagebirges unternommen, um in der Nähe des Kinchinjunga, einer der Spitzen dieses Gebirges, den Sonnenaufgang zu beobachten. Wir können uns nicht enthalten, einige charakteristische Stellen aus dieser Schilderung herzusetzen:

„Seit einer halben Stunde sitze ich auf einem Hügel hinter meinem Bangalow auf glänzendem Glimmerschiefer. Der Boden ist silbern vom Reif und das Gras spärlich und dürftig. Vor mir liegt der Kinchinjunga, den ich zum ersten Mal erblicke. Es ist der zweite, man könnte sagen, der erste Berg der Welt; denn der Everest überragt ihn nur um ein Weniges. Er ist das Schönste der Schöpfung; ich könnte ihm nur den gestirnten Himmel oder das sturmgepeitschte Meer an die Seite stellen; aber den Himmel sieht man von Kind auf, und das Meer in vollem Aufruhr ist immer etwas Convulsivisches; hier habe ich dagegen die Kraft ohne den Kampf, die Größe ohne Vermessenheit vor mir." —

„Um drei Viertel auf Sieben, als ich den Gipfel des Hügels erstieg, habe ich ihn gesehen. Da liegt er ruhig heiter und streckt seine unermeßlichen von Silberspitzen und Gletschern starrenden Arme nach Osten und Westen. Wer könnte die Spitzen zählen, die der große Himalaya-Riese be-

Digitized by Google

herrscht? Zur Rechten ragen hohe, kühne Gipfel empor und verlieren sich weit, weit hinten in einer feingesägten Linie . . ."

„Ich bin wie betäubt, und selbst wenn ich nicht allein wäre, könnte ich nicht sprechen. Ich fühle mich zu klein, und die Scene vor mir ist zu groß. Ich suche Etwas, was mir in seiner Kleinheit ähnlicher wäre. Hinter mir schlummert eine anglicanische Kirche im Frieden ihres Glaubens; Alles ist Schweigen rings um mich her, und selbst die ewigen Raben Indiens, die mich seit Monaten mit ihrem Gekrächze umlärmen, sind fern oder schweigen hier auch. Ich habe meine Augen auf der kleinen Kirche ruhen lassen, dann bin ich, von dem Koloß bezaubert, wieder zum Kinchinjunga zurückgekehrt. Da ist er ganz und scheint sich in dem ihm zu Füßen liegenden Wolken-Ocean zu spiegeln und sich zu freuen, daß er so schön, so groß ist."

„Ja, er ist der König über alle jene Wolken, die ihn von allen Seiten umarmen und umschlingen: er ist ihr Gebieter, ihr Geliebter. Sie haben ihn für einen Augenblick freigelassen, sich von ihm zurückgezogen; jetzt aber scheinen sie sich zu sehnen, ihn wieder zu küssen, und sie eilen und schweben und überstürzen sich und laufen zu seiner Stirn empor, und nach und nach umhüllen sie ihn und verbergen ihn vor meinen Augen. Aber siehe da, ein stärkerer Morgenwind wirft alle seine zarten ihn umkosenden Wolkengebilde zurück, und der Kinchinjunga steht wieder entblößt und keusch in seiner Nacktheit vor mir."

„Mein Herz schlägt stärker und stärker, und ich fühle, daß ich Dichter sein möchte, lyrischer Dichter, um die Schönheit des Giganten zu besingen. In mir spricht Nichts als der Hymnus. Jener Berg ist von Silber und von Diamanten und die Krone aller Steine, er ist der Feiertag, der Hymnus aller anorganischen Natur. Und doch umschlingen die Wolken und drängen sich dichter und dichter um ihn; ich meine eine Moosrosenknospe zu sehen, die für einen himmlischen Garten und einen Gott der Blumen geschaffen ist."

„Heute Morgen wollen sich die Wolken nicht von der Brust des Riesen losreißen. Vergebens bricht die Sonne in diesem Augenblick hervor, um dem Kinchinjunga den gewöhnlichen Morgenkuß zu geben. Die Wolken wollen nicht weichen. Einzelne leichte, ganz leichte, duftige Flöckchen lösen sich los, erheben sich, um wieder zurückzufallen und die Stirn ihm einzuhüllen, ihm Hals, Brust, Alles zu küssen. Unbeweglich aber läßt er sich lieben und bewundern."

„Mir ist es wirklich, als ob ich einem Schauspiel aus der Schöpfung beiwohnte; ich meine in diesem Wolkenchaos, das ein Gesicht, aber keine Form zu haben scheint, das antike Protoplasma zu einem amorphen Dampf reducirt zu sehen; ich bilde mir ein, einer geheimnißvollen, verborgenen Gährung beizuwohnen, in der sich der erste Gipfel des Kinchinjunga herausbildet und organisirt, die erste Erde einer kommenden Welt. Ja, ich täusche mich nicht: vor mir ist eine Genesis in Thätigkeit. Hier der Ocean des Protoplasmas, dort unten im tiefen Abgrunde der Thäler des Himalaja

Digitized by Google

eine graue, unruhige Luft; denn je mehr man aufsteigt, desto deutlicher rundet sich jenes weiche, duftige Grau zu Schwanenfedern, Wollbäuchen, Baumwollflocken, und die ersten dämmernden Wolken sind skizzirt. Aber da zerreißt der graue Ocean an einer Stelle, und wie eine Klippe im Meer, so wird ein kleiner, grauer Hügel sichtbar mit dem Häuschen eines Menschen."

Genug! Seit James Thomsons „Seasons" hat man solche begeisterte schönheitstrunkene Naturhymnen nicht gehört. Aber hier fehlen alle „teleologischen" Momente, welche beim englischen Dichter die Schönheit und Erhabenheit der Natur als einen Ausfluß der Macht, Weisheit und Güte Gottes erscheinen lassen. Von einer solchen „deistischen" Naturauffassung ist Mantegazza weit entfernt. In unserem Italiener spricht Nichts als der heißblütige Poet, zu dessen Eigenheiten es gehört, über Alles einen eigenthümlich warmen erotischen Hauch zu breiten. Er belebt, personificirt und vermenschlicht die Natur, er dichtet ihr Wünsche, Neigungen und Leidenschaften an, kurz — er anthropomorphisirt sie. — Dies führt uns zu denjenigen Werken Mantegazzas, durch welche hauptsächlich sein Name in Deutschland bekannt geworden ist: ich meine jene Reihe anthropologisch-biologischer Schriften, von denen ich hier nur nennen will: „Die Physiologie der Liebe" (deutsch von Ed. Engel, 3 Aufl.), „Die Hygieine der Liebe" (deutsch von Teuscher), Die Physiologie des Weibes", Anthropologisch-culturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen." Ferner eine Anzahl von Werken, welche sich auf dem Gebiete der Völkerpsychologie und Culturgeschichte bewegen, wie „Die Extasen des Menschen" (deutsch von Teuscher), „Das nervöse Jahrhundert", „Das heuchlerische Jahrhundert", u. s. w. Andere wieder sind von wesentlich ethisch-ästhetischer Tendenz, wie: „Die Kunst glücklich zu sein", „Die drei Grazien", „Zur Philosophie Epicurs". „Zur Physiologie des Schönen, des Genusses", u. s. w. Die Anzahl seiner Werke, soweit ich sie kenne, dürfte schon über dreißig Bände umfassen.

Wer an die Lectüre dieser Schriften herantritt, muß bedenken: zunächst, daß hier ein Fachmann spricht, ein Erforscher der Natur, der nicht nur sein Gebiet völlig beherrscht, sondern dasselbe auch durch eine eigenartige ideale Auffassung zu vergeistigen bemüht ist. Allerdings braucht die Natur nicht idealisirt und geadelt zu werden; sie ist an sich schon überall und immer, soweit sie als ein Ausdruck des in ihr waltenden Geistes erfaßt wird, ideell genug. Obwohl er überall exact beobachtet und seine Naturbilder von der Reinheit und Schärfe seines Blickes zeugen, verfällt er doch nirgends einem seelenlosen Materialismus. Aber die Betrachtungsweise Mantegazzas geht immer dahin, in der Größe, Schönheit, Erhabenheit, Tiefe und Zartheit der Natur das innere Leben des Naturgeistes zu erkennen. Weit entfernt aber, einem veralteten und längst überwundenen Spiritualismus zu verfallen, steht er vielmehr völlig auf modern wissenschaftlichem Boden; denn er construirt nicht, wie einst Schelling und seine Schule, die Erscheinungen

Digitized by Google

und Formen der Natur aus metaphysischen Principien heraus, sondern er deutet den inneren Sinn ihrer Processe und Formen — nicht als Naturforscher (was er gar nicht durfte), sondern als Poet, Künstler und Psychologe. Wenn man Mantegazzas Naturbetrachtungen mit einem Worte charakterisiren will, muß man sagen: es ist eine Art von ästhetischer Symbolik, nach welcher er die Lebensprocesse und Lebensformen der unorganischen wie der organischen Natur auslegt und zwar als äußere Functionen einer nicht wissenschaftlich erkennbaren, wohl aber dem Dichter und sinnigen Forscher fühlbaren inneren Naturseele. Mit Vorliebe verweilt unser Italiener bei den mannigfaltigen sexuellen Processen im Naturleben —, aber nicht, um aus den verschiedenen Vorgängen den Naturzweck, oder wie Schopenhauer sagt, die List der Natur, die Täuschung des Individuums behufs Erhaltung der Gattung zu erweisen; vielmehr scheint er auch darin Poet zu sein, daß ihm das Individuum, seine Lebensbehauptung, sein Lebenskampf die Hauptsache ist. Bei aller Offenheit und Gewagtheit aber, mit welcher Mantegazza oft geschlechtliche Processe und ihre Abirrungen in der Thier- und Menschenwelt behandelt, haben wir doch nirgends den Eindruck, als ob er es auf das Obscöne und Lüsterne abgesehen hätte. Vielmehr erhalten wir das Gefühl, daß wir es hier doch wesentlich mit einem Seelenforscher zu thun haben, dem es wesentlich darauf ankommt, den psychischen Proceß, der hinter allen sinnlichen und sexuellen Vorgängen sich abspielt, klarzulegen. Hierbei ist die stete Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit ethnologischer Verhältnisse, sowie die Differenz früherer Culturformen ebenso lichtvoll als anziehend dargelegt.

In dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander giebt es nach Mantegazza nichts Alltägliches, nichts Triviales: er sieht überall etwas Tiefes, Geheimnißvolles, Symbolisches dahinter. Man sage, was man will, mir ist diese Betrachtungsweise des sexuellen Gebiets lieber als jene kühle, nüchterne, vielfach an Cynismus grenzende Exactheit, die wohl in streng wissenschaftlichen Schriften am Platze sein mag, aber in Werken, die für das größere Publicum bestimmt sind, soll hier jenes mystische Element vorherrschen: es ist der Träger und der Boden der Poesie dieses Gebietes. Nimmer hätte Mantegazza in seinen Schriften die feine Linie einhalten können, über welche hinaus die Indecenz beginnt, wenn er auch hier nicht mit dem Auge des Dichters Alles sehen würde, der in allen natürlichen Vorgängen die Wirksamkeit des Seelischen erblickt. — Eines seiner gewagtesten Bücher, „Die Physiologie der Liebe", hat er „allen edlen Frauen" gewidmet.

Unter den oben genannten Schriften Mantegazzas möchte ich noch die kleine, aber geistreiche und reizvolle Skizze: „Die Kunst glücklich zu sein", halb Novelle, halb Reflexion, besonders hervorheben. Die Schrift über die Heuchelei des Jahrhunderts ist culturpsychologischen Inhalts. Der Verfasser spürt hier eine allgemeine moralische und gesellschaftliche Krankheit auf und

Digitized by Google

verfolgt sie nicht nur bis in's Gebiet der Politik und Religion, sondern geht ihr auch bis in die entlegensten socialen Schlupfwinkel nach. Er deckt auch ihre geheimen litterarischen Formen auf und zieht sie unbarmherzig an's Tageslicht. Wir lernen hier überhaupt Mantegazza von einer neuen Seite kennen: als Zeitpsychologen und Satiriker. Aber als solcher wahrt er sich eine gewisse Vornehmheit; er wird weder pathetischer Moralist, der die Menschen bessern und bekehren will, noch verfällt er in eine niedrige Schmähsucht. Er spottet wohl zuweilen, z. B. über unsere Tagespolitiker, aber mit Wohlwollen und als Gentleman. Bemerkenswerth ist auch, daß Mantegazzas Urtheile über die moralischen und socialen Zustände in Deutschland, die hier und da eingestreut sind, sich merklich unterscheiden von den boshaften und carikirten Entstellungen in den neuesten Sittenschilderungen, die russische und französische Schriftsteller über unsere gesellschaftlichen Verhältnisse publicirt haben. Aber er lobt auch nicht Alles bei uns, z. B. unser höheres Schulwesen, welches er „complicirt, planlos und mittelalterlich" nennt, wie er überhaupt das heutige Streben nach reiner und ausschließlicher Verstandesbildung als den eigentlichen Krebsschaden der Gegenwart erkennt. „Unsere neue Gesellschaft," sagt er, „eine Tochter des Jahres 1789 und der Wissenschaft, nach so vielen Jahrhunderten einer schmählichen, feigen Sklaverei endlich erlöst, hat sich in ihren eigenen Erlöser verliebt, hat ihn auf den Thron und den Altar erhoben und ihm weltliche und religiöse Ehren verliehen. Und darum ist einer der hervorragendsten Charakterzüge des Jahrhunderts der, die menschliche Vernunft über Alles gestellt zu haben — ohne Erörterung und ohne Hintergedanken. Die Wenigen, die sich mit Händen und Fäusten dagegen sträuben und Ach und Weh schreien gegen die Invasion, widerstehen dem heftigen, unwiderstehlichen Strom, der sie fortreißt und überschwemmt, in der Regel nur schwach. Wir beten die Göttin „Vernunft" unter der nackten, rohen Form unserer Vorfahren aus der französischen Revolution nicht mehr an; wir haben sie aber in jeder Schule, unsichtbar und allmächtig wie Gott, aufgestellt; ihr allein opfern wir jedes Bedürfniß des menschlichen Herzens, jede Sehnsucht, jeden geheimen Schauer, jede Regung."

Das sind die Worte nicht eines Obscuranten und pfäffischen Reactionärs, wie es der jetzt in Deutschland so unverdient zu Ehren gelangte ehemalige Göttinger Professor de Lagarde gewesen ist. Vielmehr spricht hier in Mantegazza der Poet und der Künstler, dem unsere kalt beobachtende und unausgesetzt experimentirende Wissenschaft ein Phantasiegebiet, ein Gefühlsbereich nach dem anderen mit Beschlag belegt hat. Wir haben diesen Zug in Mantegazzas geistiger Individualität absichtlich an den Schluß dieser Studie gestellt, weil er die anderen Seiten seines litterarischen Charakterbildes nicht nur vervollständigt, sondern auch manches Unerklärliche in demselben beleuchtet.

Aber freilich, wo Licht ist, darf auch der Schatten nicht fehlen. Mantegazza, obwohl jetzt der gelesenste Schriftsteller Italiens, ist in seinen

Digitized by Google

Büchern nicht immer originell oder auch nur interessant; es läuft sogar mancherlei Trivialität und Geschmacklosigkeit mit unter; auch hält er sich von Wiederholungen und ermüdenden Längen nicht ganz frei. So wenn er z. B. in seinem Buche über die Heuchelei des Jahrhunderts u. A. eine breite Aufzählung aller bei unseren Damen beliebten Schönheitsmittel giebt. Doch sind solches nur Ausnahmen. Meist ist er anregend, vielfach belehrend und immer — aufrichtig. Mantegazza ist einer der wenigen ehrlichen Autoren in der Gegenwart. Man tritt nach der Lectüre einiger Seiten sofort zu ihm in ein Vertrauensverhältniß. — In seinem Vaterlande genießt Mantegazza als Gelehrter wie als Schriftsteller allgemeine Verehrung. Er gilt hier als eine der physiologischen Capicitäten, was freilich hier und da angezweifelt wird. Ein geborener Mailänder von Geburt (31. October 1831 geb.), steht er jetzt im 64. Lebensjahre. Trotz der vorgerückten Jahre hat er sich doch vor Kurzem mit einer vornehmen jungen Venetianerin vermählt. Ein Freund und Protégé der liebenswürdigen Königin Marguerita, verkehrt er viel bei Hof, so oft ihm seine akademische Lehrthätigkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten den Aufenthalt in Rom gestatten. Obgleich Mitglied des Senats, ist er doch in der Politik nur wenig hervorgetreten. Nur wo es sich um kirchliche Uebergriffe, z. B. in Fragen des Schulwesens handelt, ergreift er im Senat das Wort, und wenn er mit einer jener glänzenden Reden hervortritt, welche im parlamentarischen Leben Italiens immer ein Ereigniß sind, kann man sicher sein, daß die Tribünen, insbesondere von der vornehmen Damenwelt Roms, überfüllt sind. Idealist im Leben wie in der Wissenschaft (er ist ein tüchtiger Kenner der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts — u. A. hat er auch Hermann Lotze in Göttingen gehört) — versicht er in der Politik die aufgeklärten Principien, auf denen der Bau des heutigen italienischen Staates aufgeführt ist. Ohne Zweifel ist Paolo Mantegazza eine der interessantesten und bemerkenswerthesten Persönlichkeiten der Gegenwart.

Digitized by Google

Harmloſe Plaudereien über romaniſche Litteratur.

Von

Karl Vogt †.

Wer hätte nicht ſchon auf längeren Reiſen oder Aufenthalten in größeren Penſionen die Erfahrung gemacht, daß man, bei aller ſonſtigen Vortrefflichkeit der Mahlzeiten, von einer gewiſſen Eintönigkeit im Magen beſchlichen wird, der man nicht ganz Herr werden kann?

Man kommt in einer ſolchen Anſtalt an, wo täglich vielleicht hundert und mehr Gäſte ſich zur Table d'hôte einfinden; man erhält ein gutes, ja ſelbſt, wie die Züricher ſagen, ein „frohmüthiges Zimmer“ mit ſchöner Ausſicht und genügender Sonne, gut möblirt, vielleicht ſogar, was ſeltener, geſchmackvoll ausgeſtattet, mit einem trefflichen Bette, und man richtet ſich ſchmunzelnd ein, um längere Zeit zu weilen.

Die Glocke läutet zu Tiſche. Man findet zahlreiche Geſellſchaft und, wenn das Auge des Oberkellners wohlwollend auf dem neuen Ankömmling ruht, erhält er angenehme Tiſchnachbarn, vielleicht auch anſtändige oder ſelbſt vornehm ausſehende Gegenüber, deren Antlitz nicht durch einen Aufſatz oder einen Blumenkorb verdeckt wird.

Der künſtleriſch verzierte Speiſezettel, der häufig von der Geſellſchaft für Liebig'ſchen Fleiſchextract gratis geliefert wird und zu deſſen Verzierung deutſche Künſtler entweder Gnomen, Kobolde oder Wappenherolde bevorzugen, während die Franzoſen Arlequin's, Pierrots oder einige Nuditäten zwiſchen Blumen und Früchten ſich herumtreiben laſſen — das „Menu“, um es mit dem allgemein „deutſchen“ Ausdrucke zu bezeichnen, iſt reichhaltig, mit feinem Verſtändniß zuſammengeſtellt und die Zubereitung der einzelnen Schüſſeln tadellos. Man ſpeiſt mit Behagen und ſchreibt nach Hauſe: „Gutes Hotel, pompöſe Einrichtung, treffliche Küche, angenehme

Digitized by Google

Gesellschaft, unter welcher man wohl bald heimisch werden wird. Freilich etwas theuer — aber was schadet das, wenn Alles gut ist?"

Man wird heimisch, fühlt sich aber dennoch nicht ganz behaglich. Besonders wenn man eine feinere Zunge besitzt, findet man bald, daß allen Gerichten, Suppen, Gemüsen und Fleischspeisen ein gewisses undefinirbares Etwas anhaftet, das man, einmal empfunden, nicht wieder los werden kann. Es ergeht Einem genau so, wie wenn man, vielleicht nach monatelangem Suchen, die Silhouete Napoleons in dem Gipfel des Montblanc gesehen hat — man wird sie nicht wieder los und sieht sie bei jedem Blicke, das unheimliche Geschmacksgefühl steigert sich nach und nach, wie alle derartige, etwas suggestive Empfindungen; es überwuchert allmählich alle anderen, noch so intensiven Eindrücke, welche Zunge, Gaumen und Magen vermitteln, und schließlich findet man, daß Kalb-, Ochsen-, Schaf- und Schweinefleisch denselben Geschmack haben, welcher nicht minder allen Suppen, Ragouts und Gemüsen, dem Wildpret, dem Geflügel, ja selbst den Fischen anhaftet und gegen welchen die empfindenden Organe stets entschiedeneren Protest einlegen.

Gehört man zu den classificirenden Acten- und Shannon-Register-Menschen und bemüht man sich, mit echt deutscher Gründlichkeit das Gedächtnißfach aufzufinden, in welchem Dinge dieser Art in die Ordnung einzureihen sind, so findet man, daß der Widerwille, welchen man empfindet, sich gegen alle gesalzenen Speisen wendet, den süßen Schüsseln gegenüber aber nicht sich kundgiebt. Aber man kann doch nicht allein von „Compottes" und Mehlspeisen leben!

Man verläßt das Hotel, um ein anderes, vielleicht an einem weit entlegenen Orte, zu beziehen und dort genau dieselben Erfahrungen zu machen.

Nun spürt man weiter. Leute, die aus dem Reisen ein Geschäft machen, versichern, daß sie in großen Hotels und Pensionen nicht leben können, den Appetit verlieren, unlustig und mißmuthig, ja sogar lässig im Geschäfte werden. Die Geriebenen unter ihnen, welche solche Gasthöfe nicht vermeiden können, haben sich so eingerichtet, daß sie wenigstens während einiger Wochen in jedem Jahre den belfernden, knurrenden und siechenden Magen mit „Hausmannskost" restauriren können. Ein Freund meiner Söhne war in einem bedeutenden Hause als Reisender angestellt. Jedes Mal, wenn er nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, erbat er sich die Gunst, zuweilen ungeladen „à la fortune du pot" an unserem Tische Platz nehmen und seine Zunge von dem Nachgeschmacke des Table d'hôte befreien zu dürfen.

Woher nun diese ganz allgemeine Erscheinung.

„Sind Sie schon in der Küche gewesen?" fragt ein in culinarischen Angelegenheiten erfahrener Mann, den man um Lösung des Problems angeht. „Nein? — So gehen Sie hinab und beobachten Sie eine Weile.

Digitized by Google

Auf dem gewaltigen Herde steht ein großer Topf an einer Stelle, wo sein Inhalt beständig in schwachem Brodeln erhalten wird. Abfälle vom Fleische, wie es aus der Metzgerei gebracht wird, abgenagte Knochen, Reste von Schüsseln, welche zu geringfügig sind, um anderweit verwendet werden zu können, verschwinden in diesem geheimnißvollen, fest verschlossenen Topfe, in welchen der Koch zuweilen Hände voll Salz wirft oder auch etwas Wasser nachgießt. Es brodelt darin eine dicke, dunkle Brühe, vollständig gesättigt mit Salz, von penetrantem Fleischgeruche und intensivem Geschmacke nach Geschmortem und Gebratenem jeglicher Herkunft. Sobald Sie nun gesehen haben werden, daß der Koch nicht mit frischem Salze seine Schüsseln bereitet, sondern daß er mit dieser Flüssigkeit salzt, die in der Küchensprache nur die „Sauce" heißt, so wird Ihnen ein Licht aufgehen, heller als meines Vaters Nachtlampe. Sie werden begreifen, daß diese „Sauce" Alles durchsetzt, jeder Schüssel Etwas von ihrem Geschmacke mittheilt, daß sie so die Grundlage bildet, auf welche alle andern Empfindungen unseres Geschmacksorgans sich aufbauen. Ah! Ich will nicht leugnen, daß im gegebenen Momente diese Sauce Dienste leisten kann, indem sie Geschmäcke mittheilt, die man nur durch längeres Braten, Rösten und Schmoren hervorlocken kann — aber sie durchgeistigt nicht, indem sie durchdringt, sondern bringt nur ein allgemeines Niveau hervor, in welchem jede Individualität einer Speise jammervoll untergeht. Was ist aber die Kochkunst, wenn sie nicht Schüsseln hervorzubringen vermag, die uns als in sich abgeschlossene Individuen mit packenden Eigenthümlichkeiten gegenübertreten? Brillat-Savarin würde sich im Grabe umdrehen, wenn er von der Erfindung der Sauce Kenntniß erlangen könnte, und er würde, obgleich Gegner der Revolution, dennoch die Guillotine als Strafe für den Erfinder verlangt haben!"

Ich weiß kaum zu sagen, durch welche Ideen-Association jedes Mal, wenn ich ein Erzeugniß der neueren Litteratur, besonders der romanischen Schweiz meinem Verständnisse näher zu bringen suche, die Sauce unserer Hotelhäuser mir einfällt. Am stärksten schmecken die täglich erscheinenden Zeitungen nach der allgemeinen Sauce, aber mehr oder minder läßt sie sich in allen Erzeugnissen dieser Litteratur, dieser „Perle auf dem Miste der französischen Litteratur", wie ein ihr zugehörender Kritiker sich ausdrückte, durchschmecken und fühlen. Je mehr ich den verschiedenen Manifestationen dieses Grundgeschmackes nachspüre, desto fester wurzelt in meinem Geiste die Ueberzeugung, daß dieser Grundgeschmack ein theologischer ist, der mit dem Calvinismus und sogar ausschließlich durch ihn sich in diesen kleinen, aber deshalb nicht minder rumorenden und sich aufblähenden Theil der französischen Weltlitteratur eingeschlichen hat.

Da erinnere ich mich mancher Gespräche mit Renan, zum Theile Zwiegespräche mit ihm an den Ufern des Sees von Lugano, während wir in behaglicher Ruhe dem „Lallen der Natur" lauschten, das aus dem Plätschern der Wellen an dem Ufer sprach, theils lebhaftere Discussionen mit Freunden,

Digitized by Google

die es liebten, den guten Renan in die Enge zu treiben, seine Menschenliebe im Allgemeinen und seine Vorliebe für das Volk Israel, dessen Sprache und Litteratur zu bespötteln.

Ueber einen Punkt war man vollkommen einig. Renan selbst betonte ihn gern: Es kann keine größeren Gegensätze geben, als hebräische Sprache und Litteratur einerseits, französische Sprache und Litteratur andererseits. Dort durchaus eigenthümliche Structur der Wort- und Satzbildung, seltsam verschrobene grammatikalische Formen, eine gewisse nebelhafte Verschwommenheit, die sich schon in der Unbestimmtheit der Vocale ausspricht, in der Prosa sich deutlich zu erkennen giebt durch das Fehlen aller gegenständlichen Angaben, welche eine concrete Anschauung vermitteln, die aber in der Poesie in's Ungeheuerliche anwächst, wie die Fata Morgana der Wüste, welche, obgleich durchsichtig und weite Ausblicke gewährend, dennoch einen ähnlichen Effect ausübt, wie die nordischen Nebel, in dem Alles verzerrt, verschoben, verunstaltet und selbst Traumgestaltungen hervorgezaubert werden, welche ebenso seltsam, als unfaßbar und vergänglich sind.

Hier dagegen, in der französischen Sprache und Litteratur, das Streben nach äußerster Bestimmtheit und Klarheit. Jedes Wort hat seine scharf umrissene Bedeutung, an der nicht gerüttelt werden kann; die Sprache ringt nach möglichster Präcision des Ausdruckes für logisch entwickelte Gedanken; Prosa und Poesie suchen zu wirken durch scharfe Pointen, witzige Gegenüberstellungen, durch bewußte Lustigkeit und berechnete Freude am Leben, Dinge, welche den Hebräern und den Semiten überhaupt gänzlich abgehen.

Renan schwärmte für die Poesie der Hebräer, für die Erhabenheit und Großartigkeit der Psalmen, für die Unendlichkeit der Wüsten-Perspectiven, welche sie eröffne, und er bedauerte aufrichtig, daß der geborene Franzose nicht nur die hebräische Sprache lernen, sondern sich auch förmlich in diese Litteratur hineinleben müsse, um nur einigermaßen einen Begriff davon zu bekommen. Der Deutsche sagt er, könne vielleicht noch nothdürftig aus dem Hebräischen in seine Sprache übersetzen, für den Franzosen sei dies plattердings unmöglich. „Wie oft schon hat man mich unter den glänzendsten Anerbietungen angegangen, eine Uebersetzung der Bibel, namentlich des alten Testamentes, zu machen! Ich habe es einige Male versucht, habe aber bald eingesehen, daß zwischen beiden Sprachen eine unüberbrückbare Kluft besteht. Sie wird niemals überwölbt werden, so lange hebräisch hebräisch und französisch französisch bleibt! Und das ist gut! Das Hebräische kann im Kampfe der beiden Sprachen nicht mehr umgebracht werden, denn es ist längst todt, gestorben, versteint und krystallisirt — aber das Französische lebt! Sehen wir zu, daß der alte Spruch: „La mort saisit le vif!" hier keine Anwendung finde!"

Es schien ihm in dieser Hinsicht Etwas zu ahnen. In der That war ein solcher Verquickungsversuch schon in vollem Gange in der romanischen, calvinistischen Schweiz, und es will mir fast bedünken, als sei dieser Proceß

Digitized by Google

in Zunahme begriffen. Um so mehr, als die mystische Strömung, welche jetzt überall Platz greift, bedeutenden Vorschub leistet. Rücken wir der Sache etwas näher auf den Leib.

Das Verhältniß des Katholiken zur Bibel ist ein durchaus anderes, als des Protestanten. Wenn der Erstere zu dem Buche zurückgreift, was nur äußerst selten geschieht, so greift er zur Vulgata, und die lateinische Uebersetzung ist auch nur Solchen zugänglich, welche eine bestimmte Bildung erhalten haben, fast ausnahmslos den Priestern, die in ihren Seminarien darauf gedrillt werden. Sogar der gläubige Katholik kennt nur einzelne Sätze und Bruchstücke, die biblische Geschichte ꝛc.; aber er kennt auch alle diese Dinge nur aus Büchern, welche auf Grund der Vulgata hin verfaßt worden sind. Die Eigenthümlichkeit der hebräischen Darstellungsweise, der Satzbildung, kurz das specifische sprachliche Element hat sich durch die doppelte Uebertragung in das Lateinische und aus diesem in das Französische verloren. Die Gebete, Gesänge, Hymnen und Kirchenlieder der Katholiken sind freie Dichtungen in lateinischer Sprache, nicht Uebersetzungen der Psalmen, die ebenso wenig auf den Stil und die Redeweise des Katholiken einwirken, als die sporadisch eingestreuten, kurzen Sätze aus der Vulgata. Die Sprache entwickelt sich vollkommen unabhängig von dem gesammten Religions- und Kirchen-Apparat; selbst bei den Kanzelrednern läßt sich keine Einwirkung nachweisen, bei den Laien häufig selbst eine entschieden feindselige Tendenz.

Es ist selbstgekochte Hausmannskost, die geboten wird, ohne Saucen-Salzung; der individuelle Stempel bleibt bewahrt; der Genius der Sprache tritt uns unverhüllt entgegen, so wie ihn der Schreiber als Künstler aufgefaßt hat und wiederstrahlen läßt. Mag das Gericht, das uns vorgesetzt wird, noch so stark gesalzen oder selbst versalzen sein (gewiß fehlt es daran oft nicht), so ist es doch reines Salz ohne Nebengeschmack.

Anders bei den Calvinisten und Hugenotten. Wenn bei dem strenge gläubigen Theil derselben kein Tag vergeht, wo nicht zu einer mehr oder minder autorisirten Uebersetzung der Bibel, die sich möglichst treu an das Original anlehnt, gegriffen wird (ich habe welche gekannt, welche eine Todsünde begangen zu haben geglaubt hätten, wenn sie nicht Abends beim Schlafengehen ein Capitel der Bibel gelesen hätten — einerlei welches, vom König Hiskiah oder von Simsons Eselskinnbacken), wenn, sage ich, bei diesen Frommen die Bibel von Kindesbeinen an tägliches Brot ist, so ist sie bei den weniger Orthodoxen das immerhin ständige Erziehungsfutter, nicht nur in den Religionsstunden der niederen und höheren Schulen, sondern in dem gesammten Unterrichtsstoff. Die specifisch protestantische Färbung, welche diesem Lehrmaterial anhaftet, beruht durchaus nicht nur in der Grundanschauung, von welcher aus das Material aufgefaßt und bearbeitet wird, sondern in der eigenthümlichen Sprache, auf der Wort- und Satzbildung bis zur Anordnung des Stoffes, welche sich auf die Bibel, also die hebräische Litteratur zurückführen läßt.

Digitized by Google

Man verstehe mich recht. Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, daß die katholischen Lehrmittel, der katholische Unterricht nicht ebenso, ja oft noch weit mehr, confessionell gefärbt sei als der protestantische. Der Unterschied beruht nicht in dieser Confessionalität, die trotz allen leeren Geschwätzes sich nicht überwinden läßt, sondern in dem Umstande, daß die Quellen der gesammten religiösen und confessionellen katholischen Bildung lateinische sind (Vulgata und die Kirchenväter), diejenigen der protestantischen Erziehung dagegen die unmittelbare, möglichst wortgetreue Uebersetzung der hebräischen Urquellen. Daß eine moderne romanische Sprache als Tochter unter dem Einflusse der Mutter steht, ist nicht zu verwundern, und es wird wenig darauf ankommen, ob es das Küchenlatein der Kirchenväter ist, welches neben und nach der grundlegenden Wirkung der alten Classiker einigen Einfluß ausübt. Wein aus demselben Fasse, wenn auch der eine mehr fadenziehend und trübe ist, als der andere.

Der biblische Einfluß auf die Sprache hat sich also erst seit der Einwurzelung und Verbreitung der Reformation in allen Ländern und Sprachgebieten derselben geltend gemacht. Aber die Wirkung gestaltete sich sehr verschieden. Die deutsche Schriftsprache ist auf der Luther'schen Bibelübersetzung aufgebaut; diese Uebersetzung, mag sie auch oft sinnlos und verkehrt sein, ist dennoch das Fundament der heutigen deutschen Schriftsprache geworden; die werdende Sprache hat die Hebraismen aufgenommen, die sich entwickelnde Sprache hat sie verdaut, vollständig assimilirt. Selbständige Individualitäten haben sich also mit dieser Nahrung im Leibe ausreichend entwickeln können, wie es denn auch in der That der Fall gewesen ist und noch ist. Der hebräische Bodensatz hat ihrem Nährboden keinen Schaden gethan; er gehört demselben ein für alle Mal an.

Anders in den romanischen Ländern und namentlich in dem französischen Sprachgebiet. Dort wurde die Schriftsprache nicht durch die Reformation geschaffen, wie in Deutschland. Die Reformation fand eine vollständig organisirte, in sich gefestigte Schriftsprache vor, die eine tausendjährige ununterbrochene Entwickelungsperiode hinter sich hatte und sich in ihrer selbstständigen Weiterbildung nicht durch eine, freilich hoch cultivirte Minorität stören ließ, deren besserer Theil noch obenein zu wiederholten Malen gewaltsam aus dem Lande vertrieben und gezwungen wurde, sich theilweise in einzelnen innerhalb anderer Sprachgebiete zerstreuten Inseln, theilweise in mit dem Mutterlande in beständigen Kampfe liegenden Duodezstätlein der romanischen Schweiz weiter zu entwickeln. Während die großen Classiker der französischen Litteratur ihre Sprache in directem Gegensatze, ja selbst in offenem Kampfe gegen die noch im Lande zurückgebliebene Minorität weiter bildeten und vervollkommneten, mußten sie dieser Minorität um so mehr ihre Sprache aufzwingen, als das durch diese Minorität cultivirte Element dieser Sprache feindlich gegenüberstand. Die meisten deutschen Classiker, und ganz gewiß die maßgebendsten unter ihnen, wurzelten dagegen in dem

Digitized by Google

Protestantismus und der Luther'schen Bibelübersetzung, welcher die Hugenotten und Calvinisten keine ähnlich autorisirte Bibelübersetzung an die Seite stellen konnten. Dazu kam noch das Tochter-Verhältniß des Französischen zum Lateinischen. Man hat schon oft darauf hingewiesen, daß die Franzosen im Allgemeinen die römischen Schriftsteller vorziehen, die deutschen die altgriechischen, Virgil, dieser in unseren Augen gänzlich erfindungslose Nachahmer, gilt den Franzosen mehr als Homer, die Aeneis steht über der Ilias. In der großen Revolution, welche doch durch Voltaire und die Encyklopädisten ihren litterarischen und sprachlichen Stempel erhielt, griff man, öfter in lächerlicher Weise, auf die Römer zurück.

Zudem spielten die in Frankreich zurückgebliebenen Hugenotten wenigstens während eines Jahrhunderts, von der Aufhebung des Edictes von Nantes (1685) an bis zur Revolution eine den Verhältnissen der Juden in Deutschland einigermaßen ähnliche Rolle. Sie gehörten zumeist einer nur gesprochenen, nicht geschriebenen oder gedruckten Tochtersprache des Lateinischen, der Sprache von Oc, an, die erst in den letzten Jahrzehnten sich mühsam zu einiger Bedeutung emporgerungen hat, in ähnlicher Weise wie das Plattdeutsch diesseits des Rheines; sie wurden in ihrer Stellung als räudige Staatsschafe geschunden und mißhandelt, überall zurückgestoßen und gering geschätzt. In ähnlicher Weise wie die Juden anderwärts mußten sie, da fast jede andere Laufbahn ihnen verschlossen blieb, sich in ihrem Vaterlande wesentlich auf den Erwerb beschränken; ihre geistigen Bestrebungen konnten sich nur im Auslande Luft machen. War es Anlage oder Folge des Druckes und der Ausschließung? — jedenfalls zeigten sie sich intelligenter, sparsamer, findiger und arbeitsamer als die katholischen Provençalen, in deren Mitte sie lebten; sie wurden reicher als diese und schwangen sich durch ihren Reichthum und ausgiebige Benutzung der ihnen dadurch zu Gebote stehenden Hilfsmittel über ihre brutalen Bedrücker herauf. Ganz ähnliche Klagen, wie sie jetzt der Antisemitismus erschallen läßt, wurden damals gegen die Protestanten in Frankreich laut. Sie besaßen das Kapital ꝛc., sie besitzen es heute noch, wenigstens großentheils; der Katholik ist im Süden Frankreichs Bauer, Arbeiter, — Weingärtner — der Protestant Besitzer und Rentier. Als der Druck von ihnen genommen wurde, hatte diese Minorität einen staunenswerthen Stock von Intelligenz und Arbeitskraft zur Disposition, und wenn man heute genauer zusieht, so ist der Procentsatz von hohen Stellungen im Staatsdienste, in der Wissenschaft, im Militär, den sie aufzuweisen hat, weit bedeutender als der Antheil der Katholiken. Ob sich dies in gleicher Weise in Litteratur und Kunst verhält, ist eine andere Frage, die ich zu beantworten mich nicht befähigt fühle.

Jedenfalls konnte unter den, mit abwechselndem Glücke geführten Kämpfen um die Emancipation der Hugenotten, deren Anfang man von dem Blutbade in Vassy 1562 datiren kann und die erst mit dem Code Napoleon

Digitized by Google

ihr Ende fanden, keine besondere Litteratur sich ausbilden, welche irgend welchen Einfluß auf die Sprache und den Stil der Gesammtheit oder der einer anderen Confession angehörenden Mehrheit hätte haben können. Noch im Jahre 1789, im Beginne der großen Revolution, verwarf die Nationalversammlung einen Antrag auf die völlige Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken, und man kann wohl behaupten, daß diese Gleichstellung erst mit der Juli-Revolution, also nach mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert dauernden Unzukömmlichkeiten in Fleisch und Blut des französischen Staatslebens überging. Aber auch dann läßt sich keine Einwirkung spüren. Das begreift sich. Die litterarischen Vorkämpfer der Emancipation, Voltaire und die Encyklopädisten, waren Katholiken und nichts weniger als geneigt, irgend Etwas aus der Bibel in ihre Sprache aufzunehmen.

Durchaus anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Duodezstätlein, den Cantonen der romanischen Schweiz, in Genf und Neufchâtel und in dem erst spät unabhängig gewordenen Waadtlande, das bis dahin eine von Bern mit eiserner Faust regierte Provinz war. In den beiden genannten Kantonen regierte der protestantische Clerus ebenso schrankenlos, wie die Jesuiten in Paraguay. Man hebraisirte in Sprache und Schrift und unterdrückte, wenn nicht mit Brennen, Köpfen und Säcken, wie Calvin, so doch in nicht minder erfolgreicher Weise durch andere Mittel jegliche Bestrebungen, die auf Emancipation aus den engen Geistesfesseln der Orthodoxie gerichtet waren. Alphonse de Candolle sagt in seinem Werke „Histoire des savants" mit vollem Rechte, daß Genf während des Verlaufes von fast zwei Jahrhunderten, wo die Geistlichkeit unumschränkt herrschte, weder in Wissenschaft noch Kunst irgend etwas Nennenswerthes geleistet, sondern vielmehr in leeren theologischen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten seine geistigen Kräfte vergeudet habe. So bildete sich namentlich während des siebzehnten Jahrhunderts der „Flüchtlingsstil" (stile réfugié) aus, an dem die Litteratur der romanischen Schweiz noch immer krankt. Erst der heranmahende Sturm der Revolution warf die Gewichte ab, welche die Ventile niederhielten, und gestattete den Geistern freie Bewegung im weiten Raume der Natur, die ihnen bis dahin versagt war. Das Aushängeschild des Protestantismus, die „freie Forschung", ist ja eben nur ein Aushängeschild für eine etwas weniger unfreie, aber doch immerhin in ihren Grenzen scharf abgesteckte Forschung. „Ich gestatte Ihnen Alles," sagte mir einmal einer der Genfer Päpste (man nannte ihn wirklich so!) — „ich gestatte Ihnen Alles, nur das Uebernatürliche müssen Sie mir lassen!" — „Aber gerade davon will ich Nichts wissen," entgegnete ich. „Dann sind wir geschiedene Leute!" Der Rath von Genf ließ die Schriften des mißliebigen J. J. Rousseau, der doch wahrlich im höchsten Grade theologisch angehaucht war, durch Henkershand auf offenem Markte verbrennen.

So entwickelte sich denn in der romanischen Schweiz in streng abgeschiedener Weise eine französische Litteratur, welche fast nur bei den

Digitized by Google

confessionellen Glaubensgenossen Eingang und Verbreitung fand, nur von einigen gewissermaßen versprengten Litterarhistorikern beobachtet wurde, die aber neben dem Gros einhertrabte, ohne unter dem allgemeinen Armeebefehle zu stehen. Was auf den Gang und die Entwickelung der französischen Welt-Litteratur und ihrer Sprache Einfluß haben sollte, mußte zu dieser übergehen und in ihr untergehen hinsichtlich der specifischen Färbung, welche ihm sein Ursprung gegeben hatte.

Es ist ja offenkundig, daß einige Schriftsteller der romanischen Schweiz einen bedeutenden Einfluß geübt haben. Man kann unter diesen Madame de Staël, Benjamin Constant und vor Allem Jean Jacques Rousseau nennen. Die beiden Ersteren sind in Sprache und Ideen durchaus Franzosen; man würde ihren Schriften nicht ansehen, daß sie im Waadtlande geboren sind; Beide fühlen sich, wie die meisten Franzosen, nur in Paris glücklich; Constant strebt auf allen seinen Irrfahrten durch die Schweiz und Deutschland stets nach der Hauptstadt, und Frau von Staël sagt offen, daß ihr die Gosse der Rue du Bac lieber sei als der blaue Leman-See!

Anders verhält es sich mit Jean Jacques Rousseau. Er ist verbissener Hugenotte vom Wirbel bis zur Sohle, theologisch durchtränkt in seinem ganzen Wesen. „Sein Pessimismus," sagt Virgile Rossel in seinem neuerdings erschienenen Werke „Histoire de la littérature française hors de France", „sein Pessimismus, seine herbe und gewaltthätige Denkweise, seine Zwitterpolitik zwischen Demokratie und Autorität, sein Gefallen am Räsonniren und an Systemen, sein mißtrauisches und stolzes Wesen, sein persönlicher Ton und seine Angriffspolemik hat er von der Reform und von Genf." Wenn aber Rossel weiter sagt: „Seine Liebe zur Natur, seine leidenschaftliche Gluth und Poesie haben ihre Quelle in seinem Herzen, in den Zufällen seiner Jugend und auch in der Erinnerung an seine Lectüre," so dürfte man doch einige Zweifel erheben. Denn diese Liebe zur Natur ist so lügnerisch als möglich, und die Leidenschaft ist eine gemachte, ohne wahren Grund, wie überhaupt Alles, was Rousseau geschrieben hat. Er ist großentheils der Vater jener schwülstigen Uebertreibungen, jenes schwärmerisch sein sollenden, aber ausgeklügelten Naturbombastes, der in Victor Hugo seine Gipfelhöhe erreicht hat — ein wahres Verderben des gesunden Naturgefühles. Man vergleiche die Beschreibungen der Petersinsel im Bieler See, des Val-de-Travers, des Bois de Julie bei Clarens mit der Wirklichkeit, und man wird staunen über den Schwulst, über die feierlich gekräuselte Allongeperrücke, die hier der Natur aufgesetzt wird. Wie man aber das Herz eines Menschen anrufen kann, der im „Emile" die schönsten Erziehungsgrundsätze zum Besten giebt, für welche seine Zeitgenossen und Nachfolger sich begeistern, der aber dann seine eigenen Kinder in das Findelhaus schickt, ist mir unerklärlich.

Wie dem auch sei, so ist der Einfluß Rousseaus unleugbar. Die demokratische Phrase entsprach dem Bedürfnisse der Zeitströmung; ihr zu

Digitized by Google

Liebe sprang man mit beiden Füßen über die häßlichen Flecken weg, welche überall vortreten, über die Todesstrafe, welche in dem Rousseau'schen Idealstaate Jedem angedroht wurde, der sich erkühnen würde, einen anderen, als den officiellen Glauben zu bekennen, und man schwärmte mit Inbrunst für den primitiven Naturmenschen Rousseaus, der alle Tugenden hatte, die später durch die raffinirte Civilisation ihm stückweise aus dem Leibe gerissen und durch die häßlichsten Laster ersetzt werden sollten. Die kommende Revolution entnahm dem Rousseau'schen Arsenale alle Waffen, welche sie in dem bevorstehenden Kampfe des vierten Standes gegen die bevorzugten der anderen Stände gebrauchen konnte, aber auch nur diese; sie stellte den tugendhaften Urmenschen in das Vordertreffen und benutzte als schweres Geschütz den socialen Contract; als Beigabe nahm man die nicht minder gefälschte Naturschwärmerei mit in den Kauf. Noch heute hat man sich von der letzteren nicht ganz losmachen können, und auch der tugendhafte Urmensch spukt noch in manchen Köpfen, die freilich stets seltener werden, da die anthropologische Forschung längst damit aufgeräumt hat.

Wenn aber der gallige, bärbeißige Calvinismus in Rousseau in aller Schärfe zu Tage tritt, so darf man doch nicht verkennen, daß er das Französische seiner katholischen oder ungläubigen Zeitgenossen, nicht aber das specifische Französisch seiner engeren Landsleute schreibt. Er ist früh genug hinausgekommen, später hinausgeworfen worden; seine Sprache hat sich fern von den calvinistischen Centren entwickelt, und der „Flüchtlingsstil" hat nicht auf sie abgefärbt, so wenig als auf den Stil der Frau von Staël, des Benjamin Constant oder der vielzähligen kleineren Leute, welche in der Revolution eine politische Rolle spielten und zum Theil die Mitarbeiter Mirabeaus waren, der die nach seinem Plane von ihnen concipirten Reden häufig auswendig lernte und wörtlich in der Nationalversammlung declamirte. Namentlich die in und vor der Revolutionszeit wirkenden, aus der romanischen Schweiz gebürtigen Schriftsteller haben alles Specifische aus der Geburtsstätte gänzlich abgestreift; sie suchen sogar öfters ihren Ursprung zu vertuschen oder abzuleugnen, was wenigstens Rousseau nie that; sie wollen nur Franzosen sein, in sprachlicher wie in politischer Hinsicht. Mit dem Verfliegen des Enthusiasmus, mit der Ernüchterung unter dem Consulate und dem Kaiserreiche schlägt diese Gesinnung in ihr Gegentheil um; man facht den vorher niedergetretenen Localpatriotismus zu neuen Flammen an und sucht nebst anderem, fast vorgeschichtlichem Rüstzeuge auch den Flüchtlingsstil wieder hervor, der fast in ähnlicher Weise als Cocarde dient, wie während einiger Jahre unter Ludwig Philipp eine Kampher-Cigarette, die man im Munde trug, als Erkennungszeichen der auf die äußerste Linke zur Seite Raspails sich stellender Republikaner galt.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Worin besteht diese allgemeine Sauce, welche den Gerichten, die von der Litteratur der romanischen Schweiz uns geboten werden, den specifischen Geschmack ertheilt? Wo-

Digitized by Google

durch zeichnet sich dieser „Flüchtlingsstil" aus? Welches sind die Gründe, weshalb er von der französischen Weltlitteratur zurückgestoßen wurde und sich keinen Eingang in dieselbe verschaffen konnte?

Die Sauce ist die calvinistische Bibelanschauung — darüber kann kein Zweifel sein. Rossel sagt sehr richtig von der in die romanische Schweiz gewaltsam übergepflanzten Hugenotten-Litteratur: „Sie ist in der That protestantisch. Für die Reformirten ist nicht sowohl die Hauptsache, gut zu reden, als vielmehr mit Autorität und Kraft zu reden. Der Ton ist gewöhnlich feierlich und streng, wenn er nicht, wie in den Streitschriften, ganz bedeutend herb und brutal wird. Alles, was die Einbildungskraft wecken, dem Geiste schmeicheln könnte, gilt für frivol und eitel. Es handelt sich auf dieser unserer Welt nur um das Himmelreich und die Bekämpfung der Katholiken; — um nichts Anderes. Wozu sollen die Anmuthigkeiten der Poesie, die Feinheiten der Beredsamkeit dienen? Um, wie Jurien sagt, die Sophismen der falschen Gelehrten zu schmücken, die alle ihre Kunst aufwenden, um zu verführen!" Und weiter: „Bald giebt es nur noch Pastoren; die Männer, welche den hohen Muth haben, ihre Geistesgaben dem Triumphe der Wahrheit zu weihen, müssen ihren Weg nicht in der Litteratur, sondern in der Wissenschaft suchen, obenein noch in einer anfangs schüchternen, orthodoxen und vorsichtigen Wissenschaft, die sich erst nach und nach emancipiren, beunruhigende Entdeckungen veröffentlichen und selbst tollkühne Synthesen aufstellen wird."

Es ist gerade nicht Jedermanns Sache, sich bei jeder Gelegenheit oder auch ohne Grund aurempeln zu lassen, obenein noch in Ausdrücken, die zwar biblisch sein mögen, für deren Gebrauch man aber in jetziger Zeit sich vor dem Zuchtpolizeigericht zu verantworten hätte. Zugegeben, daß diese rauhe und pöbelhafte Ausdrucksweise im Charakter der Zeit lag und daß die Gegner ebenso unglimpflich antworteten. Aber wenn dieses richtig ist, so folgt daraus doch nur, daß dieses ganze wüste Treiben nur zur allgemeinen Verrohung der Sprache führte, nicht aber, daß die Gegner auch die specifisch hebraisirende Färbung der Schimpfereien sich angeeignet hätten. Im Laufe der Zeiten wurde die Sprache, auch der Reformirten, glimpflicher, aber der biblische Grundton blieb und vermochte nicht in die Sprache der großen Mehrheit und der klassischen Schriftsteller Frankreichs einzudringen.

Dazu kam noch ein Anderes.

Bei aller Bestimmtheit und Klarheit des Ausdruckes, die keine doppelsinnigen Worte und Sätze zuläßt, liebt der Franzose in seiner großen Mehrheit eine leichte, gefällige Behandlung, geistreiche Einfälle und geht sogar in seinem Gefallen an schöner Form bis zu einer gewissen Ueberschwänglichkeit in Phrasen und Tiraden. Er nimmt Vieles an, einzig der schönen Form wegen, unter welcher es ihm geboten wird, und kümmert sich häufig nicht weiter um den Inhalt, den er erst in zweite Linie stellt. Dabei ist er aber dennoch äußerst conservativ — die Form muß dem Begriffe

Digitized by Google

von sprachlicher Schönheit entsprechen, den er sich nicht sowohl selbst gemacht, sondern den er aus der klassischen Litteratur der lateinischen Muttersprache durch Tradition überkommen hat. Es geht ihm in der Sprache genau so, wie mit der Naturanschauung. Hier steht er noch heute auf dem Standpunkte des klassischen Alterthums, des Horaz und seiner Zeitgenossen. Ein behaglicher, stiller Erdenwinkel, etwa mit einem plätschernden Bächlein, von grünen Wiesen und wogenden Saatfeldern umgeben, mit einem wohlgepflegten, durch geradlinige Gänge und Wege in abgezirkelte Beete getheilten Garten, einigen gefälligen, schattenspendenden Baumgruppen, mit sanft gewellten Zügen der Landschaft in der Ferne. Das ist sein irdisches Ideal. Ille mihi praeter omnes angulus ridet! Will er großartigere Eindrücke haben, so geht er an das Meer und läßt das unendliche, aber immerhin mehr oder minder horizontale Gewoge auf sein Gemüth einwirken. Das Gebirge „sagt ihm Nichts". Wenn die Alpen für die alten Römer der Schrecken aller Schrecken waren, wenn die großen Wälder, in welchen kaum eine Spur von menschlicher Einwirkung sich erblicken läßt, ihnen Grusel verursachten, so ist das noch heute bei der großen Mehrzahl der Franzosen der Fall. Sie haben nicht, wie die germanischen Stämme, ein Gefühl für die wilde Schönheit der nackten Felsenriffe, der ragenden Schneegipfel, der tiefgründigen Wälder ohne Grenze. Die Haifischzähne der Alpengipfel zerfleischen ihren Begriff der Linienschönheit. Sie fühlen sich nur wohl in Horazischen Landschaften. Ihre großen Landschaftsmaler beschäftigen sich durchaus nur mit solchen Vorwürfen. Wenn auch die alpinen Landschafter der Schweiz, die Diday und Calame, ihnen Achtung einflößten, so fanden deren Bilder doch keinen rechten Eingang bei ihnen, und noch heute seufzen die Nachfolger dieser Alpenmaler, wenn sie auch die moderne Technik vollkommen inne haben und anzuwenden wissen, über die Theilnahmlosigkeit des Publicums.

Die biblische Sprache der Reformirten, die Sätze und Wendungen, die zumeist dem alten Testamente entnommen waren, glichen der Alpenmalerei. Man wies sie ab und konnte sich um so weniger dazu verstehen, sie später in den Canon der Sprache aufzunehmen, als ja auch manche klassisch-französische Schriftsteller und Dichter, wie namentlich Racine, biblische Vorwürfe behandelt hatten, ohne biblischen Stil dazu zu verwenden.

„Tous les genres sont bons, fors le genre ennuyeux! Alles, nur keine Langeweile! Und langweilig sind diese ehrsamen Sittenprediger im höchsten Grade und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Bossuet sagte, wie Rossel citirt, von Calvin: „Sein Stil ist traurig." Eine ungetrübte, naive Lebensfreude kann nicht aufkommen, wo Alles nur durch das trübe Milchglas eines verknöcherten Dogmas betrachtet wird, das nichts Gutes auf Erden und nur eine sehr problematische Hoffnung auf Besserung im Jenseits erblicken läßt. Nirgends zeigen sich die Gegensätze stärker entwickelt, als in dem Süden Frankreichs, wo Hugenotten und Katholiken

Digitized by Google

theils nebeneinander, theils durcheinander gemischt wohnen und ihre confessionellen Ueberzeugungen bis zum Fanatismus ausgebildet haben.

Wir waren eines Tages von Montpellier, das ich, wohl aufgenommen von einer außerordentlich liebenswürdigen Gesellschaft, einen ganzen Winter hindurch bewohnte und dessen vorwiegend protestantischer Bevölkerung der hugenottische Stempel stark aufgedrückt ist, ausgezogen, um in der Nähe von Agde, dem alten Bischofssitze, Tiefseefischerei zu betreiben. Mit reicher Beute beladen, die in großen Glasgefäßen vertheilt war, kehrten wir gegen Abend heim und berathschlagten, während diese Gefäße auf einigen Bänken vor dem Hotel, wo wir nächtigen wollten, aufgestellt waren, über unsere weiteren Maßnahmen. Unter den Schätzen, die wir erbeutet hatten, befanden sich wunderschöne Gurkenpolypen (Veretillum cynomorium), durchsichtig wie Glas, mit röthlich angehauchten Stielen, deren Polypen, die reizenden kleinen Blümchen gleichen, sich alle entwickelt hatten, so daß jeder dieser Polypenstöcke einer außerordentlich feinen und zierlichen Blüthenähre glich. Einige Straßenjugend umstand uns, lebhaft über die sonderbaren Dinge discutirend. Aus einem großen Hause gegenüber, einer Fabrik, wie man uns sagte, ergoß sich ein Strom junger Mädchen und Frauen. Sie guckten, fragten, bewunderten, klatschten in die Hände, kicherten und lachten, und bald tanzte der ganze Schwarm im Ringelreihen, einen fröhlichen Refrain singend, um uns und unsere Gefäße herum, bis er endlich mit einem neckischen „Merci, Messieurs!“ nach allen Richtungen auseinanderstob. Einer unser jüngeren Begleiter, Protestant vom Wirbel bis zur Sohle, wandte sich zu mir: „Hm! Das ist doch eine andere Luft als in Montpellier! Das hat Freude am Leben und genießt, was dieses Schönes bieten kann, in Fröhlichkeit und ohne weitere Nebengedanken!“ — „Bemerken Sie, mein Lieber,“ fiel ein älterer College ein, „daß nicht Eine dieser Personen das Bedürfniß gefühlt hat, sich näher über diese Wunderbarkeiten zu unterrichten, die ihnen ganz gewiß zum ersten Mal vor Augen kommen. In Montpellier . . .“ „Ja wohl,“ brauste der Privatdocent auf, „ja wohl, in Montpellier hätten wir uns vor Fragen nicht retten können, hätten erklären, erläutern, dociren und vielleicht mehr als eine Stunde in langweiligster Weise zubringen müssen, um uns endlich von Leuten zu verabschieden, die läuten gehört haben, ohne zu wissen, wo? wohl aber den Schein des Wissens sich bewahren wollen, während wir hier einen fröhlichen Augenblick verbracht haben. Ah! Ich wiederhole es, hier ist eine andere Luft! Essen wir bald zu Nacht? Die Seeluft hat mir Appetit gemacht, und der Tanz der Mädchen scheint mir ein besseres Apéritif, als das „Amer Picot!““

Vielleicht erklärt sich diese größere Lebensfreudigkeit aus dem Umstande, daß der gläubige Katholik sich jederzeit durch Beichte, Ablaß und gute Werke der begangenen Sünden entledigen kann, während der gläubige Protestant und besonders der gläubige Calvinist seine Sündenlast bis zum jüngsten

Digitized by Google

Gerichte mitschleppen muß, es sei denn, daß er durch eine Specialbegünstigung, die nur wenigen Auserwählten zu Theil wird, „die Gnade" erhält. Da ich aber in diesen Punkten, wie ich offen gestehe, nicht sehr bewandert bin, so überlasse ich ihre Untersuchung, sowie die Würdigung des Einflusses, welchen sie auf die Lebensführung der Einzelnen, wie des ganzen Volkes haben können, berufeneren Kräften.

Aber ein anderes Moment tritt bei den Romanen im Allgemeinen in den Vordergrund.

Das Christenthum strebt die Tödtung des Fleisches an, und diese Tendenz spricht sich in besonders herber Weise im Calvinismus aus, wo sie Alles durchdringt. Im romanischen Katholicismus gilt die Askese zwar auch für eine Tugend, sie ist aber auf Einzelne und auf wenig zahlreiche, engere Kreise beschränkt und wird, eben ihrer Seltenheit wegen, besonderer Belohnungen von Seiten der Kirche werth gehalten. In den großen Massen steht ihr die von der alten Welt her durch Sprache, Schriftthum und Tradition übermittelte Anschauung gegenüber, welche, von jeder Prüderei entfernt, natürliche Dinge auch als solche behandelt, ohne darüber zu erröthen. Bei den Franzosen namentlich, vielleicht noch mehr als bei den anderen romanischen Völkern, spielen die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter eine Hauptrolle; man nennt die Sachen bei ihrem Namen, ohne die Ausdrücke zu verschleiern, und benützt gerade diese Beziehungen zu allseitiger Erheiterung und Belustigung. Ich erinnere mich noch eines ergötzlichen Zeitungskrieges zwischen dem ehrsamen, sogar sittenstrengen „Journal des Débats" und einigen englischen Blättern aus den Jahren, wo Königin Victoria ihre Familie in so hervorragender Weise vermehrte, daß Cham sie in einer Caricatur darstellte, wie sie eine zahlreiche Kinderschaar, „les produits de son industrie", in den Anstellungspalast führte. Die englischen Zeitungen hatten den Débats ihre rohe Sprache vorgeworfen. „Nun ja," antworteten die Débats, „wir sagen kurz und gut: „La Reine est grosse," und wir finden dabei nichts Arges, betrachten aber Eure verschrobenen Phrasen von einem bevorstehenden Ereignisse, welches jeden Engländer mit Freuden erfüllen werde, und was dergleichen Redensarten mehr sind, als heuchlerische Augenverdrehungen! Was wollt Ihr? Ist sie schwanger, oder ist sie es nicht?"

Doch darauf beschränkt man sich nicht. Man liebt die anzüglichen Erzählungen und Anekdoten, „les contes grivois", und hat nicht umsonst Ausdrücke wie „esprit gaulois", „gauloiserie", um alle jene Dinge zu bezeichnen, die, wie mein Großvater zu sagen pflegte, einem so ungeheuer weiten Felde angehören, das doch nur einen kleinen Mittelpunkt hat. Die Schaffensfreude des Franzosen auf diesem Felde ist ebenso unerschöpflich, als das Wohlgefallen des hörenden und lesenden Publicums. Die unverhüllte Ausdrucksweise der Sprache geht Hand in Hand mit dem künstlerischen, ebenfalls aus dem Alterthum überkommenen Gefallen an der nackten Menschen-

Digitized by Google

gestalt, an dem schön gebildeten menschlichen und namentlich weiblichen Körper und dessen einzelnen Theilen. Mit den ersten Blicken hat sogar der ungebildete Franzose gesehen, ob ein ihm zum ersten Male gegenübertretendes menschliches Wesen, sei es Weib oder Mann, schöne Füße und Hände habe, ob es im Ganzen „bien fait" sei, und über dem Wohlgefallen an der schönen Körpergestaltung kann er sogar gänzlich des Gesichts, des Ausdruckes der Physiognomie vergessen.

Ich leugne nicht die oft widerlichen Ausschreitungen auf diesem Gebiete, welche sogar die besten Schriftsteller Frankreichs sich erlauben, und in welchen gar Manche mit ersichtlichem Wohlgefallen schwelgen. Die platten Gemeinheiten, aus welchen gewissenlose Schriftsteller und Verleger und Zeitungen ein Geschäft machen, ekeln mich ebenso an, wie die öden Schimpfereien Anderer. Aber die Thatsache muß ich anerkennen. Leichte, prickelnde, witzige Behandlung der oft heiklen Vorwürfe bildet eben ein Lebenselement der französischen Litteratur und zieht sich wie ein rother Faden durch alle Erzeugnisse derselben durch.

Man darf dabei nicht vergessen, daß der Geschmack an diesen Dingen nach Zeit und Ort ebenso wechselt, wie der Geschmack an den Gewürzen. Wir nennen solche, unser gewöhnliches, conventionelles Maß überschreitende Geschichten „gepfeffert". Aber was unsere Zunge beleidigt, gilt Anderen oft für ungewürzt und geschmacklos. Mein Freund Desor hatte auf einem Ausfluge nach Algerien und in die Sahara das Volksgericht der Araber, den Kuskussu, kennen gelernt und in seiner Küche eingeführt, mit solchem Erfolge, daß man ihn sogar beschuldigte, er benutze das Gericht als Bestechungsmittel bei Wahlen. Die geborenen Algerier, welche ihn besuchten, fanden seinen Kuskussu geschmacklos und fade. In der That, wer einmal bei einem arabischen Scheikh dick mit rothem Cayennepfeffer durchbratenen und überstreuten Kuskussu hat verzehren müssen, um den Gastgeber nicht zu beleidigen, findet das Urtheil der Eingeborenen über den Desor'schen Kuskussu durchaus begreiflich. — Ein englischer Kapitän, der lange in Indien gelebt hatte, lud uns einmal zu einem nach indischer Art mit Curry gewürzten Reisgerichte ein. Alle Gäste waren den Tag darauf krank an Mund- und Magenentzündung, nur der Kapitän war munter und wohlig wie ein Fischlein auf dem Grunde. Teufelsdreck ist in manchen Gegenden Indiens ein beliebtes Gewürz.

So geht es auch mit den Gauloiseries. Erzählungen, wie sie an dem Hofe der Königin von Navarra gemacht wurden, dürften sich heute nicht mehr in gebildete Gesellschaft wagen — aber die Frauen, welche sie wohlgefällig anhörten, waren nicht minder ehrsam und tugendhaft, als die Frauen unserer heutigen Umgebung, die auch, je nach Zeit und Ort, sehr verschiedene Anschauungen von Anständigkeit haben. Was der Engländerin „shocking" erscheint, ist den deutschen Frauen großen Theils nicht anstößig, und diese finden wieder Vieles, was die Französin ohne Stirnrunzeln, ja selbst mit

Digitized by Google

Wohlgefallen anhört, in höchstem Grade unmoralisch. Dieser Verschiedenheit der Auffassung, verbunden mit dem Umstande, daß die französische Litteratur mit Vorliebe in Romanen, wie in Theaterstücken, mit Vorwürfen sich beschäftigt, welche die geschlechtlichen Beziehungen behandeln, darf wohl auch die in Norddeutschland namentlich ziemlich allgemein verbreitete Ansicht zugeschrieben werden, daß es in Frankreich überhaupt keine ehrsame Frau gebe und geben könne. Ich habe Berlinerinnen, die niemals einen tieferen Einblick in französische Hauswirthschaften gewonnen hatten und nur nach ihren Lesefrüchten urtheilten, über die Immoralität der Pariserinnen in dieser Weise sich aussprechen hören!

Wo der Calvinismus herrscht, geht dieser Zug der Prüderei durch alle Kreise durch und erreicht bei den strenggläubigen „Môtiers" eine Höhe, die nur mit den Anschauungen des äußersten Flügels der deutschen Nazarener vergleichbar ist, die ja auch aus den Lilien, welche ihre gemalten Engel in Händen tragen, Staubbeutel und Pistille wegließen, weil diese Fortpflanzungsorgane ihnen anstößig erschienen. Das treibt denn manchmal die sonderbarsten, anderwärts fast unbegreiflichen Blüthen. Einer meiner Freunde, Professor an der Universität und untadelhafter Gatte und Familienvater, sollte öffentliche Vorlesungen über Michel Angelo in einem Saale halten, der einer Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gehörte. Der Präsident derselben, ein durchaus nicht orthodoxer Herr, verbot ihm die Ausstellung von Gypsabgüssen der Gruppen der vier Jahreszeiten, besonders der Nacht, welche die Capelle der Mediceer im Dome von Florenz schmücken — solche Nacktheiten dürften in Vorlesungen nicht ausgestellt werden, zu welchen das weibliche Geschlecht Zutritt habe! — Der englische Consul Barton in Genf, ein reicher „Muskfer", wie die Wiener sagen würden, läßt einen prachtvollen der „Harmonie nautique" gewidmeten Concertsaal bauen, der ihn über 1½ Millionen gekostet haben soll und den er der Stadt schenkt. Die Façade ist mit einer schönen, weiblichen Figur geschmückt, welche die Harmonie personificiren soll. Es regnet entrüstete Zeitungsartikel und geradezu unfläthige anonyme Briefe, in solcher Weise, daß der Geber in der ersten Aufregung seinem Architekten den Befehl zuschickt, die Arbeiten einzustellen, das Gebäude niederzureißen und den Platz anderweit zu verkaufen. Erst die Vorstellung, daß solches Gebahren ja gerade den Wünschen der Gegner entspreche, bringt den entrüsteten Consul zu dem Entschlusse, den Bau, der neuerdings eingeweiht wird, zu Ende zu führen. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, hallen die Zeitungen von einem Streite um Gabriel Max wieder. Das Ausstellungscomité von Zürich, das der großen Mehrheit nach aus Künstlern besteht, hat die Ausstellung des im Privatbesitze befindlichen Gemäldes von Max „Die Braut von Korinth", das auf allen Ausstellungen in Deutschland sich die höchste Anerkennung erwarb, als unsittlich verweigert. „Es isch es blutt's Wybervolk d'ruf!" (Es ist eine nackte Frauengestalt darauf!)

Digitized by Google

Dieser unendlich alberne Zug von vermeintlich sittenstrenger Askese und Moralfaselei geht durch die ganze calvinistische Litteratur als dominirender Grundton durch und wird, wo der Gegenstand gerade nicht darauf hinleitet, mit den Haaren herbeigezogen nach der zwingenden Logik des Satzes: dieweil der Löw' ein grimmig Thier, also sollet Ihr in einem neuen Leben wandeln! Wenn, wie es ja nicht anders sein kann, die Gauloiserie zuweilen ihre Rechte geltend macht, so geschieht dies nicht in den gedruckten litterarischen Erzeugnissen, sondern heimlich bei den Einzelnen. Einem meiner Freunde fiel im Hochjura ein Gut zu, das einer durch und durch calvinistischen adligen Familie aus Neufchâtel angehört hatte, welche das bescheidene Haus als Jagdrast benutzt hatte. Er fand eine aus mehreren hundert Bänden bestehende, aus rein calvinistischen Erzeugnissen zusammengesetzte Bibliothek vor. Aber hinter diesen Bänden und von ihnen gänzlich verdeckt standen die hervorragendsten Werke der „Litterature grivoise", die bekannten mit Vignetten geschmückten Ausgaben der „Fermiers généraux": Alles von Rabelais an über Voltaire und Parny hinaus bis zu den dreißiger Jahren, und der Zustand der Bände bezeugte, daß diese gelesen, die calvinistischen Werke dagegen nur als trügerische Aushängeschilder aufgestellt waren! Es geht eben immer nach dem schwäbischen Volksliede: E bissele Lieb un e bissele Treu — Un e bissele Falschheit is alleweil dabei!

Wie wäre es nur möglich gewesen, daß bei so extremen Gegensätzen, einestheils in der stets zu größerer Klarheiten und Präcision des Ausdruckes sich emporarbeitenden französischen Schriftsprache gegenüber der an die Fata Morgana der Wüste erinnernden Verschwommenheit der biblischen Phraseologie, anderentheils in der von Grund aus verschiedenen Auffassung der geschlechtlichen Beziehungen, die den Romanen von dem klassischen Alterthume überliefert ist, und der fleischtödtenden Askese des Calvinismus, welche Alles durchsetzte, wie wäre es möglich gewesen, daß diese Litteratur eines kleinen, noch obendrein großentheils ausländisch gewordenen Bruchtheiles der französischen Sprache sich irgendwie Einfluß auf die Sprache und Litteratur der großen, einheimisch gebliebenen Mehrheit hätte erkämpfen können? Man suchte diesen Einfluß in jeder nur erdenklichen Weise zu erringen. Es gelang nicht.

Zu diesen wesentlichen Momenten gesellten sich noch einige secundäre Gegensätze von geringerer Bedeutung.

Die staatliche Stellung, welche die Hugenotten und ihre Nachkommen beanspruchten, dürfte wohl am wenigsten anzurufen sein. Es lag wohl ein gewisser demokratischer Zug darin, aber bei genauerer Untersuchung concentrirt sich derselbe in einer reinen Priesterherschaft, die in Genf ihren Gipfelpunkt erreichte und noch heute, wenn auch mehr im Hintergrunde, aufrecht erhalten worden ist. Leitende Staatsmänner und Kriegshauptleute waren nur Figuranten, die nach der Pfeife der Priester und ihres gläubigen Anhangs tanzten. Durch die französische Revolution, welche wie ein Wirbelsturm

Digitized by Google

über die romanische Schweiz dahin brauste, wurde die Priesterherrschaft nur für einen kurzen Zeitraum unterbrochen, richtete sich aber nach dem Sturze des Napoleonischen Kaiserreiches wieder ein und behauptete siegreich ihren Platz trotz einiger Unterbrechungen in der Neuzeit. Man spricht noch heute in Genf von der „Eminence grise", welche durch Carteret einen Culturkampf inaugurirte, der an Heftigkeit und Ungerechtigkeit den Bismarck'schen Culturkampf weit überragte, aber, weil auf einem winzigen Theater durchgeführt, keine weiteren Wellen warf.

Eine solche Priesterherrschaft ist dem Franzosen durchaus zuwider in seinem eigenen Lande. Die Massen widerstehen ihr durchaus. Selbst in den strenggläubigsten Landestheilen, wie in der „Bretagne brétonnante", wo ich mehrere Sommer hindurch mit allen Klassen der Bevölkerung in Berührung kam, selbst in diesen Gegenden weisen Bürger und Bauern die Einmischung des Priesters in ihre weltlichen Angelegenheiten entschieden zurück; man überläßt der Kirche die Frauen und Mädchen in meist indifferenter Weise, absolvirt seine äußerlichen Pflichten, wird fanatisch, wenn man die Religion in Gefahr glaubt, läßt sie aber links liegen, wenn es sich um Politik, Handel und Gewerbe handelt. So lange die Monarchie, unter irgend welchen Namen auch, in Frankreich herrschte, mußte sich die Kirche vor ihr beugen und that es auch, um sich nur den Einfluß zu erhalten, welchen sie besaß, wenn auch häufig mit großem Widerstreben, zuweilen selbst mit offener Empörung. Die französische Staatspolitik nach Außen hat niemals Rücksicht auf die Interessen der Kirchen genommen, und wenn Politiker im Innern dies thaten, so geschah es nur, weil sie in ihrer Begünstigung ein Mittel zum Zwecke der eigenen Macht zu finden glaubten. Die kirchlichen Anstrebungen der Hugenotten, die in Frankreich von dem Königthume mit eiserner Faust zermalmt worden waren, standen ebenso sehr dem französischen Volksgeiste fern, als den Tendenzen des deutschen Protestantismus, der sich ganz in die Hände der Fürsten begab und den Landesfürsten zum obersten Landesbischof einsetzte, was bei Hugenotten und Calvinisten nie möglich gewesen wäre.

Durch die Niederwerfung der Revolution erhielt die frühere Expansivkraft des französischen Volkes eine Wunde, welche durch die Beseitigung des ersten Kaiserreiches zu einer tödtlichen wurde. Es beginnt damit eine Periode abschließenden Chinesenthumes, die trotz aller militärischen Expeditionen und Erwerbung von Colonien noch immer ungeschwächt fortdauert. Diejenigen Politiker, welche behaupten, wenn Frankreich Colonien erwerbe und erhalte, so geschehe dies nur zum Vortheile und Nutzen der Nicht-Franzosen, haben vollkommen Recht. Man unterhält in den Colonien das nöthige Personal von Militär und Beamten, die niemals dort heimisch werden, fast ohne Ausnahme sich nach dem „schönen Frankreich" zurücksehnen und den Augenblick nicht erwarten können, wo sie aus der Verbannung erlöst werden. Das Mutterland erzeugt nicht Kinder genug, um einen Ueberschuß nach Außen

Digitized by Google

abgeben zu können; kaum daß die Production von Nachwuchs im Inlande den Abgang durch die Sterblichkeit deckt. Wo soll eine colonisirende französische Bevölkerung herkommen? Production, Arbeit, Handel und Gewerbe sind in den französischen Colonien den Nicht-Franzosen, Einheimischen wie anderen Nationen überlassen. Französische Arbeit und französisches Capital gehen nicht nach den Colonien. Seit 64 Jahren besitzt Frankreich Algerien — erst die Phyllorera und die artesischen Wüstenbrunnen haben französischer Arbeit und französischem Capital einen schmalen Weg dorthin gebahnt. In der Stadt Algier selbst und deren nächster Umgebung bilden zwar die Franzosen die Mehrzahl, weil dort alle höheren Bedienstungen concentrirt sind — aber im Osten der Colonie arbeiten, handeln und verdienen die Italiener und Malteser, im Westen die Spanier, und in manchen Städten hat man die größte Noth, die Gemeindebehörden aus Franzosen zusammenzusetzen. Man schließt sich mit allen noch so reichen Hilfsquellen in der Heimat mehr und mehr ab und gräbt sich gewissermaßen in Paris ein, dem Zielpunkte aller strebenden Franzosen, indem man dieses Gebahren mit abgenutzten Phrasen von Patriotismus zu verbrämen und zu entschuldigen sucht.

Ganz so in der Litteratur. Was nicht mit Seine-Wasser getauft ist, existirt so zu sagen gar nicht. Die Veilchen der Provinz blühen nur im Verborgenen. Südfranzosen, wie Thiers, Guizot, Daudet gelangen erst zur Geltung, sobald sie als „Mokkos", wie man die Provençalen in Paris zu nennen pflegt, sich dort ein Aufenthaltsrecht erworben haben, mit den Schriftstellern der Hauptstadt in Beziehung getreten sind und den Localton abgestreift haben; den Bretonen, wie Renan, den Gascognern, Basken, Normannen geht es nicht besser. Nur von Paris aus können sie auf ganz Frankreich, auf das ganze Gebiet ausstrahlen, in welchem französische Sprache, französische Litteratur gehegt und gepflegt werden, nur dort können sie die Anerkennung finden, welche zu Ruf und, was durchaus nicht in letzte Linie gestellt werden darf, zu Erwerb und, freilich nur in Ausnahmefällen, zu Vermögen und Reichthum führt. Der Erwerb des französischen Schriftstellers sprudelt aus drei Quellen: Buch, Zeitung und Theater. Die erste Quelle ist die am wenigsten ergiebige. Die Auflagen sollen streng normirt sein; der Schriftsteller erhält von jedem verkauften Exemplare ein Bestimmtes. Das kann weit gehen, wenn Auflagen von hunderttausend Exemplaren gemacht werden, aber auch selbst dann überschreitet die Einnahme nur selten die Kosten des Aufenthaltes und standesgemäßen Unterhaltes einer Familie in Paris. Ich kenne Romanschriftsteller von großem Ruf, sogar Mitglieder der Akademie, die jedes Jahr einen Roman bringen und mir offen gestanden haben, daß ihre mittlere Jahreseinnahme aus dieser Quelle viertausend Franken nicht übersteige. Mit einem solchen Einkommen wohnt man aber als Junggeselle in einer Mansarde und verdirbt sich langsam, aber sicher, die Verdammung in minderwerthigen Restaurants.

Digitized by Google

Der Journalismus ist schon weit einträglicher und wird deshalb auch häufig unter Pseudonymen, neben dem Roman gepflegt. Wer einmal festen Fuß in einer größeren Zeitung oder Revue gefaßt hat, wo man ihm ein gewisses Quantum von Manuscript contractlich abverlangt, hat sein anständiges Auskommen. Die Beschäftigung in der Presse gestattet eine weit ausgiebigere Bethätigung der besonderen, speciellen Befähigungen, eine vollständigere Ausnutzung der sonst verbummelten Zeitabschnitte und der vielen kleinen Kenntnisse und Erfahrungen, die der Romanschriftsteller nur selten verwerthen kann. Aber sie führt den großen Uebelstand mit sich, daß das Journal den Autor zwingt, zu der Zeit zu arbeiten, die es auferlegt, während der Romanschriftsteller sich die Zeit wählen kann, wo er am leichtesten arbeitet. Ich habe hier nicht nur Reporter, sondern auch Redactoren und Verfasser größerer Arbeiten in den Revuen im Auge. Reporter und Interviewer sind freilich am übelsten daran. So muß z. B. der Berichterstatter über die ersten Vorstellungen der Theaterstücke diesen beiwohnen, wenn er auch schon die Generalproben mitgemacht und dort Notizen gesammelt hat; er muß nach Mitternacht, wo die Vorstellungen enden, seinen Bericht für das am nächsten Tage erscheinende Journal ausarbeiten, wenn es ihm auch noch so schwer ankommen mag; der Romanschriftsteller dagegen arbeitet, wenn es ihm genehm ist, und da er, wenigstens in der Jetztzeit, meist ein sehr regelmäßiger Mensch ist, so schreibt er, sobald sein Plan einmal festgestellt ist, täglich sein Arbeitspensum herunter und setzt am nächsten Tage seine Arbeit fort. Aber der Zwang, unter welchem der Journalist steht, wird zum großen Theile compensirt durch die Hoffnung, auf anderweitem Gebiete vorwärts zu kommen. Seit der Revolution von 1830 ist der Journalismus in Frankreich der Weg zur praktischen Bethätigung an dem Staatsleben geworden. Seit dieser Zeit sind die meisten und bedeutendsten Staatsmänner aus den Journalisten hervorgegangen, und auf geringere Staatsstellen hat der Journalist, dessen Artikel, wie man zu sagen pflegt, „bemerkt" worden sind, den ersten Anspruch.

Das Theater aber ist die wesentlichste Erwerbsquelle. Der Franzose hat ja eine angeborene Fähigkeit zu dramatischer Gestaltung; man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß in ähnlicher Weise, wie jeder gebildete Schwabe ein geheimes Fach mit lyrischen Ergüssen besitze, so jeder Franzose ein Drama oder ein Komödie in seinem Schreibtische liegen habe. Tantièmen für jede Aufführung sind von vorne herein festgestellt; schlägt ein Stück ein, erzielt es in Paris volle Häuser und mehrfache Vorstellungen, so fließen gesicherte Renten von allen Provinzialtheatern des In- und Auslandes, die um so größer werden, je beliebter das Stück, je häufiger es gegeben wird, ohne daß der Dichter weitere Arbeit damit hätte, als die Tantièmen einzusacken. Aber ein Stück gelangt nur zu allgemeinem Ruf, wenn die Hauptstadt ihm schon Beifall gespendet hat; erste Vorstellungen in der Provinz schaden sogar seiner Aufnahme in Paris. Was kann aus der Provinz

Digitized by Google

Gutes kommen? — Wie aber dem auch sein mag, so sehen wir alle Romanschriftsteller, fast ohne Ausnahme, sich alle nur erdenkliche Mühe geben, aus ihren Romanen Bühnenstücke zu gestalten, oft mit Hilfe eines Mitarbeiters, der den Ruf hat, die Technik des Dramas zu beherrschen und wirksame Scenen und Actschlüsse zu gestalten. Meist, das muß man gestehen, mit nur geringem Erfolge — aus allgemein beliebten und gern gelesenen Romanen sind gewöhnlich Dramen hervorgegangen, welche sich auf der Bühne nicht halten konnten. Aber trotz diesen Mißerfolgen werden beständig neue Versuche angestellt, die persönlich ebenso unbefriedigend ausfallen. Die Aussicht auf die mühelose Rente ist zu lockend!

Nun halte man diesen thatsächlichen Verhältnissen die Lage der Litteratur in der romanischen Schweiz gegenüber. Ich citire Rossel, da man mich eines einseitigen Urtheils beschuldigen könnte. „Diese Schriftsteller," sagt Rossel, „sind verdammt zum Leben auf einer engen Bühne, ohne Aussicht auf das Ausland. Sie müssen sich an wenige Leser wenden, befinden sich also unter den ungünstigsten Bedingungen zur Hervorbringung bedeutender und großer Werke. Selbst diejenigen, welche in sich das Zeug zu größerem Rufe fühlen, erreichen ihr Ziel nur, wenn sie auswandern oder für den Export arbeiten. Die Litteratur kann Niemandem sein tägliches Brot geben, so daß Romanschriftsteller, Kritiker und Dichter die Sache nur als Liebhaberei betreiben können; — sie müssen der Kunst die Augenblicke widmen, die sie ihrer Erholung, den Amtspflichten, der Advocatur, dem Professorat, dem Journalismus abstehlen können, da hier, wie in allen anderen Ländern, es ein seltener Glücksfall ist, wenn Jemand mit dem Talente zugleich den Reichthum in seiner Wiege findet." („Er ist Litterat," sagte Rothschild von einem Mitgliede seiner Familie, „er hat's aber, Gott sei Dank, nicht nöthig!") „Die freie Kritik," fährt Rossel fort, „welche den Beruf anregt und stählt, wird erstickt durch die Tendenz der Kameradschaft, durch die politischen Reibereien, durch die Furcht, sich eine Menge von Leuten zu Feinden zu machen, mit welchen man in der kleinen Umgebung täglich zusammentreffen muß. Luft und Raum fehlen, die Wetteiferung nicht minder; das Publicum, welches mit Ausnahme eines wenig zahlreichen Häufchens keine litterarische Bildung hat, gestattet nicht, daß die Schriftsteller weiter sehen, höher gehen, als es selbst, und daß sie ihre Inspirationen anders woher nehmen, als aus seinen Vorbildern, seinen Anschauungen und seinen Vorurtheilen. Fluch denen, welche nicht aller Welt gleichen, welche unabhängig und originell sein wollen. Die Verschwörung des Stillschweigens, wenn sie nicht von selbst sich ausbildet, wird um sie her organisirt; man kann sich nicht dagegen vertheidigen, man muß sich unterwerfen, ausweichen oder das Weite suchen."

„Das war wahr vor zwanzig Jahren, sollte es nicht noch heute wahr sein? Die Unpopularität, die verblüffende Indifferenz, das feindselige Mißtrauen heften sich nicht nur an die Sohlen der Excentrischen, der Extra-

Digitized by Google

vaganten, der Gewaltsamen und der Empörten, nein, die aufrichtigsten Talente, die edelsten Geister, die offensten Charaktere werden sofort verkannt, sobald sie die Kühnheit haben, den guten, kleinen Idealen, den guten kleinen Grundsätzen ihrer Landsleute auf den Fuß zu treten. Man möchte sich an die Höflein jener Zwetschenfürsten dritten und vierten Ranges versetzt glauben, die in der Etikette versteinert sind, und die in Ermangelung wichtigerer Vorwürfe über eine verfehlte Verbeugung Zeter schreien und über dem Auslassen eines Titels ihr Antlitz verhüllen. Die Kunst ist frei, der Gedanke ist frei — sollten sie nur unter der Bedingung frei sein können, daß sie sich keine Freiheit nehmen dürfen?"

Wem fällt da nicht das Wort von Anastasius Grün ein: „Darf ich so frei sein, frei zu sein?"

Im Laufe unseres Jahrhunderts hat sich mehr und mehr in allen Ländern, Nationen und Nationsbrocken jene eigenthümliche Form des Patriotismus ausgebildet, die man als „Chauvinismus" bezeichnet hat, und die meist um so schärfer hervortritt mit ihren Ansprüchen, je kleiner das Land, je weniger zahlreich der Volksbrocken ist, von welchem sie ausgeht. Das Philisterthum der Kleinstädte begünstigt die Ausbildung des localen Chauvinismus in vorragender Weise, und da die romanische Schweiz überhaupt nur Kleinstädte wie Kleingebiete aufzeigen kann, die in vielen Dingen sich scharf von einander trennen, sogar sich fast feindselig gegenüberstehen, so darf man überzeugt sein, daß dieser Chauvinismus des Kleinlebens sich oft in unangenehmer, dem ferner Stehenden aber fast immer in lächerlicher Weise bemerklich macht. Daß die Litteratur dieser Bewegung nicht nur Folge geleistet, sondern sie auch aus allen Kräften unterstützt und geschoben hat, ist selbstverständlich. Man suchte in jeder Weise eine Eigenart der Stoffbehandlung, eine Besonderheit der Ausdrucksweise, einen specifischen Localton herauszubilden, der dem chauvinistischen Cantönligeist entsprechen sollte, und fand auch für diese Versuche die Anerkennung der freilich sehr beschränkten, unmittelbaren Umgebung. Wie ist es aber möglich, zu selbstständiger Schaffensfreude zu gelangen, wenn man stets hinter sich die oben charakterisirten Aufseher fühlt, die Einem beim Schreiben über die Schulter sehen?

Der calvinistische Untergrund blieb. Es ging damit, wie mit den Eingangs erwähnten Saucen der Hotel- und Pensionsküchen, die auch einen specifischen Nebengeschmack haben können, je nachdem Geflügel, Rindfleisch oder Schaffleisch mehr bevorzugt werden, aber doch immer dieselbe Sauce für alle Gerichte bilden.

Der Untergrund freilich hat auch einige Umwandlungen durchgemacht. Die Predigten, welche der alte Dessauer sich zu seiner Erbauung halten ließ, führten eine Sprache, welche heutzutage nicht mehr auf der Kanzel erscheinen darf, wenn man auch hier und da auf dieselbe zurückgreifen möchte. Die kernige, oft geradezu rohe Sprache des Flüchtlingsstiles ist

Digitized by Google

abgeschliffen, ihre Rauhigkeiten und Invectiven sind beseitigt worden, soweit die Bibel dies zuläßt, während die Trockenheit der belehrenden Moralreden und Sentenzen, die orthodoxe Auffassung und die Durchtränkung des ganzen Stiles mit biblischer und specifisch calvinistischer Farbe geblieben ist. Sprachgelehrte klagen vielfach, daß der Stil dadurch an Kraft und Frische verloren habe, daß eine langweilige, ja oft läppische Verflachung eingetreten sei, die eben unter dem Drucke der Umgebung sich ausgebildet habe, wie es Rossel angedeutet hat. Locale Verschiedenheiten lassen sich auch in den Formen des Bodens nachweisen, welchem die litterarischen Blumen entsproßt sind.

Die Gebirge haben ja einen besonderen Charakter und zeigen außerdem, innerhalb dieses Charakters, noch besondere locale Verschiedenheiten. Man erkennt auf den ersten Blick, was dem Jura oder den Alpen angehört. Dort langgezogene Bergrücken, weithin sich ausdehnende Langgewölbe, die oft bis auf den Grund gespalten sind, mit steil abgerissenen Thalwänden, Mangel an Gewässern und Quellen in der Höhe, Kämme und Hochgewölbe niemals Wasserscheiden bildend, sondern durchrissen für die wenigen Flüsse, welche sie durchqueren; hier wasserscheidende Hochmauern, gefurcht von den Rinnsalen der in die Tiefe sich stürzenden Flüsse und Bäche, Hochjoche, über welche die alten Päße führen und düstere Zinnen, gekrönt von kecken Spitzen, riesigen Nadeln und in die Luft ragenden Gipfeln.

Aber innerhalb dieser allgemeinen Charaktere ist eine sehr verschiedenartige Ausprägung der Einzelheiten. Als ich unserem Alpenmaler Diday meine Aufnahmen, Zeichnungen und Studien aus Norwegen vorlegte, sagte er nach aufmerksamer Betrachtung: „Das sind ja keine Berge, mein Lieber, sondern Sarkophage, mehr oder minder ausgearbeitet und verziert, aber doch nur „Sarkophage", alle von derselben Grundform! Das nennen Sie Alpen?" — Aber er ließ schon ein Ah! hören, als er zu den „Haifischzähnen der Lofoten" kam, wie Lord Dufferin in seinen köstlichen „Briefen aus hohen Breitegraden" sie nennt, und nach einiger Betrachtung einer beim Scheine der Mitternachtssonne gemalten Skizze des vergletscherten Massivs der Insel Kagen, die wie ein Montblanc gewaltig wirkend aus dem Meer aufsteigt, sagte Diday auffathmend: „Das ist wohl aus einem anderen Lande? Das heimelt an!" — Und nach meiner bestätigenden Antwort, daß Alles dieses demselben Lande, demselben Gebirgszuge, derselben Gesteinsformation angehöre, sagte er: „Sie haben Recht! Wir haben ja auch in den Alpen ähnliche Gegensätze! Sehen Sie die Kette der Berner Alpen oder der Süd-Walliser Gletschergebirge um den Monte Rosa herum an! Jeder Berg ein Individuum, ein prachtvoll und kräftig gegliederter Kerl vom Fuße bis zum Gipfel, unverkennbar für Jeden! Und dann betrachten Sie das Gewirre in den Alpen von Graubünden — mit Ausnahme der Bernina-Gruppe ein Durcheinander von Piks, die alle fast die gleiche Höhe, dieselbe Gestalt haben, wie Junge eines zahlreichen Wurfes einer Katze oder eines Kaninchens!" Diday erging sich noch lange in solchen

Digitized by Google

Betrachtungen, wie es so seine Art war, wenn er sich einen freien Tag gemacht und einem guten Mahle unter Freunden beigewohnt hatte. Ich verzichte auf ihre Wiedergabe.

Aber Vergleiche haben sich mir oft aufgedrängt bei der Lectüre. Man nehme einen vorragenden französischen Schriftsteller der Neuzeit, Victor Hugo, A. Musset, Georges Sand, Daudet, Zola, Guy de Maupassant oder wie sie Alle heißen mögen — Berner Hochgebirg, lauter wohlgegliederte Kerle vom Wirbel bis zur Sohle, nach einigen Zeilen unverkennbar in ihrer ganzen Eigenart! Und nun nehme man die Autoren der romanischen Schweiz zur Hand, die von den Coterieen zu schwindelnder Höhe, Breite und Tiefe aufgebauscht werden! Dort ein Dichter, der Victor Hugo, Shakespeare und Goethe in sich vereinigt, hier ein Prosaist, dem Zola, Daudet und Flaubert nicht die Schuhriemen auflösen dürften, anderwärts ein Philosoph, gegen welchen Kant, Hegel, Schopenhauer nur kleine, kaum über das Lallen hinausgekommene Schulbuben sind! Man liest, blättert, blättert und liest — und ist ganz erstaunt, sich in den Engadiner Alpen zu finden, eintöniges Steingeröll, von einer Anzahl kleiner und fast gleich hoher Spitzen überragt, so einförmig in ihrer Gestaltung, daß man sich nur schwer auskennt.

Der verstorbene Bundesrath Ruchonnet, ein ebenso feiner Kopf als gediegener Kenner der Litteraturen der vier europäischen Hauptsprachen, sagte mir einmal: „Als Student auf der Akademie in Lausanne hörte ich die Vorlesungen eines Herrn, der während meiner Studienzeit den Lehrstuhl für französische Litteratur mit demjenigen des Staatsrechtes vertauschte. Als ich später einmal meine alten Hefte vornahm, mußte ich auf die Titel zurückgreifen, um zu wissen, ob von der Litteratur oder dem Staatsrechte die Rede sei; aus dem Inhalte hätte ich es nicht errathen können." — Es kann Einem in ähnlicher Weise mit der neueren Litteratur der romanischen Schweiz ergehen (ich rede selbstverständlich nur von der „guten" Litteratur und nicht von derjenigen der jungen Aufgeregten und Empörer, die unter der Flagge der „Decadence" segeln); man kann zweifelhaft sein, sage ich, ob man einen philosophischen Utopietraum oder eine Dorfgeschichte, eine Elegie oder einen Jubelpsalm liest — wenn auch von verschiedenen Verfassern, hauchen sie doch alle denselben Duft aus, sind mit derselben Sauce gesalzen, scheinen sogar mit derselben Feder geschrieben.

Es läßt sich ja nicht leugnen, daß manche kräftigeren Talente aus diesem allgemeinen Niveau von Zeit zu Zeit hervortauchen, aber sie thun es etwa wie der Neptun Heines, der eine Jacke von gelbem Flanell trägt und ein abgelebtes Gesicht unter einer weißen Schlafmütze zeigt. Und doch wirken sie erquickend. Wenn man aber, in dieser Umgebung lebend und wirkend, auch mit den Halbgöttern und deren Producten Bekanntschaft machen muß, so überkommt Einen allmählich jene Indigestion, die ich im Eingange zeichnete und die selbst ungerecht macht, indem sie den Saucengeschmack auch da erkennen läßt, wo Andere ihn nicht verspüren.

Digitized by Google

Es giebt vielleicht auf dem ganzen Erdenrunde kein hör- und lesewüthigeres Publicum als in der romanischen Schweiz, besonders in Genf, und keines, das einen größeren Druck ausübt. Wie ich schon bemerkte, der Calvinismus durchdringt alle Verhältnisse. „Es ist doch sonderbar," sagten mir so manche Fremde, die hier einen längeren Aufenthalt nehmen wollten, in Familien oder Pensionen, „es ist doch sonderbar, daß die erste Frage, welche dem Ankömmling gestellt wird, die Religion betrifft. Was geht es denn diese Leute an, ob ich Calvinist, Lutheraner, Christ, Jude oder Heide bin, wenn ich als anständiger Mensch auftrete, der sich in Gesellschaft und bei Tisch zu führen weiß und seine Pension regelmäßig bezahlt? Was kümmert es sie, ob ich in die Messe oder zur Predigt gehe, und wenn Letzteres, ob ich diesen oder jenen Prediger höre, der meinen Gastgebern vielleicht nicht ganz genehm ist?" — Wo man auch hinblicken möge, überall macht sich die theologische Richtung breit, mischt sich in Alles, selbst die intimsten Privatverhältnisse und übt so diesen Druck aus, allseitig wie der Druck der Luft auf den Körper, gegen welchen die besseren Geister Widerstand zu leisten suchen, dem sie aber nicht zu entgehen vermögen.

Das geht bis in die Nüancen. Rossel citirt eine Stelle von Frau von Gasparin, worin sie bei Gelegenheit eines früher von ihr verfaßten Buches, das der Verleger neu auflegen wollte, sagt: „Dieses mein Buch entstammt einer Zeit, wo selbst diejenigen Geister, welche für unabhängig galten, unter dem Joche einer Coterie seufzten, die ohne Zweifel christlich, aber dennoch im höchsten Grade eng und tyrannisch war. Jeder sollte so sein, wie alle Welt."

Frau von Gasparin läßt diese Klage erschallen, sie, die doch eine der Auserwählten war! Gewiß eine vortreffliche Dame, mildthätig im höchsten Grade, ohne Ostentation, aber nicht minder glaubenseifrig und zur Proselytenmacherei geneigt. Sie hat manche Bücher geschrieben von himmlischen Horizonten, christlichen Ehen und dergleichen Dingen und scharfe Lanzen gebrochen gegen die Heilsarmee, die ihr nicht minder ein Greuel war, wie sie der Coterie, über deren Tyrannei sie klagt, ein Stein des Anstoßes war, bekehrungseifrig bis zum Excess. Ich erhielt eines Tages, weiß nicht mehr bei welchem Anlasse, einen Brief von ihr, die mir gänzlich unbekannt war, worin sie sagte, sie höre eine Stimme aus dem feurigen Ofen (Une voix de la fournaise), welche ihr aufgebe, meine Rettung zum Heile zu versuchen.

Es giebt Ideen-Associationen, deren man nicht Herr ist. Ich hörte, als ich dieses las, deutlich die Melodie des Duettes, wenn ich nicht irre, aus dem Donauweibchen, in meinen Ohren summen:

Kasperle: Was macht denn die Höll'? Ist sie noch immer so heiß?
Teufel: Im heutigen Frühjahr gab's leidlich viel Eis!
Kasperle: Da muß ja ein barbarisches Feuer drin sein?
Teufel: Ich führ' jetzt die wohlfeilen Sparöfen ein!

Digitized by Google

Ich antwortete also der guten Dame, bis jetzt habe ich mich noch nicht in Gefahr gewußt, also auch kein Bedürfniß nach Rettung gespürt. Aber für den feurigen Ofen interessire ich mich sehr, und da es eigentlich meine Aufgabe als wohlbestallter Professor der Geologie an der Akadamie sei, denselben näher zu untersuchen, so würde sie mich sehr verbinden, wenn sie mir sagen wolle, an welchem Orte er aufgestellt und welches das Feuerungsmaterial sei, das man anwende, um ihn seit so langer Zeit in Brand zu erhalten?

Unsere Correspondenz wurde nicht weiter geführt. Ich war offenbar zu hart gesotten in der Sünde des Unglaubens, so daß die gute Dame nicht wagte, sich einige fromme Zähne an mir auszubeißen!

Aber wer setzt denn diese christliche, aber engherzige und tyrannische Coterie zusammen, über die sich Frau von Gasparin beklagte?

Vor allen Dingen besteht sie aus alten Jungfern, deren Typus von Töpffer in so ergötzlicher Weise unter dem Namen der Tante Sarah gezeichnet worden ist. Das ist meistens in fremden Landen ausgestanden als Gouvernanten, Lehrerinnen in höheren und niederen Stellungen. Reif und rigid zum Exceß schon durch den Beruf, haben diese Lehrerinnen nach der alten Schablone die Sprache gelehrt, Wörter auswendig lernen lassen, Sätze, Phrasen und unschuldige Gedichtlein so glatt als möglich ihren Schülern und Schülerinnen eingetrichtert, und was über diesen correcten Kreis hinausgeht, ist ihnen ein Greuel. Jede Originalität ist ihnen ein Gegenstand des Mißtrauens, wer nicht mit in ihr Horn bläst, ein Werkzeug des Satans, das die frommen Schafe auf die Wege der Abtrünnigen zu leiten versucht. Ah! Die Fallstricke des Bösen, welchen zu entrinnen sie in ihrer Jugend so viele Mühe hatten!

„Sie waren diesen Sommer in den Bergen, meine Liebe, in X.? Wie hat es Ihnen denn dort gefallen?" — „Danke, ganz gut, — eine himmlische Gegend, wie man sie sich nicht schöner träumen kann." — „Und das Unterkommen?" — „Oh! ganz gut. Es sind mehrere Hotels und Pensionen dort zu verschiedenen Preisen." — „Was Sie nicht sagen!" Das ist ja Alles wohl erst seit einigen Jahren entstanden?" — „Ja wohl! In das theuerste Hotel sind wir nicht gegangen — es ist von Engländern und Touristen besetzt. Wir hätten gern in der wohlfeileren Pension Unterkunft gefunden, aber es fand sich kein Platz mehr. Man sagte mir, daß im Laufe des Sommers etwa dreißig unserer Pastoren mit ihren Familien dort Aufenthalt genommen hätten!" — „Entzückend! Wie schade, daß Sie dort nicht unterkommen konnten. Sie hätten sich wunderbar erfrischt und gestärkt gefühlt in so würdiger Gesellschaft." — „Vielleicht wohl! Aber wir mußten wohl oder übel in eine dritte Pension gehen. Gemischte Gesellschaft und darunter auch der Herr Z., den Sie ja wohl kennen?" — Die Andere, abrückend, als fürchte sie eine Ansteckung: „Wie? Das Scheusal! (Cette horreur!) Wie müssen Sie gelitten haben!" — „Durch-

Digitized by Google

aus nicht, meine Liebe! Alle Welt hatte den alten, heiteren Herrn gern, der in der liebenswürdigsten Weise mit Jedermann sich unterhielt, über Alles Bescheid wußte und mit seinen Kindern und wohlerzogenen Enkeln so herzlich und wohlwollend verkehrte, daß Jedermann seine Freude daran hatte!" — „Fallstricke des Satans, meine Liebe! Hütet Euch, daß Ihr nicht in Versuchung fallet! Ich weiß gewiß, daß ich unmittelbar den Staub von meinen Füßen geschüttelt hätte und lieber in das Thal heruntergestiegen wäre, als auch nur eine Minute in solcher Gesellschaft ausgehalten hätte. Weiche von mir, Ausgeburt der Hölle!"

Das schapelt umher in der Stadt, trägt den Klatsch von Haus zu Haus, trippelt in alle Missionsversammlungen und Conventikel, in die Sitzungen gewisser Vereine und in öffentliche und mehr private Abendvorlesungen, wo man noch obendrein den Vortheil hat, Licht und Heizung zu sparen. Das bespricht, bemängelt und kritisirt Alles von dem Standpunkte der grammatikalischen Correctheit, der moralischen Unbeflecktheit und der frommen Verflachung. Das hat, sollte man meinen, durch Generationsfolgen gezüchtete Thränendrüsen, auf welche hergebrachte Phrasen und ein gewisser Tonfall der Stimme eine ebenso sichere Wirkung ausüben, wie auf das Parterre des Theaters der Porte Saint Martin der im Mißtone halb erstickte Ausruf: Oh! Ma mère! „Ein vielversprechender junger Mann, der keine Specialität hat, aber in allen Gebieten zu Hause ist, der die Natur vergeistigt, der Wissenschaft die Flügel der Poesie leiht und die Seelen der niedersten Lebewesen ebenso genau kennt, wie unsere Pastores diejenigen der Gläubigen. Ah, Cousine! In dessen Vorlesungen müssen Sie Ihre jungen Mädchen, Ihre Pensionärinnen führen! Sie können Alles hören, sage ich Ihnen, Alles!"

Hinter diesem Vortrabe eine Truppe, welche sich die Rolle der Zionwächter zugetheilt hat, die Triobrüder in den unzähligen Vereinen, in welchen das Seelenheil der Mitglieder gefördert und nebenbei auch irgend ein anderer Zweck verfolgt wird. Als ich in Bern studirte, nannte man sie, sehr bezeichnend, „Die Gotteskräppeler"; ich weiß nicht, ob diese Bezeichnung noch jetzt dort angewendet wird. Es wimmelt von „anciens pasteurs", die nicht mehr in Amt und Würden stehen, aber ihre Muße dazu verwenden, sich in anderer Weise dem Dienste der Seelsorge der eingepferchten und nicht eingepferchten Schafe zu widmen. Sie führen die Stimmgabeln, welche die Dominante für den vielstimmigen Chorgesang des Vortrabes und des Gros des blindlings folgenden, ergebenen Heeres geben, sie schwingen die Tactstöcke, um das Tempo zu bezeichnen, in welchem, je nach den Umständen, schneller oder langsamer vorgegangen werden soll.

Ueber Allem dem aber schwebten, unantastbar in ihrer Weisheit, einige Wenige, die meist nur dunkle und dem Uneingeweihten kaum verständliche Sentenzen von sich geben, ähnlich wie in dem griechischen Alterthum die Orakel von Delphi oder Dodona. Vielleicht sind sie nur be-

Digitized by Google

sonders begnadete Pastoren, vielleicht repräsentiren sie aber auf höherer und darum nur selten erklommener Stufe

Der calvinistischen Orthodoxie
Speculatives Federvieh!

Kann es nun Wunder nehmen, wenn auf diese Weise, mit so reichlichen Hilfsmitteln, allmählich Stimmung gemacht und für die schwächeren Talente, die sich in jeder Art, schreibend, lehrend, vortragend an den Boden legen, um ein Aemtchen zu ergattern oder nur bemerkt zu werden, ein Stil herangebildet wird, der allen diesen Minderbegabten gemeinsam ist, in jeder Zeile das süßliche, väterliche Wohlwollen des Kanzelredners ausbreitet und zu den erwachsenen Lesern spricht, wie zu Knaben und Mädchen, die noch auf den Bänken des Gymnasiums und der höheren Töchterschule sitzen?

Schleim, Schleim, Schleim und kein Ende, mit verschiedenen Zugaben, aber immer Schleim! Schleim, versetzt mit dem Honig der echten Christenliebe, mit der Milch der frommen Denkungsart, wohl auch, aber nur in homöopathischer Dosis, mit dem gährenden Drachengifte des Abscheues vor der Sünde, fadenziehender Schleim zum Einfangen der Alltagsfliegen und der winzigen Nachtschwärmer, Vogelleim für Gimpel und vertrauensselige Grasmücken, austrocknender Schillerschleim für idyllische Wegschnecken, die gern eine Spur zurücklassen möchten, um den Nachfolgern den Weg zu zeigen, den sie von der Finsterniß zum Lichte, vom Laster zur Tugend auf feuchtem Moderboden gekrochen sind; blasenwerfender Hüllschleim für fromme Schaum-Cicaden, die geräuschlos den Saft aus dem grünsten Hälmchen saugen, aber immer Schleim!

Guter Rath aller Orten. Die Proselytenmacherei guckt aus dem Gesagten, wie aus dem Verschwiegenen hervor, das auch seine Sprache hat.

„Es giebt zwei Arten von Leichtigkeiten, die Sie erwerben müssen," sagt man einem Mann, der die Ferienculse besuchen will, welche an der Universität Genf unter der Leitung der litterarischen Facultät stattfinden und vorzugsweise von deutschen Lehrern und Lehrerinnen besucht werden, die sich in der französischen Sprache ausbilden wollen, „zwei Arten von Leichtigkeiten müssen Sie erwerben: Erstens die des Verständnisses, Ihr Ohr muß sich an die Töne der französischen Sprache gewöhnen und sich mit der Schnelligkeit der Umgangssprache Derjenigen vertraut machen, welche diese Sprache von Kindsbeinen auf sprechen. Gehen Sie also in die Sitzungen unserer berathenden Körper, in die Sitzungen des Großen Rathes, des Stadtrathes und der Gerichte; Sie werden finden, daß das, was dort gesprochen wird, schwieriger aufzufassen ist als der Vortrag eines Professors; es ist mithin eine sehr nützliche Uebung, um Ihr Ohr zu bilden. Fehlen Sie übrigens bei keiner öffentlichen Sitzung, gehen Sie jeden Sonntag zur Predigt."

In Sitzungen debattirender Körper, in Vorträgen und Predigten, wo

Digitized by Google

stets nur Einer spricht in mehr oder minder wohlgesetzter oder auswendig gelernter Rede, soll man also, diesem Schriftstücke zu Folge, Uebung in der Unterhaltungssprache gewinnen, die doch wesentlich auf Wechselrede, auf kurzen Sätzen und Antworten wenigstens von zwei Sprechenden beruht! Ich habe immer geglaubt, daß das Theater und besonders die französische Komödie die beste Schule sei, um sich in der Conversationssprache zu bilden und jene prickelnde Leichtigkeit zu erwerben, welche der Unterhaltung Leben und Reiz verleiht; aber wie könnte man von hoher litterarischer Autorität her jene Quelle der Frivolität empfehlen, die man Komödie, Vaudeville, kurz Theater nennt! Pfui!

Also, verehrtester Herr Schulrath, Rector oder was sie sonst draußen in Deutschland sein mögen, benutzen Sie die Tagesstunden, folgen Sie den Debatten über einen Weg, den Sie nicht kennen, über eine Hecke, die gegen das Reglement verstößt, über die Pflasterung einer Straße, in welche Sie nie kommen werden; hören Sie die Plaidoirieen eines Rechtsverdrehers, und statt den Sonntag zu Excursionen in die schöne Umgegend zu benutzen, was um so angezeigter wäre, als die Feriencurse gerade in die dazu geeignetste Zeit, Juli und August, fallen, setzen Sie sich in eine muffige Kirche und üben Sie Ihre Ohren, während Sie gleichzeitig Ihr Seelenheil besorgen! Aber Abends, wo alle diese angerathenen Ohr-Uebungen nicht stattfinden, gehen Sie ja nicht in ein Theater, einen Concsaal, ein Casino, ein Restaurant oder ein Café, wo Leute ungenirt sich unterhalten in der landläufigen, nicht immer ganz correcten Sprache und zuweilen sehr wenig auserlesene Gesellschaft sich findet; wir erwähnen diese Orte des Verderbnisses nicht, sie existiren nicht für Sie! Hütet Euch, fromme Lämmlein, daß Ihr nicht in Versuchung fallet!

Setzen Sie sich in Ihr Zimmerlein und lesen Sie Genferische Schriftsteller. „Baedeker sagt, es genüge ein Tag, um die Merkwürdigkeiten unserer Stadt zu besichtigen; es braucht mehr als vierundzwanzig Stunden, um unseren Nationalgeist aufzufassen und zu begreifen; Sie werden sich am besten durch das Lesen unserer Schriftsteller damit vertraut machen können."

Welche Schriftsteller werden nun empfohlen, um sich im Jahre des Heils 1894 mit dem Volksgeiste vertraut zu machen? Jean Jacques Rousseau, der vor mehr als einem Jahrhundert das Zeitliche gesegnet hat und dessen Bücher die Genfer Behörde durch Henkershand verbrennen ließ, während er in's Exil getrieben ward; Töpffer, der einzige wahre Humorist der französischen Schweiz, der seinen Humor sicherlich seinem deutschen Ursprunge verdankt, dessen Satyre und Caricaturen großentheils den „Fliegenden Blättern" entsprechen und der nebenbei freilich auf diesen deutschen Stamm einen unerträglichen Conservatismus aufgepfropft hat, der ihn alles Moderne, sogar jeden wirklichen Fortschritt in schiefem Lichte ansehen ließ. Ich habe ihn persönlich recht gut gekannt, obgleich er schon im

Digitized by Google

Jahre 1847 verstarb; wir waren einige Tage mit ihm und seinen Zöglingen, denn er war Pensionsvorsteher, auf der Grimsel eingeschneit, wovon er in seinen Voyages en Zigzag berichtet hat, und er besuchte uns in Neuschâtel. Er hatte einen wahren Ingrimm gegen jede Neuerung; Dampfschiffe und Eisenbahnen waren ihm in der Seele verhaßt, und fast möchte ich glauben, daß die Revolution, welche im Jahre 1846 James Fazy an die Spitze stellte und das bisherige aristokratische Regiment stürzte, ihm das Herz abgestoßen hat. Gerade diese Revolution hat aber ebenso, wie die Einverleibung katholischer Gebietstheile, in dem Jahre 1815, den Volksgeist Genfs bis in seine Tiefen aufgewühlt, umgestaltet und ihm neue Wege gewiesen, und nun soll der Ankömmling in diesem Autor den heutigen Volksgeist kennen lernen.

Der dritte Empfohlene ist Victor Cherbuliez. Er lebt noch glücklicher Weise, aber in Paris als Mitglied der französischen Akademie. Wenn aber seine Schriften nicht durch Henkershand verbrannt wurden, so hat man nicht minder ihm das Leben in Genf unmöglich gemacht, ihn zurückgesetzt mit Achselzucken, wenn er eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung im Lehrfache beanspruchte, und ihn wegen derselben Romane, die heute zum Studium des Genferischen Geistes empfohlen werden, in der empörendsten Weise heruntergehunzt, geschmäht und verleumdet! Rief ihm nicht ein giftiger Pfaffe unter dem allgemeinen Applaus der „gutdenkenden Gesellschaft" zu: „Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt!" Wer war der Vertreter des Genferischen Nationalgeistes, der ausgemaßregelte Cherbuliez oder der Pfaffe?

Endlich wird das „Journal intime" von Amiel empfohlen, der 1881 starb, also noch in unsere Zeit hineinragt. Ich habe fast dreißig Jahre mit diesem Menschen als College an der Akademie und der Universität zugebracht und will mich hängen lassen, wenn ich jemals einen abstruseren Wirrkopf, einen vor geistigem Hochmuth dem Platzen näheren Gecken kennen gelernt habe. Unfähig, irgend eine Realität objectiv zu betrachten und zu begreifen, wußte er bei jeder Frage, die auftauchte, die unpassendste und blödsinnigste Lösung herauszutüfteln, die er mit Hegel'schen Kategorien verbrämte und mit ebensolchen haarsträubenden Definitionen ausstaffirte, wie er sie in seinen Vorlesungen über Philosophie zum Besten gab. Dieser Definitionen hatte mein Sohn, der seine Vorlesungen zu hören gezwungen war, ein ganzes Heft voll. „Die Geschichte ist der farben- und formenreiche Teppich, welchen die Gottheit in den leeren Stramin der Zeit mit unzerstörbaren Fäden einstickt." — „Der Kosmos, die Welt, diese Frucht der göttlichen Gebärmutter, welche mit dieser noch durch eine, um sich selbst gewundene Nabelschnur in Ewigkeit zusammenhängt." Solches und ähnliches Zeug mußten die armen Jungen lernen, um die Prüfungen zu bestehen, welche sie durch das Baccalaureat an die Schwelle des medicinischen Studiums führten!

Digitized by Google

Wir standen auf gutem Fuße, und ich habe niemals einen Zwiespalt mit Amiel zu bestehen gehabt. Das besorgte unser College F. J. Pictet-de la Rive, ein echter Genfer, Abkömmling jenes wunderbaren Bruchtheiles der conservativen, aber nur wenig glaubenseifrigen Partei, welche die de Saussure, de la Rive, de Marignac, de Candolle, Pictet, Plantamour und so viele Andere hervorgehen ließ, die den Ruhm Genfs in der Neuzeit vertreten, scharfe Beobachter, riesige Arbeiter, pflichttreue Lehrer, meist Millionäre, die sich aber auch Opfer aufzulegen verstanden, wenn es galt, die Wissenschaft zu fördern. Für Pictet, der zugleich eine lebensfrohe, expansive Natur war, der an allen Manifestationen des körperlichen Lebens Interesse hatte, in dem Schützenhause ebenso seinen Mann stand, wie in den gesetzgebenden Räthen des Cantons und der Eidgenossenschaft, und der, obgleich Conservativer, doch dem Fazy'schen Regimente sich angeschlossen hatte, soweit er dessen Tendenzen mit denjenigen des Volkes in Uebereinstimmung fand, für Pictet, sage ich, war Amiel mit seinem, aus Hegel'schen Drähten zusammengedrehten geistigen Corsett und seiner mystischen Nebelkappe auf dem in Kategorien zerfallenden Querkopfe ebenso ein Greuel, wie der damalige „Papst" Pfarrer Munier, der hebräisch lehrte, weil er es nicht verstand, aber nichtsdestoweniger es niemals lernte, der dagegen seinen Clerus nicht minder links und rechts einschwenken ließ, wie Bischof Dupanloup den seinen. Wenn Amiel oder Munier sich erhoben, konnte man sicher sein, daß Pictet Fänge und Schnabel wetzte und daß, wenn er einsetzte, die Federn flogen, wie Spreu vor dem Winde!

Der gerupfte und zerbröckelte Philosoph ging dann nach Hause, wo er jede, auch die kleinste und geringfügigste Discussion, über Lappalien und Armseligkeiten, an welchen er theilgenommen hatte, mit Rede und Gegenrede ausarbeitete. War er ja doch der Meinung, daß auch der leiseste, von ihm ausgehende Wind dazu beitrage, die Segel des Schiffes der Civilisation auf dem uferlosen Meere nicht zum Begriffe gelangter Gewalten zu schwellen! Nach seinem Tode wurden über 800 eng beschriebene Quartseiten solcher Protokolle gefunden, die man verbrannte, was unbeschadet der romanischen Litteratur auch mit dem „Journal intime" hätte geschehen können.

An bestimmten Tagen geistreichte Amiel mit einigen blutlosen Weibsbildern über bestimmte Thesen, die in der vorigen Zusammenkunft aufgegeben waren, und versenkte sich dann, wie Caliban so witzig sagt, als europäischer Fakir in die Beschauung seines eigenen Nabels; die mystisch-philosophischen Nebel, die ihm von diesem Betrachtungspunkt aus aufstiegen, wurden dem „Journal intime" anvertraut.

Gehe ich zu weit? Selbst Rossel, der doch mit wahrer Leidenschaft Alles aufsucht, was etwa Günstiges über die romanischen Schriftsteller gesagt werden könnte, faßt sein Urtheil in folgenden Worten zusammen: „Wir dringen hier in das schmerzliche Geheimniß einer Seele ein, die sich

Digitized by Google

in der unfruchtbaren Betrachtung des eigenen „Ichs" verloren hat, eines Geistes, der sich in den nichtigsten Spitzfindigkeiten und den mühseligen Abstractionen einer auf die Wolken gebauten Metaphysik verirrt hat. Amiel verlor sich selbst, indem er sich suchte. Mit Ausnahme von etwa zwanzig Seiten einer zarten, intimen Psychologie und etwa eines halben Dutzends für die Nachwelt ausgemeißelter, litterarischer Portraits ist das Journal nur ein schwerfälliges, dunkles und unnützes Gewäsche eines übelgelaunten Pedanten."

Mag aber der litterarische oder philosophische Werth des Amiel'schen Werkes sein, welcher er wolle, so kann man denn doch zuversichtlich behaupten, daß eine gewisse verbohrte Dreistigkeit dazu gehört, Fremden, welche die „Seele des Landes, den Volksgeist begreifen und erfassen sollen", das Werk eines ganz in sich und nur mit sich lebenden Menschen zu empfehlen, der mit diesem Volke nur die Geburtsstätte, sonst aber Nichts gemein hatte und der ebensogut in Burtehude als in Genf sein Ich-Werk hätte abhaspeln können.

Die eben bezeichnete Coterie möchte, besonders noch unter dem Einflusse der gegenwärtigen Zeitströmung, welche überall das mit trübem, chauvinistischem Bodensatze geschwängerte Oel der frommen Mystik in die Höhe treibt, Alles ausmerzen, was nur irgend nach der Seite anschlagen und auswachsen könnte. Rossel meint, freilich nur von den Dichtern der Neuzeit, sie seien einfach Dichter, die aber die alten Eigenschaften der Ehrbarkeit in der Inspiration und die vollkommene Anständigkeit im litterarischen Ausdrucke bewahrt hätten; sie zeigten kaum einen leichten localen Erdgeschmack, schwömmen fröhlich in dem großen Strome. Die Reform habe ihnen den Ernst und die Zurückhaltung gegeben; sie trügen noch den protestantischen Stempel, hätten aber die im Grunde des Calvinismus wurzelnde Verachtung der Kunst in der Litteratur und des Schönen in der Kunst abgeschüttelt. Vielleicht wohl, aber um den Preis der Vernachlässigung von Seiten der herrschenden Coterie der flachen Mittelmäßigen, die nur nach dem Ruhme der grammatikalischen Correctheit, und fast möchte ich sagen, der läppischen Naivetät des Stiles geizen.

Ein heutiger Kritiker soll einen Artikel nicht mehr mit den Worten beginnen dürfen, wie Sainte Beuve den seinen über Töpffer: Töpffer ist Genfer, aber er schreibt französisch!

Nein! das Gegentheil ist wahr geworden: die Franzosen, behauptet man, müssen bei den Schriftstellern der romanischen Schweiz in die Schule gehen, um sich von ihren Excentricitäten, ihrem oft schlotterigen Stile zu befreien und dort ein correctes, fehlerloses Französisch zu lernen. Hier können nicht mehr solche Kämpfe entstehen, wie sie Georges Sand mit dem Factor (Prote) der Druckerei der „Revue des deux Mondes" auszufechten hatte, dem neben andern Obliegenheiten auch die Pflicht auferlegt war, wie ein Cerberus darüber zu wachen, daß nicht über die von dem Wörterbuche der Akademie gespannte Schnur hinüber gehauen werde! Ja, wenn man

Digitized by Google

auf den Grund geht, ſo wird, je nachdem man dem einen oder andern Canton angehört, nur in Neufchâtel, Waadt oder Genf reines und tadelloſes Franzöſiſch geſprochen und geſchrieben!

Anſchauungen dieſer und ähnlicher Art wurzeln ſich wunderbar feſt ein. In Genf z. B. herrſcht allgemein die Anſicht, daß in Sachſen, wo die Luther'ſche Bibelüberſetzung entſtand, das reinſte Deutſch geſprochen werde! Was würde aus den Mengen von Leuten werden, welche nur auf Grund ihrer Sprache alljährlich nach allen Richtungen ausflattern, um ihre Lebſucht im Auslande zu verdienen, wenn ſie nicht von Kindsbeinen an das reinſte und correcteſte Franzöſiſch ſprächen und ſomit lehrten, welches überhaupt auf der Welt zu finden iſt? Paris? Jargon! Corruption! Gehen Sie nicht, edler und Geld verzehrender Fremdling, nach Paris oder in irgend eine andere franzöſiſche Stadt, um dort die Sprache zu lernen, kommen Sie zu uns! Und Sie dort draußen, die Sie eine Bonne für die Kinder, einen Gouverneur oder einen ſonſtigen franzöſiſch redenden Bedienſteten ſuchen, ſeien Sie vorſichtig! Nur bei uns, in unſeren Cantonen wächſt das reine unverdorbene Holz, aus welchen man ſolche Leute ſchnitzt!

Digitized by Google

Zur Naturgeschichte des Pöbels.

Von

Fr. Kubinstein.

— Berlin. —

Fürchte Nichts, lieber Leser! Deiner wartet beim Weiterlesen keine naturalistische Schilderung elender Menschen, in Lumpen gekleidet, keine engen Winkelgäßchen von Hamburg, in denen der asiatische Gast, die Cholera, sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, kein Ostende von London, mit armen, sprachenunkundigen Opfern des „sweating-sytsem" angefüllt, kein Chinesenviertel von Canton voll wimmelnder Menschen, Opium und Laster, keine sicilischen Schwefelgruben mit halbwüchsigen Kindern, die, durch übermäßige Arbeit vorzeitig erschöpft, in ihren Gesichtszügen kaum noch den Adel der Species erkennen lassen, von der sie abstammen. Nichts von alledem. Vielmehr wirst Du Dich oft in eleganten Salons zwischen vollendeten „Ladies and Gentlemen" bewegen, in Ministerhôtels eintreten, Sitzungen aller vier Facultäten beiwohnen, Hummern zu essen, Champagner zu trinken bekommen. Du kannst also den „Mufti"-Anzug zu Hause lassen, fürchte Nichts für den Glanz Deines Gehrocks! Aber wappne Deine Seele mit Zartheit und Feinheit, Dein Herz mit Muth und Standhaftigkeit, Deinen Willen mit unerschütterlicher Energie, damit Du bei der Rückkehr aus den Quartieren des Pöbels um so eifriger für das Edle, Gerechte, Gute und ach! so Seltene eintrittst, die Berührung des Niedrigen und Schlechten um so peinlicher empfindest, um so sicherer erkennest und zurückweisest. —

Die Großen und Edlen sind so oft Gegenstand biographischer Schilderung gewesen, ihre Denk- und Handlungsweise ist uns so vertraut, wenigstens theoretisch, daß es sich verlohnt, auch einmal psychologisch den modernen

Digitized by Google

Weg vom Vorderhaus in's Hinterhaus zu machen, das geistige und sittliche Hinterhaus, und die Denkweise derjenigen Menschen zu betrachten, die zum Pöbel gehören.

Pöbel! Ein böses und gehässiges Wort! Die Sprache hat keine gute Meinung vom Pöbel. Sein Thun und Treiben ist niedrig und gemein. Pöbelgesinnung, vornehmer Pöbel, pöbelhaft — diese Ausdrücke beweisen, daß man den niedrigsten Standpunkt meint, wenn man Jemanden zum Pöbel rechnet, nur dem Mephisto ist der Pöbel „süß". Er weiß auch, warum.

Wer gehört zum Pöbel? Wir haben zum Schluß noch einmal Gelegenheit, diese Frage sehr eigenthümlich zu beantworten. Pöbel leitet sich zunächst ab von „populus", bezeichnet das „Volk", den großen, armen, namenlosen Haufen im Gegensatz zu den Aristokraten, den vornehmen, reichen und berühmten Leuten. Der übermüthige Reiche wird jeden Armen zum Pöbel rechnen, aber da ursprünglich in jeder Gesellschaft, die nicht ausschließlich die rohe Kraft bevorzugte, wie in kriegerischen Staaten, die ersten und vornehmsten Klassen zugleich auch die wahre Aristokratie des Geistes, der Gesinnung und des Charakters vorstellten, gleichgiltig, wie sie später degenerirten, oder diese Klassen doch immer über einzelne wirklich adlige Individuen verfügten, so drückt der Begriff des Pöbels heute weit mehr eine sittliche und intellectuelle als eine materielle und sociale Niedrigkeit aus. Ja, wir begegnen heute, wie zur Zeit der alttestamentarischen Propheten und der ersten Christen, in einem Theil der politischen Presse und vielfach in der Roman- und Bühnenlitteratur dem bezeichnenden Zuge, den Reichen und Vornehmen alle Verworfenheit, Charakterlosigkeit und Verderbtheit zuzuschreiben, den armen Arbeiter, Handwerker oder die Frau aus dem Volke dagegen zu einem Muster aller Tugenden zu machen, worin verborgen liegt, daß nach den Gesetzen der Natur eigentlich diese und nicht die verderbten Reichen berufen seien, den Staat zu regieren.

Also hinab zu unserm geistigen Pöbel! Er thut uns zunächst Nichts, denn er ist feige. Freilich erkennt er im Grunde seines Denkens Niemanden über sich an, weil er Niemanden unter sich hat. Die Fähigkeit, sich im Interesse eines Ganzen Führern unterzuordnen, fehlt ihm, einmal aus dem eben bezeichneten Grunde und sodann, weil sein Gehirn, wie wir später noch genauer analysiren werden, abstracta (Begriff des Ganzen!) nicht zu fassen vermag. Also mag sich der edle Führer vorsehen, der mit Aufopferung von Zeit, Mühe, Genie und Kraft im trotzenden Kampfe gegen eine blöde und feindliche Welt sein Stück durchgesetzt hat. Jeder Trossknecht in seinem Heer glaubt jetzt, er hätte ebenso gut siegen können, und bald wird es heißen wie im Liede:

Der Knecht hat erschlagen den edlen Herrn;
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern!

Der Pöbel ist außer Stande, höhere geistige Begabung zu erkennen. Er hält immer und überall seinen Verstand dem der Besten gleich. Jeder

Digitized by Google

Matrose auf Columbus' Schiffen hat gewiß geglaubt, daß er Amerika entdeckt habe, wie jeder Commis in einem beliebigen Welthause überzeugt ist, daß das Geschäft wesentlich auf seinen Schultern ruht. Wenn Bebel in seinem Buch über die Frau meint, es käme lediglich auf den Unterricht an, damit die Söhne von Arbeitern ohne Unterschied ebensogut Professoren, Aerzte, Minister ꝛc. werden könnten, so hat er damit eine rechte Pöbelmeinung geäußert. Ich weiß sehr wohl, daß sehr viele Söhne höchst gelehrter Väter ihren späteren „höheren" Beruf nur sehr mangelhaft erfüllt haben, ebenso, daß umgekehrt vortreffliche Künstler, Gelehrte, Professoren aus dem Arbeiterstande hervorgegangen sind, das ändert aber an der Beurtheilung von Bebels Ansicht Nichts.

Diese Anschauung hat die sogenannte Gleichheit aller Menschen zur Voraussetzung. Damit war aber zunächst*) nur gemeint, Gleichheit vor dem Gesetz. Die geistige Ungleichheit der Menschen ist so offenkundig, daß man sich wundern muß, hierfür noch Beweise nöthig zu haben. Freilich schwingen sich nur geniale Personen zur praktischen Anerkennung der verschiedenen Individualitäten, die in sich vollendet sind, auf. Der Pöbel hat bei Jedem, der anders denkt als er, den stillen Verdacht, daß er verrückt sei.

Für den Pöbel ist jeder Mensch gleichwerthig, d. h. gleichartig schlecht. Er ist für ihn nur der Träger seiner äußeren Anhängsel an Stellung, Macht Reichthum, Titeln, etwa wie ein Haubenstock ein Modell trägt. Verliert er diese „Qualitäten," so hat der Pöbel für diesen Menschen kein Interesse mehr. Der Mensch an sich, gleichgiltig ob Mann oder Frau, gilt Nichts. Darum hat das Streben nach sittlicher Hebung und Vollendung der Persönlichkeit, die Verfolgung eines menschlichen Ideals in den Augen des Pöbels keinen Werth, da er als Motive nur den Egoismus, Interesse und Furcht anerkennt. Allgemeine Interessen, Solidarität, Familie, Gemeinde, Staat, Gesellschaft, Menschheit sind für den Pöbel Worte ohne Inhalt, daher er, wenn ein echter und ganzer Mann diese Worte gebraucht, leicht sagt, daß er Phrasen macht. Das Wort: „Plus on lui ôte plus il est grand" ist für den Pöbel unverständlich: Was sollte wohl am Menschen bleiben, wenn man ihm Vermögen, Rang, Stellung wegnimmt? Darum begegnet die Hervorhebung eines nicht grob-egoistischen Motivs, als da sind: Mitleid, Liebe, Allgemeininteresse, Selbstlosigkeit bei dem Pöbel in Massen, aber auch bei Jedem einzeln nur einem ungläubigen Lächeln. Ist aber das bessere Motiv gar nicht wegzuleugnen, durch keine Sophistik aus der Welt zu schaffen, so erntet der Edle, der es hegte, nur den Haß des Pöbelmenschen, weil er ihn seine Niedrigkeit empfinden läßt.

Aus der eben dargelegten Pöbelansicht über den Werth des Menschen folgt auch ganz logisch, daß er den gestürzten Mächtigen und Reichen verläßt. Der „ist" ja Nichts mehr, d. h. in seinem Sinne „hat" Nichts mehr.

*) Zur Zeit der französischen Revolution.

Digitized by Google

Ein köstliches Beispiel dieser Denkart hat uns Schiller in „Wallensteins Tod“ gegeben. Als Buttler dem Hauptmann Deveroux mittheilt, Wallenstein sei vom Kaiser entsetzt, seiner Würden entkleidet, könne seinen Leuten nichts mehr nützen, da äußerte er in naiver Ueberzeugung:

„Ja, Macdonald, da muß man ihn verlassen.“

Eine der durchgängigen Pöbeleigenschaften ist auch der Heerdentrieb, der Massenmuth, die Unfähigkeit, mit seiner Ansicht oder Stellungnahme allein zu stehen. Die Masse bedarf eines Führers, der für sie denkt, für sie Schlagworte erfindet, für sie den Anfang und den Schluß macht, aus dem einfachen Grunde, weil dies dem Pöbelmenschen schlankweg physiologisch unmöglich ist. Man könnte ihm Millionen anbieten, wenn er allein mit einem Dutzend Gegner disputiren wollte, er brächte es nicht fertig. „Auch wenn Du den Thoren im Mörser stößest,“ sagt ein orientalischer Spruch, „er läßt doch nicht von seiner Thorheit.“ Darum hat Ibsens Dr. Stockmann im „Volksfeind“ ganz Recht, zu sagen: „Der mächtigste Mann ist der, der allein steht.“

Du glaubst vielleicht, lieber Leser, ich wollte mein Herz erleichtern, dadurch, daß ich hier das oft gehörte Lied über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menge wiederhole. Du irrst. Ich bin gerechter, als Du denkst. Ich will zeigen, daß, wie der Geier berufen ist, auf Lämmer zu stoßen, der Tiger Vieh und Menschen zerreißen, der Seidenwurm spinnen muß, so der niedrig organisirte Mensch gar nicht anders handeln kann, als er handelt vermöge der schlechten Construction und geringen Uebung seines Denkorgans. Alles verstehen heißt Alles verzeihen. Ich fälle nur Qualitätsurtheile, aber keine moralischen.

Warum kann denn nun der Pöbel gut und schlecht, schön und häßlich, klug und dumm, Phrase und Ueberzeugung nicht unterscheiden? Antwort: Weil er keine Begriffe zu bilden vermag.

Das geht so zu. Das menschliche Denken ist dreifach geschichtet. Zu unterst liegen die Organvorstellungen, die Repräsentation der Körperorgane im Gehirn. Die Organe senden Berichte über ihren Zustand an das Centralorgan und erzeugen dort das, was man Stimmung nennt, so daß, wenn Herz, Lunge, Darm, Leber gut arbeiten, die Stimmung eine gute ist, wie etwa New-York einen guten Markt hat, wenn London, Paris, Berlin günstige Berichte senden. Angst, Todesangst ist daher immer ein Zeichen gefährlicher Störung in der Function eines lebenswichtigen Organs, meistens des Herzens oder der Lunge. Den Organvorstellungen übergeordnet sind die Sinnesvorstellungen, die Nachrichten, welche wir mittelst der Sinne von der Außenwelt erhalten. Die Organvorstellungen gelangen für gewöhnlich nicht zum Bewußtsein, die Organthätigkeit erfolgt in der Gesundheit, ohne daß wir Etwas davon merken. Dagegen gelangt eine krankhafte Thätigkeit der Organe als localisirbarer Schmerz zum Bewußtsein. Die Sinnesthätigkeit ist meistens eine bewußte, resp. erfolgt in Ver-

Digitized by Google

bindung mit dem Bewußtsein. Hören heißt immer „Bewußtes" hören, Sehen immer „Bewußtes" sehen. Unter Bewußtsein verstehe ich nur einen Zustand der Verbindung gewisser Gehirnpartieen mit anderen. Daß die Vorgänge der Sinneswahrnehmung zunächst auch unbewußt erfolgen können, und wenn das Bewußtsein anderweitig engagirt ist, erst später in dasselbe eintreten, ist erst neuerdings erkannt worden. Wir gehen z. B. in Gedanken verloren auf der Straße an einem Freunde vorüber, aber erst nachdem er lange passirt ist, kommt es uns zum Bewußtsein, daß wir ihn gesehen haben. Wir hören die Uhr im Zimmer schlagen, bemerken es aber, anderweitig beschäftigt, zunächst nicht, erst später fällt es uns ein, d. h. die Vorstellung war zuerst unbewußt.

Diesen Vorstellungen übergeordnet sind die rein abstracten Begriffsvorstellungen oder Begriffe. Wir theilen sie uns durch Worte mit. Die Fähigkeit, Begriffe zu bilden, ist der Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere, nicht, wie man immer hört, die Fähigkeit der articulirten Sprache, denn diese hängt erst von jener ab. Die Begriffe bilden eine Art Stenographie des Denkens, sie erleichtern den Denkproceß, weil sie die übrigen Vorstellungen enthalten. Wir können sie uns etwa vorstellen, wie das Vermittelungsamt einer Telephon-Anstalt, welches die Verbindung der einzelnen Theilnehmer besorgt. Die untergeordneten Vorstellungen (Organ-, Sinnesvorstellungen) sind die einzelnen Theilnehmer.

Die Begriffe bilden das eigentlich Menschliche, auch das Metaphysische, weil sie hinter der sonstigen Natur, d. h. hinter den Bildern der äußeren Objecte im menschlichen Gehirn liegen. Begriff und Ideal sind identisch. Ein Begriffsmensch ist auch ein idealer Mensch. Der Glaube beruht ebenfalls auf Begriffen, auch der religiöse. Da also die Begriffe das am meisten Subjective sind, was der Mensch hat, so kann es uns vom Standpunkt des Psychologen gar nicht Wunder nehmen, daß sich Menschen für ihren Glauben haben todtschlagen lassen. Unser eigentliches „Ich", d. h. dasjenige, was uns von allen anderen Wesen unterscheidet, sind unsere selbsterworbenen Begriffe, darum ist ohne Weiteres klar, daß die Individualität erst mit der Begriffsbildung beginnt. Wer meinen Glauben todtschlagen will, der schlägt mich selber todt, es macht also nicht viel dazu, wenn er mir zum geistigen Tod auch den physischen giebt.

Die Fähigkeit der Begriffsbildung scheint bei den meisten Menschen sich nur auf Vorstellungen von ihrer eigenen Person zu erstrecken. Sie bilden nur den „Ichbegriff" und sonst keinen. Aber selbst diese Annahme geht vielleicht zu weit, da wir sehen, daß bei den meisten auch der Vorstellungsinhalt ihrer Person etwas höchst Wechselndes, von außen zu Bestimmendes ist. Kinder reden von sich selbst in der dritten Person, ehe sie „Ich" sagen lernen. Ich suche das Genie in der leichten Fähigkeit, Begriffe zu bilden und begrifflich zu denken. Nur Genies sind überhaupt Individuen, die Anderen sind keine. Die Genies sind gleichsam das Gehirn für die Anderen.

Digitized by Google

Zur Anerkennung unserer Mitmenschen als Brüder gehört auch, daß sie als Begriffe in unserem Denken vorhanden sind, nicht blos als Sinnesvorstellung, da sie sonst mit physiologischer Nothwendigkeit unter den „Ichbegriff" fallen, d. h. zu Theilen des „Ich" herabgewürdigt werden. Darauf hat schon Kant hingewiesen. Man sieht, wie der Mensch denkt, so handelt er auch und zwar mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit, die ihm aber verborgen bleibt.

Es scheint, als ob die Häufigkeit und Intensität, mit der wir uns geistig mit Objecten oder Personen beschäftigen, dazu beiträgt, diese in unserem Denken zur Region der Begriffe zu erheben, darum ist es wahr, daß man Liebe und Zuneigung üben muß, um ihrer theilhaftig zu sein, und es leuchtet uns ein, warum die Mutterliebe das größte und stärkste von allen sympathischen Gefühlen ist, weil eine längere und intensivere Vertretung gar nicht möglich ist, als das Kind sie im Gehirn der Mutter findet.

Zur Unterscheidung gehören nach dem Obigen Begriffe. Wer diese nicht bilden kann, kann nicht urtheilen. Begriffe sind, wie preußische Eisenbahnfahrkarten, „nicht übertragbar", wohl aber ihre Symbole, die Worte. Darum machen kurze Schlagworte so viel Glück bei dem Pöbel, weil sie ihn in die Täuschung versetzen, als wären es von ihm erarbeitete Begriffe. Diese Worte bleiben aber für ihn inhaltslos, weil die individuellen Vorstellungen, aus denen der Begriff gewonnen wurde, nicht mit übertragen werden können. Goethe hat dies Verhältniß in der Schülerscene im Faust meisterhaft gekennzeichnet. Wir begreifen nun auch, warum das Genie für die von ihm gefundenen Begriffe die Zähigkeit der Gläubigen besitzt und ihre Wahrheit gegen die ganze Welt aufrecht erhält, wenn es sein muß, wie Galilei mit seinem Ausruf: „Und sie bewegt sich doch!" Wir begreifen jetzt auch, warum er mit Hilfe seiner Denkstenographie so rasch arbeitet, so viele Geschäfte erledigt. Das Denken des Pöbels bleibt dagegen immer ein Torso. Die neuen Vorstellungen messen wir an den Begriffen, die wir bereits haben. Das nennen wir urtheilen. Wer aber keine Begriffe hat, kann diese geistige Leistung nicht zu Stande bringen. Der Pöbel ist also genöthigt, seine Urtheile von außen zu beziehen. Die Bezugsquelle sind die Autoritäten.

Der Pöbel kennt berühmte Leute, aber nur an den Titeln und Orden, die sie haben; worauf ihr Ruf und Ruhm sich gründet, wird er niemals im Stande sein, zu sagen. Fehlen diese äußeren Werthzeichen des Ruhms, wie das ja wohl zu Zeiten und recht häufig geschieht, so imponirt der Mann dem Pöbel herzlich wenig. Dann ist sein Urtheil dasjenige von Lessings Waschfrau: „Er hatte Nichts; er wußte Nichts, und er taugte Nichts." Wenn Goethe kein Standbild hätte, nicht Hofrath gewesen wäre und nicht in den Schulen als „Klassiker" aufgezählt würde — der Pöbel wüßte nicht einmal mehr seinen Namen.

Der mächtigste Instinct des Pöbels ist, wie wir gesehen haben, der

Digitized by Google

Heerdeninstinct; er beruht auf dem richtigen Gefühl der eigenen Minderwerthigkeit und führt zur Unterordnung unter gewisse Personen, die nur die nöthige Dreistigkeit und Hartnäckigkeit im Vertreten einer Meinung zu haben brauchen, um der Menge als zur Führerschaft qualificirt zu erscheinen, da diese immer den Schein für das Wesen, stupide Hartnäckigkeit für Festigkeit, jeder Belehrung unzugänglichen kindischen Trotz für Charakterstärke nimmt. Die Führer des Pöbels sind daher gewöhnlich ganz wunderbare Exemplare, deren durchgängiger Grundzug eine eiserne Stirn und eine unerschütterliche Sicherheit im Behaupten und Leugnen ist. Ihr Betriebsfonds ist die Kenntniß der Thatsache, daß sich diesen Eigenschaften die Masse auf lange Zeit hinaus blind fügt. Darum ist es eine der schwierigsten Aufgaben für einsichtige Leute, den Pöbel von der Minderwerthigkeit seiner Führer zu überzeugen.

Irgend ein heruntergekommener Redacteur oder declassirter Gebildeter führt auf diese Weise oft Jahre lang die biederen Bürger in communalen und politischen Angelegenheiten am Narrenseil. Marionetten sind die Menschen immer, die Kunst der Führer besteht darin, den Draht nicht sichtbar werden zu lassen!

Der Pöbel glaubt an Glück und Zufall, weil ihm die Causalität, der Zusammenhang von Ursache und Wirkung nicht erkennbar ist. Seine Causalität bewegt sich auf der Linie der Zeit; wenn Etwas nachher geschieht, ist es durch das zeitlich Vorhergehende unfehlbar veranlaßt. Wenn der Kranke ein reines Hemd angezogen hat, kurz ehe er starb, so ist das nach Ansicht seiner Angehörigen die Todesursache. Vorgänge, die einander parallel laufen, bringt der Pöbel häufig in das Verhältniß von Ursache und Wirkung.

Ebenso verständlich ist uns, daß die Tüchtigen und Erfolgreichen das Glück verwerfen und Alles ihrem Verdienst zuschreiben. Darüber wird keine Einigkeit zu erzielen sein, weil es auch die Eigenliebe des im Dunkel, arm und unbekannt Gebliebenen kränkt, daß die Ursache seines Mißerfolges in ihm liegen soll. Die Wahrheit, die unsere eigene Person in der Schuld zeigt, wirft uns nieder, wie den Jüngling in Schillers Gedicht an das Fußgestell der Isis. Wir bedürfen hier einer schützenden Illusion, damit wir weiter leben können, und diese ist der Glaube an das Glück, wenn wir den in uns liegenden Fehler unserer Organisation entweder nicht erkennen oder nicht ändern können.

Der Verstand der Menge ist sozusagen zweidimensional, es fehlt ihm die Tiefendimension, er sieht überall nur Fläche und Schein, schätzt den übergoldeten Staub und verachtet das leicht bestäubte Gold, er ist im strengsten Sinne des Wortes oberflächlich. Darum ist auch ihre Causalität eine zeitliche, horizontale, die des Begriffsmenschen ist ebenfalls zeitlich, aber vertical.

Ich habe schon gesagt, daß dem Pöbel Begriffe wie Dankbarkeit, Menschenfreundlichkeit, Liebe, Aufopferung todte Worte sind, er kennt nur

Digitized by Google

sich selbst, bezieht alle Vorgänge auf sich. Die Staatengründer, die mit einem solchen Menschenmaterial zu rechnen hatten, standen vor der schweren Aufgabe, auf dem Egoismus eine Gemeinschaft zu begründen. Darum war die Belohnung im Jenseits und die Strafe in der Hölle, also der Appell an Interesse und Furcht erforderlich, um nur das Unterbleiben antisocialer Handlungen, das mit Moral und Sittlichkeit noch Nichts zu thun hat, zu ermöglichen. Der Bau des römischen Staats ist zusammengebrochen, weil es sich als unmöglich erwies, ein Gemeinwesen auf Selbstsucht aufzubauen, und es hat den Anschein, als ob noch mehr Männer, die aus dem Born der Liebe geschöpft haben, rechtzeitig auftreten müßten, wie zur Zeit der Entstehung des Christenthums, wenn die europäische Culturwelt nicht eine Wiederholung dieses „römischen Beweises" erleben soll. Sie ist nicht mehr weit davon.

Der Pöbel kann nicht abstrahiren, das geht schon aus dem vorhin gelieferten Beweis hervor, daß er keine Begriffe bilden kann. Diese sind abstract, d. h. aus den Bildern der Objecte im menschlichen Gehirn abgeleitet. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß bei ihm alle Begriffe auf den nächstniederen Standpunkt concreter Objecte gebracht werden. Gott und Götter, die Idealtypen der Menschheit, werden daher personificirt, Gott wird zu einem würdigen, alten Manne, der Staat personificirt sich zum König, das Gesetz zum Gendarmen und Schutzmann, ja selbst Philosophen verlegen den Impuls, der den Muskel contrahirt, als gespenstischen „Willen" nach außen, machen aus dem Begriffe „Seele" etwas wenn auch nur versteckt Körperliches und so fort. Und dann schreiben diese Gelehrten dicke Bände, discutiren Jahrhunderte lang über die Natur dieser, von der Unzulänglichkeit ihres Denkens mit Fleisch und Blut versehenen Begriffsgespenster, wollen versuchen, auf Begriffen von „Gott" und „Seele" Staat und Gesellschaft zu begründen. Wie sehr steht die menschliche Cultur und Einsicht, auf die wir so stolz sind, noch in ihren Anfängen, wie tief stecken wir noch in der Barbarei, wir Europäer am Ende des 19. Jahrhunderts!

Noch viele Fehler hat der Pöbel; aber das Bild, das ich von ihm entrollt habe, ist schon erschreckend genug, und es ist keine erfreuliche Thätigkeit, etwa noch einige Pinselstriche hinzuzufügen. Diese seine Fehler waren seit Jahrtausenden der Gegenstand der Wuth und des Hasses der Edelsten und Besten, die die Welt gesehen hat, von dem Augenblick an, da Mose die Gesetzestafeln in zornigem Eifer hinwarf, als er das Volk die alten Götzen umtanzen sah, bis zu Shakespeares Zeit, der in seinem 66. Sonett um stillen Tod bittet, um dem Anblick des Pöbeltreibens zu entgehen, und bis zur Gegenwart. Noch immer will der Tag des Edlen nicht kommen.

Du hast gewiß schon gemerkt, lieber Leser, daß ich nur schildere, aber nicht richte. Die Menschen glauben immer, wenn Einer nachlässig und leichtfertig, schwachmüthig und schwankenden Charakters ist, ohne Urtheil und sittlichen Halt, er als Subject könne ausschließlich dafür, und fällen moralische

Digitized by Google

Urtheile. Allein diese defecten Menschen sind so vermöge ihrer schlechten Intelligenz und anderweitig fehlerhaften Organisation, oder vielmehr sie bleiben so, denn wenn auch von der Erkenntniß des Fehlers bis zu seiner Beseitigung ein weiter Weg ist, mühselig, voller Rückfälle und reuiger Stunden, so ist doch ohne Erkenntniß ein Fortschritt gar nicht möglich. Wir sind beständig in Versuchung, wie wir fortwährend in Gefahr sind, zu erkranken. Da wir die Versuchung nicht fortschaffen können, so müssen wir uns gegen sie widerstandstüchtig machen, wie man sich gegen Erkrankungen abhärtet.

Das schlechte Handeln des Pöbels ist der Ausdruck seiner niedrigen geistigen Organisation, er kann nicht anders. Verbessern wir sein Denken, seine Kenntnisse, seine Einsicht, seine Urtheilskraft, so bessern wir ihn auch sittlich und führen ihn näher heran an das menschliche Ideal, das zwar bisher von einigen Wenigen erreicht wurde, aber für die ungeheure Mehrzahl noch in nebelgrauer Ferne liegt.

Ich habe ganz im Anfang versprochen, zu sagen, wer zum Pöbel gehört. Darüber giebt der berühmte Macchiavelli eine betrübende Auskunft: „Es giebt auf der Welt Nichts als Pöbel*).“ Das will heißen: Die Ausnahme wird verschwindend an Zahl; und Thilo versichert noch obendrein in seiner Abhandlung über den Ruhm, daß zum großen Haufen gewöhnlich Einer mehr gehört, als Jeder glaubt.

Damit ist wohl nach allen Seiten ausgiebige Gerechtigkeit geübt!

*) Schopenhauer. Welt als Wille und Vorstellung. II. Bd. S. 461. Vom Genie, Ausgabe von Grisebach. Von dort ist auch Thilos Ausspruch entnommen.

Gedichte.

Von

Franz Herold.

— Prag. —

Roma.

Da er von Dir gegangen,
Der Kriegsgott, Dein Gemahl,
Da wurden Deine Wangen
In Groll und Leide fahl.
Doch wie die Werber ritten,
Du griffst zu Schwert und Schild,
Du haſt es nicht gelitten,
O Roma, Du Brunhild.

Vor Dir zum Staube flogen
Der Goth' und Longobard',
Vor Deiner Thore Bogen,
Da lagern ſie, verſcharrt.
Du haſt ſo ſcheel geſehen
Und ſo der Argliſt voll
Auf Ottos weiches Flehen
Wie auf des Rothharts Groll.

In Fieberträumen riefſt Du
Zurück den alten Trutz,
Und widerwillig ſchliefſt Du
In läß'gem Prieſterſchutz,
Sahſt Freund und Feind zerſtücken
Dein ſtolzes Panzerkleid
Und frech die Bruſt ſich ſchmücken
Mit Deinem Feſtgeſchmeid.

Und wen Du jetzt gerufen,
Dein Wächter iſt er blos,
Er ſteht an Deinen Stufen,
Denn Du biſt rieſengroß.
Da ſitzeſt Du vergrauet
Und faltig wie Dein Kleid,
Halbzu Dein Auge ſchauet
In eine andre Zeit.

Um die verſchrumpften Hüften
Der Oede Gurt gelegt,
Von fieberſchwangern Lüften
Am hagern Leib umregt, —
So ſitzeſt Du, ſo ſtille,
Und ſcheinſt lebendig kaum,
Du graue Weltſibylle
In Deinem Sehertraum.

Digitized by Google

Die Waiſe.

Die Eltern ſind hinüber,
Die Leute ſagen's hier,
Und kommen doch herüber
Allnacht im Traum zu mir.

Es reden auch vom Leide
Die Menſchen mancherlei,
Ich weiß auf meiner Haide
Noch heut' nicht, was es ſei.

Da lieg' ich auf dem Raſen
Und halte Mittagruh'
Und ſeh' die Gänſe graſen
Und horche ihnen zu.

Ich bin auch nie alleine.
Ei, rief nicht wieder was?
Es war vom Wieſenraine
Mein Grillchen dort im Gras.

Es ſpielt der Specht Verſtecken,
Rutſcht kreiſelnd um den Baum,
Und der, der will mich necken:
Was würf' er ſonſt mit Flaum?

Dann kommt der Wind von ferne
Und plaudert mit lauem Hauch,
Und Abends kommen die Sterne,
O, die erzählen auch!

Unvergeßlich.

Und was die Tage Dir geraubt,
Verhüllt nur ſein Geſicht,
Und was vergeſſen Du geglaubt,
Verwunden iſt's noch nicht.

Ein Vogellon, ein Duft, ein Kleid,
Und zitternd bleibſt Du ſtehn:
Es hat Dich die Vergangenheit
Leibhaftig angeſehn.

Und was Dir Zukunft bieten mag,
Was Gegenwart Dir gab,
Du willſt an ſolchem Schickſalstag
Mit ihr nur in ein Grab.

In der Dämmerung.

Aus der Ecke wieder
Huſcht die Dämm'rung ſacht;
Schlöſſe mir die Lider
Lieber ſchon die Nacht!

Einſt war ſie mein Sehnen,
Ja, da war ich jung,
Lachte noch durch Thränen
In der Dämmerung.

Digitized by Google

Geisterglaube und Fetischdienst.*)

Von

C. F. H. Bruchmann.

— Breslau. —

I.

Welches ist die älteste Form der Gottesverehrung? Vor welchen Gegenständen hat am frühesten der Mensch in Andacht und Ehrerbietung seine Kniee gebeugt? Diese Fragen haben sich schon im Alterthume die scharfsinnigsten Denker vorgelegt, und bis auf den heutigen Tag sind sie Gegenstand lebhafter und eingehender Erörterung geblieben. Am häufigsten ist die Frage nach dem Ursprung der Religion mit der Annahme beantwortet worden, daß die gewaltigen Naturmächte und Himmelserscheinungen im Menschen den Funken religiösen Denkens entzündet haben. So lehrte z. B. schon der Pythagoräer Epicharmos: „Die Götter sind Winde, Wasser, Erde, Sonne, Feuer und Gestirne." Aehnlich deutete der Philosoph Empedokles Zeus als das Element des Feuers, Hera als das der Luft, Pluton als das der Erde, Nestis, eine im Uebrigen unbekannte Gottheit, als das des Wassers. Des Perikles großer Freund Anaxagoras (und seine Schule) hat angeblich die ganze homerische Götterwelt allegorisch erklärt; auch sein Zeitgenosse Metrodoros deutete die Thaten und Abenteuer der alten Götter und Heroen als Allegorieen natürlicher Vorgänge. Während andererseits Sokrates eine symbolische Mythendeutung ablehnte (ähnlich wie auch Confucius seinen Schülern rieth, sich nicht um den Himmel zu bekümmern, so lange auf der Erde genug für sie zu thun sei), leitete Plato „θεός", das griechische Wort für „Gott", von „θέω" („ich laufe") ab, weil die ersten Götter Sonne und Mond waren, die beständig um die Erde am Himmelsgewölbe zu laufen scheinen. Diese an

*) Vgl. „Die Entstehung und die Formen des Ahnencultes." Aprilheft 1894.

Digitized by Google

sich verfehlte Wortableitung ist lehrreich, indem sie seine Ansicht über die Entstehung der Religion verräth. Auch Aristoteles hielt es für unmöglich, daß die Menschen die Himmelskörper in ihren regelmäßigen Bewegungen hätten betrachten können, ohne zur Annahme einer Gottheit als Urheberin solcher Werke zu gelangen. „Wenn Menschen," sagt er, „die bisher in unterirdischen Wohnungen mit aller Bequemlichkeit gewohnt hätten, plötzlich in die Oberwelt versetzt würden und nun mit einem Male die Wunder des Erdenlebens, des Himmels und des Meeres erschauten, so würden sie aus diesen wunderbaren Schöpfungen das Vorhandensein höherer, weltschöpfender Wesen folgern." Aehnlich haben auch spätere Philosophen die bewundernde Betrachtung der Natur als eine Hauptursache in der Bildung religiöser Begriffe angesehen.

Auch unter den jetzigen Forschern führen die meisten das religiöse Denken des Menschen auf die Beobachtung der Naturerscheinungen zurück, ohne allerdings in der Beantwortung der Frage einig zu sein, welche Himmelserscheinungen zuerst die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen haben. Schwartz, der gründliche Kenner der vergleichenden Mythologie, dessen Theorie Max Müller treffend die „meteorologische" nennt, sagt, daß „Wolken, Sturm, Blitz, Donner, dann auch Regen und Regenbogen in der mannigfaltigsten Auffassung als Symptome der Wesen und des Treibens einer anderen Welt den Mittelpunkt aller mythologischen Gestaltung gebildet haben. Die Erde nahm der Mensch hin als Etwas, was er instinctmäßig gleichsam beherrschte; selbst das Gehen und Kommen der Himmelskörper ließ die Gewohnheit ruhiger hinnehmen; aber jene ab und zu auftretenden, geheimnißvollen, wunderbaren Erscheinungen und Wandlungen erregten schon seine Aufmerksamkeit und Phantasie." Demgemäß versetzt Schwartz sogar die Erdgottheiten ursprünglich an den Himmel, so daß ihm ihre Herabziehung auf oder unter die Erde als mehr oder weniger mißverständliche Uebertragung gilt. Mit ihm stimmen im Wesentlichen Kuhn, Roth und andere namhafte Mythologen überein. Auch Happel weicht in seinem Buche „Die Anlage des Menschen zur Religion" von ihm nur insofern ab, als er auch den übrigen Himmelserscheinungen ihr geheimnißvolles Wesen nicht absprechen will; doch führt auch er die Verehrung von Thieren, Bäumen und Steinen auf Erden auf ihren Zusammenhang mit dem Himmel, ja auf ihre Herkunft von dort zurück. Im Gegensatz zu dieser Lehre glaubt Max Müller in poesievoller Ausmalung der religiösen Gefühle des Naturmenschen, daß die ganze Theogonie und Philosophie der alten Welt ihren Mittelpunkt in der Morgenröthe fand, „der Mutter der Glanzgötter, der Sonne in ihren verschiedenen Erscheinungen, des Morgens, des Tages, des Lenzes, — sie selbst das glänzende Bild und Antlitz der Unsterblichkeit." Morgenröthegöttinnen sind ihm demgemäß z. B. Athena, Demeter, Erinys, Helena ꝛc. Neben der Morgenröthe nennt er die Sonne das Hauptthema aller mythischen Dichtungen der arischen Race. Seine

Digitized by Google

„solare" Theorie gründet sich auf die Voraussetzung, daß nur in Folge ihrer regelmäßigen Wiederkehr die Himmelserscheinungen zu dem Range von Unsterblichen erhoben werden können, während die meteorologischen Erscheinungen trotz der zeitweiligen heftigen Aufregung und Erschütterung, die sie in der Natur und im Menschenherzen bewirken mögen, doch nicht mit den unsterblichen glanzvollen Wesen auf gleiche Stufe gestellt werden können, sondern vielmehr als ihre Unterthanen oder Feinde erscheinen. Außerdem aber „war der Sonnenaufgang die Offenbarung der Natur, die im menschlichen Geiste jenes Gefühl der Abhängigkeit, der Hilflosigkeit, der Hoffnung, der Freude und des Glaubens an höhere Mächte erweckt, das die Quelle aller Weisheit, der Bronnen aller Religion ist. Wenn aber der Sonnenaufgang die ersten Gebete eingab, die ersten Opferflammen hervorrief, so war der Sonnenuntergang der zweite Zeitpunkt, wo wiederum das Herz des Menschen erzitterte und sein Gemüth sich mit Gefühlen banger Ahnung füllte."

Leider stehen alle diese phantasievollen Ausführungen zu den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung im schärfsten Widerspruche. Gestützt auf die durch gewissenhafteste Beobachtungen verbürgten Thatsachen sagt u. a. der große Anthropologe Waitz: „Die Religion der Naturmenschen ist ein durchaus roher, düsterer Geister- und Gespensterglaube ohne inneren Zusammenhang, durch den alle Unbefangenheit in der Betrachtung der natürlichen Dinge aufgehoben und das menschliche Herz von dem ausgedehntesten Aberglauben immer nur aus einer Unruhe in die andere geworfen wird." Nach den Berichten zuverlässiger Reisender und den Beobachtungen scharfblickender Forscher steht sogar zweifellos fest, daß selbst solche Völker, die schon den Zustand völliger Rohheit verlassen haben, den Himmelskörpern auch nicht die geringste gottesdienstliche Aufmerksamkeit zuwenden. „Die übernatürlichen Kräfte," sagt Meiners, „die man jedem Steine, Klotze, Thierfell zuschrieb, glaubte man in der Sonne nicht zu finden." Andere Völker, die von den Himmelskörpern kein weiteres Wissen haben, als den bloßen sinnlichen Eindruck ihrer äußeren Erscheinung, können ebensowenig zu einer gottesdienstlichen Verehrung derselben gelangen. Da andererseits der Glaube an übersinnliche, böse Wesen selbst bei den rohesten Wilden, welche sonst keine Spur von Religion zeigen, durch ethnographische Forschung verbürgt ist, wird man nicht umhin können, diesen, nicht aber die Anbetung der Weltkörper und Himmelserscheinungen, als ursprünglichste Religionsform anzusehen. Die Nichtbeachtung dieser letzteren wird erklärlich, wenn man die Enge der Auffassungsfähigkeit des Urmenschen und seine Abstumpfung gegenüber dem beständigen Einerlei der Naturerscheinungen in Erwägung zieht. Schon D. Hume hatte mit Recht darauf hingewiesen, daß man bei jenem nur die gewöhnlichsten Empfindungen voraussetzen könne, das Streben nach Glück, die Furcht vor Unglück, das Schaudern vor dem Tode, Rachedurst, Verlangen nach Nahrung und nach Befriedigung seiner sonstigen Bedürfnisse. Wie das Thier und das Kind, so bringt auch der Urmensch

Digitized by Google

nur denjenigen Dingen seine Theilnahme und Aufmerksamkeit entgegen, die in den Kreis seiner Auffassung hineinragen. Behaftet mit einer natürlichen Auffassungsenge, ist er gleichgiltig gegen alles das, was nicht unmittelbar zu seiner Selbsterhaltung gehört. Da er weder als Viehzüchter noch als Ackerbauer zu denken ist, sind ihm die Himmelserscheinungen werthlos und darum gleichgiltig. Im fortwährenden Kampfe um sein Leben muß er vielmehr seine volle Aufmerksamkeit, wie das Thier, der nächsten Umgebung zuwenden, um einerseits sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, andererseits sich gegen seine Feinde, besonders die Raubthiere, zu schützen. Weder das hungernde Raubthier noch das gehetzte Wild kümmert sich um Regen, Sonnenschein und Mond; so ist auch des Urmenschen Aufmerksamkeit ausschließlich auf die irdischen Dinge gerichtet. „Der Himmel mit all' seinen Sternen", um mit Schultze zu reden, „stillt nicht den Hunger, den geschlechtlichen Drang befriedigt nicht das Firmament. Was diese Begierden stillt, befindet sich allein hier unten. Nur die Erde gewährt ihm, was er will, und er will nur, was die Erde gewährt."

Max Müllers Ansicht, daß die Himmelserscheinungen durch ihre Regelmäßigkeit die Vorstellung von ihrer Göttlichkeit erweckt haben, verkennt das Seelenleben des Urmenschen. Ihre Gesetzmäßigkeit konnte ihm nur als Einseitigkeit erscheinen, in welcher, wie der Religionsphilosoph Caspari sagt, „alle die Gefühle zerstört werden, welche einflußreiche erziehende und erhaben wirkende Gewalten auszuüben vermögen, und zu denen wir uns wenden, um das Herz derselben unmittelbar zu bewegen und zu erweichen." Auch die Thiere, selbst hochentwickelte, haben von den Vorgängen am Himmel nur eine wirre, dumpfe Anschauung und gewinnen selbst von einzelnen hervorspringenden Vorkommnissen zu schnell eine Kenntniß, als daß sich bei ihnen eine tiefe Theilnahme für dieselben einwurzeln könnte. Dasselbe gilt vom Menschen, solange als er der Macht des Instinctes unterliegt. Gegen die Annahme der Ursprünglichkeit der Sonnenanbetung wendet sich ganz besonders Wuttke und sagt in seiner „Geschichte des Heidenthums": „Die wilden Völker mögen wohl Geister, Dämonen verehren, weil diese zu ihnen kommen, aber die Sonne steigt nicht zu ihnen herab, sie läßt sich weder durch Beschwörungen noch durch Bitten aus ihrem ruhigen Laufe heraus bringen, sie hält sich immer in vornehmer Entfernung und bleibt dem Menschen fremd. Die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung giebt ihr nicht eine höhere Bedeutung, sondern entfremdet sie dem Menschen nur umso mehr; von einem unwandelbaren Gesetz, einer festen Nothwendigkeit hat er noch kein Bewußtsein, das Leben erscheint ihm nur in der Form der willkürlichen, gesetzlosen Bewegung." Nur außergewöhnliche Erscheinungen, etwa Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mond- und Sonnenfinsternisse, können den Menschen aus seiner Theilnahmlosigkeit aufrütteln und seine Aufmerksamkeit wenigstens vorübergehend auf *Naturvorgänge* hinleiten, weil sie nur in schreckhafter Gestalt als *Naturmächte* erscheinen.

Digitized by Google

Aus der Theilnahmlosigkeit des Urmenschen gegenüber den abwechselungslosen Vorgängen des Alltagslebens erklärt sich auch der Umstand, daß die älteste Religion vorzugsweise ein Glaube an böse Geister ist. Man kann mit Lubbock diesen Umstand daraus ableiten, daß bei den niedrigsten Rassen Jeder sämmtliche Erdbewohner ausnahmslos für Feinde hält, während bei etwas vorgeschrittenen Stämmen wenigstens die Mitglieder derselben Horde für Freunde gelten. „Fremder" und „Feind" sind identisch, und im Grunde ist ja auch ein Geist nichts Anderes, als das Mitglied eines unsichtbaren Stammes. Außerdem steht die Thatsache fest, daß der Mensch — nicht bloß auf der niedrigsten Stufe — das Gute, das ihm zu Theil wird, wie Gesundheit, Licht, Wärme und Nahrung, theils als etwas Selbstverständliches hinnimmt, weil es sein Leben bedingt, theils seiner eigenen Kraft, Findigkeit und Geschicklichkeit zu verdanken glaubt. Auch der Naturmensch ist mehr geneigt, das Schmerzende, Hemmende, Feindliche zu fühlen, als das Wohlthuende, Fördernde, Freundliche. Alle feindlichen Störungen seines Daseins bekämpft er nun, soweit er kann. Solchen Erscheinungen jedoch, deren Bekämpfung seine Kraft übersteigt, wie Todesfällen, Krankheiten und zerstörenden Naturerscheinungen, vermag er Nichts weiter entgegenzusetzen, als Furcht und Angst. Mit dem Furchtgefühle erwacht aber zugleich in des Menschen Geiste die Annahme einer Ursache des Uebels, die ihm, sinnlich nicht wahrnehmbar, als eine übersinnliche erscheinen muß. So entsteht, indem der Mensch das Böse einer höheren Macht zuschreibt, die er nur in ihren Wirkungen erkennt, der Glaube an übersinnliche, mächtige böse Wesen. Nur durch feindliche Einwirkungen wird er zur Betrachtung seiner Umgebung angeregt; demnach muß ihm auch die Gottheit ursprünglich überall als feindselig erscheinen. Ihrem unheilvollen Einflusse sucht er durch Gebet und Opfer vorzubeugen, um sie zu versöhnen. So erwächst auf dem Boden der ursprünglichen Religionsform, nämlich des Glaubens an böse Geister, die erste Anbetung derselben, welche in dem durch die Furcht vor ihrem unheilvollen Walten erpreßten Versuche besteht, dasselbe abzuwenden oder unschädlich zu machen. Der große Jurist Papinian hat ganz Recht, wenn er (in Uebereinstimmung mit älteren Gelehrten) sagt: Primus in orbe deos fecit timor.

Hieraus ergiebt sich auch, daß die meteorologischen Erscheinungen in ihrer schreckhaften Unmittelbarkeit nothwendig früher als göttlich anerkannt und verehrt worden sind, als die Himmelskörper in dem fernen, unveränderlichen Einerlei ihres Laufes. Mit Recht sagt Lubbock: „Gerade weil die Sonne so weit entfernt und so groß ist und einen so regelmäßigen Lauf hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß die tiefer stehenden Rassen sie als eine Gottheit betrachten. Die Religion ist bei ihnen keine tiefe Seelenempfindung, sondern ein unaussprechliches Bangen vor einem körperlichen Leid und ein heißes Verlangen nach irgend einer irdischen Wohlthat. Daher betet der Wilde zu einem Gegenstande, der ihm nahe ist, den er sehen und hören

Digitized by Google

kann, und die regellose, stürmische Bewegung des Meeres erweckt in seinem Gemüthe mehr ein Gefühl von Leben und Kraft, als die gleichmäßige, beständige Bewegung der Himmelskörper. Selbst da, wo diese angebetet werden, geschieht es in vollständiger Unkenntniß ihrer wirklichen Herrlichkeit und Größe." Auch erklärt sich aus dem Obigen die Thatsache, daß bei manchen Naturvölkern der Mond früher als die Sonne Beachtung fand. Während des Tages von den Bedürfnissen des Lebens in Anspruch genommen, hat der Mensch zur Betrachtung der Sonne keine Zeit. Auch zeigt diese keine so auffallenden Veränderungen in Stellung und Gestalt wie der Mond. Endlich fehlt ihr bei der allgemeinen Lichtfülle, in welche Alles getaucht ist, der auffallende Gegensatz, wogegen der Mond durch die Dunkelheit, die auf der Erde herrscht und Furcht zu erwecken geeignet ist, um so auffallender erscheint und auf das Gemüth um so nachhaltiger einwirkt*).

Wie also das Thier einmal durch seine natürliche Auffassungsenge, seinen beschränkten Gesichtskreis, das andere Mal durch Gewöhnung an das anfänglich Auffallende keine religiösen Vorstellungen zu bilden vermag, so müssen es auch bei dem Menschen andere Umstände sein, als die bloße Betrachtung der Vorgänge am Himmel, welche in ihm Keime religiösen Denkens weckten. Nur durch besondere Umstände konnte ein Interesse für sie erwachen und andauern, so daß sie ihm verehrungswürdig erschienen. Caspars Vermuthung, daß die Feuererfindung denjenigen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit bezeichne, seit welchem nicht nur im Allgemeinen der Anfang jeder Gesittung, sondern auch insbesondere der des Naturcultes anzusetzen sei, diese Vermuthung wird durch die von Peschel bezeugte Thatsache widerlegt, daß man auf der ganzen Welt noch kein Volk gefunden hat, das den Gebrauch des Feuers nicht kennt, dagegen der Gestirndienst nichts weniger als allgemein verbreitet ist. Peschel hebt seinerseits hervor, daß sich Verehrung der Naturkräfte nur bei ackerbautreibenden Völkern, und zwar nicht einmal bei allen, vorfindet. Ihnen sind die Vorgänge im Luftkreise die wichtigsten, weil von diesen Ueberfluß oder Mangel abhängt. Zunächst ist es also auch hier wieder die Sorge um den Lebensunterhalt, die des Menschen Blick in andächtiger Scheu auf den Himmel lenkt. Da jedoch der Beginn einer seßhaften Lebensweise, dieser wichtige Wendepunkt in der Geschichte der Völker, im Allgemeinen einen gewaltigen Fortschritt in geistiger, wie sittlicher Hinsicht zur Folge hat, erwacht jetzt auch im Menschenherzen der Glaube an helfende, wohlgesinnte höhere Mächte. Erst bei seßhafter Lebensweise, in der Familien- und Nächstengemeinschaft entspringen dem Menschen die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen, der pietätvollen Achtung. „Erst auf einer höheren Stufe der Cultur," sagt auch Waitz, „wenn der Mensch der Natur mit größerer Sicherheit und Ruhe gegenübersteht und zu einer sittlichen Bildung gelangt ist, die aus

*) Vgl. Schultze. Der Fetischismus (Leipzig 1871), S. 235 ff. ꝛc.

Digitized by Google

einer andern als religiösen Quelle entspringt, findet er sich zur Verehrung eines guten Princips hingeführt." Erst wenn er in seiner Umgebung das Wohlwollen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hat und sein Mitgefühl zur That gedrängt wird, lernt er auch das Gute, das ihm zu Theil geworden, auf übersinnliche Mächte zurückzuführen. So läutert sich das Gefühl der Furcht zu dem der Ehrfurcht und dieses zum Dankesgefühl, das auch gute Gottheiten anerkennt und verehrt. Die Verdrängung böser Gottheiten durch gute entspringt somit einer glücklicheren Lebenserfahrung, einer heitereren Lebensanschauung, einer gereifteren Kenntniß des Menschen und der Welt. Als verfehlt ergiebt sich hiernach die Annahme derjenigen Forscher, welche, wie im Alterthume Prodikos und von neueren z. B. Max Müller und Bastian, die Wurzel religiösen Empfindens ausschließlich in der Liebe und Dankbarkeit finden wollen. Aber auch diejenigen Gelehrten irren, die, wie Happel, neben der Furcht dem Urmenschen, „den man sich weder als Bestie, noch als Engel zu denken habe," schon Dankbarkeit und Liebe zusprechen und auch von diesen Gefühlen eine Anregung seines Gemüthes zu religiöser Empfindung herleiten wollen. Dachten sich doch bekanntlich selbst die Griechen, dieses am höchsten entwickelte Volk unter allen Heiden, ihre „guten" Gottheiten als Wesen, die ihren Verehrern nur so lange wohlgesinnt seien, als sie von ihnen die nothwendige Ehrfurcht erführen, von ihnen gereizt aber auch ihre Lieblinge schädigten oder gar rachsüchtig und mitleidslos zu Grunde richteten!

II.

Wie schon bemerkt, findet sich der Glaube an weltbelebende Geister selbst bei solchen Völkern, von denen nicht bekannt ist, daß sie im Uebrigen religiöse Begriffe haben. Geister bewohnen nach ihrer Ansicht Pflanzen, Felsen, Gewässer, Gestirne; Geister schweben in den Lüften und Wolken; jeder Stein, jeder Baum und Strauch scheint ihnen beseelt, d. h. der Sitz eines Geistes zu sein. Wie ist diese Anschauung zu erklären? Wie gelangt der Mensch zu der Annahme, daß die ganze Welt erfüllt sei von menschenähnlichen Lebewesen, die häufig in sein eigenes Leben eingreifen? Liegt denn die Annahme von Naturkräften und Naturgesetzen dem Menschen zu fern, als daß der unentwickelte Geist des Wilden in ihnen die Erklärung der Vorgänge in der Natur finden könnte?

Die „animistische" Weltanschauung der Naturvölker hat einen zwiefachen Ursprung. Sie wurzelt oft in dem Glauben, daß die Menschenseele, welche nach Auffassung des Naturmenschen den Leib zu verlassen und getrennt von ihm fortzuleben vermag, bei ihrer Lustigkeit und Beweglichkeit jeden beliebigen neuen Körper, sei es den eines Menschen oder eines Thieres, sei es eine Pflanze, ein Gewässer oder einen Stein, zum Wohnsitze wählen kann. Häufiger aber beruht der Glaube an die Beseeltheit der Natur noch auf einer anderen Grundlage. Jeder Mensch kann bekanntlich

Digitized by Google

von einem Gegenstande eine Vorstellung nur auf Grund seines Vorraths an Vorstellungen bilden. „Was man zum ersten Mal ersicht," heißt es in einem bekannten Gedichte, „kennt selber oft der Klügste nicht," weil ihm seine „Apperceptionsmasse" zur Bildung des neuen Begriffes nicht ausreicht. Denken wir uns z. B. einen Menschen, der in seinem bisherigen Leben nur Hunde gesehen hat und von dem Vorhandensein anderer Thiere Nichts weiß, so muß dieser Mensch, wenn er zum ersten Male einer Katze ansichtig wird, dieselbe unbedingt im ersten Augenblicke auch für einen Hund halten, bis er durch Beobachtung der Eigenthümlichkeiten dieses Thieres seinen Vorrath an Vorstellungen derartig bereichert hat, daß er zur Bildung eines neuen Begriffs fortschreiten kann. Nun besteht aber beim Naturmenschen die Apperceptionsmasse fast ausschließlich in seiner eigenen Vorstellungswelt; er kann also auch nur auf dieser Grundlage Vorstellungen von den Außendingen bilden und muß nothwendig seine eigene Seelenthätigkeit diesen beilegen, sich dieselben menschlich beseelt vorstellen. Mit Recht hatte schon Hume darauf hingewiesen, daß die Menschen geneigt seien, sich alle Dinge menschenähnlich vorzustellen und ihnen diejenigen Eigenschaften beizulegen, deren sie sich selbst bewußt sind. Was jedoch Hume nur als eine Neigung der Menschen bezeichnet, muß wenigstens beim Naturmenschen geradezu das nothwendige Ergebniß seines Denkens genannt werden. Die ganze Natur ist wie der Mensch; jedes Ding gilt als belebt, als fühlend, denkend und wollend, weil es der Naturmensch nur als mit ihm selbst wesensgleich auffassen kann. Daß dieses nicht auch beim Culturmenschen der Fall ist, beruht auf der Erfahrung und wissenschaftlichen Erforschung der Außendinge, die dem Wilden und ebenso dem Kinde fremd ist, das Puppen, Steckenpferde ꝛc. wie lebende Wesen behandelt. Der Culturmensch kennt die Gesetze der Schwere, der Wärme, der Electricität, des Wachsens und Zerfallens der Naturkörper und erklärt mit Hilfe dieses wissenschaftlichen Rüstzeuges die Vorgänge in der Natur. Doch auch er kann in augenblicklicher Leidenschaft zuweilen die erworbene Gewohnheit überwinden und z. B. den leblosen Gegenstand, welcher ihm Schmerz bereitet hat, stoßen oder schlagen. Kyros ließ den Gyndes, einen Nebenfluß des Tigris, aus seinem Bette ableiten zur Strafe dafür, daß er eines der heiligen Rosse mit sich fortgerissen hatte. Xerxes ließ den Hellespont geißeln und Ketten in ihn versenken, weil er die Brücke des Königs zerstört hatte, und Herodot, der dieses berichtet, sieht anscheinend darin nicht sowohl das Werk kindischen Zornes, als vielmehr trotziger Selbstüberhebung, die sich sogar an der Gottheit vergreift. Auch dauert diese Auffassung der Naturdinge noch fort, wenn sich schon die Naturkenntniß zu entwickeln beginnt. Die Macht der Ueberlieferung, der bestimmende Einfluß der Vorfahren ist zu groß, als daß im Lichte einer neuen Weltanschauung die alten, zu Glaubenssätzen gewordenen Vorstellungen ohne Spur verschwinden könnten. So wurde zu Athen im Prytaneion

Digitized by Google

Gericht gehalten über Balken, Steine und andere todte Gegenstände, die, ohne daß ein Verbrechen vorlag, den Tod eines Menschen herbeigeführt hatten, und es wurde Verbannung über sie verhängt, d. h. sie wurden über die Grenze geschafft. Besonders lieben es bekanntlich die Dichter, auf diese uralte Naturanschauung zurückzugreifen und todte Gegenstände als lebend und handelnd vorzuführen. Schwören doch in der eddischen Sage vom Lichtgotte Baldr nicht nur alle Naturkräfte, Steine, Gewächse und Thiere, sondern sogar die persönlich gedachten Seuchen der Frigg einen Eid, den Gott verschonen zu wollen, und beweinen ihn, als er dennoch dem Geschosse Hödrs erliegt.

Der Glaube an die Beseeltheit der Natur, der sogenannte Animismus, ist die nothwendige Voraussetzung für die Anbetung der Naturdinge. Denn es ist ausgeschlossen, daß der Mensch einem Gegenstande huldige, von dem er weiß, daß er nicht lebt, daß er ihm also weder schaden noch nützen kann. Er zollt vielmehr den Naturdingen nur insofern Verehrung, als er ihnen die Fähigkeit beilegt, auf sein eigenes Leben irgend einen Einfluß auszuüben. Den göttlich verehrten, beseelt gedachten Gegenstand pflegte man früher Fetisch, die Anbetung eines solchen Fetischismus zu nennen.*) In früher Urzeit kann, solange der Mensch die ganze Natur für belebt hält, jeder Gegenstand angebetet werden, indem er mit dem ihm innewohnenden Geiste als untrennbares Ganzes aufgefaßt wird. Vervollkommnetes Verständniß und größere Erfahrung führen jedoch bald zu der Annahme, daß der Gegenstand religiöser Verehrung nicht immer göttliche Kraft äußert, sondern vorübergehend seine Beseeltheit zu verlieren scheint oder umgekehrt nur zeitweise Sitz eines Geistes ist. Ganz folgerichtig wird er nur solange verehrt, als er eine Kraft zu äußern scheint, und sobald dies nicht mehr der Fall ist, weggeworfen. Bei gereifterer Naturkenntniß sieht endlich der Mensch seinen Irrthum ein und gelangt zu der Ueberzeugung, daß Steine, Balken ꝛc. überhaupt niemals beseelt sind. Aber seine religiöse Hingebung fordert einen sichtbaren Gegenstand, an den sich die Verehrung des unsichtbaren Gottes wenden könne. Diese Stufe des Fetischismus (in weitester Bedeutung des Wortes), die schließlich zum Bilderdienst führt, nahm z. B. das griechische Alterthum ein. Pausanias, der bekannte Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, berichtet z. B., daß die Bewohner von Pharai (im nordwestlichen Peloponnes) etwa dreißig steinerne Würfel göttlich verehrt und jedem einzelnen den Namen eines Gottes beigelegt hätten, und fährt fort: „In älterer Zeit genossen bei allen Griechen unbehauene Steine an Stelle der Bildsäulen göttliche Verehrung.“ Unter dem Bilde eines unbehauenen Steines wurde nach alter Weise Herakles zu

*) Neuerdings versteht man unter Fetisch etwas anderes, nämlich, wie Happel sagt, „ein Sachgut, mit welchem höhere, himmlische, übernatürliche Kräfte durch Zauber in Verbindung gebracht worden sind.“

Digitized by Google

Hyettos in Boiotien, sowie Eros in Thespiai verehrt. Die Argonauten beteten im Lande der Amazonen in dem unbedeckten Tempel ihres Kriegsgottes zu einem heiligen schwarzen Steine. In Athen stand noch zur Zeit des Pausanias vor dem Aphroditetempel eine Aphrodite in Gestalt einer vierkantigen Säule, ähnlich den Hermessäulen. Das Bild derselben Göttin in Paphos wird von Tacitus als ein Rundkörper aus einem Stücke, der von einem breiten Ansatze zu geringem Umfange wie eine Spitzsäule aufsteigt, beschrieben. Die Spitzsäulen des Apollon Agyieus (des „Straßenapoll") erinnern lebhaft an die Klotz- und Stangenfetische, wie sie noch jetzt bei wilden Völkern vor den Hausthüren aufgestellt werden. Daß auch unter den Völkern, welche schon zu dieser Stufe des Fetischismus fortgeschritten sind, auf der der Fetisch nur noch das Bild der Gottheit ist, der fromme Gläubige die Verehrung derselben häufig mit der ihres Sinnbildes vermengt, kann nicht befremden. Vielleicht empfiehlt es sich, für diese Stufe des Fetischdienstes den Namen „Repräsentations-Fetischismus" einzubürgern.

Aus dem Gesagten ergeben sich die Ansichten mancher Gelehrten über Entstehung und Wesen des Animismus und Fetischismus als verfehlt. Caspari hält den ersteren für eine Folge der Feuererfindung, weil erst durch sie der Urmensch den Begriff unsichtbarer Körperlosigkeit zu bilden gelernt habe. Caspari übersieht, daß der Seelenbegriff des Naturmenschen ganz anderer Art ist, als der des jetzigen Philosophen, und daß für den ersteren der Begriff der Körperlosigkeit gar nicht in Betracht kommt. Auch ist es irrig, daß in der Vorzeit der Mensch sich die Naturdinge unbelebt, in Folge der Feuererfindung dagegen belebt vorgestellt habe, und daß er später wiederum zur ursprünglichen Anschauung zurückgekehrt sei. Nur das ist richtig, daß der Animismus erst entstehen konnte, nachdem sich der Mensch einen Seelenbegriff gebildet hatte; das geschieht aber gänzlich unabhängig von der Feuererfindung. — Max Müller bekämpft die Annahme, daß der Fetischismus als eine ursprüngliche Religionsform zu gelten habe. Einmal seien Religion und Anbetung verschiedene Dinge und stünden nicht immer in einem nothwendigen Verhältnisse zu einander. „Aber angenommen selbst, sie wären identisch, was ist denn die Anbetung eines Steines anders, als das äußerliche Zeichen eines vorausliegenden Glaubens, daß dieser Stein eben mehr als ein Stein, daß er etwas Uebernatürliches, wohl gar Göttliches sei, so daß also die Begriffe des Uebernatürlichen und des Göttlichen, statt aus dem Fetischismus herauszuwachsen, meistens, wenn nicht immer, seine nothwendigste Voraussetzung bilden?" Müller verkennt, daß dem Wilden ganz andere Dinge übernatürlich erscheinen als uns. Während der Culturmensch in frommer Bewunderung den Sonnenaufgang oder den Sternenhimmel anstaunt, wendet der Wilde seine Aufmerksamkeit einem auffallenden Steine, einem sonderbar gestalteten Baumstumpf, einer vorher noch nicht erprobten Feuerwaffe zu und hält diese Dinge weit eher für göttlich und übernatürlich als Sonne, Mond und Sterne in ihrer welten-

Digitized by Google

fernen Alltäglichkeit. Müllers Ansicht führt nothwendig zu dem Unsinn, daß die rohesten Völker Afrikas, die Knochen und Fischgräten anbeten, in ihrem religiösen Denken weiter fortgeschritten sind, als das Volk der alten Griechen, da sie ja die Vorstellung von der Göttlichkeit ihrer Fetische erst an den Himmelskörpern und Himmelserscheinungen lernen mußten und, nachdem sie an diesen die Begriffe des Ueberirdischen, Göttlichen gelernt haben, nunmehr dieselben auf irdische Dinge übertragen.

Die obigen Ausführungen gipfeln somit in folgenden Sätzen:

1) Die Himmelskörper und Naturerscheinungen sind an sich nicht im Stande, den Urmenschen zu religiösem Denken anzuregen, da sie zu wenig in seinen Interessenkreis hineinragen. Ihre Verehrung kann demnach nicht als eine ursprüngliche Religionsform angesehen werden.
2) Die Vorgänge im Luftkreise sind früher angebetet worden als die Gestirne. Die Anbetung aller dieser Objecte steht wahrscheinlich in ursächlichem Zusammenhange mit dem Beginn einer seßhaften Lebensweise.
3) Die Religion des Urmenschen besteht in dem Glauben an weltbelebende, vorzugsweise böse Geister, in dem Gefühle der Furcht vor diesen Geistern, sowie in dem Streben, dieselben gnädig zu stimmen oder unschädlich zu machen.
4) Der Geisterglaube ist im Seelenleben des Menschen begründet. Er ist die unentbehrliche Voraussetzung für die Anbetung der Naturdinge: „Der Animismus ist der Vater des Fetischismus“ (in weitester Bedeutung des Wortes).

Digitized by Google

Der Staat und die Eheſcheidung.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Das Eherecht bildet denjenigen Theil des geſammten bürgerlichen Rechts, der durch die grundſätzlichen Gegenſätze zwiſchen ſtaatlichen und kirchlichen Anſchauungen am meiſten beeinflußt wird; in dem Eherecht ſind es insbeſondere die auf die Eheſcheidung bezüglichen Beſtimmungen, bei welchen die Contraſte zweier Weltanſchauungen vor Allem zum Ausdruck, ja zur Verkörperung gelangen. Während der Staat die Ehe unter dem Standpunkte eines zwar beſonders gearteten und durch ſeinen Charakter als einer auf Dauer beſtimmten geiſtig-leiblichen Lebensgemeinſchaft von andern Rechtsverhältniſſen verſchiedenen Rechtsverhältniſſes, aber doch immer eines Rechtsverhältniſſes betrachtet, iſt der Kirche die Ehe eine mit ſacramentaler Heiligkeit umkleidete Verbindung, welche durch die religiöſe Weihe zu einer auf die Lebensdauer ſich erſtreckenden Gemeinſchaft geworden iſt. Die kirchliche Lehre ſieht in der Ehe ein ſchlechthin unauflösliches Band, ſie verwirft grundſätzlich die Eheſcheidung und geſtattet nur die Aufhebung des gemeinſchaftlichen Lebens, welche die Möglichkeit einer Wiederverheirathung natürlich ausſchließt; der Staat anerkennt mit Nichten die Unauflöslichkeit der Ehe, der Zweckgedanke, dem die ſtaatliche Geſetzgebung auch bei Regelung der ehelichen Verhältniſſe dienſtbar ſein muß, erfordert die Löſung einer Ehe, wenn deren Zweck vereitelt und ihr Fortbeſtand für die Geſellſchaft mit Nachtheilen verknüpft iſt. Zwiſchen dieſen Anſchauungen erſcheint eine Vereinigung unmöglich; der Staat, welcher ein für alle ſeine Unterthanen geltendes und paſſendes Recht zu ſchaffen verpflichtet iſt, gleichviel welcher

Digitized by Google

Religionsgemeinschaft sie angehören, kann das Ehescheidungsrecht nur unter dem staatlichen, nicht aber unter dem engen Gesichtspunkte einer bestimmten confessionellen Anschauung regeln, er kann auch die dogmatischen Forderungen, welche an den Inhalt dieses Rechts gestellt werden, nicht erfüllen, will er nicht den staatlichen Charakter des Eherechts preisgeben und sich einer Unduldsamkeit schuldig machen; das staatliche Eherecht muß für die Mitglieder der einen Religionsgemeinschaft nicht minder passen wie für die der andern, und dies wird nur dann der Fall sein, wenn es nicht den dogmatischen, sondern den socialen Bedürfnissen angepaßt ist. Die freiere Gestaltung des Ehescheidungsrechts ist also die Consequenz der staatlichen Auffassung der Ehe, die Consequenz des Zweckgedankens im Sinne Iherings, wenn man den Ausdruck gebrauchen will, des Utilitätsprincips, die möglichste Beschränkung der Scheidung dagegen die dem kirchlich-dogmatischen Standpunkt entsprechende Folge. Heute, wo wir vor dem Erlaß des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich stehen, ist der Streit zwischen den Vertretern beider Ansichten wieder mit aller Lebhaftigkeit entbrannt; einflußreiche Kreise sind bemüht, die Ehescheidung in Deutschland für die Zukunft möglichst zu erschweren; durch künstliche Aufrechthaltung einer innerlich längst zerrütteten und der sittlichen Grundlage entbehrenden Ehe glaubt man die wahre Sittlichkeit zu fördern und der Ausbreitung des Concubinats entgegen zu treten; diese Bestrebungen, welche jetzt den Zeitpunkt für gekommen erachten, sich Geltung und ihren Zielen Anerkennung seitens der Gesetzgebung zu verschaffen, sind am letzten Ende darauf gerichtet, das moderne Eherecht auf den biblischen Standpunkt zurückzuführen; die Ehe soll nur wegen Ehebruchs geschieden werden dürfen, in allen übrigen Fällen soll der Staat zwar die eheliche Gemeinschaft aufheben, aber die Wiederverheirathung nicht gestatten. Auf diesem Standpunkte stand das in Frankreich seit dem Jahre 1816 geltende Eherecht mit dem einzigen Unterschiede, daß nach Maßgabe desselben die Ehescheidung überhaupt ausgeschlossen war; das französische Civilgesetzbuch, welches mit dem Namen des ersten Napoleon verbunden ist, kannte die Ehescheidung; nachdem die Bourbonen-Monarchie durch die Waffen der verbündeten europäischen Mächte zum zweiten Male wieder hergestellt war, hielten es die Legitimisten für eine ihrer ersten Aufgaben, an Stelle der Scheidung die dauernde Trennung von Tisch und Bett einzuführen; erst zu Anfang des vorigen Jahrzehnts wurde unter der dritten Republik ein Gesetz erlassen, welches die Scheidung wieder zuließ, bis dahin waren alle zu diesem Zwecke gemachten Versuche an dem Widerstande des einen oder andern gesetzgebenden Factors gescheitert. In Preußen ist der Kampf derjenigen, welche das Ehescheidungsrecht in diesem weitgehenden Maße beschränkt wissen wollen, schon seit dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mit großer Energie geführt worden, und es erscheint für die Erörterung der uns hier beschäftigenden Frage nicht bedeutungslos, einen Blick auf

Digitized by Google

diese Kämpfe um die Erhaltung bezw. Abänderung des preußischen Eherechts zu werfen, zumal dieselben mit der politischen und culturellen Entwicklung in engem Zusammenhang stehen.

Unter den zu Ausgang des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts entstandenen Gesetzgebungen ist das preußische Landrecht dasjenige, welches den staatlich-bürgerlichen Standpunkt am consequentesten zum Ausdruck bringt und dogmatischen Ansprüchen keinerlei Zugeständnisse macht; die mit Ausarbeitung desselben beauftragten Männer gingen von der Ansicht aus, daß durch baldige Trennung einer unglücklichen Ehe dem Staate weniger Schaden zugefügt werde, als wenn dieselbe erschwert, ja gewissermaßen unmöglich gemacht werde; sie behandelten demgemäß die Ehescheidungsfrage in durchaus liberaler, von dem Geiste der Periode der Aufklärung, über die heute geringschätzig zu urtheilen, bei manchen Gelehrten zu Mode geworden ist, beherrschter Weise. Gerade mit Rücksicht auf diesen Charakter war das Eherecht des Landsrechts den Vertretern einer engherzigen Anschauung besonders verhaßt, und kurze Zeit schon nach den Befreiungskriegen begannen die Angriffe, die sich bis in die sechziger Jahre fortsetzten; Friedrich Wilhelm III., noch mehr aber Friedrich Wilhelm IV. standen zum Nachtheil des Staates unter dem Einfluß der Männer, welche es unternommen hatten, die Gesetzgebung Preußens im Sinne des christlich-germanischen Staates umzubilden, es waren dies vor Allem die drei Gebrüder Gerlach, deren Wirksamkeit von der Geschichte in genügender Weise gewürdigt ist; Friedrich Wilhelm IV., den seine romantische Veranlagung für die mystisch-religiösen Einwirkungen der Gerlach und Wagener besonders empfänglich machte, erachtete es als seine Pflicht, das Ehescheidungsrecht mit den biblischen Grundsätzen in Einklang zu bringen; im Jahre 1854 legte das Ministerium in seinem Auftrage den Kammern einen Gesetzentwurf vor, welcher eine erhebliche Anzahl der landrechtlichen Ehescheidungsgründe beseitigte; die Vorlage wurde indessen von dem Abgeordnetenhause nicht angenommen, in erster Linie um deswillen, weil die katholischen Abgeordneten, welche beantragt hatten, daß die Ehesachen der Katholiken an die geistlichen Gerichte verwiesen werden sollten, sich in Folge der Ablehnung dieses Antrags veranlaßt sahen, die Vorlage zu verwerfen. Unter der Regentschaft des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. wurde den Kammern abermals ein Gesetzentwurf unterbreitet, welcher einerseits die Ehescheidungsgründe des Landrechts ebenfalls verminderte, anderseits für gewisse Fälle die bürgerliche Eheschließung einführen wollte; auch dieser Entwurf wurde nicht als Gesetz verabschiedet, das Herrenhaus war zwar mit der Einschränkung der Ehescheidung einverstanden, wollte aber von der bürgerlichen Eheschließung, auch in Ausnahmefällen, Nichts wissen, während das Abgeordnetenhaus auf dem Standpunkte verharrte, daß die beiden Reformen ein untrennbares Ganzes bildeten. Eine Abänderung des materiellen Eherechts ist daher in Preußen seit Erlaß des Landrechts nicht erfolgt, das formelle Eheschließungsrecht wurde dagegen

Digitized by Google

bekanntlich im Jahre 1874 bezw. 1875 durch Einführung der obligatorischen Civilehe in einschneidender Weise umgeformt. Durch die Einführung der bürgerlichen Eheschließung, welche der Staat ausschließlich als die giltige Form des Eingehens einer ehelichen Verbindung betrachtet, ist der bürgerliche Charakter des Eherechts den kirchlichen und dogmatischen Ansprüchen gegenüber deutlich zum Ausdruck gebracht worden; der Staat würde sich mit sich selbst in Widerspruch setzen, wollte er nunmehr bei der Regelung des materiellen Eherechts diese Ansprüche begünstigen und anerkennen, er würde damit den grundsätzlichen Standpunkt aufgeben, den zu wahren ihm nicht nur die Rücksicht auf seine Selbstständigkeit und Souveränität, sondern auch die Sorge für die verschiedenen in seinem Gebiete lebenden Religionen und Confessionen gebieterisch zur Pflicht macht. Aber auch abgesehen von dieser Seite der Frage, erfordert das gesellschaftliche und das staatliche Interesse ein Ehescheidungsrecht, das genügend weit gefaßt ist, um die Lösung unglücklicher, zerrütteter Ehen zu gestatten; auch der Sittlichkeit wird durch ein solches Recht in höherem Maße gedient als durch ein Gesetz, das die Ehe um jeden Preis aufrecht erhält. In den höheren und wohlhabenden Klassen der Bevölkerung würde der Zwang zur Aufrechthaltung der Ehe weniger stark empfunden werden; die Eheleute, welche das Gesetz an der Lösung des unhaltbar gewordenen Bandes hindert, werden sich thatsächlich trennen, das gemeinschaftliche Leben wird aufgehoben, Mann und Frau nehmen sich besondere Wohnungen, wegen der Kinder und der vermögensrechtlichen Beziehungen einigt man sich in Güte und ohne Anrufen der staatlichen Behörden, kurz, man lebt thatsächlich so, als ob man geschieden wäre. Allerdings ist es dem einen und andern Ehegatten nicht möglich, eine neue Ehe einzugehen, allein an dieser Unmöglichkeit trägt man doch nicht allzuschwer. Anders liegt die Sache bei den unbemittelten oder minder bemittelten Schichten; der Arbeiter und Handwerker, der Kleinbürger und Krämer, der kleine Landwirth und Tagelöhner können die Kosten einer doppelten Haushaltung nicht tragen, sie können auch nicht ohne eine Frau auskommen, welche für sie nicht ein „anmuthiges Decorationsstück", sondern eine Arbeitsgenossin im wahren Sinne des Wortes ist; für diese Schichten der Bevölkerung bedeutet daher der Zwang zur Aufrechthaltung der Ehe einfach die Unmöglichkeit, ihr Leben in der bisherigen Weise fortzusetzen, er bedeutet für sie vielfach den Ruin in wirthschaftlicher und sittlicher Beziehung; wenn aber die heutige Gesetzgebung in Wirklichkeit die sociale Seite bei jeder ihrer Vorschriften in Betracht zieht, wie kann sie da einem Dogma zu Liebe die socialen Interessen des größten Theils der Bevölkerung durch weitgehende Beschränkung der Ehescheidung nachhaltig schädigen? Man vergegenwärtige sich die Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Bevölkerungsklassen, man erinnere sich daran, daß die Familien auf die beschränkten Räume angewiesen sind, und frage sie dann, welche Folgen es haben muß, wenn Ehegatten, denen das gemeinsame Leben nicht mehr möglich ist, durch

Digitized by Google

das Gesetz verhindert werden, die bestehende Gemeinschaft zu lösen? Ist ein solches Gesetz nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn solche unhaltbare Zustände zu der Verübung strafbarer Handlungen führen? Der Gesetzgeber darf doch nicht mit idealisirten Zuständen, sondern er muß mit den socialen Verhältnissen, wie sie nun einmal bestehen und vermuthlich noch sehr lange bestehen werden, rechnen, er darf auch nicht außer Acht lassen, daß seine Satzungen nicht für kraft- und blutlose Wesen oder Asketen bestimmt sind, welche mit der irdischen Welt, ihren Leidenschaften und Bekümmernissen vollständig abgeschlossen haben, sondern für Menschen mit Fleisch und Blut, Menschen mit Leidenschaften, die als Durchschnittsmenschen kein Verständniß dafür besitzen noch besitzen können, daß sie einem Dogma zu Liebe verpflichtet sind, durch ein ganzes Leben hindurch die einmal eingegangene Ehe aufrecht halten zu müssen. Steht hiernach die Beschränkung der Ehescheidung mit den socialen Interessen der Mehrheit der Bevölkerung in unversöhnlichem Gegensatze, so fragt es sich nunmehr, ob denn die Interessen der Sittlichkeit eine derartige Regelung erheischen? Auch dies muß im Hinblick auf die Erfahrungen, welche in Ländern gemacht wurden, in denen die Scheidung untersagt oder doch nur in Ausnahmefällen zugelassen ist, auf das Bestimmteste verneint werden. Die Beschränkung der Scheidung befördert das Concubinat, die Begründung illegitimer Verhältnisse und die unehelichen Geburten, sie schädigt hierdurch nicht nur die Volkssittlichkeit, sondern auch das Ansehen und die Würde der Ehe weit mehr, als es durch noch so zahlreiche Ehescheidungen geschieht; wenn der Staat die Scheidung des ehelichen Bandes verweigert, so drängt er die Gesellschaft auf den Weg der Selbsthilfe; der unglücklich verheirathete Mann, welchem das Gesetz die Eingehung einer anderen Ehe unmöglich macht, sucht in illegitimer Verbindung die Freuden und die Befriedigung, welche ihm die nicht zu lösende Ehe versagt, in den höheren und bemittelten Ständen breitet sich in Folge dessen die Unsitte des falschen Haushaltes aus, des „faux ménage", den wir aus den Producten der französischen Litteratur kennen, mit allen wirthschaftlichen und sittlichen Nachtheilen, die hiermit verbunden sind, in den untern Schichten hilft man sich auf andere Weise, in beiden aber weiß die Selbsthilfe Mittel und Wege zu finden, um wenigstens thatsächlich das gesetzliche Verbot zu umgehen.

Es besteht kein Zweifel, daß in Frankreich die illegitimen Verbindungen durch das Verbot der Scheidung ganz wesentlich befördert wurden, selbst die leidenschaftlichen Gegner der Scheidung haben, wenn sie wahr und aufrichtig waren, zugegeben, daß die sittlichen Zustände durch das Eingangs erwähnte Gesetz von 1816 ganz erheblich verschlechtert wurden. Was will es gegenüber solchen Erscheinungen bedeuten, wenn man auf die Zunahme der Zahl der Ehescheidungen verweist und darin einen Beweis dafür erblickt, daß der deutsche Gesetzgeber die Heiligkeit der Ehe nicht genügend erfaßt habe, wie dies beispielsweise der französische Jurist Glasson in seiner

Digitized by Google

Schrift über Ehescheidung und Civilehe thut? Wird die Heiligkeit der Ehe vielleicht durch Zustände befördert, wie sie das französische Gesetz von 1816 hervorgerufen hat, und kann man von einer Heiligkeit auch gegenüber solchen Ehen sprechen, bei welchen die geistig-leibliche Gemeinschaft aufgehoben ist und der äußere Fortbestand nur durch den Zwang des Staates bewirkt wird? Gerade diese Scheinehen, welche des sittlichen Fundaments vollständig entbehren, sind ein Krebsschaden des Volkslebens, der Todfeind wahrer Sittlichkeit, und tausendmal besser ist es, das eheliche Band zu lösen, als durch solchen Zwang die Heuchelei großzuziehen und damit die Ehe selbst zu entwürdigen. Welcher Art der erzieherische und sittigende Einfluß sein kann, der in einer solchen Ehe auf die Kinder ausgeübt wird, bedarf wohl keiner Ausführung. Schließlich kann aber auch mit Recht wohl die Frage aufgeworfen werden, ob denn der Mensch und Bürger verpflichtet ist, um einer dogmatischen Anschauung willen auf das Glück einer ihn befriedigenden Ehe zu verzichten? Erscheint es in der That mit Rücksicht auf die überlegenen Interessen der Gesammtheit gerechtfertigt, das Individuum der Möglichkeit zu berauben, den einmal begangenen Irrthum wieder gut zu machen, erscheint es wirklich berechtigt, den Bürger im Hinblick auf die staatliche und gesellschaftliche Wohlfahrt zu zwingen, bei dem einmal gewählten Ehegenossen auszuharren, bis der Allüberwinder die Befreiung bringt? Man mag dem Satze, daß das öffentliche Wohl das oberste Gesetz ist, die weiteste Anwendung geben, trotzdem läßt sich hierauf nicht mit einer Bejahung antworten; die angeblichen Vortheile für die Gesammtheit existiren nur in der Einbildungskraft, die Gesellschaft hat mit Nichten ein Interesse daran, die einmal bestehende Ehe um jeden Preis, auch um den Preis eines Lebensglücks aufrecht zu erhalten, sie hat nur ein Interesse, daß die Ehen möglichst glückliche sind; gerade der Standpunkt der gesellschaftlichen Nützlichkeit verlangt es, daß dem Individuum, das in einer unglücklichen Ehe lebt, die Lösung derselben nach Möglichkeit erleichtert werde, er berührt sich hierbei mit der auch vom individuellen Standpunkte geltend zu machenden Forderung; der Mensch ist Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck, den Selbstzweck verkennt aber die Gesetzgebung, die ihm im Interesse dogmatischer Vorstellungen Opfer auferlegt, deren Größe außer jedem Verhältniß zu dem dadurch erkauften Ergebniß steht. Wenn man hiergegen einwendet, daß diese Ansicht am letzten Ende dazu führe, die Ehe auf Probe oder auf Zeit zu sanctioniren, welche wir bei unentwickelten Völkern und zurückgebliebenen Stämmen finden, so ist das lediglich eine nicht eben besonders geistreiche Redensart, welche Alles oder Nichts beweisen kann. Aus vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, daß der Staat verpflichtet ist, unter Abweisung der dogmatischen und hierarchischen Anforderungen für ein weitreichendes Ehescheidungsrecht Sorge zu tragen. Wie stellen sich nun die beiden Entwürfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs zu dieser Frage? Leider kann nicht mit dem Urtheil zurückgehalten werden, daß beide in dieser

Digitized by Google

Hinsicht nicht geeignet sind, volle Zufriedenheit hervorzurufen. Der erste Entwurf machte den dogmatischen Anschauungen in bedenklichem Maße Zugeständnisse; er stellte einige Gründe auf, welche schlechthin zur Ehescheidung berechtigen sollen, nämlich Ehebruch, die Verübung gewisser Sittlichkeitsverbrechen, lebensgefährliche Nachstellung und böswilliges Verlassen, im Uebrigen aber ließ er die Scheidung nur zu, wenn durch Verschuldung des einen Ehegatten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verursacht ist, daß dem andern die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann; in diesen Fällen sollte aber zunächst nicht die Scheidung, sondern nur die Trennung von Tisch und Bett verlangt werden können, welche erst nach einer bestimmten Dauer in die Scheidung umzuwandeln war. Lediglich die Verschuldung eines Ehegatten berechtigte nach diesem System den anderen Ehetheil zu der Scheidungsklage, für die Berücksichtigung aller Scheidungsgründe, welche nicht auf der Verschuldung beruhen, zeigte der Entwurf kein Verständniß; es wurde hierdurch beseitigt nicht nur die Ehescheidung auf Grund unüberwindlicher Abneigung, ferner die Scheidung auf Grund gegenseitiger Uebereinstimmung, sondern auch die Scheidung wegen unheilbaren Wahnsinns, um von andern praktisch minder bedeutsamen Gründen hier abzusehen. In der Begründung des Gesetzentwurfs wird mit dürren Worten ausgesprochen, daß es im staatlichen Interesse liege, die Ehescheidung thunlichst zu erschweren; an manchen Stellen läßt dieselbe die Anschauung, daß im Interesse der sittlichen Ordnung die Ehe um jeden Preis aufrecht erhalten werden müsse, deutlich erkennen. So bedeutsam diese dem Dogmatismus gemachten Zugeständnisse auch waren, so befriedigten sie doch die Vertreter hierarchischer Ansichten mit Nichten, während sie auf der andern Seite, wo man den staatlichen Charakter des Scheidungsrechts in keinem Punkte antasten lassen wollte, natürlich die größten Bedenken erregten; der Vorwurf der Halbheit blieb dem Entwurf nicht erspart, und nicht mit Unrecht charakterisirte man seine Stellung als eine halb kirchlich-dogmatische, halb staatlich-bürgerliche Mittelstellung. Der deutsche Juristentag sprach sich gegen die Beschränkung der Ehescheidungsgründe auf die durch eine Verschuldung hervorgerufenen Ursachen aus und verlangte mit Entschiedenheit die Anerkennung unheilbaren Wahnsinns als Scheidungsgrund, eine Forderung, die auch in den medicinischen Kreisen viel Beifall fand. Der zweite Entwurf hat die Mängel des ersten einigermaßen verbessert; er hat die Bestimmung, daß in der Regel zunächst auf Trennung von Tisch und Bett erkannt werden soll, gestrichen, die Geisteskrankheit unter der Voraussetzung als Scheidungsgrund anerkannt, daß dieselbe mindestens drei Jahre gedauert hat, die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten durch sie aufgehoben und jede Aussicht auf Wiederherstellung ausgeschlossen ist; die übergroße Aengstlichkeit, welche aus dieser Verklausulirung ersichtlich ist, muß als charakteristisch bezeichnet werden. Im Uebrigen aber ist auch der zweite Entwurf der Ansicht, daß nur die Verschuldung des einen oder anderen

Digitized by Google

Ehegatten die Scheidung rechtfertigen soll; die Verschuldung muß sich äußern in schwerer Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder in unsittlichem oder ehrlosem Verhalten, und es wird des Weitern verlangt, daß sie eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses zur Folge hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann; als schwere Pflichtverletzung betrachtet man insbesondere grobe Mißhandlung.

Abgesehen von der Beschränkung des Scheidungsrechts, welche hierin enthalten ist, giebt diese Behandlung der Frage auch um deswillen zu großen Bedenken Anlaß, weil der Gesetzgeber den Gerichten die Bestimmung der Scheidungsgründe überläßt; wir werden nicht ein gesetzliches, sondern ein richterliches Scheidungsrecht besitzen, dessen Inhalt in den einzelnen Theilen des Reiches ein sehr verschiedener sein wird. Der gleiche Vorgang wird in dem einen Gerichtsbezirke als Scheidungsgrund anerkannt, in dem andern wird ihm diese Bedeutung abgesprochen werden, es wird sich — und hierauf ist besonders Gewicht zu legen — für die einzelnen Stände und Schichten der Gesellschaft ein besonderes Scheidungsrecht ausbilden, der dem früheren Rechte bekannte Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen, der mit dem Wesen des Rechtsstaates in Widerspruch steht, wird auf dem Gebiete des Scheidungsrechtes wieder eine rechtliche Bedeutung erlangen, und wir werden darauf gefaßt sein müssen, daß beispielsweise die Verurtheilung des einen Ehegatten zu einer schweren Freiheitsstrafe, wenn es sich um die Nobiliores handelt, von dem Richter als Scheidungsgrund betrachtet, dagegen, wenn es sich um Angehörige der Humiliores dreht, nicht unter die Kategorie der Pflichtverletzungen gestellt wird, welche dem andern Ehegatten das Zusammenleben unmöglich machen; wer dies als Untertreibung erachtet, sollte sich daran erinnern, daß schon heute bei der Scheidung einer Ehe die gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche in intensivster Weise beachtet und gewürdigt werden. Wir müssen es aber als nachtheilig bezeichnen, wenn durch dasselbe Gesetzbuch, welches die Rechtsverschiedenheit in Deutschland zu beseitigen den Zweck hat, zu der Ausbildung der Rechtsverschiedenheit auf einem Gebiet der Grund gelegt wird, auf welchem dieselbe gewiß nicht berechtigt ist. Noch schlimmer aber ist es, daß von vornherein garnicht festgestellt werden kann, ob eine Ehe geschieden wird oder nicht? Erst im Laufe einer lang- und vieljährigen Rechtsprechung werden sich feste Grundsätze hierüber ausbilden, es wird manches Jahr vergehen, bis die Gerichte in constanter Rechtsübung bestimmte grundsätzliche Anschauungen zum Ausdruck bringen. Einstweilen haben wir mit einer starken Rechtsunsicherheit zu rechnen, welche nicht nur in den Kreisen der Nichtjuristen, sondern auch in denjenigen der Juristen ihren schädlichen Einfluß ausüben wird; ob eine Lieblosigkeit, eine Pflichtverletzung die Ehescheidung begründet, dürfte in Zukunft auch der Jurist zunächst nur in bedingter Form beantworten können, da er ja keine Sicher-

Digitized by Google

heit dafür besitzt, daß der Richter derselben Anschauung ist wie er. Dem subjectiven Ermessen des Richters wird ein geradezu unbegrenzter Spielraum gewährt, und in gewissem Sinne ist es nicht unzutreffend, wenn man behauptet, das Gesetz trete die ihm zukommende Aufgabe an den Richter ab. Wenn nun auch die moderne Gesetzgebung, einer Forderung der Wissenschaft folgend, das richterliche Ermessen auf den verschiedensten Gebieten des Rechtslebens erweitert und die früher bestandenen Schranken größtentheils beseitigt, so muß es doch auch hierbei wieder eine Grenze geben; die Ueberschreitung derselben ist unter allen Umständen bedenklich, die Bedenklichkeit erhöht sich aber, wenn dies gegenüber Fragen geschieht, deren Behandlung durch die confessionellen Unterschiede nicht unerheblich beeinflußt werden kann und thatsächlich beeinflußt wird; denn es ist nur naturgemäß, daß der Richter, welchem die Ehe als ein schlechthin unauflösliches Band erscheint, über die Verfehlung des einen oder anderen Ehegatten anders denken wird, als der Richter, welcher dieselbe unter dem staatlich-bürgerlichen Gesichtspunkte beurtheilt; confessionelle Anschauungen kommen hierdurch in der Rechtsprechung zum Ausdruck und bis zu einem gewissen Grade, auch zu der Anerkennung; mit unbedingter Nothwendigkeit muß dies aber dahin führen, das Vertrauen auf die Objectivität der Rechtsprechung zu erschüttern und dem Mißtrauen gegen die Rechtsübung, welches ohnehin leider in den weiteren Schichten der Bevölkerung Platz gegriffen hat, Nahrung zu geben. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern macht sich neuerdings eine Strömung geltend, welche den Staat zu einer Beschränkung der Scheidung veranlassen will; in Frankreich trachtet man seitens kleiner, aber nicht einflußloser Kreise dahin, das die Ehescheidung gestattende Gesetz wieder aufzuheben; es sind dies im Wesentlichen dieselben Kreise, als deren Wortführer Herr Brunetière jüngst erklärt hat, daß die Wissenschaft ihre Unfähigkeit zur Erklärung der letzten Gründe des Lebens und Werdens documentirt habe und daher nur die Rückkehr zu dem Glauben übrig bleibe, zu dem bedingungslosen Glauben, welcher Berge versetzt und nicht nur von dem Ignoramus sondern auch von dem Ignorabimus überzeugt ist; in Deutschland geht man zwar nicht ganz soweit, aber doch schon weit genug; im Interesse guter Zucht und Sitte will man die Ehescheidung möglichst beschränken, das Individuum an der Lösung einer Ehe, welche es unglücklich macht, verhindern; warum, so fragt man, soll der Staat nicht berechtigt sein, dem Bürger Opfer auch in diesem Interesse zuzumuthen, da er ihm für die Erhaltung der Wehrmacht, für die Herstellung einer gleichmäßigen Volksbildung in intellectueller Beziehung doch auch die schwersten Opfer aufbürdet? Gegenüber solchen Ansichten kann immer nur wiederholt werden, daß die wahre Sittlichkeit durch die künstlich aufrecht erhaltenen Ehen nicht nur nicht gefördert, sondern geschädigt und zwar nachhaltig geschädigt wird und der Staat schlecht berathen ist, wenn er die Lehren der Geschichte,

Digitized by Google

insbeſondere der Sittengeſchichte verſchmäht, die in dieſer Beziehung für Jeden, der ſie kennen lernen will, vorhanden ſind. Die Einſchränkung der Eheſcheidung im Sinne dogmatiſch-hierarchiſcher Forderungen iſt für weite Gebiete des deutſchen Reichs ein Rückſchritt, deſſen Folgen nicht ausbleiben werden; der Geſetzgeber, welcher der Anſicht iſt, durch ſie der Geſittung und Volksſittlichkeit einen großen Dienſt zu erweiſen, wird ſich frühe genug an das oft angeführte, leider aber ſelten beachtete Wort erinnern: „Minder ſittlich wäre ſittlicher.“

Digitized by Google

Wer iſt der Mann?

Erzählung.

Von

M. Schoepp.

— Berlin. —

Müden, ſchleppenden Schrittes ging ein Wanderer auf der ſtaubigen Landſtraße, ſchwer auf den ſtarken Kreuzdorn in ſeiner Rechten geſtützt. Schlotternd hingen an ſeinem Leibe ärmliche, an vielen Stellen geflickte Kleider. Unter einem formloſen, breiten Filz drang ſilbergraues, langes Haar in üppiger Fülle hervor, und des weißen Bartes ſtarker Wuchs war längſt nicht mehr vom Scheermeſſer gekürzt. Von der gebräunten Stirn perlten ſchimmernde Tropfen und hafteten in den buſchigen Brauen, in dem langen Barte, bis die ſchwielige, ſonnverbrannte Hand ſie entfernte. Das Gehen wurde dem Manne ſchwer. Oft blieb er ſtehen. Und jedes Mal maßen ſeine Augen dann ſehnſüchtig die Strecke Weges, die noch vor ihm lag, den Weg bis zur Höhe, bis zum „Galgenberge", von dem er in's Thal hinabſchauen konnte, in's friedlich ſtille Thal, in die Heimat!

In die Heimat!

Eine jahrelange Pilgerfahrt hat er hinter ſich. Von Berg zu Thal, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land hat es ihn getrieben. Oceane hat er durchkreuzt, Gebirge überſchritten. Der Tropen üppig ſtolze Vegetation hat ſein Auge geblendet durch der Farben leuchtende Pracht. Glitzernde, ſchimmernde Eisfelder, ewiger Schnee, in den Purpur oder die ſatte Bläue magiſchen Nordlichtes getaucht, erfüllten ſein Herz mit Ehrfurcht vor der ſchweigenden, hehren Majeſtät Natur. Seine Seele zitterte bei all der Herrlichkeit, die ihn umgab, ſeine Lippen ſtammelten Laute des Entzückens; aber all die Schönheit und all die Pracht konnten ihn ein Stückchen Erde nicht vergeſſen machen, das er vor vielen, vielen Jahren verlaſſen. Lag

Digitized by Google

er träumend unter dem schattenspendenden Dattelbaum, gedachte er des süßen Duftes der deutschen Linde. Leuchteten ihm schillernde Gefieder kreischender Vögel aus den Baumwipfeln entgegen, entsann er sich des klagenden Gesanges der Nachtigallen, und gewährte man dem Fremdling vorsichtig kühlen Gruß, sehnte er sich nach dem herzinnigen „Grüß Gott" seiner Muttersprache. In der Sehnsucht nach der Heimat war er alt geworden. Alt und hinfällig, vor der Zeit ein Greis. Des Glückes freundlich Lächeln war ihm nicht geworden. Er grollte darum nicht. Er freute sich der schönen Gotteswelt, bewunderte kindlichen Gemüthes ihren ewigen Wechsel, träumte von lichter, sonniger Zukunft, war ein Jüngling mit grauem Haar. Arm war er ausgezogen — arm kehrte er in die Heimat zurück.

In die Heimat!

Niemand harrte seiner. Man hatte ihn wohl vergessen. Es war ja so lange her, seit er gegangen. Vergessen.

Alle? Auch er?

Ach, nicht nach Menschen sehnte er sich. Noch einmal wollte er da athmen, wo er jung war, wo er Worte der Liebe von jetzt längst verblichenen Lippen vernommen; einmal noch das anmuthige Kirchlein auf bewaldeter Anhöhe sehen, das weinbewachsene Pfarrhaus, überwölbt von mächtigen Kastanien; einmal noch unter den Eichen liegen, wo er als Knabe stolze, hochfliegende Pläne spann, die alle, ach, alle gescheitert sind — welch' unendlich wonniger Reiz liegt in solchem Sehnen, welch' schmerzlich süßer Zauber umgiebt da die Heimat!

Den langen Weg über den Ocean hatte der Heimgekehrte in dem glühenden Heizraum eines Kauffahrers zugebracht. Gering nur war die Löhnung für schweren Dienst — was lag daran? Die Matrosen sahen ihn mit gutmüthigem Spott scheiden. Er war ihnen oft närrisch vorgekommen. Und gar erst beim Landen! Fuhren doch die rußgeschwärzten harten Hände so seltsam, so verstohlen über Stirn und Augen — was war dem Alten?

Zu Fuß war er hierhin gekommen, war über Berg und Thal gegangen, hatte Wald und Feld durchschritten in rastloser Eile, von innerer, ungewisser Angst getrieben. Nur kurze Ruhe gönnte er dem müden Körper. Auf sein Bitten gewährte ihm manch mitleidig Weib Speis' und Trank und wies gutmüthig seine Münze zurück. „Gott lohn's!" rief er ihnen zu und wandte oft noch den Kopf nach dem gastlichen Hause zurück, vor dem Alt und Jung stand und seltsame Mär von dem fremden Mann zu erzählen wußte. Der Sonne Gluth kümmerte ihn wenig. Unter südlichem Himmel hatte er sich daran gewöhnt. Und quälte ihn der Durst, bot ihm wohl ein Landmann frischen Trunk, und kam er an ein Bächlein, schöpfte er mit der hohlen Hand erfrischendes Naß aus silberheller Fluth, und dies, dem Heimatsboden entquollen, mundete ihm köstlicher, als der feurige Traubensaft, den ihm dunkelfarbige Frauen lächelnd credenzten.

Digitized by Google

O Heimat! Zauberland!

Und nun trennte ihn nur noch eine lange, staubige Landstraße von der ersehnten Stätte. Aber seine Kräfte erlahmten; mühsam schleppte er sich vorwärts. Er keuchte unter der Last des Bündels, das seine wenigen Habseligkeiten enthielt. Unsicher ward sein Schritt, gebeugter seine Haltung. Die Hand, die den Kreuzdorn hielt, zitterte. So nahe dem Ziel zusammenbrechen? Grausamer Gedanke!

Der Alte blieb schwer athmend stehen und schob den grauen Filz aus der Stirn. Mit dem Rockärmel wischte er den Schweiß ab und ließ forschend die Blicke umherschweifen. Kein Mensch zu sehen. Nur blendendes Sonnenlicht ringsum, in der Ferne der dunkle Waldessaum. Wie weit noch bis dahin! Wenn die schmerzenden Füße den Dienst versagten.

Vorwärts! Vorwärts!

Und er wankte dahin, sterbensmüde, aufrechtgehalten von einem eisernen Willen, von der brennenden Sehnsucht nach der Heimat. Und endlich —

Taumelnd hatte er die Höhe erreicht, ächzend sank er in's Moos, unfähig, sich zu rühren — und doch ein selig Lächeln um den leicht geöffneten Mund.

In der Heimat!

Bang rauschte es über ihm — die Kronen breitblättriger Palmen? O nein; aus den Wipfeln deutscher Eichen flüsterte es „Willkommen". In der Nähe plätschert's; klatschend fallen die Wasser aus der waldigen Höhe fast senkrecht in geebnetes Flußbett; der Mühlenbach ist's, der kecke Gesell! Wie ist doch sein Lied sich gleich geblieben während all der Jahre! „Grüß Gott, Du Lieber! Alte Bekannte sind wir!"

Und der Eichen Rauschen und des Baches Plätschern sangen dem Müden ein Schlummerlied. Des Waldes moosiger Grund war ein gar köstlich Ruhebett. Und wie der Greis entschlief, entführte der Traumgott seine Seele in das luftige, unermeßliche Reich der Phantasie. — —

In der Secunda des B.schen Gymnasium ist es.

Durch zwei hohe, schmucklose Fenster fällt das weiße Sonnenlicht und beleuchtet grell die kahlen, weiß getünchten Wände. Der Thür gegenüber hängt in schiefer Linie eine große Karte, die norddeutsche Tiefebene darstellend. Würfel, Rechtecke, Säulen, stumpfe und spitze Winkel sind, mit fast sämmtlichen Buchstaben des Alphabetes versehen, in wirrem Durcheinander auf die schwarze Holztafel gemalt, die neben dem braunen Kachelofen ernst und drohend den Schulbänken gegenübersteht. Und auf diesen sitzen, theils verlegen und ängstlich, theils verstockt und trotzig die stolzen Besucher der Klasse und hören mit sehr gemischten Empfindungen, die sich deutlich auf ihren Gesichtern ausprägen, den strengen Worten des Ordinarius zu.

Julihitze brütet über Allen.

Hoch aufgerichtet steht er auf dem Katheder. Zornig blitzen seine dunklen Augen hinter der goldenen Brille. Die wohl gepflegten, schmalen

Digitized by Google

Hände halten einen weißen, eng beschriebenen Bogen Papier. Bücher, Pfeifen, bunte Mützen, Bierkrüge stehen und liegen in buntem Durcheinander vor ihm. Eben fragt er mit seiner tiefen, klangvollen Stimme zum dritten Mal.

„Ihr verweigert mir also jedwede Auskunft?"

Tiefes Schweigen.

„Ihr wißt," fährt er fort, „daß Eure Verstocktheit Euer Vergehen nur verschlimmert, daß Ihr sämmtlich relegirt werdet, wenn die Schulbehörde davon erfährt. Und sie wird es. Die ganze Stadt spricht ja bereits von diesem unerhörten Vorkommniß. Ich nehme an, daß nicht Alle von Euch so verderbt sind, wie es in diesem Briefe steht. Ich nehme an, daß Einer unter Euch die Anderen durch schlechtes Beispiel verführte. Nennt mir diesen Einen — die Uebrigen sollen mit einem Verweis davon kommen. — Nun?"

Unruhe entsteht unter den Schülern. Sie stoßen sich an, flüstern, viele verrathen Angst und Bestürzung. Aber — sie schweigen.

„Es schmerzt mich, daß ich mich in Euch täuschte, daß Unaufrichtigkeit unter Euch mir Euer Vertrauen rauben konnte, daß die Verstocktheit bereits so große Herrschaft über Euch gewann. Oder ist es Furcht vor Eurem Verführer, die Euch die Zunge bindet? — Könntet Ihr Euch wirklich vor einem Schüler fürchten, dessen erbärmliche Feigheit ihn vor der wohlverdienten Strafe zurückscheuen läßt?"

Lange, athemlose Pause.

Dr. Securius scheint aufmerksam in dem entfalteten Briefe zu lesen, sonst könnte ihm der Eindruck, den seine letzten Worte machten, unmöglich entgehen. Aller Augen haben sich einem Knaben zugewandt, der seinem Aeußeren nach wohl kaum noch in die Secunda paßt. Groß und breitschultrig ist er, ein Bild jugendlicher Kraft und Gesundheit. Stolze, blaue Augen beleben das schöne Gesicht; auf der Oberlippe zeigt sich der erste Flaum in dem zarten Hellblond des welligen, üppigen Haares. Mit finsterem Spott hat er bisher seine Mitschüler beobachtet; verächtlich glitten seine Blicke von Einem zum Andern. Da hört er die letzten Worte des Lehrers. Dunkle Gluth schießt in seine Wangen, ein Ruck geht durch den kräftigen Körper, die starken, gesunden Zähne graben sich fest in die Unterlippe; und die Fäuste ballen sich drohend. Ein wilder Blick trifft den Ordinarius.

„Ich bin's, Herr Doctor."

Fast unmerklich zuckt der Lehrer zusammen. Straffer richtet er sich auf.

„Du, Fritz Bellermann?"

„Ja."

Rauh und fest klingt's. Ihre Blicke treffen sich.

„Warum hast Du es nicht gleich gesagt?"

„Weil wir uns Schweigen gelobten."

„Und warum hast Du's nun gebrochen?"

Digitized by Google

„Weil ich mit den Memmen da Nichts mehr zu thun haben will."

Die stolze Antwort erregt Unruhe; entrüstete Zurufe erschallen. Einige der Knaben sind aufgesprungen, und wüster, immer stärker werdender Lärm erfüllt die Klasse.

„Ruhe!" gebietet der Ordinarius, und da es ungehört verhallt, schlägt er mit einem Lineal schallend auf den Tisch und wiederholt mit starker Stimme: „Ruhe!"

Trotzig sieht Fritz die Wüthenden an. Wie schnell sie sich beruhigen lassen. Gestern noch kecke Bursche, in Tabaksqualm gehüllt, mit heiseren Stimmen Commerslieder brüllend und dazu den Tact mit Bierkrügen schlagend und heute zitternd vor einem Wort des Lehrers.

„Was ich Euch zusagte, werde ich halten," sagt dieser strengen Tones. „Ich werde Alles thun, um es bei der Behörde durchzusetzen, wenn ich Euer festes Versprechen habe, daß Ihr Euch redlich bemühen werdet, durch bestes Betragen und ehrliches Arbeiten dieses Vergehen vergessen zu machen. Was aber Dich anbetrifft, Fritz Bellermann — —"

Er macht eine Pause; seine Augen ruhen wieder auf dem Briefe.

„Um Deinen Vater thut mir's leid. Er erlebt nicht viel Freude an Dir. Aber ich kann es ihm nicht ersparen. Ich habe Dich oft genug gewarnt. Du wolltest nicht hören. Du bist fast 18 Jahre, der Aelteste in der Klasse. Anstatt den Jüngeren mit gutem Beispiel voranzugehen, hast Du sie verführt, wo Du konntest. Reich begabt bist Du. Doch der Wille fehlt Dir, Deine Gaben anzuwenden. Bis jetzt vergab ich Dir Deine Streiche, denn ich hoffte, Du würdest Dein Unrecht einsehen. Diesmal kann ich nicht vergeben, kann nicht einmal entschuldigen. Du hast die Schulordnung auf's Gröblichste verletzt. Oeffentliches Aergerniß hat man an Deinem Treiben genommen. Ich muß es dem Director melden. Du verdienst strenge Strafe. Aber — ja, um Deinen Vater thut es mir leid."

Starr hat Fritz den Sprechenden angesehen, ohne auch nur einmal dessen auf den Brief geheftete Augen zu begegnen. Nun zuckt er ironisch lächelnd die Achseln, wendet sich zu seinem Nachbar, einem dunkellockigen Knaben, der ihn schon einige Male ängstlich angeschaut, und nickt ihm freundlich zu. Die Anderen existiren für ihn nicht mehr. Dann beginnt er langsam und gleichgiltig seine Bücher zusammenzulegen, zieht bedächtig die große, silberne Taschenuhr hervor, gähnt gezwungen und zeigt deutlich seine Langeweile.

„Bereust Du denn wenigstens?" schallt es vom Katheder.

Etwas wie Heiterkeit zeigt sich in des Jünglings Antlitz.

„Nein, Herr Doctor."

Jener glaubt, nicht recht gehört zu haben.

„Was?"

Für so verstockt hat er seinen Schüler wohl nicht gehalten. Er nimmt seine Brille ab, ein Zeichen seiner hohen Erregung.

Digitized by Google

„Du bereust nicht? Siehst es nicht als eine Schmach an, relegirt zu werden, nachdem Du bereits 2½ Jahr in dieser Klasse gesessen? Als eine Schmach, vor Deinen Mitschülern mit der höchsten Strafe belegt zu werden, die es auf der Schule giebt?"

Ein feindseliger Blick trifft den Lehrer, und hart und stolz klingt es zum zweiten Male:

„Nein, Herr Doctor."

Den Anderen vergeht der Athem. Fritz Bellermann ist in ihren Augen plötzlich ein Held. Viele können sich eines Schamgefühls nicht erwehren, ihn vorher im Stich gelassen zu haben, auf seine Kosten straflos davon zu kommen. Eigentlich haben Sie doch Alle mitgehalten, und Schwüre ewiger Treue sind gewechselt und engste Brüderschaft ist getrunken, und hohe Ideale von Männerfreundschaft und Freundespflichten erfüllten die jungen Herzen. Und da diese zum ersten Mal bethätigt werden sollten, hatten sie so jämmerlich Schiffbruch gelitten, und nur Fritz, der Verführer, war seinem Gebübde treu geblieben. Wahrlich, den Knaben ist schlecht zu Muthe. Sie schämen sich. Einer nur von Allen sieht strahlenden Blickes auf Fritz, kann kaum die Zeit erwarten, da er ihm die Hand drücken, ihn umhalsen darf. Einer nur von Allen empfindet die schreiende Ungerechtigkeit, die hier stattfindet. Und plötzlich unterbricht seine helle, klare Stimme die schwüle Stille, und seine schlanke Gestalt hochaufrichtend, sieht er glühenden Antlitzes auf den Ordinarius.

„Wenn Fritz relegirt wird, will ich auch bestraft sein, Herr Doctor," sagt er.

„Du, Karl Güstrow?" fragt der Lehrer überrascht, und die Knaben blicken ihn verdutzt an. „Du?"

„Nein, er nicht, Karl nicht," wehrt Fritz entschieden, „er ist ja garnicht dabei gewesen."

„Nein, er ist garnicht dabei gewesen," tönt's im Chorus.

„Was bedeutet denn das, Karl Güstrow? Du hörst, was die Uebrigen sagen. Warum willst Du Bellermann's Strafe theilen?"

„Weil ich ebenso schuldig bin, Herr Doctor. Ich und Alle. Ich habe nur nicht dabei sein können, weil — —"

„Nun, weil?"

„Weil er seine Mutter nicht betrüben wollte, Herr Doctor," gesteht Fritz mit eigenthümlicher Betonung, und ein warmer Blick trifft den Freund.

„Und nun glaubst Du Dich ebenso schuldig? Es macht Deiner Gesinnung als Freund alle Ehre. Ich wünschte aber in Deinem Interesse, daß Du Dir andere Freunde wähltest, als Fritz Bellermann."

Karl wirft trotzig den Kopf zurück. „Und wenn ich Geld gehabt hätte, würde ich mir doch eine Pfeife und eine Mütze gekauft haben."

„So, so; da ist es ja die allerhöchste Zeit, daß Du aus so gefährlicher Gesellschaft kommst. Wie alt bist Du?"

Digitized by Google

„Beinahe 15."

„Und beginnst schon, Dich gegen den Willen Deiner Mutter und Deiner Lehrer aufzulehnen? Du gehörst noch in die Tertia, Karl Güstrow, denn Du sprichst wie ein Kind. Setz Dich jetzt; ich wünsche, nie wieder derartiges von Dir zu hören."

Karl ist beschämt und empört zugleich. Er hört die ernsten, wohlmeinenden Worte seines Lehrers und ist doch entschlossen, auch fernerhin seine Freundespflichten zu erfüllen. War es denn so etwas Schlimmes, was er gethan? Wäre Fritz nicht auch für ihn eingetreten?

Draußen läutet es, das Zeichen des Schulschlusses. Dr. Securius macht sich einige Notizen, hält noch eine kurze Ansprache betreffend Disciplin in der Schule und im Leben, ermahnt eindringlich zur Besserung und verläßt die Klasse.

Seltsamer Weise haben die Schüler heute gar keine Eile, heim zu kommen. Geräuschvoll werden die Mappen gepackt; doch die sonst so redegewandten Münder bleiben geschlossen. Manches Auge schielt hinüber zu Fritz — wie gleichgiltig er aussieht, wie ruhig er sich mit Karl Güstrow unterhält. Als wenn ihn die Sache garnichts anginge. Einer klopft ihm auf die Schulter.

„Du Fritz, Du bist doch nicht böse?"

Bellermann schüttelt die Hand unwillig von sich.

„Laß das."

„Wir können doch Nichts dafür. Warum hast Du's denn gesagt?"

„Ja, warum hast Du's denn gesagt?" wiederholen Einige.

Höhnisch überfliegen seine Blicke die Schaar.

„Wahrhaftig, Ihr seid mir nette Jüngelchen! Die Angst stand Euch ja Allen auf dem Gesicht geschrieben. Die Angst vor dem spanischen Onkel, der zweifellos bei Euch allen Besuch gemacht hätte, wenn der Wisch mit der Relegation zu Haus abgegeben worden wäre.

Ihr hättet's ja doch gepetzt, wenn man Euch auf den Pelz gerückt wäre. Da sag' ich's doch lieber selbst. Der Securius soll nicht denken, daß ich dazu zu feige bin. Wenn ich schon was ausgefressen habe, muß ich auch die Courage haben, es zu sagen, versteht Ihr das? Und weil ich das mit der Verbindung angefangen habe, und Ihr nur wie die Hammel hinter mir hergelaufen kamt und zu dem, was ich sagte, ‚ja' blöktet, wäre mir das doch zu putzig, wenn ich Euch in dem Sumpfe, in den Ihr mir folgtet, stecken ließe. So ist Fritz Bellermann nicht. Aber, ja — Memmen seid Ihr — richtige Memmen!"

Während des Sprechens hat er seinen Ranzen gepackt, die Mütze vom Nagel genommen und legt nun seinen Arm um Karls Nacken.

„Komm, Karl."

Spöttisch betrachtet er die Verblüfften. „So geht doch! Ihr wißt ja, der Aufenthalt in der Klasse nach Schulschluß ist gegen die Schulordnung."

Digitized by Google

„Das brauchst Du uns nicht zu sagen," sagt der Bürgermeisterssohn hochmüthig, „wir gehen, wenn es uns paßt."

„Oho!"

„Und was Du eben sagtest von in den Sumpf locken und andere Bemerkungen, könntest Du Dir wohl selbst sagen, daß das auf uns nicht angewandt ist —"

„Da hat er ganz Recht — auf uns ist das nicht angewandt," schreien Einige und schaaren sich um den Sprecher.

„Wenn wir Dich als Präses gelten ließen und dem mit der Verbindung wirklich zustimmten, thaten wir das nicht, weil Du das gesagt hattest —"

„Nein, darum thaten wir's nicht."

„Wenn wir nicht gewollt, hättest Du uns nicht zwingen können, und wenn Einer sein Wort gebrochen hat, dann warst Du es. Wir haben geschwiegen. Hättest Du es auch gethan, hätte Securius gar nicht daran gedacht, Jemanden zu relegiren. Wo hätte er denn unterrichten sollen? Du ganz allein hast Schuld. Aber natürlich, nun möchtest Du sie auf uns schieben. Wir lassen es uns nur nicht gefallen."

„Nein, wir lassen es uns nicht gefallen. Warum hat er es gesagt. Bellermann ist selbst Schuld. Wir können Nichts dafür."

Wüster Lärm entsteht. Fritz ist nicht mehr der Held, sondern der Feind der Klasse. Jeder der Knaben fühlt, daß Jener vorhin die Wahrheit gesprochen. Und je mehr sich ein Jeder getroffen, gedemüthigt fühlt, desto intensiver wird der Durst nach Rache. Eifrig reden sie aufeinander ein, stecken die Köpfe zusammen, verursachen mit ihren Tornistern, Penalen und Stiefelabsätzen einen furchtbaren Spectakel und warten nur des Augenblicks, da sie ihren Haß handgreiflich beweisen können. Und dem aufgeregten Haufen gegenüber steht, noch den Arm um Karl Güstrow geschlungen, Fritz Bellermann, sieht höhnischen Blickes auf die Gegner und murmelt noch einmal mit spöttisch verzogenen Lippen — „Memmen —" Aber in seinen Fäusten zuckt es, und die starken Nüstern zittern.

Empört hat Karl dem Streite zugehört. Der Zorn hat ihm die Wangen dunkel gefärbt.

„Das ist aber abscheulich von Euch," schreit er entrüstet, „das ist schlecht. Wißt Ihr das? Und ich würde mich schämen an Eurer Stelle, ja wohl, schämen würd' ich mich. Zuerst laßt Ihr ihn im Stich, und dann gebt Ihr ihm auch noch die Schuld! Und sagt dabei, Ihr hättet's auch ohne ihn gethan — warum sagt Ihr denn das nicht Securius? Jetzt, wo er in der Patsche sitzt, fallt Ihr über ihn her! Abscheulich ist's von Euch! Pfui!" und er macht eine verächtliche Bewegung.

„Laß doch, Karl," unterbricht ihn Fritz wegwerfend, „Du thust ihnen zuviel Ehre an; das verstehen die ja garnicht." Er geht zur Thür. Aber mit einem Satz ist Alois Wenzel neben ihm. „Was, das verstehen wir

Digitized by Google

nicht?“ ruft er blaß vor Wuth, „ich auch nicht? Mein Vater ist der Bürgermeister! Und wer ist denn Deiner? Du hast ja gar keinen! Und wer ist denn Deine Mutter? Gesessen hat sie — ja gesessen — —“

Er kommt nicht weiter. Ein Faustschlag traf ihn mitten in's Gesicht, daß das Blut ihm aus der Nase stürzte, und in der nächsten Secunde ist er gegen die Wand geschleudert und fällt betäubt zu Boden. Und mit heiserem Wuthschrei stürzt der Geschmähte auf ihn und reißt ihn an der Schulter empor und preßt den schlaff herabhängenden Arm mit eiserner Gewalt — „sag's noch einmal, Du, sag's noch einmal!“

Vergebens hat Karl versucht, die Beiden auseinander zu bringen. Das kreideweiße Gesicht des Freundes flößt ihm Furcht ein; widerlich ist ihm Wenzels blutiges, geschwollenes Antlitz, aus dem die schier verglasten Augen stier hervorsehen, und der schlotternde, widerstandslose Körper erfüllt ihn mit Mitleid und Abscheu. „Helft doch!“ ruft er den Uebrigen zu, die entsetzt dastehen und es nicht wagen, mit dem Wüthenden anzubinden, „hört Ihr denn nicht? Helft mir doch!“

Heftig wird die Thür aufgerissen. In ihrem Rahmen steht der Ordinarius.

„Was giebt's? Was bedeutet das?“ fragt er.

Und die ganze Klasse antwortet:

„Der Wenzel hat — Bellermann wollte — er hat ihn geschlagen —“

„Ruhe! Was ist geschehen? Bellermann — antworte Du.“

Fritz hat den laut Heulenden losgelassen und wie etwas Ekles von sich gestoßen. Er streicht das Haar aus der Stirn und blickt wild auf den Lehrer.

„Beschimpft hat er mich,“ stößt er hervor, „da hab' ich ihn gezüchtigt.“

„Wie kamst Du dazu, Wenzel?“ fragt Jener streng weiter. „Aber wie siehst Du aus? Geht mit ihm hinab — wascht ihn an der Pumpe — das ist ja empörend! Und Ihr nennt Euch Schüler eines Gymnasiums? Wollt gebildete Menschen sein? Es wird eine strenge Untersuchung eingeleitet werden. Derartiges darf nicht wieder vorkommen.“

Alle gehen; einige Neugierige weichen vor des Lehrers gebietendem Blick. Nur Karl und Fritz bleiben in der Klasse.

„Es ist heute das zweite Mal, daß Dich ein schwerer Tadel trifft,“ beginnt Jener, „ich hielt Dich für leichtsinnig, unbedachtsam; jetzt hast Du roh, verächtlich gehandelt.“

Die Blässe in des Jünglings Antlitz ist dunkler Gluth gewichen. Seine Lippen zucken. Aber er senkt die lodernden Blicke nicht und beachtet auch nicht, daß seine Entschuldigung erwartet wird. Und wieder nimmt Karl für ihn das Wort, hastig, ängstlich —

„Wenzel war's, Herr Doctor; er hat gesagt — —“

„Still!“ herrscht Fritz ihn barsch an, „es braucht sich Niemand in meine Sachen zu mischen, auch Du nicht. Ich habe Nichts gesagt wegen

Digitized by Google

der Relegation, garnichts. Wenn mich aber Jemand beschimpft, ja beschimpft" — er würgt an dem Wort — „dann — dann —" er nimmt seinen Ranzen vom Boden auf und blickt nach der Thür.

„Ich werde es morgen untersuchen," sagt Securius kurz und wendet sich zum Katheder, um einige seiner dort liegen gebliebenen Bücher zu holen. Mit raschem Gruß verlassen die Schüler die Klasse.

Schweigend legen sie ihren Weg über einen langen, dunklen Corridor zurück, finster brütend der Eine; von ängstlicher Theilnahme der Andere erfüllt. Karl sucht eifrig nach der Anknüpfung eines Gesprächs und beginnt endlich unsicher —

„Wollen wir heute zusammen präpariren, Fritz?"

„Nein, ich präparire nicht. Es hat doch keinen Sinn mehr."

„Ach, laß doch. Er hat es nicht so ernst gemeint. Oder wir müssen Alle gehen."

„Dann geht. Ich will, daß er's ernst gemeint hat; ich passe doch nun mal nicht zu Euch. Er soll nur ruhig mit meinem — meinem Vater sprechen. Dann hat's eben ein Ende. Ja, er soll nur ruhig mit ihm sprechen." Er lacht kurz auf. „Neugierig bin ich, was er sagen wird. Er kann mich nämlich nicht leiden —"

„Ach, Fritz —"

„Du glaubst's nicht?"

„Er ist doch so gut — weißt Du noch auf der letzten Partie? Wie wir vom Bodenfenster aus mit unseren Stiefeln die großen Birnen vom Baum warfen, weil wir nicht hinaufklettern konnten? Und ein Stiefel fiel dem dicken Müller auf den Kopf, aber er konnt's nicht erkennen, weil es so dunkel war —"

„Na — hat der geschrieen! Auf den nackten Schädel ist er ihm gefallen. Er hatte kein Haar und keine Perrücke auf! Haha!"

„Und Securius ging gerade spazieren und hat natürlich Alles gemerkt. Da hat er den Müller mitgenommen und ihm Umschläge gemacht, und Gottfried Sauer hat unterdessen die Birnen und die Stiefel geholt."

„Drei blieben ja an den Zweigen hängen —"

„Wir haben sie uns aber geholt. Und er hat ihm gesagt, es wird wohl 'ne Birne 'runter gefallen sein, die ihm das Loch geschlagen hat —"

„Er hat's aber nicht geglaubt."

„Das schadet Nichts. Hübsch war's doch von Securius. Leonhard hat gesehen, wie er ihm nachher einen Thaler gegeben hat. Und dabei hat er gelacht und nach dem Birnbaum gezeigt."

„Na ja, das war ja ganz nett. Aber mich kann er doch nicht leiden. Du kannst mir's glauben, Karl. Ich — ich weiß nämlich was von ihm."

„Du? Was denn?"

„Ach, Nichts — — Kommst Du heut' mit nach Haus?"

„Ich will Mutter ‚guten Tag' sagen."

Digitized by Google

„Ist sie heute auf dem Feld?"
„Ja, mit dem Jochen und der Kathi. Der Herr Pastor hat sie geschickt."
„Kommst Du dann nach dem Galgenberge?"
„Ja —"
„Zur Vesper?"
„Gewiß; an der großen Silberpappel wart' ich."
„Leb' wohl, Karl!"
„Du auch, Fritz."

Ein kräftiger Händedruck; Fritz biegt in das Gäßchen ein, in dem sich das väterliche Haus befindet, und Karl schnallt den Ranzen fester um die Achseln und eilt aus dem Städtchen, dem eine Stunde Weges entfernten Felde zu, das seine Mutter gepachtet.

Puh! welch' fürchterliche, sengende Gluth!

Täglich muß er den Weg vom Dörflein nach der Stadt machen. Wenn Nachmittagsunterricht ist, bleibt er bei Fritz Bellermann oder auch in der Schule. Er hat da eine Freistelle. Das hat seine Mutter, eine Wittwe, durchgesetzt. Aus ihrem Einzigen soll was Tüchtiges werden. Sie war zwar nur das rechtschaffene Weib eines biederen Bauern. Aber ihr Vater war Schulmeister, ein edler, braver Mann. Und wie er soll auch Karl werden.

Wie hat sie für ihn geschafft, gedarbt, gelitten! Bei Fremden hat sie sich verdingt für ihn. Jeder Groschen, den sie erübrigte, ward für ihn gespart. Kleider und Bücher kosten so viel! Später freilich wird er es ihr vergelten, zehnfach, hundertfach. Das hat er gesagt, und er wird es auch halten

An jedem Sonntag sprechen sie davon. Da sitzt sie an dem weiß gescheuerten Tisch in dem niederen, sauberen Stübchen, gegenüber ihrem hoch aufgethürmten, von roth gestreiftem Linnen überzogenen Bett, eine große, steife, blaue Schürze über den faltigen, lilafarbenen Rock gezogen, ein schwarzes Kopftuch auf dem noch vollen, nußbraunen Haar. Gerade aufgerichtet ist ihre breite, kräftige Gestalt; die Arbeit hat sie nicht niedergedrückt. In den prächtigen, dunklen Augen spiegelt sich das Innerste ihres Herzens wieder — ein Evangelium der Liebe für ihren Jungen, ihren Schatz. Ihre rauhen, schwieligen, braunen Hände umschließen seine Finger, streichen liebkosend über seine Rechte, als freuten sie sich ihrer Weichheit. Und glückstrahlend lauscht sie den Worten, die, beredt leuchtende Bilder malend, über des Knaben Lippen fließen. Ach, wie klopft dann ihr Herz bei seinem Anblick, wie dünkt sie sich überreich belohnt für ihr Arbeiten und Schaffen, ja, für ein Leben, das sie ihm gewidmet.

Das waren ihre Feierstunden, ihr Sonntagsgottesdienst. —

Karl denkt daran, wie er rüstig auf der schattenlosen Landstraße vorwärts schreitet. Und da hat er plötzlich Alles vergessen, was sich in der Schule zugetragen und welches Unrecht dem Fritz widerfahren. In seiner

Digitized by Google

Mutter verehrt er das Schönste, das Edelste auf Erden, er sieht zu ihr auf mit rührend kindlicher Liebe. Und mit schmerzlicher Sehnsucht erfüllt ihn das Bewußtsein, wie sie jetzt in tropischer Gluth der schweren Feldarbeit nachgeht — er achtet nicht mehr des perlenden Schweißes auf seiner Stirn, nicht mehr des quälenden Durstes und des bei jedem Schritt aufwirbelnden Staubes. Querfeldein rennt er über Stoppeln und Kartoffelfelder, flink und leichtfüßig. Und athemlos erreicht er sein Ziel und fällt der vor goldiger Garbe knieenden Binderin rücklings um den Hals.

„Mutter! Grüß Gott, mein Mütterchen!“

Ihr Herz hüpft vor Freude, wie sie, sich rasch umwendend, in sein glühendes Antlitz schaut. Sie erhebt sich und hält ihn, auf Armeslänge entfernt, an beiden Schultern fest.

„Nun seh' mir Einer den Schlingel an,“ zürnt sie strahlenden Blickes, „kommt er in dieser Mordshitz' dahergerannt — wie siehst denn Du aus, Du Herzensjung', Du Strick! Von der lateinischen Schule zum Garbenbinden! Ist das 'ne Art? Und hab' ich nicht gesagt, zu Haus ist eine Satte mit schöner, saurer Milch? Hast am Ende gar geglaubt, Mutter hätt' ihren Jungen vergessen? Ist mir ein netter Bursch! Schämst Dich nicht, mein Goldherz? Nicht ein bissel schämst Dich?“

Aber er lacht und zeigt die starken, gesunden Zähne; und da lacht sie auch und schüttelt ihn in ihrer Freude und nimmt einen Zipfel ihrer Schürze und wischt ihm zärtlich, immerfort scheltend die nasse Stirn ab und fährt sich dann selbst mit dem Handrücken über das feuchte Gesicht. —

„Ja, wenn man so einen Schlingel hat, so einen Goldschlingel —“

Karl hat seinen Ranzen an eine Mandel gelehnt und seine Jacke darüber geworfen.

„Jetzt helf' ich Dir, Mutter; bis zur Vesper, gelt? Da wartet der Fritz auf mich drüben am Galgenberg.“

„Helfen? I, Du Blitzjunge — helfen! Nichts im Leibe und den ganzen Tag gelernt und nun helfen beim Binden! Daraus wird Nichts. Müßte ja 'ne Rabenmutter sein, jawohl, 'ne Rabenmutter.“

„Aber nach Haus geh' ich nicht, und wenn Du hier bist, kann ich auch hier sein. Auf das Binden hab' ich mich auch schon so gefreut — 'n Tag, Jochen, 'n Tag, Kathi — ich bin zum Binden gekommen, könnt Ihr mich brauchen?“

Der Knecht schiebt die kurze Thonpfeife in den andern Mundwinkel, drückt die Mütze fester auf's Ohr und sagt grinsend — „iä — e — —“ und die alte Kathi verzieht ihr pergamentenes, braunes Gesicht in unzählige Fältchen und wackelt heftig mit dem Kopf. Wenn sie es auch noch Niemand gesagt hat — der Karl ist ihr Liebling. Sie hatte auch einen Einzigen, der so hieß. An der Kirchhofsmauer liegt er. Im Walde hatte ihn der Förster erschossen. —

Digitized by Google

„Na, da bleib' schon," sagt Frau Güstrow mißbilligend und doch jubelnden Herzens. Aber er muß ihr Vesperbrod verzehren und die Hälfte des dünnen Kaffeeaufgusses aus der Blechkanne trinken. Und sie steht vor ihm, die Hände auf die vollen Hüften gestemmt, freut sich seines gesunden Appetites und hört aufmerksam zu, was er ihr von Fritz Bellermann und Alois Wenzel erzählt.

„Und der Fritz soll relegirt werden, Mutter."

„Was? Rele —"

„Ja, relegirt; er darf nicht mehr in die Schule kommen."

„Ach, der arme Junge!"

„Nicht wahr? Er kann doch gar Nichts dafür? Und nun sagen sie Alle, er allein ist schuld, und Securius hat's auch gesagt —"

„Hat's auch gesagt? Ei, das sollte so ein gelehrter Herr nicht thun, Da wär' Dein Großvater anders gewesen. ‚Was,' hätt' er gesagt, ‚Ihr seid Alle dabei gewesen? Du, und Du, und Du — Alle miteinander 'ne Stunde nachsitzen und drei Straferempel gerechnet und einen Psalter auswendig gelernt!' Das hätte er mit solchen Nichtsnutzen gemacht. Er war so ein gescheidter Mann, Dein Großvater."

„Und dann hat der Wenzel gesagt — dafür hat er nämlich die Prügel bekommen — er hätte keinen Vater — und seine Mutter hätte gesessen."

„Was, das hat er — ach, so ein Lump! so ein Lotterbub'! Er soll mir einmal kommen —".

Hochroth vor Aerger geht sie zurück und wird erst wieder ruhiger, wie sie ihres Jungen kräftige und geschmeidige Gestalt so eifrig sich heben und bücken sieht.

Zur Vesperzeit drängte sie ihn selbst zum Gehen.

„Der Fritz soll nicht warten. Den Ranzen nehm' ich schon heim."

Er streicht das nasse Haar aus der Stirn.

„Du gehst bald, Mutter?"

„In 'ner Stunde."

„Wenn's läutet?"

„Ja, wenn's läutet."

„Leb' wohl, Mutter."

„Gott behüt' Dich, mein Herzblatt!"

Einen herzhaften Kuß drückt er auf ihren Mund und begegnet noch einmal ihren schönen, zärtlichen Augen. Und dann läuft er den Rain entlang, dem waldbewachsenen Galgenberge zu. Oft blickt er zurück, und immer noch sieht er der hohen Frau Antlitz ihm zugewandt, die Augen mit der Hand beschattet.

„Sie hat sich doch gefreut, daß ich gekommen bin," denkt er und wirft mit einem Jubelschrei die Mütze hoch in die Luft.

* * *

Digitized by Google

„Hier, Karl, hier!“

Fritz hat ihn schon erwartet. Da steht er unter der Silberpappel und winkt ihm zu. Sein Blondhaar leuchtet in der Sonne, und auf seinem hübschen, kecken Gesicht zeigt sich Ungeduld. Ein Anderer ist er hier, denn in der dumpfen Schulstube.

„Ich dachte, Du kämst nicht, Karl,“ ruft er.

„Bin ich so spät gekommen?“

„Nein; aber die Zeit wurde mir sehr lang. Zwei Stunden bin ich schon hier.“

„Zwei Stunden!“

„Ja; zu Haus mocht' ich nicht bleiben. Vater war schrecklich. Und sie —“ er unterbricht sich und legt seinen Arm um des Andern Hals, und Beide steigen schweigend über moosigen Waldgrund hinauf zur Höhe. Dicht am Ufer des lustigen, rauschenden Mühlenbaches, unter verbergendem Strauchwerk nehmen sie ihre Lieblingsplätze ein, Karl auf mächtigem Feldstein, daß seine Füße über dem Wasser hängen, Fritz platt am Boden, den Kopf auf die Fäuste gestützt. Hinunter sehen sie in die schäumenden, springenden Wasser, in denen sich Zweige und Blüthen in lustigem Wirbel drehen und wiegen, und achten der flinken Wellen, die übermüthig, weißköpfig, bis zu der Eichen knorrigen Wurzeln hüpfen und sich trotzig den Ufern entgegenbäumen. Und um sie her, unter dem schattigen Dach der Waldriesen, herrscht Frieden, heiliger Waldesfrieden, und vom Dorf herauf tönt Abendglockenläuten.

„Ja, er war heut' schrecklich,“ beginnt Fritz starren Blickes.

„Du hast's ihm wohl gesagt?“

„Was?“

„Vom Relegiren —“

„Ach nein — das würde ihn wohl nicht soviel kümmern. Um sie war es wieder.“

Er sieht Karl vielsagend an.

„Er hat sie wohl wieder gescholten?“

Die Beiden vertrauen sich stets die häuslichen Erlebnisse an. Für Fritz ist es ein Bedürfniß, sich dem jüngeren Freunde gegenüber rückhaltlos auszusprechen. So auch heute.

„Gescholten? Nun ja; ich hab's durch die Thür gehört. Er hat gesagt, er ertrüg's nicht länger und will sich nicht lächerlich machen. Und sie sprach von Verleumdung; sie wäre unschuldig.“

„Unschuldig?“

„Ja. Und dann war's ganz still. Sie sah verweint aus, als wir Mittagbrot aßen. Einmal fragte sie mich, warum ich nicht äße; da hat er sie angeschrieen, das ginge sie Nichts an. Da weinte sie wieder. Nachher, wie Vater auf's Amt ging, ist sie zu mir gekommen und hat meinen

Digitized by Google

Kopf gestreichelt, und sie hat so lieb ausgesehen — da — da hab' ich ihr Alles erzählt."

„Von Securius?"

„Ja, von Securius." Er lacht kurz auf. „Sie will mit ihm sprechen — sie! Es dürfte nicht geschehen — so schlimm wäre das nicht. Dann sprach sie wieder vom Vater. Ich sollte nicht böse auf ihn sein — Du weißt doch, daß er — daß er nur mein Pflegevater ist? Er wäre so ein guter Mann, nur so heftig. Heute hätte er ihr verboten, auszugehen, denk' Dir! Und dabei hat sie Kopfschmerzen! Aber sie müßte gehen — natürlich — ich sollte aber Nichts davon sagen — und da, wie ich's versprach — da — —"

Er stockt jäh; flammende Röthe ergießt sich über sein hübsches Gesicht, und seine Augen strahlen seltsam auf. Mit gedämpfter Stimme, daß Karl die Worte kaum versteht, schließt er —:

„Da hat sie mich umarmt und geküßt, und mein Hals war ganz naß von ihren Thränen."

Athemloses Schweigen. Karl beugt sich tief von seinem Sitz herab.

„Und dann?" preßt er fragend hervor.

„Da bin ich hierher gelaufen."

„Kann er sie denn nicht leiden?"

„Ich weiß nicht."

„Warum schilt er denn immer mit ihr?"

„Das weiß ich auch nicht. Früher hat er's auch nie gethan."

„Mutter hat neulich zur Müllerin gesagt, sie wäre viel zu jung für ihn. Und er hätte es da bedenken sollen."

„Wie alt ist sie denn?" fragt er weiter.

„Ich glaube zwanzig oder so."

„Aber dann —" verdutzt sieht Karl auf den Freund — „dann ist sie ja nur drei Jahre älter als Du."

Fritz nickt und nagt an seiner Unterlippe.

„Ich wünschte — ich wünschte, ich hätte eine Mutter," stößt er plötzlich hervor. Und nun sehen Beide wieder zu dem fröhlichen Gesellen herab und verfolgen seine lustigen Sprünge und erschauern, wenn ein allzu vorwitziges Wellchen zerschellend sie mit sprühendem Naß beleckt. Karl blickt lächelnd, traumverloren dem wilden Spiele zu, indeß Fritz glühenden Angesichts, mit leuchtenden Augen hinabstarrt. Seine Lippen sind leicht geöffnet, die Zähne blitzen zwischen ihnen hervor, die Hände streichen öfter als sonst die blonden Locken aus der Stirn.

„Ist sie schon lange todt?" fragt Karl leise.

„Ich glaube. Ich habe sie garnicht gekannt."

„Ach!"

„Sie ist sehr unglücklich gewesen. Sie hat sich das Leben genommen."

Karl weiß das. Er wundert sich, wie gleichgiltig Fritz das sagt.

Digitized by Google

„Glaubst Du, daß Du sie lieb gehabt hättest?"

„Ich weiß es nicht," versetzte der Andere nachdenklich. „Sie soll sehr schön gewesen sein, ja, sehr schön. Wenn ich an sie denke, ist es mir gar nicht, als wäre sie meine Mutter. Und manchmal — manchmal haß' ich sie; z. B. heute in der Schule — ach, lassen wir's."

Kurzes Schweigen, und Karl beginnt auf's Neue:

„Will sie wirklich mit ihm sprechen?"

„Wer?"

„Deine — Deine Stiefmutter?"

„Mit Securius? Haha — ja, natürlich."

„Dann wirst Du schon bleiben."

„Vielleicht."

„Kennt sie ihn denn?"

Fritz lacht gezwungen auf.

„O ja." Und nach kurzer Pause — „Du mußt nämlich wissen, er kennt sie von früher."

„Ach —"

„Neulich hat sie Etwas gesucht in ihren Kästen, und da ist Etwas heruntergefallen. Sie hat's aber nicht bemerkt. Ein Blatt Papier. „Von meinem armen Ernst," stand darauf. „Sieh mal," sagt er zögernd — „ich hab's behalten. Nachher wollt' ich es zurückgeben, aber dann — dann, ja, da hab' ich's doch behalten."

Und er nimmt ein oft geknittertes, vielfach zusammengelegtes Blättchen Papier aus seinem Notizbuch, entfaltet es langsam und reicht es Karl hin. Halblaut liest dieser.

Ein gold'ger Sonnenstrahl zerriß
Das Dunkel, das ich Leben nannte;
Vergessen war die Finsternis
Des Seins. Ein hehres Licht entsandte
Der Höchste mir. Im Paradiese
Nun wandelt' ich, von tausend Sonnen
Beschienen. Ach, ich dünkte Gott mich.
Doch zerronnen
Ist all mein Glück,
Kehrt nie zurück.
Ich stürzt' aus Himmeln jäh hernieder,
Und Finsternis umgiebt mich wieder."

Kurzes Schweigen.

„Und das hat er geschrieben?"

„Natürlich, er. Siehst Du — hier steht E. — Ernst heißt er doch nicht? Und ist das vielleicht nicht seine Schrift?"

„Ja, seine Schrift ist es auch"; Karl ist es unbehaglich; „aber warum schreibt er denn das? Weißt Du, was er damit sagen will?"

Fritz lacht höhnisch, heiser auf. Sorgfältig legt er das Papier wieder zusammen. „Nein," sagt er, „ich weiß es auch nicht."

Digitized by Google

Und dabei funkeln seine Augen — — —

Später liegen sie Schulter an Schulter unter dem leise rauschenden Eichbaum und sehen auf zu den dämmernden Wipfeln. Schwärmerisch lehnt sich Karl an den älteren Freund.

Tiefer wird die Waldesstille; der Vögel lustig Gezwitscher hat aufgehört. Leise flüstert es von Krone zu Krone. Als sprächen die Bäume mit einander. Als freuten sie sich der Abendkühle, die nach der glühenden Sonne Sinken leise daherweht. Des Waldbaches Rauschen scheint gedämpft, seine Wellen küssen die sich neigenden Blumenkelche.

Nur aus weiter Ferne dringt das tactmäßige Stampfen des Mühlenrades hinüber.

Waldeszauber!

Die beiden Knaben geben sich ihm ganz hin. Wohlig umfächelt der Abendwind ihre heißen Stirnen; köstlichen, würzigen Waldesduft athmen sie in durstigen Zügen und lauschen dem Flüstern in den Wipfeln und dem Plätschern über Steingeröll. —

„Fritz —"

„Was denn?"

„Sieh mal dort drüben!"

„Wo?"

„Unter den Rüstern, den Mann."

„Ja, ich seh' ihn."

„Kennst Du ihn?"

„Ich? Nein."

„Ich auch nicht. Er muß aus der Stadt sein."

„Ja, aus der Stadt."

„Aber was will er hier? Ich habe hier noch nie Jemand gesehen aus der Stadt. Da hätte er einen furchtbaren Umweg machen müssen."

„Wollen wir ein wenig näher gehen?"

„Nein, dann sieht er uns."

„Ich glaube, er wartet auf Jemand. Sieh mal, wie er zum Stadtweg hinblickt. Wenn's nur nicht schon so dunkel wäre; da könnt' man ihn doch besser erkennen."

Angestrengt starren sie zu dem Fremden am anderen Ufer hinüber, der unruhig unter den ihn in tiefen Schatten hüllenden Bäumen einhergeht, bald lauschend stehen bleibend, bald vorwärts hastend, um doch bald wieder zurückzukehren.

„Weißt Du was?" kichert Karl plötzlich und legt seine Hand auf Fritzens Arm, „der hat Aehnlichkeit mit —"

Und auch Fritz lacht auf einmal — „ja, er hat sein Schnupftuch ebenso aus der Tasche gezogen, wie —"

„Und sein Rock ist eben so lang, wie der."

„Und so einen langen, spitzen Bart hat er auch."

Digitized by Google

„Und so groß — glaubst Du, daß er ebenso groß ist? Unter den Bäumen kann man's nicht so erkennen."

„Aber ich kann's. Ganz bestimmt ist er's."

„Ja, ganz bestimmt. Securius ist's."

„Komm, wir rutschen ein bischen näher zum Ufer."

„Aber wenn er uns sieht —" Karl fühlt das Unrecht dem Lehrer gegenüber. Doch wenn Fritz es thut —

Auf dem Bauche kriechend, verdeckt von den tief herabhängenden Zweigen wuchernden Unterholzes, schieben sie sich vorsichtig bis hart an's Ufer. Bewegungslos liegen sie da, Fritz starr hinüberblickend, Karl seufzend eine Brombeerstaude betrachtend, deren schwarzblaue Früchte einladend winken.

Sie sind dem Mann so nah, daß sie das leise Knacken der Zweige unter seinen Füßen vernehmen. Nur der Bach liegt zwischen ihnen.

Ungeduld verräth des Einsamen unregelmäßiger Schritt, Ungeduld sein häufiges, erwartungsvolles Ausschauen nach der Landstraße. Seine hohe, kernige Gestalt hebt sich in kräftigen Conturen von dem helleren Hintergrunde. Deutlich erkennbar ist sein schönes, stolzes Profil. Ein Anderer scheint er den Knaben hier in freier Natur, denn in dem schwülen, eng begrenzten Klassenzimmer. Hier ist er nicht Schulmeister, der lehrende Gelehrte. Keine gebeugte Haltung, langsam bedächtige Bewegung — — stolze, selbstbewußte Kraft verräth sein hoch aufgereckter Körper, jugendlich feurige Sehnsucht sein ganzes Wesen.

„Ich glaube, er ist noch ganz jung," denkt Karl, dem gestrengen Ordinarius unwillkürlich ein wärmeres Interesse entgegenbringend.

Fritz stößt ihn mit dem Fuße.

„Sieh' mal, Karl."

Wer mag das sein? Eine Frau naht sich, vorsichtig unter den Bäumen daherschreitend. Von der Landstraße kommt sie nicht. Sie muß also den Wald durchkreuzt haben, um an diese Stelle des Galgenberges zu gelangen. Noch sieht er sie nicht. Ob sie es ist, die er erwartet?

Jetzt bleibt sie stehen, nicht gar weit von ihm entfernt. Ein dichter Schleier ist über ihr Antlitz gezogen, ihre üppige, mittelgroße Gestalt in einen weiten Mantel gehüllt, der faltig von den Schultern herabfällt. Wer sie wohl ist? Wenn sie doch den Schleier lüftete, oder die Dunkelheit ein besseres Erkennen zuließe. Karl ist's, als sei ihm die Frau nicht fremd. Aber wo hat er sie gesehen? Ohne diesen altmodischen Mantel — in der Stadt? Er möchte Fritz Etwas zuflüstern, eine Frage. Doch der zeigt eine so eigenthümliche Ruhe — der athmet ja kaum — —

Da ruft eine wunderliebliche, glockenreine Stimme einen Namen — „Ernst!"

Die beiden Knaben zucken auf — packt sie die Musik, die in dem kurzen Wort enthalten ist? Sie wissen nicht, daß eine Welt von Glück und Leidenschaft und Seligkeit und Schmerz der Stimme zitternden Jubel er-

Digitized by Google

zeugte, kennen nicht der Liebe, der Leidenschaft entfesselte Gewalten, — — und zittern doch in banger Erwartung und athmen schwerer in der dumpfen Furcht vor einer unbekannten, wunderbaren, gewaltigen Macht.

Und sehen aus weit aufgerissenen Augen ein fremdes, wild erregendes Bild. Den ernsten Mann mit einem Jubelschrei auf das seiner harrende Weib zueilend — wie er es an sich reißt, das nicht widerstrebende Geschöpf in heißer Gluth umschlingt — wie er es küßt — küßt — auf die Hände, den nackten, weißen Hals — wie es sich fest, fest an ihn schmiegt, den Kopf weit zurückgebeugt, die leuchtend weißen Finger um seinen Nacken gekrallt —

Und der breite Hut ist vom Haupte geglitten, und der Mantel schleift den Boden — —

Karl möchte sprechen — die Stimme versagt den Dienst — sein Antlitz glüht — ein Gemisch von Scham und Schreck und leise erwachender Begierde und unaussprechlicher Traurigkeit erfüllt ihn. Langsam wendet er den Kopf dem Freunde zu — er will ihm die Hand drücken — ein Wort nur hören in der schwülen Stille, es würde ihm Erlösung aus einem Banne dünken.

Heißer, keuchender Athem trifft ihn; todtenbleich ist Fritzens Antlitz, verzerrt, entstellt. Seine Augen leuchten in fiebernder Gluth. Auf die verschränkten Arme hat er sein Kinn gestemmt. Zwei Blutstropfen quellen unter den in die Unterlippe gegrabenen Zähnen hervor. Zwischen die Brauen hat sich plötzlich eine Falte gelegt, die das Gesicht um Jahre gealtert erscheinen läßt. Und gurgelnde Laute entringen sich seiner Kehle.

Das Entsetzen überwindet Karls Befangenheit. Er schlingt den Arm um des Freundes Leib — Fieberschauer werfen ihn — und zieht ihn in raschem Entschluß zurück. Und da er die eisig kalten Hände fühlt, beugt er sich über ihn und flüstert rasche, abgebrochene Worte und streichelt die blonden Locken und lehnt das heiße Gesicht an des Anderen Wange.

„Fritz — Fritz —"

Und endlich erwacht Jener aus dem Banne. Qualvolles Seufzen entsteigt seiner Brust. Scheu blickt er hinüber, und Karl folgt der Richtung seiner Augen. — Gottlob! Sie sind fort. Still und einsam ist's. Kein Laut, kein Geräusch dringt herüber. War's ein Traum? War's Wirklichkeit, was sie gesehen?

„Komm, Karl, nach Haus!"

Er erhebt sich; wie ein Trunkener schreitet er vorwärts. Einige Male stößt er gegen Baumstämme, daß er taumelnd zurückfährt. Schleppend ist sein Gang, seine Haltung vornübergebeugt. Und ein Mal stolpert er über eine Baumwurzel, daß er zu Boden fällt.

„Faß' mich an, Fritz; man geht sicherer. Es ist schon so finster." Und Karl legt schirmend den Arm um Fritzens Nacken und leitet seine

Digitized by Google

Schritte und forscht ängstlich in seinen Zügen, was ihm wohl fehle, daß er so gar theilnahmlos einhergeht.

Um sie her brüten nächtliche Schatten. Der Wald schläft, und die Creatur schläft. Welch' ein Frieden, welch' himmlische Ruhe! Zauber der sanft waltenden Gottheit. — Horch! Aengstliches Flattern und Flügelschlagen; und leises Brechen und Knacken trockener Zweige; und bange Vogelstimmen und ein langer, zitternder Todesschrei.

„Hast Du sie gesehen?" flüstert Fritz, wie sie sich verabschieden.

„Wen?"

„Ach nein, nein, sie war's ja nicht — aber sie sah ihr so ähnlich —" Karl sieht ihn verständnißlos an.

„Wie konnt' ich auch nur denken — nein, nein — sie war's nicht — sie war's nicht —"

Und in den Armen des fassungslosen Freundes bricht er in convulsivisches Schluchzen aus.

Die erste Nacht kommt, die Beide schlaflos verbringen.

* * *

Frau Bellermann hat mit Dr. Securius gesprochen, und Fritz ist nach einem strengen Verweis in der Aula und dem Versprechen, fortan ein tüchtiger, fleißiger Schüler zu sein, vom Director begnadigt. Alois Wenzel hat daher seine Klagen nicht vorgebracht und trachtet eifrig, gut Freund mit dem Gefürchteten zu sein. Fritzens Fäuste haben ihm gewaltig imponirt. Karl ist glücklich, den Freund auch auf der Schulbank neben sich zu haben, und nach einer Woche scheint Alles vergessen, und der Friede gesichert zu sein.

Es scheint.

Täuscht sich Karl, wenn er eine Veränderung in Fritzens Wesen wahrzunehmen glaubt? Sein kurzes, nervöses Lachen, die um eine Nüance tiefer gewordene Stimme, die fieberhafte Aufmerksamkeit in den Stunden und eine fast stumpfe Gleichgiltigkeit in den Pausen — bemerkte er das früher an ihm? Und wie sonderbar, wenn er den Ordinarius ansieht, der stets so herzlich, so gut mit ihm spricht. Dann flackern die blauen Augen, man könnte sich vor ihnen fürchten, und manchmal wird er ganz blaß; einmal hat er sogar mit den Zähnen geknirscht. Ob er sich so geärgert, als sie ihn neulich im Walde gesehen? Karl hat es erröthend der Mutter gestanden, und sie hat arg gescholten über die neugierigen Knaben. Was haben sie aufzupassen, was so ein Herr thut? Und warum soll so ein Herr keine Braut haben? Jeder Bursche im Dorf hat seinen Schatz. Ist denn der Herr Lehrer kein Mensch, daß er nicht seinen Schatz haben darf?

Und wieder ist's ein heißer, schwüler Tag. Träge schleichen die Menschen in den öden, der Gluth ausgesetzten Straßen einher; widerwillig

Digitized by Google

verrichten sie ihre nothwendigsten Beschäftigungen. Sehnsüchtig richten sich ihre Blicke zum Horizont — ach, ein Regen, ein Gewitter! Welch ein Segen für die ganze Natur — welch ein Labsal in dieser kochenden Atmosphäre!

„Kommst Du heute mit nach Haus, Karl?" fragt Fritz nach Schulschluß.

„Ja, später."

„Warum nicht jetzt?"

„Mutter hat mir eine Bestellung gegeben an die Postmeisterin."

„Dauert's lange?"

„'ne Stunde vielleicht."

Karl drückt ihm die Hand zum Abschied und sieht ihm nach, bis er um die Ecke gebogen.

„Ich glaube, er ist krank," murmelt er, „so ist er früher nie gegangen." Traurig richtet er seinen Auftrag aus.

Nach kaum einer Stunde steht er vor dem Bellermann'schen Haus. Wie ausgestorben liegt es da. Gewiß ist der Hausherr wie gewöhnlich auf dem Amt und die Magd mit hinausgegangen auf's Feld. Bei so reicher Ernte wird ja jede Arbeitskraft gebraucht. Er tritt in den weiß gescheuerten Flur und schreckt dadurch den gelben Kater aus seiner Mittagsruhe auf der untersten Treppenstufe. Giftig funkeln die phosphornen Augen. Wie böse Murr aussehen kann! Und nun flieht er in weiten Sätzen hinaus auf den Hof.

Einen Augenblick zögert Karl. Dann drückt er entschlossen die Klinke der Wohnzimmerthür herunter. Er ist hier so gut wie zu Haus. Die Stube ist leer. Doch nebenan im Schlafzimmer — ist das nicht Frau Bellermann — und Fritz?

Sie haben ihn nicht gehört. Fast wenden sie ihm den Rücken. Und Karl ist wie gebannt. Er wagt nicht, näher zu kommen. Wagt nicht, sich zu entfernen, zu athmen —

Fritz kniet am Boden vor seiner Stiefmutter, den Kopf in ihrem Schooß. Und sie ist tief über ihn gebeugt und ihre kleinen, weißen Hände ruhen auf seinen blonden Locken. „Mein Junge, mein lieber Junge!" sagt sie.

Und dann Fritz — „Es war so schrecklich, Stiefmutter, das Herz hat mir's abgedrückt — und sie war Dir doch so ähnlich — so ähnlich; aber es konnte ja nicht sein. Es war eine Sünde, daß ich dachte — und Du bist mir nicht böse? — — Ach, wie ich ihn hasse! Wenn Du wüßtest, wie ich ihn hasse — — und wenn es wahr gewesen wäre — — ich hätte ihn erwürgt, ermordet! Ja, das hätt' ich!"

Wie wild er ist — Karl durchschauert's.

„Fritz!" schreit die Frau entsetzt.

„Aber es ist ja nicht wahr — — und Du bist mir nicht böse — —"

Digitized by Google

Fester schmiegt er sich an sie. Und sie nimmt den blonden Kopf zwischen ihre Hände und küßt die braune Stirn.

„Du lieber, dummer Knabe."

Und dann lehnt sie sich plötzlich zurück und sieht ihn ernst an.

„Hör' Fritz, ich verlange ein Versprechen von Dir. Du bist es mir schuldig."

„Was Du willst, Stiefmutter."

„Du weißt nun, welche Bewandtniß es mit dem dummen Zettel da hat, und daß er mich andichtete. Ich hab' ihn auch hübsch ausgelacht. So eine arme Gouvernante wie ich und der einzige Sohn von dem reichen Securius — — nein, nein — ich heirathete also Deinen Vater — ich hab' ihm das Alles erzählt — aber trotzdem mußt Du mir versprechen, fest versprechen, nie, niemals davon zu reden. Willst Du?"

„Ja, ich will."

„Schwöre, daß Du nie mit ihm davon sprechen willst," sagt sie sehr ernst.

„Ich schwöre, daß ich nie mit ihm davon sprechen will," wiederholte Fritz fest.

Eine feierliche Stille folgt. Und dann hat sie mit beiden Händen den Kopf des Jünglings zu sich aufgerichtet und ihn auf die Lippen, auf die Augen geküßt. Und er kniet bewegungslos vor dem schönen Weibe, die Arme fest um sie geschlungen.

„Und nun geh, mein Junge. Dein Freund wird wohl auch bald da sein. Sein Essen steht in der Röhre bereit. Für ein gutes Vesper habe ich auch schon gesorgt. Geh doch, Fritz, ich sagte doch, daß ich Besorgungen habe — ach — Du dummer Junge — —"

Ein ersticktes Kichern, wie sie ihm abwehrend die Hände entgegenstreckt, ein leiser Schrei — Sträuben, das ihn noch mehr reizt. Und dann wie ein Kampf, in dem sie unterliegt, in dem er in seiner wilden, täppischen Art sie liebkost, selbst erschrocken über seine Kühnheit und doch berauscht durch sie.

„Ich bin so glücklich — daß Du nicht böse bist — und daß es nicht wahr ist —"

Unzusammenhängend stammelt er's, und seine Augen flackern, und sein Antlitz glüht wie das eines Trunkenen.

„Ich habe Dich so lieb — so lieb — —"

Und nun birgt er seinen Kopf in ihrem Schooße, und Karl weiß, daß er weint.

„Närrchen!" spottet Frau Bellermann. Aber es klingt ärgerlich.

Karl schleicht zur Thür zurück und setzt sich auf die sandbestreute Treppe. Er zittert. Und sein Athem geht rascher denn sonst. Wie er langsam mit der Hand über die Stirn streicht, ist sie feucht von Schweißperlen. Und es ist doch so kühl im Hause.

Digitized by Google

Die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, lehnt er seinen Kopf auf die Handflächen. Seinen Hunger hat er vergessen.

Durch die geöffnete Thür blickt er nach dem Hof. Zwei Enten gackern eifrig mit einander. Auf der obersten Sprosse der Hühnerleiter hockt auf einem Bein die weiße Henne, die so hartnäckig ihre Eier in den Kuhstall legt, und blinzelt schläfrig mit einem Auge. Und wenige Schritte davon zu ebener Erde kauert Murr und schielt liebevoll hinauf zu der müden Glucke. Und überall weißes, blendendes Licht, zitternde, heiße Luft.

„Da bist Du ja, Karl!"

Frau Bellermann steht im Thürrahmen und streckt ihm ihre hübsche Hand entgegen, die Karl zögernd ergreift. Scheu blickt er sie an und wird verlegen, da sie ihn ob seines Aufenthaltes auf der Treppe auslacht.

„Geh' nur hinein; Fritz wartet schon," sagt sie mit einladender Handbewegung und nickt ihm freundlich zu.

Später sitzen sich die beiden Freunde gegenüber; schweigsam, unbehaglich. Etwas Fremdes ist zwischen sie getreten. Karl kämpft mit sich, ob er gestehen soll, daß er Zeuge jenes Auftrittes war, und Fritz möchte sein Herz ausschütten und fühlt, daß der Andere ihn nicht verstehen würde. Mechanisch sieht er zu, wie Karl die Suppe löffelt. Er scheint sie hinunter zu würgen, und es ist doch Kirschsuppe.

„Hast Du schon präparirt?" fragt Karl.

„Nein."

„Vocabeln hab' ich schon ausgezogen. Viel sind's diesmal nicht. Willst Du das Heft haben?"

„Ach, laß doch. Ich habe heut' keine Lust. Weißt Du, nach der Gesangstunde gehen wir auf den Galgenberg. Ja?"

„Hm."

„Vesperbrod nehmen wir uns mit. Vater ist heute lange auf dem Amt, und die Stiefmutter hat Besorgungen. Es ist draußen auch viel kühler als in der Stadt. Man kann fast garnicht denken. Geht es Dir manchmal auch so, daß Du nicht denken magst?"

„Ja, wenn ich sehr müde bin."

„Ach, das mein' ich nicht. Komm — Du verstehst das nicht. Es ist Zeit zum Gehen."

Hastig zieht er den Freund mit sich hinaus.

Wie sie in die Lindengasse einbiegen, sehen sie in einiger Entfernung die hohe Gestalt des Dr. Securius. Statt des gewohnten dunklen Filzes deckt ein weißer Strohhut sein Haupt und der lange, feierliche Rock ist durch ein eng anliegendes, frackähnliches Kleidungsstück ersetzt. Die Rechte schwingt einen Bambus — hat man das je bei dem ernsten Ordinarius gesehen? Und elastisch geht er — wohin wohl?

„Du, ich geh' ihm nach," flüstert Fritz plötzlich. „Ich schwänze einfach die Schule. Der Küster merkt's nicht."

Digitized by Google

„Aber der Primus —"

„Ach der — der hat keine Courage, was zu sagen. Willst Du mitkommen?"

Karl zögert. Er empfindet wohl, wie Unrecht Fritz hat, und gedenkt der tadelnden Worte seiner Mutter. Aber es ist ihm unmöglich, Nein zu sagen. Und da fühlt er auch schon seinen Arm ergriffen.

„Komm doch! Einmal schadet's nicht. Sieh mal, wie rasch er geht. Jetzt ist er schon am Markt. Wir müssen ihn im Auge behalten.

Und er zieht ihn mit sich fort, dem rasch dahinschreitenden Manne nach, und spöttelt in jungenhaftem, keckem Uebermuth über das veränderte Aussehen des Lehrers.

Dr. Securius geht durch das Stadtthor und die Linden-Allee entlang, die später in die staubige Landstraße mündet, die beiden Knaben etwa hundert Meter hinter ihm, wohlbedacht, daß die starken Stämme der Lindenbäume sie vor einer Entdeckung schirmen.

„Du —" Fritz unterbricht auf einmal seine lustigen Einfälle, „Du, wenn er rechts geht, brauchen wir uns nicht zu eilen. Dann geht er auf den Galgenberg."

Sie bleiben stehen und warten gespannt, Beide in ihnen unerklärlicher Erregung.

„Wirklich, auf den Galgenberg!" stößt Karl hervor, und Fritz lacht gezwungen.

„Weißt Du was?" sagt er dann, „nun holen wir unsere Vesper und gehen dann auch hin. Aber von der anderen Seite, daß wir jenseits sind. Jetzt würde er uns doch sehen, und dann gäb's noch was, daß wir nicht in der Schule sind."

Karl ist mit Allem einverstanden.

Eine Stunde später langen sie erhitzt und ermüdet am Fuße des Berges, an der hohen Silberpappel an. Ach, wie wohlig ladet der Waldesschatten zur Ruhe ein. Wie würzig erfüllt des Tannenharzes und der Waldbeeren Geruch die Lüfte! Und anstatt der harten, gelben Stoppeln üppiges Moos unter den Füßen; und statt des wolkenlosen, weißblauen Himmels den grünen Blätterdom über den Häuptern.

„Schöner als in der Gesangstunde," stößt Fritz tief aufathmend hervor, das war mal ein vernünftiger Einfall!"

Sehr vergnügt steigen sie zur Höhe empor. Dr. Securius haben sie fast vergessen.

Mit innigstem Behagen strecken sie sich zu Füßen der Eichen hin, sehen hinunter in's schäumende Bächlein, verzehren Obst und Brot und betrachten aufmerksam den knorrigen Baumstamm, um vielleicht einen Hirschkäfer zu entdecken. Sie haben neulich hier ein prächtiges Geweih gefunden.

„Sieh mal!" ruft Fritz, „den Specht da oben!"

Digitized by Google

„Ei, wie er klopft! Jetzt hat er wohl eine Puppe oder eine Raupe gefunden. Welch prachtvollen Schnabel er hat!"

„Ich mag ihn nicht leiden. Aber einen Stößer möcht' ich wohl haben, der so recht wild ist. Weißt Du noch, wie einer Jagd machte auf unsere Tauben? Zwei hat er sich gestohlen, der Räuber!"

„Und wie ihn Dein Vater fing."

„Den Flügel hat er ihm zerschossen. Aber er hat ihn nicht anfassen dürfen, so wüthig hat er mit dem Schnabel nach ihm gestoßen und mit dem anderen Flügel geschlagen. Mein Vater mocht' ihn auch nicht leiden. Aber ich. Gerad' weil er so stolz und muthig war. Vor Hunger ist er gestorben. Er wollte keine Nahrung von uns annehmen."

„Ich mocht' ihn auch nicht. Die blutigen, flatternden Tauben konnt' ich ihm nicht vergessen."

Ein fast grausamer Zug legt sich um Fritzens Mund, und seine Augen blitzen. „Er gehört zu den Falken, den Edlen unter den Vögeln. Raubt und mordet er, wenn er der Beute nachstellt, um sein Leben zu unterhalten? Aber das verstehst Du wieder nicht; Du bist eben ein so — ein so lieber guter Kerl!"

Und herzlich schlingt er den Arm um Karls Nacken und streicht ihm liebkosend über das dunkle Haar wie einem Kinde.

„Und deshalb bist Du auch mein Freund, nicht wahr? Und wenn wir uns auch manchmal gezankt haben — wir werden doch immer treu zu einander stehen. Eigentlich —" fuhr er sinnend fort, „habe ich ja Niemanden wie Dich."

„Deine Stiefmutter," platzt Karl heraus und stößt des Freundes Hand von sich. Die Eifersucht ist in ihm erwacht, und seine treuen Augen schimmern feucht.

Fritz erwidert Nichts. Hastig springt er auf und eilt am Bache entlang, höher und höher — bis er hinter dichtem Gebüsch den Augen des Zurückbleibenden entschwindet.

Minuten zögert Karl in eigensinnigem Trotz. Dann folgt er ihm langsam.

Gott — wie findet er ihn! Was ist geschehen?

Wie ein Todtkranker lehnt er am Föhrenstamm, erschreckend bleich, mit geschlossenen Augen. Schlaff hängen die Arme an seinem Körper; er scheint nicht die Kraft zu haben, sich aufrecht zu halten. Mit einem Satz ist Karl neben ihm.

„Fritz!" keucht er in furchtbarer Angst, und sich seiner letzten Worte erinnernd, fliegt er ihm um den Hals. „So war's ja nicht gemeint; ich wollte Dir nicht wehe thun — nein, gewiß nicht — ich bin Dein Freund; ich schwöre Dir, daß ich Dein Freund bin —"

„Ruhig!" stöhnt Fritz mit einer verzweifelten Geberde, und seine Linke umklammert den zitternden Knaben mit eisernem Griff, „sieh dort — wer

Digitized by Google

— wer" seine bebende Hand weist dorthin, wo der Mühlenbach eine Biegung macht — „sie ist es nicht — nicht wahr? — sie ist es nicht!" seine Stimme klingt fremd, erschüttert, unverständlich durch ein trockenes Schluchzen; fast irre blicken seine Augen; sein Antlitz ist entstellt, verzerrt.

Und Karl sieht — und sieht — und auf seinem offenen Gesicht spiegelt sich das Grauen wider, das er vordem bei Fritz bemerkt. Und sein Gaumen ist plötzlich trocken, seine Lippen zucken, und sein Leib wird wie im Fieberfrost geschüttelt. Ein fürchterliches Etwas schnürt ihm die Kehle zu, daß er nur gurgelnde Laute hervorzubringen im Stande ist. Aber unwillkürlich faßt seine Rechte nach des Freundes eisig kalter Hand, und enger schmiegt er sich an den Verstörten.

Und während einer ewig langen Minute vermögen sie den gräßlichen Bann nicht abzuschütteln, der Beide gepackt hält. Und während einer ewig langen Minute sieht der unglückliche Jüngling seines Vaters Weib in den Armen eines fremden Mannes. Sie tauschen flammende Blicke, auf Handbreite sind die glühenden Gesichter zu einander geneigt. Fest hält der stärkere Geliebte sie an sich gepreßt. Und schwüle Stille ringsum wie vor einem Gewitter. Und schwere, zitternde Luft unter den Waldriesen.

Und dann — —

Ein Heulen wie das eines verwundeten Thieres schallt durch den stillen Wald. Zweige knacken und brechen unter ungleichmäßigen, wilden Sätzen flüchtiger Füße. Ein gellender Entsetzensschrei — ein fürchterlicher Fluch — am Boden wälzen sich in schier unlöslichem Knäuel die Körper zweier Menschen. Und wenige Schritte von ihnen kniet händeringend die Unselige.

Und fort und fort tönt das gräßliche Heulen und macht das Blut in den Adern stocken, und dumpfes Stöhnen dazwischen und wimmerndes Flehen.

„Er tödtet ihn!" schreit es in Karls Brust; doch er weiß nicht, für wen er fürchtet. „Fritz!" stößt er hervor, und da er seine Stimme vernimmt, ist er auch wieder Herr seiner Sinne. Er muß dem Freunde helfen. Dem Freunde gilt sein Fühlen. Nicht mehr den Lehrer sieht er in dem verzweifelt ringenden Mann — nein, den Dieb, den Feind. Den Feind des Freundes. Noch kann der Knabe sich ein klares Bild aus dem Geschehenen nicht machen. Aber er fühlt, daß Schreckliches dort vorgeht. Und diese entsetzlichen Töne, die so schauerlich die Waldstille unterbrechen, ersticken Alles in ihm, und Nichts mehr empfindet er, als die glühende Wuth, seinen Freund so leiden sehen zu müssen, das zitternde Verlangen, ihn zu rächen.

Ueber den weichen Moosteppich fliegt er, die Blicke unentwegt auf die scheußliche Gruppe geheftet. Blut sieht er an den Händen des Lehrers, Blut an des Freundes Stirn. Vor Fritzens Mund steht Schaum, und

Digitized by Google

seine Fäuste umklammern des Anderen Hals, seine Zähne haben sich in des Gegners Hand gegraben.

„Hilf, Karl!“ schreit das Weib, „hilf, er ist wahnsinnig!“

Und der Knabe wirft sich auf die Kämpfenden, und seine jungen Glieder sind zum Aeußersten angespannt, als er Fritz zurückreißt. Er fühlt den heißen Athem der Ringenden, hört die Wuthschreie und sieht — — es funkelt und blitzt vor seinen Augen — liegt ein Nebel vor ihnen? — und sieht ein spitzes, scharfes, glänzendes Etwas in des Mannes Faust — und fängt einen flackernden, höchste Wuth verrathenden Blick auf — und dieser Blick gilt dem Freund. Wenn er zustößt —

Karl ist sinnlos. Der Anblick des Blutes, die Hitze und Erregung und namenlose Angst verzehnfachen seine Kräfte. Im Augenblick weiß er, daß Fritzens Stirnwunde von dem Messer herrührt — mit furchtbarer Gewißheit fühlt er, daß der nächste Stoß des Freundes Herz treffen wird, daß er verloren ist, wenn — —

Das Messer hebt sich.

„Fritz!“ schreit er auf —

Und wirft sich mit dem ganzen Körpergewicht auf die Faust, die die todbringende Waffe gegen den Jüngling gezückt hält, daß sie sich senkrecht richtet. — —

Dumpfes Stöhnen — seltsam schauriges Röcheln — die Spannkraft in den Gliedern des getroffenen Mannes läßt nach — das schöne, stolze Antlitz ist von Todtenblässe überzogen. Auf der Stirn ist Schweiß ausgebrochen. Die Gestalt reckt sich. Unheimlich spreizen sich die Finger. Der lodernde Blick verbirgt sich unter den schweren Lidern.

Und Blut rieselt zur Erde.

„Hinweg!“ sagt eine tonlose, herzzerreißende Stimme.

Taumelnd springt Karl zurück; Fritz hockt blutend, entstellt dicht zu Füßen des Reglosen. Seine verglasten Augen starren auf das Weib.

„Ernst!“ stöhnt es, „Ernst!“ und bettet das dunkle Haupt in ihren Schooß und lauscht auf den Herzschlag und küßt die blassen Lippen und fleht und wimmert — „Ernst!“

Er lächelt — müde schlägt er die Augen auf, und ein Blick trifft die Weinende, wie Karl ihn nie gesehen. So heiß, so zärtlich, so glücklich — so verzweifelt.

Und dann war's vorbei.

Todtenstille, wo eben Kampf gewüthet. Todeswehen, wo eben noch Leben blühte.

Und der Waldbach plätschert und rauscht sein übermüthig Lied. Smaragdnes Grün zaubern auf Moos und Blätter der Sonne Strahlen. Sie hüpfen von Welle zu Welle, huschen zu den Ufern auf, küssen der Feuernelken glühende Kelche, weilen flüchtig auf des Ginsters goldigen

Digitized by Google

Blüthen und gucken neugierig hinüber auf die starre Menschengruppe. Husch! sind sie fort. — Elend im Sonnenschein?

„Todt!“ sagt die Frau und sieht fast irre auf den Geliebten, in thränenlosem, erstarrendem Schmerz.

Und die Knaben wiederholen das schreckliche Wort. Sich unbewußt und doch Jedem hörbar. Und in Karls Herzen flüstert eine Stimme — leise, ganz leise — und doch so furchtbar deutlich — ruft man es ihm nicht zu? Steht es nicht auf dem starren Gesicht da geschrieben?

„Mörder!“

Und sieht Fritz ihn nicht so entsetzt an und hebt sich die Hand der Frau nicht gegen ihn mit der lähmenden Anklage —

„Mörder!“

Und der Wald dreht sich um ihn her. Der Himmel ist dunkel geworden, in Purpurgluth getaucht. Und die Gluth wallt auf und nieder, und der Bach, der Wald, das Moos ist vom Purpur getränkt — Purpur? Blut ist's, Blut! Und in riesigen Lettern liest er das Gräßliche geschrieben —

„Mörder!“

„Ich bin's nicht!“ schreit er plötzlich gellend auf und streckt abwehrend die Hände von sich und lehnt sich erschöpft an einen Baumstamm, mit schlotternden Knieen, geschlossenen Augen, und steht und wartet, daß man ihn von dem blutigen Wahn erlöse, daß man ihn wecke aus dem furchtbaren Traum.

Tastende, unsichere Schritte hört er, raschen, pfeifenden Athem —

„Karl!“

Und Fritz hält ihn umfangen. Fritz schluchzt an seinem Halse, ihre Thränen vereinigen sich.

„Es ist nicht wahr, Fritz — es ist nicht wahr!“ flüstert er und wagt nicht, die Augen zu öffnen.

„Karl —“

„Ich bin Dein Freund — ich wollte Dir nicht weh thun vorhin —“ er sieht angstvoll auf, und „Blut!“ schreit er, „Blut!“

Es rieselt von Fritzens Stirn, es klebt in seinen Haaren, es hat seine Kleider besudelt. Und im Blut liegt dort der Todte. —

„Mörder!“

„Es ist nicht wahr —“ murmelt der Knabe.

Da hebt das Weib den Kopf — um Jahre ist es in Minuten gealtert. Haß blitzt aus seinen grauen Augen, Verzweiflung verräth sein bleiches Gesicht.

„Ihr habt ihn gemordet!“ stößt es zischend hervor, „Fluch Euch!“

Und wirft sich wieder auf den Todten und küßt ihn und ruft zärtlich seinen Namen. Und jeder Blick, jede Thräne spricht von der Liebe zu dem Verblichenen.

Digitized by Google

Minute um Minute vergeht den Knaben in starrem Schweigen. Schräger fallen die Sonnenstrahlen. Hin und wieder fächeln kühle Lüfte der Menschen heiße Gesichter. Und noch halten sich die Freunde umschlungen, als könnten sie dadurch jeder Gefahr trotzen. Karl dürstet es nach einem Blick aus Fritzens Augen. Doch die haften auf dem knieenden Weibe, und die Augen glühen; die Zähne sind in die Unterlippe gegraben. Und fremd sieht der Freund aus — ganz fremd.

„Ihr müßt fort," sagt die Frau tonlos.

Sie bewegen sich nicht.

„Wenn sie Euch greifen, kommt Ihr in's Zuchthaus, oder an den Galgen."

Dieselbe Stille.

Und dann plötzlich springt sie auf — „warum seid Ihr gekommen?" gellt ihre Stimme, „warum? Was hat er Euch gethan? Was hab' ich Euch gethan? Buben seid Ihr, Mörder! Fort mit Euch! Fort!"

„Ich nicht! Nicht ich!" schreit Fritz da auf und reißt sich von Karl los, „hörst Du's? Nicht ich!"

Zu ihren Füßen liegt er. Sein blutiges Gesicht in ihren Kleidern verborgen. Seine blutigen Finger krallen sich um ihre Hand.

„Fort!" Sie stößt mit dem Fuß nach ihm.

„Nicht ich!" wiederholt er heiser, „frag' ihn — frag' ihn!" und die blutige Hand weist auf den Freund. „Ich wußte nicht, daß Du doch — ihn — ihn — — und Du sagtest mir — — und ich — ich hasse —"

„Du? Oh! Du?" zischt sie.

„Nein — nein — ich kann nicht!"

Sie lacht durch die Zähne in maßloser Wuth und schlägt nach ihm, um sich loszumachen. Aber wie ein Hund bleibt er liegen, das Gesicht in den Falten ihres Kleides verborgen und rutscht auf den Knieen ihr nach, als sie von ihm zurücktritt. Sein Körper schüttelt sich, und manchmal hört Karl ein Stöhnen —"

„Und Du" — sie deutet auf ihn — „auch Du hast es nicht gethan? Hast nicht das Messer in sein Herz — sein Herz gestoßen?" Ihre Stimme bricht in verzweifeltem Schmerz. „Verflucht Du — Mörder! verflucht!"

Er möchte sprechen — zugeschnürt die Kehle. In Todesangst starrt er auf Fritz — wird er ihm Nichts sagen? kein Wort? Hat er denn Schuld? Geschah nicht Alles um den Freund? Er wartet — wartet —

„Frag' ihn. frag' ihn!" tönt Fritzens heisere Stimme, „nicht ich war's, nicht ich!"

Da ist's, als zerreiße Etwas in des Knaben Brust. Ein wüthender Schmerz krampft sein junges Herz zusammen. Der Altar, den er der Freundschaft gebaut, ist in Trümmer gefallen. Und leer ist's plötzlich in ihm, entsetzlich leer, und dumpfe Betäubung hält sein Hirn umfangen.

Digitized by Google

Taumelnd geht er. Seines Bleibens ist hier nicht länger. Fort, nur fort! Nicht mehr den Todten! Nicht mehr die Anklage hören, die ihn toll macht. Nicht mehr ihn sehen, den er Freund genannt.

Als er an dem Platz ist, da er vorhin mit Fritz gestanden, sieht er sich noch einmal scheu um. Des Todten Haupt liegt im Schoße des schluchzendes Weibes und Fritz — Fritz kauert neben ihm, seine Stirn berührt fast den Boden.

Da stößt er einen wilden, markerschütternden Schrei aus und flieht davon wie ein gehetztes Wild. Hinter ihm bleibt im Abendsonnenschein Berg, Bach und Wald und mit ihnen die holden, lichten Bilder seiner Jugend. In die Nacht stürzt er sich, in die Nacht der Verzweiflung.

* * *

„Mutter!"

Sie sitzt hinter den weißen Gardinen und den freundlichen Blumentöpfen am Fenster, die braunen, festen Hände im Schooße gefaltet; den Kopf mit den dunklen Flechten müde auf die Brust gesenkt. Ihr Rücken ist gebeugt — es war heute ein heißer Tag, der schwere Arbeit brachte. Und ist sie allein, verläßt sie gar oft die straffe Haltung, die sie ihrem Jungen so tapfer zeigt.

„Mutter!"

Sie glaubt wohl zu träumen. So ruft doch nicht ihr Karl? So zitternd, so voll Weh und Schrecken? Sie öffnet die Augen nicht; doch auf ihrem Antlitz zeigt sich eine Wolke. Aber jetzt — die raschen festen Schritte — das ist er. Doch — er wirft sich vor sie hin, sein brennendes Gesicht liegt auf ihren Händen, und zum dritten Mal dies qualvolle —

„Mutter!"

Ein Ruck geht durch ihren Körper — kerzengerade hat sie sich aufgerichtet, hat den Kopf ihres Knaben zurückgebogen —

„Was ist's, Karl?"

So ruhig, so klar ihr Blick, als wolle er in seiner Seele lesen.

„Mutter — Gott — ich habe — es war — —"

Sie fühlt die Schauer, die über seinen Körper fliehen, sie sieht das Entsetzen in seinen Augen, und dumpfes Bangen erfüllt sie. An beiden Schultern faßt sie ihn und hält ihn vor sich —

„Was ist's Karl? — was ist's, mein Junge?"

Da sieht sie das Blut an seinen Kleidern, Blut in seinem Antlitz, an seinen Händen, und ein gellender Schreckensschrei entfährt ihren Lippen. Sie ist vom Stuhl aufgesprungen, in unnennbarer Angst hält sie ihn an sich, blickt sie auf ihn herab —

„Was haben sie Dir gethan? Mein Liebling, was haben sie Dir gethan?"

Nur murmelnde Laute, keuchendes Stöhnen zur Antwort.

Digitized by Google

Sie küßt ihn auf Stirn und Augen, sie flüstert ihm Worte unendlicher Liebe zu, streicht liebkosend über das dunkle, lockige Haar, bettet ihn auf ihrem Lager.

„Was haben sie Dir gethan?"

Und endlich, endlich löst sich sein krampfhafter Schmerz, daß er weinen kann, und die starre Verzweiflung findet Worte, und aus dem Munde ihres Kindes hört die Mutter das Todesurtheil ihres, seines Glückes. —

Sie hat nicht aufgeschrieen, hat ihn nicht von sich gestoßen, hat kein Wort des Vorwurfes, kein Wort des Trostes. So furchtbar ist ihre Betäubung, daß sie ihr Kind nicht einmal bemitleiden kann.

Und Todtenstille in dem dunklen Zimmer. Gespenstisch leuchten die Kalkwände. Unheimlich tönt das Ticken der Schwarzwälder Uhr. Draußen die Linden werfen so düstere Schatten, und der Heugeruch aus den Scheunen ist von so betäubender Würze.

Bewegungslos sitzt das Weib auf dem Schemel zu Häupten des Bettes und starrt in die Nacht hinaus. Und Karl betrachtet sie, Todesangst im Herzen. Ihr dumpfer, thränenloser Schmerz ist gräßlich. Gott, wie muß sie leiden!

Seltsam, daß gerade jetzt, in dieser furchtbaren Stunde, Bilder der Vergangenheit vor seinem Geiste erstehen. Bilder, in denen er sie und nur sie erblickt. Und immer schafft und sorgt sie für ihren Jungen; darbt um seinetwillen. Er ist ihr Glück, sein Glück ihr Lebenszweck. Die Schwielen in den rastlosen Händen erhielt sie in seinem Dienst. Die Falten in ihrem Antlitz gruben die Sorgen. Und er hat Alles hingenommen und hat nicht gewußt, daß nur eine Heilige so handeln kann, wie sie handelte, nur eine Heilige so liebt, wie sie liebt. Und unbezwingliche Sehnsucht befällt ihn, diese rauhen, braunen Hände zu küssen, diese rauhen, braunen Hände segnend auf seinem Haupte zu fühlen. Kann sie vergeben? Vergeben, was er ihr gethan?

Da gleitet er herab von seinem Lager. Da kniet er vor ihr und löst ihre Finger, die krampfhaft in einander verschlungen sind und drückt seine zuckenden Lippen darauf und murmelt ihren Namen, daß es wie ein Gebet klingt

„Mutter!"

Und sie beugt sich zu ihm herab und küßt seine Stirn — lange, inbrünstig. Heiliger Friede weht in dem kleinen Raum, wie in einem Gotteshaus. — Dem Bittenden ward vergeben.

„Du mußt fort, mein armes Kind," mahnt endlich die Unglückliche mit müder, tonloser Stimme. „Du hast nun keine Heimat mehr!"

„Fort!"

Sanft macht sie sich von ihm los. Er lauscht bang ihren verhallenden, schleppenden Schritten.

Digitized by Google

„Fort!"

Sie bringt Licht und dann Brot, Fleisch und Bier. Ein neues, schneeiges Linnen deckt sie über den Tisch, wie an einem Festtag, und stellt den Krug mit dem silbernen Deckel, ein theures Andenken an ihren Vater, vor Karls Platz. Alles mechanisch, in unheimlichem Schweigen. Mit Entsetzen sieht Karl, als das Licht auf sie fällt, die Verwüstung in ihrem Antlitz. Der Schmerz hat sie in einer Stunde zur Greisin gemacht.

„Komm, mein Kind," ladet sie ihn ein, und er folgt dem Rufe und setzt sich ihr gegenüber. Wie sonst sorgt sie für ihn, und er liest in ihren dunkel umränderten Augen eine vorwurfsvolle Bitte, als er Speise zurückweist. Um ihretwillen zwingt er sich zum Essen.

„Iß, mein armes Kind, iß, damit Du stark bleibst."

Keine Thräne an ihren Wimpern, kein Zittern in ihrer Stimme. Und doch spricht sie von Abschied?

Und plötzlich verwandelt sich ihre Apathie in fieberhafte Erregung. Kleider rafft sie zusammen, Wäsche und Nahrungsmittel und verschnürt sie zu einem Bündel.

„Nicht zuviel," murmelt sie, „damit er nicht zu schwer zu tragen hat."

Dazwischen schweifen ihre Blicke zu ihm hin — lang, eigenthümlich, als hätte sie in seinem Antlitz etwas Neues, Niegekanntes entdeckt.

„Du bist jetzt ein Mann," sagt sie einmal, „handle fortan so, daß Du Dich selbst achten darfst."

Und dann später: „Ich war so stolz in meinem Glück. Nun schickt mir Gott eine Prüfung. Ach, Du Armer! Du Armer!"

Schwer wird's ihm, zu begreifen, daß er fort muß. Fort zu Fremden, fort über's Meer. Heute noch, gleich! Und wie er endlich begriffen, meint er sein offenes Grab vor sich zu sehen.

„Vielleicht geben sie Dir keine Schuld, und Du kommst zurück," tröstet sie ihn, als er sie hilfesuchend umklammert. Nimmermehr aber sollen sie mein Kind, mein unschuldiges Kind, für den Schuldigen strafen."

„Laß mich hier bleiben, Mutter — ach Mutter!" stammelt er schluchzend. Da ringt sich's hervor aus tiefster Seele, so qualvoll, so tieftraurig —

„Mach's mir nicht noch schwerer, mein Liebling — fast drückt's mich zu Boden, Du mußt fort! fort!"

„Und noch in der Nacht?"

„Noch in der Nacht. Ich geleite Dich."

Und endlich, ach, so bald ist's so weit. Sein Bündel trägt er auf dem Rücken, in der Hand hält er den Wanderstab. Den Inhalt der Sparbüchse, während Jahre hindurch für ihn gesammelt, hat er im Lederbeutel auf der Brust. Vom Mutterarm umschlungen, verläßt er das stille Haus. Mitternacht kündet's vom Thurm. Das Heer der Sterne lächelt friedlich vom dunklen Firmament zur Erde. Der Gottheit Odem weht durch das All.

Digitized by Google

„Gott wird's Dir verzeihen," flüstert sie ihm zu; „er hat Dich zu seinem Werkzeug gemacht. Er läßt sich nicht spotten. Sein Fluch war's — der Fluch über die Ehebrecherin."

Ein furchtbar ernster Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz.

„Mutter —"

„Werde brav, mein Kind, mein Einziger," fährt sie fort, ihm ist's schwer, sie zu verstehen; er fühlt, wie ihr Körper sich schüttelt. „Denk immer, ich sei bei Dir; denk', daß die Mutter für Dich betet. Mein Gebetbuch hab' ich Dir zugesteckt. Lies jeden Abend nach der Reihe die Gebete. Ich thu's hier. In der Stunde sind unsere Seelen vereinigt. Willst Du?"

„Ja, Mutter."

„Sei mir nicht böse, mein Knabe, daß ich Dich von mir lasse. Nie thät' ich's, könnt' ich Alles auf mich nehmen für Dich. Ach, daß ich's könnte. Doch so — — Dein guter Name war Dein Reichthum; das Erbe Deines Vaters. Man soll ihn nicht beschimpfen. Nein — nein! Mag man die Schuldigen strafen. Beginne im fremden Lande ein neues Leben, ein Gott wohlgefälliges, auf daß Dir Deine Sünden vergeben werden. Versprich mir's, mein Knabe."

„Ja, Mutter, ich verspreche es."

Seine halb erstickte, zitternde Stimme offenbart ihr seinen hoffnungslosen Schmerz, den er vor ihr vergebens zu verbergen sucht. Fest zieht sie ihn an sich. Und nun noch einmal fühlt er sich sicher. Aufschluchzend lehnt er seine Wange an die ihre — ach, ihr Gesicht ist von Thränen überströmt.

„Mutter," stammelt er, „ach, meine Mutter, verzeihe mir!"

Nur an sich dachte er, an seinen Abschied und suchte Trost bei der Frau, deren Herz er gebrochen.

„Mein Kind, mein armes Kind!"

Die Thränen küßt sie ihm von den Wimpern und spricht ihm Muth ein mit ihrer sanften, lieben Stimme. Mit der Schürze trocknet sie ihm das Gesicht und nimmt ihm das Bündel von der Schulter. Ein letztes Liebeswerk möchte sie ihrem Knaben thun. Bis zum Scheideweg will sie es tragen.

Und sie gehen durch die Nacht, fest an einander geschmiegt, sie, die nur sich hatten, die nur Eines im Anderen lebten. Sie wissen, daß es das letzte Mal ist für lange, lange Zeit — vielleicht für immer. Ihre Herzen sind voll zum Zerspringen; doch die Lippen schweigen. Es reden die Augen die Sprache entsagender Liebe; doch die Schleier der Nacht rauben den Scheidenden ein letztes, qualvolles Glück seligen Anschauens. Flüsternd streicht der Nachtwind durch die Wipfel. Die Mondsichel steigt höher und höher; es erbleicht das Sternenheer vor ihrem silbernen Licht.

„Lebe wohl, mein Kind."

„Willst Du gehen, Mutter?"

Digitized by Google

„Dein Weg führt Dich durch die Felder; Du gelangst am schnellsten zur Stadt und benutzest dann die Frühpost, hörst Du? Eile, mein Liebling, eile! Noch weiß ja Niemand davon, noch bist Du sicher. Ach, wenn sie Dich bei mir suchten! Ach, Karl — mein Liebling — mein Einziger — ach, daß wir scheiden müssen!"

Zum letzten Mal halten sie sich umschlungen, genießen des Abschiedskusses jammernde Seligkeit. Zum letzten Mal hört sie ihren Namen aus ihres Kindes Munde, flüstern ihre Lippen zärtliche Worte in sein Ohr.

„Vergiß mich nicht, mein Knabe, werde brav. Und geht Dir's gut, der liebe Gott möge Dir's geben, so denk' an die Heimat — denk' an die Mutter, die Dich liebt, deren einziges Glück Du warst."

Er kniet nieder und legt ihre Hand auf sein lockiges Haupt und umschlingt ihre Kniee:

„Vergieb mir, Mutter!"

Da blickt sie flehenden Auges empor zum nächtlichen Firmament und spricht mit fester Stimme ein gewaltiges Gebet:

„Der Herr segne Dich und behüte Dich. Amen."

Dann ist er gegangen — in's ungewisse Dunkel hinein, zögernden Schrittes. Da hat ein Wort die Luft durchzittert, so weh, so klagend, so voll Todesschmerz — „mein Kind!" Und er ist zurückgestürzt zu der Hingesunkenen und hat die Verzweifelte in seinen Arm genommen und zuckenden Mundes geschworen: „Ich kehre heim, Mutter. Auf Wiedersehen!" Und beim Sternenlicht haben sie sich stumm in die Augen gesehen — tief — — tief — —

Geflohen ist er wie ein gehetztes Wild über das weite, schweigende Feld, über sich den weiten, schweigenden Himmel. Allein auf der Welt mit dem Bewußtsein einer entsetzlichen That.

Langsamer wird sein Schritt — finster sein Auge. Fordert das Blut des Todten nicht Sühne? Kann dem Mörder vergeben werden?

„Auf Wiedersehen!" ruft er rückwärts und verbirgt sein Antlitz in beiden Händen.

Dahin sinkt Jugend und Glück.

Auf dem weiten Wege nach der Hansastadt hört er gar oft von dem Morde an dem Gelehrten, dessen Leiche man im Walde aufgefunden und dem schönen, jungen Weibe, das der Mühlenbach dem Müller vor's Haus getragen. Von Fritz kein Wort.

Aber Alle fluchen dem Mörder, fluchen dem Knaben, dem schuldlos Schuldigen.

Er knirscht mit den Zähnen — er haßt die Menschen.

„Er ist gewandert hin und her,
Er hat gehabt weder Glück noch Stern —"

* * *

Digitized by Google

Bläulich färbte sich der Himmel. Im Osten röthete sich der Horizont. Rosa Wölkchen mit zerrissenen, goldigen Rändern flatterten eilig dahin wie leicht beschwingte Boten des Lichtes und trieben in neckischem Spiel die wolkigen Ungethüme der Nacht vor sich her. Der frische Morgenwind half ihnen dabei in übermüthiger Lust, blähte beide Backen und freute sich der tollen Flucht der jählings aufgescheuchten Unholde. Höher und höher stieg die segenspendende Flammenkugel. Das matte Gold, das ihr Erstehen verkündete, wurde zu einem Purpurmeer — ein Seufzer der Erleichterung ging durch die Natur — in majestätischer Pracht und Herrlichkeit begann die Sonne ihren Tageslauf.

Und nun regte es sich; es erwachten die Geschöpfe — es lebte im All, und Alles athmete rosiges, reines Himmelslicht. Der blinkende Thautropfen im Kelche der halberschlossenen Blume pries den gütigen Schöpfer, und die trillirende Lerche im blauen Aether jubelte dem Lebenspender ihr Danklied zu. Nebel fielen befruchtend hernieder, und die Bäume schüttelten leise ihre Kronen, und in den Blättern flüsterte und raunte es — — —

Durch den erwachenden Wald schritt, die Büchse auf dem Rücken, der junge Förster, scharfen Blickes umherspähend. Es gab in letzter Zeit so viel Holzdiebstähle. Auf Ergreifung des Thäters ist ein hoher Preis gesetzt. Dem Forstmann blutete das Herz, wenn er an den frischen Baumstümpfen vorüberkam, die letzten Reste gefallener Herrlichkeit. Und immer die schönsten, kräftigsten Stämme wurden geraubt; wehe den Räubern!

Mit leisen, vorsichtigen Schritten näherte er sich dem dichten Unterholz unter der Eichengruppe am Mühlenbach, aufmerksam undeutlichen Spuren am Boden folgend. Wenn es endlich gelänge — —

Sieh da, was ist das? Liegt da nicht Jemand? Was, ein Landstreicher auf der gräflichen Domaine? Und in tiefem Schlummer! Wie kam der hierhin?

Einen Augenblick zögerte er doch, ob er den Alten wecken sollte. Er lag so merkwürdig reglos, die Hände auf der Brust gefaltet, mit einem so starren, finsteren Ausdruck auf dem verwitterten Gesicht wie bei einem schweren, schweren Traum. In dem langen silbergrauen Bart hatten sich einige welke Blättchen gefangen. Ein dicker Kreuzdorn lag neben ihm.

„Heda, Alter! hier ist kein Ort zum Schlafen! Wacht auf!"

Laut schallte seine Stimme durch den Forst.

Der Greis rührte sich nicht.

„Nun — hört Ihr nicht." Heda!"

Er beugte sich zu ihm herab und faßte ihn unsanft an der Schulter. Doch erschrocken fuhr er zurück. Die Majestät des Todes sah er in furchtbarem Ernst vor sich.

Er nahm die Mütze ab und schlug ein Kreuz, und eilte durch den lachenden Morgen dahin, um Anzeige zu erstatten.

Digitized by Google

„Nun? Was giebt's?“ fragte der Bürgermeister; das verstörte Gesicht des jungen Mannes entging ihm nicht. „Eine Freudenbotschaft ist's nicht, die Sie mir bringen.“

„Nein, Herr Bürgermeister. Es thut mir leid, daß ich so früh —“

„Ach was; wieder was gefällt im Wald?“

„Nein; aber — ich glaubte eine Spur gefunden zu haben und —“

„Und?“

„Und stieß auf die Leiche eines Mannes.“

„Wo?“

„Hart am Mühlenbach.“

„Bekannt?“

„Nein. Ich schätze ihn auf sechzig; er scheint zugereist zu sein.“

„Hm —“

Der Bürgermeister schritt einige Male im Zimmer auf und ab.

„Da werden Sie mich zu ihm hinführen. Lennert,“ schrie er zur Thür hinaus, „der Amtsschreiber soll sich bereit halten.“

Und wenige Minuten später schritten die drei Männer dem Galgenberge zu.

Er war ein Hüne, der Bürgermeister, ein Hüne mit eisgrauem Haar und Bart, mit gefurchtem Antlitz und kalten Augen unter buschigen Brauen. Kräftig schritt er aus; kaum bedurfte er seines Knotenstockes. Die Grüße der ihm Begegnenden erwiderte er durch kurzes Nicken seines gewaltigen Hauptes. Rauh und tief war seine Stimme. Der junge Förster kannte ihre Stärke.

Nach einer knappen Stunde waren sie bei der Eichengruppe angelangt.

„Hm,“ brummte der Bürgermeister und blickte unbehaglich auf den Todten.

Der alte Amtsschreiber nahm sein Käppchen ab und machte sich mit seinen Acten zu schaffen. Auf sein Gewehr gestützt, lehnte der Förster am Eichenstamm.

„Wer ist der Mann?“ fuhr der Bürgermeister fort und sah durchdringend auf den Schreiber.

„Ich kenne ihn nicht.“

„Nie gesehen?“

„Nie, Herr Bürgermeister.“

„Wird der Gemeinde mal wieder zur Last fallen. Hat der Mann Papiere?“ Der Amtsschreiber suchte danach in dem Ranzen.

„Hier, Herr Bürgermeister. Das ist — das ist ein altes Gebetbuch und hier — Briefe, uralt, ganz gelb schon — weiter ist's nichts.“

„Gut. Nehmen Sie den Thatbestand auf; und dann gleich die nöthigen Schritte gethan, daß die Leiche hier fortkommt. Die Kirchengemeinde wird sich mal wieder freuen.“

Digitized by Google

Er wande ſich kurz um und ging, von den Beiden begleitet, nach der Stadt zurück. Die Briefe und das Buch trug er in der Hand.

„Dumme Geſchichte das," murmelte er, in der Amtsſtube angekommen. „Unnütze Laufereien und Koſten. Na, mal ſehen, wo er hingehört."

Er ließ ſich an dem grünen Tiſche nieder, entfaltete die vergilbten Papiere mit der arg verblaßten Schrift und las mühſam die von unſicherer Hand herrührenden Zeichen. Zuerſt gleichgiltig. Aber dann — dann ſtutzte er; dann wandte er mit zitternder Hand das Blatt — dann las er einen Namen — und fiel mit einem dumpfen Stöhnen in den Stuhl zurück und raffte ſich wieder auf und ſchlug den Deckel des Gebetbuches auf.

„Der Her ſegne Dich und behüte Dich. Amen.
Meinem armen Kinde.
Luiſe Güſtrow."

Sein ſtierer Blick haftete auf dem ſchönen Spruch wie auf etwas Furchtbarem. Seine Lippen bewegten ſich, und der mächtige Körper ſank ſchlaff in ſich zuſammen. Langſam erhoben ſich die Hände — wem wehrten ſie?

„Karl!" tönte es erſchütternd durch das ſtille Gemach, „vergieb mir, mein Karl!" — — —

Unter Eichenbäumen am Mühlenbach erhebt ſich ein Hügel, von Farren, Epheu und Moos überwuchert. Ein eiſernes Gitter umſchließt ihn. Und an jedem Mittag wird es geöffnet, und ein tief gebeugter Greis wankt zu einer Bank zu Häupten des Grabes. Stundenlang verharrt er da in wachen Träumen, und nahe, greifbar nahe dünkt ihm der Knabe mit den braunen Locken, mit den treuen, braunen Augen, dem kindlichen, hochherzigen Gemüth.

Und der Eichen Rauſchen und des Baches Plätſchern ſingen dem Müden das Schlummerlied. Geheimnißvoll flüſtert's in den Wipfeln, und leiſe erzählen die Wellen den lauſchenden Blumen aus alter, alter Zeit.

Digitized by Google

Die Memoiren von Barras.

Von

Clemens Sokal.

— Wien. —

Als am 18. Brumaire des Jahres VI der General Napoleon Bonaparte unter Trommelwirbeln und mit blanker Klinge die gesetzgebenden Versammlungen in Saint Cloud sprengt, die Deputirten auseinander treibt, das Directorium für aufgehoben erklärt und mit eisernem Griff selbst das Steuer Frankreichs erfaßt, befand sich einer der Männer, deren Rolle mit jenem Tage ausgespielt war, ahnungslos weit ab vom Schauplatz der Dinge.

„Der wollüstige Director Barras," erzählt Thiers mit seiner Ironie in seiner Geschichte der Revolution — „saß im Bade, als ihm die Nachricht zugleich mit der Aufforderung, abzudanken, in seine Wohnung gebracht wurde."

Es ist dies einer jener Witze, die der Zufall liebt. Der Mann, in welchem sich die schlemmerische und schlaffe Zeit des Directoriums verkörperte, dehnt sich in wohligem Behagen in seiner Badewanne, während ihn das Schicksal ereilt. Unfähig, Widerstand zu leisten, wird er von dem neuen Machthaber mit einem Fußtritt bei Seite geschleudert. „Barras, der Verfaulte", wie ihn Napoleon nennt, verbringt den Rest seiner Tage im Dunkel. Als alter Bruder Liederlich verbummelt er die Zeit des ersten Kaiserreiches im Exil, macht abwechselnd Brüssel, Marseille, Rom und Montpellier zum Schauplatz seiner Ausschweifungen, kehrt dann nach der Restauration nach Paris zurück, wo er als klägliche Ruine durch die Salons streicht, die Gesellschaft mit veraltetem Klatsch und schimmligen Liebesabenteuern langweilt, bis ihm im Jahre 1829 der Tod das lose Schwatzmaul stopft.

Aber auch nach dem Tode schweigt er nicht ganz. Heute, nach sechsundsechzig Jahren wird seine Stimme wieder vernehmbar. Er tischt uns dieselben Klatschgeschichten auf, mit denen er seine Zeitgenossen im Faubourg St. Germain so oft bewirthete, zählt mit geckenhaftem Lächeln sein Don Juan-Register her und klagt uns den Schmerz, der sein Lebensende verbittert hat. Wir müssen hören, wie er, Barras, von einem Manne, der ihm seine ganze Carriere verdankt, den schmählichsten Undank erfuhr.

Ein kleiner corsischer Lieutenant Namens Bonaparte, den er vor Toulon zum Kapitän gemacht hat und den er dann jahrelang weiter vorwärts schob, vom Kapitän zum General, zum Generalstabschef, zum Befehlshaber von Armeeen, — dieses Geschöpf seiner Gunst hat sich wider ihn gekehrt. Wir erfahren, wie dieser pflichtvergessene kleine Corse seit jeher nichts Besseres versprach, wie er sein mäßiges Talent vor der Mitwelt und Nachwelt in den falschen Schein eines Genies zu setzen wußte, wie er Frauengunst,

Digitized by Google

Intrigue und Zufall als rücksichtsloser Streber benützt hat und selbst vor den verwerflichsten Mitteln nicht zurückgescheut ist, um Carriere zu machen, — eine Carriere, die ihn schließlich bis zum Kaiserthron führte.

Das ist ungefähr der Grundton der Memoiren von Barras, deren erster Theil soeben in Paris (und gleichzeitig in deutscher und englischer Uebersetzung) erschienen ist. Sie bilden die große Sensation inmitten der jüngsten Memoirenlitteratur, die in Frankreich seit einigen Jahren so üppig gedeiht.

Allerdings eine unliebsame Sensation. Das hohe historische Interesse dieser Memoiren hat nicht genügt, ihnen eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Sie kommen eben zur unrechten Zeit. Jahrzehnte lang galten die merkwürdigen Aufzeichnungen überhaupt für verschwunden. Wo man in neueren Geschichtswerken auf Barras' Namen stößt, begegnet man auch stets der Erwähnung, daß am nächsten Morgen nach dem Tode des Exdirectors die Polizei in dessen Wohnung erschien und sich der scandalösen Memoiren, über deren Inhalt in Paris die abenteuerlichsten Gerüchte umliefen, bemächtigte, um sie aus der Welt zu schaffen. Der erste Theil dieser Behauptung ist richtig. Aber wie es sich nunmehr herausstellt, konnte die Polizei damals die Barrasschen Memoiren aus dem einfachen Grunde nicht beseitigen, weil sie noch in der Nacht unmittelbar nach dem Tode ihres Verfassers in einer wohlversiegelten Kiste zu dem Freunde geschafft wurden, den Barras testamentarisch mit ihrer endgiltigen Redaction und Herausgabe betraut hatte. In dem Hause dieses Freundes, eines gewissen Saint-Albin, verblieb das Manuscript drei Generationen lang. Niemand hatte den Muth, die Veröffentlichung zu wagen. Man denke z. B. an die Folgen, die ein solcher Versuch unter Napoleon III. hätte haben können! Nun sind die Memoiren endlich erschienen, und der boshafte Zufall hat sie mitten in eine Zeit des überschwänglichsten Napoleon-Cultus hineingeworfen. Die Gestalt des großen Kaisers und Siegers beherrscht aus leicht begreiflichen Gründen in Paris seit Jahr und Tag die Bühne und das Buch. Man spielt Napoleon-Revuen und dramatisirte Napoleon-Anekdoten, malt Napoleon-Bilder, druckt Abhandlungen über Napoleon und die Frauen, Napoleon und seine Familie, Napoleon und was man will.

Es versteht sich von selbst, daß Barras mit seiner wüthenden Philippika gegen den „großen Kaiser" in diesem Augenblick schlecht ankommt. Der eitle Director wäre wenig erbaut, wenn er die Einleitung lesen könnte, mit welcher seine Memoiren von dem Herausgeber George Duruy, dem Sohne des Napoleonischen Unterrichtsministers und einem begeisterten Napoleon-Verehrer versehen wurden. Er wird darin nicht mit Handschuhen angefaßt, und sein Buch wird kurzweg als ein schändliches Pamphlet bezeichnet. George Duruy gesteht uns sogar ein, er habe sich einen Augenblick lang mit der Absicht getragen, nachzuholen, was der Polizei der Bourbonen seinerzeit mißlungen, und die bösartigen Aufzeichnungen einfach den Flammen zu überliefern.

Das wäre doch Schade gewesen, denn die Welt wäre dadurch um eines der interessantesten Memoirenwerke ärmer geworden. Barras war keine schöne Seele, aber er war ein Mann, der die großen Umwälzungen der vorigen Jahrhundertwende aus nächster Nähe angesehen und in den Gang der Ereignisse mehrmals in hervorragender Weise eingegriffen hat. Was ein solcher Zeuge zu sagen hat, ist jedenfalls des Anhörens werth. Und überdies ist der Erzähler selbst eine merkwürdige Erscheinung, die für ihre Zeit in hohem Grade charakteristisch ist. Kann man sich das Jahrhundert, welches mit einer Orgie begann und mit einem Blutbad endigte, den Gipfel der Frivolität erreichte und dabei die Menschenrechte proclamirte, überhaupt besser verkörpert denken als in diesem Barras, welcher ein aristokratischer Lovelace war und ein blutdürstiger Jakobinerhäuptling, bald ein verweichlichter Epikuräer, bald wieder ein Mann der That, der durch keckes Zugreifen dreimal die Republik rettet, heute ein schamloser Cyniker, morgen ein pathetischer Principienheld, — im Grunde genommen stets ein Poseur und Komödiant, aber Einer, der seine Rolle stets bis zur Täuschung naturwahr spielt.

Digitized by Google

Er beginnt seine Memoiren mit der Versicherung, daß er aus einem hochadligen Geschlechte stamme, welches „so alt ist, wie die Felsen der Provence". Ein curioser Stolz bei dem späteren Conventmitglied und Tyrannenmörder. Dieser überzeugte Jakobiner meint auch an einer anderen Stelle, er könne als Edelmann, der er war, „verlangen, von den Regeln der Orthographie dispensirt zu werden".

Die Anfänge seiner Laufbahn sind auch ganz cavaliersmäßig. Als Sohn aus gutem Hause spielt er ein wenig Soldat, wie das immer Sitte war, und abenteuert in einer schmucken Lieutenantsuniform unter dem nachsichtigen Commando eines vornehmen Verwandten in fernen Ländern umher, hauptsächlich in den ostindischen Colonien. Er nimmt diese militärische Beschäftigung niemals recht ernst, denn, als er einmal von einem Minister, dem er Rapport zu erstatten hat, etwas hart angefaßt wird, kommt er ohne Weiteres um seinen Abschied ein und läßt sich als flotter Lebemann in Paris nieder.

Es ist dies die letzte Zeit des ancien régime, jene Zeit, von der Talleyrand in seinen Memoiren sagt, daß wer sie nicht mitgemacht, die Süßigkeit des Lebens überhaupt nicht kenne. Barras schwimmt lustig mit dem Strom und schlürft in vollen Zügen die Freuden jenes übermüthigen Carnevals, dem bald ein so schrecklicher Aschermittwoch folgen soll. Unter seinen Bekanntschaften befindet sich auch das Ehepaar Lamotte, die Freunde Cagliostros und Urheber der berüchtigten Halsbandgeschichte. Schier hätte Barras in die saubere Sippschaft hineingeheirathet, denn die sogenannte „Gräfin" de la Motte, von der es in den Memoiren heißt, daß sie „schön, jung und äußerst gefällig" war, bemüht sich lebhaft, eine Verbindung zwischen ihm und ihrer Schwester zu Stande zu bringen. Eines Abends speist die Gesellschaft, zu welcher auch der Cardinal Rohan gehört, der diese Bekanntschaft später so theuer bezahlen soll, zusammen. Barras bemerkt eine ungewöhnliche Verstimmung bei den Theilnehmern des Soupers. Der Cardinal hat seine gewöhnliche Großsprecherei verloren, Graf und Gräfin de la Motte sind verstört und machen Cagliostro, den sie mehrmals bei Seite ziehen, in einer Ecke lebhafte Vorwürfe. Als die Gäste auseinander gehen, nimmt die Gräfin Barras' Arm, führt ihn bei Nacht auf den Boulevards spazieren und läßt auf dem Wege allerhand dunkle Andeutungen darüber fallen, daß sie ein schweres Unheil bedrohe. Aber Barras ist nicht so leicht zu rühren. Er wird mißtrauisch, und mit der gewohnten Ritterlichkeit, die sein Benehmen gegenüber Frauen, wie man sehen wird, stets auszeichnet — empfiehlt er sich rasch, um nicht nähere vertrauliche Mittheilungen anhören und vielleicht seine Hilfe anbieten zu müssen. Bald darauf erfährt er, was seine Freunde angestiftet haben. Der schändliche Betrug kommt an den Tag. Der leichtgläubige Cardinal, welcher die Gunst der Königin für ein Diamantenhalsband gekauft zu haben meint, wandert in die Bastille. Die falsche Gräfin kommt auf die Galeeren. Ihr Mann und Cagliostro verschwinden. Barras kann von Glück sagen, so billigen Kaufes davongekommen zu sein.

Inzwischen wird der Boden von Paris mit jedem Tage heißer. Man hört bereits das unterirdische Rollen, das die kommenden Dinge ankündigte. Ueber die Erstürmung der Bastille berichtet Barras blos in einigen farblosen Worten. Das könnte merkwürdig scheinen; aber man hat für diesen Lakonismus bereits eine zutreffende Erklärung gefunden. Als der Exdirector seine Memoiren schrieb, hatte der Tag der Bastille bereits seine Legende. Die Volksphantasie hatte die Stürmer des finsteren Kerkerthurmes, in welchem sich die Willkür des verhaßten Regimes symbolisch verkörperte, bereits mit der Aureole des Heldenthums umgeben. Sie hatten in glorreichem Kampfe gesiegt und mit Preisgebung ihres Lebens die Opfer der Tyrannei aus dem Gefängniß befreit! — — Barras wußte sehr gut, daß sich die Dinge ganz anders verhalten hatten; aber ihm, dem gewesenen Revolutionsmanne, kam es am wenigsten zu, jenen poetischen Mythus zu zerstören. Unter den zahlreichen Notizen, welche sein Nachlaß enthält, findet sich auch ein ausführlicher Bericht, den er unmittelbar nach der Einnahme der Bastille unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses niedergeschrieben. Hier ist die nackte, nüchterne Wahrheit zu lesen. Der glorreiche Kampf war ein furchtbares, unmenschliches Gemetzel, in welchem zehntausend

Digitized by Google

Leute an fünfzig Invaliden, den einzigen Vertheidigern der Bastille, in kannibalischer Weise ihr Müthchen kühlten, und die „befreiten Opfer der Willkür" waren — einige Hallunken, gemeine Verbrecher, welche ohne Schaden für die Mitwelt hinter Schloß und Riegel hätten bleiben können. Diese beschämenden Dinge traute sich Barras nicht in seine Aufzeichnungen hinüberzunehmen, und er begnügte sich daher mit einigen offenbar allgemeinen Phrasen. Ein drastisches Beispiel dafür, wie Geschichte gemacht wird! —

Mit der Erstürmung der Bastille hat eine neue Aera begonnen, und Barras, der stets eine feine Witterung in solchen Dingen hatte, schlägt sich rechtzeitig auf die Seite derer, denen die Zukunft gehört. Er läßt sich in den Convent wählen, stimmt für die Hinrichtung des Königs, wird ein angesehenes Mitglied des Jakobinerclubs und erhält als Einer, der in militärischen Dingen nicht ganz Laie ist, rasch nacheinander zwei Missionen als „Volksvertreter": zuerst bei der italienischen Armee, dann zu den Truppen, welche vor Toulon liegen, um die abtrünnige Hafenstadt aus den Händen der Engländer zurückzuerobern.

Hier findet seine erste Begegnung mit dem Manne statt, dem sein bitterster Haß gilt. Er hat bei Toulon einen der jüngsten Lieutenants, der ihm als intelligent empfohlen wird, mit der Recognoscirung der Küsten der Provence betraut. Dieser entledigt sich seiner Aufgabe rasch und gut und erstattet dem „Volksvertreter" persönlich seinen Bericht. Er gefällt Barras. Es ist ein kleiner, magerer Corse, Namens Napoleon Bonaparte. „Wir neigen im Allgemeinen" — meint Barras — „zu Wohlwollen, auch zu einer Art Bewunderung für Leute, die bei schwachem Körper mehr Kraft zeigen, als man ihnen zutraute; ihr Geist scheint uns ihrem Körper überlegen, und wir schätzen sie darum höher." Aber nicht nur die Energie und die Lebhaftigkeit des jungen Artillerielieutenants gewinnen ihm die Sympathie des einflußreichen Conventmannes. Barras behauptet, eine eigenthümliche Aehnlichkeit sei ihm damals aufgefallen und habe ihn für denselben eingenommen. Man höre nur: eine Aehnlichkeit mit Marat! Man merkt leicht die perfide Absicht dieses Vergleiches. Er steht übrigens in den Memoiren nicht vereinzelt da. An einer weiteren Stelle wird Napoleon mit einem anderen blutdürstigen Scheusal verglichen: mit dem berüchtigten Marquis de Sade, dessen Phantasie in Grausamkeiten schwelgte, wie sie der Menschenschlächter Napoleon später in großem Stile verwirklichte.

Also Barras findet an dem Lieutenant Bonaparte Gefallen. Er bethätigt auch sein Wohlwollen sofort. Nachdem ihm Jener seinen Bericht erstattet, verabschiedet er ihn mit den Worten: „Ich danke Ihnen, Kapitän."

„Ich bitte um Verzeihung —" verbessert ehrerbietig Bonaparte — „ich bin nur Lieutenant."

„Sie sind Kapitän —" wiederholt Barras mit Nachdruck — „weil Sie es verdienen und mir das Recht zusteht, Sie zu ernennen."

So wird das erste Avancement von Napoleon geschildert. Diese Darstellung weicht wesentlich von der Legende ab, nach welcher der Lieutenant Bonaparte an der Eroberung Toulons den Löwenantheil gehabt hätte und von seinen Obern in Anerkennung seines glänzenden Talentes auf dem Schlachtfelde befördert worden wäre. Nach Barras beruht dies Alles auf purer Erfindung. Napoleon ist schon damals blos sein „kleiner Schützling", den er großmüthig protegirt. Dieser junge Offizier ist von ungewöhnlicher Lebensklugheit, und seine Begabung äußert sich vornehmlich darin, daß er mit allen Mitteln sich bei mächtigen Persönlichkeiten einzuschmeicheln sucht. Er weicht nicht von der Seite des Volksvertreters Barras, macht vor Diesem und den Anderen mit seiner republikanischen Gesinnung Staat, trägt mit Ostentation einen zerlumpten Rock und wollene Epauletten, verfaßt eine revolutionäre Brochüre („Le souper de Beaucaire") und wird nicht müde, zu wiederholen, indem er dieselbe an seine Bekannten vertheilt: „Man soll sehen, daß ich ein Patriot bin. Kann man überhaupt revolutionär genug sein? Marat und Robespierre, das sind meine Heiligen!"

Digitized by Google

Barras hat hier unzweifelhaft die Farben ziemlich dick aufgetragen. Aber im Großen und Ganzen sind die Dinge, die er erzählt, durchaus nicht unwahrscheinlich. Als „Volksvertreter", d. h. als Abgesandter des allmächtigen Convents, spielte er zu jener Zeit eine Art von Obergott bei der Armee. Sein Wink konnte die commandirenden Generäle auf die Guillotine befördern, vor seiner Autorität beugte sich Alles widerspruchslos. Kein Wunder daher, daß ein junger Offizier von brennendem Ehrgeiz sich an diesen Machthaber hielt und vor ihm nicht nur sein Talent, sondern auch die Grundsätze zu documentiren suchte, ohne welche man damals nicht vorwärts kommen konnte.

Uebrigens war die Lage des Volksvertreters Barras, um die ihn der Lieutenant Bonaparte nicht wenig beneidet haben mag, nur äußerlich eine so glänzende. In Wirklichkeit bedrohte ihn in jenem Augenblick gerade die größte Gefahr. Es ist dies die Zeit, wo der Wohlfahrtsausschuß unter den Mitgliedern des Convents selbst ein furchtbares Blutbad anrichtet. Die Häupter der Girondisten sind gefallen, Danton und seine Freunde folgen ihnen auf's Schaffot. Barras, der nach der Beendigung seiner Mission von Toulon zurückberufen wird, fühlt an dem Tage, an welchem er das Pflaster von Paris wieder betritt, gleich, daß sein Kopf auf seinen Schultern nicht sicher sitzt. Er ist sich zwar keiner Schuld bewußt, aber bedarf es dessen in einer Zeit, welche in den Memoiren mit einem glücklichen Ausdruck als „ein schreckliches Handgemenge im Dunkeln" bezeichnet wird? Er ist im Convent eine hervorragende Figur, im Jakobinerclub ein beliebtes Mitglied. Das heißt soviel, wie daß er den Schreckensmännern des Wohlfahrtsausschusses gefährlich werden könnte, und ist also eine sichere Anweisung auf die Guillotine.

In dieser unheimlichen Situation greift Barras nach dem einzigen Mittel, das Erfolg verspricht. Er versucht, sich unter den Schutz Robespierres zu stellen, des Unbestechlichen, dessen Wort Tod oder Leben bedeutet. Wenn es ihm gelingt, Robespierre von seiner Unschuld zu überzeugen, ist er gerettet.

Eines Morgens sucht er also Robespierre in dessen Wohnung auf. Er durchschreitet mit pochendem Herzen den Hof des ärmlichen Häuschens in der Rue St. Honoré, wo der Gewaltige bei dem Bautischler Duplay als Aftermiether wohnt. Er findet dort zwei Generäle, Danican und Brune, die der Mutter Duplay in respectvoller Haltung — beim Salatpflücken helfen, um sich auf dem Umwege durch die Frau Meisterin bei Robespierre einzuschmeicheln. Auch die berühmte Cornelie, die Tochter des Tischlers, die bei Robespierre Cerberusdienste verrichtet, ist im Hofe zu sehen; sie ist mit Wäscheaufhängen beschäftigt und hält ein Paar gestreifter Baumwollstrümpfe in der Hand, „wie sie damals Mode waren und täglich an Robespierre im Convent zu sehen waren". — Durch diese idyllische Umgebung gelangt Barras über eine kleine hölzerne Stiege zum schlichten Stübchen im ersten Stock, von welchem täglich Hunderte von Todesurtheilen ausgehen. Robespierre ist bei der Morgentoilette; er steht in einer Art Nachthemd da. Die Operation des Frisirens und Puderns ist gerade beendigt; die Brille, hinter welcher er gewöhnlich seinen Blick zu verbergen pflegt, fehlt; aus dem weißgepuderten, ohnehin bleichen Gesichte starren Barras zwei trüb umflorte Augen entgegen, wie er sie noch nie gesehen. Der Gruß des Gastes bleibt ohne Antwort. Robespierre wäscht sich, ohne seine Anwesenheit bemerken zu wollen, kleidet sich an, putzt sich die Zähne, wobei er Barras einige Male auf die Füße spuckt, ganz wie ein anderer Machthaber, Potemkin, der, um sich nicht umdrehen zu müssen, Leuten, die ihm gegenüberstanden, in's Gesicht spuckte. Umsonst entfaltet Barras eine verzweifelte Beredsamkeit. Er spricht in die Luft. Robespierre hört ihn nicht, sieht ihn nicht, und seine Züge bleiben während der ganzen Zeit leichenhaft unbeweglich. Höchstens, daß er die von Natur zusammengekniffenen Lippen von Zeit zu Zeit noch fester einkneift.

Diese Scene hat sich dem Autor der Memoiren begreiflicherweise unauslöschlich eingeprägt. An einer weiteren Stelle führt er eine interessante Aehnlichkeit ein, welche beweist, wie stark dieser Eindruck bei ihm noch nach Jahren war. „Als ich Talleyrand bei mir eintreten sah —" heißt es im zweiten Bande der Aufzeichnungen — „mit

Digitized by Google

seinem bleichen, nichtssagenden, leichenhaften Gesicht und den leblosen starren Augen, glaubte ich Robespierre selbst wieder vor mir zu sehen. Noch mehr frappirt wurde ich, als ich ihn genauer betrachtete: diese vorspringenden Backenknochen, dieser kurze Schädel, diese aufgeworfene Nase, dieser abscheuliche Mund mit den trockenen Lippen und dazu das, was die Kunst den natürlichen Zügen hinzufügt, das weißgepuderte Haar und die starre unbewegliche Haltung, ganz wie bei ihm!"

Als Barras an jenem Morgen Robespierre verläßt, weiß er sehr wohl, daß sein Todesurtheil gesprochen ist. Das Schweigen des Unerbittlichen war nur zu beredt. Es giebt für Barras nur noch einen Weg, sein Leben zu retten: wenn er den Führer der Schreckensmänner selbst auf's Schaffot bringt.

Das klingt in jenem Augenblick fast lächerlich unmöglich; aber zum Glück scheint Barras viel Kaltblütigkeit und einen gewissen resignirten Fatalismus besessen zu haben, der ihm in schwierigen Lagen sehr zu gute kam. Ueber einen Leidensgenossen aus jener Zeit, der, um der Guillotine zu entgehen, sich selbst den Tod gab, schreibt er: „Was konnte ihn Schlimmeres treffen als der Tod, daß er sich ihn in so furchtbarer und übereilter Weise gab! Man hat immer eine Chance, wenn man zuwartet. So dachte ich schon von Anbeginn der Revolution — vielleicht war es auch bei mir weniger Sache des Nachdenkens als Naturanlage — und habe dabei alle Katastrophen, mit denen ich in so enge Berührung kommen sollte, überlebt, so daß ich in meine vier Mauern zurückgezogen heute meine Memoiren schreiben kann!"

In dieser Stimmung und von dem Bewußtsein dessen, was ihn im Falle des Mißlingens erwartet, getrieben, organisirt Barras die Verschwörung im Convent, welche am 9. Thermidor ausbricht und Robespierre sammt seinen Anhängern im Sturm hinwegfegt. Als an jenem denkwürdigen Tage der verhaftete Robespierre von der Commune befreit wird, sich des Stadthauses bemächtigt und einen Augenblick lang seine Gegner mit Vernichtung bedroht, richten sich die Blicke Aller naturgemäß wieder auf Barras. Er erweist sich auch diesmal der Situation gewachsen, läßt sich vom Convent zum Commandanten von Paris ernennen, sammelt Truppen, führt Kanonen gegen das Hôtel de Ville auf, nimmt Robespierre und dessen Freunde gefangen und ordnet ohne Verzug ihre Hinrichtung an. Die Dinge sind geschehen, ehe noch das Publicum Zeit gehabt hat, sie zu begreifen. Barras erzählt, daß sogar, als schon die Karren zum Hinrichtungsplatze rollten, Niemand in Paris wagte, seiner Freude Luft zu geben. Der schreckliche Alp lastete so schwer auf der Brust aller Welt, daß selbst, als die Häupter der Blutmänner gefallen waren, Manche noch bange warteten, als müßten die Unversöhnlichen wieder auferstehen.

Nun ist Barras Herr der Situation. Man muß anerkennen, daß er von seiner Macht keinen unmenschlichen Gebrauch macht. Einmal entreißt er dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville und dem Henker Samson, die sich vor dem „Bürger General" demüthig beugen, zwei Wagenladungen Verurtheilter, die gerade nach dem Richtplatz abgehen sollen. Ein anderes Mal nimmt er sich mildherzig der kleinen Gefangenen an, die im Temple schmachten: der beiden Kinder Ludwig's XVI. Es hat sich das Gerücht verbreitet, die Königskinder seien aus dem Kerker entführt worden, und Barras wurde vom Convent beauftragt, zur Beruhigung des Publicums im Temple nachzusehen. Er findet den Dauphin und die Prinzessin inmitten des entsetzlichsten Schmutzes. Einige Einzelheiten in der Schilderung dieses Besuches wirken geradezu erschütternd. — So liegt der kleine Dauphin bei Barras' Eintritt mitten im Zimmer in einer Kinderwiege, die für ihn viel zu klein ist, die er aber um keinen Preis mit einem Bett vertauschen will. Es ist dies die Wiege, in der er noch von seiner Mutter in den Schlaf gesungen wurde! — Die Kniee und Knöchel des unglücklichen Knaben sind geschwollen, und er befindet sich in einer Art von Betäubung, aus der er sich mühsam aufrafft, um vor Barras wie eine auswendig gelernte Lection einige Sätze aufzusagen, in denen er seinen Aufsehern das beste Zeugniß ausstellt. — „Indem er sprach" — heißt es in den Memoiren — „blickte er

Digitized by Google

abwechselnd mich und seine Wächter an; mich, um sich gewissermaßen unter meinen Schutz zu stellen, diese, um zu verhüten, daß sie sich wegen etwaiger Klagen an ihm rächten, wenn ich nicht mehr da wäre." — Diese stumme Hilflosigkeit rührt Barras. Er trifft verschiedene Anordnungen, um das Loos der königlichen Kinder zu mildern. Natürlich wird die Ausführung dieser Anordnungen hinter seinem Rücken dann hintertrieben.

An den einflußreichen Mann drängen sich jetzt von allen Seiten Bittsteller heran. Unter den Andern auch Einer, den er längst vergessen hat: sein „kleiner Schützling" von Toulon. Diesem ist es inzwischen schlecht ergangen. Er ist nach dem 9. Thermidor als Anhänger Robespierres einfach von seinem Posten abgesetzt worden. Sowohl er wie seine Familie sind in einer prekären Situation. Barras übertreibt allerdings mit boshafter Absicht dort, wo er diese Nothlage schildert. Nach seiner Darstellung lebt Frau Lätitia Bonaparte mit ihren Kindern um jene Zeit in Marseille in tiefstem Elend. Was sie zusammenborgen, reicht kaum für einen Strohsack, der ihr gemeinschaftliches Lager bildet, und für einen Kessel zum Kochen von Gemüsen, aus dem sie Alle zusammen essen. „Um ihren Lebensunterhalt in Marseille zu gewinnen —" heißt es in den Memoiren — „scheuten die Bonapartes vor keiner Industrie zurück, nicht einmal — muß man es sagen? — vor der mit den aufblühenden Reizen der Mädchen — — die Töchter des Hauses Bonaparte waren als so wenig moralisch bekannt, daß sie vom Besuch verschiedener Bälle in aller Form ausgeschlossen wurden, obgleich Freundinnen auf ihr Ersuchen sich angelegentlichst für sie verwandten."

In einem Athem damit erzählt Barras, ohne den inneren Widerspruch zu merken, daß die Söhne des Hauses Bonaparte, das einen so scandalösen Ruf hat, sich mit Erfolg bemühen, in reiche Bürgerfamilien hinein zu heirathen. Lucien bekommt die Tochter des Gastwirths Boyer, allerdings — „blos weil sie guter Hoffnung von ihm war". Joseph heirathet die Tochter des steinreichen Seifensieders Clary, deren Häßlichkeit ebenso groß ist, wie ihre Mitgift. Als Napoleon, von diesem Beispiel angeregt, um die Hand der jüngeren Schwester Désirée anhält, bekommt er einen Korb mit der groben Abfertigung: „man habe genug mit einem Corsen in der Familie". Das Schicksal meinte es mit der kleinen Désirée Clary besser, als sie selbst. Trotz jenes Mißgriffes sollte die Seifensiederstochter später eine Krone tragen — als die Frau Bernadotte's, des Königs von Schweden.

Wie immer auch jene triste Episode in dem Schicksal der Familie Bonaparte in Wirklichkeit ausgesehen haben mag, soviel ist gewiß, daß Napoleon Nichts übrig bleibt, als nach Paris zu gehen und dort sein Glück zu suchen. Seine hauptsächlichste Hoffnung dabei ist die Bekanntschaft mit Barras. Aber es ist nicht leicht, an den viel umworbenen Mann heranzukommen. Napoleon läßt Nichts zu diesem Zwecke unversucht. Er sucht vor Allem durch die Frauen, von denen er weiß, daß sie Barras' schwache Seite bilden, den Weg zu dessen Gunst zu finden.

Barras wohnte damals in den Arcaden des Palais Royal als Miether bei Fräulein Montansier, der Directorin des „Théâtre Montansier", „Théâtre de la Montagne" und mehrerer Provinztheater. Diese Engros-Spekulantin in Theatern war eine in Paris sehr bekannte Persönlichkeit. Barras schildert sie als ehrenwerthe Dame von siebzig Jahren, die ihr Alter und ihr Embonpoint mit Heiterkeit und Würde zu tragen weiß und für die er selbst eine achtungsvolle Freundschaft hegt. Gleichzeitige Berichte sprechen sich jedoch in durchaus anderem Tone über Fräulein Montansier aus. Ihre Theater in Paris, insbesondere die im Palais Royal gelegene berüchtigte „Salle de Beaujolais" waren nicht viel Anderes, als Tummelplätze für die elegantere Halbwelt und flotte Lebemänner. Sie selbst scheint ihrem Miether Barras gegenüber, der zeitlebens ein lustiger Strohwittwer war — seine Frau weigerte sich stets mit ihm zusammen zu wohnen — die Rolle eines weiblichen Mercur gespielt und seinen Verkehr mit gefälligen Theaterdämchen vermittelt zu haben, wofür ihr Barras seine Protection in allerhand Proceß- und Pachtangelegenheiten zu Theil werden ließ.

Digitized by Google

Diese Dame wird nun in den Memoiren mit Napoleon in eine höchst eigenthümliche Verbindung gebracht. Die Episode, die Barras hier einflicht, läßt sich auf ihre Glaubwürdigkeit schon aus dem Grunde nicht prüfen, weil man bei keinem Zeitgenossen sonst eine Erwähnung davon findet. Jedenfalls ist sie sehr amüsant und beweist zum Mindesten, daß Barras neben vielen anderen Talenten auch das Talent — zum Novellisten hatte.

Napoleon hätte also — nach dieser Erzählung — Fräulein Montansier vom ersten Augenblick an eifrig den Hof gemacht, um sich ihre Fürsprache bei ihrem mächtigen Protector zu verschaffen. Dann, als er bereits mit Barras auf gutem Fuße steht, weckt ein Gespräch, das er mit diesem eines Tages führt, weitergehende Pläne in ihm. Barras läßt die Bemerkung fallen, das alte Fräulein sei noch heirathslustig und habe mehr als eine Million im Vermögen. Napoleon greift die Worte auf und bittet, rasch entschlossen, Barras um seine Vermittelung in der Angelegenheit. Diese wird ihm gewährt, Fräulein Montansier läßt sich nicht lange bitten, und in wenigen Tagen ist das curiose Paar, der dreiundzwanzigjährige Offizier und die siebzigjährige Jungfer, glücklich zusammengekoppelt. Barras erzählt, wie er mit innerem Ergötzen oft Zeuge von Gesprächen war, in denen die Brautleute gemeinsame Zukunftspläne aufrollten. Sie sprachen von nun ab nie anders, als: „wir wollen Dies oder Jenes thun.“ Napoleon verspricht seiner Braut, ihr bald seine Familie vorzustellen, und die Idee einer Hochzeitsreise nach Corsica wird von den Beiden lebhaft discutirt.

Alle diese Projecte nehmen mit dem 13. Vendémiaire ein gewaltsames Ende. Dieser Tag bringt den furchtbaren Aufstand in Paris und den blutigen Kampf der Sectionen gegen die Regierung. Barras tritt wieder an die Spitze der Conventtruppen und zwingt — diesmal mit Hilfe Napoleons — die Aufrührer nieder. Einige Tage später wird Napoleon vom Convent mit Decret vom 18. Vendémiaire zum General en second der Armee des Inneren ernannt. Nun sind die schweren Zeiten für ihn vorüber. Er braucht keine Geldheirath mehr, um vorwärts zu kommen, und so giebt er dann seiner siebzigjährigen Braut in sehr unceremoniöser Weise den Laufpaß.

So hätten sich die Dinge zugetragen, wenn man Barras glauben will. Wichtiger als die kleine Lächerlichkeit, die er hier seinem Todfeinde anhängt, sind seine Bemühungen, Napoleons Antheil an dem 13. Vendémiaire zu verkleinern. Gegenüber der Legende, welche Napoleon als den einzigen Helden dieses Tages darstellt, versichert er, der „kleine Corse“ habe bei dem Kampfe gegen die Sectionen nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Er sei Nichts mehr gewesen als sein Adjutant und habe sich in den kritischen Momenten des Tages absichtlich versteckt gehalten, um sich gegebenen Falles noch immer auf die Seite der Feinde schlagen zu können, wenn diese siegreich geblieben wären. Uebrigens hätte Napoleon auch beim besten Willen in den Kampf aus dem einfachen Grunde nicht entscheidend eingreifen können, weil er — zu Fuß war und sich kein Pferd verschaffen konnte. Nur aus Wohlwollen für seinen „kleinen Schützling“ habe er, Barras, später dessen angebliche Verdienste vor dem Convent herausgestrichen, ihn als Chef seines Generalstabs bezeichnet, obwohl er blos sein Adjutant war, und seine glänzende Beförderung durchgesetzt.

Und noch eine „Legende“ bemüht sich Barras an dieser Stelle zu zerstören. Es ist dies jene, jedenfalls poetisch empfundene Version, welche berichtet, Napoleon habe am Tage des 13. Vendémiaire, welcher den Wendepunkt seines Schicksals, den Beginn seines Ruhmes und Glückes bezeichnet, auch die Frau kennen gelernt, welche er später so glühend geliebt hat. Die junge Wittwe des Generals Beauharnais habe ihren Sohn zu ihm in's Hauptquartier geschickt, mit der Bitte, ihr die Waffen ihres verstorbenen Mannes, die ihr bei einer Hausdurchsuchung weggenommen worden waren, zurückstellen zu lassen. Dies habe dann zur Bekanntschaft Napoleons mit Josephinen geführt.

Das ist einfach eine rührselige Fabel — meint dagegen Barras. Er selbst ist es, der Josephine von Beauharnais an jenem Tage kennen lernte und an den sie sich mit

Digitized by Google

ihrer Bitte wandte. Er ist es auch, von dem Napoleon sie später so zu sagen aus zweiter Hand bekam.

Hier folgt ein widerwärtiges Capitel der Memoiren, um so widerwärtiger, als es offenbar nicht ganz auf Erfindung beruht. Man weiß und hat es stets gewußt, daß die spätere Frau Napoleons, die liebliche Josephine, einst ein sehr weiches Herz hatte und nicht Jedermann gegenüber die unnöthliche Wittwe des Generals Beauharnais spielte. Das zeitgenössische Gerücht bezeichnet auch deutlich Barras als einen ihrer Liebhaber. Aber deshalb eben kam es ihm am allerwenigsten zu, dieses Gerücht zu bekräftigen und der Frau, die ihm gegenüber schwach war, aus ihrer Schwäche einen Vorwurf zu machen.

Die schändliche Indiscretion ist nebensächlich im Vergleich mit der Brutalität, mit welcher der Name Josephines hier in den Koth gezerrt wird. „Soll ich es gestehen?" — meint Barras, indem er eine letzte Regung von Zartgefühl heuchelt, — „Ja, ich will es gestehen — insofern es ein Franzose, in den Grundsätzen der Ritterlichkeit erzogen, sagen kann, daß ich mit Frau Beauharnais vertrauten Umgang gepflogen habe" . . . Das wäre noch vorläufig blos das prahlerische Lächeln des alten Gecken, welcher der Versuchung nicht widerstehen kann, sich mit seinen Eroberungen zu brüsten, und vor der Nachwelt den verfluchten Kerl spielen möchte.

Aber es kommt ärger. „Ich habe mir Nichts darauf einzubilden —" fährt Barras cynisch fort — „Andere würden sagen, es gehöre viel Bescheidenheit dazu." Da sieht man bereits hinter der Maske des liederlichen Schwätzers den haßerfüllten Blick, der die zügellose Rachsucht des Schreibenden verkündet. Josephine soll Barras entgelten, was Napoleon an ihm gesündigt. Er überschüttet sie mit gemeinen Schimpfworten, nennt sie ohne Umstände eine Dirne, die aller Welt gehörte, neben dem General Hoche auch dessen Stallknecht nicht verschmähte und abwechselnd von mannstoller Brunst und niedrigem Eigennutz regiert wurde. „Die unzüchtige Creolin" — heißt es an einer Stelle — „liebte nur aus Interesse. Selbst wenn man glaubte, sie sei ganz bezwungen und hingegeben, dachte sie noch an das Geschäft. Nach allen gebrachten Opfern hätte sie, wie man von einer Dirne sagte, die ihr in dieser Art Ausbeutung vorangegangen war, Gold aus dem Schädel ihres Geliebten getrunken." Auch ihre Heirath mit Napoleon ist für sie blos ein Geschäft. In Wirklichkeit ist ihr der ausgemergelte Corse, der um ihre Hand anhält, ganz gleichgiltig. Sie macht sich sogar insgeheim über ihn und seine Verliebtheit lustig und nennt ihn — wie Barras erzählt — in ihren intimen Stunden „den kleinen gestiefelten Kater". Sie nimmt ihn einfach deshalb, weil sie bis über die Ohren in Schulden steckt und weil der General Bonaparte, der im Begriffe steht, Carriere zu machen, eine glänzende Partie vorstellt.

Aber dies Alles genügt Barras nicht. Er will seinen Todfeind direct treffen. Auch Napoleon selbst muß in diesen Schlamm hinunter! — Und so versteigen sich die Memoiren bis zu der ungeheuerlichen Behauptung, Napoleon habe um dieses Verhältniß zwischen Barras und Josephine gewußt und mit der Ehre seiner Frau ein einträgliches Geschäft getrieben. Diese Beschuldigung bildet übrigens nur den Theil eines Systems, das Barras mit großer Beharrlichkeit durchführt. Er will nachweisen, daß Napoleon consequent — „seinen Weg durch die Frauen gemacht habe". Schon als junger Offizier habe er bei Toulon und bei der italienischen Armee bei den Frauen der einflußreichen Volksvertreter den devoten Höfling gespielt. Dann kam die Jagd nach einer reichen Partie in Marseille und in Paris. Ferner habe er versucht, der schönen Frau Tallien den Hof zu machen, um sich durch sie bei Barras protegiren zu lassen, — sei aber mit Schimpf und Schande abgewiesen worden. Schließlich habe er Josephine geheirathet, blos darum, weil sie Barras' Maitresse war. Im gegebenen Moment habe er sich dies auch skrupellos zu Nutze gemacht. Als es sich für ihn darum handelt, zum Commandanten der italienischen Armee ernannt zu werden, geht er mit seiner Frau zu Barras und wartet im Vorzimmer, während Josephine drinnen den Preis für die Protection bezahlt.

Digitized by Google

Ironisch wird auch erzählt, wie Napoleon dann bei seiner Abreise zur Armee seinem Gönner Barras mit gutgeheuchelter Rührung „sein Theuerstes, den höchsten Schatz, den er durch Municipalact des zweiten Bezirkes der Stadt Paris erworben," anvertraut, während er — der Komödiant! — doch ganz gut weiß, in wessen Händen er diesen Schatz zurückläßt.

Auf welcher Stufe moralischer Versunkenheit muß sich ein Mann befinden, um Solches bei einem anderen vorauszusetzen! Es ist ganz gut möglich, daß sich die Dinge äußerlich so abgespielt haben, wie Barras sie hier erzählt. Aber die infamen Motive, die er Napoleon zuschreibt, hat er ganz aus seiner eigenen schmutzigen Seele geschöpft. Man braucht nur in den Briefen zu blättern, die Napoleon von der italienischen Armee an Josephine schreibt, um zu empfinden, wie lächerlich der Verdacht ist, dieser leidenschaftlich verliebte junge Ehemann habe daran denken können, seine angebetete Frau freiwillig mit einem Anderen zu theilen.

Dieser Theil der Memoiren wäre ihrem Autor theuer zu stehen gekommen, wenn Napoleon jemals eine Ahnung von seiner Existenz gehabt hätte. Für den Rest hätte der Kaiser wohl nur ein verächtliches Lächeln gehabt. Seinen Ruhm und sein Genie kann ein Barras nicht verkleinern. Er hat solche Angriffe vorausgesehen, als er zu seinem Secretär auf St. Helena die stolzen Worte sprach: „Es ist meine Bestimmung, daß künftige Pamphletisten sich an mir die Zähne wetzen; aber ich fürchte nicht, ihr Opfer zu werden; sie werden auf Granit beißen!"

Das Interesse der Barras'schen Aufzeichnungen erlischt übrigens mit dem Augenblicke, wo, nach dem Abgange Napoleons zur italienischen Armee, die große Figur des Verhaßten daraus verschwindet. Es folgt ein langer monotoner Abschnitt, worin die Geschäfte des Directoriums, dessen Mitglied inzwischen Barras geworden, fleißig, aber in trockenen Worten von Tag zu Tag notirt sind. Der Historiker findet auf diesen Seiten werthvolles Material; das große Publicum wird sie eilig überblättern, um zu den lebendigeren Stellen zu gelangen, wo von Talleyrand die Rede ist.

Das ist wieder Einer, dem in diesen Memoiren übel mitgespielt wird. Aber diesmal ist es nicht Grimm, sondern eine Art von überlegenem Humor, womit Barras seinen Mann behandelt. Er scheint auf Talleyrand, dessen Schurkerei er stets klar durchschaute, mit nachsichtigem Ergötzen herabgesehen zu haben. In seine Schilderung mischt sich aber neben der gewollten auch einige unfreiwillige Komik. Man kann nicht ernst bleiben, wenn man bemerkt, wie ähnlich im Grunde genommen diese beiden Ehrenmänner, von denen der Eine den Anderen mit tiefer Verachtung behandelt, einander in mancher Beziehung waren. Auch Talleyrand ist, wie Barras, der geborene Aristokrat des ancien régime, welcher der Reihe nach allen Herren dient, stets blos darauf bedacht, seinen Beutel zu füllen, in jedem Augenblick mit seiner Spürnase das Kommende wittert und seine Gesinnungen ebenso leicht abstreift, wie einen Handschuh.

Und diesen nichtigen, verlorenen Gesellen, den er genau kennt, macht Barras selbst zum Minister des Aeußeren. Er erzählt die köstliche Scene, in der er dazu von Frau von Staël gewissermaßen gezwungen wird. Die berühmte Romanciere kommt eines Tages zum Director hereingestürmt und überschüttet ihn mit einer Fluth von Beschwörungen, Liebkosungen und Argumenten. Ihr Schützling Talleyrand muß Minister werden, er muß es schon aus dem Grunde — weil er sonst nicht zu leben hat. Er ist im größten Elend, hat nur noch zehn Louisdor im Vermögen und muß in's Wasser gehen, wenn ihm nicht geholfen wird. Dieser endlose Wortschwall überrumpelt Barras, er giebt nach. Hinterher findet er es freilich sehr komisch, daß er Jemanden blos darum zum Minister gemacht hat, weil dieser sonst in's Wasser gegangen wäre. Aber die Sache ist nun einmal geschehen, und schließlich, ob Talleyrand oder ein Anderer sein Schäfchen in's Trockene bringt, ist so ziemlich egal. An uneigennützige Staatsmänner scheint Barras, der sich und seine Zeit gut kannte, nicht geglaubt zu haben.

Digitized by Google

Aber ſo wenig es auch Barras anſtehen mag, Talleyrand gegenüber den Sittenrichter zu ſpielen, ein Recht, auf ihn herabzublicken, hat er jedenfalls. An Talleyrand gemeſſen, erſcheint Barras bedeutend und faſt ſympathiſch. Schon ſein Freimuth, ſein naiver Egoismus entwaffnen uns ſtellenweiſe. Und dann iſt er eine ganze Individualität, ein Mann, der auf edlere Regungen und auf nützliche Thaten hinzuweiſen vermag. „Barras, der Unverſchämteſte der Verworfenen“ — hat ihn Taine genannt. „Barras, der Canaillenkönig“ — nannten ihn die auf ſeine Popularität eiferſüchtigen Collegen im Directorium. Das ſind vernichtende Worte, aber ſelbſt in ihnen iſt Etwas enthalten, das zu Gunſten des Verurtheilten ſpricht. Seine Beliebtheit beim Pöbel verdankte Barras gewiß vor Allem ſeiner ſtattlichen Figur, der theatraliſchen Geſte und dem pathetiſchen Worte, die ihm — dem Provençalen — ſtets zu Gebote ſtanden, und vielleicht auch dem Rufe einer liebenswürdigen Liederlichkeit, der ihm zeitlebens treu blieb. Dieſe Vereinigung hat — wie jüngere Beiſpiele bewieſen haben — auf ein gewiſſes Publicum in Frankreich ſtets unwiderſtehlich gewirkt. Aber was Barras die Herzen zufliegen machte, war auch ſeine unleugbare Gutmüthigkeit, die ihn in harten Zeiten vor unnützer Grauſamkeit bewahrt hat, und der Umſtand, daß er im nöthigen Augenblick nicht nur das richtige Wort auf der Zunge, ſondern auch den Säbel in der Fauſt hatte. Daß er geſinnungslos war, iſt in einer Zeit, wo die Geſinnungen ſo raſch wechſelten, keine Ausnahme und macht ihn eben zu der charakteriſtiſchen Geſtalt, als die er in ſeinen Memoiren erſcheint. Er iſt das echte Kind eines Jahrhunderts, das in einer Kothlache geboren ward und in einer Blutlache endigte.

Digitized by Google

Illustrirte Bibliographie.

Kriegs-Erinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. Nach persönlichen Berichten bearbeitet von Friedrich Freiherr von Dincklage-Campe. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Immer reicher und mannigfaltiger erblüht die mit dem Kriege 1870/71 sich beschäftigende Litteratur. Neben den großen kriegsgeschichtlichen Werken, die von der hohen Warte des objectiven Historikers Entstehung und Verlauf der Ereignisse im Zusammenhang darstellen, neben bedeutsamen Memoirenwerken von Persönlichkeiten, die mit am Webstuhl der Geschichte gesessen haben und die uns hie und da einen Einblick thun lassen in das verborgene Getriebe, aus dem jene großen an's Licht der Welt getretenen Vorgänge resultirten, treten, sich mehrend, jene Werke hervor, die weniger die Kriegsereignisse als vielmehr Kriegserlebnisse darstellen, die, einen persönlichen subjectiven Charakter tragend, im Gegensatz zu jenen al fresco ausgeführten monumentalen Werken, uns die Kleinmalerei des Krieges bieten; während jene nothwendiger Weise uns die überragenden Helden- und Führergestalten, die uns als Verkörperung der sich befehdenden weltgeschichtlichen Principien erscheinen, im Lichte der geschichtlichen Forschung zeigen, vertreten diese das Interesse des Individuums, das ein Theil der Massen ist, deren zahllose Namen Klios Griffel nicht in ihre ewigen Tafeln zu verzeichnen vermag, und die doch nicht geringen Antheil an dem Vollbringen des von höherem Geiste und mächtigerem Willen Vorbedachten und Gewollten und nicht minder Anspruch auf dankbares Gedenken und Bewunderung haben. Diese Litteratur streckt ihre Wurzeln tief in die Schichten des Volkes hinein; sie hat manchen schlichten Soldaten zum Mitarbeiter. Wir erinnern an die mit Anerkennung begrüßten Werke von Zeitz (Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen von 1870 und 1871) und Wernersdorf (Fünf Monate vor Paris). Ein Werk, das uns gleichfalls Kriegserlebnisse, und zwar nicht die einer Person, sondern einer ganzen Reihe, und genauer gesagt: Kriegsthaten, die aus heldenmüthiger Aufopferung hervorgegangen, berichtet, sind die im Verlage des Deutschen Verlagshauses Bong & Co. in Berlin erscheinenden Kriegserinnerungen von Rittern des Eisernen Kreuzes.

Episoden und Einzelthaten sind es, die uns von den Helden derselben: Offizieren, Unteroffizieren wie Soldaten, selbst erzählt werden. Die Berichte sind, soweit es angängig, wortgetreu wiedergegeben worden, in anderen Fällen hat für Correctheit der

Digitized by Google

Aus: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben."
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Digitized by Google

Aus: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben." Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Digitized by Google

Aus: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben." Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Form und inhaltliche Richtigkeit der Herausgeber Generalmajor Freiherr Friedrich von Dincklage-Campe Sorge getragen, dessen Namen dafür bürgt, daß diese Aufgabe mit voller Sachkenntniß, Umsicht und litterarischem Geschmack erledigt worden ist. Die hervorragendsten Thaten sind durch treffliche, von bestens bekannten Kriegsmalern wie Knötel, Rocholl, Koch, C. Becker u. A. bildlich dargestellt; auch ist jedem Erlebniß das Portrait des Hauptheldenbeigegeben. Die erste Lieferung enthält u. A. einen Aquarellfacsimile-Druck: „Der Kronprinz überreicht im Auftrage des Kaiser Wilhelm dem Feldmarschall Grafen Moltke das Eiserne Kreuz I. Klasse"; eine gute Reproduction des Bleibtreu'schen Gemäldes: „Die Württemberger bei Wörth", einen vortrefflichen Holzschnitt von C. Koch: „Die 82er auf der Hochfläche von Elsaßhausen" und außerdem — abgesehen von zahlreichen Textillustrationen — noch 4 Vollbilder.

Das Werk, das vollständig 15 Lieferungen à 50 Pf. umfassen wird, darf als ein patriotisches Volksbuch, das zu den Kriegsgeschichten von 1870/71 eine schätzenswerthe Ergänzung bildet, empfohlen werden, und gerade jetzt, da man die 25jährige Jubelfeier von Sedan begehen wird, einer besonderen Theilnahme sicher sein. —l—

Kunstgeschichtliche Notizen.

Thorwaldsens Darstellung des Menschen. Von Dr. Julius Lange. In's Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Mit 8 Vollbildern und 16 Textillustrationen. Berlin, Verlag von Georg Siemens.

Thorwaldsen steht der jetzt lebenden Generation schon ziemlich fern, und sie vernimmt etwas befremdet von dem Rausch der Begeisterung, mit dem fast alle europäischen Nationen einst seine Schöpfungen begrüßten. Den Dänen sagt man nach, daß sie ihren großen Landsmann noch heute wie einen Nationalheiligen verehren, vor dem jede Kritik schweigen müsse. Nun, der Verfasser des vorliegenden Buches ist

Digitized by Google

ein Däne — er ist Professor der Kunstgeschichte an der Universität Kopenhagen — seine Schrift aber beweist, einmal, daß auch die Dänen fähig sind, an Thorwaldsen den Maßstab historischer Kritik zu legen, und dann, daß die Beschäftigung mit dem großen Bildhauer auch heute noch das größte Interesse hervorzurufen vermag, wenn sie von der richtigen Art der Betrachtung getragen wird. Lange tritt an sein Thema besser ausgerüstet heran, als irgend ein Thorwaldsen-Schriftsteller vor ihm; denn er besitzt nicht nur die intimste Kenntniß aller Werke des Künstlers, die ihm im Thorwaldsen-Museum ja zu täglichem Studium vor Augen stehen, sondern hat auch als Erster die große Menge seiner hinterlassenen gezeichneten Entwürfe benutzt, die in das Verständniß seiner Kunst tiefer einzuführen vermögen. Einige schöne Proben daraus geben die Abbildungen. So ist ein Buch entstanden, gescheidt, klar, anregend, mit fein abwägender Kritik geschrieben, lesenswürdig und grundlegend für die Stellung, welche die Geschichte der modernen Kunst Thorwaldsen wird anzuweisen haben. Das Große in Thorwaldsen — sein reiner plastischer Sinn, das sanfte Ethos seiner Gestalten — kommt ebenso zur Darstellung, wie die Grenzen seiner Begabung; seine Stellung zur Antike wird besonders sorgfältig erörtert, aber auch den Einflüssen, welche die französische Kunst und die Renaissance ausgeübt haben, nachgespürt, und wenn der Verfasser den innersten Kern seiner Kunst schließlich in der nordischen, dänischen Persönlichkeit des Meisters findet, so ist das nicht Ausfluß nationaler Eitelkeit, sondern das Ergebniß feinsinnigster wissenschaftlicher Betrachtung.

M. S.

Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und der gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistorische Studie mit 112 Abbildungen auf 65 Tafeln, geschrieben und gezeichnet von Michael Engels. Luxemburg, V. Buck, Léon Buck, Nachfolger.

Der Verfasser, Maler und Lehrer des Freihandzeichnens am Großherzoglichen Athenaeum in Luxemburg, erklärt in der Vorrede, daß seine Arbeit „lediglich dem lehrreichen, höchst anziehenden Stoffe“ ihr Entstehen verdanke. Sie beanspruche keineswegs erschöpfende Vollständigkeit, sondern wolle blos in großen Zügen und kurzer Fassung den Nachweis erbringen, daß die christliche Kunst eine ihrer Aufgaben trefflich gelöst hat, die übersinnliche Welt dem Auge näher zu rücken. Mit der Kürze nimmt er es allerdings nicht so genau, denn er glaubt, „zum besseren Verständniß der Entwickelung der Gottvatergestalt die Geschichte der christlichen Malerei im allgemeinen Ueberblick vorführen zu müssen.“ Kritische Regungen werden sofort erstickt durch die „ein für allemal“ gemachte Bemerkung, daß die „Arbeit vorzugsweise für die Schüler der Anstalt bestimmt ist, die in der Kunstgeschichte überhaupt nicht orientirt sind“. Ihnen glaubt also wohl der Verfasser mit seinen 118 enggedruckten Quartseiten hiervon einen Begriff beibringen zu können. Auffassung und Darstellung sind natürlich rein dilettantisch. Die sehr zahlreichen Abbildungen würden als Materialsammlung einigen Werth haben, wenn der Verfasser es nicht für richtig gefunden hätte, sie sämmtlich eigenhändig „mit der Feder in Holzschnitt- oder Kupferstichmanier umzuzeichnen“ — so, wie eben ein Zeichenlehrer Michelangelo, Rubens, Dürer und Andere „umzeichnet.“

M. S.

Der Apoll vom Belvedere. Eine archäologische Studie von Dr. Hermann Freerichs. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Ueber den Apollo vom Belvedere ist seit Winckelmann eine umfangreiche Litteratur zusammen geschrieben worden, ohne daß man über die Erklärung, Werthschätzung und Zeitbestimmung der Statue zu übereinstimmenden Resultaten gelangt wäre. Als grundlegend muß die Frage der richtigen Ergänzung betrachtet werden — und ihre Beantwortung hat den sicheren Boden, auf den sie zwei Jahrzehnte lang gestellt schien, wieder gänzlich verloren, nachdem Furtwängler überzeugend nachgewiesen, daß der Apollo Stroganoff in Petersburg nicht blos seine Aegis in der linken Hand hält, sondern überhaupt eine moderne Fälschung ist. Daher tritt Freerichs mit Recht von Neuem vor das Original, um durch eine Untersuchung des Marmors selbst Anhaltspunkte für eine Wiederherstellung zu gewinnen. Er stellte vor Allem fest, was bereits ergänzt ist, und fand, daß die Füße, der Baumstamm mit Plinthe und der linke Unterschenkel nicht zugehörig sind, daß also die Schiefheit und das Steife der Beine, die Unnatur und Unschönheit der Stellung den Restauratoren zur Last gelegt werden müssen. Auch der rechte Unterarm ist

Digitized by Google

modern, abgesehen von den bekanntlich durch Montorsoli sehr unglücklich angeflickten beiden Händen. Der an der rechten Seite erhaltene Stützenansatz beweist, daß der rechte Arm weiter nach vorn gehalten war. Nicht ergänzt — wie oft angegeben wird — ist dagegen der Körper, und dieser weist mit Nothwendigkeit auf das ergänzende Attribut des Bogens hin, gegen das seit der Mitte des Jahrhunderts von den Erklärern so eifrig gekämpft worden ist. Denkt man sich nach allem diesem die Statue in ihrer ursprünglichen Gestalt, so erhält man das Bild des im eiligen Vorwärtsschreiten begriffenen Gottes, der eine plötzliche Wendung gemacht hat und drohend dem Feinde, den seine Flammenblicke treffen, den hocherhobenen linken Arm mit dem Bogen entgegenstreckt. Es ist, wie Freerichs im Wesentlichen übereinstimmend mit Furtwänglers schöner Würdigung der Statue — in den „Meisterwerken der antiken Plastik“ — interpretirt, der im Frühling zur Erde wiederkehrende Sonnengott, der abwehrend gegen die Winterwesen seine Waffe erhebt. Die Artemis von Versailles, richtig aufgefaßt, bleibt auch zu dieser Verkörperung des „abwehrenden Lichtgottes“ ein Gegenstück. Was die Frage der Zeitbestimmung anlangt, so greift Winters Hinweis auf Leochares als Schöpfer des Typus Platz. Es ist die Zeit der beginnenden Decadence, die hier mit hohem Raffinement der Mittel eine überraschende malerische Wirkung zu erzielen sucht. — Die elegant geschriebene Abhandlung erscheint wohl geeignet, der wieder eröffneten Discussion über den Belvederischen Apollo den richtigen Weg zu weisen. M. S.

Bibliographische Notizen.

Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. 1. Bd. und Anhang zum ersten Bande. Berlin, Siemenroth & Worms.

Die Geschichte des Untergangs der antiken Welt beabsichtigt O. Seeck, Professor der alten Geschichte an der Universität zu Greifswald, in 6 Bänden zu schildern, deren erster hier vorliegt. Das Werk ist Hans Hoffmann zugeeignet, dem packenden, humorvollen Erzähler, dessen liebevolle Vertiefung in das klassische Alterthum, in die kleinen Schwächen wie in die mühselige, aber dankbare Thätigkeit des Lehrerstandes aus seinen Stolvenburger Novellen und aus seinem „Iwan, dem Schrecklichen“ so gemüthvoll, so übersprudelnd von launigen Einfällen, hervorleuchtet. Die Aufgabe, welche sich Seeck gestellt hat, ist wahrlich keine leichte. Viel geschmäht, aber wenig gekannt und in hohem Maße anziehend ist die römische Kaiserzeit, besonders die spätere; als nicht zu fassende Gestalten spuken manche der Kaiser in den Köpfen der Gebildeten, bis eine „Ehrenrettung“ ihnen ein menschenwürdiges Angedenken bei der Nachwelt sichert; unklar sind die Vorstellungen über die staatlichen, religiösen, gesellschaftlichen Zustände dieser Zeit, die durch einen das sieche Alte vernichtenden Gährungsproceß Raum zu kräftigen Neubildungen schafft. Auf treffliche Vorarbeiten kann sich Seeck stützen, von Tillemont und Gibbon bis auf Ranke, und indem er seine Darstellung mit Diocletian und seinen Mitregenten beginnt, bietet er uns die Fortsetzung zu dem noch ungeschriebenen vierten Bande von Mommsens Römischer Geschichte, welcher die Kaiserzeit bis auf Diocletian enthalten wird. Mit reicher Sachkenntniß, die sich von den verwickeltsten politischen Fragen bis auf die Barttracht des Kaisers und das Körpermaß der Soldaten erstreckt, und mit packender Darstellungsgabe, die uns die Personen lebenswahr und greifbar, die Zustände folgerichtig und anschaulich vorführt, ist dies Buch geschrieben, anregend und unterhaltend für den Forscher und den Laien, welch letzterer auch nicht durch gelehrte Anmerkungen gestört wird, da dieselben im Anhange untergebracht sind. Das 1. Buch des 1. Bandes, „Die Anfänge Constantins des Großen“ überschrieben, (S. 1—176) enthält die eigentliche Geschichte, schildert Diocletian und Constantin als die vollkommensten Repräsentanten ihrer Zeit, indem der Erstere als ein politisch unreifer Kopf hingestellt wird, voll von spitzfindigem Schematismus, während bei der Auffassung Constantins das Pflichtgefühl und ein bis zu visionärer Eingebung gesteigertes religiöses Empfinden die Hauptrolle spielt.

Das zweite Buch, „Verfall der antiken Welt“ (S. 179—404) ist der Betrachtung der Zustände gewidmet, indem es in den Capiteln: 1. Die Germanen, 2. Das römische Heer, 3. Die Ausrottung der Besten, 4. Sklaven und Clienten, 5. Die

Digitized by Google

Entvölkerung des Reiches, 6. Die Barbaren im Reich, die Leute der Zeit ſchildert. Beſonders anziehend iſt das Bild, welches in grellen Farben, mit feſten Strichen entworfen wird von jenem Geſchlecht von Feiglingen, das durch eine entſetzliche Trägheit des Geiſtes und die durch Generationen vererbte Feigheit den Untergang der alten Welt herbeigeführt hat. Dieſen Byzantinismus zu ſchildern und zu geißeln, wird der Verfaſſer noch reichlich Gelegenheit haben bei der Darſtellung der Prieſterthümer und der religiöſen Zuſtände, und hoffentlich läßt er uns auf die Fortſetzung ſeines in hohem Grade anziehenden Werkes nicht zu lange warten. P. H.

Mithridates Eupator, König von Pontos. Von Théodore Reinach. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfaſſers in's Deutſche übertragen von A. Goetz. Mit 3 Karten und 4 Heliogravüren. Leipzig, B. G. Teubner.

Das mit philologiſcher Gründlichkeit und in geiſtreicher Sprache verfaßte Werk des franzöſiſchen Gelehrten Th. Reinach über den großen König von Pontos wird den deutſchen Leſern hier in einer tüchtigen Ueberſetzung geboten, welche an ſich keine Berechtigung hätte, wenn ſie nicht die Spuren einer revidirenden Thätigkeit überall erkennen ließe und dadurch zu einer Neuausgabe geworden wäre.

So anziehend auch die Perſönlichkeit des großen Mithridates iſt, der vielleicht als ein würdiger Nachfolger des Macedoniers Alexander im Oſten ein neues Culturcentrum, eine Vereinigung des Perſismus und Hellenismus, geſchaffen hätte, wenn ihm nicht das übermächtige Rom entgegengetreten wäre, dem gebildeten Laien wird das Werk als zu breit angelegt erſcheinen, während der Geſchichtsforſcher und Alterthumskenner in ihm eine treffliche Schilderung einer entſcheidenden Epoche in der alten Geſchichte finden wird. P. H.

Ueber littauiſches Volksthum und littauiſche Volkstracht. Von Girėnas. Leipzig, Carl Jacobſen.

Die durch eine Anzahl Littauer Photographien von Minzloff in Tilſit veranlaßte Schrift polemiſirt in Form eines Dialogs zwiſchen „den Herren Germanus und Lithuanus“ gegen die übermäßig betriebene gleichmachende Civiliſation im Allgemeinen — welcher die kleinen Völker, „das Salz der Erde“ vom äſthetiſchen Geſichtspunkte aus, zum Opfer fallen — ſowie gegen das Germaniſiren, das „Lorelenſiren“, wie der Verfaſſer es nicht gerade geſchmackvoll nennt, der oſtpreußiſchen Littauer im Beſonderen; — und zwar ſowohl gegen das Germaniſiren von außen, das ſich namentlich durch den „harten und ſchädlichen, dabei weggeleugneten Sprachdruck“ bemerkbar macht, wie gegen das von innen aus dem Schoße der Littauer ſelbſt kommende, das ſich durch die Aufgabe der alten Nationaltracht, der alten Bräuche und Vernachläſſigung der Mutterſprache vollzieht. Es bleibe dahingeſtellt, ob die Klagen des Verfaſſers über das Erſtere ebenſo begründet ſind, wie gewiß in Bezug auf das Letztere; jedenfalls zeigt z. B. das Verhalten gegen die Polen, daß der Deutſche in der Aufgabe des Germaniſirens, in der Aufſaugung und Aſſimilirung fremder Elemente eher zu läſſig als zu eifrig iſt. Daß — vom politiſchen Geſichtspunkte abgeſehen — das Untergehen eines eigenartigen Volksſtammes, das Aufgehen des Individuellen in einer großen Allgemeinheit, gewiß etwas vom äſthetiſchen Standpunkt aus zu Bedauerndes iſt, das wird und kann man nicht leugnen. Doch ſehen wir nicht überall, auch bei den deutſchen Volksſtämmen, die Landbevölkerung ihrer reizvollen Tracht ſich entäußern und künſtliche Mittel nothwendig werden, das altehrwürdig Eigenartige zu erhalten? So finden wir den elegiſchen Ton in dem Büchlein — namentlich bei der Beſtimmung desſelben, als Begleitung und Ergänzung der prächtigen Minzloff'ſchen Bilder zu dienen — mehr am Platze, als den polemiſchen. Die leidenſchaftliche Begeiſterung des Verfaſſers für das littauiſche Volksthum, die aus ſeiner Schrift hervorleuchtet, macht dieſen freilich begreiflich. Jedenfalls hat er es verſtanden, durch ſeine Darſtellung des littauiſchen Volkscharakters und die Beſchreibung der littauiſchen Tracht, die durch eine Art „Kleiderphiloſophie“ nach Carlyle'ſchem Muſter beſonders lehrreich und anziehend gemacht iſt, dem Leſer ſelbſt Intereſſe und ein warmes Gefühl für dieſes Völkchen einzuflößen. Und dieſes Gefühl verſtärkt ſich, wenn man die vorzüglichen, mit künſtleriſchem Auge aufgefaßten und techniſch vollendeten Photographieen von Minzloff betrachtet, die littauiſche Trachten, Landſchaften und Interieurs klar und zugleich maleriſch-ſtimmungsvoll, anheimelnd wiedergeben. Die ſtumme Sprache dieſer Bilder iſt beredter als Worte und mehr als dieſe noch im Stande, für die Littauer zu wirken. — l —

Digitized by Google

Hifthornklänge. Von R. Winchenbach Blasewitz-Dresden, P. Wolff.

Die „Hifthornklänge" sind frische, formal gewandt geschriebene Jägerlieder, welche bei Freunden des edlen Waidwerks sicher Beifall finden werden, auf eine litterarische Bedeutung aber wohl keinen Anspruch machen. Waldleben, Frühlingsfreude, Jägerlust und Leid werden flott geschildert. Nur hie und da zeigt sich ein tieferes Gefühl, z. B. in dem Gedicht: „Am Berglee." ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allers, C. W., Unser Bismarck. Text von H. Krämer. Lieferung 7—10. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Johann Sebastian Bach, nach einem bisher noch nie veröffentlichten Original-Portrait im Besitze der Familie Edwin Bormann in Leipzig vervielfältigt in Photogravüre durch Meisenbach, Riffarth & Co., Leipzig, E. Bormann.

Becker, Dr., und Dr. med. Schlesinger, Grundzüge der Ernährung des gesunden und kranken Menschen. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Biographische Blätter, Vierteljahresschrift für Lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Ernst Hofmann u. Co.

Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Mittheilung über deren Verhältniss. Heidelberg, Karl Groos.

Ensian, H. von. Clericale Umstürzler. Eine Studie zur Geschichte der ultramontanen „Volkspartei" in Ungarn. 2. Auflage. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Ewart, Felicie, Die Emancipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.

Franklin, E., Die Amateurphotographie unter besonderer Berücksichtigung der Moment- und Blitzlicht-Aufnahmen. 5. Auflage. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Bad Harzburg, Soolbad und klimatischer Kurort. Herausg. v. Herzogl. Bade-Commissariat. Harzburg, Rud. Stolle.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die nationale Einigung der Deutschen und die Entwickelung des Reiches, Festschrift zur 25jährigen Jubelfeier des neuerstandenen Deutschen Reiches. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck am 1. April 1895. Berlin, Julius Becker.

Jahresbericht der Stadtbibliothek Zürich über das Jahr 1894. Zürich, Friedrich Schulthess.

Janitschek, Maria, Lilienzauber. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Knackfuss, H, Michelangelo. Mit 78 Abbildung. von Gemälden, Skulpturen und Zeichnungen. Bielefeld & Leipzig, Velhagen & Klasing.

Kortzfleisch, Ida von, (J. Pillau), Der freiwillige Dienst in der Wirthschaftlichen Frauen-Hochschule. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. von Karl Schneidt. II. Jahrg. No. 36—39. Berlin, Hugo Storm.

Le Monde Moderne, Revue Mensuelle Illustrée Juillet 1895. Paris, A. Quantin.

List, Guido, Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. Historischer Roman aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. 2 Bände. Leipzig, August Schulze.

Pastor, Willy, Stimmen der Wüste. Leipzig, Max Spohr.

Ostdeutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität. Vierter Jahrg. No. 11. 12. Königsberg i. Pr., Braun u. Weber.

Rigutini, Giuseppe und Oskar Bulle. Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 1. 2. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Ein Roman vom ersten Consul. Vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Amiens. Kopenhagen, Andr. Fred. Host & Son.

Rosner, Karl, Shakespeare's Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für psychologische Forschung, München. Berlin—Prag, Fischer's Medicin. Buchh.

Neue deutsche Rundschau der Freien Bühne. Sechster Jahrgang, Juni 1895. Berlin, S. Fischer.

Schultz, Alwin, Kunstgeschichte. 4. Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg. Schifffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 800 Abbildungen und Karten. Lieferung 2—6. Wien, S. Hartleben.

Sybel, Heinrich von, Neue Mittheilungen zur Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 6. und 7. Band, 5. Auflage, Sonderabzug. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Tille, Alexander, Von Darwin bis Nietzsche. Ein Buch Entwicklungsethik. Leipzig, C. G. Naumann.

Lawn-Tennis. Anleitung zur Erlernung des Spiels und Rathschläge bei Anschaffung der dazu nöthigen Utensilien, nebst einem Anhang: Wie man einen Lawn-Tennis-Platz anlegt. J. Webster. 2. Auflage. 3. bis 5. Tausend. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Westenholz, F. P. v., Sein Geheimniss. Schwank in einem Aufzug. Stuttgart, Fr. Fromman's Verlag (E. Hauff).

Wiesengrund, Dr. Bernhard, Die Elektricität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung (mit 44 Abbildungen). Für Jedermann verständlich kurz dargestellt. 2. Auflage 6. bis 10. Tausend. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Wilbrandt, A., Faust. Tragödie von Goethe Für die Bühne in drei „Abenden" eingerichtet. Wien, Litterarische Gesellschaft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1895er. Frische Füllung. 1895er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58·20 R.
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41·6 "
Theresienbrunn	47·1 "
Neubrunn . .	47·3 "
Marktbrunn .	34·5 "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarls-Qu.	33·4 "
Kaiserbrunn.	39·1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Ermässigung der Preise für

Apollinaris

Natürlich kohlensaures Mineral Wasser.

Im Einzelnverkauf wird das obige Wasser, jetzt wie folgt berechnet :—

	Inclusive des Gefässes.	Vergütung für das leere Gefäss.	Netto-Preis des Wassers.
1/1 Flasche	30 Pf.	5 Pf.	25 Pf.
1/2 Flasche	23 „	3 „	20 „
1/1 Krug	35 „	5 „	30 „
1/2 Krug	26 „	3 „	23 „

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.

Digitized by Google

Band 74. — Heft 222.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1895.

19. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

September 1895.

Inhalt.

Seite

E. v. Tymen in Breslau.
Hroswitha. Erzählung aus dem 10. Jahrhundert n. Chr. 277

Hans Schmidkunz in Nymphenburg bei München.
Ola Hanſſon 317

Otto Prinz in Seſto Fiorentino.
Flüſſige Luft 354

Friedrich Vogt in Breslau.
Das chriſtliche Weltdrama in Deutſchland 377

Marie von Glaſer in Wien.
Zu ſpät. Erzählung 392

John Lubbock in London.
Erholung 403

Bibliographie 409
Ein Ausflug nach Braſilien und den La Plataſtaaten. (Mit Illuſtrationen.)

Bibliographiſche Notizen 412

Hierzu ein Portrait: Ola Hanſſon.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerſtr. 11, 13, 15.

Beilage zu dieſem Hefte
von
Franckh'ſche Verlagshandlung in Stuttgart. (Scherr, Illuſtr. Geſchichte der Weltlitteratur.)

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXIV (Juli bis September 1895), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Digitized by Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII

elegant broschirt zum Preise von ℳ 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von ℳ 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221

zum Preise von ℳ 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXIV. (Juli bis September 1895)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII

zum Preise von ℳ 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

.....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Cornell University
Library

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Ola Hanson.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monat[illegible]

[illegible]

von

Paul Lindau.

[illegible] Band. September 1895. — Heft 222.

Breslau.
[illegible]

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIV. Band. — September 1895. — Heft 222.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ola Hansson.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Hroswitha.

Erzählung aus dem 10. Jahrhundert n. Chr.

Von

E. v. Tymen.

— Breslau. —

Und das hätte der Priester gewagt?!"

Zorn und Ueberraschung blitzte aus Herrn von Rossows Antlitz. Fast schien er nicht zu glauben!

„Eckardus wagt Alles!" gab Graf Gero finster zurück.

„Ich sah es — selbst ungesehen — wie der Pöbel die Alte ergreifen wollte. Schon schien ihr Schicksal gesprochen, da — Gott weiß, woher er kam — deckte der Priester das Weib mit seinem Leibe: ‚Seid Ihr von Sinnen?! Nur über mich geht der Weg zu ihr!' — ‚Flieht die Hexe! die Hexe muß brennen!' knirschte der Pöbel. Aber unbeweglich stand Eckardus wie ein Fels: ‚So lange in meinen Adern ein Tropfen Blut rollt, brennt sie nicht. Sie nicht und keine, denn' — da brach das Lärmen neu hervor; gut, daß es seine letzten Worte verschlang! Die jungen Bursche eilten ihm zu Hilfe. Die Alte ist gerettet."

„Verflucht!" knirschte der Herr von Rossow.

Aber ein stolz freudiges Lächeln glitt über das Antlitz des jungen Mädchens, das mit glühenden Wangen und fliegenden Pulsen im Erker gelauscht.

„Den Heiligen sei Dank!" jubelte sie selbstvergessen. „Das sieht Eckardus gleich!"

„Spricht man mit Dir? Und hat er auch Dir schon den Sinn verwirrt?"

Der Herr von Rossow wandte sich rauh.

Es war streng, fast hart, das verwitterte Gesicht, und kein Zug darin, der Vertrauen oder gar Liebe hätte erwecken können.

Digitized by Google

Das Mädchen schrak zusammen. Tiefe Gluth ergoß sich über das zarte Gesicht bis hinab über den weißen Hals:

„Verzeih'. Es war nicht mein Wille. Ich — dachte laut."

Des Alten Gesicht wurde immer strenger.

„Das schien mir jüngstens öfter so. Verfluchte Angewohnheit! Ich werde Dich lehren müssen, daß Weiber überhaupt gar Nichts zu denken haben!"

„Vater!"

Sie sprang auf. Das blaue Auge blitzte. Der kleine Kopf hob sich stolz. Fast sah man in diesem Augenblick, daß sie seine Tochter war!

Er hatte sich auch ihr zugekehrt, der finstere Gero, und sein Auge blitzte auch. Etwas wie Ueberraschung lag in seinen Zügen. Er hatte eine Entdeckung gemacht, und sie schien ihn zu freuen.

Helena fühlte den Blick. Er war ihr ebenso neu, und sie senkte plötzlich das stolze Köpfchen, trat wieder zum Fenster und schaute in die Ferne. Nur die zarte Brust hob und senkte sich leise, und die Lippen bebten ein wenig.

„Nun, Du besinnst Dich schon."

Der Herr von Rossow wandte sich zu Gero:

„Ihr müßt Hochachtung vor meiner Erziehung bekommen nach solchem Betragen — in der That; aber ich glaube, an dem Kopf prallte selbst Eure Faust ab. — Freilich, was sie von Eckard spricht — pah, sie ist noch ein Kind!"

„Aber sie weiß wohl, was sie spricht!" knirschte Gero.

Laut sagte er:

„Seid nicht zu hart mit ihr. Eben weil sie ein Kind ist, ist es natürlich, daß der freie Ueberzeugungsmuth dieses jungen Schwärmers sie reizt. Hätte sie schon jetzt Ruhe und Ueberlegung, seine Sache zu prüfen und darum — wie billig — zu verurtheilen, sie wäre nicht jung."

„Schockschwerenoth!"

Der Alte sprang auf. „Ihr wollt dem Kinde doch nicht helfen gegen den Vater!"

Helena hatte sich gewandt:

„Bemüht Euch nicht, Herr Graf, ich bin nicht gewillt, Euch zu danken."

„Ah!"

Gero fuhr auf, aber ehe er Etwas entgegnen konnte, hatte sie das Zimmer schon verlassen.

„Da habt Ihr's!"

Der Herr von Rossow lachte rauh.

Aber der Zorn hatte es nur einen Augenblick geröthet, das dunkle, von der Leidenschaft durchfurchte Antlitz des Grafen. Gelassen ließ er sich wieder in seinen Lehnstuhl nieder und strich sich den wirren, schwarzen Bart.

Digitized by Google

„Ihr irrt. Das gefällt mir."

Wieder das heisere Lachen.

„Seltsamer Geschmack! Ich hätt' Euch für klüger gehalten."

Gero blieb ruhig.

„Das Mädchen hat doch Blut in den Adern! — Diese willenlosen Geschöpfe sind mir langweilig. Diese hier muß man wenigstens zwingen. Das frischt auf. Das giebt gesunde Bewegung. — Hört, Herr von Rossow — der Jüngste bin ich zwar nicht mehr; aber die Faust ist noch von Eisen: Ihr könnt mir das Mädchen zum Weibe geben!"

„Gero!"

Der Alte fuhr zornig auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte und Pocale und Weinkrug in's Schwanken kamen.

„Mag die Tochter nun sein, wie sie will, aber solchen Spott hat der Vater nicht verdient!"

„Seid Ihr von Sinnen?"

Der Graf drückte ihn wieder auf den Stuhl.

„Spott? — Ich red' im Ernst, im tiefsten Ernst! — Ich — pah! Ich will Euch nicht sagen, daß ich das Mädchen liebe. Das ist Knabenthorheit! Ueber die Jahre bin ich hinaus. Aber — nun das Leben ist einsam: man sehnt sich zuweilen nach etwas — Gesellschaft. Und dann: der Weg geht aufwärts! Man möcht' auch einen Erben, für den man ihn geht. Und zuletzt: nun, das Mädchen reizt mich. Ich meine, sie wird mir die Langeweile vertreiben! — Schlagt ein, alter Freund. Ich biete mit meiner Hand Eurem Kinde eine Zukunft. Die Letzte Eures alten Geschlechtes soll die Mutter eines neuen werden, das dem Euren an Ruhm nicht nachstehen wird."

Er wagte noch immer nicht, zu glauben, der alte, stolze, aber so bitter verarmte Edelmann, dessen Stolz eben nur noch auf der Vergangenheit ruhen konnte.

„Und das wäre Ernst, wirklich Ernst?" stieß er heiser hervor.

Etwas, fast wie ein mitleidiges Lächeln glitt über des Grafen rauhe Züge:

„Hörtet Ihr jemals, daß Gero scherzte?"

„Nein. Ihr habt Recht."

Feierlich erhob sich der Alte, und wie er sich so stolz aufrichtete, war er trotz des verblichenen Gewandes von fast ehrfurchtgebietender Vornehmheit.

„Ah! Markgraf! Ihr thut auch recht, Euch mit meinem Blute zu verbinden, denn älteres und edleres findet Ihr nicht. Und was Eurem Geschlecht vielleicht abgeht, das ersetzt mir Eure durch Manneswerth errungene Stellung."

Es war gut, daß der schwarze Wirrbart das leise Spottzucken der fast etwas zu breiten Lippen verbarg. Worte kamen nicht darüber. Gero schwieg.

Digitized by Google

Augenblicklich fuhr der Alte auch fort:

„Nahm ich Eure Rede für Spott, so war es allein das Wesen meiner Tochter, das Ihr erst eben recht abschreckend kennen gelernt!"

„Pah!" Gero lachte. „Der Geschmack von Vätern und Gatten ist zuweilen verschieden! Meint Ihr nicht, daß die Hand sie schon zwingen wird? — Schlagt ein!"

„Nun denn — mit Freuden!"

Der Markgraf verzog vielleicht ein wenig den Mund, wie er den sauren Wein an die Lippen setzte; aber der Becher, aus dem er ihn trank, war ja das Erbtheil eines alten Geschlechtes.

So dachte wenigstens der Herr von Rossow — und leerte ihn bis auf den Grund.

Gero leerte ihn auch, wenn es wohl auch nicht der Pocal war, der ihm den Trank erträglicher machte.

In der Thür war von Neuem das holde Mädchen erschienen. Scharf trennte sich die lichte Gestalt von dem vom Alter dunklen Getäfel der Wand. Sie war vielleicht gar nicht so auffallend hübsch; aber in dieser Umgebung wirkte ihre Erscheinung unendlich reizvoll.

Herr von Rossow bemerkte den Blick des Grafen, und wie er ihm folgte und die Tochter gewahrte, wurde sein Antlitz jetzt doch ein wenig freundlicher wie vorhin.

„Helena, komm einmal her, mein Kind."

Zögernd — schüchtern fast — gehorchte sie.

Er nahm sie bei der Hand und führte halb sie dem Grafen entgegen.

„Dein halb verträumtes und doch wieder so trotziges Wesen hat mir oft Sorge gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß ich an Dir Freude erleben würde. — Danke Diesem da, daß es doch geschieht, und bitt' ihm ab, daß Du ihn vorhin verletztest. Er hält Dich der hohen Ehre werth, Dich zu seinem Weibe zu machen."

Röthe und Bläße hatten während der ganzen Rede des Vaters auf des Mädchens Antlitz gewechselt, wie sie Geros Blick unverwandt auf sich gerichtet fühlte.

Wie von einer Natter gestochen, fuhr sie bei diesem letzten Worte zurück, und das helle Auge blitzte wieder wie vorhin.

„Das ist allerdings sehr gütig von dem Herrn Markgrafen, und Deine Freude, Vater — ich sehe es ein — berechtigt. Darum thut es mir leid, daß ich dieselbe zerstören muß."

„Wie? Faselst Du? — Sprich deutlicher!"

Er schüttelte das Mädchen, der Alte, und auf Geros Stirn war brennende Gluth getreten.

„Die Herren vergessen nur, daß auch in Weiberköpfen eigener Wille lebt; und dem siegesgewissen Herrn Markgrafen zum Gedächtniß: daß Ehrgeiz ein echtes Weib noch nie in die Arme eines Mannes gezwungen, und

Digitized by Google

das, was meinen Ehrgeiz reizen könnte, wäre doch das Einzige, worauf er bauen dürfte! Denn ein Mann, der etwa auf die immer zwingende Gewalt seines Wesens zählte, der hätte bei mir schon von vornherein verloren!"

„Mädchen!"

Der Alte bebte vor Wuth, und sprachlos griff Gero fester an sein Schwert. Man sah es: jede Fiber in ihm bebte.

„Mich, Herr Graf, gewinnt man nur durch Liebe, und Liebe ist ein freies Geschenk, das man nicht immer dem Würdigsten verleiht. Als solchen will ich Euch anerkennen. Das sei mein Dank! Mehr kann ich nicht."

„Ehrvergessenes Kind — Gero, hört sie nicht!"

Es war, als ob aller Zorn, den das Wesen seiner Tochter längst in ihm erregt, sich jetzt auf sie ergießen wollte. Unheilvoll glühten Geros Augen. Seine Zähne knirschten auf einander; aber nicht auf das Mädchen goß sich der Strom seiner Leidenschaft. Der Zorn des Vaters kühlte den seinen. Der edle Stolz in ihm war doch stärker als der beleidigte Hochmuth. — Oder war es noch etwas Anderes —: war er zu klug? — —

Mit eiserner Hand zog er den Alten zurück, und hatte die Stimme, mit der er sprach, auch einen eigenthümlich dunkel verhaltnen Klang — er schien ruhig:

„Scheltet sie nicht. Ihr wart zu schnell; Ihr habt sie erschreckt. Wär' sie minder scheu und stolz — sie wär' minder schön und minder begehrenswerth. Nun — lieb' ich sie erst! — Scheltet sie nicht. Nicht ihr, mir thut Ihr ein Leid, denn Ihr entfernt sie erst von mir."

Um Helenas Lippen zuckte es; aber sie sagte kein Wort.

Langsam schritt sie zum Erker und sah hinaus. —

Man sah es, der Herr von Rossow hätte sich am liebsten auf alle Beide gestürzt; aber eisern ruhte die Hand des Grafen noch immer auf seinem Arm.

„Nein, schweigt. Redet nicht im Zorn. Wir werden uns kennen lernen, und dann gelingt es mir vielleicht, mir, wenn nicht Helenas Liebe, so doch ihr Vertrauen zu gewinnen. Jetzt kommt mit mir; ich habe noch Einiges mit Euch zu reden. — Fräulein, auf Wiedersehen!"

Sie wandte nur ein wenig das Köpfchen und neigte es stumm. Sie sah ihn nicht an.

„Nun, wir sprechen uns doch noch!" knirschte der Alte; aber bebend vor Wuth gehorchte er doch der zwingenden Gewalt des Grafen und ging mit ihm. — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt wandte sie sich. Scheu, in namenloser Angst hing der bange Blick an der Thür, durch welche die Beiden sie verlassen. Seltsam starr wurde das blaue Auge — es war die schwüle Stille vor dem Sturm.

Ach, sie war gar nicht so ruhig, die stille Helena, so stolz wie sie schien. Jetzt, da sie allein war, brach sie zusammen und schluchzte, daß es einen Stein erbarmen konnte.

Digitized by Google

„O mein Gott, was soll nun werden! — Das — das hätt' ich doch nicht gedacht! Er und ich! — Was reizt ihn an mir, die er kaum kennt? — daß ich — jung bin?!"

Sie schnellte empor, und das helle Auge blitzte wieder so heiß wie vorhin:

„Ah!"

„Und die kleinen Hände ballten sich:

„Nun — hass' ich ihn! — hochmüthigster aller Männer, an meinem Weigern sollst Du erkennen, daß ich Deiner Liebe, die Du als eine Herablassung ansiehst, wahrlich nicht zu gering gewesen wäre!"

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. Sinnend sank der Kopf herab.

Da spielte ein holdes Lächeln plötzlich um den rothen Mund.

„Wie anders er doch sein mag — wie ganz anders! —

Wenn ich ihn mir denke — gewiß; ich würde immer geben, und er empfangen! — Thöricht eitles Weiberherz!

Aber es thut so wohl, zu beglücken! — Ach wahrlich, und er ist nicht schlechter als dieser! Und doch! Ihm würd' ich Alles sein und diesem — ein Spielzeug, ein Kind! — — — — — — — — — — — — —

Gottvergessene Sünderin!"

Tiefblaß wurde sie plötzlich. Sie bebte an allen Gliedern, und Todesangst sprach aus den großen Augen.

„So denk ich des Priesters! — Reine Jungfrau, verzeih mir!"

Und wie zu ihrem Schutzgeist griff sie nach der Laute, aber unsanft warf sie sie bei Seite, denn nur schrille Töne quollen unter den zitternden Fingern.

„Alle guten Geister fliehen die Sünderin!" flüsterte sie, und ihre Thränen versiegten. Kalt und starr war ihr Blick, wie sie sich langsam erhob.

„Von der Hölle gezeichnet, zum Unheil bestimmt!"

— „So lehrt Eckardus nicht, auf den Ihr schwört!" klang da eine ruhige Stimme an ihr Ohr. „‚Es giebt nicht Hexen, nicht Hölle und Teufel,' so spricht der Priester, ‚nicht Vorbestimmung zum Unheil. Der Herr will, daß selig werden *Alle*, die an ihn glauben.'"

Wohl schrak Helena zusammen bei dem unverhofften Wort; aber es war ein frohes Erschrecken.

„Und Du glaubst seiner Botschaft?" jubelte sie — beweglich wie sie war, fortgerissen von der Verzweiflung zur Freude.

Die Andere schüttelte das braune Haupt:

„Ich — nein! ‚Aber der Gerechte wird in *seinem* Glauben selig,' lehrt Eckard. Ihr glaubt ihm; nun, so freut Euch Eurer Freiheit."

Helena runzelte die Stirn:

„Dein Trost klingt mir wie Spott. Das ist schlechte Freundschaft. — Freiheit zur Sünde lehrt Eckard nicht. — Willst Du verletzen, triff mich, nicht ihn!"

Digitized by Google

Näher trat das braune Mädchen, und ernst legte sie die hartgearbeitete, aber wohlgeformte Rechte auf Helenas Schulter.

„Herrin, verzeiht ein offenes Wort. Daß ich nicht nur die Gespielin, sondern auch die Hüterin Eurer Kindheit war, giebt mir wohl ein Recht dazu. Des Priesters Weisheit versteh' ich nicht — ich weiß nur, daß sie anders ist, als das, was die Kirche lehrt von Alters her. Ihr seid zwar klüger als ich — aber klüger als unsere Väter? — Fräulein, Ihr liebt den Mann, darum liebt Ihr seine Lehre!"

„Irmentraut!"

Wieder blitzten Helenas Augen so heiß und stolz wie vorhin.

„Ja, ich liebe ihn! Ich bin stolz genug, zu bekennen, was ich verbergen sollte! Aber Gott weiß es: nicht die Lehre um den Mann — den Mann lieb' ich um seine Lehre!"

Hochaufgerichtet, stolz stand sie da. Ein seliges, sieghaftes Lächeln schwebte um den kleinen Mund.

Aber mitleidslos schüttelte Irmentraut das Haupt:

„Ihr schwärmt, Ihr täuscht Euch selbst. Vieles, was Eckard lehrt, mag gut und recht und schön sein. Aber das Hergebrachte ist Hüter des Friedens. Bröckelt ein Stein vom alten Bau, dann fällt ein zweiter bald. Zuletzt wird das Ganze zum großen Trümmerhaufen, der uns begräbt. Seht, Herrin, Ihr seid auch nur ein furchtsam Weib, und innerlich zittert Ihr und bangt, wenn sein tollkühner Geist die Fesseln sprengen will, die freilich oft drücken, uns aber schützen vor dem Verderben. Aber Ihr liebt den Mann; darum sagt Ihr ‚Amen', auch wenn er lästert!"

Wieder schüttelte Helena den Kopf:

„Du kennst die wahre Liebe nicht. Sie ist nicht blind. Vielmehr macht sie uns sehend, und schärfer schau ich jeden Fehler an dem, der meinem Herzen theuer ist. Was ich Anderen gern verzeih', ihm seh' ich's nicht nach, weil ich ihn besser und größer wünsche, als Andere sind."

Irmentraut zuckte die Achseln.

„Nun, das Streiten hilft Nichts mit Einem, der geschworen hat, daß er sich nicht überzeugen lassen will. — Nur Eines bitt ich Euch, Herrin, — doch nein, das hilft Nichts: Euer eigen Selbst hat nun den Werth für Euch verloren. — Fräulein, aber für ihn bangt Ihr doch — so wahret ihn vor Schande!"

Brennende Gluth war auf des Mädchens weiße Stirn getreten.

„Was glaubst Du von mir!" Und eine große Thräne rann ihr über die zarte Wange. „Ich will vor Qual und vor Sehnsucht vergehen; aber er — stolz und rein soll er bleiben auf seiner Höhe, und die kleine Welt soll zu ihm beten!"

* * *

Digitized by Google

Entfernt vom Dorfe, einsam lag das Häuslein der alten Gertrudis. Niemand wollte in ihrer Nähe sein, und wer vorbei gehen mußte, der schlug ein Kreuz.

Die Kinder erzählten sich, daß sie das Wetter mache, und die Großen erbaten sich früher vom Herrn Pfarrer Schutzsegen für Haus und Hof und Acker und Vieh. Denn man munkelte Allerlei von bösem Zauber und Hexenkünsten, die die Alte trieb.

Eckard freilich gab keinen Schutzsegen; saß er selbst doch sorglos auf der Herdbank und sah zu, wie die Alte das bescheidne Nachtmahl bereitete, und lauschte der Mär aus vergangener Zeit, die sie leise manchmal stockend erzählte.

Ach, sie war alt, sehr alt, und hatte viel gesehen und erlebt, seit sie mit ihren schimmernden Augen und dem leuchtenden Rothhaar den jungen Herrn von Rossow, einen viel älteren Bruder des jetzigen, verhext — wie man damals sagte.

Als sein Vater es gemerkt, da war er zornig, sehr zornig geworden und hatte gefordert, der junge Ritter sollte sich mit einem vornehmen Fräulein vermählen, das längst seine Braut gewesen. Und wie kein Flehen geholfen und man ihn zum Traualter geschleppt, da, als er das Jawort geben sollte, war er besinnungslos umgefallen. Fern im Dunkel aber, da hatte man ein schluchzendes Weib bemerkt. Man hatte ihn nach Hause getragen und eine Woche später den nun ewig stummen auf den Friedhof gebettet. Seitdem hatte Jeder scheu die nun so bleiche Gertrudis gemieden, und Jeder machte ein Kreuz, wenn er die Schluchzende auf dem Grabhügel gewahrte. Und als sie wenig später nicht mehr allein kam, sondern einen blonden, rosigen Knaben an ihr Herz preßte, da war des Aergernisses kein Ende. Und eines Tages hatte der alte Graf ihr das Kind entreißen lassen und Wachen auf den Friedhof gestellt, daß ihr Fuß ihn nimmermehr entweihen sollte.

Und wie herzzerreißend sie gefleht und gebeten, wie herzbezwingend auch ihre Schönheit mitgesprochen — eben die war ihr Verhängniß! Wie der harte Mann auch sein Herz erschüttert fühlte, da hatte er mit einem Fußtritt die Hexe vor die Thür gestoßen, und wenig fehlte, so hätte sie schon damals brennen müssen.

Der Knabe blieb verschwunden, der Friedhof blieb verschlossen, da schloß auch ihr Herz sich zu gegen Jeden, der selbstgerecht an eigene Tugend glaubte, gegen jeden, dem es unverdient gut ging.

Und wie sie sah, daß das der Menschen Mehrzahl ist, da wurde ihre Seele immer bitterer. — — — — — — — — — — — — — —

Sie lachte jetzt — wohl zum ersten Mal seit jener Zeit — es war ein bitter trauriges Lachen voll Spott und Verachtung: „Wahrhaftig, nun hab' ich — gebeichtet! hätt's nicht gedacht; aber man vergißt, daß Ihr ein Pfaff seid!"

Digitized by Google

„Mütterlein, was kümmert Euch das!"

Leise mißbilligend schüttelte er den Kopf. „Ihr solltet doch im Menschen nur den Menschen sehen! — Ja freilich, die Menschen haben's Euch nicht gelehrt — nun, so will ich's Euch lehren!"

Er hatte sich erhoben.

Er war nicht groß, fast zart die schmächtige Gestalt, fast zu blond das lichte Haar. Und doch! Wie es die mächtige Stimme so siegesgewiß sprach, dies „so will ich's Euch lehren," — wie das große, fast zu große tief dunkle Auge sich so zwingend auf die Alte richtete, da war sein ganzes Wesen von fesselnder Gewalt, und freundlicher wurde Gertrudis Antlitz:

„Ja Ihr!" nickte sie. „Ihr seid ein Mensch. Aber nicht Viele sind's. Und darum — wenn ihr Euren Weg machen wollt, so seid ein Pfaff! Flieht Gertrud, wenn Ihr sie nicht tödten wollt. Aber hört, es wird Euch bös bekommen, daß Ihr die Hexe nicht brennen laßt."

Stolz hob der Priester das Haupt:

„Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich Gott anheim. Und nun besinnt Euch, Mütterlein. Nehmt den Schutz meines Hauses an. Ihr seid nicht sicher hier."

Heftig schüttelte die Alte das Haupt.

„Doch, Herr Eckard, doch! In das Haus der Hexe wagt sich kein Christenmensch, und Ihr seid dem Teufel verfallen, wenn ich das Eure betrete. Nein, erwidert Nichts; Ihr seid sehr gut. Ich weiß, was ihr sagen wollt; aber ich geh' nicht mehr von hier, wo ich alt geworden und wo ich glücklich gewesen!"

„Sie hat recht, Herr Eckard," klang es da leise von der Thür her, „aber Ihr seid sehr, sehr gut."

Und wie sie sich wandten, die Beiden, da stand Helena in der Thür, hold und licht wie ein Frühlingstag, das leuchtende Auge voll heißer Bewunderung auf den bleichen Mann gerichtet.

Er war seltsam verwirrt. Und weil er nicht wußte, wie ihm geschah, klang seine Stimme fast rauh:

„Was sucht Ihr hier, Fräulein von Rossow? Ihr werdet's Eurem Vater büßen müssen!"

Sie schrak zusammen bei dem harten Klang. Aber nur einen Augenblick, dann hob sie den Kopf. Etwas fast wie Schelmerei spielte um den rothen Mund, als sie dennoch tiefernst erwiderte:

„Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich Gott anheim."

Tiefe Röthe färbte des Priesters Stirn.

Sie achtete es nicht. Sie wandte sich jetzt zu Gertrudis mit einem unendlich liebreichen Lächeln.

„Freilich, gut machen kann ich Nichts — nur abbitten und Euch an Menschen glauben lehren."

Digitized by Google

Sie sprach nicht, sie rührte sich nicht, die Alte.

Wie aus einer anderen Welt, so ruhte ihr glühender Blick auf der jugendfrohen Gestalt — lange, lange, bis endlich ein paar Thränen — die ersten wieder — über die welken Wangen rollten.

„Friedemann," flüsterte sie, „als wärst Du Friedemanns Tochter, so schaust Du aus — so ähnlich! so schön!"

Und nun brach sie zusammen, und ein Strom von Thränen quoll aus der bebenden Brust.

Und Helena kniete an ihrer Seite, und leise liebkosend schlang sie die weichen Arme der Alten um den Hals, und dann hob sie wieder den rathlosen, hilfeflehenden Blick zu dem jungen Priester.

„Was soll ich thun?" flüsterte sie.

Aber er antwortete nicht.

Er neigte sich auch nur tiefer zu der Alten, und stumm ruhte sein mächtiger, räthselhafter Blick auf dem Antlitz des Mädchens, so unverwandt, daß sie verwirrt die Augen senkte. Da kam er zu sich.

Er wandte sich jäh und schritt zum Fenster.

„Es ist ein Zauber," flüsterte Gertrudis und schaute Helena an, „der in diesen süßen Augen wohnt. Kind, Kind, was läßt Du die Todten auferstehen! Ja, es wohnt die Auferstehung in diesem Blick — und doch — der Tod! — Kind, hörst Du, wenn Du an Pfaffen glaubst, dann laß Dir einen Schutzsegen geben auf Deine Augen — hörst Du — von dem Herrn Eckard dort!"

Sie sprang auf und sah von dem Einen zu dem Andern, von dem rathlosen Kinde zu dem bebenden Mann.

„Aber nein, der Herr Eckard ist kein Pfaff, der ist ein Mensch; und wenn er sie feien soll, Deine Augen, dann wird er sich verbrennen."

„Gertrudis!"

Das Mädchen sprang auf. Und wie ihr nun graute vor der Alten, da wußte sie doch keinen andern Weg als zu ihm.

„Sie ist wahnsinnig," flüsterte sie, und schutzsuchend klammerte sie sich an Herrn Eckard.

Einen Augenblick bebte die Hand, die die ihre beruhigend faßte; aber die Stimme klang ruhig, als er mild entgegnete:

„Fürchtet Euch nicht. Es ist nur die Aehnlichkeit — es ist die lang erduldete Qual eines ganzen Lebens, die sich nun Bahn bricht."

Und so war es.

In einen Strom erleichternder Thränen löste sich bald die Erstarrung, und willenlos duldete die völlig Ermattete es nun, daß Helena sie auf ihr Lager bettete — sanft, aber doch fest und bestimmt.

Und fast wie ein Lächeln glitt es über das welke Antlitz, als das Mädchen, sorglich wie eine liebende Tochter sich um sie bemühte und so viel Behaglichkeit um sie zu verbreiten suchte, als die ärmliche Kammer es eben zuließ.

Digitized by Google

Stumm verfolgte sie jede ihrer Bewegungen — nur zuweilen glitt ihr Blick nach dem Priester; aber er lehnte mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Aber wenn es still im Zimmer war, dann hörte man: sein Athem ging rasch und schwer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war dunkel geworden, und er mußte das Fräulein von Rossow nach Hause geleiten.

Helenas Herz schlug höher, und doch eine seltsame Bangigkeit überkam sie.

„Man wird Euch schelten, so man Euch bei mir sieht!" wehrte sie scheu.

Aber Herr Eckard schüttelte den Kopf; seine Stimme klang fast rauh:

„Was müßt Ihr mich an den Priester gemahnen! Ich meine, seine Pflicht heißt, wie die jedes Mannes: die Schwäche schützen!"

Helenas Auge leuchtete auf; aber der Mund sprach anders:

„Die Kirche sagt: „Der Priester ist kein Mann."

Sie schrak zusammen, so bitter lachte er auf. Ein vernichtender Blitz traf sie aus dem dunklen Auge.

„Was wehrt Ihr dann meiner Begleitung! Und wärt Ihr noch tausendmal schöner, dann dürfte ich Euch folgen überall.

Hastig schritt er vorwärts.

„Verzeiht!" wehrte sie tief erschrocken, „ich meinte nur —"

„Laßt nur," beruhigte er sie wieder milder, „ich weiß schon, wie Ihr es meintet."

„Daß das Priesterkleid Euch der Ritterpflicht entbindet," vollendete sie zaghaft.

Doch er schüttelte den Kopf.

„Und ich leugne das! — Ich halte es nicht für des Priesters Pflicht, Vorurtheile anzuerziehen, zu stützen und zu bewahren. — Er habe Muth, sie zu zerstören! Nur höchste Menschlichkeit vollenden, das ist sein heilig' Amt."

Wieder traf ihn ein leuchtender Blick aus dem blauen Auge. Des Mädchens Brust hob und senkte sich hastig. Aber sie schwieg.

Und auch Eckard blieb stumm.

Der Mond lugte durch's Gezweig und wunderte sich, wie die Beiden dahin eilten, so nah und doch so fern!

Der Waldbach plauderte und schmiegte sich schmeichelnd der moosigen Erde an die weiche Brust und hüpfte dann lachend und höhnend von dannen. Aber im dunklen Gebüsch, da klagte die Nachtigall so süß und so sehnsuchtsschwer. — Da wird es so heiß im jungen Herzen. Man möchte die Arme ausbreiten und — — — —

Immer hastiger schritten die Beiden vorwärts.

Helena bebte.

Ihre Wangen glühten. Vor ihren Blicken flimmerte es.

So nah ihm! Und so spät! Und so allein!

Digitized by Google

Heiße Seligkeit durchrieselte sie. — Und doch! sie bebte vor ihm, und wie ein geängstetes Reh eilte sie vorwärts.

Und fast noch mehr beschleunigte Eckard den Schritt. Die Luft war so blüthenschwer.

Es legte sich ihm auf die Brust. Er hatte keine Luft.

Und doch! Wäre er stehen geblieben — scheu sah er nach dem Mädchen — nein, nein!

Nun war's ihm, als sei's ihre Nähe, die ihn bedrücke.

„Die Auferstehung," flüsterte er, „und doch — der Tod! — Ich glaube, sie hat Recht!"

Und er machte das Zeichen des Kreuzes.

„Wenn es ein Zauber ist, Mutter Maria, so hilf."

Doch auch als er sie, am Schloß angelangt, verlassen, stumm nur sich neigend, ohne die Hand zu bemerken, die sie ihm reichen wollte — ihm wurde nicht leichter.

Und zum ersten Mal in seinem Leben fand er keine Befreiung im Gebet.

* * *

Es war der Alpdruck einer Nacht.

Als der nächste Tag golden und rosig erwachte, da freilich wußte er Nichts mehr von Beklommenheit und Furcht.

Er war gewohnt, immer geradeaus zu gehen, und fühlte in sich die Kraft, das Rechte zu thun. Er war viel zu stark und zu edel — für ihn gab es keine Macht, die stärker ist als der Wille zum Guten, keine, die diesen Willen umlenken und dann stählen kann — auf verhängnißvoller Bahn.

Wenigstens er kannte sie nicht, und darum fürchtete er sich auch nicht.

Sorglos streifte er umher, hier und da seine Beichtkinder grüßend mit einem freundlichen Wort, mit einer theilnehmenden Frage. Die Armen liebten ihn, denn er hatte immer eine offene Hand. Und er kannte Kräuter und Naturkräfte und wußte Salben und Säfte zu bereiten. Manchen Sterbenden, den er schon mit den heiligen Sacramenten versehen, hatte er mit seinen Arzeneien wieder zum Leben erweckt. Freilich die Frommen verdachten ihm das: wie durfte er so dem lieben Gott in's Handwerk pfuschen! Er stand sicher mit dem Teufel im Bunde. — Und wo er Freunde gewann durch seinen Freimuth, da machte er sich wieder Feinde durch seine Strenge: manch Einem hatte er die Absolution versagt, weil er von der Sünde, die er beichtete, nicht ließ.

Das sollte jetzt der Anfang zum Unheil werden.

Er runzelte die Stirn, als er einen dieser Verstockten, den „laugen Cunrad" mit dem Markgrafen daher kommen sah, ein widerliches Grinsen um den breiten Mund, als er den Priester gewahrte.

Schon ahnte er Böses, als er Geros finstern Blick voll Haß auf sich gerichtet sah.

Digitized by Google

Aber mit einer Geberde des Ekels wendete der Graf sich zunächst gegen den Burschen.

„Geh, Du Schuft! Und sorge vor Allen, daß ich Dich nicht wieder sehen muß. Dann aber" — und sein Ton wurde unerbittlich streng; er deutete auf Eckard — „hüte Dich, daß Du diesen mit Deinen schmutzigen Anschuldigungen befleckst. Du willst Nichts, als Dich rächen, weil er Dir thut, wie Dir gebührt. Geh!"

Ein gebieterischer Wink — noch wollte der Bursche Etwas erwidern — ein zweiter, der einer Drohung glich! Feig gehorchte er. Aber verstohlen ballte er die Faust gegen Eckard.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Männer standen sich gegenüber — Auge in Auge.

„Ich fühle es," brach Eckard endlich das Schweigen, „Ihr spracht für mich, weil Euch graut vor Gemeinschaft mit diesem. — Aber Euer Blick ist voll Haß. — Nun, wir sind allein."

„Eure Klugheit spart mir Mühe." Und finster trat Gero dem Priester näher. „Als Ihr dem alten Weib das Leben rettetet, hinderte ich Euch nicht, obwohl ich nahe war; aber," und sein Blick wurde drohend, „wenn ich Euch einmal mit dem Fräulein von Rossow auf nächtlichen Spaziergängen treffen sollte, so hütet Euch, Priester!"

Eckard wurde bleich bis in die Lippen; aber nur einen Augenblick. Dann färbte eine dunkle Blutwelle die hohe Stirn, und das mächtige Auge blitzte.

„Herr Markgraf, wollt Ihr mich verletzen, nach Belieben! Aber greift Ihr die Ehre des Fräuleins an, als deren Wächter ich sie gestern Abend geleitete, so muß ich Genugthuung fordern."

Der Markgraf sah ihn an: so sehr der Priester ihn überraschte, das gefiel ihm! Aber nur einen Augenblick. Dann wurde seine Miene nur finsterer, und der Ton, mit dem er sprach, klang eisig:

„Ihr vergeßt, daß Ihr Priester seid und die Ehre des Fräuleins von Rossow Euch garnichts angeht. — Sie geht viel besser allein, als unter Eurem Schutz."

Eckard preßte die Lippen fest zusammen.

„Nun, Herr Markgraf, wenn das Fräulein noch einmal in die gleich hilflose Lage versetzt sein sollte, so werde ich ihr die Entscheidung überlassen. Wenn sie klein genug ist, sich zum Sklaven des Vorurtheils zu machen — schade!"

„Ha, Ihr seid kühn!"

Nun wurde der Markgraf blaß und roth.

„So denkt Ihr weiter! — Eckard, ob auch frei, so glaubte ich Euch einen reinen Priester."

Eckard sah ihn fragend an. Er schüttelte den Kopf.

„Ich — verstehe Euch nicht."

Digitized by Google

„Du — verstehst mich nicht?“ Näher trat ihm Gero, und eisern faßte er des Priesters Hand. „Thust Du's wirklich nicht, noch nicht, dann flieh das Mädchen.“ Und immer drohender wurde sein Blick. „Was willst Du ihr sein — Freund? — Es giebt nicht Freundschaft zwischen einem Mann und einem jungen Weibe! Es sei denn, der Mann hätte selbst ein Weib, das er liebt, — mehr als das! Des Mannes Liebe gleicht der zügellosen Flamme, die immer weiter glüht und Alles an sich reißt, je mehr, je mächtiger — es sei denn, er hätte ein Weib, das ihn liebt mit aller Kraft der starken Seele! Die zügelt jene Flamme und macht sie sich zu eigen, ein Segensquell dem eignen Selbst, der ganzen Welt; doch solch mächtige Liebe ist selten. Und Du, Priester, Du hast kein Weib!“

* * *

Laut und lärmend ging es zu im Wirthshaus der Frau Irmingardis. Alt und Jung aus der Umgegend war versammelt, und die Weiber und Kinder lärmten nicht zum Mindesten. Die Männer hatten lange getrunken, und rothe Gesichter wechselten mit finsteren und verängsteten Mienen.

Aber der lange Cunrad suchte Alle zu überschreien.

Wilder Haß sprühte aus seinem Auge, wie er mit dem harten Steinkrug auf den Tisch schlug, daß es dröhnte und krachte, und Frau Irmingardis, die blitzsaubere Wirthin, recht bange nach ihm schaute.

„Tugend predigen! Ha, das ist leicht! Unsereines schickt er heim aus dem Beichtstuhl, — pah! wegen so einer lumpigen Dirne! Und er! — da seht den frommen Herrn zur Nachtzeit im Walde mit dem Fräulein!“

„Das lügst Du!“ fiel ihm Frau Irmingardis in's Wort. „Das Fräulein ist rein wie ein Engel. Das wißt Ihr Alle und meine Pathin Irmentraut am besten.“

„Ha, ha! möglich!“ Cunrad brach in ein rohes Lachen aus.

„Sie kann ja gebeichtet haben!“

Und lärmend stimmte die Menge ein.

„Und von dem werden wir uns beherrschen lassen?“

Er sprang auf. „Ha, niemals! — werden uns zwingen lassen, unser Leben, unser Hab und Gut von der Hexe da draußen verderben zu lassen? — Niemals! sage ich zum zweiten Mal! Die Hexe muß brennen!“

„Ja, die Hexe muß brennen!“ stimmte die Menge kreischend ein.

„Woher das Hagelwetter, das uns alle Saaten zerschlägt, woher die Seuche, die unser Vieh uns tödtet? — Gertrudis macht's! Und so lange die Alte ihr Wesen treibt, werden wir keinen Wohlstand haben! — Ja, und der Priester, der schützt sie; denn er hält es selbst mit den Kräutern und Salben.“

„Ja, er hat es von der Alten gelernt,“ fiel ein Anderer ein. „Ich sah ihn oft mit ihr im Walde. Und sie lehrte ihn Mischung und Sprüche.“

„Aber sie waren heilkräftig, die Salben,“ fiel ihnen ein junges Weib in's Wort, „mir hat er den Buben gerettet.“

Digitized by Google

„Gott that's! Oder der Teufel!" donnerte Cunrad. „Und wenn's der Teufel war, dann hätt'st Du den Buben besser verloren!"

„Ja, besser todt!" kreischten die Anderen, und Viele machten das Kreuz.

Weinend schmiegte der Knabe sich an die Mutter, und sie wußte das arme Kind kaum zu beruhigen.

„Ja, Ihr hättet ihn besser begraben," tönte da eine hohle Stimme in die Menge, „denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Alle wandten sich.

Da stand mitten unter ihnen ein Mönch in brauner Kutte, barfuß, die Geißel an der Seite, nur einen Kranz brandrothen Haares um das habichtartige Gesicht, und auf diesem Antlitz stand geschrieben: „Wie ich die fröhliche Welt fliehe als den Vorhof der Hölle, so habe ich Freude an ihrer Vernichtung — zur Ehre des Reiches Gottes."

O wie fanatisch die Menge auch sein mochte, dieser Anblick wirkte doch lähmend. Einen Augenblick schwieg der rohe Lärm.

„Begnadigt scheint Ihr mir," fuhr der Mönch fort, „daß auch da, wo dieses Eckard Fehle Euch dienlich sind, Ihr das Spiel der Hölle erkennt.

Ja, Gott hat Euch zur Geißel berufen für diesen Gottvergessenen und seine ganze Brut. Und mich Unwürdigen hat er zum Werkzeug ersehen, Euch diesen Weg zu lehren und zu führen!" — — — — — — — —

„Kuno, Du?" brach da Cunrad aus, der lange schweigend den Braunen angestarrt, „Du, ein Mönch!" und er lachte — lachte schallend.

Zorn röthete des Bruders Angesicht; aber nur einen Augenblick; dann entgegnete er ruhig und salbungsvoll:

„Fra Anselm ist nun mein Name.

Der wilde Kuno, den Du kanntest, starb, und rein erstand ein neuer Mensch aus dem Feuerquell der Buße.

Komm, empfange gleiche Wohlthat nun von mir. Denn Schlüssel, zu lösen und zu binden, ließ uns der Herr, und keines Priesters Recht ist es, zu versagen, was er geben wollte. Kommt, helft mir vernichten diesen verlorenen Sohn unser heiligen Mutter, und der Herr wird es Euch segnen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Und los sprech' ich Euch aller Sünden, die Ihr begangen und begehen werdet, bis Eckardus fiel und die Hexe brannte!"

„Amen!" klang es aus Aller Munde, und Weiber und Kinder fielen auf die Kniee.

Nur die Mutter nicht mit dem Knaben!

* * *

Graf Gero und der Herr von Rossow hatten eine lange Unterredung.

Wieder einmal war der Alte bleich vor Wuth, aber der Markgraf forderte eisernes Schweigen.

Digitized by Google

„Es ist die Ehre Eurer Tochter, die ich besorge, und als ihr künftiger Gatte will ich ein Recht, sie zu schützen — um jeden Preis. Darum sprach ich mit Euch — nicht aus niederer Lust der Angeberei, und wehe Euch, wenn Ihr durch ein Wort mich verrathet!

Ihr macht meine Absichten zu Schanden!

Sie muß mein Weib werden — augenblicklich.

Oder sie muß für eine Zeit im Kloster bewahrt werden."

Der Herr von Rossow lachte bitter:

„Und Ihr meint, das Kloster sollte sie sichern vor dem Priester?"

Geros Auge blitzte:

„Ihr habt Recht. Die Liebe findet den Weg. — So darf ich sie zwingen, wie es auch sei?" — — — — — — — — — — — —

Wie er den Grafen vor sich sah so wildentschlossen, da regte sich doch das Gewissen des Vaters; aber nur einen Augenblick: war es denn ein Unrecht, die Thörin zu zwingen zum Glück?!

„Ich geb' Euch Freiheit," stieß er heiser hervor. „Graf Gero ist zu groß, als daß er mich betrügen könnte!"

* * *

Seltsam unruhig war Helena.

Ihr war so angst und bange.

Die Mauern des väterlichen Schlosses, sie waren so kalt und so grau.

Fröstelnd floh sie in den grünen Wald, aber so recht wohl wurde ihr auch hier nicht.

Der Himmel war so blau, die Bäume waren so grün!

Und die Welt war so goldig.

Ach, sie hätte jetzt zuweilen aufjubeln mögen über all' die Schönheit, viel tausend Mal mehr denn früher.

Und doch, dann war ihr wieder so bange. Ihr fehlte Etwas; sie wußte nicht, was. Im West sank goldig die Sonne. Ein schimmerndes Abendroth verklärte die Welt.

Da naht die Zeit der Sehnsucht.

Und sie ahnte es jetzt: Der Friede naht nur, wenn Herz am Herzen ruht.

Ja, freilich, auch ungestillte Sehnsucht hört endlich auf zu fragen; aber dann ist es ein kalter Friede, der in die gequälte Brust einzieht. Die Thränen sind versiegt; aber weil der Frost sie zu Eis erstarrte. Und schön ist auch der Winter; aber Blüthen treibt er nicht. Was Wunder, wenn ein junges Herz zurückbebt vor solcher Zukunft!

Helena seufzte tief und schwer, und die großen Augen schimmerten in feuchtem Glanz.

Ja, sie liebte ihn!

Ach, daß man an ihrer Unbefangenheit gerüttelt hatte!

Digitized by Google

Vorher hatte ſie nicht darüber nachgedacht; aber als Irmentraut es ihr vorwarf, da war's ihr zum Bewußtſein gekommen! Und er! Noch fühlte ſie das Beben ſeiner Hand, noch ſah ſie den tiefen Blick, noch hörte ſie den gepreßten Athemzug, und ſie war Weib genug, um zu wiſſen, was er nicht wußte!

Denn er wußte es nicht! Nein, Gott ſei Dank:

„Nun ſchütz' ihn, Herr, vor Elend und Qual. Gefahrlos hält ſich der Mondſüchtige über dem Abgrund — ſo lang er träumt! Und ſicher kehrt er zurück. Aber weckt Ihr ihn, dann ebenſo ſicher ſtürzt er hinab.

So hilf, Gott, hilf, daß ſie ihn nicht wecken, wie ſie mich geweckt haben."

Und haſtiger eilte ſie vorwärts.

Aber dann glitt doch ein ſeliges Lächeln über ihr Antlitz. Was weiter denken und um die Zukunft klagen!

Noch lachte der Tag, noch blühte die Wange. Und das Künftige lag in grauer Ferne.

Soll man denn ſchon das Heute nicht genießen, weil man vielleicht morgen leiden muß? Das wäre ja Thorheit! Nein, nein! Freute man ſich immer deſſen, was man hat, man hätte gar nicht Zeit zu klagen.

Immer heiterer wurde ihr Antlitz. Immer ſchneller ſchritt ſie vorwärts. Es zog ſie zu Gertrud — ſeine und ihre Schutzbefohlene!

Da war doch ein Stück Gemeinſchaft mit ihm!

Und höher klopfte ihr Herz, wenn ſie zurückdachte an ihr letztes Zuſammenſein dort! — — — —

Doch was war das, Stimmen — Streit? — —

Da ſtockte ihr Fuß! — — — — — — — — — —

„Und wenn es bis zum Aeußerſten kommt, thut, was Ihr wollt, ich thue, was ich muß!"

Einen Augenblick tiefe Stille —

„Nun denn!" brach da eine fürchterliche Stimme los, „ſo empfange, was Dich lüſtet!"

Und ein ſchwerer Krach folgte dann.

Laut auf ſchrie Helena und ſtürzte vorwärts.

Aber hochaufgerichtet ſtand Eckard in der ſchmalen Thür der gebrechlichen Holzhütte.

Am Boden lag Cunrad und neben ihm ein wuchtiger Baumſtumpf. Den nächſten handlichen Stamm hatte der rieſige Kerl ergriffen, aber geſchmeidig wie eine Katze war Eckard dem Schlage ausgewichen. Und weil der Hieb in die Luft ging, ſo riß ſeine Wucht den Mann zu Boden.

Im Augenblick hatte der Prieſter ſeinen Platz wieder eingenommen, der unverhoffte Fall, der Schrei Helenas, Alles hatte die Umſtehenden gelähmt. Cunrad war der Erſte, der wieder zu ſich kam; aber blaß vor Wuth und Schmerz ſank er ſtöhnend zurück.

„Rächt mich! 's iſt aus mit mir!"

Und dann quoll ein ſchwarzer Blutſtrom aus ſeinem Munde.

Digitized by Google

Da rafften sich die anderen Burſche auf:

„Ja, rächt ihn!“

Und nun wollten ſie ſich auf Eckard ſtürzen.

„Haltet ein!“ rief da Helena, und feſt umklammerte ſie den bleichen Mann.

„Seht Ihr nicht, daß Gottes Hand mit ihm iſt!“ und ſchaudernd deutete ſie auf Cunrad, „habt Ehrfurcht vor dem Tod“.

Ueberraſcht und verwirrt taumelte Eckard zurück und ſeine Angreifer desgleichen.

Aber da raffte Cunrad noch einmal ſeine Kraft zuſammen.

Gräßlich gellte ſein Lachen durch die Waldesſtille:

„Glaubt Ihr's nun? Und wollt Ihr beben vor der — Dirne?! Nicht nur ſterben muß ſie, nein — gefoltert werden — brennen — ſo — wie — er.“

Auf ſtöhnte Helena, aber nur einen Augenblick.

Feſter, immer feſter umſchlang ſie den Mann.

Da durchglühte Eckards Adern neue Kraft.

Er riß ſich los von dem Mädchen, und eh' die Halbbetäubte ſich wehren konnte, drängte er ſie in die Hütte.

In der nächſten Minute lag er in ſchwerem Ringkampf.

Was ihm an Kraft mangelte, das erſetzte er durch Gewandtheit und Schnelligkeit; aber die Uebermacht war zu groß.

Schon wäre er faſt unterlegen, da flog über ſeine Schulter eine Wolke und eine zweite und eine dritte.

„Teufel!“ ſchrie der Eine auf.

„Die Hexe!“ brüllten die Andern, „wir ſind geblendet!“ und ſie taumelten zurück.

„Was ſoll das?“ klang's da in ſtrengem Tone.

Ach, die Stimme, vor der Helena ſonſt zitterte, jetzt klang ſie ihr zaubermächtig wie Muſik.

„Rettet ihn!“ ſtieß ſie flehend hervor, „ſchützt ihn!“

Dann brach ſie bewußtlos zuſammen — zu den Füßen des Markgrafen. — — —

Ja, Eckard war gerettet, und zum zweiten Male Gertrudis durch ihn!

Denn wie die Burſche jetzt endlich zu ſich kamen und ihre Wuth in Flüchen und Anklagen entladen wollten, da lachte Gero nur recht verächtlich:

„Zauber? — Sand war's! Weiberklugheit, die über Eure Rohheit ſiegte! Der nächſte Quell macht Euch wieder ſehend.“

Immer beißender wurde ſein Spott. „Ihr mögt es dann dem Herrn Papſt berichten, daß der ihn als heilig erkläre!“

Die Gegenwart des Markgrafen allein genügte ſchon, die Wuth zu bannen. Aber er hatte Begleitung, und ſo wäre ohnehin jeder Widerſtand vergeblich geweſen.

Digitized by Google

Stumm schlichen sie von dannen, auf eine gebietende Bewegung Geros hin sogar den leblosen Cunrad zurücklassend, froh, daß ihnen selbst die Freiheit geschenkt wurde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Unbeweglich stand der Graf, finster die Arme übereinandergeschlagen, schaute er auf Helena hinab. Um den festgepreßten Mund zuckte es zuweilen, wie Gertrudis und — Eckard sich um die Bewußtlose bemühten.

Er konnte des Priesters Antlitz nicht sehen, wie dieses sich tief über das Mädchen neigte; aber des Mannes Schläfe war tief roth, und sein Athem ging hastig.

Gero war es, als bebte die Hand, die auf der weißen Stirn nach Leben fühlte, und als glitte sie — aus Versehen — auch über das goldige Gelock.

Da hob Helena die Wimper. Als wäre ihr die Welt fremd geworden, wie ein neugieriges Kind, so schaute sie um sich. Dann traf sie Eckards Blick. Ein seliges Lächeln spielte um den bleichen Mund: „Wir sind gestorben," flüsterte sie, „und nun darf ich Dein sein, endlich Dein."

Da klirrte leise das Schwert an Geros Seite.

Entsetzt fuhr sie auf:

„Alle Heiligen, steht uns bei, wir leben ja noch!"

Und brennende Röthe färbte ihr Antlitz, als sie von Einem zum Andern schaute und sich jetzt bewußt wurde, was geschehen war.

Stumm winkte nur Gero, daß man Cunrad zu Hilfe kam:

„Er wird verpflegt, aber streng verwahrt. — Ihr geleitet den Herrn Pfarrer, und Ihr bleibt des Nachts Gertrudis zum Schutz. Ihr, Fräulein von Rossow, begebt Euch mit mir nach Haus."

Eckard zuckte zusammen und sah Helena fragend an; dann aber senkte er schweigend das Haupt.

Eine Minute hatte sich Alles in ihr empört. Aber dann gedachte sie der Worte, die sie eben noch zu dem Priester gesprochen. Und Wohlthat fast war ihr der strenge Befehl.

Sie wandte sich, und ohne einen Blick — ging sie.

Eckard machte einen Schritt, als wollte er ihr nach.

Dann aber wurde er plötzlich leichenblaß. Ein bittrer Zug voll tiefen Leides legte sich um den feinen Mund.

Auch er wandte sich, und tief aufseufzend kniete er bei Cunrad nieder, um nun ihm zu helfen.

Da schüttelte Gero den Kopf:

„Eckard, hier seid nicht Priester. Euer Todfeind wird Euch verderben, so Ihr ihm helft!"

Da hob Eckard das Auge, und der starke Mann wäre fast erzittert vor dieser Welt von Qual, die in diesem Blicke lag.

„Ich bin nicht Priester jetzt — hilf Gott — nur Mensch!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Die Sonne war währenddessen gesunken.

Es begann im Walde zu dämmern.

Heiß wogte Helenas Brust. Was hatte sie eben durchlebt? Und — sie schauerte zusammen, wie sie jetzt Geros Schritt hinter sich hörte: was war ihr noch bewahrt für diese Stunde? Scheu wandte sie sich flüchtig nach ihm: er war so zwingend in seiner kraftbewußten Größe; und wieder wurde es dunkel. Sie war allein mit ihm wie jüngst mit Eckard.

Aber sie trug einen Talisman im Herzen, der mußte sie schützen gegen Alles!

Gegen Alles?

Hastiger eilte sie vorwärts.

Ach, damals hatte sie wohl gebebt, aber doch — gesehnt!

Heute sehnte sie nicht; aber sie würde beben müssen!

Doch immer noch schweigend schritt Gero neben ihr.

Nur sein Blick umfing sie heiß und glühend.

Wie Wetterleuchten glitt es zuweilen über das dunkle Antlitz. Es war die Stille vor dem Sturm.

Und schaudernd wußte Helena: es muß losbrechen, und vernichtend folgt dann: Donner und Blitz.

Da blieb er stehen.

Sie zuckte zusammen, und wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, that sie desgleichen.

Einen Moment!

Dann wollte sie vorwärts! — vergeblich!

Fest legte sich Geros Rechte um ihr Handgelenk.

„Bleib! — ich bin ja nicht Eckard, dessen Berührung Dich — entehrt! Die meine darfst Du dulden, denn schon morgen bist Du mein Weib."

„Niemals!" schrie sie auf und wollte sich losreißen; aber — schmerzlos zwar — doch eisenfest hielt er die kleine Hand umschlossen.

„Schreie nicht," sagte er nur ruhig, „wenn es die Leute hören, so ist Dir's nicht gut, denn die Meinung ist ohnehin durch den Priester gegen Dich."

Qualvoll stöhnte sie auf.

„So laßt mich gehen, daß man uns nicht beieinander sieht."

Doch da nahm er nur ihre Hand in die Linke und legte den so frei gewordenen Arm fest um ihren bebenden Leib.

„Meinst Du?" sagte er leise, „meinst Du, ich werde so gut und so tugendhaft sein?"

Und wie er dann leise, ganz leise lachte und der schwarze Bart ihr die weiche Wange streifte und die dunklen Augen in die ihren glühten, so heiß und so verzehrend, da graute ihr; aber sie vermochte sich nicht mehr zu rühren. Wie eine Lähmung kam es über sie.

Doch nur einen Augenblick.

Digitized by Google

Schon fühlte sie, wie die heißen Lippen die ihren berühren wollten, da riß sie sich los mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung.

„Ah, Graf Gero, seid Ihr der Weibesliebe so unwürdig, daß Ihr sie derart erzwingen müßt?"

Einen Augenblick taumelte er zurück, dann richtete er sich nur höher und stolzer auf.

„Der Weibesliebe!" und er lachte verächtlich. „Meinst Du nicht, daß der Markgraf der Elblande mehr als Eine findet, die ihm, wenn nicht Liebe giebt, doch Liebe heuchelt! — Aber, —" und immer heißer glühte sein Blick — „ich verachte sie alle, diese feilen Geschöpfe! Deine Liebe ist es allein, nach der mich verlangt. Und was Du mir versagst, das werde ich erzwingen!"

Wieder wollte er sie umfangen, da — ein schneller Blick Helenas, ein Griff — es blitzte etwas durch die Luft auf ihre Brust. —

„Ah!" und nun schrie er auf.

Doch weit fort hatte auch sie schon den Dolch geschlendert, den sie ihm entrissen.

„Nein, ich will nicht so feig sein!

Und die Welt ist so schön! Und ich bin noch so jung," hochauf richtete sie sich plötzlich.

Eine seltsame Festigkeit kam über sie.

Und wie der Löwenbändiger das Königsthier bannt durch den Blick, so sah auch sie ihn nun an, groß und voll:

„Wohlan! Ich bin in Eurer Hand, Graf Gero; doch — das ist mein Schutz."

„Wie!" überrascht fuhr er zurück.

„Ja, denn Graf Gero ist viel zu groß, um ein wehrloses Weib zu verletzen."

„Du könntest Dich täuschen," flüsterte er bebend, „denn ich liebe Dich — nun lieb' ich Dich zum Wahnsinn, und ich will Dich — zum — Glücke — zwingen!"

Heiß drang es ihr wieder zum Herzen, aber sie wich nicht mehr. Gleich unverwandt ruhte ihr Blick in dem des Mannes: „Darf ich gehen?" flüsterte sie. „Gero, nicht wahr, Ihr thut mir Nichts?"

Er kämpfte, 'er rang. Sie war so schön in ihrem Flehen, in ihrem sieghaften Vertrauen. Immer heißer lohte das Begehren in ihm auf; aber, nein — nein!

Krampfhaft umklammerte die markige Rechte den Schwertgriff; — es schien eine Kraft auszugehen aus dem kalten Stahl.

Hochauf richtete er sich plötzlich. Und nun hätte Helena fast doch noch den Blick gesenkt, so groß und so eigen war der seine, der sie jetzt traf.

„So geh!" rang es sich gepreßt aus der wogenden Brust „Deine Reinheit — brechen — kann — ich — nicht!"

Digitized by Google

Und ohne sie anzublicken, schickte er sich an zu gehen.

„Komm. Ich muß Dich geleiten, denn es ist spät. — Ich thue Dir Nichts."

Aber sie kam nicht, noch nicht.

Jetzt faßte sie des Grafen Hände, und flehend hielt sie ihn fest:

„Gero, nun, großer Gero, macht Eure Größe voll — schützt Eckard."

„Weib!"

Hell auf sprühten seine Augen, und der Zorn röthete seine Stirn.

„Und das sagst Du mir jetzt, jetzt? — Bist Du wahnsinnig?"

Sie zitterte; aber nur einen Augenblick. Dann sah sie zu ihm empor mit dem alten Flehen und dem alten Vertrauen.

„Nein, ich weiß, was ich thu'!

Ich weiß, daß ich Euch nie wieder so haben werde wie jetzt — so allein, und ich weiß auch, daß Ihr der Einzige seid, der helfen kann, weil er die Macht hat, und der helfen wird — weil er mich liebt!"

„Weil ich Dich liebe!" Und wieder glühten seine Augen unheilvoll, „und darum meinst Du, werde ich Dir den Geliebten schützen, ihn, um den Du mich verschmähst?!"

Und er lachte — es war ein schneidendes Lachen, und Helena traten die Thränen in's Auge.

„Gero, verzeiht mir! Ich weiß doch Keinen außer Euch. Und Ihr helft ja nicht mir zum Glücke. — Er liebt mich nicht!"

„Er liebt Dich nicht — liebt Dich nicht?" und unheimlich nahe kam er wieder dem thränenfeuchten Antlitz, „meinst Du wirklich, Du könntest lieben und nicht geliebt werden?"

Thräne auf Thräne rann über des Mädchens Wange, da glitt es wie Mitleid über des Mannes Züge, und wie er jetzt den Arm um sie legte, ganz sanft nur, um sie zu stützen, da duldete sie es still.

„Armes Kind," sagte er mild. „Ja, Du hast Recht. Es giebt kein Glück für Dich.

Nun, weine nicht. Ich will thun, was ich kann, obwohl Du meine Macht überschätzest. Aberglaube und Vorurtheil sind stärker als Alles.

Aber," und jetzt athmete er wieder schwer, und glühend wurde sein Blick — „küß ihn nie."

Tief erglühend wandte sich Helena.

„Hörst Du!" drängte er noch einmal. „Das sei mein Dank."

Helena sah ihn an; sie konnte nicht reden; aber sie neigte das Haupt.

„Nie," flüsterte sie nach einer Weile, und fröstelnd schloß sie die Augen.

* * *

Am Lager des Sterbenden stand Eckard.

Er hatte ihm beruhigende Mittel eingegeben, und sie hatten für eine Weile den Schmerz gelindert.

Digitized by Google

Aber er sah jetzt:

Der Mann hatte bei dem schweren Fall so tiefe innerliche Verletzungen davon getragen — hier war nicht mehr zu helfen. Für Stunden blieb schon das Bewußtsein weg.

Zwischen Tod und Leben schwankte die Nacht und auch noch der folgende ganze Tag.

Die Umstehenden drängten Eckard, ihn mit den heiligen Sacramenten zu versehen:

„Bewahrt seine Seele vor dem ewigen Tode!"

Und schaudernd machten sie das Kreuz.

Doch unbeweglich stand Eckard; verwundert schüttelte er das Haupt:

„Einen Bewußtlosen? Das hieße, Spott mit dem Heiligen treiben!"

„Priester!"

Entsetzen ergriff nun Alle.

„Er muß in der Hölle brennen, versagt Ihr's ihm!"

„Ah!" und hoch auf richtete sich Eckard, „und meint Ihr, ob er ein Sünder war, der Genuß, der körperliche Genuß des Leibes Jesu genügte, ihn zu retten?"

„So lehrt es die Kirche!" riefen sie zitternd, und Alles warf sich auf's Knie.

Da richtete sich auch Cunrad auf. Im Fieber glühten die Augen. Seine Stimme klang hohl.

„Ja, so lehrt es die Kirche — Priester — Absolution!"

Da schwand das verächtliche Lächeln, mit dem Eckard auf die Knieenden geschaut. Mild legte er die kühle, weiße Hand auf die heiße Stirn des Kranken, und ernst, aber sanft klang die schöne Stimme:

„Vergebung! Das ist das rechte Wort. Nicht durch die That eines Augenblickes wird der Mensch entsühnt — ein zerschlagenes Herz und ein geängsteter Geist, das sind die Opfer, die dem Herrn gefallen.

Ich kann Dich nicht lossprechen dessen, was Du begingst, aber trösten kann ich Dich und Dir verkünden, daß Gott Dir verzeiht, wenn Du treu und wahr bereust!"

Schaudernd fuhr er zurück, denn über die Lippen des Kranken gellte ein heiseres Lachen:

„Absolution," wiederholte er, „nicht Trost! Das Sacrament, nicht Reue!"

„Zum Tode empfängt es, wer nicht bereut!" rief Eckard entsetzt. „Unseliger, vielleicht nur wenig Augenblicke, und Du stehst vor Deinem Richter. Empfindest Du wirklich Nichts als feige Höllenfurcht — keinen Schmerz über Dich selbst?"

Wieder lachte Cunrad. Es wirkte grauenhaft, wie er die Worte nur noch stoßweise hervorbrachte, während immer von Neuem Blut aus seinem Munde quoll:

Digitized by Google

„Schmerz? ha, ha! Es war luſtig das Leben. Grüßt mir Gerda. Sie ſoll ſich weiter freuen, und droben, da treiben wir's auch weiter — aber jetzt — Ab—ſo—lu—tion!"

„Beſinne Dich!" rief Eckard noch einmal voll Grauen. „Es geht zum Sterben!"

Und „beichte, berene!" riefen auch die Andern.

„Abſolution!" ſtöhnte Cunrad noch einmal, „und droben treiben wir's weiter."

„Sei ſeiner Seele gnädig!" flehte Eckard, „er iſt wahnſinnig!"

„So rette ihn!" riefen da Alle, „gieb ihm das Sacrament."

Aber voll Verachtung wandte ſich der Prieſter:

„Einem Irren — niemals!"

Da ſtürzten ſie ſich auf ihn — man wollte ihn zu dem Sterbenden ſchleppen:

„Ich bin nicht irre," kreiſchte Cunrad; „er hat mich vergiftet, — vergiftet mit ſeinen Kräutern — um will — er auch die Seele tödten."

„Bereuſt Du?" rief Eckard noch einmal beſchwörend.

„Bereuſt Du?" krächzte der Kranke, und ſchauerlich klang ſein Lachen. „Ich — nein! droben — weiter!"

Und er ſank zurück, und ſeine Augen brachen.

Laut auf ſchrien die Umſtehenden.

Stumm blieb nur Eckard, und auch er ſchloß die Wimpern. Als er ſich endlich wandte zum Gehen, da — ſeltſam — hielt ihn Keiner; doch verſtohlen ballte ſich jede Hand. Er hatte das Schwerſte verbrochen, was ein Menſch begehen kann, denn er hatte gerüttelt an dem Grund, auf dem die Schwäche allein zu bauen vermag.

* * *

„Das Sacrament verſagt," ſtöhnte Helena. „O ſag', daß es nicht wahr iſt!"

Und zitternd umklammerte ſie des jungen Weibes Hand.

Aber mit großen, ängſtlichen Augen nickte die Gefragte:

„Doch, Fräulein, er that dem Sterbenden, wie er dem Lebenden gethan. Nun ſei Gott ihm gnädig! Er iſt verloren."

„Verloren!" ſtöhnte Helena, „o es iſt ja nicht möglich. Es kann ja nicht ſein! Eckard, Eckard!"

Und ſchluchzend brach ſie zuſammen; rathlos und verwundert ſtand das junge Weib an ihrer Seite:

„Es geht mir halt auch nah, denn er hat mir den Bub gerettet — aber ſo, ſo — Fräulein, was iſt Euch?"

„Den Bub!" Da ſah Helena plötzlich auf, nicht wahr, er hat Dir auch Gutes gethan, wie Allen," und ein Hoffnungsſchimmer verklärte ihr Antlitz — „ach, ſie können ihn ja nicht verderben! — Aber das Sacrament!"

Digitized by Google

Und Grauen ergriff sie, „Hilda, eile! Geh' zu dem Markgrafen. Er soll helfen, ihn schützen. Ich, ich fleh' ihn an. Geh', geh'. Denn wenn er verloren ist, dann muß ich zu ihm, ihm sagen, daß er zu Gero flieht, ihn retten oder mit ihm sterben."

Und halb betäubt, stürzte sie fort.

Verwundert schaute ihr Frau Hilda nach.

Aber das Schicksal des jungen Priesters ging auch ihr zu Herzen.

Ja, freilich, daß er Einen sterben ließ ohne Sacrament, das war nicht zu verzeihen; aber dafür strafte ihn die Kirche. Vor der Wuth des Pöbels konnte man ihn schon schützen. Und sie wandte den Schritt nach dem Schlosse des Markgrafen. Freilich, es war eine gute Stunde zu gehen, und wer weiß, ob er daheim war.

* * *

Zitternd an allen Gliedern eilte Helena vorwärts. Der Himmel war dunkel. Der Wind heulte durch den Wald und zauste ihr in den goldenen Locken und peitschte ihr die niederen Zweige in's Gesicht — sie achtete es Alles nicht.

„Er ist verloren, verloren!" klang es immerwährend in ihr Ohr, und vorwärts eilte sie, weiter, immer weiter!

„Das Sacrament versagt!" flüsterte sie, und es ergriff sie ein Grauen.

‚Ihr seid auch nur ein furchtsam Weib,' klangen Irmentrauts Worte in ihrem Innern, ‚und innerlich zittert Ihr und bangt, wenn sein tollkühner Geist die Fesseln sprengen will, die freilich oft drücken, uns aber schützen vor dem Verderben!'

Ja, ja, fast graute ihr vor ihm!

‚Ihr liebt den Mann, darum sagt Ihr ‚Amen', auch wenn er lästert!'

Nein, und tausendmal nein, das war zu viel. —

Und doch! — wenn er's gethan — mußte es dann nicht Recht so gewesen sein!

‚Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich Gott anheim!'

Daß er so dachte, er hatte es hundertmal bewiesen!

„Ah!" und ihr Blick wurde heiß, und ihre Brust wogte stürmisch. „Und war er zu hart und that er Unrecht — ich lieb' ihn doch! Ich lieb' ihn noch mehr. Und mein Leben will ich geben für ihn — doch für ihn! Hör' es, Mutter Maria, wenn die Kirche ihm nicht verzeiht, dann — mein Leben zur Buße! In treuem, strengen Dienst als Nonne will ich ihn entsühnen.

Hilf, Gott, hilf!"

Es blitzte, es krachte — zitternd hielt sie sich an einem Stamme. „Du hörst es," flüsterte sie bebend.

Digitized by Google

Aber vorwärts, vorwärts! drängte sie dann.

Doch wohin?

Wo war er?"

Und heiße, unbeschreibliche Sehnsucht kam über sie.

Einmal, einmal glücklich sein!

„Wir sind ja doch verloren! Und dann — dann folgt ja eine lange Buße.

Ah!" Sie schauderte.

„Bin ich auch so tief gesunken? Ich will — will sündigen — dann — büßen!?

Immer heißer und brennender wurde ihr Blick:

„Das Schicksal ist stärker als ich. Ich kann nicht mehr.

Nur einmal glücklich sein — und muß ich zur Hölle!"

Da wogte der See. Da rauschte die Fluth.

Hell auf leuchtete der Wetterschein. An der scharfen Felskante inmitten des Wassers sah sie eine dunkle Gestalt.

„Eckard!" schrie sie auf.

In der nächsten Minute stürzte sie über das schmale Brett, welches das Riff mit dem Lande verband.

Da zuckte es durch des Priesters Leib.

Bebend klammerte er sich an die schroffen Zacken. Aber hell strahlte das wunderbare Auge.

Stumm, verwirrt stand sie vor ihm — was nun?

„Fräulein von Rossow," fragte er endlich, „wißt Ihr, was Ihr thut?" und tiefernst wurde seine Stimme. „Schon morgen hat die Kirche den Bann über mich gesprochen, und wer mir naht, der theilt mein Loos."

„Ich weiß es," flüsterte sie und — sah ihn an.

Da schien der Wetterschein am Himmel auch über des Mannes Antlitz zu zucken:

„Dank," stieß er hervor. Es war ein einziges Wort; aber in seiner verhaltenen Gluth genügte es, um Helena erzittern zu machen.

Er zog sie nicht an sich. Er küßte sie nicht.

Er faßte nur ihre Hand, und stumm hielt er sie fest an seiner Seite.

Und doch! Helena meinte, das Herz sollte ihr zerspringen.

Sie schloß die Augen und lehnte das Haupt an die scharfe Felskante, um sich aufrecht zu halten.

Und weiter rauschte der See.

Und der Sturm heulte, und die Blitze zuckten.

Da gellte ein scheußliches Lachen vom Ufer.

Leichenblaß wurden Beide, und schaudernd klammerte sich Helena an Eckard.

„Die Todten stehen auf," murmelte dieser.

Am Ufer stand Cunrad und schrie.

Digitized by Google

„Seht Ihr's nun. Da steht er, der Priester mit seiner Buhle, und mich — läßt er sterben!"

Ein Axthieb — röchelnd brach er zusammen, aber auch der Steg sank zerborsten in den See, und von Ost her strömte plötzlich die Fluth mit rasender Gewalt. Auch die Schleuse war zerborsten, die die Gewalt des Stromes hemmte, und wie es hell wurde vom Blitz, da sah Eckard Fra Anselm, den Mönch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jeder Blutstropfen war aus Helenas Antlitz gewichen.

Sie war auf die Knie gesunken, und stumm hatte sie das Gesicht in den Händen verborgen.

Höher, immer höher stieg die Fluth. Vergeblich spähte Eckard nach Hilfe, da war Keiner, der nicht Schmähungen ausstieß gegen ihn und das Mädchen.

Schon netzte das Wasser seinen Fuß, schon faßte es Helenas Gewand.

Hilfe suchend schaute er empor.

Aber bald würde auch der Schroffen im Wasser begraben sein, und senkrecht stieg er empor. Da gab es kein Aufwärtsklimmen.

Er sah auf das Mädchen, und tiefer Schmerz zuckte um seinen bleichen Mund.

„Helena," flüsterte er, „nun mußt Du mein Loos theilen."

Sie sah nicht auf.

Er sah nur, wie sie bebte bei seinem Wort.

Da zog es in sein Herz wie tiefe, tiefe Trauer.

Furcht bei ihr? — doch nein, das war nicht möglich!

Noch ein Gedanke kam ihm — das war Erlösung!

„Helena," flehte er noch einmal, und heiß und beschwörend war der Ton, „wir sterben! Soll es uns trennen, das häßliche Wort aus niederem Munde; — weil diese Dich schmähen, zweifelst Du selbst an Deiner Reinheit?"

Da sah sie auf.

Ein heißer Strahl brach aus dem feuchten Auge und verklärte das bleiche Gesicht.

„Du hast Recht," flüsterte sie, „wenn Du an mich glaubst, dann mag die ganze Welt versinken!"

Und stumm verbarg sie den Kopf — nun an seiner Brust.

Einen Augenblick faltete Eckard die Hände über ihrem schimmernden Haar und schaute empor.

Dann zog er sie in den Schutz des Felsens.

Eine schmale, höhlenartige Vertiefung entzog sie den Blicken.

Der Sturm heulte. Der See tobte.

Sie hörten nichts mehr.

Nur die Blitze leuchteten ihrem Glück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

„Ha!“ rief da Anſelm, „der Fang darf der Kirche nicht entgehen! — Wer rettet?“

Aber da war Keiner, der es wagte.

Immer höher peitſchten die Wogen.

Immer ſchneller zuckten die Blitze.

„Abſolution! Abſolution für alle Eure Sünden!“ ſchrie der Mönch, „hört Ihr nicht? — Rettet! Rettet!“

Aber „der Teufel iſt los, und der See fordert ſein Opfer,“ klang es zurück. „Da kehrt Keiner wieder!“

„Feiglinge!“ ſchrie da Anſelm, „ſo thu' ich's allein!“

Und los riß er das Boot vom Strande. Nur wenig Secunden, und es war den Blicken entſchwunden.

Nur wenn die Blitze zuckten, dann hin und wieder ſah man es tanzen auf einer Woge.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Prieſter und das Mädchen waren gerettet.

„Ich mußte,“ flüſterte Eckard, wie er auf die lebloſe Helena ſchaute, — „für Dich. Und doch, ich glaube, auch Du wärſt beſſer geſtorben!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Blitz — ein Krach — eine Schaar von Reitern ſprengte heran.

„Dem Prieſter zu Hilfe! —

Ha, was iſt das?“

„Ein Verlorener, ein Verruchter!“ ſchrie die Menge.

Wild glühte Geros Blick:

„Eidvergeſſene!“ knirſchte er und riß ſie empor auf ſein Pferd.

Auf ſchrie Helena.

Ein Stöhnen rang ſich aus Eckards Bruſt:

„Rette!“

Aber nur ein wildes, grauſames Lachen drang durch die Nacht.

„Zurück! Der Kirche ihr Recht! Der Prieſter ihren Dienern!“

Und fort ſauſten die Reiter.

* * *

Auf den Knieen lag Helena.

Die Fluth der goldenen Haare war über ihr Antlitz geglitten; aber an dem Zucken ihres Körpers ſah man, daß ſie ſchluchzte.

Finſter, die Arme über der Bruſt gekreuzt, ſchaute Gero auf ſie herab.

„Nun, Fräulein von Roſſow, ich warte auf Eure Entſchließungen.“

„Ha!“

Da fuhr ſie auf aus ihrem Schmerz.

Wohl ſtürzten ihr die Thränen hervor; doch heiß blitzte ihr blaues Auge:

Digitized by Google

„Spottet Ihr noch! — — — — — — — — — — — — —
Ich bin ja in Deiner Gewalt!
Jetzt zerbrich mich — ich kann's nicht wehren! Aber ich kann Dich verachten!"
Und sie schauerte zusammen.
Um Geros Lippen zuckte es nur leise:
„Die Eidbrüchige — mich?" —
„Grausamer!"
Da hob sie flehend die Hände.
„Es ging zum Sterben."
„Schon, als Du zu ihm gingst?"
Wild glühte sein Blick.
Sie zuckte zusammen und barg das Antlitz in den Händen.
Aber nur einen Augenblick.
Dann sah sie auf, und ein seliger, sieghafter Strahl brach aus ihrem Auge und machte es — so schön!
„Nein, Graf Gero, — armer, armer Mann! damals hatten ihn nur die Menschen verlassen!
O Du kennst sie nicht, die allbesiegende Kraft ewiger Liebe — die stärker ist — ach! auch als Eid und Pflicht!"
„Meinst Du?"
Wild lohte es auf, das schwarze Auge.
Schon hatte er sie an sich gerissen, schon — aber er sah sie zucken vor Qual und — Todesfurcht!
Er ließ sie aus seinen Armen, und wie er sich abwandte, lachte er leise:
„Du hast Recht.
Ich bin lange zu alt zu solcher Thorheit!
Und auch Du — wirst — ach nur zu bald — erkennen, daß das Glück nur ein Traum ist und die Liebe ein Wahn, die den armen Tölpel zu Grunde richtet, der nicht früh genug die Kunst des Lebens, die einzig übenswerthe, lernt: Entsagung."
Da wandte Helena sich nach ihm um; lang und ernst. Zum ersten Mal lag eine tiefe Frage in ihrem Blick.
„Armer Mann," flüsterte sie dann wieder, „das dacht' ich nicht. Die Welt ist Dein — so scheint es!"
„Die Welt!" er lachte. „Ja; doch ich verachte sie. —
Mich wundert's nicht, daß Dir vor mir graut!"
„O Gero!"
„Nein, nein. Läugne es nicht. Laß Du nicht auch von Wahrheit. — Ich habe schon Manche begehrt; um Deine Wahrheit lieb' ich Dich!"
Da flog ein seltsam Leuchten über Helenas Züge; aber zu ihrem Herzen drang es heiß und qualvoll.

Digitized by Google

Ihr war's, ein Zauberbann ging zwingend aus von diesem dunklen Antlitz; und doch, ein lichter Bild lebt' ja in ihrem Herzen lange — lange. „Sei treu!" so rief es mahnend, „denn ich — ich habe Nichts als Dich!"

Und sie preßte die Hände fest auf die Brust und flüsterte leise: „Entsagung."

Aber er hörte es, das eine Wort, und wie er die Qual auf ihrem Antlitz gewahrte, da lachte er bitter und grausam:

„Was träumst Du! Was weinst Du?

Entsagung ist nur schwer für Kinder.

Bald glaubst auch Du Nichts mehr — keine Liebe und kein Glück, und dann — dann lachst Du der Qual, die Thorheit ist! — Leb' wohl, für heut. Ich laß' Dir Zeit zur Entscheidung: Dein Leben ist verwirkt, fällst Du in die Hand des Pöbels. Nur ein Gatte oder ein Kloster vermag Dich zu schützen.

Gute Nacht, Helena".

Und verschwunden war er — schnell wie ein Gedanke.

Noch klang in Helenas Ohren sein grausames Lachen.

Er aber, er lehnte das heiße Haupt an den kalten steinernen Thürpfosten, und sein Fuß zögerte auf der Schwelle:

„O Herr, wenn Du wirklich wohnst über den Wolken, dann sende mir nur einmal das Glück — spät ist's — ach, aber — ich möchte doch glauben dürfen — wie Andere!"

Und Helena?

Sie weinte nicht mehr. Sie starrte hinaus in die Nacht, und ihre Züge waren kalt wie Eis:

„Er ist in den Händen seiner Feinde, und ich — sterbe nicht! und dieser zwingt mich mit der Gewalt seines Wesens, sein zu denken, und deutlicher fühl' ich es täglich: ich haß' ihn darum! — ‚Keine Liebe und kein Glück,'" sie schauerte fröstelnd zusammen.

„Eckard, Eckard, zu Dir!"

Und doch — nein, nein!

Im Herzen ist's kalt geworden — plötzlich!

Dann war's ein Wahn! O Gott und wenn das ein Wahn war — das, das — dann giebt es keine Wahrheit! Die ganze Welt ist eine große Lüge, und ich — ich bin der Lügen ärgste!"

* * *

Fra Anselm führte die Klage gegen Eckard.

Ein eigenthümliches Zucken glitt um des Priesters Mund, als sein Auge dem des Mönches begegnete

Aber nur einen Augenblick.

Dann neigte er stumm das bleiche Haupt und — hielt aus.

„Gemeinschaft mit der Hexe —

Digitized by Google

Vergiftung Cunrads —
Weigerung des Sacramentes — —
Verbindung mit Helena von Rossow!"

Da blitzte manches Auge voll Zorn.

Und am heißesten das eines Mannes, der die schwarze Kapuze tief in's dunkle Antlitz gezogen und an dessen Arm — streng verhüllt wie er — ein zitterndes Weib oder Mädchen sich klammerte.

Aber viel mehr waren, die empfanden Neugier und — Freude!

Es ist eine Wonne für niedere Naturen, Steine werfen zu dürfen auf Einen, der bisher so rein war oder schien, daß man ihn nicht erreichen konnte. Nun ist er hinabgezerrt in den Schmutz der eigenen Atmosphäre — auch nicht mehr besser als wir!

Das ist die Gleichheit und die Brüderlichkeit!

Kein Anderer auf der Höhe: so brauchen auch wir nicht streben, sie zu erreichen — ein Zug, der die Menschheit sicher zuletzt zum Ideale führen wird!!!

Der Bischof winkte:

„Vertheidige Dich, Eckardus!"

Er blieb noch stumm, das Haupt gesenkt in schwerem Kampf — eine Weile.

„Nun," wiederholte Benedictus, „oder willst Du — widerrufen?"

Da zuckte Eckard zusammen.

Wie Feuer schien es seine Adern zu durchrieseln:

„Nein!"

Und wie er das Auge aufschlug so mächtig und groß, da schien er zu wachsen.

„Meine Lehre werde ich vertreten, so lange ein Athemzug in mir lebt. Jenes arme Weib dort habe ich beschützt, und so lange es in meiner Macht liegt, werde ich sie schützen gegen den Aberwitz, der sie angreift!"

„Ha, der Lästerer!"

Zorn und Furcht röthete fast jedes Antlitz, und der Bischof erhob sich vom Sitz:

„Der ‚Aberwitz', Priester, gründet sich auf ein Dogma, das die Kirche lehrt."

Ruhig und fest hob Eckard den Blick:

„So hat eben der Aberwitz die Kirche verblendet und das Dogma geschaffen. — Es giebt keine Hexen!"

„Anathema sit!"

„Brecht die Versammlung ab!"

Ein Toben, ein Lärmen brach los.

„Was braucht es der anderen Klagepunkte! Dies eine Wort genügt! Er hat sich selbst gerichtet!"

Digitized by Google

„Ja, es genügt, wenn die Kirche der Liebe: die Mutter geschworen hat, den Sohn zu tödten," knirschte der Mann in der dunklen Kapuze.

„So rette ihn!" flehte das Mädchen.

„Zu spät!" gab er düster zurück. „Mein Wort nicht; Gewalt allein hätte hier helfen können. Und meinst Du, Eckard hätte durch Gewalt sich dem Arm der Kirche entziehen lassen? — Er ist doch ein Priester — die Stunde wird's Dich lehren — armes, armes Kind!"

Sie klang sehr weich und traurig die dunkle Stimme; das Antlitz sah man nicht.

Aber fester klammerte das Mädchen sich an ihn: — zuckte er — der Starke?

Vergiftung Cunrads — Weigerung des Sacramentes einem Sterbenden — immer lauter wurde das Toben, immer wüthender die Menge, und immer stolzer, immer sieghafter, immer freier und größer sprach Eckard — all' jene Worte, die er schon am Lager des Sterbenden gesprochen.

Aber dort hatte der Schauer des Todes die Wuth gebannt — hier drohte sie zügellos zu werden!

„Anathema sit!"

Wieder ward er verflucht!

Und es war, als wüchse er bei jedem dieser Schreckensworte um einen Kopf.

„Schad' um den blonden Knaben!" flüsterte ein graubärtiger Krieger dem Genossen zu.

„Wie straff er da steht, wie muthig und groß — wenn der ficht mit dem Schwert wie mit dem Wort —"

„Einen Feldherrn hätt's gegeben, er bannt ja mit dem Blick!"

„Und seine Rede zündet!"

„Und hinter der Stirn birgt er wohl eine Welt von Gedanken!"

„Helena, Fräulein von Rossow," tönte da laut der Ruf durch den Saal.

„Auch Ihr seid geladen. Auge in Auge vertheidigt Euch der Anklage!"

Los wollte das Mädchen sich reißen; aber fest preßte der Mann ihr Haupt an die Brust. Sie konnte nicht sprechen, nicht rufen.

„Schweig'; Du rettest ihn doch nicht mehr," gebot er fast drohend. „Du verdirbst nur Dich — und mich!" setzte er dann schnell hinzu — und gab sie frei.

„Auch Dich?" fragte sie bebend.

„Ja."

Da seufzte sie und senkte schweigend das Haupt. —

„Gero, der Markgraf der Elblande, hat uns das Mädchen entrissen und ist mit ihr verschwunden seit der Gewitternacht."

„Helena von Rossow ist nicht hier."

„So bekennt sie ihre Schuld!"

„Fluch der Dirne!!! Fluch, Fluch! und Bann!

„Und Fluch dem Markgrafen, der sie der Strafe entzieht!"

Digitized by Google

„Er theilt den Bann!"

Auf stöhnte das Mädchen und sah zu ihm empor; aber stark und ruhig und mild zog der Mann sie nur fester an sich, als wollt' er sie schützen gegen eine Welt.

„Eckard, so vertheidige Dich allein!"

Aber — stumm wurde plötzlich das Toben, denn — stumm blieb Eckard.

Noch stand er unbeweglich an seinem Platz — ruhig scheinbar wie vorher; aber er hatte jetzt das Haupt gesenkt, und ein seltsamer Ausdruck spielte über seine Züge.

„Ja, er schweigt, muß schweigen!"

„So ist er schuldig," rief Anselm, und häßliche Freude verzerrte sein Antlitz.

Eckard rührte sich nicht.

Groß und starr wurde des Mädchens Auge, und Todesqual war darin zu lesen:

„Er schweigt? Hilf Gott! So war er ihm Sünde — der Augenblick. Ich — war nie so rein — der Tod war ja über uns: hätten wir denn das vergessen können?"

„Armes Kind," flüsterte der Mann, „er ist Priester."

„Aber wenn er zu stolz ist, um sich zu vertheidigen, er klagt ja mich an — so er schweigt! Das ist nicht möglich. Dann wär' er der Eckard nicht, den ich glaubte und liebte!"

„Du warst ein Kind!" sprach der Mann noch einmal langsam, „und er ist ein Priester!"

Da stöhnte sie leise und schloß die Augen:

„So fahrt denn hin, Glaube, Liebe, Hoffnung!"

Immer drohender wurde das Toben der Menge, immer häßlicher die Schimpfworte Einzelner.

„Vertheidige Dich, Eckard," rief der Bischof noch einmal — „Deine Irrlehren vertratest Du selber, vom Satan besessen; aber die Schuld, die Du nicht bekennst, die will ich nicht glauben! Es ist ja nicht möglich, daß ein Sohn der heiligen Kirche sinken könnte zu solcher Schmach."

Und „vertheidige Dich!" stimmten Alle ein, die er gewonnen durch seinen hohen, edlen Ueberzeugungsmuth.

Aber Eckard sah nicht auf.

„Mich — vertheidigen kann ich nicht!"

„Ah!"

Auf schrie die Menge.

Aber auch das Mädchen schrie auf und riß sich los von ihrem Schützer.

Die Kapuze riß sie vom Kopf, und wie sie zu den Füßen des Bischofs niederstürzte, da rieselte eine Fluth von goldenen Locken über das dunkle Gewand und bis hinab über den Marmorestrich.

Digitized by Google

„Aber ich kann es, ich, Helena von Rossow selber, um die Ihr ihn anklagt!

Ja!“ und sie sprang auf. Groß und voll traf ihr leuchtendes Auge den jetzt Bebenden, und sie lachte verächtlich.

„Thoren, die Ihr seid!

— Sein Schweigen soll ihn anklagen? — es spricht ihn frei! Liebte er mich, dann — und hätt' er die schwärzeste Sünde gethan — er würde sie leugnen, um mich zu schonen. Ich — ich liebe ihn, darum stehe ich hier trotz Acht und Bann, ihn zu reinigen von der Schuld, die ich beging, nicht er!

— Schuld — ach, auch ich habe keine zu bekennen!

Denn daß meine Liebe Schuld ist, davon überzeugt mich kein Priester und kein Bischof.

Und gethan, gethan habe ich Nichts, als daß ich zu dem Bannverfluchten eilte an jenem stürmenden Abend!“

„Aber man fand Dich in seinen Armen!“ schrie Anselm.

„Nachdem Du die Schleusen des Sees geöffnet,“ tönte da Eckards Stimme dumpf und schwer. Es war, als erwache er erst jetzt aus einem Traume.

„Und der See berührte uns schon die bebenden Füße — eiskalt wie der grausige Tod,“ rief Helena schaudernd. „Anselm, da hätte man vielleicht auch Dich in Eckards Armen gefunden!“

Ueber manch' bärtiges Antlitz glitt wohl ein leises Lächeln bei diesem Ausruf; aber es war nur flüchtig wie ein Gedanke.

Der ganze, furchtbare, folgenschwere Ernst all' dieser letzten Worte ergriff Alle bis in das Mark der Seele.

„Heil der Edlen, Reinen!

Wer sie ansieht, der weiß ja, daß sie unschuldig ist, wie das Licht. Und nichts Unreines kann erwachsen unter ihrem Blick!“

Und „Heil Eckard, dem Guten!“

„Der ihn anklagte, ist ja ein Elender!“

„Hört Ihr's, er, er hat die Fluth des Sees entfesselt!“

„Daß man sie bei einander fand!“

„Und dann, dann hat er sie gerettet, um sie zu richten!“

„O Schandfleck eines Mönches!“

„Eines Menschen!“ rief der Bischof — „wenn es wahr ist! Solches zeugt die heilige Kirche nicht!“

„Fluch über ihn und Bann!“

Wie Eckard es ausgesprochen, das schwere Wort, da hatte Fra Anselm einen Augenblick gewankt.

Nur einen Augenblick.

Ein scheußliches Grinsen um den breiten Mund, sah er sich jetzt um.

„Ha, ich sehe doch noch manches Mädchen, manche Frau dort in der Menge — kommt Keine, um mich zu vertheidigen? Die Weiber haben

Digitized by Google

ja das Wort hier im Prieſterrath! Aber mein Geſicht iſt nicht ſo glatt wie Herrn Eckards, und mein Weſen nicht ſo gewinnend, und nicht Viele haben Liebesmuth, wie das edle Fräulein von Roſſow!"

„Elender!"

Da ſprang der Vermummte an die Seite des Mädchens. Er hatte das Schwert aus der Scheide geriſſen; aber es bedurfte nicht derer, die ihm in den Arm fallen wollten.

Verächtlich ſteckte er es ſelber wieder ein.

Dunkel blitzte das ſchwarze Auge aus der finſteren Hülle nieder auf den Erſchrockenen.

„Ein Verworfener iſt dieſer, ein Betrüger, ein Mörder, dem einſt Eckard — wie Cunrad — die Abſolution verſagte, weil er ſich nicht beſſern wollte! Freilich," er lachte verächtlich, „ein anderer — gewiſſenloſer Prieſter hat ihm wahrſcheinlich die Sünde abgewaſchen, und nun iſt er ein frommer Mönch, und Ihr habt zweifellos Recht, ihn als Ankläger wider Eckard zu hören! —

Und daß Ihr mir glaubt —" nun riß auch er die Hülle vom Haupt: „Mit Ritterwort und Ritterſchwert vertritt dieſe Klage und — bürgt für die Reinheit Helena von Roſſows: Gero, der Markgraf der Elblande!"

„Ah!"

Ein Murmeln, ein Rufen glitt durch die Menge.

Ein Blick, ein leuchtender, aus Helenas Auge traf ihn.

Er ſah ihn nicht; aber Eckard.

Und der Prieſter ſchloß einen Augenblick die Lider.

Der Biſchof erhob ſich:

„So ſchließe ich für heut die Verſammlung.

Das Fräulein von Roſſow iſt für jetzt frei; wir nehmen die Bürgſchaft des Herrn Markgrafen an. Fra Anſelm wird in Kloſterhaft bewahrt; die gegen ihn aufgeworfene Klage wird in einer zweiten zu berufenden Verſammlung geprüft werden.

Desgleichen Eckardus.

Iſt er des letzten Klagepunktes auch nicht überwieſen, in allen vorhergehenden hat er durch ſein eigen Wort ſich ſelbſt verklagt.

Aber man ſoll nicht ſagen, daß die heilige Kirche dem Recht zuwiderhandelt. Er werde nicht gerichtet, bevor Anſelm gerichtet oder freigeſprochen.

Ich löſe das Concil.

Der Herr ſei mit Euch!"

Er ſprach den Segen.

Die Menge fiel auf die Knie.

Der Biſchof und die erſten Würdenträger ſchritten hinaus.

Auch Anſelm wurde hinweggeführt.

Eckardus wandte noch einmal das Haupt, noch einmal mit jenem tiefen, jenem räthſelhaften Blick.

Digitized by Google

Da kam sie wieder über Helena, die alte, die Alles besiegende Liebe. Auch aus ihrem Auge brach jener einzige, ewige Strahl, und Alles vergessend, wollte sie zu ihm stürzen — da faßte sie plötzlich eine eiserne Hand zur rechten Zeit.

Denn Eckard machte das Zeichen des Kreuzes, wandte sich, winkte seinen Kerkerwärtern und — ging.

Und Helena?

Sie schrie nicht auf. Sie fiel auch nicht in Ohnmacht.

Aber sie stützte sich auf Geros Arm, so schwer, daß es ihn schmerzte. Und ihr Gang war der einer Greisin.

Willenlos ließ sie's geschehen, daß er sie auf sein eigen Pferd hob und sie vor sich auf den Sattel nahm:

„Wohin?" fragte er nur leise und sehr sanft, „zu Deinem Vater?"

Da schauerte sie aber leise zusammen:

„Nein, in's Kloster! in's — Grab!"

Hoch auf bäumte der edle Rappe, aber nur einen Augenblick. Dann zügelte ihn die eiserne Hand des eisernen Mannes.

* * *

Und so war sie eingezogen in das Kloster zu Gandersheim — die stille, bleiche Helena.

Denn still und bleich war sie nun geworden — die Waldblume. Und Keiner sah sie wieder lächeln.

Nur Irmentraut hatte man ihr gesandt, und diese brachte ihr als einen Gruß von Gero — ihre Laute!

Da hatte noch einmal ein schwaches Leuchten für einen Augenblick ihr Antlitz verklärt.

Und die Aebtissin Gerberga war eine kluge, eine liebreiche Frau: sie ließ ihr Zeit und Freiheit.

Stundenlang saß Helena allein im blühenden Klostergarten, und träumend griff sie in die Saiten und sann und sang, und wenn dann auch wohl Thränen über die zarte Wange rannen: sie vergaß doch zuletzt die Welt um sich her — die Welt und ihre Qual, und ihrer Harfe wildes Klagen klärte sich zu einem Lied vom Stillesein, und über das holde Antlitz legte sich endlich holder Friede.

Und hinter den Gittern lauschten die Nonnen.

Und manche schüttelten verwundert das Haupt; aber die meisten nickten leise: sie waren auch einmal jung gewesen, draußen in Lenz und Freiheit!

— Leise, unhörbar fast glitt eine hohe, edle Frauengestalt durch die schattigen Gänge. Wie eine Königin war sie zu schauen; und doch, wie sie sich jetzt zu Helena niederbeugte und ihr sanft die geliebte Laute aus den Händen nahm, da war sie ein ernstes, aber mildes — Weib.

„Kind, ein ernstes Wort!"

Digitized by Google

Helena erschrak nicht; sie barg das Haupt an der Brust der Gütigen.

„Ich wußt' es längst," flüsterte sie, „er ist gerichtet." Aber da lief doch ein Zittern durch den zarten Leib.

„Wenn Du es so nennen willst. Ein Kloster nimmt ihn ewig auf zur Buße wohl, doch nicht zur Strafe: um Frieden seiner armen, ruhelosen Seele zu bringen!"

Sinnend schweifte Helenas Blick in die Ferne:

„Ob man wohl Friede findet durch Flucht und durch Zwang?"

Mild strich die Aebtissin über des Mädchens blondes Gelock:

„Nicht durch Flucht und Zwang, aber durch Entsagung. Und hinter unsern stillen Mauern entsagt es sich leichter als draußen im Strom der wilden Welt."

„Aber ist es nicht feig, die Versuchung fliehen?"

„Es ist schwer, sie zu meiden, denn auch die Versuchung ist süß, ach, viel süßer oft als die Sünde selbst. Unser Wünschen ist heiß; doch die Erfüllung stürzt uns oft aus dem geträumten Himmel."

Helena seufzte.

„Recht hast Du! Als ich wünschte, war ich glücklich — selig — trotzdem ich wußte: nie darf sich Dein Wunsch erfüllen!— Er ist erstorben — mir zum Frieden? — O nein! Gern trüg' ich die alte Qual — nur nicht diesen Frieden, der mich tödtet!"

In plötzlich ausbrechender Leidenschaft war sie niedergesunken zu den Füßen der hohen Frau, und schluchzend und krampfhaft umschlang sie die mütterliche Freundin.

Mild beugte diese sich zu ihr nieder. Ein seltsames Etwas glitt plötzlich über ihr Antlitz — wie ein Schatten der Vergangenheit.

„Kind," sagte sie dann sehr sanft, „ich glaub' es selbst, Du bist zur Nonne nicht geboren! Nur im Lichte der Liebe, von der das Kloster Nichts wissen darf, kann Deine Blüthe sich entfalten!"

„Mutter!" schrie Helena auf.

„Leise!" mahnte die Aebtissin. „Was ich Dir nun sage, verzeih' mir's Gott, dem Keiner, der athmet, darf es hören!

Aber ich will die Blume nicht reißen aus dem mütterlichen Grund. Du hast geliebt, und doch, mein Kind — wir können wieder lieben, so lang die Sehnsucht nach Liebe in uns lebt! Denn ewig ist die Liebe nur allein die sich im Doppelsein ergänzt, vertieft. Die Deine war nur ein Unheil!"

„Nein, nein!" Helena schüttelte abwehrend das Haupt.

„Doch, mein Kind. Von Gott gesendet zwar; doch auch das Unheil kommt von ihm — selten zur Strafe, öfter zur Prüfung.

— Doch Einen weiß ich — auch er ist viel geprüft und nicht zum Mindesten von Dir. Helena, er liebt Dich mit aller Kraft seiner starken, dunklen Seele — aber dunkel ist er — geh' und erleuchte ihn mit Deiner Liebe! Auch das ist Priesteramt!"

Digitized by Google

„Mutter!“ schrie da Helena noch einmal auf: „Was thut Ihr!“

Und dann barg sie das Antlitz in den beiden bebenden Händen.

„Das Rechte!“ sprach Gerberga ernst. „Nonne werden soll nur der, der das Größte nicht vermag: ein Weib zu sein! — — —

Mit schwerem Herzen nur brachte er Dich her — zu zart nur, in jener Todesstunde Deines Jugendglückes neu um Dich zu werben — im Vertrauen auf die Zeit und auf die Zukunft! Er kam oft genug zu Dir — nun geh Du zu ihm!“

Aber tiefer nur senkte Helena das Haupt:

„Ich habe gelobt, im Schleier für Eckards Seele zu beten!“

Da zuckte es über Gerbergas Antlitz:

„Auch Du? — So helfe Dir Gott! Ich kann's nicht mehr!“

Noch einmal preßte sie das Mädchen an sich; dann eilte sie wie gejagt davon.

Erst als die Klosterpforte kreischend und ächzend hinter ihr in's Schloß fiel, da stockte ihr Fuß, und eine Thräne rann über die edelgerundete Wange.

Aber schnell tilgte sie die verrätherische Spur, und ruhig, ernst und mild ging sie weiter den Weg zur Pflicht.

* * *

Leise läuteten die Glocken zu Gandersheim.

Blaß und finster war Geros Antlitz, wie er traurig zu Boden sah.

Und über Irmentrauts braune Wangen liefen große Thränen:

„Nichts, Nichts kann sie davon abhalten. Herr, hättet Ihr selbst Gewalt gebraucht. Ich haßte Euch einst wie sie. Aber jetzt — jetzt! O, viel lieber hätt' ich sie als Euer Weib gesehen, denn im Kloster verdorren.“

„Das verstehst Du nicht!“ sagte er leise; aber er wandte sich seufzend ab.

„In einer halben Stunde?“ fragte er dann.

„Ja, in einer halben Stunde,“ tönte es da leise zurück, „wird Helena von Rossow — begraben! Und — wollt Ihr dann noch einmal von ihr hören, so müßt Ihr fragen — nach der Nonne Hroswitha.“

Die Thür der Klosterkirche hatte sich geöffnet.

Da stand Helena — schon im weißen Nonnengewande, aber noch einmal im Schmuck der goldenen Locken.

Und wie der Strahl der scheidenden Sonne den blonden Scheitel küßte, da legte es sich wie ein Glorienschein um die weiße Stirn.

Gero wankte.

Er mußte sich an die eisige Steinwand lehnen: ihm war, so schön war sie noch nie.

„O hättet Ihr selbst Gewalt gebraucht!“ klangen Irmentrauts Worte in seinem Herzen.

„Helena!“ rief er, „muß es sein? — Du sollst frei sein, wie Du warst. Ich will kein Recht, als das, Dich zu schützen!“

Sie zuckte zusammen, und tiefe Gluth färbte die weiße Stirn:

Digitized by Google

„Was träumt Ihr? Wißt Ihr nicht, daß nah sein und doch nicht halten dürfen viel tausendmal schwerer ist, als voll entbehren!? — Das ist es ja nicht! — Meine Dankbarkeit — ich — ich — ich hätte Eure Wünsche nun erfüllt!"

Fast brach sie zusammen, und wieder mußte der starke Mann sich an die Säule halten.

„Das Gelübde!" stieß sie hervor. „Ich kann nicht!"

„Grausame," flüsterte er „und das sagst Du mir?"

Aber flehend hob sie die Hände:

„Das Gelübde! Erbarmt Euch. Ihr könnt mir die Treue nicht rauben — nur den Frieden!"

„Ich weiß es," stöhnte er, „denn Du liebst mich ja nicht — noch nicht! Einem dunklen Schatten gleich hätte sich die Vergangenheit Dir auf die Kinderseele gelegt, und nie hättest Du Frieden gefunden. Wo Andere stärker sind als ihre sogenannte Schuld, weil der Bruch eben naturnothwendig ist, Du — Du — würdest welken, wie eine Blume ohne Licht, wenn Du Dir nur den Schatten eines Vorwurfes machtest."

Sie sah zu ihm auf — voll, warm, innig:

„Dank, Gero, Du bist so groß, als ich dachte!"

Dann faßte sie Irmentrauts Hände und führte sie ihm zu:

„Und nun hier mein letztes Vermächtniß. Schütze sie! Es ist die Einzige, die mir treu war — außer Dir!"

„O Herrin!"

Und wie zum Segen legte sie die Hände auf des Mädchens Haupt:

„Du warst sehr klug! Und doch, *wenn* ich thöricht war, ich bereue es nicht. Hätte ich die erste Blume nicht gesehen, ich wäre auch an der zweiten vorüber gegangen!

Doch nun — in der Todesstunde — laß mich allein! Das Scheiden wird mir sonst zu schwer!"

Und sanft schob sie die Widerstrebende hinaus. — —

Noch einmal waren der Mann und das Mädchen allein — zum letzten Mal.

Zögernd, tiefer Bewegung voll, wandte sich Helena.

Der Graf kehrte ihr den Rücken zu; aber wie gebrochen fast sie aussah, die sonst so markige Gestalt!

Da konnte sie nicht mehr an sich halten:

„Gero, und nun zum Dank, nimm das Bekenntniß: ach, hätt' ich noch ein Herz *gehabt*, jetzt, jetzt wär' es doch Dein!

— O nein, nicht dieser wilde Blick!" sie floh zurück. „Willst Du die Nonne vom Altare reißen? Ich liebe Dich *nicht*, denn ich *glaube* ja nicht Liebe mehr, nicht Glück — gleich Dir! *Du* sagtest so — lebe wohl!"

„Kein Glück — aber doch Liebe! *meine* Liebe!" rief er in noch einmal vorbrechender Leidenschaft!

Digitized by Google

Und eine ſolche Welt von Qual lag auf ſeinem Antlitz — zitternd, bebend ſah Helena zu ihm hinüber. Da begannen die Glocken von Neuem zu läuten, und fern, fern ertönte der Geſang der Schweſtern.

„Mein Grablied," flüſterte Helena ſchaudernd.

„Befleck' ich mein Nonnenkleid? — nein!"

Und die letzte Regung der Lebenden —: ſie eilte — einer Flüchtigen gleich — zu Gero und — küßte ihn!

Noch einmal wollte der Halbbetäubte ſie an ſich reißen; aber da ſtand ſie ſchon in der Thür der Kloſterkirche.

„Leb' wohl. Verzeih' mir. Nun hab' ich gut gemacht, nicht wahr? Aber hier — ſcheiden ſich unſere Wege!"

Ein letzter Blick, und die Pforte fiel in's Schloß.

Und näher und näher kamen die Nonnen: Todtenklage war ihr Lied.

Und Gero vergaß, daß man ihn nicht ſehen durfte!

Unbeweglich ſtarrte er noch immer nach der Thür, hinter der ſein Sonnenſchein verſchwand.

Aber die frommen Schweſtern ſahen ihn auch nicht: ſie hatten ja den Blick geſenkt.

Nur die Aebtiſſin hätte ihn beinahe ſehen müſſen; aber ſie zog den Schleier dichter über's Antlitz und wandte ſich ab. Er kam erſt wieder zu ſich, als das Lied da drinnen verſtummte.

Und als er die müden Lider hob, da lag zu ſeinen Füßen auf dem kalten Geſtein — eine weiße Roſe!

Und die Vöglein ſaßen im ephenumrankten Gemäuer und lugten in's Kirchenfenſter: da ſtahl man dem Liebling die goldenen Locken und bettete die Holde in einen ſchwarzen Sarg. Wehe! Wehe!

„Ja, die Menſchen! Das Licht und der Lenz und die Liebe, die Schönheit, die Gott ihnen gab: ſie gilt ihnen Sünde!

Aber getroſt!

Das goldige Haar können ſie ihr nehmen und die goldige Freiheit, aber nimmer ihr goldiges Lied!"

Und oft und oft lauſchten ſie noch dem Sang der Nonne „Hroswitha."

Digitized by Google

Ola Hanſſon.

Von

Hans Schmidkunz.

— Nymphenburg bei München. —

I.

Aber mit dem Lärm um mich herum wächſt die Stille inwendig in mir; ſie wächſt und wächſt, ſteigt und ſteigt; ſie füllt mich, ſie ſchwillt über; ſie hüllt mich ein und breitet ſich nach allen Seiten um mich herum aus; ſie ſondert mich ab von der Umgebung und legt gleichſam einen unendlichen Abſtand zwiſchen mich und ſie. Wie ich auf einmal merke, dieſe Stille iſt ſelbſt wie ein einziger klingender Ton, der ſich reinſtimmt von all dem äußern Lärm, um dann bei der erſten Gelegenheit ſich zu einem ganzen Liede auszuwachſen, einem ſtarken vollen Violoncellſolo unter einer gedämpften Orcheſterbegleitung . . ."

Dieſe Stelle aus Ola Hanſſons letztem, uns vorliegenden Poeſieſtück, das da heißt „Ueber den Tod", mag durch ihre Darſtellung eines künſtleriſch innenlebenden und ſich von außen losringenden Ich und durch ihren breiten loſen Satzbau wie in einem eng zuſammengezognen optiſchen Bild die Eigenart kennzeichnen, die jener Dichter als das Ergebniß ſeiner bisherigen Entwicklung erreicht hat. Er gehört zwei Litteraturen an: einerſeits der ſcandinaviſchen — ſoweit es eine ſolche in dieſer Zuſammenfaſſung giebt, oder ſoweit er ſelbſt zur Exiſtenz einer ſolchen beiträgt — andrerſeits der deutſchen. Er iſt in dieſer, was in der Sprache ein Fremdwort; von dem eigenen Gewicht des Fremdwortes wie des Fremdpoeten und von den verwandten Vorſtellungen, die das eine in der Sprache, der andre in der Litteratur findet, wird es wohl abhängen, ob ſie beide auf die Dauer als fremd oder als heimiſch gefühlt werden; und eine Lebensgeſchichte des Poeten wird ähnlich wie eine Geſchichte des Wortes zur Erkenntniß der Beziehungen zwiſchen der Fremde und der Heimat beitragen.

* * *

Digitized by Google

In Deutschland dürfte die Vorstellung, die man sich von dem sogenannten Scandinavien macht, beinahe deutlicher sein als die von jedem der drei Bestandtheile ihres Gegenstandes. Zumal der Einfluß sowohl der dänischen als der norwegischen als der schwedischen Dichter auf die neuesten Veränderungen in der Weltlitteratur und besonders im Schriftthum Deutschlands hat jene Vorstellung vervollkommnet. Von den Gegensätzen, die sich in ihr bergen, spüren wir dabei weniger; nur daß uns die Zeitungsberichte aus Christiania über den „Unionsstreit" eine beträchtliche Kluft zwischen den durch lockeres Staatsband vereinigten Brudervölkern, den Norwegern und den Schweden, merken lassen. Klarer wird uns die Sache, wenn wir von näheren Unterschieden zwischen beiden hören — beispielsweise hat Schweden noch den Adel, Norwegen keinen — und gar wenn wir erfahren, daß der Norweger geschichtlich und sprachlich dem Dänen näher steht als dem östlichen Dritten, daß sogar die dänische Sprache sozusagen die officielle Sprache Norwegens ist und nur den Ansturm norwegischer Mundarten seitens der „Sprachkämpfer" auszuhalten hat. Ein kleines Bild der nationalen und anderer Verschiedenheiten zwischen diesen drei Staaten ergiebt sich aus einem Buch von Hanssen selbst, aus seinem „Jungen Scandinavien", zum Theil sogar aus seinem eigenen Ursprung.

Die gegenseitige staatliche Abgrenzung der drei scandinavischen Völker entspricht nicht genau ihrer nationalen, geschichtlichen und culturellen. So würde z. B. schon die Union, die seit 1814 zwischen Norwegen und Schweden besteht, zwischen Norwegen und Dänemark natürlicher sein und hat früher (1397—1814) in der That so bestanden; Island ist gegen Dänemark ziemlich selbstständig und wäre wohl eher zu Norwegen zu denken; und ebenso ist der südlichste Theil Schwedens, die Landschaft Schonen, fast mehr dänisch als schwedisch und gehört auch staatlich erst seit 1658 zu Schweden. In Hanssons „Frau Ester Bruce" lesen wir von dem Stolz der „Hochschweden" gegenüber anderen Schweden, der Stockholmer gegenüber halben Kopenhagenern. Mit diesem Gegensatz hängt noch eine Grenzlinie zusammen, die Gesammtscandinavien mehr oder minder deutlich und nach verschiedenen Richtungen in die mehr „europäischen" und die mehr „nationalen" Elemente theilt. Dänemark, das uns ja jedenfalls am nächsten steht, hebt sich schon durch diese mehr „europäische" Art von den scandinavischen Theilen ab, die „norderwärts der Civilisation" liegen; und von Schweden gehört seine berühmte Kornkammer, die Provinz Schonen, allerdings auch nur Schonen, zu diesem Europa — und mit ihm Ola Hanssen.

Dort, im europäischesten Stück Schonens, lebte seit mehr als zwei Jahrhunderten auf ein und demselben Bauernhof die Familie Hanssen, freie Bauern, nach des später zu erwähnenden Jean de Néthy Bericht „ohne Verbindung mit der Außenwelt und nur unter einander heirathend".

Digitized by Google

Da geschah „ein ganz außerordentliches Ereigniß, fast unbegreiflich in der Ueberlieferung der Familie“: der eine Hansson heirathete, in zweiter Ehe, eine „Fremde“, die Tochter eines Einwanderers aus Ostschonen, der den Nachbarhof des alten Hansson gekauft. Das hat sich denn auch gerächt: der ältere Sohn dieser Ehe war der erste Universitätsstudent in der Familie, der jüngere — geboren am 12. November 1860 — wurde der Dichter des „Wegs zum Leben;“ allerdings hofft er, daß seine Familie noch einige Jahrhunderte auf ihrem Hof sitzen werde. Auch er hat, 1881 und 1882, auf der Landesuniversität Lund studirt, und zwar in der philosophischen Facultät, deren Examen er 1882 bestand. Auch er hat typische Schicksale dieses Lebensalters erfahren. Mit 23 Jahren schrieb er jene Sammlung liedartiger Erzählungen, die den Namen einer Pflanze, und zwar einer Mimose, „Sensitiva amorosa“, trägt. Im Jahr 1884 erschienen von ihm „Gedichte“, im Jahr 1885 „Litterarische Silhouetten“ und ein „Nachtstück“ in Versen; alle drei schwedisch und nicht in's Deutsche übersetzt. Im Jahr 1887 gab er bei einem kleinen Buchdrucker in Helsingborg — anders war's wohl nicht möglich — die „Sensitiva amorosa“ heraus. Sie sollte eine Art Vermächtniß sein und wurde, wie Réthy sich ausdrückt, der „psychophysiologische“ Schlüssel seines ganzen künftigen Werks. Sie wurde aber auch Anlaß, daß ihn die Gesellschaft seines staatlichen Heimatlandes verfehmte, und daß seine Zukunft finster schien; nur weniges konnte mehr von ihm schwedisch erscheinen.

Um so Größeres gewann er durch den persönlichen und litterarischen Bund mit der deutschen Schriftstellerin L. Marholm, die er im September 1889 heirathete, und durch seinen Aufenthalt in Deutschland; dieses wurde ihm bald, abgesehn von mehreren Reisen, von einem Aufenthalt am Genfer See und gelegentlicher Rückkehr in seine dänischen Mutterländer, eine zweite Heimat. Nicht in dem Sinn Heimat, daß die Umgebung ein wesentliches Bestimmungsstück wäre — lebt er doch beinahe ausnahmslos in ländlicher Abgeschiedenheit; allein auch dieses negative Verhalten, das schon seinen halb unschwedischen Ursprung und seine Anfänge in Schweden gekennzeichnet hatte, scheint sich hier allmählich gesteigert zu haben, indem sein erster Hauptaufenthalt Friedrichshagen bei Berlin war, also ein naher Vorort einer ihm litterarisch wichtigen Stadt, während er sich jetzt fast völlig nach dem Gebirgsdorf Schliersee an dem gleichnamigen Alpensee zurückgezogen hat, zwei Bahnstunden von dem ihn geistig kaum berührenden München.

Im Jahr 1890 erschien zu Kopenhagen ein Band „Skaebnenoveller“, der eine dänische Ausgabe einerseits von „Sensitiva amorosa“, andrerseits von einem unvollständigen neuen Werk enthielt, das zugleich vervollständigt deutsch erschien: „Parias. Fatalistische Geschichten“ (Berlin 1890). Durch dieses wurde Hansson einem weiteren Litteraturkreis bekannt. Es kam gerade in einer Zeit, da man nach „Ueberwindungen“ des Naturalismus

Digitized by Google

suchte. „Fatalistische" Geschichten, mit kurzen, dünnen, abstracten Strichen gezeichnet, einbohrend in ein mystisch unaufgedecktes Seelenleben, ohne rechtes Milieu — die konnten willkommen sein. Damals verstärkte Hermann Bahr seinen Hinweis auf einen behaupteten allgemeinen Zug gegen den Naturalismus mit dem fragenden Ausruf: „Warum spricht jetzt alle Welt von Ola Hansson?" Sieht man heute auf diesen Ausspruch zurück, so verräth er sich — abgesehn von seiner wienerischen Färbung — als eine der Aufgeregtheiten litterarischen Parteilebens, die sich bald richten. Hansson hat durch seine „Parias" und seit ihnen viele Achtung und manchen Widerspruch erfahren; um indessen alle Welt von sich sprechen zu lassen, dazu besitzt er aller Wahrscheinlichkeit nach keine dieser Welt entsprechende Kunstweise und in der That auch nicht einen solchen Erfolg, wie ihn genug Kunstärmere genießen.

Es ist charakteristisch, daß Hanssons bisherige Bedeutung nicht wie bei so vielen Schriftstellern aus irgend einem Hauptwerk herausgelesen werden kann, auf das sie sich für länger sammeln; vielmehr muß das Bild dieses Dichters aus einer mit jeder Saison mehrfach vergrößerten, immer weniger übersichtlichen Schaar kürzerer Erzählungen und sonstiger Stücke zusammengelesen werden. Möglich, daß dazu äußere Verhältnisse des litterarischen Marktes beitragen. In der Hauptsache handelt es sich jedoch um seine künstlerische Eigenart, der nicht bald Etwas widerlicher ist als die ausführliche, hinter der Natur hergehende Breite, nicht bald Etwas erwünschter als die Eröffnung eines möglichst weiten und tiefen Blickes durch einen einzigen Hinweis, durch eine einzige zeigende, bezeichnende, deutende Bewegung seiner Phantasie. Wenn in der That die dadurch eröffneten Blicke nicht so weit und tief sind, wie der Autor wohl hofft, und wenn sich unter vielen seiner dichterischen Hinweise der aufgeschlossene Gesichtskreis vom einem zum andern Mal wenig ändert, so liegt dies eben an einer seinem künstlerischen Programm von Haus aus eigenen Unvollkommenheit, erschwert aber auch seine allgemeine Würdigung. Namentlich fehlt es jetzt noch an einer dem Bewußtsein sich eingrabenden Verbindung zwischen der Vorstellung von dem Dichter und der von einem ihn vertretenden Werk, von Gestalten oder Situationen aus einem solchen, die dem Publicum so vertraut würden wie die anderer Dichter. Zum Roman vollends ist Hanssons Stift nicht recht geeignet; „Novellen" bleiben seine Erzählungen auch bei längerem Umfang. Nur daß sie sich einigermaßen in Bündel gruppiren lassen, was freilich wieder zur festeren Einprägung seiner Vorzüge in die Anschauung der Leser nicht hinreicht. Als solche Bündel liegen uns außer den schon genannten Werken, unter denen „Sensitiva amorosa" und „Parias" wohl zu Einem zusammengehören, und außer Vereinzeltem drei vor: Die „Heimatgeschichten", die „Alltagsfrauen" und der „Weg zum Leben".

Die erstgenannte Gruppe, die erst jetzt gesammelt im Verlag der „Schlesischen Verlagsanstalt" erscheinen soll, dürfte einerseits zu Hanssons

Digitized by Google

schwächeren Werken gehören und kennzeichnet andrerseits noch ziemlich frühe Strecken seiner Entwicklung. Sie wird eröffnet mit einer Novelle „Meervögel", die bereits im Juniheft 1891 von „Nord und Süd" enthalten war und wohl die bedeutendste der Sammlung und für unsere Kenntniß ihres Verfassers eines der wichtigsten Stücke überhaupt ist. Ihr schließt sich die Novelle „Liebestäuschung" an, erschienen August und September 1890 in der damaligen von Fritz Mauthner herausgegebenen Wochenschrift „Deutschland". Dann die Novelle „Im Huldrebann" (aus „Nord und Süd", Märzheft 1892), eine eindrucksvolle Vereinigung mystischer Stimmung mit ganz irdischem Treiben, wie sie Hansson überhaupt liebt. Ein Stück Occultismus, „Nachtspuk", erschien als Feuilleton der „Wiener Allgemeinen Zeitung" im Frühling 1889. Schließlich eine wenig hervorragende Novelle aus dem Novemberheft 1894 von „Westermanns Illustrirten deutschen Monatsheften", „Amors Rache". Im Ganzen entspricht diese Sammlung dem Rest von engerer Verbindung, den der Dichter mit seiner schwedisch-dänischen Heimat behalten hat. Seine folgenden Erzeugnisse greifen immer mehr in's Internationale hinaus, gleich dem persönlichen Leben des Dichters. Noch im Frühjahr 1891 hatte er in seinem weltfernen Aufenthalt am Genfersee eine starke Sehnsucht nach der zwei Jahre lang verwaisten Heimat gefühlt und sie durch rasche Heimreise befriedigt. Allein schon drei Monate später überkommt ihn „Heimweh nach dem Ausland;" bald darauf erkennt er, daß Deutschland doch mehr und mehr seine zweite Heimat wird, und kann zwei Jahre später feststellen, daß es ihm das zweite Vaterland geworden. So geschah es auch und noch ausdrücklicher mit den inneren und äußeren Verhältnissen seines litterarischen Schaffens, wenngleich auch später heimische Erinnerungen auftauchen.

Wie rasch diese Wandlung vor sich ging, zeigt die zweite jener drei Sammlungen, die „Alltagsfrauen. Ein Stück moderner Liebesphysiologie". Sie erschien bereits, als der Dichter persönlich noch etwas warm für sein heimisches Schweden war, und zwar bald gesammelt in dem Verlag, der überhaupt die moderne und insonderheit die moderne ausländische, zumal scandinavische Litteratur zum großen Theil auf den deutschen Markt gebracht hat, bei S. Fischer in Berlin, 1891. Bezeichnend ist, daß gerade diese markanteste seiner größeren Veröffentlichungen über die deutsche Ausgabe — die allerdings gleich der von „Parias" und „Sensitiva amorosa" seit längerer Zeit erschöpft sein soll — nicht hinauskam, während doch Anderes auch oder blos in einer scandinavischen Sprache erschien. Eine besondere deutsche Bedeutung hat sie darum noch nicht. Sie scheint aber auch nicht in dem Maß, wie es der Titel „Alltagsfrauen" oder der früher beabsichtigte Titel „Frauen der Zeit" beansprucht, ein Merkzeichen der gegenwärtigen Cultur in ihrem Durchschnitt — abgesehn von „interessanten Fällen" einer Steigerung — darzustellen. Um so werthvoller ist sie zur Feststellung der

Digitized by Google

besonderen Eigenheit Hanssons, Einzelfälle aus seinem Gesichtskreis und in der einfarbigen Beleuchtung durch sein Ich zu Typen der über ihn hinausliegenden Welt zu erheben. — Ein zweiter Band „Alltagsfrauen" war beabsichtigt, ehe der erste erschien. Eine Novelle „Ausgeschlossen", im Decemberheft 1893 der „Freien Bühne", gehört in eine Sammlung „Männer der Zeit".

Die dritte jener drei Sammlungen ist Hanssons jüngstes noch unvollendetes Werk, der „Weg zum Leben". Ihr Hauptstück bildet die Novelle „Der Weg zum Leben", erschienen als „Der Weg des Lebens" in der „Neuen Freien Presse" vom 13. und 14. Juni 1894; sie dürfte die für Hanssons jetzigen Stand bezeichnendste Leistung sein. Die Sammlung soll daran den „Punkt des Archimedes" anreihen, der im Octoberheft 1894 von „Nord und Süd" erschienen war, und soll mit dem kleinen Cabinetstück „Ueber den Tod" schließen. Alles dies noch weniger als die früheren Werke eigentliche Erzählungen oder Novellen, sondern eine Art Stimmungsstücke, man möchte beinahe sagen Fühlhörner, die sich aber nur dann voll entfalten, wenn man sie gänzlich unberührt läßt. Der Versuch, sie im Ganzen kritisch anzufassen, ja selbst sie durch einen Bericht zu vermitteln, läßt ihre Augen sich sofort in's Innere zurückziehen und auch gleich die Hörner selbst den Augen nach rückwärts folgen. Die Hörner kommen jedoch bald von selbst wieder, wenn nur nicht weitergetappt wird, und bald rollen auch geheimnißvoll die Augen nach. Bei dieser Eigenthümlichkeit geht es überhaupt Hanssson gegenüber nicht recht an, den einzeln erwähnten Werken einen Inhaltszettel anzuhängen, zumal sie sich durchgehends durch Kürze auszeichnen und von der Kenntniß des einen aus meist wenig zur Kenntniß des andern fehlt.

Neben diesen drei Sammlungen steht selbstständig die längste Erzählung Hanssons, „Frau Ester Bruce", erst norwegisch 1893, dann deutsch in den ersten 2 Heften 1894 von „Nord und Süd" und danach in Buchform erschienen (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt, 1895). Sie ist — auch von ihm selber — als Roman bezeichnet und mag diesen Titel führen, weil sie länger und an gegenständlichem Stoff reicher ist als die übrigen Werke, Mitteldinge zwischen Erzählung und Stimmungsstück, fast immer „Novellen" genannt. Ein besonderer Beitrag zu dem vielberedeten Unterschied zwischen Roman und Novelle dürfte hier um so weniger festzustellen sein, als bei Hanssson meines Wissens nicht die geringste Anknüpfung an deutsche Poetik vorliegt. Nach ihr wird wohl auch „Frau Ester Bruce" eine Novelle, und Hanssson einerseits überhaupt ausgesprochener Novellist, andrerseits ein Umbildner der Novelle nach Seite der Lyrik hin, genauer, der Erzählungsdichtung zur Gedankendichtung sein. Das genannte Werk ist kaum zu denen zu zählen, die Hanssons innerstes Kunststreben bekunden; es steht der landläufigen modernen Epik näher als seine meisten übrigen Werke. Indessen zeigt es eine an ihm sonst weniger hervor-

Digitized by Google

tretende Fähigkeit, Personen in drastischer Komik darzustellen, doch ohne sie mit einem Humor zu vergolden und ohne den Gesammtton der Dichtung durch sie beeinflussen zu lassen; vielmehr wirken sie als gegensätzlicher Untergrund für die Zeichnung der Interessen und Personen, um die es dem Dichter als um das für ihn Höhere eigentlich zu thun war. Aehnlich, doch unbedeutender ist der kleine — von ihm selbst als längere Novelle bezeichnete — ‚Roman' „Vor der Ehe", der Januar 1895 in der „Collection Otto Janke" erschien; hier ist wenig mehr als der Bodensatz von Hanssons Kunst zu finden, und es erinnern hauptsächlich nur einige epische Kunstgriffe an seine hauptsächliche Eigenart.

Außer diesen deutschen Werken waren unterdessen fremdsprachig andere Stücke und besonders Parallelausgaben erschienen. So 1892 schwedisch: „Jung Ofegs Lieder" („Ung Ofegs Vigor", Stockholm), mit denen Hanssson anscheinend noch ausdrücklicher als zuvor in die Bestrebungen nach der Kunstform der Gedichte in Prosa (genauer: in ungebundener Rede) eintrat, die zwar nicht neu ist und bereits bei Jean Paul und Heine, wahrscheinlich noch bei manchen Anderen vorkommt, in jüngster Zeit jedoch namentlich durch O. J. Bierbaum, Gustav Falke und Anna Croissant-Rust üblicher geworden ist. Der deutschen Litteratur ist Hanssons Antheil an diesen Bestrebungen in der ausdrücklicheren Form noch nicht recht zu gute gekommen; doch hatte er eins, das fünfte der Ofegslieder in der später zu erwähnenden „Suggestion" übersetzt. Eine neuere Schriftstellerin Englands, die Verfasserin der beliebt gewordenen „Grundtöne" („Keynotes"), die dem deutschen Publicum zumal in dem „Buch der Frauen" von Hanssons Gattin (Wien 1895) vorgestellt worden, begann mit diesen Liedern eine Reihe von Uebersetzungen Hanssons in's Englische („Young Ofegs Ditties", London, John Lane, 1895). Eine deutsche Gedichtsammlung „Alltagslieder" ist seit einiger Zeit eine der nächsten Absichten des Dichters selbst.

Noch erschienen schwedisch „Kärlekens trångmål" (1892) und norwegisch die zwei Novellen „Amors Rache" und „Vor der Ehe" (Christiania 1894) sowie das autobiographische Buch: „Die Heimreise. Eine Jugend- und Wandergeschichte". („Reisen hjem. En ungdos og vandringshistorie". Ebenso). Die „Sensitiva amorosa" kam 1892 deutsch heraus, ohne jedoch trotz aller Anerkennung sonderlich aufregend zu wirken.

II.

Mit diesem Ueberblick über Hanssons schöpferische Leistungen würde jedoch nur die eine, allerdings wohl bedeutendste Seite seiner Thätigkeit bezeichnet sein: die dichterische. Nun liegt es kaum allzu ferne, den Dichter niedriger zu schätzen, als es sonst geschieht, und seine andere Thätigkeitsseite, die litterarkritische, um so höher zu stellen. In der That liegt von

Digitized by Google

ihm eine Reihe solcher Essays vor, die vermuthlich allgemein als hervorragende Leistungen aufgenommen werden können. Indeß wird zwischen ihrem sachlichen und ihrem schriftstellerischen, dem eigentlichen Essay-Werth, zu unterscheiden sein. In diesem scheint uns der Dichter Hansson seine zahlreichen Vorzüge abermals zu bewähren, was in unserer, dem Essay nicht eben günstigen Zeit hoch anzuschlagen sein mag. In jenem, dem sachlichen Werth, dürfte das stark und schön entwickelte Vorstellungsvermögen Hanssons die rein reproductive Aufgabe, die Darstellung des Gegenstandes in einem zusammengezogenen, verschärft deutlichen Bild, vorwiegend glücklich gelöst haben. Ob sich sein Urtheilsvermögen, namentlich die kritische Kraft, in gleichem Maß bewährt, ob zumal die historischen Zusammenhänge richtig wiedergegeben sind, darüber müßte wohl die Entscheidung einer näheren geschichtlichen und ästhetischen Einsicht überlassen werden, wie sie vielleicht erst in größerer zeitlicher Entfernung von den behandelten Gegenständen möglich sein wird. Von vornherein ist zu vermuthen, daß die scharf ausgesprochene künstlerische Richtung Hanssons seinen objectiven Blick nach sich bestimme; allein die Ansicht, daß Hanssons Kunst geringer als seine raisonnirende Gabe sei, ist ebenfalls nicht unerhört, und es sollte uns nicht wundern, wenn sie weiter verbreitet wäre.

Als das allgemeine Interesse für die dichterischen und moralkritischen Schöpfungen Friedrich Nietzsches noch erst in seinem Anfang stand, im Jahr 1890, veröffentliche Hansson in der damaligen Monatsschrift „Unsere Zeit" (Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig) einen, wohl den ersten größeren deutschen Essay über „Friedrich Nietzsche. Seine Persönlichkeit und sein System", der dann in unansehnlicher Sonderausgabe (Leipzig bei E. W. Fritzsch) und zugleich norwegisch erschien. Das folgende Jahr brachte ein eigenes Büchlein: „Das junge Scandinavien. Vier Essays." (Dresden und Leipzig bei E. Pierson.) Von den drei nordischen Ländern ist hier Dänemark durch J. P. Jakobsen, Schweden durch August Strindberg (anscheinend den Liebling unseres Hansson, dessen immer wiederkehrendes Eintreten für Strindberg geradezu auffällig werden konnte), Norwegen durch Arne Garborg vertreten. Dem Gemeinsamen dient das erste Stück „Die neue Richtung (Georg Brandes)." Im Herbst 1891 führte der Schreiber dieser Zeilen in einem Fachbuch auch einen Beitrag Hanssons vor die Oeffentlichkeit, der die Bedeutung der Suggestion für sein dichterisches Schaffen zu erläutern hatte, und gab in den Flugschriften „Gegen den Materialismus" den „Materialismus in der Litteratur" von Hansson heraus, nach dessen Meinung sein Bestes bis dahin, im Grund eine Bekenntnißschrift für seine eigenen künstlerischen Absichten, eine Hoffnung, das Losungswort für die Dichtung der Zukunft ausgesprochen zu haben (schwedisch 1892). An beiden mit besonderer Zuversicht hinausgegebenen Aufsätzen und der geringen Beachtung, die sie fanden, dürfte es sich so recht gezeigt haben, wie schwer das von solchen Erörterungen übersättigte Publicum für derartige Richtungs-

Digitized by Google

bekenntnisse zu gewinnen ist, und wie wenig schließlich der durch sie hingestellte Unterschied vom Bisherigen beträgt.

Ein neues, zu Hanssons Künstlerbild wie ein Symbol gehörendes Essaybuch erschien norwegisch 1893 und deutsch 1894: „Seher und Deuter" (Berlin, Rosenbaum und Hart). Diese fünf Aufsätze über Poe, Garschin, Stirner, Bourget, Böcklin waren wie noch manche andere Kleinarbeiten Hanssons schon vorher in der Tageslitteratur veröffentlicht, sind aber hier durchgehend vervollkommnet worden und zusammen als ein „Totalbild" der individuellen Entwickelung gedacht, die für die Jugend der Gegenwart in allen Ländern allgemein und typisch sei, oder die wenigstens Hansson dafür hält. Eine Sammlung „Seher und Deuter", unter dem Titel „Germanische Geister", und ein eigenes Buch über Böcklin sind in Vorbereitung.

Schließlich ist neben Anderem aus der „Freien Bühne" III/1 ein Aufsatz „Kritik" und aus dem Juliheft 1894 der „Revue" ein Artikel „Le Mouvement litteraire en Suède" zu erwähnen.

Ein anderer Versuch litterarischen Eingreifens, bisher fehlgeschlagen, darf trotz dessen, wegen seiner Bedeutung und wegen allgemeinerer Beziehungen, im Rahmen eines Bildes von ihm nicht fehlen. Als in den achtziger Jahren die scandinavische Keuschheitsbewegung, namentlich vertreten durch Björnsons „Monogamie und Polygamie" und durch sein Drama „Der Handschuh" (1883) mit dem berühmt gewordenen Typus der die männliche Reinheit fordernden Svava, in Blüthe stand, erschien ungefähr 1888 von dem Professor an der Universität Lund, Seved Ribbing, ein Buch „Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Consequenzen. Drei Vorlesungen," das lebhaften Beifall fand und auch in Deutschland, wenngleich nicht widerspruchslos, so beliebt wurde, daß seine Uebersetzung (zuerst 1890) mehrere Auflagen erlebte. Dichter wie Strindberg, Hansson, Garborg werden darin als Perverse und als Verfasser von Büchern, die zur Lüsternheit reizen, dem Abscheu des Publicums empfohlen. Man wird es leicht begreifen, daß unser Dichter, der selbst unter jener Bewegung persönlich wie künstlerisch zu leiden hatte, seinen Landsmann Ribbing (brieflich) den schwedischen Mantegazza nennt, ihn als eine gemeingefährliche Erscheinung betrachtet, die mit pikanten Titeln in schlechter Popularität mache, und seine Tendenz darin sieht, der Moderichtung im Norden zu gefallen — „Keuschheitspredigt in unbegrenzter Ausdehnung zum hygienischen Wohlergehen." Daß Bestrebungen wie die Ribbings auch ohne eine solche Tendenz zu denken sind, vielmehr sachlichen Ueberzeugungen entstammen können und in diesem Fall wahrscheinlich auch der Hauptsache nach entstammen, darf Hansson gegenüber, für den sie kurzweg „Humbug" sind, doch wohl betont werden. Nun hatte ein auch in Deutschland bekannter junger Nationalökonom, Dr. Knut Wicksell, in Gemeinschaft mit einem Arzt einen eingehenden Widerlegungsversuch jenes Buchs sowie der „Monogamie und Polygamie" Björnsons veröffentlicht; Ribbing soll sich darauf in Schweigen

Digitized by Google

gehüllt haben. Hanſſon jedoch trug ſich mit der Hoffnung, Wickſells Buch deutſch veröffentlicht und ſeine Gründlichkeit über die „unehrliche und unwiſſenſchaftliche Baſis", auf der ihm jene beiden Werke zu ruhn ſchienen, triumphiren zu ſehn: „uns kann ja nicht damit gedient ſein, daß man unſerer ehrlichen Arbeit ſolche Klötze aus der lieben Heimat zum Frommen auch der deutſchen chriſtlichen Jünglingsvereine und der Frauenvereine zur Förderung der männlichen ‚Reinheit' zwiſchen die Beine wirft;" und: „die nordiſchen Emancipationsdamen tragen in erſter Reihe die Schuld daran, daß denen unter ihren männlichen Collegen daheim das Leben ſauer gemacht wurde, die Anderes ſchaffen wollten als kleinbürgerliche Broderie, naturaliſtiſche, oder à la Gartenlaube". Wickſells Buch wurde denn auch in der That unter Anpaſſungen an's Deutſche überſetzt und der neue Text ſorgfältig zum Druck vorbereitet. Allein die Frage nach einem deutſchen Verleger kam zu keiner Löſung, ſei es, daß hier Ueberfülle an ſolcher Litteratur beſteht, ſei es, daß die mehr ſtatiſtiſche als belletriſtiſche Schreibweiſe Wickſells keinen äußeren Erfolg verhieß, ſei es, daß durch langes Hinausziehn der Sache von einer Verlegerſeite her die für das Unternehmen günſtige Zeit verpaßt wurde; das Manuſcript blieb ſammt dem von mehreren Kräften daran gewendeten Eifer unverwerthet. Unſeres Erachtens ſcheint jedoch, wenn Wickſells Buch thatſächlich geeignet iſt, ſeinen Gegner auch nur ſachlich zu ſchlagen, die Zeit weitaus nicht verpaßt und der Fall für einen Verleger immer noch ſo ausſichtsreich zu ſein, daß ſich ein Zugreifen lohnen mag.

Dem litterariſchen Aeußern Hanſſons ſei noch das Wichtigſte aus den Stimmen über ihn angereiht. Deutſchland erfuhr von ihm zum erſten Mal Näheres durch zwei Feuilletons ſeiner Frau über ihn, die nach ſeiner Meinung noch das Beſte ſeien, das über ihn geſchrieben worden. Sie waren in der „Neuen Freien Preſſe" erſchienen; das eine, in Nr. 8529 vom 24. Mai 1888, „Ein ſchwediſcher Liebesdichter", widmete der „Sensitiva amorosa" eine ungewöhnlich eingehende, anſchmiegende Darſtellung und war geſchrieben, ehe die beiden Perſönlichkeiten von einander wußten. Das zweite, in Nr. 8779 vom 1. Februar 1889, hieß „Zwangsvorſtellungen in der Dichtung" und galt den däniſch vorliegenden „Parias"; als es verfaßt wurde, hatten ſich Beide nur einmal flüchtig begegnet. Bemerkenswerth iſt, daß hier auch unſer Gottfried Keller in einer ähnlichen Beleuchtung wie Hanſſon geſchaut wird, als Vordeutung des ſpäteren ausführlichen Eſſays über ihn von Laura Hanſſon.

Im Jahr 1892 begann Stanislaus Przybyszewski eine bis zu 2 Heften gelangende Studienfolge, „Zur Pſychologie des Individuums" (Berlin, Fontane). Das erſte Heft hieß „Chopin und Nietzſche"; Hanſſon war von den „kritiſchen Perſpectiven" dieſer Arbeit „entzückt" und ſah in ihm einen „abſolut genialen Kopf", der es weit bringen werde, wenn er nicht früh zu Grunde geht. „Ich habe das fundamental Neue in der

Digitized by Google

Perſönlichkeitsauffaſſung niemals auf ſo feſter Baſis aufgebaut geſehn; er hat, was ſo ſelten vereint iſt, die Gelehrtheit und die Divination." Das zweite Heft jener Serie behandelte Ola Hanſſon; dieſer ſelbſt fand es „überſchwänglich und einſeitig, aber tief". Referent muß leider auf ein eigenes Urtheil darüber verzichten, da er nach der Leſung des erſten und nach Stichproben des zweiten Heftes für dieſes nicht die nöthige Entſagung des Leſens fand. Zur Kennzeichnung der Verwandtſchaft beider Naturen kann Hanſſons Eſſay über Przybyszewskis eigenartige Dichtung „Todtenmeſſe" dienen, der im erſten Octoberheft 1893 der „Nation" erſchienen iſt. Ein anderer Pole, Józef Kotarbiński, widmete dem ſammt dem „Materialismus" 1893 in's Polniſche überſetzten „Jungen Scandinavien" Hanſſons einen Aufſatz in „Biblioteka Warszawska", III/1, 1893.

Ein Heft der Pariſer „Revue des Revues" (VIII/4, 15. Februar 1894 S. 331—337) brachte eine wahrſcheinlich alle bisherigen Leiſtungen des Dichters überſchauende Darſtellung von Jean de Néthy, die ſich namentlich nach einem Herauserklären Hanſſons aus ſeiner engſten und ſeiner weiteren ſcandinaviſchen Heimat bemüht. Sonſt enthält ſie kaum etwas Eigenes. Wohl an allen vorliegenden Verſuchen über Hanſſon, vorzüglich an dem Néthys, fällt beſonders auf, daß ſie eher Nachahmungen ſeiner Art und Perſpectiven von ſeinem eigenen Standpunkt aus ſind, namentlich aber in ſeinem eigenen Jargon ſprechen. Außerdem blicken ſie — wie überhaupt Kritiken über Dichteriſches mit Vorliebe thun — vorwiegend auf die Inhalte und Richtungen, weniger hingegen auf die künſtleriſche Art ſeines Schaffens. — Eine knappe Zuſammenfaſſung des bisher von Hanſſon Geleiſteten, mit dem Verſuch, das Sachliche und das Dichteriſche auseinander zu halten, hat Referent in der „Deutſchen Zeitung" zu Wien, Nr. 8141 und 8156, 28. Auguſt und 13. September 1894, gegeben.

III.

Die Frage, wer Hanſſons Meiſter geweſen, wer ſeine Bildner und Vorbilder, möchte ich zunächſt kurz damit beantworten, daß es nicht weit gefehlt ſei, wenn man ihm ſolche überhaupt abſpricht. Aus einer „Schule" iſt Hanſſon nun einmal nicht hervorgegangen; darum iſt er jedoch noch nicht aus der Entwicklung unſerer Litteratur herausgeſprungen, ebenſowenig als er etwa mit beiden Beinen in ſie hineingeſprungen wäre. Er hat aus dem letztvergangenen Reichthum der Litteratur Vieles zu ſeiner Nahrung gemacht, was ihm appetitreizend war; ſeine Früchte ſind durchdrungen von den daraus gewonnenen Säften. Allein er iſt — wenn dieſer Ausdruck auf's künſtleriſche Gebiet übertragen werden darf — Autodidakt in dem Sinn, daß er ſeinen Weg nicht von der vorherrſchenden Ueberlieferung aus genommen, daß er nicht nachgebildet hat, daß er vielmehr gleich von Anfang an gegen jene Ueberlieferung geſtanden iſt.

Digitized by Google

Die andere Frage, die sich daneben und zumal in einer Zeit vielseitiger Neuanfänge aufdrängt, die Frage, wie weit dieser Autodidakt gleich anderen Genossen auch ein Dilettant geblieben, wird vielleicht zwar in der Hauptsache, aber doch kaum vollständig zu seinen Gunsten zu beantworten sein. Wie bei so vielen heutigen Dichtern, insonderheit den specifisch modernen, scheinen bei ihm nicht nur künstlerische, sondern auch außerkünstlerische Interessen, die einer eigenen Erkenntniß oder wenigstens Auffassung der Welt, maßgebend zu sein; in seinen früheren Werken allerdings mehr als in seinen späteren. Auch wenn man nicht den Gedanken des l'art pour l'art preßt, auch wenn man es Hansson dankt, daß er die Kunst auf einen neuen Boden gestellt, so wie etwa die Malerei der früheren Jahrhunderte auf dem religiösen Boden gestanden: auch dann wird sich noch fragen, ob seine Kunst in ihrer Stellung auf diesem Boden sich uns ganz als Kunst oder zum Theil als etwas Anderes, als eine Tendenz, als eine Parteistellung, als ein Urtheilen über dies oder das und dgl. mehr zeigt. Nun bleibt unserm Gefühl nach dem Genießer der Hansson'schen Dichtungen — abgesehn natürlich von seinen kritischen Schriften — ein solcher Eindruck oft nicht erspart; allein darüber hinaus beherrscht Hansson die künstlerische Weise, die er sich einmal geschaffen, als ein Meister dieser Weise; namentlich entsteht für uns kaum irgendwo das Gefühl, als mißlinge ihm das Herausarbeiten dessen, was seine Phantasie will, in die Wirklichkeit des künstlerischen Ausdrucks; was er zu sagen hat, sagt er in einer Sprache, die ihm selbst gehorcht, und von dem Verdacht, als sei auf jenem Weg von innen nach außen Wesentliches stecken geblieben, werden wir verschont.

Sind nun auch die Kräfte, mit denen er schafft, vorwiegend seine eigenen, so spielen doch hinwider die auslösenden Ursachen oder Bedingungen für das Wirken jener Kräfte eine bedeutende Rolle. Muß man aber anderen Künstlern ihre Anreger erst nachrechnen, und wehren sich Andere eher gegen ein Bekenntniß der vielleicht die Hauptsache erst darbietenden Beeinflussung, so ist Hansson trotz oder vielleicht gerade wegen seiner künstlerischen Selbstständigkeit darauf erpicht, seine Eingeber in künstlerischen und anderen Dingen hervorzuheben. Vor nicht ganz zwei Jahren bezeichnete er sie in einem Brief an mich folgendermaßen: „Die ersten starken litterarischen Eindrücke bekam ich aus Dänemark: Jakobsen, Topsöe," — von dem Hanssons Studie „Die dänische Erotik und ihr Herold" im „Magazin für Litteratur", 1891, 14 f., handelt —, „Drachmann, Bang, weniger Brandes . . . dazu kamen später die modernen Franzosen: besonders Taine und Bourget, — Zola habe ich nie leiden können; auch Turgenjeff übte auf mich einen tiefgehenden Einfluß. Das dritte Stadium bezeichnen die Deutschen: Nietzsche, Böcklin, Rembrandt als Erzieher; den Uebergang bildet Poe." Und vor etwa fünf Jahren hatte er mir u. A. geschrieben: „du Prel war ja meine erste Liebe durch seine Philo-

Digitized by Google

losophie der Mystik', eine der ersten Anregungen für die Richtung, die meine Production genommen." Wozu freilich bemerkt werden muß, daß dieses Werk erst im Jahr 1885 erschien, also nachdem Hansson seine ersten künstlerischen Anfänge bereits selbst gemacht. Kurz darauf schrieb er sich gelegentlich eines Erörterns von Büchersendungen folgende Worte von Herzen, die wir wegen ihres Vorzugs vor fremden Versuchen einer Darstellung dieser Verhältnisse ohne Weiteres hierher setzen wollen. Sie knüpfen an Krafft-Ebings „Psychopathia sexualis" folgendermaßen an:

„Es ist sehr lange her, seit ich ein Buch gelesen, das eine solche Bedeutung für meine intimsten geistigen Interessen gehabt hätte. Ich bin nun zwei Jahre mit diesem Buchtitel in meinen Gedanken herumgegangen, ohne daß es dazu gekommen wäre, es mir anzuschaffen. Daß ich gerade in diesen Tagen damit Bekanntschaft machte, betrachte ich als ein besonders geniales Arrangement des Schicksals. Die Lecture desselben hat ein wahres Gewimmel von Beobachtungen, Erinnerungen, Ideen ausgelöst, die wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel des Unbewußten lagen. Wie Sie wissen, arbeite ich seit geraumer Zeit an Dichtwerken mit Motiven aus demselben Gebiet, das hier wissenschaftlich zurechtgelegt wird. Ich habe mich als Novellist und Nichtfachmann in Vielem auf meinen Instinct verlassen müssen; Sie verstehen, welch unschätzbares Selbstvertrauen es giebt, alle seine Gestalten auch einmal auf einen wissenschaftlichen Sockel versetzt zu sehen. Ich glaube, Sie werden mich noch besser verstehen, wenn Sie meine beiden Novellensammlungen gelesen haben werden." (Die erste von diesen erschien als „Alltagsfrauen".)

„Ein Detail besonders ist so auffällig, daß ich nicht unterlassen kann, es zu unterstreichen. Es war daheim in Schweden unter meinen Umgangsfreunden mein Lieblingsthema, daß im Verhältniß zwischen Mann und Weib der Geruch eine dominirende Rolle spiele, in gleicher Weise wie zwischen den Mitgliedern verschiedener Racen. Für mich selbst bestand kein Zweifel an der Richtigkeit meiner Behauptung — das Factum hatte ich persönlich selbst vielmals constatirt —, aber meine Landsleute lachten. Und nun sehe ich es hier über aller Discussion erhaben. Ich bin bestimmt überzeugt, daß Geruchsempfindungen als Sym- und Antipathien bestimmender Factor im Geschlechtsgefühl zweier Individuen gerade bei Menschen mit ausgeprägtem und feinem Geschlechtsleben eine bedeutende Rolle spielen — das trotz Krafft-Ebings Ansicht."

„Krafft-Ebing mit seiner ‚Psychopathia sexualis' ist der sechste in der Reihe der Geister, die in großem Sinne productiv auf mich gewirkt haben, d. h. gebundenes Capital ausgelöst haben; die fünf früheren waren: Darwin, Taine, Lombroso, Poe und Nietzsche. Könnte ich Etwas produciren, was dieser Mann vollöthig fände, so würde mich das für die vielen idiotischen Blattrecensionen schadlos halten, die ich verdauen muß. Ehrlich gesagt, traue ich mir das selbst zu."

Digitized by Google

Hier sei eingeschaltet, daß ich später die „Alltagsfrauen" an Professor Krafft-Ebing sandte und von ihm unter'm 30. December 1891 folgendes Urtheil erhielt, das ich mit seiner Erlaubniß wiedergebe: „Das Buch von Hanssson hat mich recht interessirt, nur möchte ich meinen, daß der Titel ‚Ausnahmsfrauen' eher passen würde, als der der ‚Alltagsfrauen'. Die Sprache und Ausdrucksweise von Hanssson ist ganz ausgezeichnet." Gleichzeitig erschien im „Magazin für Litteratur" eine Parodie: „Sonntagsfrauen. Von Hanna Olsson," deren treffende Weise auf die Hand des Meisters von dem Buch „Nach berühmten Mustern", Fritz Mauthners, deutet.

Hanssson fährt an jener Briefstelle fort: „Man wirft mir vor, daß ich Wilddieberei auf wissenschaftlichen Jagdgebieten treibe. Herrgott, kann ich dafür, daß mein dichterischer Instinct sich zu denselben Dingen riecht, die der Gelehrte methodisch erreicht. Poe hatte sicherlich nie eine Linie über Perversität geleseu, als er ‚The tell-tale heart' und ‚William Wilson' und seine Frauenskizzen schrieb; gab es überhaupt eine wissenschaftliche Litteratur über dieses Thema 1840? Und doch giebt es wohl keine bessere Illustration zu Ribots ‚Maladies de la volonté' als diesen Poe'schen Doppelmenschen William Wilson. Dieser Fall ließe sich ganz einfach in eine Beispielsammlung à la Krafft-Ebing folgendermaßen einregistriren: Fall x. Herr X, Patient so und so ꝛc. ꝛc."

Als weitere Bedenken von mir kamen, die namentlich eine eigentlich künstlerische Ausführung und Bekleidung des nackten Inhaltlichen vermißten, wie sie innerhalb seiner „Parias" noch am meisten in der längeren Erzählung „Heimlos" gelungen sei, schrieb er mir unter'm 15. Januar 1891: „Aber nun hören Sie mal! Glauben Sie denn, daß ich schlafwandelnd schreibe! Die Form meiner jetzigen Novellensammlung ist gerade eine sorgfältig überlegte, ein künstlerisches Princip, — jede von ihnen soll Nichts sein als ein Senkblei in den centralen Punkt unter der Persönlichkeitsoberfläche oder der Bewußtseinsschwelle, — es ist eine Tiefenpeilung, und dafür bedarf ich der glatten dünnen festen Leine, die sich rasch abspult und gerade hinabgleitet. Ich will eine neue Form, ohne Dialoge, die von einem Fuß auf den anderen treten und nicht von der Stelle kommen, ohne Oberflächennaturalismus, der sich ausbreitet, wie Wasser, das man auf die Diele gießt, ohne Schilderung des Selbstverständlichen, das Jeder kennt und mit Behagen wiederfindet. Nun habe ich überall mein „Heimlos" rühmen hören, weil ich da im alten Trott ging; ich hatte mich müde geschrieben an Anderem, und es ruhte mich aus, in den alten Geleisen zu fahren. Sehen Sie, die künstlerischen Ideale, die man jetzt in Deutschland aufstellt, die begrüßten mich als Zwanzigjährigen in Scandinavien, drüben wie hüben importirt. Unter uns: keiner der schreibenden Franzosen wird so rasch veralten wie Zola, — noch zehn Jahre, und man kann ihn nicht mehr lesen. Das ist die triviale Ausgeflossenheit, der Doctrinarismus mit Arbeiterfäusten und einem Arbeitergehirn. Ich gebe Ihnen gern zu, daß

Digitized by Google

ich die lakonische Durchsichtigkeit und zugleich die Oeffnung einer Perspective in den physiologischen Naturgrund noch nicht erreicht habe, vielleicht fühle ich selbst beim späteren Durchlesen meiner Novellen, daß die Leine knarrt und hapert; aber, lieber Freund, ich weiß so gut, wie raschen Ruhm und Mammon ich auf dem Wege, den Sie mir vorschlagen, erreichen könnte! Dann wäre ich in zwei Jahren eine anerkannte Berühmtheit, was ich auf meinem selbstzuschlagenden Wege auch in zwanzig nicht sein werde. Aber ich kann eben den Litteraturkritiker in mir nicht todt machen, und ich *sehe* wenigstens stetig den Weg, wo die neue Aera liegt, sie, die nicht das Neue von heute gegen das Alte von gestern, sondern das fundamentale Neue gegen alle Compromißformen ist." „Was wir Dichter von morgen brauchen, das ist das ganze Wissen unserer Zeit bis in seine kühnsten Hypothesen, damit unsere Intuition einsetzt, wo sie aufhören. Wir sind keine Nachtreter, wir sind Vorläufer.

Und darum muß ich mir auch meinen Stil reserviren . . . es handelt sich für mich nicht um Schönheiten oder Unschönheiten des Ausdrucks, sondern um ein Gefügigmachen der Sprache. Greife ich da fehl, so sind das meine eigenen Fehlgriffe. Meine Frau, die als Stilistin anerkannt ist, geborene Deutsche, genau vertraut mit den nordischen Sprachen, übersetzt mich und hält sich so eng an den Puls und die Körperschwingungen meiner Sprache wie möglich."

Hier ist zugleich Hanssons Ueberzeugung angedeutet, daß die kommende Dichtkunst, die „neue Aera", gleicher Art sein werde wie seine eigene Weise. In diesem Sinn dürfte auch der Ausblick am Schluß seines „Materialismus in der Litteratur" zu verstehen sein, darin er selbst das anscheinend noch fehlende Losungswort der kommenden Dichtkunst gefunden und ausgesprochen glaubte: „Was man zuerst und vor Allem als Wesenszeichen und Grundzug in der dichterischen — künstlerischen Zeugung feststellen kann, das ist die Oberherrschaft des subjectiven Elements. Das echte Dichtwerk ist eine Manifestation des Ichs, der Individualität. Der eigentliche Moment für die dichterische Zeugung — das, was man früher „Inspiration" nannte — besteht aus einem Moment des denkbarst intensiven Lebens der Persönlichkeit; der dichterische Schöpfungsact ist nichts Anderes als ein Zustand solchen Lebens mit allen den Vorgängen, die sich darin organisch nothwendig vollziehen; das Geschaffene, das, worin diese Vorgänge ausmünden, ist nichts Anderes, als die Art der Schwingungen gerade dieser Individualität, — die individuellen Schwingungen hörbar gemacht in einem Raum des absoluten Schweigens der äußeren Wirklichkeit, Laut geworden, Licht geworden, Körper, Farbe und Form, eine ganze Welt geworden im Bilde der objectiven. Aber auch nachdem der neue Organismus, der das Dichtwerk ist, sich vom Mutterorganismus frei gemacht, trägt er noch Etwas in sich, was dessen Leben war und was ihn zum Dichtwerk macht: die Schwingungsart der Seele, aus der es hervorgegangen. Es sind diese zugleich intensiven und

Digitized by Google

seinen Schwingungen, die den individuellen Menschen und das echte Dichtwerk, die Persönlichkeit und die Kunst machen; darin liegt auch der Grund, weshalb die Kunst die höchste, vollkommenste und tiefste Aeußerungsart des menschlichen Wesens ist." Und endlich die Schlußworte: „Die Kunst kann blos dadurch ihre rechte Formel, ihr Gedeihen und ihr volles Leben wiederfinden, daß ihre Auserkorenen in souveränem Selbstvertrauen der Umwelt den Rücken kehren und das Ohr lauschend dicht an ihr eigenes Innere legen; sie werden dann den Geist dieses Jahrhunderts über ihren Häuptern hinfahren hören wie ein leeres Windeblasen, während ganz andere Weisen zu ihnen emporsteigen werden aus der Tiefe, mit dem Klang aus der Tiefe wie Nietzsches ‚Mitternachtslied'".

IV.

Hat der Dichter mit dieser Betonung des Subjectiven oder Innerlichen eine Kunstauffassung dargeboten, die ihren Platz ganz wohl innerhalb des bisherigen Auf- und Abwogens dieser und jener Dichtungen findet, so dürfte er mit der gleichzeitigen Betonung des Ich oder der Individualität — welche Betonung allerdings von der vorhergenannten nicht sauber geschieden wird — weniger das Wesen der Kunst schlechtweg als das seiner Kunst und seiner persönlichen Beschaffenheit getroffen haben. In der That handelt es sich bei ihm um eine der ausgesprochensten Ich-Naturen. Schon in einer äußerlichen Kleinigkeit kann dies auffallen: in der Vorliebe des Beginnens einer Erzählung, Liedskizze oder Abhandlung mit dem Ich. „Ich las vor einigen Monaten" . . . „Mir ist von dem Verfasser" . . . „Ich gehe eines Tages" . . . „Mein alter Schulkamerad . . .". Und so namentlich in den Ofeg-Liedern. Ob nun eine theoretische Gründung der Kunst auf das Ich mehr oder minder neu ist, vermag ich nicht sicher genug zu entscheiden; daß die praktische Benützung des Ich innerhalb der Dichtung nichts Neues ist, wissen wir z. B. aus den Uebersetzungen und Nachdichtungen orientalischer, zumal persischer Poesie und wissen es von der zweiten Hälfte unseres achtzehnten Jahrhunderts; noch jüngst hat Spielhagen in seiner Goethe-Rede darauf hingewiesen. Die Hauptfrage wird dabei wohl die sein, ob der Dichter dem Publicum wirklich ein der Beachtung und Zuneigung werthes, ein Wärme weckendes Ich, ja überhaupt ein Ich zu bieten hat, das mehr ist als die bloße Form des Gegensatzes zu Anderen. Vielleicht will Hansson es nicht bieten, vielleicht hat er es nicht zu bieten, jedenfalls bietet er es unseres Erachtens nicht. Um so voller tritt jener allgemeine Gegensatz hervor und zwar nicht nur in der ursprünglichen Form, daß irgend ein Stück der Außenwelt durch's Anschauen in's Innere aufgenommen wird, sondern auch noch dadurch, daß es sich in irgend einer tieferen Weise zu einem Bestandtheil dieses Inneren entwickelt.

Das ist ja zweierlei: das Ich, das einen Besitz hat, und dieser Besitz, der ihm gehört; also das Ich und das Mir, wie es einigermaßen

Digitized by Google

ſprachdeutlicher die Franzoſen durch ihr Je und Moi, die Engländer durch ihr I und Me unterſcheiden. Ein hübſches Beiſpiel aus der Novelle „Der Weg zum Leben“ ſcheint anzudeuten, daß Hanſſon es geradezu in jenem erſten Sinne meint, in dem des Ich und zwar noch weiter in dem eines Ich, das Etwas nicht blos betrachtet, ſondern ſelber ausführt oder an ſich geſchehen läßt: „Es füllt die Zimmer drunten, dieſes Lachen; es ſteigt in jubelnder Eile und wie ein Triumph die Treppe hinauf; es ſingt um ihn herum und wird zu einer ſonnigen Beleuchtung in der Stube, wo er liegt; und wie er da liegt, ſieht und horcht, nicht blos mit dem Ohr allein, ſondern auch mit der Seele und allen Sinnen, empfindet er dieſes Lachen plötzlich inwendig in ſich, und nicht mehr wie einen fremden, von draußen gekommenen Klang, ſondern wie den warmen, lichten, ſchwellenden Wogengang ſeines eigenen Blutes.“ Aehnlich im „Punkt des Archimedes“ (V): „Was mich jetzt erfüllt, iſt der vollkommene Frieden. Es iſt der Frieden des Alls, das ſich ſelbſt in mir, dem Menſchen, empfindet. Aber es iſt auch etwas Anderes, Etwas, das mein Weſen zittern in einer Erwartung läßt, die das Glück iſt. Als die Sonne nur noch mit der halben Scheibe über dem Horizont ſteht, iſt es mir auf einmal, als ob inwendig in mir auch ſolch' ein Sonnenuntergang glühe, wie der heut Abend, aber doch nicht derſelbe; und in einem Blicke — es ſteht Alles vor mir, ohne daß ich weiß, wie es gekommen — taucht ein Bild auf, das in den allertiefſten Schichten meines Unbewußten eingebettet geweſen ſein muß; und ich ſehe mich ſelbſt, einen kleinen Buben, mit Vater und Mutter vor meinem frieſiſchen Väterhof ſitzen, den ich jetzt zum erſten Mal ſehe in dieſer auferſtandenen Erinnerung, und es iſt Sommerabend, und die große rothe Sonne ſinkt hinab in's Meer. . . .“

Aber das Merkwürdigſte an dieſer Vorliebe Hanſſons für den Gegenſatz von Außen und Innen, von Nicht-Ich und Ich iſt dies, daß er den Gegenſatz ſich auf eine ähnliche Weiſe einerſeits draußen und andererſeits drinnen wiederholen läßt, einen Gegenſatz zwiſchen dem, was ferner bleibt, und dem, was näher gerückt iſt. So heißt es als Abſchluß jener Stelle: „Ich fühle ein Licht aus dieſer meiner älteſten und wieder lebendig gewordenen Erinnerung fallen und die Brücke ſich wölben zwiſchen meinem Da und Jetzt, und den verlorenen Zuſammenhang im Ich wieder angeknüpft. Ich finde mein wirkliches, eines und einziges Ich wieder und empfinde mich zum erſten Mal in meinem Leben als eine Einheit mit der Harmonie und Ruhe der Einheitlichkeit.“ Dieſe ſtille Einheitlichkeit erſcheint als das Ergebniß eines Kampfes, der in Folge ſolcher Spaltungen zwiſchen dem Fernerbleibenden und dem Näherrückenden eingetreten war; dieſes hat geſiegt. Erſt gab es ſelbſt nicht ſo viel Ordnung: „Ich kann nicht einmal mein eigenes Ich feſthalten; ich erkenne mich ſelbſt nicht wieder; ich finde keinen Zuſammenhang zwiſchen mir“ und „allen den anderen Ichs“ (ebenda II). Kurz vor jener Stelle dann, die mit dem Einheitsgefühl

Digitized by Google

ausklingt, war die Spaltung noch ein störender Contrast, und gerade das an ihm hatte gestört, was schließlich die Befriedigung bringt. Dort schreibt der Dichter: „Es ist mir Alles näher gekommen, auf den Leib gerückt, hat sich vor meine eigene Thür gesetzt. Es drückt mich ein bischen, es ist mir ein Unbehagen, und ich empfinde es, als ob eine unbequeme Person, mit der ich doch keinen rechten Anlaß habe, Händel zu suchen, sich ganz nonchalant in meinem Zimmer niedergelassen hätte. Aber zugleich ist der Contrast concreter geworden, der Contrast da draußen; und der Contrast da drinnen, in mir, ebenso. Es schneidet sich, es gerinnt in mir, das Eine scheidet sich reinlich von dem Andern; und im selben Maße, wie das Eine als das Fremde, das meinem Instinct zuwider, vor mir steht, im selben Maße klärt sich das Andere und wird immer durchsichtiger, und ich fange an, zu unterscheiden, was das stets aufgerührte Wasser mir nie gestattete, zu sehen: den Boden meines eigenen Ichs. . . ."

Dieser Boden des eigenen Ichs ist Hanssons Lieblingsgegenstand; ihn schauen zu lassen, soll eine Hauptaufgabe seines reiferen Dichtens sein. Kein Verweilen auf dem Weg dahin, keins bei der Beschreibung des Bodens; vielmehr: „da hast Du, da sieh!" Kurz nach jener Stelle (in VI) war es zu noch einer Spaltung gekommen, „der letzten in meinem nun heilgewordenen Ich. Es ist eine Spaltung zwischen dem Ganzen und einem Theil desselben, zwischen meinem Wesen, das unmittelbar sein will, und meinem raisonnirenden Kopf." Dieser docirt und grübelt; jenes läßt eine Neigung aufsteigen, die nicht nach Berechtigung fragt und keiner Wahl entstammt. Es wächst sich „immer fester in der kleinen Welt, in der ich lebe, wie die Muschel an den Stein. Ich werde unbewußt in diesen, von außen gesehen, so engen Kreis gezogen, in welchem das Leben dieser Menschen sich abwickelt" ꝛc. „Es ist nicht länger blos ein kleines, ausgeschnittenes Stück Leben, dieser geschlossene Kreis; seine Grenzen scheinen mir mit denen des Lebens überhaupt zusammenzufallen." Dann die dasitzende Gruppe dieser Menschen: sie „scheint mir hervorgewachsen aus dem menschlichen Organismus selbst, — eine Gruppe, zu der mein eigenes ganzes Ich, seinem eingeborenen Triebe folgend, auswachsen möchte."

Beim bloßen Gegensatz von Außen und Innen bleibt es jedoch nicht; Hanssons Vorliebe für das Ich läßt die äußere Welt in die innere umwandeln oder aufnehmen oder von ihr verzehrt werden, läßt das Ich mit dem Nicht-Ich einen Kampf bestehen, dessen wechselnde Lagen zu den schönsten Bildern seiner Kunst gehören. Manchmal macht sich das Alles ohne Kampf, als Harmonie ohne vorausgeschickte Disharmonie. So zu Beginn der Novelle „Im Huldrebann" „der Geist der Mondscheinnacht, der aus seiner Unbeweglichkeitsverzauberung gelöst worden und leise in der Menschenseele anklopft. Es geht wie ein Zittern durch die Natur und hinüber in die Menschenseele. Das Gebundene ist frei geworden, das Todte Leben, das Stumme Rede, das Getrennte Eins; und das räthsel-

Digitized by Google

haſte Weſen der Sommernacht, der Mondſcheinnacht, der Plattlandnacht ſteigt im Menſchen empor wie ein geſammeltes, lebendiges Etwas, das als ſingender Ton, als weiße Farbe, in ſecundenkurzem Traum, in ſchmerzhaftem Wonnegefühl am Strande des Bewußtſeins aufſchlägt, wo es ſich doch immer bricht und zurückgleitet, blos einen Schaum hinterlaſſend, der im ſelben Nu zerronnen iſt, wie er entſtanden."

Je nach Gelegenheit erſcheint ſtatt eines ſolchen Auffangens eines Stückes Außenwelt ein Wegſtoßen; allein es iſt vorwiegend dem früheren Hanſſon eigen und verliert ſich mit dem ſpäteren. In den „Meervögeln" ſtehn gegen den Schluß die Worte: „Es erfüllte ſie Beide an dieſem Abend eine unbeſtimmte, unbewußte, ganz allgemeine Empfindung, daß alles Andere, Alles, was außer ihnen war, die Dämmerung, die graue Luft, die ſchwere, öde, weite Landſchaft, die Menſchen, ein Ganzes für ſich war, und daß ſie Beide ein anderes Ganzes für ſich waren und daß zwiſchen jenem und ihnen kein Zuſammenhang beſtand" ꝛc. Oder in der „Liebestäuſchung" (I): „Was half es, daß die Sonne auf- und unterging, daß der Sommer blühte und der Winterhimmel mit Sternen beſäet war; — was bedeutete Alles das für ſie, was für einen Zuſammenhang hatte es mit ihrem eigenen Leben? Es lebte ſein Leben, und ſie lebte ihr Leben, und Beide ließen ſich nie zuſammenflechten; — und vielleicht lag es darin, das, was ihre Angſt, Reue, Sehnſucht verurſachte — —"

Am höchſten hat ſich der Gegenſatz zwiſchen Ich und Nicht-Ich geſteigert in dem ſechſten der ſieben Blätter der „Sensitiva amorosa".

„Was ſind ſie — jenes athemloſe Entſetzen, jene Beklemmung der Seele, jener Fiſtelſchmerz des Weſens, der reißt, wie wenn die Fleiſchfibern in einer friſchen Wunde um das ſcharfe Inſtrument zittern, jene allgemeine Lebensangſt, mit der ſo Viele des gegenwärtigen Geſchlechts umhergehen — was ſind ſie, was iſt ihr Weſen und ihre Urſache?" „Iſt es die Vergänglichkeit, die dem Gegenwartsmenſchen näher gekommen iſt, der Tod, den er ſich wie ſeinen eigenen Schatten folgen ſieht, den er beſtändig hinter ſich raſcheln hört, deſſen eiſigen Athem er in ſeinem Nacken ſpürt, der Knochenmann, der ſich mit ſeinen weißen, zahnloſen Kinnladen, mit ſeinen leeren, ſchwarzen Augenhöhlen ihm an's Antlitz drückt?" U. ſ. w.

Und am höchſten hat ſich die Ueberwindung des Nicht-Ich durch das Ich geſteigert, am deutlichſten hat ſich der Weg zum Ich, der Weg zum Eigenleben abgezeichnet in jenen Worten aus dem Schlußſtück der Sammlung „Der Weg zum Leben", mit denen wir unſere Zeilen eröffnet hatten. Ein charakteriſtiſches Spiel endlich zwiſchen einem „alten" und einem „neuen" Ich enthält das 6. Oſeg-Lied.

Das immer ſchärfer abgegrenzte, von Haus aus eigenſinnige und mit der Zeit nur noch ſchroffere Eigenleben, das Bedürfniß, überall das Eigene wiederzufinden, verborgen unter einem ſcheinbaren großen Lernbedürfniß — das ſcheint der ſchließliche Grundzug der Eigenart unſeres Dichters zu ſein.

Digitized by Google

Nicht die Freude an der Welt und an ihrer künstlerischen Wiedergabe, vielmehr die Freude am Eigenleben, für das die Welt und ihre Bilder nur Vermittlerinnen sind, dürfte den Schlüssel für das Verständniß seines Schaffens bieten. Ein übergewaltiger Productionsdrang, der ihm eigen ist, würde ihn von anderen Künstlern noch nicht unterscheiden; wohl aber unterscheidet ihn von den meisten die Sonderart dieses Dranges. Vor mehr als drei Jahren schrieb er mir: „Wir Neuen bedürfen einer psychologischen Zeitschrift! So arbeitet man nur mit halber Kraft! Man weiß, daß das Beste und Tiefste, was man zu sagen hat, doch in allen gegenwärtigen Zeitungen und Zeitschriften nicht gedruckt und verstanden werden kann, man kann sich überhaupt nur unter Concessionen an alle möglichen Arten Zöpfe mittheilen, d. h. man kann sich eigentlich nicht mittheilen. Wir haben keinen Sammelpunkt, wir können uns nicht geltend machen!" „Wir müssen von Grund aus neu anfangen." „Ich selbst weiß, daß mit der Möglichkeit einer Publication eine ganze Schicht meines Wesens, das jetzt niedergehalten wird, an's Licht gehoben würde. Tausend Aperçus, Skizzen, Momentstudien, die das Unbewußte im Menschen — den arrière-fonds — behandeln, würden entstehen und die neue Erkenntniß vom Menschen aufbauen helfen."

Wer mit einem anderen Blick als diesem Hansson'schen die gegenwärtige Litteraturwelt Deutschlands übersieht, wird dazu leicht ungläubig den Kopf schütteln. Allerdings ist das Auftreten der Kunst vor dem Publicum einigermaßen beschränkt — durch mehrere Gesetzesparagraphen und durch die Prüderie der Mehrheit des Publicums. Allein Hansson scheint gerade dies nicht zu meinen; und wenn er es meint, darf erwidert werden, daß Mittel, sich ein- oder das andere Mal zu helfen, nicht fehlen. Genug, wenn dem Ideal Ausdruck gegeben werden kann; die irdische Entschädigung, auf die der Künstler vollen Anspruch hat, müßte allerdings anderswo gesucht werden. Was aber Hansson anscheinend meint — Gelegenheit sich auszusprechen — besteht unseres Erachtens zur Genüge; wenn das Publicum kühl dagegen bleibt, ersieht man daraus, daß diese Gelegenheiten reichlich vorhanden sind und überreichlich benützt werden. Was für Litteratur wird in Deutschland nicht gemacht und gedruckt! Was für Standpunkte und Perspektiven, Ausweinungen und Ausschleimungen und dgl. muß nicht das Publicum über sich ergehn lassen! Daß aus diesen Hunderten von Weltanschauungen und Kunstauffassungen, von Weckrufen und Reformen, von Verwicklungen und Lösungen aller möglichen Fragen, von Knackungen des Welt-, Mensch-, Weib-Räthsels, von Philosophien, Psychologien und Physiologien, von Litteraturprogrammen und Hebeln zu ihrer Verwirklichung ein großer Theil auf dem Boden liegen bleibt, weil das Alles allzuviel ist — dies scheint Hansson nicht zu merken. Oder war er bei seinem „Materialismus in der Litteratur" irgendwie in der Rede beschränkt und das Publicum irgendwie in der

Digitized by Google

Freiheit des Verhaltens dagegen gehindert? Und doch hat ſich darob wenig öffentliches Waſſer gekräuſelt — geſchweige denn, daß jenes Ausſprechen einem Bedürfniß entgegengekommen wäre, eine Lücke ausgefüllt hätte. Trotzdem ſoll immer noch Mehr ausgeſprochen, ſollen immer noch neue Schichten eines Dichterinneren zu unglücklichem Lebenslauf künſtlich hervorgezogen, ſoll immer noch Unerhörteres geſagt werden? Es ſcheint doch gerade das Gegentheil nöthig zu ſein: ein Abdämmen der Litteraturfluthen, eine Fürſorge, daß nicht immer wieder Maſſen von Schriftgeſchöpfen entſtehen, für welche man, ſind ſie nur einmal da, nicht gut anders kann als ſorgen.

Wenn Hanſſon einmal eine Geſtalt ſchildert, mit Geſichtszügen, die eine deutliche Aehnlichkeit mit ſeinen eigenen verrathen — „und er wandert und wandert, und die Sonne geht wieder auf, und es wird wieder Abend, und Jahrhunderte ſteigen herauf und gehen unter, und bei jedem verdämmernden Jahrhundert klingen ſeine Schritte müder und ſchwerer und wird ſein Antlitz mehr das Antlitz eines Mannes, der ſein Heim ſucht und ſich nicht mehr zurechtfindet auf ſeinem eigenen Feld und in die Irre geht auf ſeinem eigenen Grund und Boden . . . darum wandert er umher mit einem Gefühl des Nirgendsheimiſchſeins, er, der letzte Germane auf der Wanderung nach dem Punkt des Archimedes — — — —“: wenn Hanſſon ſo ſpricht, dann liegt allerdings auch die Antwort nahe, daß Einer mit dieſer Einzigkeit alle Ausſicht hat, irre zu wandern, und daß auf dem Weg litterariſcher Erörterungen der Punkt des Archimedes am allerwenigſten zu finden ſein dürfte.

V.

Dieſes eigenrichtige Weſen prägt ſich nun noch in mancherlei Formen aus. Zunächſt dort, wo Hanſſon ausdrücklich theoretiſch wird. Von einem Suchen nach dem Richtigen iſt dort wenig zu ſpüren; deſto mehr von der Verfaſſung, in der man ſich vielleicht befindet, wenn man genug viel Richtiges beſitzt, um nicht mehr ſuchen zu müſſen. In ſeinen Erörterungen kehren mit einer faſt kindlichen Vorliebe ſolche Ausdrücke wie „fundamental“, „ſicherlich“ und beſonders — noch dazu bei recht wenig paſſenden Gelegenheiten — der Ausdruck „abſolut“ wieder. Ueber das Suchen deſſen, was man noch nicht weiß; über das Zweifeln an dem, was man gefunden zu haben glaubt: über ſolche Kindereien ſcheint unſer Autor hinaus zu ſein. Selbſt ein Nichtwiſſen wird gleicherweiſe dogmatiſch behandelt, indem einmal die Behauptung daherläuft: „ungewiß woher wie aller Urſprung“ (in „Amors Rache“ S. 213). Und wie Hanſſon zu den Bildern, die er künſtleriſch ſchafft, nur wenige Punkte und Striche braucht, ſo machen auch ſeine eigene Natur, inwiefern ſie uns hier angeht, wenige Punkte und Striche aus. Wie einer ſeiner Darſteller, Réthy, ihn eine Seele von erſchreckender Zuſammengeſetztheit oder Vielſeitigkeit (d'effrayante complexité) nennen, und

Digitized by Google

wie seine englische Uebersetzerin, George Egerton, sagen kann: „seine vornehme empfindungsreiche Seele reagirt auf jede Saite im menschlichen Dasein" (his noble sensitive soul answers to every chord in the existence of humanity) — das würde uns unbegreiflich sein, dürften wir nicht vermuthen, es beruhe auf einer Verwechslung der Vorliebe Hanssons für sehr zusammengesetzte oder wenigstens so scheinende Vorgänge und für außergewöhnliche Töne der menschlichen Natur einerseits, mit einer angeblichen Reichhaltigkeit und weiten Resonanzfähigkeit seiner Auffassung andrerseits.

Gerade das Gegentheil des Gesagten scheint uns zuzutreffen: seine Seele von einer erstaunlichen Einseitigkeit zu sein und immer nur einige Töne aus dem Menschenleben wiederzugeben. Allerdings „fühlt er mit zarten Fühlhörnern des Geistes, die dem Alltagsmenschen ungewohnt sind" (feels with delicate intellectual antennae uncommon to ordinary humanity—Egerton); allerdings ist er (wie dieselbe sagt) ein „Aristokrat"; allerdings mag man ihn (mit derselben) „die Verleiblichung des Nervenlebens von heute" nennen, falls man unter diesem Nervenleben das versteht, was im modernen Litteraturjargon darunter verstanden wird. Allein es bedarf keines besonderen Studiums seiner Werke, damit man einsehe, wie eng verwandt die Eindrücke sind, die er empfängt und wiedergiebt, und welche Welten von Eindrücken für ihn wegbleiben. Auch seine Essays wiederholen diese Eigenart seiner Dichtungen, und abermals vernehmen wir mit Kopfschütteln den Hinweis Réthys auf seine „wunderbare Fähigkeit, die verschiedensten Eindrücke zu bekommen und wiederzugeben" (son étonnante capacité à recevoir et à rendre les impressions les plus diverses). Es ist ja immer nur ein Dies und Das, ein stets wiederkehrender Kreis von Besonderheiten, worauf Hansson mit eigensinniger Hartnäckigkeit hindeutet, und worauf er mit ebensolcher vorher fertiger Meinung lossteuert. Wie das Leben wirklich in seinen Tiefen ist, und wie uns diese Tiefen in Phantasiebildern, die sich nach jenen richten, zu zeigen wären — das scheint bei Hansson gar nicht in Frage zu kommen. Auch rein sachlich erfährt man bei ihm trotz seiner theoretischen Liebhabereien, trotz des beständigen Rühmens von Psychophysiologie u. dgl. recht wenig; und handelt sich's einmal um Näheres, so kann man einer Verwechslung wie der zwischen Halluciniren und Hellsehen (im „Nachtspuk") gewärtig sein.

Ebenso scheint es sich mit seiner Internationalität zu verhalten. Das Nationale spielt in seinen weiter zurückliegenden Werken — sowie in ein oder dem anderen mehr seitab stehenden von später — eine bedeutungsvolle, aber doch nicht führende Rolle; im Uebrigen tritt es ab, und wir haben Dichtungen ohne das, was man Localton oder dergl. nennt, vor uns. Ein internationaler Zug würde uns nun vermuthen lassen, daß zu dem einen Localton noch viele andere dazugenommen werden, oder daß an ihrer aller Stelle ein besonders reichhaltiger neuer tritt. Statt dessen dürfte,

Digitized by Google

abgesehn von Eisenbahnluft und Pensionsgeruch, lediglich eine negative Form, eine Schablone von Weltthum vorhanden sein, auf deren Ausfüllung wir vergeblich warten. Hanssen scheint nicht zu ahnen, wie sehr die Charakteristik, die er einmal von dem Verhältniß des Weltbummlers zu seinen Mitmenschen giebt, seinen eigenen Mangel an tieferem und objectivem Eindringen in die Dinge — theoretisch wie künstlerisch — mitberührt. „Wir moderne Menschen sind ja eine Art Reisende im Großen, die ewigen Reisenden des Lebens, die sich nirgendwo fremd fühlen, so wenig wie sie sich irgendwo zu Hause fühlen. Wir richten uns überall nach unserer Bequemlichkeit ein, gerade so wie wir irgendwo Wurzel schlagen. Unser Leben ist eine Art ununterbrochenen Pensionswechsels: man zieht ein, wohnt und ißt zusammen mit diesen fremden Menschen, um am anderen Tag an einen anderen Ort einzuziehen und mit anderen fremden Menschen zu wohnen und zu essen." „Und wie wir überall und nirgend zu Hause sind, so kennen wir auch Alle und Keinen. Wir haben mit so Vielen zusammengelebt, daß wir nicht einem Einzigen auf den Grund gekommen sind, ganz ebenso, wie wir unser Leben an so vielen Orten zersplittert haben, daß wir mit keinem einzigen verwachsen konnten." („Der Punkt des Archimedes", II.)

Völlig aber stimmt der Vergleich von Hanssons theoretischem Interesse für die Dinge mit dem Weltbummlerthum keineswegs. Es sind doch beinahe immer nur ein paar Bezirke, in denen sich dieses tummelt, und von diesen Bezirken wiederum nur einige Striche. Allerdings beansprucht unser Dichter auch nicht, nähere Auskünfte darüber zu geben: „Was weiß ich von dem Proceß, der in mir vorgegangen, worin er besteht und wodurch er bewirkt ist; er ist wohl nichts Anderes, als eine naturnothwendig hervorgerufene Umformung meiner physischen Gefäß- und Zellensubstanz, eine Disposition, die eine unwillkürliche Wirkung einer gegebenen Ursache ist, die nicht gesehen und nicht beschrieben werden und die durch Nichts verhindert werden kann." So in der „Sensitiva amorosa" (II). Wie hier eine vorübergehende, so sonst eine dauernde Beschaffenheit. Um sie namentlich dreht es sich in den „Alltagsfrauen". Oder in der „Liebesständschung" (III): „Was bestimmt Sym- und Antipathien zwischen Mann und Weib? Sicherlich" — so! — „physiologische Bedingungen, von dem andern Theil ganz unaufgelöst, unbewußt, instinctiv empfunden, vielleicht blos in der einen oder anderen unbedeutenden äußeren Eigenthümlichkeit sich verrathend. In der eigenthümlichen Structur der individuellen Urmaschine wohnen, verborgen und unwahrnehmbar, die Kräfte, die zwei Räderwerke so verketten, daß sie mit ihren Zähnen ineinandergreifen, ebenso wie das intimste Wesen der Persönlichkeit davon bedingt wird, wie der tiefste, einfachste Urapparat in ihm fungirt, und sich eine rein physiologische Disposition solchermaßen in den subtilsten, flüchtigsten Lebensäußerungen der Seele bemerkbar macht." U. s. w.

Digitized by Google

Sind nun auch Dichtungen nicht der Ort, wo man Belehrung darüber zu suchen hat, so kann doch ein solches Hindeuten ohne näheres Zeigen eine Unbefriedigtheit hervorrufen; zumal wenn es allzu häufig in ähnlicher Weise wiederkehrt. Die Frage, ob es trotzdem gefällt, ist eine rein künstlerische und läßt sich genauer nach keinen Formeln behandeln. Indessen sind vielleicht Beispiele im Stande, auf die thatsächlichen Unterschiede im künstlerischen Eindruck aufmerksam zu machen. An die zwei eben gegebenen Stellen, denen die weniger künstlerische als theoretische Färbung vielleicht auch in dieser Herausgerissenheit aus dem Zusammenhang anzumerken ist, mag sich folgende aus „Frau Ester Bruce“ (VI) reihen: „Da begegneten sich ihre Augen, wie von demselben Instinct in Bewegung gesetzt“; u. s. w. „Einer jener Augenblicke, die unbemerkt vorübergehen und ungesehen zur Erde fallen wie ein Samenkorn, das der Zufall ausstreut und aus dem manchmal ein Leben und ein Lebensschicksal hervorwächst . . .“ Hier, in einer mehrere Jahre jüngeren Erzählung als die vorigen, dürfte der Fortschritt zu einer künstlerischen Behandlung solcher Stellen unverkennbar sein. Daß diese theoretischen Interessen nur als Mittel für künstlerische Zwecke da sind, dafür giebt Hansson auch in kritischen Aeußerungen Zeugniß. „Es sind ja nicht die Factadetails,“ — schrieb er mir bereits zu Beginn 1891 — „die auf einen außerhalb stehenden Dichter wirken; es ist der Ausblick, der sich hinter ihnen öffnet, die allgemeine Lebens- und Weltansicht, die ihn productiv macht. Darum kann ich z. B. sehr wohl einsehen, daß ein Buch wie das von Lombroso ‚Genie und Irrsinn‘, das ich vor einem halben Jahre in der Reclambibliothek las, der reine Jux ist; aber das verhindert nicht, daß sein Verfasser für mich als einer der Wegweiser dasteht, blos weil er den ‚Verbrecher‘ geschrieben, selbst wenn auch dieses Buch auf einer schwankenden Basis von Facten ruht. Ueber all das springen wir weg, es existirt nicht für uns; wir behalten blos jenes Eine, Bestimmte zurück, das unseren dichterischen Geist befruchtet, schlummernden Tönen in uns Laute gegeben, gebundenes Capital freigemacht hat.“ Ob freilich dieses ästhetische Ideal auch immer unberührt bleibt von einem Verlieren in theoretischen Interessen, das darf nach wie vor gefragt werden.

Kurz vor jener Mittheilung hatte er mir geschrieben: „Wofür ich mich ganz besonders interessire, ist Geschlechtspsychologie; ich habe gerade eine Sammlung längerer Novellen beendet, die davon handeln, und stehe im Begriff, die erste Hand an eine zweite Novellensammlung zu legen, die dasselbe Thema behandelt.“ Dann ersuchte mich Hansson um Weiteres von Krafft-Ebing, z. B. „Die transitorischen Störungen des Selbstbewußtseins“. Binnen kurzem kam darüber folgende Bemerkung: „Hätte ich vor ein paar Jahren Krafft-Ebings ‚Transitorische Geistesstörungen‘ gekannt, so hätte ich nie gewagt, die ‚Parias‘ zu schreiben.“ Eine Bemerkung, die zeigt, wie sehr es ihm dennoch nicht blos um den Ausblick hinter diesen

Digitized by Google

Dingen, ſondern auch um dieſe ſelbſt zu thun iſt; man denke ſich die Analogie eines Wallenſtein-Dichters und wird dann den Zuſammenhang um ſo eher durchſchauen.

Wofür ſich Hanſſon noch außerdem ganz beſonders intereſſirt, mehr, als er ſelbſt meint, iſt das Abnorme und zwar vorzugsweiſe das Pſychopathiſche. Es tritt jedoch gleichwie bei Anderen, zumal modernen Dichtern — ich erinnere nur an Strindbergs „Gläubiger" — nicht immer ausdrücklich als ſolches auf; Manches bei Hanſſon, das normal ausſieht oder das einer künſtleriſchen Erklärung zu bedürfen ſcheint, iſt ſchlechthin als pſychopathiſch zu faſſen — vielleicht wenigſtens als neuropathiſch oder überhaupt pathologiſch. Beiſpielsweiſe in „Sensitiva amorosa" das VI. Stück mit dem Thema der Lebensangſt; oder namentlich die „Alltagsfrauen", für die ein Sachkundiger ſtatt des Untertitels von der „Liebesphyſiologie" die Bezeichnung „ſexualpathologiſche Minderwerthigkeiten" vorgeſchlagen hat.

VI.

Wofür ſich aber Hanſſon am wenigſten intereſſirt, noch weniger wohl, als er ſelber meint, iſt das ſogenannte Sinnliche. „Ich gebe gern" — heißt es in „Sensitiva amorosa" I bei einer Augenblicksſchilderung — „alle meine heißen Wollnſtrauſche und alle meine wohlig-matten Wollnſtnächte für dieſen einen ſtummen, thränenden Blick, der meine Wolluſt ſo fein und ängſtlich ſpröde machte, daß ſie zum Schmerz ward." Hanſſon liebt es ſogar, das Sinnliche und inſonderheit das geſchlechtlich Sinnliche von oben herab zu betrachten, als etwas Thieriſches, als die brutale Sättigung, der er ſeine Figuren höchſtens tragiſch erliegen, am liebſten aber ausweichen läßt. So in „Sensitiva amorosa" öfters, z. B. (III) bei der Schilderung einer unglücklichen Ehe: „Und Tage hindurch quält ſie ſich in nervöſem Warten auf ſeine nächſte Gloſſe, und Abends, wenn ſie zu Bett gegangen und es im Hotel ſtill geworden, krümmt ſie ſich in angſtvollem Ekel in der Erwartung des Augenblicks, wo ſie ſein kaltes, weiches Geſicht wie einen klebrigen Wurm auf dem ihren fühlen und ſeine taſtende, zitternde Hand . . ." Oder ausdrücklich (im VII. Stück): „Denn iſt in Wirklichkeit eine phyſiſche Vereinigung zwiſchen einem Mann und einem Weib etwas Intimeres, als dieſes Zuſammenſchmelzen des Weſens zweier Menſchen, in dem die Gefühle ſich vermiſchen und einander befruchten und die Gedanken ſich zuſammenſchlingen, und neue Keime anſetzen?" Auch ſein Schilderer Néthy ſagt wohl mit Recht von ihm: „Aber er trägt in ſich ein unſagbares Etwas von Reinheit, von intimer und verhüllter Keuſchheit, von ungebrochener Empfänglichkeit, die jenes Buch in einen ganz eigenartigen Zauber kleidet . . . und einen allgemeinen Schrecken hervorrief, da ſeine verſtändnißloſen Landsleute darin eine unbeſtimmte Anreizung zu den

Digitized by Google

schändlichsten Verderbtheiten sahen." In der That scheint die heimische Vernehmung Hanssons ob seiner „Sensitiva amorosa" — ausgesprochen, z. B. von Ribbing in dem erwähnten Werk — viel eher selbst unter die schändlichen Verderbtheiten zu gehören. Hansson sollte sinnlich sein! Verführerisch! Nicht einmal dem äußeren bürgerlichen Anstand dürfte er gefährlich sein; bewegen sich doch seine Figuren vorzugsweise in jener alten Anstandswelt, in der man Verlobung feiert u. dgl. m. Allerdings kommt auch die Liebe rein als solche bei Hansson meistens nicht sehr gut weg; „es gebe keine größere Misère als die Liebe. Das sei ein einziges Mißverständniß, so lange es dauere, Pein, wenn es aufhöre, Bitterniß, wenn es vorüber sei." („Meervögel" III.)

Das Sinnliche aber, in seinem vollen Umfang, spielt bei Hansson eine wichtige und richtige Rolle als Unterbau oder Vermittler für Höheres. Mit Vorliebe holt sich seine Phantasie aus dem Sinnlichen die Analogien für Bilder von Uebersinnlichem. „An den Herbstabenden sitzt die Familie um die Arbeitslampe in der großen, niedrigen Wohnstube mit den schmalen Fenstern und jener altfränkischen, stilvollen Eleganz in der Ausstattung, die auf die Nerven wirkt wie der Duft aufbewahrter Winterfrucht." („Sensitiva amorosa" III.) Oder (ebenda V): Es war ihm, als schiele die Landschaft „auf ihn mit dem Blick eines Tollen, wie sie dalag, halb im Abenddunkel, halb in einer Beleuchtung wie der kalte Glanz des Stahls; er fühlte sich, als wäre seine Hirnschale aufgehoben und sein Gehirn läge blos und ein feiner, kühler, scharfer Stahl würde in dasselbe gestochen. Das Fieber der Natur siedete in seinem Blute, es war Feuer und Frost, bald heiße Brunst, bald ein Wahnsinnsschwindel, der wie eine scharfe Eiskante schnitt; und Gesichte zuckten vor ihm auf, abwechselnd die eines Wüstlings und die eines Tollen." Ueberhaupt wären für die Anschaulichkeit seiner Darstellung, zumal für die Wirksamkeit seiner Bilder, zahlreiche und zur Erörterung ihrer Wirksamkeit herausfordernde Beispiele beizubringen. Etwa aus „Frau Ester Bruce" (XIV S. 166 f.) die Schilderung des alten Herrensitzes im Mondschein: „In seiner grauen Ruinenfarbe sah er aus wie ein Gespenst aus der Geschichte, das in einer gewitterschwülen Mondscheinnacht keine Ruhe im Grabe gehabt, sich gewunden in der Erinnerung, was in solchen Nächten Jahrhunderte lang in seinen Mauern geseufzt und gesündigt worden, und schließlich, aus seinem Banne gelöst, noch einmal auf die Erde emporgestiegen war, um mit seinem Todtengesicht und seinen vier Reihen leerer Augenhöhlen hinauszustarren in die gefährliche Augustnacht, wo das Fieber des Gewitters in die Sinne der Menschen fährt und der Mond ihr Blut saugt." Oder im selben Roman (VI) die drollige Darstellung: „Vater Bertelson war ein Gebilde aus lauter Kugeln" u. s. w.

Das Bedeutendste darin dürften die „Meervögel" bieten. Wie anschaulich taucht vor dem Leser der Steingerölboden jener Insel auf, über den das einsame Menschenpaar dahinbummelt! Dann das Meer — „wie

Digitized by Google

eine gigantische, sorglose Bestie, die in einer Stunde der Ruhe und guten Laune ihre musculösen Glieder wohlbehaglich ausstreckt, während ihre blanke Haut glänzt und funkelt" (in II). Dann wieder ein graues, einförmiges Nichts „über dem ganzen schönen Anblick, Etwas, das weder Sonnenrauch, noch Nebel, noch bewölkte Luft war, das aber auch all die leuchtenden Farben auswischte, wie ein schmutziger Finger" (V). Oder ein Schiff. „Unter einem Höllenconcert von Pfeifensignalen für die Segelböte, die in der Einfahrt herumwimmelten, schoß das enorme Ding in den Hafen" (I). Oder der Ausblick auf diesen: „das innere Fahrwasser voll von Segelböten, die aussahen wie kleine weiße Schmetterlinge auf blauer Fläche, von größeren mastenreicheren Böten, dazwischen dann und wann ein schwarzer, gerader, niedriger Dampfer, der seines Weges vorwärtsschoß wie ein von seinen Affairen erfüllter Geschäftsmann zwischen der Menge koketter, eleganter, gemächlich vorwärts schaukelnder Segelschiffe, die sich Zeit lassen" u. s. w. (II). Endlich das Seelische. „Ich glaube, daß Menschen, die dazu angelegt sind, einander zu verstehen, es ohne viele Worte thun. Und sind sie nicht angelegt, einander zu verstehen, so kann kein Lastwagen voller Worte sie über's Wasser zu einander bringen. Alle Beziehungen knüpfen sich von selbst, spontan und im Geheimen; Worte sind bei solchen Vorgängen meist dazu da, um Unordnung in den Garnknäuel zu bringen, gleich ungeschickten Fingern" (III). Und gegen Ende: „O es wird immer enger um Einen herum, immer leerer. Und man sieht es an und weiß, daß es so kommen muß. Und die Jahre gehen, und man ist wie ein Blatt, das der Wind treibt, es hüpft und bleibt liegen und dreht sich und rollt und rollt, und endlich ist es weg. Und Keiner bemerkt, daß es weg ist."

Der Schwerpunkt der Schilderungen bei Hansson ist gemäß seiner von einem sogenannten Naturalismus abgewandten Art nicht das, was er aus der Natur herauslieſt, sondern was er in sie hineinliest. So schildert er mit Vorliebe das Hören des Schweigens, benützt jedoch dazu die zuvörderst erweckte Illusion der unveränderten Natürlichkeit als Grundlage, getreu seiner Behandlung des Sinnlichen als eines Mittels für Höheres. In „Sensitiva amorosa" (VII): „Wir blieben dann und wann stehen; um uns herum war es feucht und still, der Pfiff einer Locomotive durchschnitt in weiter Ferne die Stille, gleich darauf ertönte der Schrei eines Kindes, gellend und vereinzelt, wie wenn ein Raketenstreif die Luft zertheilt, in seiner Fahrt nachläßt, anhält und erlöscht; und die Stille und der graue Raum schlossen sich wieder um den Riß zusammen, und es war, als ob das Schweigen sich zu jenen Tropfen verdichtete, die fielen, einer nach dem andern, groß und schwer, der eine hier, der andere dort." Oder im ersten Oseg-Lied: „Und die Sterne flimmerten so lebhaft, daß, wäre ein lebendes Geschöpf dabei gewesen, es hätte hören können, wie sie durch das Schweigen zitterten." Oder am Eingang der Novelle „Im Huldrebann": „Es ist gerade jene Stunde der Nacht, wo die Schatten am

Digitized by Google

tiefsten liegen und die gekalkten Wände am weißesten scheinen und die Unbeweglichkeit aller Dinge so massiv ist, daß der Mensch auf einmal zu horchen anfängt, sie um sich herumstehen fühlt wie einen körperhaften Gegenstand und schließlich die Stille hört." „Und auf einmal zerreißt die Stille zu einem wimmelnden Leben, zu einer Millionenfältigkeit von Lauten, keiner für sich allein da und bemerkbar, außer im andern, aber alle zusammen Einem im Ohre singend wie ein kaum vernehmbarer, unbestimmbarer Ton ... Darauf kommt ein Laut, der die ganze stille Symphonie zerspaltet und die ganze Zauberherrlichkeit wegfegt, ein roher Laut, ein Laut mit Anfang und Ende, ein Laut von dieser Welt." U. s. w. Etwas Aehnliches ist auch in „Frau Ester Bruce" (XIII) die in's Einzelne durchgeführte Beschreibung eines nicht wirklichen, nur im Wachen geträumten Gewitters. Mit besonderer Kunst, die eine Analyse lohnen würde, versteht es Hanssen, an seinen Gegenständen das herauszuarbeiten, was man den „umgebenden Schein" oder den „Nimbus" nennen könnte, und wofür der Engländer die bereits so verwendeten Worte halo, penumbra, fringe, suffusion besitzt: die begleitenden Gedanken oder Gefühle, die an der Vorstellung des Gegenstandes unvermeidlich sind; vergleichbar in der Gehörswelt den Ober- und Untertönen. Auch Hanssons englische Uebersetzerin erwähnt sein Wiedergeben der „kaum hörbaren Untertöne des Lebens".

Ein solcher Schein, der die Gegenstände umzieht, bleibt sich natürlich kaum jemals gleich, ist vielmehr selbst wieder von der noch weiteren Umgebung abhängig und läßt den so umzogenen Gegenstand anders und anders erscheinen. Um so wirksamer wird der von Hanssen öfter angewendete Kunstgriff, nach einem längeren inhaltreichen Umweg und meist mit annähernder Wiederholung früherer Worte, an den nämlichen Punkt, zu demselben Ding oder Zustand, zu einem gleichen Vorgang u. s. w. zurückzukehren. Es ist der altbekannte epische Kunstgriff, nur in ausgesuchterer Anwendung. So spurweise, doch eindrucksvoll, im III. Stück der „Sensitiva amorosa". So ausgeführter in dem Roman „Vor der Ehe". Das erste und das letzte Capitel davon beginnen gleich: „Im Billard-Café des Eisenbahn-Hotels war es schon ganz däumrig in der Ecke" u. s. w. „Es war sehr still im Zimmer; die Uhr tickte hörbar an der Wand." Aber beim zweiten Mal klingt dieser Satz um einen Ton höher: „Es war ganz still im Zimmer; nur die Uhr tickte laut an der Wand". U. s. w., bis es sich schließlich in die gänzliche Verschiedenheit des Fortgangs auflöst.

VII.

Indem wir so mehrfach die Kunst erörtert, mit der Hanssen den Inhalt seiner Dichtungen behandelt, haben wir seine Kunst der sprachlichen Form vorerst unerwähnt gelassen. Was wir über sie hauptsächlich zu sagen haben, ist, um es gleich kurz herauszuheben, Folgendes: Wie Hanssen es

Digitized by Google

beſſer vermag, die Gedanken nebeneinander zu ſtellen, als auseinander zu entwickeln, ohne jedoch eine gewiſſe Liebhaberei zu dieſer Weiſe zu unterdrücken, ebenſo vermag er es beſſer, ſeine Satztheile nebenzuordnen als unterzuordnen, ohne freilich einer Vorliebe für ſyntaktiſche Subordinationen, die ihn manchmal in die auffälligſten Schlingungen und Windungen gerathen läßt, aus dem Weg zu gehen. Und je weiter wir Hanſſons eigene künſtleriſche Entwicklung nach vorwärts verfolgen, deſto voller entfaltet ſich in ſeiner Sprache die Paratare oder Coordination, deſto ſicherer ſcheint die klippige Subordination überwunden.

Man erinnere ſich des Satzes aus Hanſſons „Ueber den Tod", mit dem wir unſere Darſtellung eröffnet hatten. Er entſtammt der letzten Schaffenszeit des Dichters. Aus ſeiner früheren Zeit ſei der Anfang von „Sensitiva amorosa" danebengeſtellt: „Wir waren drei gute alte Freunde, die lange zuſammen in intimem täglichem Verkehr gelebt und einander aus- und inwendig kannten und die das Leben auseinander geführt und die ſich jetzt wiedertrafen nach vieljähriger Trennung, während welcher der eine nicht viel vom andern gehört, außer was das Gerücht und die flüchtig aufgefangenen Worte gemeinſamer Kameraden erzählten, denen man gelegentlich auf ſeinem Wege durch's Leben begegnete." Wir ſehen in dieſer Periode an die „Freunde" einen Relativſatz angehängt; an das letzte Wort dieſes Satzes, an „Trennung", iſt ein zweiter Relativſatz angehängt; dieſer hinwiderwird durch einen von ihm abhängigen Nebenſatz — „außer was" u. ſ. w. — eingeſchränkt, und in dieſem erfährt das Wort „Kameraden" abermals eine nähere Beſtimmung, wie ſie der die Periode abſchließende Relativſatz giebt. Allein mitten in dieſem Hängen des einen Gliedes am andern findet ſich ein kleiner Reigen von Coordination: „die lange zuſammen in intimem täglichem Verkehr gelebt und einander aus- und inwendig kannten und die das Leben auseinander geführt und die ſich jetzt wiedertrafen nach vieljähriger Trennung"; dieſer Reigen aber iſt weit mehr Hanſſon als die Gliederung, die ihn umſchließt. — Aehnliche Geſammtfügungen finden ſich namentlich im IV. Stück desſelben Werkes.

Indeſſen gehen andre Beiſpiele wohl über das Maß des Erträglichen, über die Leichtfüßigkeit, die einem Künſtler ganz beſonders den Erfolg verbürgt, hinaus. So einige Satzwürmer im VI. Stück der Sensitiva. Da iſt z. B. eine Periode mit dem Gerippe: „Es dauerte . . . nicht lange, bis er . . . merkte; . . . und ſchon jetzt . . . war es . . . daß er conſtatirte . . ." Zur Bekleidung des Gerippes dienen noch zwei Relativfügungen, drei unterordnende Bindewörter, gegen ein Dutzend Vorwörter und etliche Umſtands- und Mittelwörter. Von einem bald darauf folgenden Satzgefüge ſei nur der kleinere Schlußtheil angeführt: „und oft, wenn er ihrem, von Jubel, oder Träumerei geſättigten Blick begegnete, fühlte er einen Groll in der Seele, und es that ihm weh, daß, was er auf dem Grunde ihres Blicks fand, dieſe innerſte Gewißheit, daß ihr Leben un-

Digitized by Google

widerruflich mit dem seinen verbunden sei, und daß sie da saß und glaubte, als wäre es eine natürliche Sache, die gar nicht anders sein konnte, daß er fühle, wie sie, — und er zog sich in sich selbst zusammen in zurückscheuender Angst, wie ein erschreckter und mißhandelter Igel." Hier wird wohl nur eine besondere Nachforschung überzeugen, daß dies ohne Annahme eines Druckfehlers zu deuten möglich ist.

Auch später noch sind solche Beispiele zahlreich. „Im Huldrebann" V: „Als er mit diesem Weib, das in einer halben Stunde seine Gattin sein sollte, aus der Brautstube in den großen Saal trat, wo der achtzigjährige Propst, der seinen Vater und seine Mutter begraben und nur aus Achtung für seine Familie, die eine der ersten der Gemeinde war, in eigener Person die feierliche Handlung übernommen, hoch und weißhaarig vor dem Brautschemel stand, mit dem großen schwarzen Buch in der Hand, während die Verwandten, ernst und unbeweglich, sich in zwei Reihen an beiden Seiten anschlossen, da" u. s. w. Auf den ersten Seiten der „Meervögel" drängen sich solche Beispiele besonders auffallend: „Während er nun an dem lauen, hellen, stillen Sommerabend am Hafen von Åbo auf- und niederwanderte, zur kleinen Stadt hinauf, die den Abhang hinanklettert, der den Horizont nach dieser Seite hin verschließt" u. s. w. Kurz nachher ein Satz, durch dessen Ende die Coordination gleichsam nur durchschimmert, als eine Spur von Erlösung aus den hypotaktischen oder überhaupt den syntaktischen Fesseln: „Es war ihm gerade so zu Muth, wie ihm jedesmal zu Muth war, so weit seine Erinnerungen zurückreichten, wenn ihm Etwas bevorstand, das stark gegen den gewöhnlichen Gang seines Lebens abstach, oder wovon er wußte, daß es in höherem oder geringerem Grade entscheidend auf dasselbe einwirken würde, — unausweichlich, wie die Minuten gingen, stand es bevor, und hatte man so und so viele Secunden gerechnet, so war es da, auf den Stundenschlag." Gleich darauf ein solches Satzstück ohne diese Milderung: „und etwas Anderes, wohinter er nicht recht kommen konnte, was an ihr es war und worin es bestand, Etwas, das dem Ausdruck des Blickes verwandt war, und das ihm in irgend einem geheimen Zusammenhang mit der Eigenheit in ihrer Stellung zu stehen schien, damit, daß sie halb abgewendet, die eine Hand versteckt oder in die Tasche ihres Kleides gesteckt hielt." Bezeichnender Weise fallen diese Beispiele in den Anfang der Erzählung, dorthin, wo die Gedankenfäden und Schicksalsleinen ineinander geschlungen werden; wo sie aber zur Entwirrung und Lösung kommen, dort stören auch sie nicht mehr das glattere Nebeneinanderliegen der Fäden und Leinen.

In den späteren Werken werden solche Beispiele überhaupt seltener und werden immer mehr nur eingesprengt zwischen die Reigen der Nebenordnung. In „Fran Ester Bruce" (XIV): „Da hatte auch sie, im selben Moment wie er, so rasch, als hätte sie schon längst instinctiv gefühlt, daß er sich näherte, und gerade in diesem Augenblick mit Gewißheit erwartet, daß

Digitized by Google

er durch die Thür treten würde — da hatte auch sie seinem Blick mit dem ihren begegnet." Im „Punkt des Archimedes" (I): „Als Ersatz, sage ich am andern Tage zu mir, wie ich Nürnberg bei Tageslicht sehe und die modernen Paläste gewahr werde, die sich zwischen die alten Häuser eingedrängt haben, seit ich zuletzt hier war, und jetzt überall wie aufgeblasene Emporkömmlinge mit Talmigoldketten und neuen Kleidern vom berühmtesten Schneider zwischen den Abkömmlingen der Fürstenfamilie einer alten Cultur in ihren stilvollen Lumpen herumstehen — zum Ersatz, sage ich zu mir, besaßen jene früheren Gäste des ‚Bratwurstglöckleins' Etwas, das wir, die Gäste von heute, nicht haben, weder diese zeitgenössischen Nürnberger Bürger, noch ich, der mit dem Expreßzug von Berlin kam, um Etwas zu suchen und zu finden, ich weiß nicht was, irgendwo zu suchen und zu finden, ich weiß nicht wo." Dies ist allerdings eins von den Beispielen, in denen bei glücklicher Bestimmung oder Vortragsweise sogar der Vorzug eines langen Athems — im uneigentlichen und eigentlichen Sinn — erfolgreich wirken kann. Andere Beispiele dürfen höchstens auf das Glück rechnen, daß sie bei flüchtigem Aufnehmen unbemerkt bleiben. So der amtsstilige Satz aus demselben Werk (VI): „Mein ganzes Ich sagt Nichts dazu, obgleich es sich durchaus nicht als etwas Relatives fühlt, sondern als etwas Absolutes, und mein Kopf geht dazu über, die vielen Versuche, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, die von unserer eigenen Zeit, diesem grübelnden Hamlet, der blos ein grübelnder Kopf ist, gemacht worden, zu untersuchen und gegen einander abzuwägen."

Abgesehn von solchen Verwickelungen liebt Hansson einfache, aber oft lange Parenthesen und bleibt damit ziemlich harmonisch im Zug seines sonstigen Stils, sofern ihn eine vornehme Ruhe und Schlichtheit kennzeichnet. Ein verwickelteres Parenthesenspiel wird sich in einem leidenschaftlich bewegten Stil immerhin unterbringen lassen; ein freies Spiel mit dem Satzbau und zumal der Wortstellung wird in einem solchen Stil und für eine entsprechende Färbung des Inhalts ebenfalls passen, wie beispielsweise in Hermann Bahrs „Guter Schule" der Satz: „Die Kleider herunter, in Fetzen, bog sie über und mit seiner Hundspeitsche." Bei Hansson jedoch dürfte der Leser oder Hörer noch nicht in der richtigen Verfassung sein, wenn er an die folgende Stelle kommt („Punkt des Archimedes" III): „Gerade wie ich wieder vor meinem Wirthshaus stehe, ‚Zum Brückenfischer' lese ich, und ganz rathlos, was ich jetzt unternehmen soll, den Blick mit gemachtem Interesse über Alles schweifen lasse, was er schon gesehen hat, eigentlich in beherrschter Verzweiflung, ob sich denn Nichts darbieten will, was des Interesses werth ist, — denn ich fühle, daß alle Fensterscheiben rund herum voll sind von plattgedrückten Eingeborenengesichtern, die mich voll Verwunderung anstarren, wonach ich denn hier zu gaffen habe —, da bleiben meine Augen an einem Hofe hängen, der ganz allein und frei, hoch auf einem mächtigen Abhang liegt, die Vorderseite

Digitized by Google

mit ihren massiven Mauern und kleinen Fenstern dem See zukehrend. Er sieht so uneinnehmbar aus, ist mein Eindruck, wie eine Festung; — und was für eine Aussicht, füge ich hinzu; besehen wir ihn uns näher!" Worauf die kurzen Coordinationen beruhigt weiter fließen.

In ihnen hat das freiere Spiel mit dem Satzgefüge seinen guten Erfolg. Sie haben oft genug mit dem Drang nach eigensinnigen Subordinationen — wie der Künstler Hansson mit dem Theorienliebhaber und Litteraturkritiker Hansson — zu kämpfen. Ein annähernder Sieg für sie ist etwa der Satz in „Frau Ester Bruce" (XIV): „Jetzt verlangsamte er unfreiwillig seine Schritte und versank in Träumereien, erst düster und still wie die des Waldes selbst, dann immer heller, bis all das Licht zu einer weißen Gestalt wurde, die ganz in der Ferne stand und zu warten schien, daß er kommen möchte, sich darauf in Bewegung setzte und auf ihn zukam, immer näher, immer näher, bis sie mit einmal dicht vor ihm auf dem Fußsteig im Waldesdunkel stand . . ." Knapper einmal in „Amors Rache": „Sie wagte nicht aufzusehen, aber empfand seine Augen und daß er lächelte," u. s. w. Am eigenartigsten wird ein solcher Sieg, wenn das Gedankengefüge in der Hauptsache eine deutliche Unterordnung ist, sein sprachlicher Ausdruck aber unerschüttert bei der Nebenordnung bleibt. In „Frau Ester Bruce" (XIII): „Es war ein bitterer Wundschmerz, eine Wunde, die immer wieder aufbrach und immer wieder aufbrechen würde: — der Mann hatte sie besessen, jahrelang mit ihr zusammengelebt." So packend ein derartiger knapper Griff ist, so leicht verfehlt er doch seinen Erfolg und wird zur unfreiwilligen Komik, wenn der Schriftsteller zu viel im Satzrahmen unterbringen will und so gerade seine eigensten Vorzüge aus der Hand läßt. Ein dem letztangeführten Satz inhaltlich ähnliches Gefüge (ebenda XI) ermöglicht den Vergleich: „Zuerst war es nur Widerwille, ein fader Geschmack in der Seele; aber daraus löste sich schon im nächsten Augenblicke Etwas, das ihn band, ihn zwang, ihn trieb, zu bleiben, zu verweilen, obgleich er am liebsten gegangen wäre, ganz weggegangen wäre, ohne sich umzusehen, das ihn trieb, hinzugehen, wo er saß, er, der Andere, ihr früherer Mann, der sie gehabt hatte, sie besessen hatte, dessen Kind sie bei sich hatte . . ."

Daneben sind genug Stellen, in denen sich die Beiordnung in ungetrübter Selbstständigkeit entfaltet. Sie vermeidet auch glücklich die Unart der kleingehackten Gigerlsätze: „Aber Frau Bruce war zu Hause; saß im Salon, glaubte das Mädchen" (ebenda XII). Ihren größten Glanz erreicht sie wohl in Schilderungen breiten Inhalts, besonders wenn dieser so recht eindringlich vertieft oder in seiner Breite ausgeschöpft werden soll. In den „Meervögeln" (II): „Schließlich gelangten sie wieder an die kleine Bucht mit ihrer Badestelle, gingen schräg an ihr vorbei, vorwärts durch ein breites langes Grasthal zwischen Bergknollen, stiegen an ihnen empor, stiegen und stiegen, bald ein bischen aufwärts, bald ein bischen abwärts,

Digitized by Google

dann wieder aufwärts, immer höher —" Aehnlich findet es sich in dem theilweise bereits citirten Eingang vom „Huldrebaum"; oder in dem von „Amors Rache": „Spinngewebe glitten lautlos durch die unbewegliche Luft, Faden auf Faden, glänzten einen Augenblick in der Sonne, glitten weiter, leuchteten wieder auf und verschwanden." Mehr als durch solche Stellen erhebt sich Hansson zu einer Originalität seines Beiordnens, wo er besondere Seelenzustände darstellt; seine letzte Gruppe von Dichtungen, der „Weg zum Leben", bietet dafür die meisten Beispiele.

Die Classiker unserer Litteratur hatten, zumeist wohl unter dem Einfluß des griechischen und lateinischen Satzbaus, im Allgemeinen einen ziemlich langzügigen Periodenstil geschrieben, der nachgerade den Eindruck einer vornehm wechsellosen Höhe über dem, was uns aus der Wirklichkeit heraus nahe geht, machen konnte. Die lebendigere Anschmiegung an die Wechselfülle des vom Inhalt dargebotenen Interesses, wie sie Lessings Stil ausgezeichnet, dürfte wenig nachgewirkt haben. Um so mehr steigerte sich jene Stilart bei den Epigonen zu einem „ruhig dahinfließenden, langwelligen, abgeklärten" Stil. Er wird z. B. („Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1895 Nr. 133) an Spielhagen gerühmt; wir kennen ihn an Heyse und Anderen, unter den philosophischen Schriftstellern an Lotze, und oft genug mag ihm der Vorwurf gemacht worden sein, er wirke einschläfernd wie ein gleichmäßig sanftes Geschaukel. Er war gleich anderen Zügen unseres Epigonenthums ein Angriffspunkt für die litterarische Moderne, ein Gegensatzgrund für ihr Tasten nach einem mehr unruhigen, mehr in die Wirklichkeit hineinbohrenden Stil. Die Sprache der dramatischen Personen Ibsens gab wohl eine der ersten und merklichsten Aufrüttelungen aus dem weichen Lager classicistischer Sprechweise. Und als ein gutes Stück in dem Entwickelungsgang des modernen Sprachstiles darf Hanssons Schreibweise angesehen werden. Einen Reichthum von Mitteln zum Anschmiegen an reiche Inhalte besitzt auch er nicht; dazu fehlen schon solche Inhalte. Doch auch dem vorhandenen Inhaltsreichthum scheint der Reichthum an Stilnüancen nicht zu entsprechen. Auch bei Hansson kommen wir aus einem ziemlich gleichmäßigen Fluß wenig heraus; die auffälligsten Unterbrechungen sind noch seine herben, aber nicht so sehr aufrührenden als ernüchternden Subordinations-Verschlingungen, zumal die Relativgefüge. Mit ihnen fährt mitten in die anschaulich beschäftigte Phantasie oft ein Wind der Reflexion hinein, der die Illusion auseinanderwirbelt; und um die Unanschaulichkeit voll zu machen, schieben sich trockene Fürwörter mit ihrem Fluch des Secundären, Uneigentlichen vor's Auge. In „Sensitiva amorosa" (V): „Er setzte sich auf einen Baumstumpf und starrte abwechselnd auf die Landschaft und auf sie, die an einen Stamm gelehnt stand. Es war ihm, als schiele erstere" — brr! „erstere"; und darauf die schon erwähnte Stelle: „ . . . sein Gehirn läge blos und ein feiner, kühler, scharfer Stahl würde in dasselbe gestochen." In „Amors Rache": „und erst lange nachdem

Digitized by Google

die Worte ausgesprochen waren, tauchten sie nach und nach in ihrem Bewußtsein auf. Sie hätten sicher in Uebereinstimmung mit ihnen gehandelt" ꝛc. (vielleicht soll es statt „hätten" „hätte" heißen). Zu einem typischen Mißgeschick im Rahmen des Kladderadatsch-Briefkastens ist der Anfang der Novelle „Der Weg zum Leben" geworden: „Der Zug brauste in die Station von Lausanne und hielt. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe er weiterreisen konnte. Er stürzte in strömendem Regen über die Bahnspur zur Restauration, um sich an dem feuchtkalten Februarmorgen mit heißem Kaffee zu stärken."

Wo Hanssson statt der künstlerischen Phantasiebilder Folgerungen, Erörterungen und dgl. bringt, dort verläßt ihn die Künstlerschaft der Sprache oft so sehr, als führte plötzlich eine andere Hand seine Feder. In „Sensitiva amorosa" (VII) steht ein Satz, dessen erste anscheinend mißglückte Hälfte durch ihren auffälligen Gegensatz zur schönen zweiten Zeugniß dafür geben dürfte: „Wäre sie mir nicht begegnet, so wären vielleicht diese zwei Monate so ausgelöscht, als wären sie nie gewesen, und nun kehre ich wieder und wieder zu dieser Erinnerung zurück, als zu Etwas, das Einem innerlich gut gethan hier im Leben, und das vorbeigeglitten ist und verschwunden." Von jenen drei kurz aufeinander folgenden „wäre" scheint doch statt des zweiten ein „würde . . . sein" besser: erstens weil dies die Regel für bedingte Sätze — im Gegensatz zu den bedingenden — vorschreibt, und zweitens aus der einfachen Rücksicht der Abwechslung. Der Stilist, mit dem wir's hier zu thun haben, hat wahrscheinlich diese Abwechslung absichtlich vermieden und durch Gleichheit der Tönung wirken wollen; hat aber nicht bedacht, daß dies für ein Spiel mit anschaulichen Vorstellungen, nicht jedoch für eine solche Erörterung passen mag. Auch das geringfügige Versehn im „Weg zum Leben" (IV): „ganz unmittelbar kam es ihm vor, als strömte Alles, was er an Leben in sich trug, zurück zu ihr, in der es seinen Ursprung und Heimstatt hatte" — diese Weglassung des „seine" vor „Heimstatt", das erforderlich war, wenn nun einmal diese Wortgruppe mit „seinen" begann, scheint leichter einem bildnerischen und einfarbig vorstellenden als einem erklärenden und unterscheidenden Geist in die Feder zu gerathen. Einen ähnlichen Ursprung mögen die häufig überraschenden ungebräuchlichen oder gänzlich neuen, doch schwer deutbaren Wörter haben, die sich bei Hanssson finden. So im „Punkt des Archimedes" (IV) das „Landkind"; in dem Roman „Vor der Ehe" (V) „wibbelte"; in der „Liebestäuschung" (II) das — vielleicht verdruckte — „jappt nach Athem". In den „Meervögeln" (II) dürfte das „schäffern" und in der „Huldrebann"-Novelle (III) das „quintiliren" (für Quintenspiel auf der Geige) ein glücklicher Einfall sein. Und so noch andere Einzelheiten. Im Allgemeinen liebt Hanssson Ausdrücke, von denen je ein einziger möglichst viel sagt, möglichst unterstrichen und starkschrittig vor uns tritt, möglichst unmißverständlich und unvermischbar wirkt. Das Wort „Factadetails" in einer früher angeführten Briefstelle kann als Beispiel genügen.

Digitized by Google

Man sieht, wir sind jedenfalls über die Eigenthümlichkeit des Epigonenthums hinaus, die Sprache für sich als ein eigenes Kunstmaterial vollendet zu behandeln, ohne sie als Glied des aus Gedanke und Wort zusammengesetzten dichterischen Ganzen zu benützen; ebenso über die sanften Wogungen, die einer früheren Zeit so wohlgefielen. Néthys Vergleich des Hansson'schen Stiles mit der wellenlinigen Ebene Schonens scheint höchstens für die älteren Schriften zu passen.

VIII.

Wenn sich im Stil eines Menschen sein Charakter ausprägt, so ist dies vielleicht nur ein Sonderfall davon, daß eine solche Ausprägung möglicherweise in Allem stattfindet, was er thut: in seinen Werken und Handlungen jeglicher Art, von den einfachsten Körperbewegungen angefangen bis hinauf etwa zu seinen architectonischen, politischen und sonstigen Schöpfungen. Dient nun ein Werk, eine Handlung unmittelbar der Aeußerung seiner seelischen Vorgänge, so wird dieses Ausdrucksverhältniß und diese Möglichkeit, vom Ausdruck auf den Ausdrückenden zu schließen, noch eher als sonst zur Geltung kommen. Für die Handschrift behauptet dies die Graphologie; allerdings ist ihre Grundvoraussetzung noch ein Gegenstand des Streites. Vielleicht trägt zur Ueberwindung dieses Streites der Versuch bei, die Persönlichkeit Hanssons, wie von seinem künstlerischen Schaffen und zumal seinem Stil, so auch von seiner Handschrift aus zu erforschen; die moderne Vorliebe für eine Deutung künstlerischer Leistungen aus der seelischen Eigenart des Künstlers, diese Vorliebe, die den Milieu-Begriff überwinden will, und die gerade einen Hansson als Litteraturkritiker kennzeichnet, mag das graphologische Hilfsmittel besonders willkommen heißen. Dem unbetheiligten Zuhörer endlich wird es zumeist darauf ankommen, die Ergebnisse des bisherigen Bemühens nach einem Eindringen in die fragliche Persönlichkeit, die unabhängig von dem graphologischen Ergebniß gewonnen wurden, mit diesem zu vergleichen. Dieses selbst stammt nicht von dem Verfasser des vorliegenden Essays, sondern wurde auf sein Ersuchen von dem „Institut für wissenschaftliche Graphologie" zu München (Hans H. Busse) geliefert.

Eine Bestimmung der Handschrift Ola Hanssons begegnet vor Allem der Schwierigkeit, daß seine Schriftarbeit zum Theil von seinem litterarischen Genossen, von Frau Laura Hansson-Marholm, besorgt ist, und daß Beider Schriftzüge für den oberflächlichen Blick zur Verwechslung ähnlich erscheinen. Es bedarf einerseits einer selbstständigen Sichtung des vorliegenden Schriftstoffes, andrerseits einer längeren Vergleichung des Geschichteten, um sowohl jede der beiden Personen als auch ihr geistiges Ineinandergreifen aus dem einheitlich scheinenden Ganzen ihrer Doppelschrift herauszuarbeiten. Wir beschränken uns hier auf das für die Betrachtung

Digitized by Google

Ola Hanssons allein zu Gewinnende. Der graphologischen Untersuchung lagen zu Grunde eine Reihe von Postkarten und von Unterschriften unter solchen und ein als Handschriftprobe bezeichneter Brief — also Schriftstücke, die keiner Discretion unterworfen sind. Sie reichen vom Beginn des Jahres 1891 bis Anfang Mai 1895, umfassen demnach erstens die Reisezeit und den Berliner Aufenthalt, zweitens den durch einen Sommeraufenthalt in Dänemark unterbrochenen Aufenthalt im bairischen Gebirg (Schlierſee). Die graphologische Bestimmung hielt sich an die Schriften aus dem Jahr 1895 und zog das übrige Material nur vergleichsweise, zum Feststellen der Entwicklungsrichtung heran; ihr Ergebniß ist ungefähr folgendes.

Die Handschrift Ola Hanssons zeigt zwar keine einfache ruhige Harmonie, aber sie ist eigenartig, fast posirt-eigenartig. So fehlt auch dem Schreiber das ruhig-harmonische Gleichmaß: er ist keine bestandfeste Persönlichkeit, doch eine um so ausgeprägtere Individualität.

Wie Chateaubriands Handschrift, läßt auch die Hanssons auf den ersten Blick die ganz hervorragende Entfaltung des intellectuellen Gefühls erkennen. Gegenwärtig giebt er sich fast völlig den eigenen Ideen hin ohne viel Berücksichtigung andrer Ansichten. Dieses unmittelbar-anschauliche Denken, dieses instinctive Errathen *seiner* Wahrheiten wird ihn vielleicht auf etwas eigenartige Wege führen; dort aber kennt er sich aus und fühlt sich wohl. Diese intuitive Eigenart hat sich erst während der letzten Jahre so scharf herausgebildet. Während der Berliner Jahre (Herbst 1891 bis Frühjahr 1893) war sein Assimilationsvermögen weit stärker thätig; damals war er ziemlich gewohnt, logisch-klar zu denken — Gedankenglied für Gedankenglied. Dieses bewußte Zusammensetzen feinster Beobachtungen scheint gegenwärtig unmittelbar vor sich zu gehen.

Mit den eben festgestellten Fähigkeiten verbinden sich andere Fähigkeiten und Eigenschaften derartig, daß Hansſon uns als der Typus einer fein sensiblen, femininen Künstlerseele erscheint. Biegsamkeit des Geistes, hervorragend viel Phantasie, Beweglichkeit, Erregbarkeit, und nicht ohne Nervosität; allerdings ist künstlerische *Productivität* aus der Handschrift nicht zu erkennen. Dazu kommen viel Geschmack in formaler Hinsicht und viel Werthlegen auf „angenehmes Aeußeres", auf Eleganz. Hier fehlt jede Einfachheit und jede Natürlichkeit. Das Individuelle artet oftmals aus. Hansſon strebt nach äußerem Effect, er schauspielert und posirt gern, und sein Wunsch, eigenartigen Geschmack zu bethätigen, führt ihn häufig zur Geschmacklosigkeit. Das „Hängenbleiben an Details" zeigt sich auch auf anderem Gebiet als Neigung, hie und da herumzunörgeln und ewig-krittelnd an der Form herumzufeilen. Die äußerliche Selbstgefälligkeit scheint zwar mehr und mehr die Form der Selbstüberschätzung zu gewinnen; doch vielleicht äußert sich all dies nur im Verkehr und ist von ihm beabsichtigt, um den Blick der Anderen auf Nebensächlichkeiten zu lenken. Wohl hat Hansſon etwas vergleichenden, aristokratischen Stolz; allein dieser bildet sich

Digitized by Google

erst in den letzten Jahren und zeigt keine Spur von Hochmuth und Herablassung Anderen gegenüber. Seine Namensunterschrift ist trotz einiger formaler Gesuchtheiten jedenfalls im Großen und Ganzen als einfach und sympathisch zu bezeichnen.

Für die Richtigkeit der vorher geäußerten Vermuthung sprechen noch einige andere Momente. Hansson ist eine recht verschlossene und zurückhaltende Natur, die es nicht liebt, ihren feinfühligen Gemüthsmenschen auf offenem Markte nackt spazieren zu führen. Besorgniß vor der eigenen Sensibilität, Weichheit und Nachgiebigkeit zwang ihn diese Zurückhaltung auf, die sich peinlich-eitel und vielleicht blasirt geberdet. Härte und Strenge, ein kräftig-entfalteter Wille fehlen ziemlich. Ab und an findet sich wohl eine fast rücksichtslos-brutale Willensäußerung, aber sie ist im Grunde nur die natürliche Kehrseite der übergroßen Empfindlichkeit, gegen die angekämpft wird. Uebrigens hat der Wille in den letzten Jahren doch etwas an Bestimmtheit gewonnen; auch ein wenig Starrsinn hat sich entwickelt. Derartige Naturen, die nicht viel Energie besitzen, sind häufig nicht ohne diplomatische Gewandtheit: hier ist ihre Waffe, wenn sie angegriffen werden oder angreifen wollen. So ist auch Hansson nicht ohne „diplomatische" Anlagen und Fähigkeiten.

* * *

Ein anziehendes Gegenstück zu dieser graphologischen Betrachtung würde durch eine physiognomische zu geben sein. Unser Versuch über Ola Hansson wird durch ein diesem Heft vorgesetztes Bildniß ergänzt, das dafür als Grundlage dienen könnte. Indeß ist dem Schreiber dieses eine der Graphologie analoge Physiognomik nicht bekannt oder wenigstens nicht zugänglich. So mag das charakterdeutende Vertiefen in die freilich erst einer sorgsamen Beschreibung bedürfenden Züge des Körpers und Gesichts und Besonderheiten der Haltung der etwaigen Liebhaberei für solche Betrachtungen oder der eventuellen Einsicht in diese Dinge überlassen bleiben. Ein anatomisch geschulter Betrachter kleidete den ungefähren Eindruck, den er von dem Bildniß bekam, in die Worte: „Ziemlich selbstbewußt und anscheinend ohne Eitelkeit, bestimmt, geradeaus gehend, willensstark, frisch; wohl etwas reservirt. Doch mögen all diese Züge durch ein gut Stück Träumerei, das aus den Augen schaut, mehr weniger modificirt sein."

Uns sei noch die Bemerkung gestattet, daß das vorliegende Portrait der letzten Zeit entstammt und sich von früheren ganz auffällig durch die Betonung eines selbstgefälligen Zuges unterscheidet, ähnlich wie wir es an der allmählich steigenden Betonung des Ich in Hanssons Schaffensart zu zeigen versucht. Diese Uebereinstimmung mag dafür entschädigen, daß unseres Erachtens ein anderes Bildniß einen günstigeren Eindruck gegeben hätte.

Digitized by Google

Flüſſige Luft.

Von

Otto Prinz.

— Sesto Fiorentino. —

Wer Immermanns Münchhauſen geleſen hat, mag in dem Trubel der Siebziger Jahre ſich an dieſen liebenswürdigen Schwindler erinnert haben, der in ſeiner genialen Idee, Backſteine aus Luft zu fabriciren und in der Errichtung der Luftſtein-Actiengeſellſchaft das Muſter einer regelrechten Gründung gab. Jenes kühne Unternehmen brachte es freilich nur auf einen Actionär, den alten Baron, den der Dichter, gleichſam zu ſeiner Entſchuldigung, verrückt ſein läßt; die Gründerperiode hat indeß gelehrt, daß dieſe Art von geiſtiger Befangenheit außerordentlich verbreitet iſt. Wie die Gründungen der Siebziger Jahre eine Verwirklichung der Träume Münchhauſens geworden ſind, ſo iſt merkwürdigerweiſe auch ſeine andere Idee heute Wahrheit geworden: die Verſteinerung der Luft. Die Gedankenſpielerei eines phantaſiereichen Romanciers hat freilich mit der ernſten Arbeit des modernen Naturforſchers wenig gemeinſam, nur die Zufälligkeit desſelben Namens: feſte Luft. Zwiſchen den luftigen Bauſteinen Münchhauſens und der zu Eis erſtarrten Luft Dewars iſt ein himmelweiter Unterſchied.

Um die Bedeutung der Arbeiten des engliſchen Phyſikers recht zu würdigen, iſt es nothwendig, den Gegenſtand „etwas näher zu betrachten“. Das ſcheint auf den erſten Blick abſurd, denn die Luft läßt ſich nicht ſehen, wenigſtens glaubten wir ſo bisher. Und doch iſt der Phyſiker bei ſeiner Forſchungsarbeit in Bezug auf ſinnliche Wahrnehmung faſt ausſchließlich auf das Auge angewieſen. Sehen wir zunächſt zu, wie man gelernt hat, die Luft zu ſehen.

Digitized by Google

Der dritte Zustand des Stoffs wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts von einem belgischen Alchemisten, van Helmont, von den übrigen unterschieden. Helmonts Entdeckung, daß es Körper giebt, die man nicht sehen und nicht fühlen kann, wäre aber wohl in's Meer der Vergessenheit versunken, hätte er sie nicht durch die Erfindung eines Namens verherrlicht. Er nannte diese Körper „Gase". So werden sie heute noch genannt. Die atmosphärische Luft rechnete er jedoch nicht dazu: sie galt in jenen Zeiten als ein Element im Sinne von Aristoteles. Boyle erkannte indeß, daß sie von zusammengesetzter Art ist, obschon es ihm nicht gelingen wollte, den eigentlichen Lebensbestandtheil abzuscheiden. Erst ein Jahrhundert später gelang es Priestley und Scheele, das Lebensprincip, den Sauerstoff, endgiltig zu fassen. Inzwischen war die „fixe Luft", die Kohlensäure, von Black untersucht worden; Cavendish beschrieb im Jahre 1766 die Eigenschaften der „brennbaren Luft", des Wasserstoffs, und Priestley erkannte im Jahre 1772 den Stickstoff als den Begleiter der „Lebensluft" in der gewöhnlichen Luft. Lavoisier zog diese werthvollen Entdeckungen aus dem Nebel von Vorurtheilen, in welchen sie die naturwissenschaftlichen Begriffe jener Zeit eingehüllt hatten, an's Licht, brachte sie in logischen Zusammenhang mit den Ergebnissen seiner eigenen Untersuchungen und schuf damit die neue Wissenschaft der Chemie der Luftarten.

Nachdem man die Gase als vollberechtigte Körper anerkannt hatte, wurde der Stoff systematisch in den drei Aggregatzuständen, dem starren, dem flüssigen und dem luftartigen, erforscht. Daß zwischen diesen Zuständen Uebergänge vorhanden sind, hatte man bald gefunden. Es lag nahe, zu vermuthen, daß jede Stoffart im Stande sei, unter geeigneten äußeren Verhältnissen diese drei Aggregatzustände anzunehmen. Indeß glückte es doch nur in den wenigsten Fällen, diesen Satz in die Wirklichkeit zu übersetzen. Ein Beispiel für eine solche Verwandlungsfähigkeit war freilich zu allen Zeiten bekannt gewesen: das Wasser, das seinen Kreislauf von Eis zu Dampf und umgekehrt in der Natur und unter den Augen Aller ausführt. Es war indeß kein Kennzeichen vorhanden, mit dessen Hilfe man hätte entscheiden können, ob das Wasser in diesem Verhalten eine Ausnahme darstellt oder einer Regel folgt. In der That wissen wir auch heute noch nichts Sicheres. Selbst das Wasser weicht unter veränderten Verhältnissen von der von ihm gegebenen Norm ab. In einem luftverdünnten Raume kann Eis nicht zum Schmelzen gebracht werden: wird es in einem Gefäße, das bis zu einem gewissen Grade luftleer gemacht worden ist, über seinen Schmelzpunkt erhitzt, so verwandelt es sich unmittelbar in Dampf. Auf einem Planeten, welcher eine Lufthülle besitzt, die 165mal dünner ist als die unserer Erde, kann flüssiges Wasser nicht bestehen. Ein solcher Planet kann also weder Meere noch Ströme besitzen, kein Regen kann darauf niederfallen, kein Thau sich darauf niederschlagen: die wässerigen Verdichtungen würden stets die Form von

Digitized by Google

Schnee besitzen. Auch die Erfahrung auf unserer Erde macht uns mit vielen sehr zusammengesetzten festen Körpern bekannt, die ihren Zustand nicht ändern können, weil die Anwendung von Wärme sehr rasch ihr innerstes Gefüge zerreißt. Wer würde z. B. Holz oder Leder schmelzen wollen? Der bloße Gedanke erscheint widersinnig, weil Jedermann weiß, daß diese Substanzen verkohlen oder verbrennen, während sie noch feste Körper sind. Das heißt also, sie hören auf, Holz oder Leder zu sein, bevor sie ihren idealen Schmelzpunkt erreicht haben. Die elementaren Stoffe können natürlicherweise nicht zerlegt werden, aber dennoch widerstehen einige dem Versuche, sie zu verflüssigen, und, wenn nicht absolut, doch insofern, als sie sublimiren, ohne vorher zu schmelzen, wie Eis in der Luftleere. Zu diesen Elementen gehört z. B. Arsen. Und Kohle verflüchtigt sich erst bei außerordentlich hoher Temperatur und ist niemals im flüssigen Zustande erhalten worden. Der Uebergangszustand läßt sich möglicherweise erzwingen durch Anwendung von hohem Druck gleichzeitig mit Hitze, doch sind die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen chemischen Stoffe von so besonderer Art, daß dieses Widerstreben ein wirkliches Unvermögen, in den flüssigen Zustand überzugehen, darstellen kann.

Abgesehen von den Lücken, welche eine Uebersicht des Stoffs, vertheilt über das Gebiet der drei Aggregatzustände, aufweist, gilt doch für alle dasselbe allgemeine Gesetz. Die Macht, welcher sich alle Körper beugen, ist die Wärme. Auf den untersten Sprossen der Temperaturleiter ist das Gebiet des Festen, Starren, am entgegengesetzten Ende das Bereich des Dampfförmigen, Luftartigen. Um wieder ein Beispiel aus dem Reiche der Gestirne zu nehmen, mag der Mond als der Sitz des Starren, Kalten, die Sonne als die Welt des Dampfförmigen, Heißen gelten. Zwischen beiden steht unsere Erde, in welcher die Elemente und deren chemische Verbindungen in den drei Aggregatzuständen neben einander vorkommen. Mit andern Worten, sie ist aus den drei alten Elementen, Erde, Wasser und Luft, zusammengesetzt. Diese Mannigfaltigkeit ist Bedingung für den Bestand des Lebens; ohne sie wäre unser Dasein undenkbar. Wir sind durch die tägliche Erfahrung gewohnt, die Ordnung der Dinge, in der wir sie um uns sehen, als für alle Zeiten feststehend zu betrachten. Wir meinen, daß stets eine ätherische Atmosphäre die Erde einhüllen wird, daß zu allen Zeiten starre Felsen ein wogendes Weltmeer eingeschlossen haben, daß Quecksilber das einzige Metall ist, welches wie Wasser fließt. Die Frage nach der Ursache für diese Ungleichheiten greift ein in die tiefsten Geheimnisse des Weltalls; indeß kann man doch mit Hilfe der heutigen physikalischen Theorien zu einer Ahnung des Wesens des Stoffs durchdringen.

Nach dem Vorgange des italienischen Physikers Avogadro im Jahre 1811 benutzten die Naturforscher das Wort Molecül, welches „kleine Masse" bedeutet, um das kleinste Theilchen irgend eines Stoffs, ob fest, flüssig oder

Digitized by Google

gasförmig, zu bezeichnen, welches noch die charakteristischen Eigenschaften in ihrer Gesammtheit besitzt. Diese letzten Theilchen eines Stoffs sind nicht **untheilbar**; sie können in Atome gespalten werden, welche sich allerdings nur einen undenkbar kurzen Zeitraum in Freiheit befinden können: sie treten sogleich wieder zu Zweien oder Dreien oder noch mehr zusammen zu neuen **Molecülen**. Bei diesem Vorgange wird der ursprüngliche Körper zerstört und werden neue gebildet, oft von ganz anderer Art und stets mit anderen Eigenschaften. So besteht jedes von den letzten Theilchen oder Molecülen des Wassers aus drei außerordentlich kleinen Theilchen oder Atomen, von welchen zwei gleichartig sind und aus Wasserstoff bestehen, während das dritte Atom Sauerstoff ist. Die Trennung dieser drei Atome von einander hat die Zerstörung des Wassers zur Folge. An seine Stelle treten zwei elementare Gase, welche aus den Molecülen bestehen, die aus der gegenseitigen Verbindung von je zwei Atomen Wasserstoff beziehungsweise Sauerstoff hervorgegangen sind. Läßt man durch solchen Sauerstoff den elektrischen Funken schlagen, so spalten sich seine Molecüle, und die freigemachten Atome treten zu Molecülen zusammen, welche aus drei Atomen bestehen. Dieser Körper ist das Ozon; obschon nichts Anderes als chemisch verdichteter Sauerstoff, besitzt es doch Eigenschaften, die in hohem Grade charakteristisch sind.

Der Bau des Molecüls also und die Kräfte, die auf das Molecül einwirken und seine Thätigkeit modificiren, bestimmen die Eigenschaften des Stoffes. Ein Molecül ist ein mit dem Vergrößerungsglas nicht mehr erreichbarer Mechanismus von außerordentlicher Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, wozu sich in vielen Fällen ein hoher Grad von Beständigkeit gesellt. An sich fertig und vollkommen, ist es trotzdem den mannigfachsten Einflüssen von Außen her zugänglich. Es wird belebt durch Energie in Form von Bewegung; die bewegende Kraft wird durch die Wärme zugeführt. Wenn dieser Antrieb fehlte, wäre es träge und schwerfällig wie eine Locomotive, deren Dampf abgeblasen ist. Stoff in diesem Zustande von Winterschlaf liegt freilich außerhalb des Bereiches der irdischen Erfahrung. Selbst bei den durch die vollkommensten Kühlungsmittel erreichbaren niedrigen Temperaturen erzittern seine Theilchen in den verschiedenartigen Bewegungen.

Diese Bewegungen nehmen durch Aufnahme von Wärme an Stärke zu. Die Molecüle werden durch die wachsende Bewegung dazu gedrängt, sich von einander zu entfernen. Eine Kraft wirkt dieser Trennung der letzten Theilchen von einander entgegen: die Cohäsion. Quincke hat berechnet, daß die gegenseitige Anziehung von zwei Molecülen unendlich klein ist bei Entfernungen, welche $^1/_{20\,000}$ eines Millimeters überschreiten, doch innerhalb dieses kleinen Zwischenraums ist sie von erstaunlicher Stärke. Die unwiderstehliche Energie der Wärme vermag allerdings das Band der Molecüle zu lösen, doch nur, wenn sie in sehr großer Menge zur Anwendung kommt. Die Kraft, welche erfordert wird, um ein Pfund Eis zu schmelzen, würde, mechanisch angewendet, ausreichen, um es ungefähr 35 Kilometer

Digitized by Google

hoch zu heben. Die Verdampfung des entstandenen Pfundes Wasser stellt eine noch ungefähr 7 Mal größere Arbeitsleistung dar. Die Wärmemengen, welche dergestalt verbraucht werden, um die Fesseln der Cohäsion zu sprengen, werden von dem Thermometer nicht angezeigt. Sie bleiben in den Körpern gebunden, „latent", und werden in unverminderter Menge wieder ausgegeben, wenn sich der umgekehrte Vorgang des Verflüssigens und Erstarrens abspielt.

Die Unterschiede zwischen den drei Aggregatzuständen sind nun auf Abweichungen in der Beweglichkeit der letzten Theilchen zurückzuführen. In den starren Körpern vollzieht sich die gesammte innere Bewegung innerhalb des Systems des Molecüls, also in Form von Atom-Schwingungen, deren Natur noch so gut wie unbekannt ist. Das Molecül selbst hat hier keine eigene Bewegung. Durch die Verflüssigung wird den Molecülen so viel Energie zugeführt, daß sie im Stande sind, sich gegen einander zu verschieben. Die letzten Theilchen einer Flüssigkeit sind in fortgesetzter Bewegung begriffen, auch im scheinbar ruhenden Zustande. Das läßt sich sehr leicht beweisen durch vorsichtiges Zugeben eines Tropfens einer gefärbten Lösung in ein Glas Wasser. Nach einiger Zeit hat das Wasser die Färbung gleichmäßig angenommen. Zwischen starrem und flüssigem Zustande bestehen noch enge Beziehungen, z. B. ist die Masse des Stoffs in gleichen Raumtheilen noch annähernd die gleiche: die Zahl der letzten Theilchen in jedem Kubikcentimeter zählt nach Quadrillionen. Die relative Freiheit der letzten Theilchen im flüssigen Zustande ist jedoch strenge Gefangenschaft im Vergleiche mit der zügellosen Ungebundenheit des gasförmigen Zustandes. Im Gaszustande ist jedes letzte Theilchen nicht nur ganz und gar unabhängig von den andern, sondern strebt vielmehr darnach, sich immer weiter von ihnen zu entfernen. Wird eine Gasmasse auf der Oberfläche der Erde entwickelt, so strebt sie sogleich, sich im Raume zu vertheilen. Deshalb hat ein Gas keine bestimmte Oberfläche. Indeß stellt der Stoff im Gaszustande doch immer noch Stoff dar mit allen seinen Eigenschaften, gehorcht also der allgemeinen Gravitation. Die Gasmasse der Erde lagert sich demgemäß in einer gleichförmig dicken Schicht um die Erdkugel herum. Die Luft, die wir zum Leben so nothwendig brauchen, entweicht nicht von der Erdoberfläche in den Weltraum, weil sie, in Folge der Schwerkraft, unter einem Drucke von 10 Kilogramm auf das Quadratcentimeter Querschnitt zusammengepreßt wird, welcher Druck von eben solcher Luft, wie sie selbst ist, ausgeübt wird. Dieser Druck ist für die letzten Theilchen eines anderen Gases nicht vorhanden, denn dieselben vertheilen sich in dem fremden Gase gerade so rasch und so vollständig, wie in dem leeren Raume. Hat man daher eine Gasmenge auf der Erdoberfläche entwickelt, so kann sie nur durch Gefangenhalten aufbewahrt werden, denn ihr innerstes Wesen ist schrankenlose Zerstreuung.

Die Wärme ist also Herrin über die Aggregatzustände. Sie schafft die Bewegung, durch welche die Cohäsion überwunden wird. Nichts vermag

Digitized by Google

diesem dienstbaren Geiste unserer Laboratorien zu widerstehen. Selbst Platin verflüchtigt sich in der Hitze des elektrischen Lichtbogens, bei einer Temperatur von ungefähr 2500° C. Zur Herstellung hoher Hitzegerade besitzen wir mannigfaltige und ökonomische Mittel. Starke Kälte hingegen ist weit schwieriger herzustellen. Deshalb blieben die Aenderungen von Aggregatzuständen, welche an das Dasein sehr geringer Wärmemengen gebunden sind, bis in die letzte Zeit unbekannt.

Man hatte zwar versucht, die Gase durch starken Druck zu verdichten. Natterer brachte im Jahre 1853 große Mengen von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff unter Drucke bis zu 20 Tonnen auf den Quadratzoll. Es zeigte sich aber nicht die geringste Wirkung in Bezug auf Aenderung des Aggregatzustandes. Die atmosphärische Luft wurde zu einer Masse zusammengepreßt, welche specifisch schwerer als Wasser war, ohne daß Andeutungen von Verflüssigung beobachtet wurden.

In der That muß die Wärmethätigkeit unter einen gewissen bestimmten Punkt herab gemindert werden, ehe der Uebergang eines Gases in einen flüssigen Körper möglich wird. Dieser allgemeine Grundsatz wurde schon 1826 von Faraday erkannt, aber seine Begründung und Entwickelung im Einzelnen durch Andrews im Jahre 1869 bildet eine neue Entdeckung von der größten Wichtigkeit. Andrews zeigte, daß die elastisch flüssigen Körper, wie man auch wohl die Gase nennt, oberhalb einer gewissen genau festzustellenden Temperatur, die für jeden Körper eine andere ist, den flüssigen Zustand nicht annehmen können. Viele dieser „kritischen Temperaturen" wurden von ihm bestimmt. Die der Kohlensäure z. B. fand er bei + 31° C. Oberhalb dieser Temparatur ist kein Zwang im Stande, das Gas flüssig zu machen. Unter + 31° C. ist Druck wirksam und zwar um so mehr, je weniger Wärme vorhanden ist. Unter gewöhnlichem Atmosphären-Druck muß Kohlensäure auf — 80° C. abgekühlt werden, um sich verflüssigen zu können. Mit anderen Worten, in Gegenden, die sich wenig über die Meeresoberfläche erheben, siedet Kohlensäure bei — 80° C. Der Kochpunkt des Wassers liegt bekanntlich 180° höher, bei 100° C. Aber er kann durch fortwährend erhöhten Druck bis auf + 412° C. getrieben werden. Rothglühendes Wasser ist demnach eine Unmöglichkeit. Das Wasser ist in der Nähe seiner kritischen Temperatur in gefährlicher Weise explosiv. Vulcanische Ausbrüche mögen oft dadurch verursacht worden sein, daß größere Mengen solchen „überhitzten" Wassers in Folge von Druckentlastung plötzlich zu Wasserdampf verpufften.

Die kritischen Temperaturen der verschiedenen Stoffe erstrecken sich über ein weiteres Gebiet, als bis jetzt mit Hilfe des Thermometers erforscht worden ist. Bei einigen Metallen sowie bei Kohlenstoff und Silicium mögen sie außerordentlich hoch liegen. Andererseits sind sie für manche Gase bei den allerniedrigsten Kältegraden zu suchen. Die verschiedene Lage dieser Punkte ist abhängig von der Wegstrecke, in welcher

Digitized by Google

das Zünglein der Waage in jedem gegebenen Falle zwischen den beiden entgegengesetzten Kräften Wärme und Cohäsion auf und ab spielt. Denn so sehr auch immer die letzten Theilchen eines Körpers einander genähert werden, sie werden so lange keine Cohäsion zeigen, als sie sich in besonders rascher Bewegung befinden. Diese Anschauungsweise ist von großer Bedeutung für die physikalische Theorie, und die sich unmittelbar aus ihr ergebenden Folgerungen geben Fingerzeige, wie man widerspenstige Stoffe zwingen kann, andere Aggregatzustände anzunehmen.

Black erkannte, daß die Körper bei dem Uebergange aus einem Aggregatzustande in den anderen Wärme verschlucken oder ausgeben, die er „latent" nannte. Lavoisier ahnte die nicht gerade sehr offen zu Tage liegende Wahrheit, daß der „Zustand" eines jeden stofflichen Körpers eine bloße Frage der Temperatur ist und daß, in Folge hiervon, die sogenannten „permanenten" Gase durch starke Kälte zu Flüssigkeiten verdichtet werden können und diese ihrerseits zu starren Körpern. Und Dalton schrieb im Jahre 1801: „Es kann nicht zweifelhaft sein, daß alle elastischen Flüssigkeiten von jedweder Art in Flüssigkeiten übergeführt werden können, und wir sollten nicht daran verzweifeln, diese Umwandlungen mit Hilfe niederer Temperaturen und starken Drucks auf die unvermischten Gase zu verwirklichen."

Mit der Arbeit, diese Voraussagung wahr zu machen, begann Faraday. Im Jahr 1823 machte er bekannt, daß er Chlor verflüssigt habe, und gleichen Erfolg hatte er mit Kohlensäure, Stickoxyd, Cyan, Ammoniak und einigen anderen Gasen. Ihre stetige Entwickelung in geschlossenen Röhren lieferte den Druck, der für die Verflüssigung unerläßlich war; die Hilfe der Kälte wurde nicht in Anspruch genommen, denn die schwierige Kunst der Kühlung war damals noch in den Kinderschuhen. Ihr wunderbarer Fortschritt in neuerer Zeit begann seit Thiloriers Herstellung fester Kohlensäure im Jahre 1865. „Schnee" von dieser besonderen Art könnte, dem Anscheine nach, von einer Alpenlawine oder von einem gewöhnlichen Schneefall stammen. Er ist zwar so kalt, daß er im Stande ist, gefährliche Wunden zu erzeugen, die merkwürdigerweise viel Aehnlichkeit mit Brandwunden haben, kann aber ohne Gefahr in die Hand genommen werden, wenn man Aufdrücken vermeidet, und hält sich auch ziemlich lange, sogar in warmer Luft. Durch Vermischen dieses Schnees mit Aether sah sich Faraday im Jahre 1844 in den Stand gesetzt, seine Verdichtungsversuche wieder aufzunehmen, jetzt mit Zuhilfenahme von Temperaturen bis zu — 110° C. Sechs Gase jedoch fuhren fort, ihre Natur zu bewahren. Die hauptsächlichsten waren Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Bis auf den Wasserstoff sind aber seitdem alle bezwungen worden.

Die Verflüssigung des Sauerstoffs durch zwei unabhängig von einander arbeitende Forscher, Pictet von Genf und Cailletet von Paris,

Digitized by Google

wurde der französischen Akademie der Wissenschaften an demselben Decembertage des Jahres 1877 mitgetheilt. Ohne von einander zu wissen, hatten sie mehrere Jahre lang in der gleichen Richtung gearbeitet. Ihr Erfolg war in der That bedingt durch Anwendung derselben Methode. Das Gas, bei einer Temperatur von ungefähr — 90° C. mit einem Druck von 5—600 Atmosphären beladen, wurde plötzlich durch eine enge Oeffnung in's Freie gelassen. Die dadurch bewirkte starke Ausdehnung verbrauchte eine große Menge Wärme, die den umgebenden Mitteln und dem übrigen Theil des zusammengepreßten Gases entzogen wurde — dieser Gasrest kühlte sich dergestalt bis zu seinem Verdichtungspunkte ab, und so wurde flüssiger Sauerstoff zum ersten Male auf unserem Planeten gesehen: doch nur in einem winzig dünnen Strahl und während einiger Secunden. Seine Fesselung für die weitere Untersuchung lag außerhalb der Möglichkeit.

Greifbarere Ergebnisse wurden im Jahre 1883 von den Krakauer Chemikern Wroblewski und Olszewski erhalten. Ihr flüssiger Sauerstoff war nicht mehr die Erscheinung eines bloßen Augenblicks, sondern er lag in einer Capillarröhre bereit zur Beobachtung und Messung. So konnten seine Eigenschaften bestimmt werden, und die Untersuchung führte zu sehr werthvollen Erfahrungen bezüglich der Versuchsanstellung bei niedrigen Temperaturen.

Diese Methoden sind in letzter Zeit in dem Laboratorium der Royal Institution in London zu einem außerordentlich hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet worden. Die dort ausgeführten Versuche — über welche Professor J. Dewar in mehreren Gelegenheitsreden berichtete; wir folgen hier im Wesentlichen dem kritischen Auszuge in „The Edinburgh Review" — sind nicht nur in einem Maßstabe angestellt, der denjenigen früherer Jahre weit hinter sich läßt, sondern sie bilden auch ein Beispiel für bemerkenswerthen Scharfsinn in der Anpassung von Hilfsmitteln zur Erreichung eines bestimmten Zieles. Dewar ist seit wenigstens zehn Jahren mit diesen Versuchen beschäftigt, aber ihre schlagenden Ergebnisse wurden der Welt erst bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier von Faradays Geburtstag im Jahre 1891 bekannt. Die zahlreiche Zuhörerschaft, die sich Freitag den 26. Juni jenes Jahres, Abends in dem „Theater" der Royal Institution versammelt hatte, sah zu ihrem großen Erstaunen flüssigen Sauerstoff „frisch vom Faß" abziehen oder aus einer spitzen Röhre ablassen, ähnlich wie Dampf aus einem Kessel abbläst. In Wirklichkeit kochte er bei einer Temperatur von — 182° C., und sein dampfähnliches Aussehen beruhte auf der Umwandlung der Feuchtigkeit in der umgebenden Luft in Berührung mit dem rasch entweichenden Gase in Eisstückchen. Wurde er durch Filtriren durch Fließpapier von etwas feinem Staub von flüssiger Kohlensäure befreit, so zeigte er das Aussehen von durchsichtigem, hellblauem Wasser. Ließ man aber ein paar Tropfen davon auf eine Oberfläche von wirklichen Wasser fallen, so spritzte und kochte dieses, wie wenn

Digitized by Google

ein rothglühendes Eisen in ein kaltes Bad getaucht wird, und bald schwamm jedes Sauerstofftröpfchen in einem selbstfabricirten kleinen Napf aus Eis. Wurde etwas Alkohol in die geheimnißvolle Flüssigkeit geschüttet, so erstarrte er sofort zu einem harten Block. Nun widersteht aber Alkohol der strengsten arktischen Kälte! Er gefriert in der That erst bei — 130° C. Nachdem er aus dem Sauerstoff heraus genommen, schmolz er zu einer dickflüssigen Masse, die nicht eher angezündet werden konnte, bis sie so viel Wärme aufgenommen hatte, daß die gewöhnliche Beschaffenheit wieder hergestellt war. Die chemische Trägheit, welche durch sehr starke Kälte erzeugt wird, wurde ferner zur Anschauung gebracht durch Eintauchen von einem Stück Phosphor in den flüssigen Sauerstoff. Es zeigte sich kein lebhafter Lichtausbruch, wie er bei dem Aufeinanderstürzen der Molecüle dieser beiden so große chemische Verwandtschaft zu einander zeigenden Elemente bei gewöhnlicher Temperatur statthat. Der Phosphor blieb eben so indifferent wie kalter Stahl beim Eintauchen in kaltes Wasser.

Die kritische Temperatur des Sauerstoffs ist — 113° C. Oberhalb dieses Punktes bleibt er hartnäckig gasförmig: die Bewegungen zwischen den Molecülen sind zu kräftig, um ihnen zu gestatten, sich dicht an einander zu legen. Der Stickstoff ist noch schwieriger zu fassen, denn bei ihm liegt dieser Punkt noch viel tiefer, bei — 147° C. Solche Kälte läßt sich durch directe Mittel nicht erzielen, dazu muß flüssiger Sauerstoff seine Dienste leihen. Das Princip, welches hierbei befolgt wird, ist leicht erklärt. Die Bewohner der Hochgebirge wissen aus Erfahrung, daß in großen Höhen kein guter Thee zu machen ist, weil das Wasser nicht so hoch erhitzt werden kann, um das Kraut genügend auszuziehen. Auf der Spitze des Monte Rosa ist der Kochpunkt des Wasser von 100° C., wie in Meereshöhe, auf 85° C. hinabgedrückt. Diese Erscheinung ist Nichts weiter als eine Wirkung des verminderten Druckes der Atmosphäre und kann in ganz derselben Weise und mit weniger Anstrengung als durch einen Aufstieg von 15000 Fuß durch ein' paar Züge einer Luftpumpe herbeigeführt werden. Nun ist kochender Sauerstoff, gerade so wie kochendes Wasser, in der Luftleere kälter als in der freien Luft und zwar in der That so viel kälter, daß er eine Temperatur von — 200° C. zeigt. Diese Kälte reicht hin, um nicht nur Stickstoff, sondern auch atmosphärische Luft zu verflüssigen. Am 2. Juni 1892 wurde während eines Vortrages Professor Dewars das eigenartige Schauspiel beobachtet, daß gewöhnliche Luft, die in Folge der heißen Jahreszeit mehr als gewöhnlich warm und elastisch war, freiwillig in ein offenes Gefäß troyfte, das ein Probirröhrchen umgab, in welchem Sauerstoff unter Luftverdünnung kochte. Die Luft ist, wie wir kaum zu sagen nöthig haben, eine mechanische Mischung von 4 Theilen Stickstoff mit 1 Theil Sauerstoff. Von dem Letzteren, welcher ja der Kälte weniger Widerstand entgegensetzt, als der Stickstoff, hätte man erwarten sollen, daß er sich zuerst verdichten würde. Aber in Wirklichkeit verhält sich die Sache

Digitized by Google

ganz anders. Die beiden Gase verflüssigen sich zusammen, verdampfen jedoch jedes für sich. Der Stickstoff kocht für sich ab und hinterläßt fast reinen Sauerstoff. Etwas ähnlich verhält sich ja starke Salzlösung, welche gefriert, ohne die Salze abzuscheiden, die sie indeß beim Verdampfen zurückläßt. Die Analogie ist freilich durchaus nicht vollständig, aber sie zeigt doch, daß das Verhalten der Gase nicht gar so abweichend ist, wie es auf den ersten Blick erscheint.

Der Haupterfolg der Arbeiten Dewars ist bis jetzt das Gefrieren von Stickstoff und von Luft zu starren Körpern. In jedem Falle entsteht eine Masse, die sich in ihrem Aussehen von Eis nicht unterscheidet. Unvermischter Sauerstoff konnte noch nicht zum Gefrieren gebracht werden. Sicherlich nicht aus dem Grunde, weil er unfähig ist, den starren Zustand anzunehmen, sondern weil die dazu nöthigen Bedingungen noch herausgefunden und hergestellt werden müssen. Bemerkenswerth ist indeß die Eigenthümlichkeit, daß er im Verhältniß zum Stickstoff so leicht zu verflüssigen ist, während er dem Erstarren so großen Widerstand entgegensetzt.

Und nun mögen wir wohl fragen: Wie ist Dewar zu seinen glänzenden Resultaten gekommen? Welches weiß beschwingte Schiff hat ihn zu den Regionen des starrenden Eises hinübergetragen? Wer von den Olympiern hat ihm beigestanden, so daß er seinen Mitbewerbern in dem Wettlaufe nach dem Ziele der absoluten Kälte zuvorkam? — Die Arbeit war sauer. Um sie zu bewältigen, waren intellectuelle, moralische und materielle Hilfsquellen erforderlich, und zwar ohne Einschränkung. Schon was den Maßstab allein anlangt, so sind großartige Fortschritte gemacht worden. Noch vor ein paar Jahren enthielt ein Capillarrohr den ganzen Sauerstoff, der auf einmal verflüssigt werden konnte. Und Dewar selbst war zufrieden, mit einem Fingerhut voll von einer Substanz arbeiten zu können, die, was Seltenheit anlangt, mit „einem Haar aus dem Barte des großen Cham" in eine Reihe gestellt werden konnte. Jetzt kann sie buchstäblich nach Orhoften dargestellt werden. Mit großen Kosten, das versteht sich. Es ist nicht sicher, ob bei Berücksichtigung der „Anlagekosten" ein Nutzen zu erzielen wäre, wenn die Substanz zu 100 £ die Gallone (= 450 Mark das Liter) verkauft werden könnte. Und bei den Untersuchungen eines einzigen Nachmittags werden oft ein paar Gallonen verbraucht.

Die stärksten Apparate, welche jemals in der Gas-Chemie zur Anwendung gekommen sind, sind unter Dewars Leitung errichtet worden in dem Laboratorium, in welchem Davy und Faraday ihre denkwürdigen Arbeiten ausführten. Dazu gehören eine Gaskraft- und zwei Dampfmaschinen, vier Stahlcompressoren, ein paar große Luftpumpen nebst Vorgelege, Transmissionen und Kuppelungen, quantum sufficit. Die innern organischen Einzelheiten der Maschinerie indessen enthalten das wahre Geheimniß ihrer Wirksamkeit. Sie sind durch Aufwendung von ungewöhnlichem Erfindungstalent zusammen mit ausdauerndem Fleiß ausgedacht und

Digitized by Google

vervollkommnet worden. Die Richtung von Gedankenarbeit auf einen Punkt hat ihren Ausdruck gefunden in der Zusammenstellung sinnreicher Vorrichtungen zur Erreichung eines einzigen Zwecks.

Das Princip der Methode, welche befolgt wurde und nach welcher schon Pictet und Cailletet gearbeitet hatten, besteht in der Erniedrigung von Siedepunkten mittelst Druckverminderung. Es wird eine Reihe von Stoffen ausgewählt, welche mehr und mehr Schwierigkeiten bei der Verflüssigung darbieten; jeder davon wird benutzt, um die Widerspenstigkeit seines nächsten Gefährten zu besiegen. So ist durch stufenweises Fortschreiten die Temperatur von — 210° C. erreicht worden. Die Arbeit, die freilich in der Praxis gewöhnlich etwas abgekürzt werden kann, beginnt mit dem Gefrierenlassen von Kohlensäure durch rasches Verdampfen von Aether. Kohlensäure kocht unter Atmosphärendruck bei — 80° C., läßt man aber die Luftpumpe gehen, bei — 110° C. Stickoxyd ergiebt sich bei dieser Temperatur auf Gnade und Ungnade und liefert, seinerseits unter Thätigkeit der Luftpumpe zum Kochen gebracht, das Mittel, um Aethylen zu verflüssigen, welches bei ähnlicher Behandlung bis zur Temperatur von — 145° C. abgekühlt wird. Hier ist endlich die fast unzähmbare Bewegung der Theilchen des Sauerstoffs soweit vermindert, daß sie unter einem Drucke von 1500 Pfund auf den Quadratzoll in das Bereich der Wirkung der Cohäsion gebracht werden können. Die beschleunigte Verdampfung von Sauerstoff liefert alsdann hinreichend Kälte, um Luft und Stickstoff zu verflüssigen, und diese wiederum, wenn sie in doppelten Vorlagen durch zwei mächtige Luftpumpen behandelt werden, vereinigen ihre Kühlkraft, um starren Stickstoff zu liefern, ein Versuch, der am 19. Januar 1894 zum ersten Male vor der Oeffentlichkeit erfolgreich durchgeführt wurde. Er scheint für jetzt das Ne plus ultra des durch künstliche Kälte Erreichbaren darzustellen. Es bleibt noch eine Aufgabe zu lösen, doch die Zeit ist noch nicht reif dazu. Die Verflüssigung des Wasserstoffs läßt sich mit den augenblicklich befolgten Methoden nicht durchführen; es ist auch für die nächste Zukunft wenig Hoffnung vorhanden, daß diese Verflüssigung verwirklicht werden wird.

Das allerwesentlichste der Kühlmittel, welche Dewar verwendet, ist das „ölbildende Gas", Aethylen, von welchem Faraday im Jahre 1845 eine kleine Menge verflüssigt hatte. Dieser Körper ist eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff und wird dargestellt durch Behandlung von Alkohol mit starker Schwefelsäure. In dem Laboratorium der Royal Institution wird er jetzt centnerweise auf ein Mal dargestellt trotz der großen Gefahren, von denen die Fabrikation begleitet ist, wenn nicht die allerpeinlichste Vorsicht beobachtet wird. Denn Aethylen ist sehr explosiv, und die kleinste Undichtigkeit der Röhren, durch welche es hindurchgeleitet wird, kann jederzeit zu gefährlichen Unfällen führen. Nichtsdestoweniger sind seine Dienste nicht zu entbehren und werden in hohem Grade ausgenützt. Jede neu hergestellte Menge muß immer und immer wieder Arbeit

Digitized by Google

verrichten, indem sie einen unabläßigen Rundgang von abwechselnder Verflüssigung und Verdampfung auszuführen hat, und in gleicher Weise hat das Stickoxyd eine ähnliche Kreislaufsarbeit zu verrichten.

Dewars Versuche mit flüssigem Sauerstoff, um damit zu beginnen, hatten mit einer großen Schwierigkeit zu rechnen, der Heftigkeit, mit welcher er kocht. Kein einziges Theilchen davon blieb einen Augenblick in Ruhe. Die Bestimmung seiner Eigenschaften war ebenso unmöglich, wie etwa genaue astronomische Beobachtungen durch die wogenden Dämpfe hindurch, welche den Gesichtskreis erfüllen. Aber Schwierigkeiten sind oft nur ein Sporn zu Erfindungen, und sie veranlaßten hier die wichtige Einrichtung der „Vacuumgefäße", welche gestatten, derartige Flüssigkeiten bei gleichbleibenden Temperaturen zu erhalten. Die Luftmolecüle sind unermüdliche Träger der Wärme. Auf jedes Quadratcentimeter von kalter Oberfläche, die ihnen ausgesetzt ist, schlagen sie zu Billionen in der Secunde auf, und jedes Molecül hinterläßt bei seiner Rückkehr irgend einen kleinen Theil seines Wärmevorraths. Verhindert man jedoch ihren Zutritt, so läßt sich der Vorgang des Temperaturenausgleichs so ziemlich beseitigen. So zeigt denn flüssiger Sauerstoff, wenn er von einem „Vacuum-Mantel" geschützt ist, kein Anzeichen von jener stürmischen Bewegung, sondern verdampft ruhig an der Oberfläche ohne sehr merkliche Verluste. Das Vacuum wird in dem äußern Mantel eines doppelten Condensators erzeugt, aus welchem jede Spur von Luft nach dem Princip von Torricelli ausgetrieben worden ist; friert man alsdann das Quecksilber aus, so erhält man einen außerordentlich hohen Grad von Verdünnung. Die Spannung des Quecksilberdampfes — die einzige Art von Stoff, welche in einer derartig behandelten Kugel zurückbleibt — ist nicht größer als der 400000ste Theil eines Millimeters. Indeß die äußere Anwendung eines Baumwollpfropfens, der in flüssigen Sauerstoff getaucht worden ist, verdichtet dieses verschwindende Ueberbleibsel von metallischem Gas rasch zu einem glänzenden Spiegel, gerade so wie die Feuchtigkeit während einer Frostnacht an der Innenseite einer Fensterscheibe als Eis abgesetzt wird. Durch die fast absolute Leere in der mit Quecksilberspiegel belegten Kugel geht eine elektrische Entladung nur mit der größten Schwierigkeit hindurch, und die Schwierigkeit würde wahrscheinlich zur Unmöglichkeit, wenn es gelänge, die wenigen zurückgebliebenen Molecüle ganz hinauszufegen. In solche Vacuumräume eingeschlossen, ist flüssiger Sauerstoff so gut wie theilnahmlos gegen die Angriffe der Wärme, und es lassen sich Versuche zur Erkennung seiner Absonderlichkeiten mit Muße und Bequemlichkeit anstellen.

Sauerstoff kann man als das herrschende irdische Element betrachten. Er bildet acht Neuntel des Gewichts des Wassers, ein Fünftel des Gewichts der Erdatmosphäre und ungefähr die Hälfte des Gewichts der Erdkruste. Es besteht jedoch keine Gewißheit darüber, daß er in Tiefen von, sagen wir, 50 Kilometern vorhanden ist. Es ist wahrscheinlicher, daß die

Digitized by Google

Oxydation auf die oberflächlichen Schichten der sich abkühlenden Erdkugel beschränkt geblieben ist, als daß sie sich bis in's Innere fortgesetzt hat. Von größerer Bedeutung für uns selbst ist die Thatsache, daß unser Körper hauptsächlich aus diesem normalen Luftbestandtheil zusammengesetzt ist, daß er in hohem Grade von ihm ernährt wird und daß in der That alles Leben auf ihm beruht. Sauerstoff ist das große Bedürfniß in dem Haushalt der Natur. Die meisten anderen chemischen Elemente streben nach der Vereinigung mit ihm, und haben sie ihn einmal festgenommen, so lassen sie ihn nicht leicht wieder los. Ist er also überhaupt jemals in der Luft und in den Meeren des Mondes zugegen gewesen, so ist er wohl schon seit langer Zeit durch chemische Wirkung „aufgesogen" worden. Außerhalb der Erde kommt er unzweifelhaft vor in den Meteorsteinen und wahrscheinlich auch in einigen der Planeten, aber weder die Sonne noch die Sterne geben irgend ein Anzeichen, daß sie Sauerstoff enthalten. Dunkle Bänder, die durch seine Absorption verursacht werden, sind allerdings in den Hieroglyphen enthalten, die uns das Sonnenspectrum schreibt, aber ihr irdischer Ursprung wurde von M. Janssen bewiesen, der im letzten September zum zweiten Male auf den Mont-Blanc stieg, um dort ihr allmähliches Schwächer- und Schwächerwerden mit der Erhebung in der Erdatmosphäre zu studiren. Das Endresultat war, daß außerhalb der Grenze der Atmosphäre keine Spur dieser Bänder übrig bleiben würde. Sie sind also Gebilde unseres eigenen Heims. Die Sonne hat mit ihnen Nichts zu schaffen.

Diese atmosphärischen Banden und Streifen sind den Spectren des luftförmigen wie des flüssigen Sauerstoffs gemeinsam. Dieselben prismatischen Elemente werden bei Ausschluß allen Sonnenlichts aus einem elektrischen Lichtstrahl ausgeschieden, welcher eine ein paar Zoll dicke Schicht flüssigen Sauerstoffs durchquert hat. Diese Identität, welche zum Theil bereits von Olczewski im Jahre 1887 nachgewiesen worden ist, wurde von Liveing und Dewar im Jahre 1889 vollauf bestätigt. Sie beweist nicht nur, daß die Molecüle des Sauerstoffs bei ihrer Verflüssigung keine Veränderung ihres Baues erleiden, sondern auch, daß eine 900fache Verdichtung, im Verein mit den Fesseln der Cohäsion, ihnen die Freiheit läßt, ihre ihnen eigenthümlichen Schwingungen auszuführen. „Diese Erhaltung der molecularen Zusammensetzung," bemerkt Dewar, „ist um so bemerkenswerther, wenn man erwägt, daß keine Verbindung des Sauerstoffs, so weit bekannt ist, die Sauerstoff-Absorptionsbänder giebt". Auch Ozon nicht, denn dieses zeigt ein durchweg verschiedenes Spectrum. Flüssiges Ozon ist intensiv blau. In flüssigem Sauerstoff gelöst, verändert es dessen klare Farbe zu ausgesprochenem Indigo. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß seine Bildung als Gas in der Atmosphäre die Wirkung haben muß, das Blau des Himmels zu vertiefen. Es ist das indeß wahrscheinlich nur eine Nebenwirkung. Die Haupterklärung für des Himmels Blau — nach

Digitized by Google

der Meinung von Olczewski, mit welcher Dewar übereinstimmt — ist in der wahren, ursprünglichen Farbe des Sauerstoffs zu suchen. Und seine Farbe ist das naturgemäße Resultat des Vorwaltens des blauen Endes seines Spectrums in Folge der Auslöschung vieler rothen, gelben und orangefarbenen Strahlen.

Die Unveränderlichkeit bezüglich der Absorptionswirkung auf das Licht in seinem neuen Aggregatzustande steht im Zusammenhang mit dem Erhalten seiner übrigen Eigenschaften. Nach der Verflüssigung ist er ein schlechter Leiter von Wärme und Elektricität wie zuvor, und von seinem Wärmedurchlassungsvermögen hat er Nichts verloren. In einem Versuche Dewars wurde ein mit flüssigem Sauerstoff gefülltes kugelförmiges Glasgefäß als Bremglas benutzt. Die Strahlen eines elektrischen Bogenlichts, welche durch das Brechungsvermögen dieser Linse in einem Punkte vereinigt wurden, entzündeten in der That ein Stück Papier, das an jene Stelle gebracht worden war, während die kalte Linse, durch welche die Strahlen hindurch gegangen waren, kaum etwas lebhafteres Kochen zeigte. Demnach trifft strahlende oder ätherische Wärme bei ihrem Durchgange durch Sauerstoff keinen Widerstand, während die moleculare Wärme, welche nur von Theilchen zu Theilchen sich fortpflanzen kann, den Weg gleich am Eingang verschlossen findet.

Sodann war von gasförmigem Sauerstoff bekannt, daß er magnetisch ist, aber es war daraus durchaus nicht zu folgern, daß auch flüssiger Sauerstoff so sein müsse. Am 10. December 1891 brachte Dewar Etwas von diesem Körper in einem Steinsalzgefäße zwischen, und zwar gerade unter die Pole eines Elektromagneten. Kaum war der Stromkreis geschlossen, als die Flüssigkeit in einer Masse an die Pole sprang, und hier blieb sie so lange haften, bis der letzte Tropfen verdampft war. Mit flüssigem Sauerstoff durchfeuchtete Baumwolle haftete mit großer Hartnäckigkeit fest, bis sie durch die Verdunstung trocken geworden war. Die magnetische Capacität des flüssigen Sauerstoffs beträgt allerdings nur $^1/_{1000}$ von der des Eisens, doch die Entdeckung derselben ist von weittragender Bedeutung.

Flüssige Luft scheint keine besonderen Eigenschaften zu besitzen. Sie ist magnetisch in dem Verhältniß, in welchem Sauerstoff in ihr enthalten ist; ihr Spectrum ist dasjenige des Sauerstoffs, nur abgeschwächt; ihre Farbe ist die des Sauerstoffs in heller Schattirung. Der Antheil, welchen Stickstoff in dieser Masse spielt, ist der eines einfachen Verdünnungsmittels. Stickstoff, das heißt freier, das Molecül (das Atom zeigt eine außerordentliche Reactionsfähigkeit und Mannigfaltigkeit in seinen Verbindungen), ist der indifferenteste aller Stoffe. Seine kennzeichnenden Eigenschaften sind in der Hauptsache negative. Er leitet nicht Wärme und Elektricität, aber er läßt strahlende Wärme und strahlendes Licht durch sich hindurchgehen, ohne irgend welche merkliche Mengen davon zurückzuhalten. Chemisch träge vereinigt er sich selbst mit Sauerstoff nur unter dem Zwange elektrischer Er-

Digitized by Google

regung. Wäre er anders beschaffen, so könnte er nicht die Rolle der Neutralität spielen, die ihm in unserer Atmosphäre zugewiesen ist. Bei jedem Gewitter wird allerdings eine kleine Menge Salpetersäure gebildet, die, durch den Regen in den Erdboden geführt und von den Pflanzen aufgenommen, dazu beiträgt, die stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe zu liefern, welche für die Erhaltung des thierischen Lebens unbedingt nothwendig sind. In dieser Bildung von Stickstoff-Verbindungen durch die atmosphärische Elektricität sah man noch vor ein paar Jahren die einzige Quelle für die Vermehrung der für die Pflanze verfügbaren stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, deren Bestand durch Fäulnißvorgänge, Verbrennung und andere Ursachen unablässig verringert wird. Berthelot zeigte, daß die durch die Elektricität gebildeten gebundenen Stickstoffmengen bei Weitem nicht ausreichen, den Abgang zu decken, und er und Hellriegel und Schloesing wiesen nach, daß die Pflanzen in den mit ihnen „zusammen lebenden" (symbiotischen) Bacterien ausgiebige Producenten und Lieferanten von Stickstoffverbindungen aus dem Luft-Stickstoff besitzen. —

Die Erzeugung von außerordentlich niedrigen Temperaturen besagt viel mehr als die Leistung einer Waffenthat in einem wissenschaftlichen Feldzuge. Flüssiger Sauerstoff und flüssige Luft sind in der That Beutestücke eines Sieges über die Natur; sie bilden die Verwirklichung von Etwas, das in der regelmäßigen Ordnung der Dinge als unmöglich bezeichnet worden war, aber sie bedeuten noch viel mehr. Denn sie sind ebensowohl Werkzeuge der Forschung, wie Gegenstand der Neugierde. Unter normalen Verhältnissen auf der Oberfläche der Erde ist es unmöglich, eine gründliche Kenntniß der wesentlichen, charakteristischen Merkmale des Stoffs zu gewinnen. Daher ist es das beständige Streben der Physiker gewesen, das Gebiet zu erweitern und die Beobachtungsbedingungen mannigfaltiger zu gestalten. Um das zu erreichen, haben sie Feuer und Frost zu Hilfe gerufen, haben sie den Ossa auf den Pelion gethürmt, um mechanischen Druck zu erzeugen; haben sie so ziemlich das letzte Molecül aus bis dahin für luftleer gehaltenen Räumen hinausgeschafft; sie haben die noch dunklen Kräfte Elektricität und Magnetismus als Bundesgenossen in's Feld geführt, sie haben das Licht verdichtet und analysirt, sie haben tief in die feste Erde hinein gegraben, sie haben die Abgründe des Himmels erforscht.

Die allgemeine Aufgabe, deren Lösung sie durch ihre Anstrengungen versuchten, ist freilich von solcher Art, daß sie das Interesse jedes denkenden Gemüths erregen muß, obschon sie in der That in das Gebiet des Unerkennbaren hinüberspielt. Was ist die materielle Grundlage der Erscheinungen? fragen sich sowohl Philosophen wie Physiker. Was bleibt übrig, wenn man die Kraft von dem Stoff wegnimmt? Etwas, das Masse hat, können wir ohne Zögern antworten, Etwas, das widersteht, wenn es, ruhend, in Bewegung gesetzt wird, oder, bewegt, zur Ruhe gebracht wird. Aber dieses Etwas kann kein Gewicht haben, denn die Schwere

Digitized by Google

ist eine Kraft; es kann keine Consistenz haben, weil es keine Cohäsion besitzt; es muß unfühlbar sein, denn Widerstand gegen Druck setzt Thätigkeit voraus, nicht bloße passive Undurchdringlichkeit. Bei der Wahl eines Namens für dieses Caput mortuum geht das Wort „kosmischer Staub“ nicht weit genug, um seine wirkliche Natur zu kennzeichnen, welche in der That für uns stets unvollkommen gekannt sein wird, in Folge unserer Unfähigkeit, den Stoff getrennt von Kraft, oder die Kraft getrennt von Stoff, zu begreifen. Der nächste Weg zum Kernpunkt der Frage führt zweifelsohne durch das Studium der Beziehungen des Stoffs zur Wärme. Alle seine Umwandlungen vollziehen sich, alle seine Thätigkeiten kommen in's Spiel unter dem Einfluß der Wärme. Was wäre also wohl zu erwarten, wenn man ihm die Wärme völlig entziehen würde?

Eine untere Grenze für die Temperatur muß es geben. Denn die Temperatur mißt die moleculare Energie der Bewegung. Da diese Bewegung regelmäßig abnimmt mit fortschreitender Wärmeentziehung, müssen wir folgern, daß dieses Abnehmen schließlich in einem völligen Verschwinden endigt. Ferner, jedes vollkommene Gas, wie z. B. die Luft, zieht sich bei der Abkühlung zusammen auf $^1/_{273}$ seines Volums bei 0° C. für jeden Grad Celsius. Dieser Vorgang muß also nothwendig zu einem Endpunkt führen, welcher erreicht wird, wenn das Gas kein merkliches Volum mehr besitzt. Fände diese Zusammendrückung ganz regelmäßig statt, dann läge dieser Punkt bei — 273° C. Das heißt also, der unterste Punkt der Scala an einem vollständig graduirten Luft-Thermometer ist — 273° C. Wir finden aber jetzt, daß diese theoretische Zusammenschrumpfung zu Nichts niemals statthaben kann, da die Luft lange vorher, ehe sie diesen Nullpunkt erreicht, erstarren würde. Indessen, durch diese Thatsache wird jene Folgerung, daß der „Tod des Stoffs“ durch gänzliche Entziehung von Wärme bei — 273° C. stattfindet, durchaus nicht erschüttert. Ueberdies leiten mehrere Wege der Forschung übereinstimmend auf diesen „absoluten Nullpunkt“. Es ist unwahrscheinlich — vielleicht mehr als unwahrscheinlich, daß er jemals mit unseren Versuchsmitteln erreicht werden wird. Das Absolute, in jedweder Form, entzieht sich der unmittelbaren Wahrnehmung.

Die Erkennung einer unbedingten Temperatur-Scala ist indeß für viele physikalische Untersuchungen von großer Wichtigkeit, und sie wird durch die Thatsachen durchweg unterstützt. Inzwischen ist der Puls der Wärme, obwohl er wahrscheinlich unfähig ist, ganz und gar zum Stillstand gebracht zu werden, in dem Laboratorium der Royal Institution zu sehr langsamem Schlagen gezwungen worden. Mit was für Wirkungen in Bezug auf die Eigenschaften des Stoffs, haben wir eben zu sehen angefangen, denn Professor Dewar meint erst auf der Schwelle der Untersuchungen zu sein. Seine meisterhafte Rede: „Ueber die wissenschaftlichen Anwendungen der flüssigen atmosphärischen Luft,“ die er am 19. Januar 1894 hielt, war trotzdem in einigen Punkten abschließend und in vielen anderen in hohem

Digitized by Google

Grade anregend. Die flüssige, unirdische Substanz hat er jetzt so ganz in der Gewalt, daß er sie ohne Einschränkung als Kühlmittel verwenden kann. Demnach kann Stoff, welcher auf — 200° C. abgekühlt worden ist, unter seinen verschiedenen Gesichtspunkten untersucht und mit Stoff von gewöhnlicher Temperatur verglichen werden. Die Unterschiede sind belehrend.

Die Elasticität, um damit anzufangen, wird in hohem Grade vermehrt. Metalle, welche in flüssige Luft getaucht sind, brechen viel weniger leicht als bei gewöhnlicher Temperatur. Einige, wie Eisen und Neusilber, besitzen verdoppelte Zugfestigkeit. Ihr Gefüge wird durch das ungehinderte Spiel der molecularen Anziehung zäh gemacht und gedichtet. Das war aber nur zu erwarten. Cohäsion und Wärme sind naturgemäß entgegengesetzt. Unter dem Einflusse der ersteren zieht sich der Stoff zusammen, und wird hart, er sammelt seine Kräfte im engeren Raum. Der letzteren unterworfen, dehnt er sich aus, wird weich und bietet mechanischen Kräften verminderten Widerstand dar. Die Cohäsion zieht die Theilchen zusammen, die Wärme treibt sie aus einander. Sie beschwingt sie mit Geschwindigkeiten, die zum Zerfall führen, und zwingt sie zu unbegrenzter Vertheilung.

Die magnetischen Eigenschaften des flüssigen Sauerstoffs bilden keine allein stehende Erscheinung. Die Empfindlichkeit für diese besondere Art von Thätigkeit wächst stetig und allgemein, so weit bis jetzt bekannt ist, mit abnehmender Temperatur. Die Ursache dieses Wachsthums mit zunehmender Kälte ist eben so wenig bekannt wie die Ursache der Abnahme des Magnetismus mit zunehmender Wärme. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Eisen bei einer Temperatur von gegen 800° C. nicht magnetischer ist als Holz und Glas. Nickel wird schon bei 207° C. von den stärksten Magneten nicht mehr angezogen. Die Lehre, daß die Sonne der Mittelpunkt eines großen magnetischen Feldes sei, stößt demnach bei deren ungeheuer hoch erhitzten Zustande auf ernste Schwierigkeiten.

Das Gesetz, welches elektrischen Widerstand mit Temperatur in Zusammenhang bringt, ist viel weniger gleichförmig. Metalle, welche durch keine Spur fremder Stoffe verunreinigt sind, leiten immer besser, je kälter sie sind. Professor Dewar und Professor Fleming stellen fest, daß

„der elektrische Widerstand eines gegebenen reinen Eisendrahts bei — 197° C. nur $^1/_{23}$ des Widerstands bei + 100° C. ist. Bei reinem Kupfer ist das Verhältniß der Widerstände für dieselben Temperaturen wie 1 : 11. Die geringste Verunreinigung hat großen Einfluß auf diese Abnahme. Für die vollkommen reinen Metalle scheint demnach in dem Maße, als die Temperatur dem absoluten Nullpunkte genähert wird, der specifische elektrische Widerstand abzunehmen, so daß dieser am absoluten Nullpunkte entweder ganz verschwindet oder einen sehr kleinen rückständigen Werth annimmt."

Dieser Satz gilt jedoch keineswegs für Legirungen. Ihr Leitungsvermögen wird durch die Temperatur nur wenig beeinflußt, insbesondere,

Digitized by Google

wenn ihre Bestandtheile chemisch unähnlich sind. Solche Legirungen sind Neusilber und Platinsilber. Sind andererseits die mit einander legirten Metalle chemisch ähnlich, wie bei Platiniridium und Platinrhodium, so nimmt der Widerstand mit zunehmender Kälte merklich ab, obschon in weit geringerem Grade, als bei den reinen Metallen beobachtet wurde. Es ist also kein Anzeichen dafür vorhanden, daß der elektrische Widerstand hier beim absoluten Nullpunkte verschwinden wird. Das Gesetz, nach welchem diese Aenderungen vor sich gehen, ist außerdem bei gewissen metallischen Stoffen thatsächlich umgekehrt. Einer dieser Stoffe ist Kohle. Ihr elektrischer Widerstand wächst regelmäßig mit Entzug von Wärme, während er bei der Temperatur des elektrischen Flammenbogens so gut wie Null ist: der Strom geht durch die Enden der Kohlenstäbe ohne Hemmniß hindurch. Isolatoren, wie Glas, Guttapercha und Glimmer, werden sich wahrscheinlich gleichartig verhalten; sie sind bislang noch nicht über dasselbe große thermometrische Gebiet hin geprüft worden. Diese Verschiedenheiten lehren, wie außerordentlich zusammengesetzt die Beziehungen sind, in welchen Stoff zu Wärme und Elektricität steht, und mögen wohl das kühnste speculatorische Talent an der Verbindung derselben zu einer gesetzmäßigen Verallgemeinerung verzweifeln lassen.

Chemische Verwandtschaft wird in der Regel durch Wärme gesteigert; wir sind also nicht unvorbereitet, sie durch Kälte vernichtet zu sehen. Ausnahmen von dieser Regel mögen freilich gelegentlich an den Tag kommen, aber die Regel selbst wird schwerlich erschüttert werden durch die Thatsache, daß die photographische Wirkung bei der Temperatur des siedenden Sauerstoffs fortbesteht. Denn die Aenderung, welche an einer empfindlichen Platte durch den Aufprall der Lichtstrahlen zu Wege gebracht wird, besteht hauptsächlich in dem Durcheinanderschütteln der Molecüle der Silbersalze darin, deren Schwingungsintensität durch die zugeführten Lichtstrahlen erhöht wird. Die Wirkung ist mehr eine mechanische als eine chemische. Wir haben noch zu lernen, ob Photogramme bei den stärksten Kältegraden ebenso erfolgreich, wie exponirt, entwickelt werden können. Ist das der Fall, so würde daraus folgen, daß echte chemische Vorgänge sich abspielen können, bis allgemeine Erstarrung ihr Siegel auf die Natur drückt.

Die Wirkungen der Kälte auf Farben sind außerordentlich merkwürdig. Bei — 192 ° C. wird Schwefel weiß, das Orangegelb von doppelt chromsaurem Kali verschwindet, Zinnober wird fahl orangefarben, Eisenchlorid verliert sein tiefes Roth, eine Lösung von Jod in Alkohol ihr gesättigtes Violett. Mit der Rückkehr der Wärme erlangen jedoch alle diese Körper ihre früheren Farbentöne wieder. Blaue Farbenabstufungen sowohl wie organische Farbstoffe von jeder Nüance scheinen von der Temperatur nicht beeinflußt zu werden. In diesem neuen und interessanten Versuchsfelde hat Dewar bis jetzt erst wenige Pionierversuche angestellt. Ihre Ergebnisse konnten nicht

Digitized by Google

vorausgesehen werden, und sie stehen abseits der früher für die Farbenlehre festgestellten Thatsachen. Sie sind vielleicht berufen, in zukünftigen Rückblicken Denksteine einer neuen Aera in der Wissenschaft der Farbe darzustellen.

Ebenso wenig konnte vorausgesehen werden, daß das Leben, wenn auch in seinen einfachsten Formen, ein Bad in die kalte Tiefe, wo Sauerstoff in einem vacuummantelten Gefäße zischt, überdauern könnte. Nichtsdestoweniger sind die Sporen von Mikroben und die Samen vieler Pflanzen von Professor Mc. Kendrick dieser harten Probe ausgesetzt worden, ohne daß ihre Lebensfähigkeit geschädigt worden wäre. Durch diese Versuche hat Lord Kelvins phantasiereiche Vermuthung, daß das Leben auf unseren Erdball durch Meteorite gekommen sei, anscheinend eine Stütze gewonnen, denn man kann nicht länger sagen, daß Keime im Innern oder an der Oberfläche von Meteorsteinen in der Kälte des Sternenraumes, die sich dem absoluten Nullpunkte nähern mag, nothwendigerweise hätten absterben müssen. Nachdem dieser eine Einwand beseitigt, mögen freilich andere, ebenso schwerwiegende, erhoben werden.

Dewars erstaunliche Erfolge bei seinen Arbeiten mit niedrigen Temperaturen haben es möglich gemacht, wenigstens eine vorläufige Vorstellung über den Zustand des Stoffs zu gewinnen, welcher nach vollständiger oder nahezu vollständiger Wärmeentziehung unbeseelt zurückbleibt. Er wird offenbar nicht hinwegschlüpfen in einer metaphysischen Abstraction. Im Gegentheil, er wird solider, greifiger, als wir ihn zu finden gewohnt sind. Die Hypothese des Zerfalls durch Kälte kann auf die andere Seite des Mondes verwiesen werden.

Dieselbe eiserne Fessel der Cohäsion, welche verschiedenen Stoffarten eine diamantene Härte verleiht, vermag jede Aenderung in ihren gegenseitigen Verbindungen wirksam zu unterdrücken. Unter der Herrschaft der Cohäsion würde der chemische status quo in alle Ewigkeit ausgedehnt. Die chemische Verwandtschaft, wenn sie noch vorhanden wäre, würde machtlos sein. Ihre Wirksamkeit wird, aus einem entgegengesetzten Grunde, durch sehr starke Hitze ebenfalls verhindert. Die Molecüle sind in dem einen Falle gefesselt wie mit eisernen Banden, in dem andern werden sie in einer Bewegung erhalten, welche durch chemische und durch Cohäsions-Kräfte nicht zu bändigen ist. Ueberdies spaltet die Wärme solche Verbindungen, welche bei niederer Temperatur gebildet werden, und bei hohen Hitzegraden duldet sie nur noch das Dasein von einfachen Stoffen. Kälte hingegen hat keine Dissociationswirkung. Wir haben gesehen, daß sie selbst die mechanische Mischung von Stickstoff und Sauerstoff in unserer Atmosphäre respectirt und daß Salzwasser Salzeis bildet. Würde also unsere Erde, die in vorgeologischen Zeiten zu heiß war, um andere als elementare Art von Stoff zu tragen, in den Sternenraum außerhalb des Sonnensystems gebracht, so würden ihre Bestandtheile — die Mineralien

Digitized by Google

und das Wasser — zu Starrheit und Trägheit erhärten, aber sie würden keine chemische Veränderung mehr erleiden. Der Wasserdampf und die Kohlensäure der Atmosphäre würden augenblicklich als Schnee herabkommen, während der Sauerstoff und der Stickstoff sich zunächst verflüssigen würden, um dann zu krystallisiren. Ihre vereinte verfestigte Masse würde jedenfalls den ganzen Erdball als eine Eisschale von 12—13 Meter Dicke einhüllen. In Folge der Durchlässigkeit dieser Substanz für strahlende Wärme könnte sie nicht ein Mal durch die großen Beträge von unterirdischer Wärme geschmolzen werden, welche unausgesetzt durch Strahlung an den Himmelsraum abgegeben werden. Unter solchen Bedingungen könnte also die Erde an der Oberfläche mit ewigem Luft-Eis bedeckt sein, während sie im Innern noch weißglühend wäre.

Noch ein Gas ist durch die Kälte zu bezwingen. Wasserstoff ist niemals verflüssigt worden. Allerdings ist öfters das Gegentheil behauptet worden, aber diese Behauptungen gründen sich auf mißverständliche Erklärungen von falsch beobachteten Erscheinungen. Es ist Nichts so gewiß, wie daß bei — 210 ° C., der augenblicklichen Grenze für die Forschung nach niederen Kältegraden hin, dieser elastischste aller Stoffe sich wie ein vollkommenes Gas verhält. Er gehorcht getreulich den Gesetzen für die Ausdehnung der Gase, er vermindert also sein Volum regelmäßig in dem Maße, wie der Druck wächst und die Wärme abnimmt, und nach diesem Verhalten kann er als brauchbares Mittel dienen, um Kältegrade zu messen, welche hinreichen, Sauerstoff zu verflüssigen und Stickstoff zum Erstarren zu bringen. Unterhalb des Gefrierpunktes des Quecksilbers benutzte Faraday ein Alkohol-Thermometer; unterhalb des Gefrierpunktes des Alkohols nimmt Dewar seine Zuflucht zu einem Wasserstoff-Thermometer. Das wäre nicht möglich, wenn man den kritischen Punkt des Gases erreicht hätte, da es alsdann bei allen niedriger gelegenen Temperaturen sich im Zustande eines Dampfes befinden und unregelmäßigen Veränderungen ausgesetzt sein würde. Ehe der Experimentator der Royal Institution den Wasserstoff zum Führer nahm, versicherte er sich, wie kaum nöthig ist zu erwähnen, daß er es nicht mit einem solch' launischen Wesen zu thun hatte.

Wasserstoff hat also, so weit Menschenwissen in Betracht kommt, niemals als Dampf existirt; bei — 210° C. ist er nicht weniger ätherisch als bei + 15 ° C. Seine kritische Temperatur wird bei ungefähr — 240 ° C. liegend geschätzt, während sein hypothetischer Kochpunkt bei — 250 ° C. liegt. Könnte also Wasserstoff verflüssigt werden, so ließe er sich unter der Luftpumpe zum Kochen bringen, und dann würde man eine Temperatur erreichen, die nur noch ungefähr 17 Grade oberhalb des absoluten Nullpunkts läge. Wird man je dazu kommen? Es ist zweifelhaft. Die sanguinischsten Forscher wagen hierauf nicht bestimmt mit „Ja" zu antworten. Der niedrigste Punkt, den man bis jetzt erreicht hat, steht immer noch 30 ° C.

Digitized by Google

höher auf der Scala als der Punkt, bei welchem dieses widerspenstige Gas durch Druck zum Annehmen der flüssigen Form genöthigt werden könnte, und die Ueberbrückung dieser Kluft ist jetzt nicht möglich, und es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie jemals überbrückt werden wird. Vor dieser einen verschlossenen Thür muß die Wissenschaft Halt machen. Welche Geheimnisse dahinter verborgen sein mögen, kann nur geahnt werden. Würde sie geöffnet, so wäre es möglich, mit einiger Zuverlässigkeit die Kennzeichen des bevorstehenden „Todes des Stoffs" zu skizziren. So aber können wir nur vermuthen, daß sie Nichts weiter sind als eine Verschärfung derjenigen, die bei der Kochtemperatur der flüssigen Luft beobachtet worden sind. Aber Vermuthungen, die anscheinend wohl begründet sind, werden nicht immer durch die Thatsachen bestätigt. Die Beziehungen zwischen Stoff und Kraft sind außerordentlich verwickelt. Es ist unmöglich, von vorn herein als sicher anzunehmen, daß sie nach vorgeschriebenen Abstufungen sich abändern müssen. Das sogenannte Continuitäts-Gesetz ist überhaupt kein Gesetz, sondern lediglich eine beobachtete Folge in einem beschränkten Gebiete. Der Strom der Abänderungen mag eine Zeit lang ruhig fließen, dann aber plötzlich, wie der Fluß an einem Wasserfall, sich überstürzen. Ein solcher „Wasserfall" kann möglicherweise vorhanden sein zwischen dem jetzigen Haltpunkte beim Abstiege und dem letzten untersten Niveau, wo keine Temperatur mehr da ist.

Der Wasserstoff nimmt unter den irdischen Stoffen eine besondere Stellung ein. Obschon das leichteste aller Gase, besitzt er unverkennbar metallische Eigenschaften. Wie die Metalle ist er stark elektropositiv, wie sie ist er ein Leiter für Wärme und Elektricität, und zwar gewinnt er in dieser Hinsicht mit zunehmender Dichte, während andere Gase um so schlechter leiten, je enger ihre Theilchen einander genähert werden. Außerdem bildet er wahre Legirungen mit Palladium, Natrium und Kalium. Auf diese Thatsachen gründete Faraday seine Voraussagung, daß fester Wasserstoff das Gefüge und den Glanz eines echten Metalles zeigen würde. In diesem Falle wäre das Wasser als ein Metalloxyd aufzufassen, als eine Art Wasserstoff-Rost. Bei seiner Bildung beobachtet man mit stets erneutem Erstaunen, daß Sauerstoff und Wasserstoff zusammen sich freiwillig verflüssigen und noch dazu bei hoher Temperatur; doch getrennt von einander können sie durch den allergewaltigsten Zwang der Kälte kaum dazu gebracht werden. Chemische und durch Cohäsion bewirkte Aenderung des Aggregatzustandes sind in der That von Grund aus, obzwar unerklärlich, von einander verschieden.

Die Stärke der chemischen Wirkung läßt sich durch das gleichzeitig eintretende bedeutende Freiwerden von Energie messen. In mechanischen Größen ausgedrückt, ist die Vereinigung von einem Pfund Wasserstoff mit acht Pfund Sauerstoff gleichwerthig mit dem einen Fuß hohen Erheben von einer Masse von 47 Millionen Pfund. Ein ganz gleicher Aufwand von

Digitized by Google

Energie wäre erforderlich, um wieder die Zersetzung der neun Pfund Wasser, die bei dem vorigen Vorgange entstanden, zu bewirken. Im ersten Falle wird also Arbeit geleistet durch die Kraft, die wir chemische Verwandtschaft nennen, im anderen wird Arbeit gethan gegen dieselbe. Der verstorbene Professor Tyndall konnte wohl sagen, „daß er die Dinge nicht überschätze, wenn er behauptete, daß die Kraft der Schwere, wie sie sich in der Nähe der Erdoberfläche äußert, im Vergleich mit den molecularen Kräften fast eine verschwindende Größe darstellt."

Um in denselben neun Pfund Wasser die Cohäsion zu überwinden, die bei der Umwandlung von Eis (von 0° C.) in Dampf (von 100° C.) in Frage kommt, wäre ungefähr der sechste Theil derjenigen Arbeit nothwendig, die zur Spaltung derselben Wassermenge in die Elemente anzuwenden ist.

Aber die Kraft der chemischen Verwandtschaft und der Cohäsion wechselt bei verschiedenen Körpern in weiten Grenzen, sowohl relativ als absolut.

Auch die Umstände, unter denen eine jede am vollständigsten in's Spiel kommt, sind sehr widerstreitend. Mit abnehmender Wärme kommen chemische Umwandlungen zum Stillstande, während die Cohäsion wächst und die Oberherrschaft erlangt. Und Temperaturen, die hoch genug sind, um die Cohäsion ganz zu vernichten, begünstigen oft chemische Wirkung, obschon Beide ruhen, wenn die Wärme sehr hoch gesteigert ist. In der Sonne sind demzufolge die verschiedenen Arten von Stoff gesondert vorhanden, da deren Vereinigung durch die Wärme augenscheinlich unmöglich gemacht wird; in dem Monde hingegen sind ihre chemischen Verwandtschaften wahrscheinlich durch die Kälte gelähmt. Die Mittelstellung, wo bei jeder kleinsten Schwingungsbewegung Aneinanderlagerung und Trennung miteinander abwechseln, nimmt unser eigener Planet ein und ebenso — wir können hier nur muthmaßen — jedes andere Heim von organischem Leben.

Durch die Untersuchungen Dewars ist man zum ersten Male in den Stand gesetzt, im Laboratorium annähernd solche Bedingungen zu schaffen, wie sie im Sternenraume gegeben sind. Seine Besprechung der Folgerungen, die man daran knüpfen kann, klingt in ungeübten Ohren wie die Erzählung der Erlebnisse eines Reisenden in einer andern Welt. Und diese Bedingungen sind in einem gewissen Sinne festgelegt; sie können von jetzt ab nach dem Willen des Menschen wieder hergestellt werden. Das dadurch erlangte Vermögen, ausgedehnte Untersuchungen bei Temperaturen ausführen zu können, welche nicht weit von dem absoluten Nullpunkte entfernt liegen, bildet einen unschätzbaren Zuwachs zu den Hilfsmitteln der Physiker. Eine reiche Entdeckungen versprechende Methode ist zu ihrer Verfügung gestellt. Das Feld vor ihnen ist in unerwarteter Weise erweitert worden. Wenn sie es betreten, bieten sich von allen Seiten Fragen dar, die gelöst sein wollen. Viele ausgezeichnete Ergebnisse sind bereits gesichert. Unzweifelhaft ist ein klarerer Begriff der Natur des Stoffs gewonnen worden. Der

Digitized by Google

Anfang eines Einblicks in die gegenseitigen Beziehungen der Kräfte, die ihn beeinflussen, scheint jedenfalls nächstens zu erwarten zu sein. Ungeahnte Erscheinungen sind erschlossen, haltlose Speculationen sind durch begründete Folgerungen ersetzt worden. Und das Alles durch einen bloßen Ueberblick des reichen Gebiets, das nun der Wissenschaft zugänglich gemacht worden ist. Daß seine Pflege eine reiche Ernte bringen wird, steht außer Zweifel. Der Same keimt unter unseren Augen; der Zukunft bleibt vorbehalten, sein Wachsthum zu hüten und die gereiften Garben zu sammeln.

* * *

Seit das Vorstehende geschrieben, ist wieder ein Schritt vorwärts in der Erforschung der atmosphärischen Luft gethan worden, mit der Entdeckung des Argons seitens der englischen Physiker Lord Rayleigh und Prof. Ramsay. Von diesem Gase, das man seltsamer Weise bis jetzt übersehen hatte, enthält die Luft 1%. Es ist 20 Mal schwerer als Wasserstoffgas (Luft nur $14\frac{1}{2}$ Mal schwerer). Olczewski ermittelte, daß das Argon unter gewöhnlichem Druck bei — 187 ° C. flüssig wird und bei — 191 ° C. zu einer krystallähnlichen Masse erstarrt. Die kritische Temperatur wurde auf — 121 ° C. bestimmt. Das Spectrum zeigt charakteristische Linien. Ueber die elementare Natur des Argons sind jedoch Zweifel laut geworden: Mendelejeff in St. Petersburg hält es für eine Modification des Stickstoffs, analog dem Ozon.

Digitized by Google

Das christliche Weltdrama in Deutschland.

Von

Friedrich Vogt.

— Breslau. —

Die Wurzeln dramatischer Poesie reichen bis in die ältesten Schichten menschlicher Cultur hinab. Es giebt kaum ein Naturvolk, welches nicht irgend eine Art mimischer Darstellung kennte, seien es Waffentänze, die den Krieg nachahmen, seien es Aufführungen von Scenen anderer Art in Reigen, Maskeraden, Umzügen oder symbolischen Handlungen. Tactschritt, Gesang, Instrumentalmusik pflegt mit solchen Darstellungen verbunden zu sein, und öffentliche Feste sind es, bei denen sie stattfinden. Vor Allem Cultusfeste und Jahrzeitfeiern. Bei solchen beziehen sich dann wohl die Gesänge des Chores, seine Bewegungen und Handlungen auf Thaten und Schicksale irgend einer mythischen Gestalt, auf Abschnitte im Leben irgend einer Gottheit, in welche die religiöse Phantasie das wechselnde Wirken der Naturkräfte umgesetzt hat. Aus derartigen Keimen ist das griechische Drama erwachsen; die ersten Bedingungen für eine entsprechende Entwickelung waren auch in Deutschland gegeben. Denn auch das deutsche Alterthum kannte Processionen mit bestimmten sinnbildlichen Darstellungen, Umzüge mit Gesang und Tanz, Verkleidungen und Aufführung bestimmter Scenen, mit denen ein Abschnitt im Leben der Natur in mystischer Symbolik festlich begangen wurde. Dergleichen hat sich ja in Volksbräuchen hie und da bis auf den heutigen Tag erhalten. Und aus den mit alten sinnbildlichen Frühlingsbräuchen verbundenen Maskenumzügen der Faschingszeit ist sogar wirklich eine Art dramatischer Litteratur, das Fastnachtsspiel, entstanden. In den Denkmälern dieser Gattung, die uns seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts

Digitized by Google

vorliegen, entwickelt sich vor unseren Augen aus der bloßen Maskerade das Wechselgespräch der Verkleideten, die komische Scene, das kleine Lustspiel.

Anders das ernste Drama des Mittelalters. Seine Anfänge treten uns schon ein halbes Jahrtausend vor den Fastnachtsspielen in der Litteratur entgegen. Sie bieten eine gewisse Analogie zur dramatischen Ausgestaltung alter Cultushandlungen bei heidnischen Völkern; aber nach Geist und Inhalt haben sie keinen Zusammenhang mit solchen nationalen Bräuchen; sie sind rein christlicher Natur, sie ruhen einzig und allein in dem kirchlichen Festritual.

Der christliche Gottesdienst hatte ja von vornhein etwas viel Abstracteres als der heidnische; die ganz auf das Uebersinnliche gerichtete Religion verschmähte und verwarf die sinnliche Natursymbolik des Heidenthums. Auf die sinnlichen Mittel des Cultus aber konnte auch sie nicht verzichten. Chorgesang, Wechselgesang, Umzug und symbolische Handlung sind so gut christliche wie heidnische Formen öffentlicher Gottesverehrung. Und auch die christliche Kirche wendet sie bei ihren großen Hauptfesten an, Festen, die auch sie an die wichtigsten Lebensabschnitte der Gottheit anschließt. Mit dem Leben der Natur hat das Leben Christi Nichts zu thun; aber die Feier seiner wichtigsten Momente hat doch die Kirche auf eben jene bedeutsamen Abschnitte im Naturleben gelegt, die auch von den Heiden festlich begangen wurden, insbesondere auf die Wintersonnenwende und den Frühlingsanfang. In die alte festliche Zeit, wo die Sonne sich von ihrem niedrigsten Stande wieder zu heben beginnt und ein neues Aufleben der schlummernden Erdenkräfte verheißt, fällt die Feier der Geburt des Gottessohnes. In die Zeit nach der ersten Tag- und Nachtgleiche, wo das Licht den Sieg über die Finsterniß errungen hat und wirklich frisches Leben überall emporblüht, fällt die Feier seiner Auferstehung von den Todten. Und auch bei diesen christlichen Festen entsprießen jenen alten Cultusformen die Keime des Dramas. Aber innerlich knüpft Nichts das geistliche Spiel an die alten Naturfeiern. Nicht die Jahr für Jahr sich wiederholenden Schicksale der Natur, sondern die über alle Zeiten hinreichende Heilsgeschichte des Menschengeschlechtes bildet seinen Ausgangspunkt, und von der Behandlung eines einzelnen Moments derselben schreitet es fort zur Darstellung ihres gesammten Inhaltes, es wird zum christlichen Weltdrama.

Die ersten Denkmäler des geistlichen Schauspiels führen uns in einen Kreis von Bestrebungen für die reichere Ausbildung des Kirchengesanges, wie sie in Deutschland seit dem Ende des 9. Jahrhunderts besonders im Kloster St. Gallen gepflegt wurden*). Hier schuf Notker Balbulus für Deutschland die Form der Sequenz, hier der vielseitige, besonders als Musiker bekannte Tuotilo seine Tropen, gewisse Erweiterungen evangelischer

*) Auf diesen Zusammenhang hat in neuerer Zeit besonders Creizenach in seiner vortrefflichen Geschichte des neueren Dramas (Band I. 1893) hingewiesen.

Digitized by Google

Texte für den Chorgesang. In einer Sanctgallischen Sammlung solcher Tropen befindet sich auch eine derartige Zurichtung des Osterevangeliums nach Marcus 16, 3. 6 und 7. Ob das Stück von Tuotilo selbst verfaßt, ob es etwa das älteste seiner Gattung ist, läßt sich nicht bestimmen; man weiß nicht, wann es zuerst aufgezeichnet wurde. Jedenfalls taucht es mit geringen Abweichungen auch sonst in Deutschland auf; ebensowohl aber auch in Frankreich und in den anderen Ländern der römischen Kirche. Nach den erhaltenen Denkmälern zeigen die ersten Anfänge und auch die nächste Weiterentwickelung des geistlichen Dramas einen internationalen Charakter. Jener Ostertropus wurde nun am Festmorgen in der Kirche als Wechselchor von zwei Parteien aufgeführt, deren eine, in der Regel aus zwei Priestern oder Knaben bestehend, die Engel am heiligen Grabe bezeichnete, während die andere, durch die Priester vertreten, die Frauen darstellte, welche den Auferstandenen suchen. Die Engel standen am Altar, die Frauen an einem anderen Orte des Chores, oder sie schritten während des Gesanges auf jene zu. Aber schon im 10. Jahrhundert ging man auch weiter in der scenischen und mimischen Darstellung. Bereits am Charfreitag pflegte man, um die Bestattung Christi anzudeuten, an einem als Grab gekennzeichneten Orte der Kirche ein in Tücher eingewickeltes Kreuz feierlich niederzulegen. Am Ostermorgen saßen dann dort während der Messe ein oder zwei Geistliche als Engel in weißem priesterlichen Gewande, auch wohl mit einem Palmenzweige in der Hand. Langsam schritten die Darsteller der drei Frauen, Rauchfässer schwingend, auf sie zu, bald stumm, bald mit dem Gesange der evangelischen Worte: quis revolvet nobis lapidem ab ostio monumenti (wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?) Die Engel aber begrüßten sie singend: quem quaeritis in sepulchro o Christicolae? (Wen sucht ihr in dem Grabe, o ihr Christusverehrerinnen?) Und jene erwidern in gleicher Weise: Jesum Nazarenum crucifixum o caelicolae; (Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, o ihr Himmelsbewohner); darauf wiederum die Engel: Non est hic, surrexit sicut praedixerat, ite, nunciate, quia surrexit de sepulchro (er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorausgesagt hatte; gehet und verkündiget, daß er auferstanden ist aus dem Grabe). Dann heben die Frauen die Tücher, in welche man am Charfreitag das Kreuz eingeschlagen hatte, nunmehr leer empor und zeigen sie unter dem Singen eines mit surrexit beginnenden Satzes allem Volk, als Beweis dafür, daß der Leib des Herrn nicht mehr im Grabe ist.

Das ist eine der ältesten Formen dieser kleinen Scene. Sie hält sich noch ganz im Rahmen der Osterliturgie, schließt sich noch eng an das Evangelium an und hat doch schon einen entschieden dramatischen Charakter. Sie bildet den eigentlichen Keim der großen Hauptgattung des mittelalterlichen Dramas, der Oster- und Passionsspiele. Zugleich hat sie sich aber auch unverändert, oder doch nur mit geringen Zusätzen versehen, bis in

Digitized by Google

das vorige Jahrhundert hinein als kirchliche Feier erhalten. Aus dem Osterevangelium des Johannes wurde ihr die Scene angegliedert, wie Petrus und Johannes um die Wette zum Grabe laufen, da Jeder sich zuerst von der Auferstehung des Herrn überzeugen möchte, oder auch die Erscheinung des Auferstandenen vor der Maria Magdalena. Auch Kirchengesänge setzten sich an jenen ältesten Kern an, und durch selbstständige Verse ward er hie und da erweitert. Aber bei alledem konnte das Ganze immer noch ein Theil der Osterliturgie bleiben, selbst zu einer Zeit, wo sich andererseits aus dem gemeinsamen Grundbestandtheil schon längst gewaltige Massenaufführungen entwickelt hatten.

Auch die Feier der Passion enthielt dramatische Keime, denn auch das Passionsevangelium wurde in der Charwoche im Wechselgesang vorgetragen; dazu kam jene symbolische Kreuzlegung und in späterer Zeit die Marienklage, ein Trauergesang, welcher der unter dem Kreuz stehenden Gottesmutter in den Mund gelegt wurde.

Am Weihnachtstage war die Aufstellung einer Krippe am Altar ein sehr alter Gebrauch. Die Verkündigung der Geburt Christi durch den Engel an die Hirten und die Anbetung des Kindes bilden die dramatischen Scenen, die sich auch hier seit dem 10. Jahrhundert an jene Sitte zunächst anlehnen. Ein hervorragendes kirchliches Fest war auch von jeher Epiphanias gewesen, das Fest der Erscheinung, d. h. der Offenbarung der göttlichen Natur Christi. Ursprünglich hatte es der Niederlassung des göttlichen Geistes auf Christus bei der Taufe gegolten und war höher geachtet gewesen als das Fest seiner leiblichen Geburt. Aber auch als das Weihnachtsfest an Bedeutung gewachsen war, erblich der Glanz der Epiphaniasfeier nicht. Die Offenbarung der Gottheit des Christkindes durch die Anbetung der heiligen drei Könige trat in den Vordergrund, und das war ein dankbares Motiv für ein dramatisches, mit phantastischen Costümen ausgestattetes Bild. Mit ihm verband sich alsbald die Darstellung der nächstliegenden Stücke evangelischer Geschichte: Das Auftreten der drei Könige vor Herodes, der bethlehemitische Kindermord, auch die Flucht der heiligen Familie. Wurde das Ganze durch die Christnachtscene eingeleitet, so bildete sich schon ein kleines Drama, das alle Hauptscenen aus den Evangelien der Weihnachts- und Epiphaniaszeit umfaßte. Ein solches vereinigtes Weihnachts- und Dreikönigsspiel ist uns in lateinischen Versen schon aus dem 11. Jahrhundert aus Baiern überliefert. Es ist noch in der allerknappesten Form gehalten, sodaß die ganzen Ereignisse von Christi Geburt bis zur Flucht nach Egypten in kaum hundert Versen abgethan werden.

Aus diesen kleinen Anfängen entwickelt sich das eigentliche geistliche Schauspiel seit dem Ausgange des 11. und im Verlaufe des 12. Jahrhunderts. Das ist eine wichtige, noch nicht genügend beachtete Thatsache. Die Zeit jenes gewaltigen Aufschwunges der Kirche auf dem Gebiete der

Digitized by Google

Politik wie auf dem der gelehrten Studien, das Zeitalter der klerikalen Reform, des Investiturstreites, der Kreuzzüge, der Scholastik, ist auch die Zeit der Ausbildung des geistlichen Dramas in lateinischer Sprache. Jener großen Bewegung auf den Höhen des politischen und des wissenschaftlichen Lebens läuft eine Bewegung in der populären Litteratur dieser Zeit parallel. Denn alle Lebensgebiete wollte die Kirche mit ihren Anschauungen und Lehren durchdringen und beherrschen, auch die gesammten geistigen Interessen des Laienstandes. So entsteht seit dem Ende des 11. Jahrhunderts eine reiche geistliche Dichtung in deutscher Sprache, die den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die alte weltliche Heldenpoesie zu verdrängen und den Laien ganz in den Ideenkreis der Kirche hineinzuziehen. Zu einem populären Inbegriff der ganzen kirchlichen Weltanschauung setzt sich der Inhalt dieser epischen, lyrischen und didaktischen deutschen Gedichte zusammen. Das gesammte Leben der Völker wie des Einzelnen erscheint da eingespannt in ein altes System geistlicher Weltgeschichte, welches Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umschließt. Gottesdienst und Popularpoesie vereinigen sich, um es dem Hörer fort und fort einzuprägen; es wird eine der wesentlichsten Grundlagen für die geistige Verfassung des Laienthums; es ist auch die Grundlage, auf der das mittelalterliche Drama sich aufbaut.

Im Anfang der Dinge schuf Gott zehn Engelchöre und im zehnten den Lucifer, der alle seine Genossen überstrahlte. Aber Hochmuth und Herrschsucht treiben den Unbesonnenen, daß er mit seinem Chore sich verschwört, ein Reich zu gründen, in dem er gewaltig sei wie Gott selbst. Da gebietet der Herr dem Erzengel Michael, den zehnten Chor mit gewaltigem Streich zu zerstören, und Lucifer wird mit seinen Gesellen aus dem Himmel hinab in den tiefsten Abgrund, in die Hölle, gestoßen. Um den erledigten Himmelschor wieder zu füllen, erschafft Gott den Menschen, daß er sich mehre und nicht sterbe, solange er sein Gebot hält; dann soll er die Stelle der verstoßenen Engel einnehmen. Aber die Herrlichkeit, die er selbst für immer verscherzt hat, mißgönnt der rachedurstige Lucifer dem Menschen. In Gestalt der Schlange verleitet er Adam und Eva zur Sünde. Damit hat der Mensch seine hohe Bestimmung verwirkt. Er wird sterblich, und von der forterbenden Sünde des ersten belastet, fahren auch alle kommenden Geschlechter zur Hölle. Das ist das Schicksal von fünf Weltaltern — einer Zeit der Finsterniß, in der nur als vereinzelte Sterne die Gottesmänner des alten Bundes aufleuchten. Sie weissagen das Erscheinen des Erlösers; ihr Leben und ihre Thaten deuten Ereignisse aus der Geschichte Christi bildlich voraus; die ganze vorchristliche Weltgeschichte erscheint schließlich nur wie eine Vorbereitung auf das Erscheinen des Gottessohnes. Dieser selbst, sein Leben und Leiden, bildet natürlich den Mittelpunkt des großen welthistorischen Gemäldes. Durch seinen Opfertod ist Lucifers Macht gebrochen. Aus dem Grabe fährt der Heiland hinab in die Tiefe. Mit

Digitized by Google

Löwenkraft sprengt er die Pforte der Hölle und entreißt dem Teufel die Seelen, die dort von Anbeginn der Welt nach Erlösung schmachten. Dann erscheint der Auferstandene seinen Getreuen und fährt aufwärts zum Vater. Nun ist dem Menschen wieder wie ehedem das Himmelsparadies beschieden. Aber Lucifer will Ersatz für den erlittenen Verlust, und den Versuch, der ihm beim ersten Menschen gelungen war, wiederholt er jetzt bei jedem einzelnen. Durch die Lockungen der Weltlust sucht er ihn zu bethören und ihn um den Gnadentheil zu bringen, den ihm der Gottessohn verschafft hat und den ihm die Kirche vermittelt. Da gilt es denn alle Freuden der Welt zu fliehen, um der größeren und dauernderen des Himmels theilhaftig zu werden. Memento mori, der Gedanke an den Tod und die Weltflucht — das ist der Weisheit letzter Schluß. Diejenigen, die allem Schönen, das die Welt zu bieten vermag, entsagt, die Marter, Noth und Tod erduldet haben, um den himmlischen Lohn zu erwerben, die stehen als glänzende Vorbilder da, als die Heiligen, deren mannigfaltige Legenden die christliche Phantasie erfüllen und das Streben zur Nachfolge anregen sollen. Die Vorbereitung auf den Tod erscheint als der eigentliche Zweck des Einzellebens; die Vorbereitung auf das Weltende erscheint als der wichtigste Inhalt der Geschichte der Menschheit. Wie das erste Erscheinen des Gottessohnes das Ziel der vorchristlichen, so bildet seine Wiederkunft am jüngsten Tage das Ziel der christlichen Geschichte. Alles ist da schon fest voraus bestimmt, und wie nach einem längst fertigen Programm spielen sich die letzten Weltgeschicke ab. Ein fränkischer Kaiser unterwirft' sich das ganze Erdreich; dann legt er zu Jerusalem seine Krone nieder, damit Gott allein herrsche. Aber es erscheint der Antichrist, der die Menschheit bethört, daß sie an ihn als an Gottes Sohn glaubt. Viertehalb Jahre währt seine Herrschaft; dann wird er gestürzt, und Alles bekehrt sich. Nun geschehen fünfzehn fürchterliche Zeichen. Die Welt wird in Feuer verzehrt, die Todten stehen auf, wieder vereinigt fahren Leib und Seele zum jüngsten Gericht, um durch den großen Urtheilsspruch für alle Ewigkeit zu den grausamsten Höllenqualen oder zu den Himmelfreuden', zu Lucifers oder zu des Gottessohnes Gefolge geurtheilt zu werden.

Das sind die Grundzüge der Weltanschauung, die dem deutschen Laien im Zeitalter der siegreichen Kirche in Fleisch und Blut übergeführt wurden. Auf ihnen fußt auch das Drama. Im Gegensatze zu den übrigen Gattungen geistlicher Poesie konnte in diesem zunächst noch die lateinische Sprache festgehalten werden; sah doch hier der Zuschauer die Dinge vor seinen Augen sich abspielen, begriff er doch die Handlung, auch wenn er die Worte nicht verstand. Der große Zusammenhang, in den das Einzelne hineingehörte, war ihm vertraut. Und das ist nun auch für die Weiterentwickelung der geistlichen Spiele von entscheidender Bedeutung. Jenes christliche System der Weltgeschichte, was war es anders als ein gewaltiges vom Anfang bis zum Ende der Dinge reichendes Drama? In

Digitized by Google

seinen großen Zusammenhang ordnete die mittelalterliche Phantasie von vornherein jedes geistliche Spiel als eine Scene oder als einen einzelnen Act ein. Nichts war natürlicher, als daß man die ausgeführten Theile dieser Welttragödie mit einander zu verbinden strebte oder daß man diesen und jenen bisher noch nicht bearbeiteten Act neu hinzufügte.

Vor Allem wurde das Weihnachts- und Dreikönigsspiel mit weit zurückliegenden Momenten aus der geistlichen Geschichte verknüpft. Dazu bestand hier noch ein besonderer Anlaß. In den Weihnachts- und Epiphaniaspredigten bildeten bestimmte alttestamentliche Prophezeiungen, die auf das Erscheinen Christi bezogen wurden, ein stehendes Thema. Insbesondere wurde da eine dem heiligen Augustinus beigelegte Weihnachtspredigt benutzt, in welcher der Redner die einzelnen Propheten des alten Testamentes und die heidnische Sibylle in lebhafter Anrede aufforderte, gegen die Juden für Christus Zeugniß abzulegen, worauf er dann jedesmal selbst im Namen der betreffenden Person mit der jeweiligen messianischen Weissagung antwortete. Also schon eine Art dramatischer Scene im Munde des Predigers. Es lag nahe genug, sie zusammen mit der Weihnachtsgeschichte, auf die sie vorbereitete, wirklich aufzuführen. Und so ließ man denn zur Einleitung des Weihnachtsspieles thatsächlich den heiligen Augustinus mit allen seinen Propheten und der Sibylle in Person auftreten und ihnen ihre Prophezeiungen abfragen. Zugleich aber wurden ihnen zur weiteren Belebung der Scene die Juden mit ihren Einwänden gegenübergestellt, so daß dies Prophetenvorspiel nebenbei zu einer Disputation zwischen Christenthum und Judenthum wurde, die dann für die ganze Folgezeit ein beliebtes Motiv der geistlichen Spiele blieb. War so einmal ein Schritt in die vorchristliche Geschichte hineingethan, so ging man auch weiter, und schon im Jahre 1194 wurde in Regensburg ein Spiel aufgeführt, welches die Erschaffung der Engel, den Sturz des Lucifer, des Menschen Schöpfung und Sündenfall und die Propheten behandelte, also die ganze geistliche Weltgeschichte bis auf Christi Geburt. Andererseits wurde auch der letzte Act des großen Weltdramas zu geistlichen Spielen gestaltet. Die *Antichristspiele* gehörten schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts mit zum geistlichen Dramenrepertoire, und das hervorragendste in dieser Gattung, das berühmte Tegernseeer Antichristspiel, wurde in der ersten und glänzendsten Zeit Friedrich Barbarossas verfaßt. Nicht ein fränkischer, sondern der deutsche Kaiser ist es hier, der sich am Ende der Dinge das Erdreich unterwirft, und in der Ausführung dieses Motives macht sich eine stolze Vorstellung von der Größe und den weltumspannenden Aufgaben des deutschen Kaiserthums geltend, die in einem geistlichen Drama fremdartig genug berührt; denn Nichts liegt dieser Dichtungsgattung sonst ferner als Patriotismus und Politik.

So erstreckte sich das Stoffgebiet des geistlichen Dramas im 12. Jahrhundert wirklich schon über jene ganze christliche Weltgeschichte hin. Zu-

Digitized by Google

gleich aber werden nun auch die einzelnen Spiele immer weiter und reicher ausgestaltet und ausgestattet. Die biblischen Bestandtheile wurden mehr und mehr durch Ausführung und Beiwerk überwuchert, der Zusammenhang mit dem Gottesdienste ging verloren. Am längsten scheinen noch die Osterspiele ihren liturgischen Charakter gewahrt zu haben. Aber die Weihnachts- und Epiphaniasspiele erhielten ebenso wie die Antichristdramen einen Apparat, der ihre Aufführung in der Kirche Strengergesinnten als ein großes Aergerniß erscheinen ließ. Propst Gerhoh von Reichersperg († 1169) und die Aebtissin Herrad von Landsperg (1167—1195) eifern dagegen, daß man beim Weihnachtsspiel in der Kirche das Schreien des neugeborenen Christkindes hört, daß der Kindermörder Herodes dort wüthen darf, daß Priester sich in einen Trupp Kriegsknechte verkleiden, daß der Antichrist und die Gesellschaft von Teufelsmasken, die ihn umgiebt, dort ihr Wesen treiben, und daß bei solchen Aufführungen Possenreißen, Fressen und Saufen, Waffenklirren und Streit das Gotteshaus entweihen. Unter solchen Umständen mußten allerdings die geistlichen Spiele aus der Kirche weichen. Aber über ihre nächste Umgebung, wie den Kirchhof oder ein benachbartes Gebäude kamen sie zunächst kaum hinaus. Im Speisesaal des an die Kirche stoßenden Domstiftes hatte ehedem zu Augsburg derselbe Gerhoh, der die kirchlichen Aufführungen späterhin so verdammte, den Kindermörder Herodes und andere Stücke spielen lassen. Er war damals Vorsteher der Domschule; seine Zöglinge waren die Darsteller, die er mit größtem Eifer einexercirte. Und auch sonst erfahren wir, daß Schüler an den geistlichen Aufführungen betheiligt waren, jugendliche sowohl wie erwachsene. Sie haben als Schauspieler, aber auch als Dichter mitgewirkt, und in den flüssigen lateinischen Reimversen, die seit dem 12. Jahrhundert in diese Dramen Eingang finden, gewiß auch in den von Herrad gerügten Possen, verrathen sich jene fröhlichen, poesiebegabten Gesellen, die seit dem Aufblühen der Studien in Frankreich und seit Abälard auch in der lateinischen Lyrik dort mit glänzendem Beispiel vorangegangen waren, an den hohen Schulen und an den geistlichen Höfen herumzogen und mit ihren lateinischen Liedern um Gunst und Gabe der geistlichen Herren warben, die vielgenannten Vaganten, die unter den Klerikern etwa dieselbe Rolle spielten wie die Spielleute in der weltlichen Gesellschaft. Die reichste und wichtigste Sammlung der Vagantenlyrik in Deutschland enthält auch ein Propheten- und Weihnachtsspiel und ein Passionsspiel der angedeuteten Art.

Für komische Scenen waren schon in den alten liturgisch-dramatischen Stücken Anknüpfungspunkte gegeben. Des Petrus und Johannes gemeinsames Eilen zum Grabe des Auferstandenen wird später zu einem possenhaften Wettlauf ausgestaltet. Die drei Frauen, welche zum Grabe gehen, um den Leib des Herren zu salben, müssen jetzt das Nöthige bei einem Krämer einkaufen, der dann als das Urbild des Quacksalbers gezeichnet wird und dem sodann als weitere komische Personen ein Knecht und ein

Digitized by Google

Weib beigegeben werden. Die Ritter, die das Grab hüten sollen, werden als lächerliche Prahlhänse geschildert, deren Maulheldenthum mit ihrer kläglichen Rolle bei der Auferstehung komisch contrastirt. Als das Osterspiel durch Christi Höllenfahrt erweitert wurde, gab diese Gelegenheit zu possenhaften Teufelscenen, wie sie auch in Antichristspielen längst vorkamen. Die Juden werden in Reden und Bewegungen, in Tänzen, die sie aufführen, und in kauderwelschen Gesängen, die sie dazu anstimmen, auf grobkomische Weise charakterisirt. In diesem Sinne wurde auch das Prophetenvorspiel des Weihnachtsdramas früh verwerthet, und dieses selbst wurde besonders reich mit possenhaftem Beiwerk ausgestattet. Die Hirten werden als Tölpel gezeichnet, in denen der Bauernstand nicht weniger verspottet wird als in den Grabeswächtern des Osterspieles das Ritterthum. Groteske Tänze werden um die Krippe des Christkindes unter den Klängen eines Wiegenliedes oder anderer Gesänge aufgeführt: Das Alles waren Zugeständnisse an den Geschmack des Volkes; Anlehnungen an volksthümliche Ueberlieferungen sind dabei jetzt gewiß nicht mehr ausgeblieben.

Was für die deutsche Poesie der Geistlichen des 12. Jahrhunderts, ja, was in gewissem Sinne für die ganze geistliche Bewegung der Zeit überhaupt gilt, das zeigt sich auch beim geistlichen Drama: jene klerikalen Bestrebungen, die der Beherrschung der weltlichen Lebensmächte galten, nahmen mit ihrer wachsenden Bedeutung selbst einen immer weltlicheren Charakter an. Beim Drama gehört dazu auch die Veränderung seiner Sprache, mit der auch die Ansätze zur Komik erst zur rechten Ausbildung kommen. Im 12. Jahrhundert hatte in ihm noch ausschließlich das Lateinische geherrscht; mit dem 13. beginnt das Deutsche einzudringen. Vereinzelt bleibt zwar der Versuch, die glatte Form der ritterlichen Dichtung der Blüthezeit auf das geistliche Spiel zu übertragen, den das älteste deutsche Drama, ein fragmentarisches Osterspiel aus der Schweiz, zeigt. Nicht in die Periode der ritterlichen, sondern erst in die der bürgerlich-volksmäßigen Poesie fällt nach Zeit und Charakter die eigentliche Ausbildung des Dramas in deutscher Sprache, und statt der rein deutschen Form jenes vereinzelten Stückes bildet zunächst die Regel das Durchflechten des lateinischen Textes mit deutschen Uebersetzungen und Einlagen. Aber mit der Zeit nimmt die Nationalsprache mehr und mehr überhand. Nur für den kleinen liturgischen Grundbestand an Gesängen und Bibelworten blieb noch lange die lateinische Fassung beliebt, die dann fremdartig feierlich zwischen die derbe Volkssprache hineinklingt. Je mehr nun die deutsche Sprache in den geistlichen Spielen angewendet wurde, umsomehr konnten sich auch Laien an ihrer Aufführung, gelegentlich auch an den Erweiterungen ihrer Texte betheiligen. Fahrende Volkssänger, Spielleute, haben in den Versen dieser deutschen Dramen und besonders in den komischen Einlagen sicherlich ihre Hand gehabt. Wurden die lateinischen Spiele von Priestern, Vaganten und Kloster- oder Domschülern aufgeführt, so konnten

Digitized by Google

bei den deutschen nun neben solchen oder statt solcher auch Bürger, Angehörige der Zünfte, insbesondere Meistersinger mitwirken. Der Grundbestand dieser Spiele bleibt der alte; aber auch bei seiner breiteren Ausführung und seiner Erweiterung durch Einlagen strebt Niemand nach Originalität. Stoff, Auffassungsweise und Geschmacksrichtung sind gegeben; was aus diesen Neues gewonnen wird, verschafft weder auf Verfasserrecht noch auf Verfasserruhm Anspruch; das Alte wie das Neue ist Gemeingut, und wer ein Spiel für die Aufführung redigirt, benutzt das Eine wie das Andere, so viel er mag. An Einzelspielen biblischen wie legendarischen Inhaltes ist kein Mangel; aber kein geistliches Spiel giebt es, welches nicht an irgend einer Stelle der großen Welttragödie seinen Platz fände, und diese selbst wird in immer größerem Umfange und mit immer größerem Apparate ausgeführt.

Ein neuer Anlaß und eine neue Form für ihre Darstellung ergab sich aus der im Jahre 1264 erfolgten Einführung des Frohnleichnamfestes. Bei den großen, glänzend ausgestatteten Frohnleichnamsprocessionen wurde es Sitte, die Hauptscenen der christlichen Heilsgeschichte alten und neuen Testamentes durch costümirte Gruppen des Festzuges anzudeuten. Mimische Bewegungen, Aufschriften, gesungene oder gesprochene Worte kamen hinzu, um die Bedeutung der meist von den verschiedenen Zünften dargestellten Einzelgruppen klar zu machen, die theils zu Fuß, theils auf Wagen sich einherbewegten und zu den Zeiten, wo der Zug Halt machte, einzelne Scenen wirklich spielen konnten. Es lag nahe, diese Scenenreihe zu einem Drama mit ausgeführtem Texte für die Darstellung auf festem Schauplatze zu gestalten, und so entstanden denn große Frohnleichnamsspiele, die thatsächlich das ganze Weltdrama von der Schöpfung bis zum jüngsten Gerichte umfaßten. Aber auch jene alte Gattung, welche den Mittel- und Höhepunkt der Welttragödie behandelte, wurde über den größten Theil ihres Inhaltes hin ausgedehnt: mit dem Osterspiele verbindet sich nicht nur die Passion in breitester Ausführung, die Darstellung greift auch auf das ganze Leben Jesu zurück und darüber hinaus auf die Weissagungen und vorbildlichen Scenen des alten Testamentes, ja gelegentlich sogar auch auf die Erschaffung der Engel und Lucifers Sturz. Schon seit dem 14. Jahrhundert erwuchsen daraus gewaltige Massenaufführungen, die sich über mehrere Tage erstreckten. Mochte daneben auch die alte dramatisch-liturgische Osterfeier noch in der Kirche begangen werden, mochte sie der Dorfpfarrer mit seiner Köchin, dem Meßner und zwei Bauern als das „Marienspiel" in aller Einfalt und Einfachheit darstellen, mochte gelegentlich auch eine Gesellschaft von Vaganten und Spielleuten ohne große Vorbereitungen auf den Marktplatz einer Stadt ziehen, die Menge ein wenig zurücktreten heißen und mit der Ankündigung: „Wir wollen halten ein Osterspiel, das ist fröhlich und kost't nicht viel," in kurzer Zeit eine burleske Fassung solches Stückes herunterspielen — jene weit ausgreifenden Dramen,

Digitized by Google

die Christi Leiden und Auferstehung als den Mittelpunkt der geistlichen Weltgeschichte erscheinen lassen, erforderten ganz andere Zurüstungen.

Die Veranstaltung einer derartigen Aufführung war ein Ereigniß für die ganze Stadt. Verhandlungen mit dem Rathe wegen der Erlaubniß zu solcher Feier mußten vorausgehen; eine gewaltige Anzahl von Darstellern war Monate hindurch einzuüben; der Stadtmarkt war in den Himmel, Erde und Hölle umfassenden Schauplatz des Weltdramas zu verwandeln. In der Anlage dieser großen Scenerie bestand überall eine gewisse Uebereinstimmung; aber das gemeinsame Normalschema der dreitheiligen Passionsbühne, welches seit Devrients Geschichte der Schauspielkunst lange Zeit zu den litterarhistorischen Dogmen gehörte, hat nicht existirt. Nicht einmal das Aufschlagen einer Bühne war überall üblich; die Decorationen konnten auch zu ebener Erde angebracht werden, und sie wurden auf dem Schauplatz vertheilt, wie es jeweilig am zweckmäßigsten schien. Gemeinsam war nur der offene, große, für die Dauer des Spieltages unveränderliche Schauplatz, der niemals durch einen Vorhang abgeschlossen wurde und auf dem sich die sämmtlichen Darsteller befanden, so lange das Spiel dauerte oder wenigstens so lange sie zu den Personen des Spiels gehörten. Den Hintergrund bildete gewöhnlich eines der Häuser des Marktes, an welchem ein Balkon den zur Decoration gehörigen Himmel darstellte. Ihm zunächst wurde dann meistens Golgatha mit den drei Kreuzen oder auch der Oelberg angedeutet. An den beiden Längsseiten des Schauplatzes standen, immer durch beträchtliche Zwischenräume von einander getrennt, feste Decorationen, welche einzelne Häuser oder „Burgen" darstellten, z. B. das Haus des Pilatus, des Kaiphas, des Herodes. Sie waren theilweise wohl nur durch niedrige Zäune, theilweise durch vier Pfosten mit einem Dache bezeichnet; denn sie durften den Blick auf den Schauplatz für die rings herum postirten Zuschauer nicht hemmen. Im Vordergrunde war die Hölle zu schauen oder vielmehr deren Pforte, die manchmal wie das Gesicht eines Ungeheuers gestaltet war, durch dessen Rachen die Teufel und die im Laufe des Spieles gefangenen oder befreiten Seelen aus und eingingen; sonst waren die Höllenbewohner den Blicken des Zuschauers entzogen, machten sich jedoch auch dann in der Grube, oder wo sie sich sonst aufhielten, gelegentlich durch ein gewaltiges Rumoren mit Kesseln, Pfannen oder gar durch Böllerschüsse bemerklich. In der freien Mitte des Schauplatzes spielte sich die Handlung ab, wenn sich die dargestellte Begebenheit nicht an einem der durch Decorationen markirten Orte zutrug; sonst versammelten sich an diesem die jeweilig betheiligten Spieler. Aber auch in Scenen, bei welchen sie nicht zu agiren hatten, mußten sich die betreffenden Schauspieler in derjenigen Burg, oder bei der Decoration aufhalten, an welcher sich ihre Handlung zumeist bewegte. So hatte jede Truppe auch außerhalb des Spiels ihren bestimmten Standort. Die Zuschauer standen oder saßen theils um die Scene herum, theils blickten sie aus den Fenstern

Digitized by Google

und Lauben der Häuser herab, die den Markt umgaben. Gelegentlich wurden auch besondere Zuschauerlogen, sogenannte Brücken, an diesen Häusern angebracht, die sich dann amphiteatralisch um die Marktbühne hinzogen.

War der Tag der Aufführung gekommen, so strömte Alles auf dem Platze zusammen. Die Bürgerschaft war so durch das Zuschauen in Anspruch genommen, daß in solcher Zeit auch die Thorwache verstärkt und die Wartthürme mit Wächtern besetzt wurden, damit nicht etwa irgendwelche Nachbarn, mit denen die Stadt in Fehde lag, sich die allgemeine Feier für einen plötzlichen Ueberfall zu Nutze machten. In den von den meisten Bewohnern verlassenen Häusern wurden besondere Vorkehrungen gegen Feuergefahr getroffen. Das Judenviertel wurde abgeschlossen und bewacht; denn die Stimmung des Volkes wurde durch die Spiele derartig gegen die Juden aufgeregt, daß man antisemitische Ausschreitungen fürchtete. Endlich konnte das Spiel beginnen. Von Spielleuten und einem Vorläufer oder Herold geführt, betrat der ganze Zug der Darsteller die Bühne und schritt unter dem Klange der Musik feierlich über sie hin. Da sah man denn schon die ganze heilige und unheilige Gesellschaft in ihren originellen Costümen beisammen, von Gott Vater, den ein reiches Priestergewand, eine Krone, langes Haar und langer Bart kennzeichnete, bis herab zu dem Künstler, der in der Scene von Petri Verleugnung als Hahn dreimal zu krähen hatte — Alles in Allem manchmal gegen dreihundert Personen. Nachdem sie dann sämmtlich an ihren Standorten gruppenweise Platz genommen hatten, geboten Engel durch den Gesang Silete! Silete! silentium habete! allgemeine Stille. Gewöhnlich folgte noch ein Prolog und dann etwa jenes Vorspiel, in welchem die Propheten des alten Bundes, von Augustinus geführt, den widersprechenden Juden die Erscheinung Christi verkündigen, oder auch Stücke aus der alttestamentlichen Geschichte und neutestamentliche Parabeln von vorbereitender oder sinnbildlicher Bedeutung für das Leben Christi. Und nun wird dieses selbst in breiter Darstellung vorgeführt mit einem Wechsel von Gesang und Recitation, der diesen Spielen überhaupt eigen ist. Bei einer Aufführung, die zu Pfingsten des Jahres 1498 zu Frankfurt am Main stattfand, kam man erst am zweiten Tage bis zur Gefangennahme Christi. Zum Schluß wurde damals der Geistliche, der erst Gott Vater, dann den Heiland gespielt hatte, in dieser Rolle gefesselt durch die Stadt geführt. Der gleiche Aufzug wiederholte sich am nächsten Morgen; dann folgte das Spiel der Passion. Gewöhnlich werden in diesen späteren großen Spielen die Leiden des Heilandes in einer abschreckenden Ausdehnung und in grob naturalistischer Ausführung, nicht ohne barbarisches Behagen am Gräßlichen dargestellt. Zwei Stunden lang hing bei jener Frankfurter Aufführung der Christus am Kreuz. Ein großer Theil dieser Zeit wurde durch die weit ausgesponnene Klage der Maria ausgefüllt, deren Kern uns schon im 12. Jahrhundert be-

Digitized by Google

gegnete. So ermüdend uns die Kreuzigungsscene in so umfänglicher Form erscheint, im Einzelnen spricht uns bei ihr doch manche Rede und mancher Gesang durch rührend wahre Empfindung an, und vor Allem dürfen wir die scenische Wirkung solcher Hauptmomente des Dramas nicht vergessen. Man denke sich Hunderte von Darstellern in mannigfaltigen Gruppen, in den verschiedensten Stellungen und Costümen um die Kreuze des Heilands und der Schächer versammelt, keine geschminkten Schauspielergesichter, sondern derbe Gestalten aus der Bürgerschaft, die in ihren Gesichtszügen und in ihrer ganzen Erscheinung jene charaktervolle Verschiedenheit zeigten, wie die verschiedenen Arten des Berufes und der Lebenserfahrung sie ihnen aufgeprägt hatten. Hier konnten die altdeutschen Maler und Schnitzer die lebendigen Vorlagen für ihre gestaltenreichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte finden, die von so echt realistischen, mitten aus dem Leben gegriffenen Physiognomieen belebt sind. Der Zusammenhang der bildenden Kunst des Mittelalters mit den geistlichen Spielen läßt sich in der Behandlung großer Scenen wie einzelner Figuren und Requisite zweifellos erweisen*).

Gegenüber dem gewaltsam erschütternden Charakter der Passionsscenen kommt dann in der Darstellung der Auferstehungsgeschichte, die in Frankfurt den vierten Tag füllte, das komische Element des späteren Dramas vor Allem zur Geltung. Da treten zuerst jene bärbeißigen Ritter auf und stellen sich mit entsprechenden Namen vor. Einer ist der Ritter Hauschild, ein anderer her Isengrîn, der haut um sich als ein swîn; ein dritter versichert wohl, daß er durch einen Eisenhut hindurch einen Floh zerbeißen könne, und was dergleichen mehr ist. Und nachher müssen diese milites gloriosi es widerstandslos geschehen lassen, daß der ihrer Hut Vertraute die Fesseln seines Grabes sprengt. Die Auferstehungsscene selbst ist ebenso wie die damit verbundene Höllenfahrt ein Motiv von gewaltiger dramatischer Kraft. Eine mächtige Bewegung erhebt sich in der Hölle, als der Auferstandene naht. Sehnsucht, Hoffnung, Freude der nach Erlösung schmachtenden Seelen, Sorge und Wuth der Teufel machen sich Luft. Schon pocht der Herr sammt seinen Engeln an die Pforte; ihre dreimalige Aufforderung, zu öffnen, die Zwischenreden der Teufel, der Gesang der gefangenen Seelen steigern die Erwartung auf das Höchste — da bricht der Herr dem Widerstande der Höllengeister zum Trotze das Thor — und nun kommen sie alle an's Tageslicht, die wohlbekannten biblischen Gestalten von Adam und Eva bis auf Johannes den Täufer, jubeln und danken für ihre Erlösung. Aber auch diese großartige Scene wird mehrfach mit einem burlesken Anhängsel versehen: Die Teufel versuchen mit komisch vergeblichen

*) An einem einzelnen Motive ist dies soeben in sehr gründlicher Weise in einer Schrift von P. Weber dargethan: Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältniß erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. Stuttgart 1894. Vergl. auch die folgende Anmerkung.

Digitized by Google

Mitteln Erlöste zurückzuhalten*); eine verworfene Seele, die von der Befreiung ausgeschlossen ist, sucht sich heimlich mit davon zu machen, wird aber alsbald wieder ergriffen; um die in der Hölle entstandene Lücke wieder auszufüllen, fangen die Teufel die Seelen von Vertretern der verschiedenen Stände ein, die denn nun vor den Zuschauern ein Bekenntniß ihrer Standessünden ablegen müssen. Indeß wird die Auferstehung dem Pilatus gemeldet, und nun folgt jene alte Scene, die den Ausgangspunkt für diese ganzen Spiele bildete, der Gang der Frauen zum Grabe. Doch da wird jetzt zunächst der Krämer eingeführt, der ihnen für ihr Vorhaben seine Salben anpreist. Er hat sie aus Gott weiß was für Ländern zusammengebracht, und sie thun Wunder gleich denen eines Haarbalsams oder Universalmittels neuester Sorte. Ueber den Preis, den er dafür fordert, kommt er mit seiner Gattin in Streit; der pfiffige Knecht Rubin mischt sich hinein, und die Scene endigt mit einer großen Prügelei. Unmittelbar darauf setzt sich dann der Grabesbesuch der Frauen in dem alten feierlichen Ernste fort, um alsbald dem komischen Intermezzo vom Wettlauf des Petrus und Johannes Platz zu machen, bei dem Petrus dann auch wohl stürzt, sich das Bein verletzt und unter derbem Schimpfen humpelnd seinen Weg fortsetzt. Dann folgen die Erscheinungen des Auferstandenen, und das Spiel kann sich beliebig weiter, etwa bis zur Himmelfahrt oder bis zur Ausbreitung des Evangeliums durch die Apostel, ausdehnen. Bildete doch das Alles immer nur Theile des großen Ganzen, dessen Zusammenhang und eigentlicher Abschluß Jedem bekannt war. Bis zu Ende pflegte die Welttragödie nur in den Fronleichnamsspielen vorgeführt zu werden; sonst wurde die Geschichte des Antichristes und des Weltgerichtes für sich gespielt.

Wie uns aus den kunstvollen Verzierungen eines großartigen Domes nicht selten irgendwo eine curiose Fratze entgegengrinst, wie wir wohl in einer mittelalterlichen geistlichen Handschrift gelegentlich durch die komischsten Randzeichnungen und Initialen überrascht werden, so schlingt sich durch das erschütternde christliche Weltdrama jenes possenhafte Beiwerk. Dies Springen vom Erhabenen zum Lächerlichen ist für das Mittelalter, das Zeitalter der Gegensätze, sehr charakteristisch. Aber ein wesentlicher Theil jener Kunstwerke sind darum solche tollen Arabesken noch nicht. Das geistliche Spiel konnte auch ohne sie bestehen. Mochte es komische Einlagen haben oder nicht, sein Wesen und seine Lebensfähigkeit war solange gesichert, als es die lebendige Verkörperung des gemeinsamen religiösen Empfindens und der gemeinsam Weltanschauung seines Zeitalters war. Wohl waren es zum guten Theil Gründe äußerer Art, die dahin wirkten,

*) Auch dies Motiv wurde von den Malern aus den geistlichen Spielen aufgenommen. So haut auf einem Bilde der Elisabethkirche in Breslau ein Teufel mit der Pritsche auf die befreiten Seelen ein!

Digitized by Google

daß seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts das geistliche Volksschauspiel sich mehr und mehr auf einzelne der litterarischen Entwickelung unzugängliche Gebiete zurückzog: das Auftreten der Berufsschauspieler und das Entstehen einer fremden Mustern folgenden Kunstpoesie des Gebildetenstandes. Die Verachtung der mimischen und dichterischen Leistungen des Volkes war die nächste Folge davon. Sie ist jetzt überwunden; was von den geistlichen Spielen die Jahrhunderte überdauert hat, wird liebevoll gepflegt und in veredelter und vervollkommneter Gestalt mit historischem und ästhetischem Interesse aufgenommen. Aber die inneren Lebensbedingungen des geistlichen Nationaldramas, wie es das Mittelalter besaß, sind inzwischen geschwunden. Die Zeiten, wo die Zuschauer aller Stände, von Gedanken an ihr Seelenheil bewegt, in dem christlichen Weltdrama Inbegriff und Ziel alles menschlichen Lebens sich greifbar vor Augen treten sahen, sind für immer dahin, und kühn hinausschweifend über die engen Schranken des mittelalterlichen Systems der Weltgeschichte sieht der moderne Geist in dem unbegränzten Vorwärtsstreben und Vorwärtsschreiten seines Geschlechtes das große Drama der Menschheit.

Digitized by Google

Zu ſpät.

Erzählung.

Von

Marie von Glaſer.

— Wien. —

Und nun iſt ſie frei!“ Ferdinand Holder las die kleine Karte, las die wenigen Worte in der knappen, klaren Schrift zum unzähligſten Male. „Man bringt mir in dieſer Stunde die Nachricht, daß Hermann Lorenz todt iſt! Er iſt in England geſtorben, in einem entlegenen Dorfe, wohin er, man weiß nicht warum, noch wozu, gekommen. Sein Leben endet, wie er es geführt. Möge ihm die Erde leicht werden. Nun bin ich Witwe. Iſt es denn möglich, daß dieſes Wort für Manche eine Welt von Bedeutungen umfaßt?! Chriſta.“

In dieſen Worten, in der Art, ihm dieſe Mittheilung zu machen, lag ihr ganzes Weſen. Ihr Stolz ihre unbeugſame Frauenwürde, die ſie durch die Oede eines leeren Lebens, über das Darben ihres armen Herzens hinweggetragen, die durch Stunden unendlichen Sehnens, durch Augenblicke ſchwülen, lechzenden Empfindens unverſehrt hervorgegangen.

Ferdinands Blicke irrten in's Weite, von dem großen Schreibtiſche weg, über die entlaubten Bäume des Gartens ſuchten ſie die Thürme und Kuppeln, das Dächermeer der großen Stadt; in einem dieſer Häuſer wußte er eine einſame, alternde Frau, deren ganzes Sinnen, deren ganzes Sein ſeit zwei Jahrzehnten ihm galt. Und nun war ſie frei! Wieder las er die kleine, inhaltsvolle Karte. Ach! Ueber die Tücke des Schickſales! Es hatte Tage, Jahre gegeben, wo er dieſe Stunde herbeigeſehnt, wo er litt und bitter litt, da dieſe Stunde nicht kommen wollte, und nun! — Unruhig durchſchritt er das Gemach. Seine Geſtalt war hoch und ungebeugt, ſprunghaft faſt in ihren Bewegungen. Kein Silberfaden noch in dem kurzen, vollen Blondhaar, und die Augen hatten nichts von ihrem Feuer

Digitized by Google

verloren. Er war ein Mann, von dem man auf lange hinaus nicht sagen würde, er sei ein alter Mann. Er hatte seine Stellung in der Stadt und in der Welt, man sah ihn überall gerne, und wo er fehlte, verlangte man nach ihm . . . Und sie — und sie! Er sann nach. Er ging zwanzig Jahre zurück. Er dachte sich sie, wie sie gewesen diese lange Zeit hindurch: er sah sie vor sich, immer aufrecht, immer standhaft, standhaft bis zum Heldenmuthe. Fast grollte er ihr darob. Wenn sie anders gewesen, anders, wie tausend andere Frauen . . . dann wäre es ihm wohl erspart geblieben, diese peinliche Stunde zu durchleben. Die Nachricht, sie sei Wittwe geworden, hätte ihn dann nicht aufzurütteln gebraucht, nicht aufzuschrecken aus seiner ruhigen Gemüthsstimmung, aus einem Junggesellenthum, das ihn allmälig — er gestand es nur nicht ein — lieb geworden war. Und wenn er gerecht gegen sich hätte sein wollen, dann müßte er sich auch weiter eingestehen, daß er sich diese Frau nun schon seit Langem, Langem gar nicht anders wünsche, als sie eben war. Wenn er Vorwürfe gegen sie erhob in dieser Stunde, so war es eben, weil ihm vor der Zukunft bange geworden. Er konnte sich sein Leben einerseits nicht mehr denken, ohne sie, ohne diese Abendstunde bei ihr, in dem kleinen, stillen Zimmer, wohin er allen Kummer, alles Klagen, alle Pläne, alle Eindrücke tragen konnte, und anderseits wieder bangte, quälte ihn — das Was nun? Was würde sie von ihm erwarten?

Ihr Bild stieg vor ihm auf, das Bild einer traurigen, fast düsteren Erscheinung, er sah sie in ihren langen, schwarzen Kleidern, er sah ihr Antlitz, in das der Gram seine Zeichen gefurcht, er sah ihr Lächeln, und das Lächeln, das sie nur für ihn hatte; ihre Stimme hörte er, die hin und wieder von einem Klang war, von einer Wehmuth, die unzählige zurückgedrängte Liebkosungen, eine verleugnete Weiche verrieth. Das Alles peinigte ihn heute, das Alles beklemmte ihn seltsam. Er hätte sich selbst entrinnen mögen. Und in seinem unstäten Hin und Her, zwischen dem, was gewesen, was war, und was nun sein sollte, sein könnte, fand er nur einen Ausweg, den Vorwurf gegen sie: warum hatte sie sich ergeben, kampflos — so wollte es ihm in dieser Stunde scheinen — gebeugt vor dem starren Gesetz der Kirche? Warum hatte sie nicht Urtheilen und Vorurtheilen einer Welt zum Trotze ihr Glück, sein Glück mit beiden Händen zu fassen und festzuhalten gewußt? Hatte er ihr nicht, im Grunde genommen, sein ganzes Leben zum Opfer gebracht. War er ihrethalben nicht einsam geblieben? Und nun war es zu spät, viel zu spät — und das stand ja auch zwischen ihren Worten. Und dabei war es ihm, als riefe ihn eine wohlbekannte Stimme in einem wohlbekannten Raum. Er wurde unruhiger und unruhiger. Die Vergangenheit in all' ihren großen Zügen, in all' ihren kleinen Einzelheiten kam ihm wieder, und es verfolgte ihn wie bittere Ironie und wie böser Spuk zugleich dieses — und nun ist sie frei! — — —

— — — Die Generalin-Tante sagte von jeher im Flüstertone zu der

Digitized by Google

Hauptmannauditorswitwe, ihrer Nachbarin, die sie mit ihrem Vertrauen ehrte, daß Christa von Lorenz der „Roman" der Familie sei. Ihre ohnehin lange und spitze Nase bog sich dabei zu einem klagenden rechten Winkel herab, die beiden hageren, hochblonden Rechnungsrathstöchter — ihre Nichten — verzogen dann regelmäßig schelmisch die verblühten Gesichter und kicherten insgeheim dazu. Laut zu lachen wagen sie nicht, denn sie gehörten zu denen, die da behaupten, bis zu den „Dreißigern" dürfe ein Mädchen überhaupt gar nicht wissen, „was ein Roman sei," und sie hielten seit Jahren Beide, obgleich nicht Zwillinge, bei den ominösen Neunundzwanzig. Sie kicherten also nur insgeheim über den „Roman" der stolzen Christa, ihrer Base. Der Roman der Familie Hubertsdorf bestand für dieselbe aus einem Gatten, der nach einjähriger Ehe seine junge Frau zurückgelassen hatte, ohne für sie in irgendwelcher Weise gesorgt zu haben, und aus einem entfernten Vetter, der seit zwei Jahrzehnten allabendlich bei der Vereinsamten vorsprach. Um Hermann von Lorenz hatte sich allmälig eine Art Familienlegende gesponnen. Das plötzliche Verschwinden des begabten, leichtfertigen, gewissenlosen jungen Edelmannes war ein Stoff, der von Tanten und Onkeln, von Basen und Vettern nun schon in der zweiten Generation in all' seinen Phasen in's Weite, in's Unendliche besprochen wurde. Das eine Mal jagte er angeblich in Indien dem Tiger nach, das andere Mal schöpfte er Gold in Californien, ein drittes Mal behauptete man steif und fest, er habe es in der Armee des Kaisers von China zum Generalissimus gebracht.

Man bedenke — eine kleinere Stadt, eine weitverzweigte, erbgesessene Familie, in deren Mitte eine einsame Frau, die nicht nach Rechts, nicht nach Links sah, nur gerade aus fort den traurigen Weg eines verfehlten Lebens ging — da mußten sich doch die Zungen wetzen! Und zu Allem noch dieser „entfernte" Vetter. Wie entfernt der Verwandtschaftsgrad des Doctor Ferdinand Holder zu der Familie Hubertsdorf sei, das festzustellen, daran hatte der Onkel Hofrath manch' langen Winterabend gewandt, den er, alte Familienpapiere studirend, zubrachte. Es hatte seines ganzen, höchsten und allerhöchsten Ortes seit vierzig Dienstjahren mehr als genugsam bekannten und anerkannten Spür- und Scharfsinnes bedurft, um herauszufinden, daß es einmal — vor hundert und mehr Jahren — wirklich einen Karl Maria Hubertsdorf gegeben, der eine Magdalena Holder zur Frau genommen.

„Bei den Haaren herbeigezogen — diese ganze Verwandtschaft," sagte er ernst und feierlich bei der nächsten Whistpartie, da er der Generalin-Schwägerin dies Ergebniß seines rastlosen Forschens mittheilte, und die jungen Mädchen des Hauses, die kicherten wieder einmal einander an, und die Anna sprach: „Kein Wunder, daß sie ihm ‚Sie' sagt," die Lotti aber fügte mit dem pfiffigen Blinzeln, das so gut paßte zu ihren wasserblauen Augen, bedeutungsvoll hinzu: „Vor Leuten!"

Digitized by Google

Christa von Lorenz lächelte ein bitteres Lächeln, ihr Gang wurde um ein Weniges aufrechter, ihre Züge sahen vielleicht starrer noch aus, wenn ihr ein solches Wort hinterbracht wurde. Daß sie ein solches hin und wieder zu treffen vermochte, das war das Böse daran. Nicht immer war es so gewesen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie schier unverwundbar schien. Das war, als ihre Eltern noch lebten. Erst starb der Vater, zu dem sie mit jeder Sorge, mit jedem Kummer kommen konnte. Der strenge Mann des Wissens, der Gelehrte, der sein Leben theilte in Lehren und Lernen, der die Geschichte der Welt kündete, der Urtheil hielt über die Sünden, wie über die Tugenden der Könige und der Völker, verstand es, mit frauenhaft zarter Hand die Fäden zu entwirren, die das Sein seines einzigen Kindes umgarnt hielten. Mit seinem treuen, wachen Blicke lächelte er den Frieden in das kämpfende Herz des jungen Weibes. Mit ihm verlor sie den Richter ihres Gewissens, mit der Mutter die sanfte Hüterin ihres Wesens, das zuweilen herb und seltsam sein konnte. Ein kleines, dem Sinne nach nichtiges Wort von dem blassen Mund, eine Bewegung der hinfälligen Gestalt in dem alten Lehnstuhle, ein Blick aus dem müden, schwachen Auge, und jedes bittere Empfinden, jeder Groll gegen Menschen und Geschick wich zurück. Der Vater starb jäh; wie die knorrige alte Eiche, der man ihn vergleichen mochte, fällte ihn der erste Hieb; die Mutter siechte ihm nach, über ein Jahrzehnt hinaus galt es sie zu pflegen. Darin brachte es Christa zu einer rührenden Vollkommenheit. Das Krankenzimmer der alten Frau war ihre Welt; Jahr für Jahr fand sie an ihrem Platz, treu, muthig, hingebend. Nun hatte sich ihr auch diese Welt verschlossen, eine Unendlichkeit an kindlicher Liebe und kindlicher Pflichterfüllung war mit diesen beiden Menschen in's Grab gesunken. Nun war Christa einem seelischen Wogen preisgegeben, dem sie Jahre hindurch tapfer Stand gehalten. Mit dem Erscheinen Ferdinand Holders war der Kampf in ihr beleidigtes, verschmähtes Frauenherz eingezogen. Oh! Sie wußte es noch so gut, sie hätte ihn schildern können bis in's Kleinste, den Augenblick, wo er vor zwanzig Jahren in ihr Leben getreten. Zwanzig Jahre! Ihr war es immer, es wäre gestern gewesen. Gestern, daß sie so traulich beisammen gesessen in des Vaters Arbeitsstube, der alte Herr an seinem Schreibtische über eine Urkunde gebeugt — aus dem dreißigjährigen Krieg — auch das wußte sie noch — die Mutter in ihre Abendlectüre vertieft, sie selbst mit einer Handarbeit beschäftigt zwischen diesen Beiden, denen nun ihr ganzes Sein galt. Sie sah die altväterischen Möbelstücke, die Bilder an der Wand, die Lampen hinter ihren schützenden, grünen Schirmen; eine tiefe Stille, eine heilige Ruhe lag über, in dem Allen. Da — draußen in dem Flur eine wohlbekannte Stimme, ein vorbereitendes Räuspern, die Thüre öffnet sich: Onkel Peter. Er steht auf der Schwelle hoch und stramm in seiner Majorsuniform, an der Brust funkelnde Sterne, blinkende Kreuze an bunten Bändern, und dicht hinter ihm eine fremde

Digitized by Google

Erscheinung; ach! wie gut, wie genau sie's doch noch zu schildern vermocht hätte: eine lange, leichte Gestalt, ein feingeschnittenes, sonngebräuntes Antlitz, ein blaues, blitzendes Augenpaar.

Sie hört die Stimme des Majors: „Wißt Ihr, wer das ist? Das ist Ferdinand Holder, der in Heidelberg Jus studirt und die Welt umsegelt hat und mit den wilden Zulus sich gerauft und jetzt zu uns zurückgekommen ist und in Ehrenhofen draußen seinen Kohl pflanzen und in der Stadt herin unseren Mädl'n die Köpf' verdrehen wird. So sagt doch wenigstens, daß Ihr Euch freut."

Und sie sagten es ihm Alle; der Professor sagte es in der Vorahnung von manch' inhaltvollem Gespräch mit dem Jünger der deutschen Hochschule, die Mutter sagte es in der Güte ihres weichen Herzens, und Christa sagte es mit ihrem Lächeln voll Wehmuth, in dämmernder Erinnerung an einen längst entschwundenen Tag, wo eine graue zarte Frauenerscheinung und ein schlanker Knabe ihr, dem kleinen Mädchen in kurzen Kleidchen, Lebewohl gesagt und es hieß: die Holders, Mutter und Sohn, seien fort nach Deutschland, und Ehrenhofen würde nun seine Thore schließen. In dem Schmerze, den ihr ihre verfehlte Ehe gebracht, hatte sie zuweilen wie im Traume dieser Beiden gedacht, sie sagte sich dann, daß sie vielleicht bei ihnen mehr Theilnahme und Verständniß gefunden hätte, als bei den engherzig, kantig urtheilenden anderen Verwandten, die ihr die vornehme Heirath niemals verzeihen konnten. Und nun erst . .

Bald ging es durch die ganze Stadt, daß Christa von Lorenz Ferdinand Holder gefangen habe. Unter diesem „Gefangenhaben" verstand sich, daß der in seine Vaterstadt Zurückgekehrte in den sogenannten „ersten Häusern" aus und ein ging, daß er sich von Fest zu Fest schleppen ließ, daß er von vollendeter Höflichkeit gegen Jedermann war, alle Welt entzückte und dabei immer gleich kühl, gleich unnahbar blieb. Es schien, als gab ihm ein Gedanke überall hin das Geleite. Dieser Gedanke war Christa, war die stille, von Geist und Güte vornehm durchwehte Häuslichkeit, war die Abendstunde bei ihr und den Ihren, in dem schlichten Raum, über dessen Schwelle kein Laut der Außenwelt kam, wo sich Alles gleich blieb, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Lange, anregende Gespräche konnte er mit Christas Vater führen; hin und wieder Gespräche, bei denen nichts verschont blieb, nicht Staat noch Kirche, nicht Land und Leute, dann gab er wieder launige Schilderungen aus der Vergangenheit, tolle Studentengeschichten, Reiseabenteuer in bunter Fülle, dazwischen Berichte über das Fest von gestern, das Diner, von dem er kam, über die kleinen Ereignisse des Tages. Er war ihnen, den Abseitsstehenden, die Bewegung, das Leben — sie ihm die Ruhe, das Rasten. Er hörte diese drei Menschen gerne lachen, hörte vor Allem gerne Christas Lachen, das abgetönt war wie ihre Erscheinung, wie die Farbe ihrer ernsten Augen, wie das Blond ihrer Haare — in denen es zuweilen im Sonnenscheine warm aufleuchtete. Es kam eine Zeit, wo

Digitized by Google

dieses Lachen verstummte. Mit des Vaters Tod wurde das Band düsterer, doch das Band, das sie vereinte, um so enger. Kein Wort hatte es gesponnen, kein Gelöbniß es geknüpft. Und sie dankte ihm das Zartgefühl, mit dem er niemals ein Empfinden streifte, dessen Zumansdruckekommen sie für eine Sünde gehalten hätte, war sie doch gefesselt, an einen Unwürdigen wohl, aber gefesselt doch nach allen Gesetzen der Kirche und des Staates. Die Pein ihrer Lage stand so recht vor ihr, als die Mutter leblos aus ihren Armen geglitten war, als sich das Krankenzimmer geschlossen, in dem sie Jahre durchwacht, in dem Ferdinands Kommen das Ereigniß des Tages war, sein einziges Ereigniß und seine alleinige Helle. Eine Weile nachher waren sich die Beiden fast wie entfremdet gegenüber gestanden, die sanfte kleine Hand war erstarrt, die glättend, ausgleichend zwischen den Härten gewaltet, die sich zuweilen zwischen ihnen zogen. Je mehr Christa fühlte, daß ihr der Freund unentbehrlich sei, um so starrer war sie gegen sich, um so strenger überwachte sie sich selbst, ihn, die Art ihres Verkehres, das Wort, das sie zu ihm sprach oder schrieb. Und dabei! wie sie vor dem Gedanken zitterte, ihn zu verlieren. Sie liebte ihn mit den ganzen Tiefe ihrer Natur, mit jener Tiefe, die sich schwer eine Neigung abringt und die dann ihre Seligkeit in einer Hingebung ohne Grenzen finden möchte. Diese Seligkeit verschloß sie sich mit einer Erbarmungslosigkeit gegen sich selbst, über die manche weichere Regung in ihr zu Grunde gehen mußte. Die Menschen mögen oft hart genug über sie geurtheilt haben, es sei denn, daß sie an ihr zumeist vorbei kamen, ohne sie zu beachten. Das ist noch das Gute, daß sich das „allgemeine Interesse" nur selten Erscheinungen von der Art Christas zuwendet. Was sollte es denn auch erwecken für eine Frau, die nach nichts verlangte als klagelos zu leiden, die jede Theilnahmsbezeugung wie ein unberufenes Eindringen, wie eine Beleidigung zurückgewiesen hätte?! Und nicht viel anders halten es die besten Freunde. Diese glitten denn auch allmälig nur wie die Schatten in Christas Leben ein und aus. Sie kannte die „Grundsätze", nach denen um sie her gelebt wurde. Sie wußte, wie die Steine nach ihr geflogen waren, und wenn diese sie nicht immer zu treffen vermochten, so lag dies in der Seelenkraft, die sie sich selbst gegeben, die sie sich zu eigen gemacht durch unsägliches Leid. So waren ihr die Jahre entschwunden. Die Vergangenheit lag wie eine große, wehmüthige Erinnerung hinter ihr, die Gegenwart glich einer Wunde, die bei jedem Berühren aufzuckte, und die Zukunft? Oftmals hatte sich Christa dieselbe vorzustellen gesucht. Es gab eine Zeit, wo sie sich träumte, wo sie hoffte, daß sie ihr Ersatz bieten würde für Alles, was sie durchlitten. Dann schwand ihr nach und nach Träumen und Hoffen. Sie täuschte sich nicht. In der Art Ferdinands gab es Marksteine, die ihren Erwartungen den Weg wiesen. Lange Abwesenheiten in fernen Ländern, Pläne, in denen er kaum oder nur streifend ihrer gedachte; immer mehr drängte sich der Pulsschlag des

Digitized by Google

Lebens, des Seins, der That zwischen ihn und die Frau, für die er Alles war. Diese Erkenntniß wühlte ihr bis in's Tiefste, aber sie, die sonst so strenge sein konnte, sie machte ihm keinen Vorwurf daraus. Er war in Schmerz und Kummer zu ihr gestanden, er war in unentwegter Freundschaft ihr zugethan . . einen Augenblick hatte es gegeben, wo er ihr Alles geopfert hätte, sein Leben, seine Stellung, die Heimat. Und sie, was hatte sie ihm gewährt? — Ein Namenloses an zurückgedrängtem Fühlen, das sich nur hin und wieder — wie selten — vom Ersticken errettete durch ein Wort, durch einen Blick, durch eine Frage, durch ein Warnen oder Rathen . . das sagte sich Christa schon eine lange Zeit hindurch, und wenn ihr zermalmter Glaube an das Glück sich auf eine Stunde wieder zusammenfügte, so war es, um sie in der nächsten schon zu fliehen. Und in solcher Stunde, da ging denn immer etwas von der Stärke ihres Selbst verloren. — — — — — — — — — — — —

Der graue schneeige Wintertag, der Christa von Lorenz die Botschaft gebracht, sie sei Witwe, geht zur Neige. Seit Stunden schon hat sie sich nicht gerührt. Die einzige Pflicht, die ihr diese Nachricht zu erfüllen brachte: Ferdinand Holder dieselbe mitzutheilen, ist kurz und karg gethan. Und nun ist sie ihren Gedanken ausgeliefert, die quälend ihr Handwerk thun.

Ueber ihr Antlitz zieht Licht und Schatten; in den Augen flackert es auf, wie Muth, wie Stolz, wie Kühnheit, um vor einem Ausdrucke herben Harmes, rührender Ergebung zu erlöschen. Thränen netzen vereinzelt die bleichen Wangen, Thränen, die so schwer, so heiß, so bitter sind, weil sie so selten geweint wurden. Das Verschließen eines Wehes weiß sich zu rächen, es harrt nur seiner Zeit; einmal bricht es die starrsten Fesseln durch, einmal reißt es die kunstvollsten Dämme nieder und seien diese Dämme edelster, heiligster Art und heißen sie auch: Religion, Pflichtgefühl, Selbstaufopferung. Von dem Allen spricht der stumme Mund, künden die Linien, die sich um ihn gegraben. Christas Hände liegen gefaltet im Schoße, zwei schlanke, kräftige Hände, die beinahe davon erzählen, wie sie niemals zu sich gerufen, wie sie vielmehr immer nur von sich gewehrt, Hände, denen man aber ansieht, daß sie nie segnend, liebkosend auf dem Haupte eines Kindes gelegen, daß sie der Kuß frommer, unschuldsvoller Lippen nie berührt hatte, denn ach! die Hände einer Mutter reden eine eigene Sprache. Zu dem Bilde dieser ganzen Erscheinung wirkt ihre äußere Umgebung wie ein Rahmen, den man kaum von ihr zu trennen gewußt hätte, das alte Vorstadthaus, in dem sie wohnt, an dem sich bis zu ihren Fenstern Epheu emporrankt, das Zimmer, in dem sie lebt, das keine grelle Farbe hat, noch bestimmbare Form, das wie eine Stätte heiliger Erinnerungen scheint und doch nichts von dem Moder solcher Stätten hat; davor schützen die Bilder und Stiche, die da und dort umhergestreut, die Blumen und Pflanzen, die — als wüßten sie, was sie sich hier schuldig seien — in altmodischer Anmuth — aus ihren Korbgeflechten und hohen Vasen grüßen, und Bücher sind da in drei

Digitized by Google

Sprachen und in bunter Fülle. Diese Bücher sind das eigentliche Verbindungsglied mit dem Jetzt, mit dem Treiben draußen in der Welt, mit dem Treiben in der Stadt, das nur abgedämpft durch die stille Straße zieht. Ferdinand Holder berührte es immer von Neuem seltsam und wie eine Befriedigung zugleich, wenn er, von einer Reise kommend oder von einem rastlosen Tag ermüdet, in diese kleine Häuslichkeit trat. Er ahnte nicht, welch' grausamer Egoismus darin lag, daß er deren Abgeschlossenheit so sehr förderte. Er wußte nur, daß es ihn verstimmte, wenn er einen Gegenstand nicht genau am gewohnten Platze sah oder wenn er gar irgend eine Aenderung gewahrte; ihn, der eine Welt gesehen — und darum vielleicht gerade. Einmal kam er von einem rauschenden Feste, das Auge geblendet von Licht und Funkeln, von dem Glanze der Uniformen, der Orden und der Juwelen, von Frauen, die Alles aufboten, um zu entzücken und anzuziehen, die mit Aufwand aller Mittel reizvoll schienen oder scheinen wollten: ein Ineinanderwogen von Jugend und Schönheit, von schimmernden Geweben und weißen Schultern, von schwülem Blumenduft und strahlenden Blicken. Und er hatte seinen Tribut an Bewunderung gezollt und hatte dafür manch' Lächeln aufgefangen und eingeheimst, dann war er früh müde und übersättigt gegangen, mit der Zufriedenheit im Herzen, einem andern, diesem anderen, so anderen Bilde zu.

„Sie sehen mich heute so kritisch an — was ist Ihnen denn nicht recht an mir?" frug ihn Christa damals.

„Ich weiß nicht," gab er ernsthaft zurück, „ich weiß nicht recht," und dabei streifte sein Blick wie tadelnd das einfache Hauskleid, das sie trug — „dieser Aermel — Sie verzeihen — kommt mir aber ganz letztmodern vor!"

In dieser ganz kleinen Aeußerung lag die Geschichte ihrer Seelen. Er kam aus einem bunten Schillern und Rauschen und konnte ein solches suchen und finden, so oft er nur wollte, und an ihr, bei ihr wollte er ewig Alles sich gleich bleibend. Befriedigt gewahrte er, daß am nächsten Tag der glatte Aermel wieder regierte und das neue Hauskleid dem letzten nun vollkommen glich. Christa lächelte dazu, ihre einzige Freude sah sie darin, ihm diese kleinen Wünsche zu erfüllen, sie fand sie rührend in ihrer Harmlosigkeit und ahnte es nicht, daß sie allmälig über sie geboten. Und so summt und surrt der kleine Theekessel auch an diesem Abende, und die beiden Tassen stehen einander gegenüber so fest und feierlich, wie nur je, und sie schämen sich nicht, daß ihr Goldrand fast gänzlich entschwunden ist, wie sich der kleine, emsige Kessel nicht schämt, daß er einige Büge und abgenützte Stellen aufzuweisen beginnt. Wenn dieser Theetisch sprechen könnte, so hätte er den neugierigen und geschärften Ohren der beiden hochblonden Rechnungsrathstöchter allerdings eine lange Geschichte zu erzählen vermocht, aber keine, die ihre mädchenhafte Feinfühligkeit zu verletzen gewußt und, was mehr sagen will, keine, vor der sie in ihrer altjungferlichen Ehrsamkeit zurückzuschrecken brauchten. Christa von Lorenz kann ihr Haupt heben, vor

Digitized by Google

Gott und vor den Menschen, und wenn sie es dennoch zuweilen in tiefer Demuth beugt, wenn sie unzählige Male im Gebete gegen sich Klage führt, so liegt darin die Vornehmheit ihrer Natur, in die das Beispiel und die Erziehung vortrefflicher Eltern sich mit eingewebt. „Ihnen keine Schande machen", das war ein Grundzug in ihrem Denken und Fühlen geblieben. Zärtlich erinnert sie sich dieser Beiden an dem Abende, der diesem Tag gefolgt, einem Tag, der einer unausgesetzten Seelenerregung geglichen. Nun harrt sie Ferdinands Erscheinen. Schon mag er Ehrenhofen verlassen haben, und sie sieht den kleinen, wohlbekannten Wagen über die befrostete, einsame Landstraße der Stadt zusausen, sie sieht Ferdinand in seine Ecke gedrückt, den Kragen aufgestülpt, die Pelzkappe in's Gesicht gerückt. Wie oft hat sie sich, auf sein Kommen wartend, durch diese selbe Vorspiegelung die Ungeduld, deren sie sich schämte, zu verscheuchen gesucht. Sie gesteht es sich ein, sie liebt ihn heute, wie immer, wie nur je. Auch sie fragt sich, wie es wohl in ihr, um sie aussähe, wenn sie — wie tausend andere Frauen gewesen. Sie schließt die Augen, die Gedanken treiben ein Gaukelspiel mit ihr. Es stöhnt und seufzt, es klagt und schluchzt in ihr. Sie legt die Hände auf's Herz, es pocht und hämmert, es kämpft wider sie selbst einen verzweifelten Kampf um sein letztes Recht. Ein Sturm geht durch ihr starkes, leidgestähltes Wesen. Es fleht leidenschaftlich in ihr, und sie lauscht sich nicht.

„Zu spät — zu spät," mühsam stoßen es die aufeinander gepreßten Lippen hervor. Erst flüstert der Sinn des traurigen, kleinen Wortes in ihr, dann gellt es ihr wild, brausend durchzieht es sie, an jeder Fiber, an jedem Nerv rüttelt es. Sie erhebt sich jäh. Hoch aufgerichtet steht sie da. Sie ringt mit sich, wider sich. Die ganze Geschichte ihres Lebens und ihrer Liebe dehnt sich vor ihr aus. Vorwürfe erheben sich. Sie klagt sich an, sie klagt ihn an, sie klagt gegen die Welt und ihre Einrichtungen, gegen die Menschen, die die Vollstrecker dieser Einrichtungen sind. Sie schaudert zusammen. Sie ruft Alles zu ihrer Hilfe, was sie an Stärke, an Stolz, an Muth, an Würde und Weichheit besitzt, wie ein heißer Strom geht es durch sie. Ein Gefühl der Schwäche, der Beschämung überschleicht sie. Es ist die Leere ihres Daseins, eines Daseins, das sie nicht auszufüllen gewußt, das ein Gedanke beherrscht, das in dieser Stunde mit ihr zu Gerichte geht. Und in dieser vernichtenden Selbsterkenntniß, in dem unentwirrbaren Fühlen, dem sie unterliegt — spricht sie ihn frei. Er ist nicht schuldig! Er nicht! Er soll nicht leiden! Nur das nicht! Gott — Gott — sie faltet die Hände, sie betet lange, inbrünstig, ohne Worte, ohne Thränen ein Gebet, das einem Schmerzensschrei gleicht . . .

Die Glocken der nahen Kirchen läuten das Ave Maria, da Ferdinand Holder bei ihr eintritt. Den frostigen Hauch des Winterabendens bringt er mit sich, und wie gestern und vorgestern, wie vor einem Jahre, wie vor

Digitized by Google

zehn Jahren klingt ihr sorgendes: „Wie Sie durchfroren sind — gleich Ihre Tasse Thee!“ Und wie gestern und vorgestern, wie vor einem Jahr, wie vor zehn Jahren läßt sie sich vor dem kleinen Theetisch nieder. Er nimmt seinen Platz ein, ihr gegenüber in dem großen Fauteuil, auf dessen Lederlehnen ungezählte Ritzen ihr zerstörendes Werk gethan. Sie sehen einander kaum an. Er beobachtet wie festgebannt die Bewegungen ihrer Hände, wie sie den Thee bereitet. Er könnte mit geschlossenen Augen sagen, wie das geht. Erst den Zucker in die Tassen, — dann den ersten Aufguß, das sogenannte Ausschwämen der Kanne, der zweite Aufguß, das Aufrühren der Theeblätter mit dem Löffel, das Prüfen der Farbe — eine kleine Pause — der letzte Aufguß — der Thee zieht an. Sie schenkt ein; es dampft und duftet, einen Löffel Rum in seine Tasse, die sie ihm reicht, einen Löffel Sahne in die ihre, die Anisstangen liegen daneben, und nun das: „Ist Ihnen Ihr Thee recht?“

„Ja, er ist ihm recht — er könnte gar nicht besser sein! Und nun sprechen sie einander wie sonst von den Nichtigkeiten des Tages, hin und wieder ein peinliches, kleines Schweigen, ein Stillstehen der mitzutheilenden Gedanken, hin und wieder ein Beben ihrer Stimme, ein fremder Ton in der seinen, das ist aber auch Alles, wodurch sich die Erregung, die Beide in ihrem Banne hat, verräth. Verstohlen nur umgleiten sie seine Blicke. Sie wissen es gar wohl, das Wort, das sie flieht, es wäre ein entscheidendes — — und darum eben suchen sie nicht danach. In Christas Fühlen drängt sich wie klärend, wie erlösend fast der Entschluß ein, zu entsagen. Entsagen! Alles, was diese Welt an Bitterniß und Härte, an Qual und Kampf umschließt, liegt in dem Augenblicke, wo in einem Menschenherz dieser Begriff aufdämmert. Es sagt sich leicht, es klingt muthig und groß, dieses „Entsagen“, und nichts Anderes ist es, als ein grausames, tropfenweis zerstörendes Gift, das ätzend und schneidend sein Werk thut. — Christa setzt den Kelch an — sie thut den ersten Zug; — und wie ein Abschiednehmen geht es für sie durch den Raum, über die vertrauten Gegenstände. Warum? Wird er ihr denn nicht morgen, übermorgen, über's Jahr gegenüber sitzen wie jetzt? Ist es nicht zum Theile um dieser Gewißheit willen, daß sie jenes entscheidende Wort nicht hören will —, das — sie weiß es so gut, er sprechen würde in dem Bewußtsein, daß er seelisch in ihrer Schuld stehe. Sie will es nicht hören. Nie, nie! Sie hat gehungert und gedarbt danach, sie hat es ersehnt und erfleht, und nun sollte es ihr werden, nun, wo er sich es abringen würde, daß er ihr gerecht werde. Wie ein Almosen hinnehmen das, was ihr einst wie ein huldigender Tribut in verschwenderischer Fülle dargebracht worden wäre, wenn sie — wenn sie wie tausend andere Frauen gewesen — nie! Sie sieht ihn an, und dann sieht sie im Geiste ihr eigenes Bild. Er hat noch manches Jahr auf der sonnigen Mittagshöhe vor sich, sie ist im Grame dahingewelkt. . .

Digitized by Google

Ferdinand ist weich geworden und weicher, in Christas Gegenwart, in der gewohnten Umgebung foltern ihn Selbstvorwürfe, es dünkt ihm, die Vergangenheit übe ihren Zauber. Er ahnt, wie sie leidet, was sie leidet. Er sagt sich — sich ermuthigend, in dem Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, werde er seine Zufriedenheit finden. Er denkt sich aus, wie es sein würde, ein stilles Altern Seite an Seite nach diesem langen Weg, den sie Beide gegangen. Er vergißt dabei, wie anders sie diesen Weg zurückgelegt: sie so steil, so schwer, so beladen, immer den engsten Pfad, immer geradeaus, er die Kreuz und Quer, durch blumende Auen, durch freundliches Hügelland, sorglos und wohlgemuth. Ferdinand erhebt sich, er kommt näher, er nimmt Christas Hände in die seinen, sie läßt es geschehen, er küßt ihre Hände, andächtig, leise. Mit ihren bebenden Fingern streift sie über sein dunkles Haar, es liegt etwas von der Liebkosung einer Mutter in der Art, wie sie es thut, doch noch ein Augenblick und sie weiß nicht, ob ihre Kraft ausreichen kann, und sie will, sie muß, sie weiß es ja, ach! wie gut — zu gut — zu spät, und sie hat entsagt — und er soll nicht leiden! Da suchen seine Augen die ihren. Von Reue, von Schuldbewußtsein, von dem Wunsche, zu sühnen, von dem Allen sagen ihr diese geliebten Augen, und die ihren, die niemals zu lügen verstanden, die erwidern thränenüberströmend in einem letzten gewaltsamen Losreißen aus einer Welt an Empfindungen, durch die sie sich aufrecht gehalten, bis sie zum Ziele, zu diesem Ziele gelangt: „Zu spät!"

Digitized by Google

Erholung*).

Von

John Lubbock.

— London. —

Eitel Arbeit und gar kein munteres Spiel macht, wie das Sprichwort sagt, aus Hänschen einen blöden Jungen. Ist die Arbeit Stuben-Arbeit, so wird sie wahrscheinlich auch einen zarten Jungen und einen schwächlichen Mann aus ihm machen. Spiele sind durchaus kein Zeitverlust. Sie sind wichtig für die Entwickelung des Körpers, namentlich des oberen Theils — der Arme und der Brust, die ja viele unserer gewöhnlichen Beschäftigungen eher zusammenziehen als auszuweiten beitragen.

Spiele erhalten den Menschen nicht nur gesund, sondern geben ihm auch geistige Spannkraft für seine Arbeit; sie lehren ihn, wie er mit anderen Menschen auskommt: nachgeben in Kleinigkeiten, ehrlich spielen und einen Vortheil nicht bis auf's Aeußerste verfolgen.

Sie erzeugen moralische so gut wie physische Gesundheit, Wagemuth und Ausdauer, Selbstbeherrschung und Humor, Eigenschaften, die nicht in Büchern zu finden sind und die kein Unterricht verleihen kann. Der Herzog von Wellington sagte treffend: Die Schlacht von Waterloo sei auf den Spielplätzen von Eton gewonnen worden. Viele der besten und nützlichsten Lehren öffentlicher Schulen sind auch thatsächlich die, welche die Knaben auf dem Spielplatz lernen.

Was die Wichtigkeit der Spiele für die Gesundheit betrifft, so will ich zwei unserer größten physiologischen Autoritäten citiren: — „Spiele," sagt Sir James Paget, „sind gerade in dem, was die hauptsächlichsten Merkmale der Erholungen ausmacht, ganz vortrefflich, aber daneben vermögen sie auch einen moralischen Einfluß auszuüben, der im Geschäftsleben oder bei jeglichem Tagewerk von hohem Werthe ist. Denn ohne jedwedes Hineintragen eines gewöhnlichen Geldinteresses, ohne irgend welches niedere Motiv führen sie Knaben und Männer zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammen; sie lehren sie, in guter Sache mit allen denen Kameraden zu sein, die es offen und ehrlich mit ihnen halten wollen; sie lehren jene Macht des Zusammenwirkens mit Anderen, welche zu den erfolgreichsten Mächten in jeder Lebenslage gehört. Und durch Gewöhnung, wenn nicht ihrer ganzen Natur nach, lehren sie Offenheit: unehrlich Spiel irgend Jemandes gilt, wie heiß auch der Wettstreit sein mag, nach übereinstimmender Ansicht Aller für schimpflich; und wer gewohnheitsmäßig ehrlich spielt, wird umso eher bereit sein, auch ehrlich zu handeln. Eine hohe Auffassung von Ehrenhaftigkeit bei den Erholungen wird dazu

*) Autorisirte Uebersetzung von O. Dammann, Görlitz.

Digitized by Google

helfen, daß man Vieles für verächtlich hält, was sogar durchaus noch innerhalb der gesetzlichen Grenzen liegt . . . Wenn wir nun genauer zusehen, was in allen Arten guter thätiger Erholung Charakteristisches enthalten ist und wovon ihre Nützlichkeit hauptsächlich abhängt, so werden wir, denke ich, finden, daß sie alle mindestens eines von den drei Dingen in sich schließen: Ungewißheiten, Ueberraschungen und Gelegenheiten zur Uebung der Geschicklichkeit in etwas von der regulären Arbeit Verschiedenem. Und die Eigenthümlichkeit dieser drei Dinge scheint vornehmlich darin zu liegen, daß sie angenehme Abwechslungen vorsehen, die in starkem Contrast zu den gewöhnlichen Beschäftigungen der arbeitenden Existenzen stehen, und daß sie Gelegenheit zur Uebung derjenigen Kräfte und guten Anlagen bieten, die sonst, weil in den alltäglichen Berufsgeschäften zu wenig gebraucht, sich abschwächen oder verloren gehen würden."

Professor Michael Foster, Secretär der Royal Society, hat uns unlängst in seiner Vorlesung gesagt: „Selbst bei der Muskelthätigkeit ist die Ermüdung hauptsächlich eine solche des Gehirnes; und wir Alle sind mit einer Ermüdung des Gehirns vertraut, an deren Hervorbringung die Muskeln wenig oder gar keinen Antheil haben. Unsere gesammte Erkenntniß läuft darauf hinaus, daß die Gehirnthätigkeit, gleich der Thätigkeit der Muskeln, von chemischer Veränderung begleitet ist; daß die chemischen Veränderungen, obwohl in Einzelheiten abweichend, doch im Gehirn wie im Muskel von derselben Art sind, und daß die Kleinheit der Veränderungen im Gehirn im Vergleich zu denjenigen des Muskels durch die außerordentliche Empfindlichkeit der Nervensubstanz aufgewogen, ja mehr als aufgewogen wird . . .

„Wenn ein adäquater Strom reinen Blutes, Blutes, das durch die kräftige Mitwirkung niederer Organe gereinigt worden, für das Leben des Muskels nothwendig ist, damit das arbeitende Capital rasch erneuert und die schädlichen Producte rasch hinweggeschwemmt werden können, ebenso sehr, ja vielleicht in noch höherem Grade, gilt dies vom Gehirn. Zudem hat der Kampf um's Dasein uns ein Gehirn eingebracht, das immer bereit ist, seine geringeren Gehilfen zu überholen: und selbst beim bestregulirten Haushalt ist die Periode höchster Leistungsfähigkeit zwischen dem Moment, wo die ganze complicirte Maschinerie in Thätigkeit gekommen ist, und dem Moment, wo Ermüdung sich einzustellen beginnt, in nur allzu enge Grenzen gebannt. Wenn irgend etwas Wahres in dem ist, was ich vor Ihnen entwickelt habe, so ist das richtige Verfahren, jene Grenzen zu erweitern, nicht so sehr: daß man das Gehirn noch behender mache, als vielmehr: daß man dessen niedere Gehilfen stärkt, so daß ihre kräftigere Mitwirkung den Eintritt der Ermüdung weiter hinausschieben kann."

Jagen, Schießen und Fischen monopolisiren in der Sprache des Volks den Begriff Sport. Selbst diejenigen unter uns, die wir nicht unsere Erholung den Hunden, der Flinte, der Angel verdanken, sind doch noch immer für ihren Zauber empfänglich. Wir haben ihn von unseren Vorfahren geerbt, die ja nicht nur sehr ausgiebig vom und für den „sport" in dieser Welt lebten, sondern auch auf ihn als das größte Glück in jener zukünftigen Welt blickten.

Wildbeber wohl über die Gräber fegt,
Doch er stört nicht die Todten im Schlaf,
Noch lieben wie einst sie des Waidwerks Luft,
Und der Wind ist ihr schnaubendes Roß.
(Ossian.)

Es ist soviel geschrieben worden über das, was wir dem reinen Wasser verdanken, aber ganz eben soviel schulden wir der frischen Luft. Wie wunderbar ist sie doch! Sie durchdringt unseren ganzen Körper, sie badet die Haut in einem Medium, welches so fein ist, daß uns seine Gegenwart gar nicht zum Bewußtsein kommt, und welches doch wiederum so stark ist, daß es die Düfte von Blumen und Früchten in unsere Zimmer weht, unsere Schiffe über die Meere treibt, den reinen Hauch der See und des Gebirges

Digitized by Google

in's Herz unserer Städte bringt. Sie ist des Tones Gefährt, sie trägt uns die Stimmen derer, die wir lieben, und all' die süße Musik der Natur zu, sie ist das große Sammelbecken des Regens, der die Erde bewässert, sie mildert des Tages Hitze und die Kälte der Nacht, spannt uns zu Häupten einen prächtigen blauen Bogen aus und erleuchtet den Morgen- und Abendhimmel mit feuriger Gluth. So ausnehmend lind und rein, so edel ist sie und dabei so nützlich, daß traun! Ariel der zarteste, liebenswürdigste und bezauberndste aller Naturgeister ist.

„Denn von allen Dingen," sagt Jefferies, „ist Nichts so süß wie die süße Luft — eine große Blume ist sie, rings um uns und über uns und uns einschließend wie Aphroditens Arme: gleich als wäre der Himmelsdom eine Glockenblume, die über uns schwebt und deren magischer Wohlgeruch den ganzen Erdenraum anfüllt. Das süßeste aller Dinge ist Feldblumen-Duft. Von ihrem Ideal erfüllt streben die gestirnten Blumen empor vom Rasenhügel, bemüht, sich über den rauhen Gräsern zu halten, die dicht andrängend neben ihnen aufschossen; der Genius hat immer solchen Kampf gehabt. Die schlichte Landstraße ward verschönt durch die vielen Gedanken, die sie mir erweckte. Jeden Morgen kam ich, um an dem sternenhellen Rasenhügel zu weilen.

„Erst Jahre nachher vermochte ich zu sehen, warum ich immer dieselbe Runde machte und mir keine Veränderung in den Sinn kam. Ich sehne mich nicht nach Veränderung. Ich sehne mich nach denselben alten und lieben Dingen, nach denselben Feldblumen, demselben Baum und zartem Aschgrün, den Turteltauben, den Amseln, der fahrigen Goldammer, wie sie singt, singt und singt, solange als das Licht einen Schatten an der Sonnenuhr wirft, denn alsdann erst verstummt ihr Gesang, und ich möchte das Alles immer auf demselben Flecke wieder haben . . . die ganze lebendige Stufenreihe des Frühlings, Stufe um Stufe aufwärts bis zu der großen Galerie des Sommers — Laßt mich die nämliche Aufeinanderfolge Jahr um Jahr mit erleben!"

Unsere Felder bieten nicht dieselbe Mannigfaltigkeit an Blumen wie die der Schweiz, aber zu Zeiten erglühen sie von Butterblumen,

„Und Wiesenkressen zum Entzücken
Mit Silberweiß die Wiesen schmücken"*),

während die Wälder vielleicht sogar schöner, zauberischer sind —

„So schön das Ganze, schön und wild,
Ein traumgewobnes Zauberbild."

Wir hören oft von schlechtem Wetter, aber in Wirklichkeit ist kein Wetter schlecht. Jedes ist genußreich, nur in anderer Weise. Manches Wetter mag wohl für Farmer oder Ernten schlecht sein, für den Menschen aber sind alle Arten von Wetter gut. Sonnenschein ist köstlich, Regen erfrischt, Wind regt uns an, Schnee heitert uns auf. Ruskin sagt: „Es giebt in Wahrheit nichts dergleichen wie schlechtes Wetter, nur verschiedene Arten gutes Wetter."

Rast ist kein Müßiggang, und zuweilen an einem Sommertage im Grase unter den Bäumen zu liegen, dem Murmeln des Wassers lauschend oder die Wolken verfolgend, wie sie über den blauen Himmel dahinziehen, das ist durchaus keine Zeitverschwendung.

Uebrigens sind frische Luft und Leibesübung gemeiniglich nicht weit von einander, sodaß Du in der Regel beide Vortheile vereinigst. Nichts, was der Innenseite des Menschen so wohl thut, als eines Pferdes Außenseite.

Ein Jeder sollte es sich wahrlich zu einer vornehmsten und heiligen Pflicht machen, wenigstens zwei Stunden des Tages im Freien zuzubringen.

Frische Luft ist für den Geist ebenso heilsam wie für den Körper. Die Natur scheint immer zu uns sprechen zu wollen, als hätte sie irgend ein großes Geheimniß zu erzählen. Und so ist es auch.

*) Shakespeare.

Digitized by Google

Himmel und Erde, Wald und Feld, Flüsse und Seeen, Gebirge und Meer sind vortreffliche Lehrmeister und lehren Manchen von uns mehr, als wir je aus Büchern lernen können. Aber mehr noch als das; wenn Du hinaus auf's Land gehst, auf einem Flusse ruderst, im Walde Blumen sammelst oder Versteinerungen in einem Schacht, Muscheln und Algen am Gestade auflieſest, Criquet oder Golf spielst oder Dir auf irgend eine andere Weise Bewegung in frischer Luft machst, so wirst Du finden, daß Du nicht nur Deiner Gesundheit gedient hast, nein, die Last Deiner Sorgen und Beschwerden und Kümmernisse ist auch von Dir genommen, oder jedenfalls bedeutend erleichtert worden. Die Natur beruhigt, erfrischt, kräftigt uns. Sie stimmt den Geist heiterer, freudiger.

Ein ausschließlich dem Vergnügen und der Erholung gewidmetes Leben würde natürlich nicht nur selbstsüchtig, sondern auch unerträglich fade sein. Spiele sollen gewiß niemals das Geschäft des Lebens ausmachen, hingegen ein Genießen mit Maß und Ziel ist kein Müßiggang.

Und welches sind die Elemente der Erholung? Es giebt wahre und falsche Freuden. Plato läßt Protarchus den Sokrates fragen: „Und welches sind, Sokrates, die wahren Lustempfindungen?"

Sokrates: „Jene von schönen Farben, wie man sie nennt, und von Formen und von den meisten Düften, und jene von Klängen, sowie jegliche Dinge, deren Abwesenheit nicht gefühlt wird und schmerzlos ist, während doch ihre Gegenwart fühlbar ist und Lust erzeugt."

Können nun auch die Sinne wahre Lust gewähren, so ist diese doch nicht das höchste Gut. „Philebus," so fährt er fort, behauptete, „daß Genuß und Lust und Vergnügen und die Klasse der verwandten Gefühle ein Gut für jedes lebende Wesen seien, während ich behaupte, daß nicht diese, sondern Weisheit und Wissen und Gedächtniß und diesen Verwandtes, richtiges Urtheil und wahre Erkenntniß besser und wünschenswerther als Lust sind für Alle, welche die Fähigkeit besitzen, ihrer theilhaftig zu werden, und daß sie für Alle, welche sind oder je sein werden, die vortheilhaftesten aller Dinge sind."

Die wahren Freuden sind wohl unzählig. Verwandte und Freunde, Unterhaltung, Bücher, Musik, Poesie, Kunst, Leibesübung und Rast, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Natur, Sommer und Winter, Morgen und Abend, Tag und Nacht, Sonnenschein und Sturm, Wald und Feld, Flüsse, Seeen und Meere, Thiere und Pflanzen, Bäume und Blumen, Blätter und Früchte — all das sind nur einige davon.

Wir begehren nichts Geringes, wenn wir, „um die gesegneten Früchte des Feldes bitten, daß wir ihrer genießen". Uebrigens kann es wohl auch möglich sein, daß es „viele neue Freuden giebt, die dem Menschen noch unbekannt sind, und die er auf dem glänzenden Pfade der Civilisation finden wird" *).

Unser eigener Fehler ist es, wenn wir das Leben nicht genießen. „Alle Menschen," sagt Ruskin, „vermögen zu genießen, doch nur wenige können dies zu Wege bringen."

Einer der größten Talismane in „Tausend und eine Nacht" ist der Zauberteppich, der Denjenigen, der sich darauf setzte, überall hin trug, wo er nur zu sein wünschte. Eisenbahnen besorgen das jetzt für uns Alle, und in dem Maße, wie wir den Umkreis dessen erweitern, was wir sehen, vermehren wir auch den Reichthum dessen, was wir vorstellen können" **).

Ferner möchte ich einem guten Gespräche unter des Daseins Freuden einen sehr hohen Platz anweisen. Es ist ein wundersames Stärkungsmittel für Beides: Geist wie Körper. Herrick erkennt lebhaft seine Schuld gegenüber Ben Jonson an und schildert ihre Abendmahlzeiten —

---

*) Mantegazza: Ideale des Lebens.
**) Ruskin.

Digitized by Google

„Wenn edler Trauben Kraft
Uns Rausch nicht, nur Begeist'rung schafft';
Jeder der Verse Dein
Köstlicher doch als Mahl, als Freudewein."

Wenn Johnson einen Abend als angenehm bezeichnen wollte, so sagte er: „Sir, wir hatten ein gutes Gespräch." Und ich selbst habe oft eine Plauderstunde mit Darwin oder Lyell, Kingsley oder Ruskin, Hooker oder Tyndall ebenso stärkend gefunden wie ein erquickliches Luftbad.

In wenigen Gaben unterscheiden sich die Menschen mehr als in der Kunst der Unterhaltung. Ich habe sehr gescheite Leute kennen gelernt — Leute, die sogar höchst interessant hätten sein können — aus denen aber Nichts herauszubekommen war, es sei denn, daß man es förmlich aus ihnen herauszog. Ein guter Unterhalter ist allezeit willkommen. Wie alles Andere, läßt sich auch diese Kunst pflegen. Niemand darf erwarten, ohne Uebung gut zu unterhalten.

„Das erste Erforderniß eines guten Gesprächs," sagt Sir William Temple, „ist Wahrheit, das nächste gesunder Menschenverstand, das dritte Humor und das vierte Witz," und die ersten drei stehen unbedingt in Jedermanns Macht.

Viele Leute verdanken einen großen Theil ihres Wissens der Unterhaltung. „Wer viel fragt," sagt Bacon, „wird viel lernen und viel Befriedigung erregen; besonders aber, wenn er seine Fragen den Fähigkeiten der Personen anpaßt, welche er fragt; denn er wird ihnen Gelegenheit geben, sich im Sprechen zu gefallen, und er selbst wird beständig Kenntnisse sammeln."

Wir pflegen in Kindern, oder auch andrerseits in uns selbst nicht genügend den Sinn für Schönheit. Und doch, welche Freude ist so rein, so wohlfeil, so leicht zugänglich, ja so immer gegenwärtig! Der Eine wird sein innigstes Vergnügen an einer Landschaft haben an Bäumen und Blattwerk, Früchten und Blumen, am blauen Himmel, an Schäfchenwolken, am strahlenden Meer, an des Sees Wellengekräusel, an des Flusses schimmerndem Glanz, an den Schattenbildern auf dem Grase, an Mond und Sternen in stiller Nacht. Für einen Anderen bedeutet das Alles Nichts. Mond und Sterne scheinen ihm umsonst, Vögel und Insecten, Bäume und Blumen, Fluß und See und Meer, Sonne, Mond und Sterne gewähren ihm kein Vergnügen.

„Denn von der Seel' sich Form der Körper leiht,
Denn Seel' ist Form und schafft ihr Körper-Kleid." *)

Unsere künstlichen Farben sind „gut genug für den Prunk niederen Stolzes, aber nicht gut genug für den Saum einer untergehenden Wolke oder eine Feder in der Schwinge einer Wildente." **)

„Es giebt noch immer ein Licht," sagt Ruskin, „welches das Auge unwandelbar sucht und noch tiefer als „schön" empfindet — das Licht des scheidenden oder anbrechenden Tages, und die Scharlach-Wolken, welche Wachtfeuern gleich am grünen Himmel des Horizonts brennen." Die Farben des Himmels scheinen die Erde zu verklären, und der orangefarbene Fleck auf jenes westlichen Gipfels Schneide strahlt den Sonnenuntergang von tausend Jahren wieder." So schön ist der Sonne Untergang, daß es fast scheint, als schauten wir durch die Thore des Himmels.

Die Talmud-Commentatoren erzählen uns, im Manna habe ein Jeder den Geschmack wiedergefunden, den er am liebsten hatte; ebenso wird Jeder, der in der Natur sucht, das finden, was ihm am meisten Genuß bereitet.

Ich gedenke indessen nicht den Versuch zu machen, die lange Liste wahrer Freuden zu erschöpfen. Und wo es so viele unschuldige Freuden giebt, warum denn irgend solche

*) Spenser.
**) Hamerton.

Digitized by Google

wählen, die ſchlecht oder auch nur zweifelhaft ſind? Auf jeden Fall genieße doch in vollen Zügen die guten, wenn Du kannſt; dann wird noch Zeit genug ſein, an andere zu denken.

Diejenigen, welche, wie es heißt, „die Welt geſehen“ haben und nun meinen, daß ſie „das Leben kennen“, ſind gar ſehr im Irrthum; ſie wiſſen weniger von den Wirklichkeiten des Daſeins als mancher Bauer, der nie über die Grenzen ſeines heimatlichen Kirchſpiels hinaus kam, der aber dort ſeine Augen weislich gebraucht hat.

Ein Leben des Genuſſes, ein „luſtig' Leben“, wie es fälſchlich genannt wird, iſt ein erbärmliches Trugbild wahren Glückes. Die, welche ihm zum Opfer gefallen ſind, beklagen ſich über die Welt, und ſie ſollten ſich doch nur ſelbſt tadeln! „Lorsque les plaisirs nous ont épuisés, nous croyons que nous avons épuisé les plaisirs.“*) „Ich bin jung“, ſagte de Muſſet, „ich habe erſt die Hälfte des Lebensweges zurückgelegt, und ſchon bin ich müde, wende mich und ſchaue zurück.“ Welch ein melancholiſches Bekenntniß! Hätte er weiſe gelebt, ſo würde er mit Dankbarkeit zurück und mit Hoffnung vorwärts geſchaut haben.

Der Werth eines Lebens muß an ſeinem moraliſchen Gehalt gemeſſen werden. „Ferner machen Seele und Leib einen vollkommenen Menſchen, wenn die Seele dieſen Leib, der ihr Gefährte und doch ihr Untergebener iſt, weiſe befehligt, oder liebend lenkt, erſprießlich pflegt, reichlich verſorgt und liebreich leitet. Aber wenn der Leib Geſetze geben und in Folge der Heftigkeit der Begierde zuerſt den Verſtand mißbrauchen, dann den höheren Theil des freien Willens in Beſitz nehmen will, ſo ſind Leib und Seele keine Geſellſchaft für einander, und der Menſch iſt alsdann thöricht und elend. Hat die Seele nicht die Leitung, ſo kann ſie nicht Gefährte ſein: entweder ſie muß herrſchen oder als Sklave gehorchen,**).

*) Vauvenargues.

**) Jeremy Taylor.

Digitized by Google

Illustrirte Bibliographie.

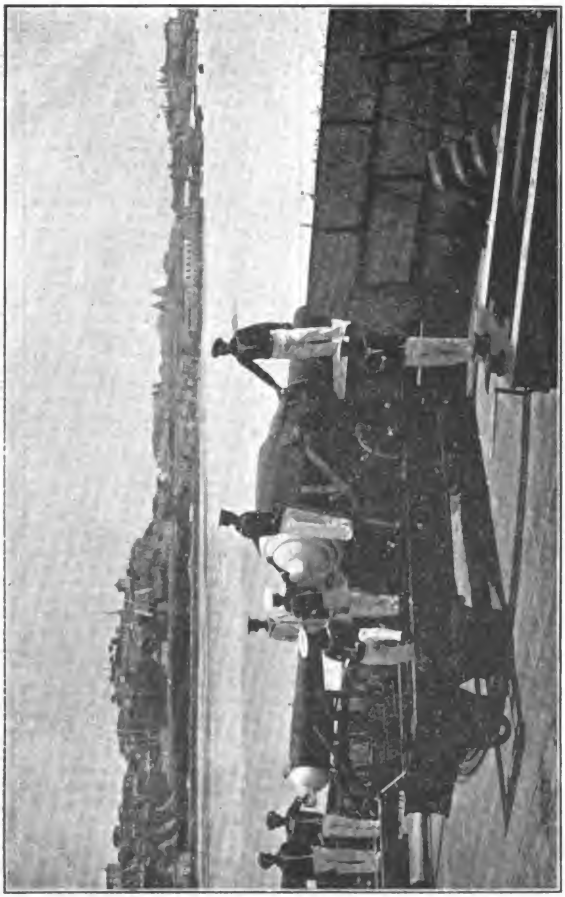
Ein Ausflug nach Brasilien und den La Platastaaten. Von Dr. Emil Hänsel. Mit Illustrationen und einer Karte. Warmbrunn, Max Leipelt.

Der Verfasser schildert seine Erlebnisse während einer viermonatlichen Reise Anfang vorigen Jahres, die er als Schiffsarzt an Bord des Hamburger Dampfers „Porto Alegre" nach Brasilien und den La Platastaaten gemacht hat. Seine Schreibweise ist anziehend und anregend, so daß man mit Vergnügen das Buch liest und den Verfasser in Gedanken auf seiner Fahrt begleitet. Die Schilderung des Lebens auf dem Schiffe, sowie von Land und Leuten in Brasilien bietet sehr viel Interessantes. Hervorgehoben seien die Capitel über Bahia, Rio de Janeiro, das reizend gelegene Petropolis, Santos, St. Paulo mit seinen eleganten Geschäftsläden, Montevideo und Buenos Ayres, sowie die Fahrt landeinwärts auf dem Parana nach dem Handelsplatz Rosario. In allen diesen Schilderungen gewährt der Verfasser einen Einblick in die Licht- und Schattenseiten brasilianischen Lebens. Hervorzuheben ist die große Gastfreundschaft der Brasilianer und das zahlreich vorhandene Contingent der Deutschen, so daß man sich bald angeheimelt fühlt und nicht nöthig hat, sich der portugiesischen Sprache zu bedienen. In St. Paulo z. B. hat das Vereinsleben eine Stätte sorglicher Pflege gefunden, so daß dort eine ganze Zahl deutscher Clubs und Vereine entstanden sind. Mögen sie den Gesang, das Turnen, die Geselligkeit oder dergl. pflegen, immer sind sie ein Sammelpunkt des Verkehrs der Deutschen untereinander und für die Landsleute, die sie besuchen. Auf besondere Einladung verlebte der Verfasser einen Abend im Gesangverein „Lyra", der ein eigenes Haus mit einem großen Concertsaal und Garten besitzt und dessen Mitglieder zu dem wohlhabenden, mittleren Bürgerstande zählen. Ueber das dortige Zusammensein spricht sich der Verfasser sehr lobend aus und knüpft hieran die Mahnung, „daß der Deutsche in der neuen Heimath stets des alten, lieben Vaterlandes eingedenk bleiben, sein deutsches Wesen rein erhalten und die Erziehung seiner Kinder im deutschen Sinne leiten möge, damit der deutsche Name einen hehren Klang in der ganzen Welt erhalte." — Leider herrscht in Brasilien für den Fremdling als schwere Geißel das gelbe Fieber, über das der Verfasser hinsichtlich der Krankheitserscheinungen und der Behandlung einige specielle Angaben macht. — Da gerade während des Aufenthalts der „Porto Alegre" im Hafen von Rio de Janeiro der Entscheidungskampf zwischen den Revolutionären und den Regierungstruppen stattfand, so war dem Verfasser Gelegenheit geboten, diesen zu beobachten. Er giebt hiervon eine interessante Schilderung und gedenkt auch im Uebrigen der Thätigkeit der beiden deutschen Kriegsschiffe „Arcona" und „Alexandria", deren Einschreiten es zu danken ist, daß trotz des ständigen Bombardements die deutschen Handelsschiffe ungehindert ein- und ausladen konnten. Das gut ausgestattete Buch ist mit einer

Digitized by Google

Künstliche Ruine in Buenos Aires.
Aus: Dr. Emil Hänsel: „Ein Ausflug nach Brasilien und den La Plataſtaaten."
Warmbrunn i. Schl., Max Leipelt.

Digitized by Google



Blick von Villegaignon auf Rio de Janeiro.

Aus: Dr. Emil Schäufele: „Ein Ausflug nach Brasilien und den La Platastaaten." Warmbrunn i. Schl., Max Leipelt.

Menge recht guter Abbildungen versehen; leider nur fehlt der beigefügten kleinen Karte der Bai von Rio de Janeiro der Maßstab, so daß man sich über die verschiedenen Entfernungen, namentlich während der gegenseitigen Beschießung, nicht orientiren kann.

K.

Digitized by Google

Bibliographiſche Notizen.

Bande des Bluts. Von Georg Bormann. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die Macht der natürlichen Inſtincte, der Bande des Bluts zu veranſchaulichen, unternimmt der Verfaſſer in dem uns vorliegenden Roman; er ſchildert in Vater und Sohn zwei vollkommen gegenſätzlich veranlagte Individualitäten, — der Vater ein unermüdlicher Geſchäftsmann, mit einem glücklichen Spürſinn und der nöthigen Rückſichtsloſigkeit ausgeſtattet, gelangt aus kleinſten Anfängen zu Anſehen und Reichthum, aber bei dieſer raſtloſen Jagd nach dem Glücke bleibt ihm keine Zeit für Gattin und Sohn, die Erſtere wird nach einem Leben ſeeliſcher Entbehrungen frühzeitig vom Schauplatz abgerufen, — der Sohn, ein nach der Gemüthsſeite veranlagter Charakter, findet in einem anderen Hauſe, was ihm das Vaterhaus verſagt. Als der Sohn, zum Manne gereift, ſich ſein Schickſal nach ſeinem Sinne ſchmieden will und die Liebe gebieteriſch hinzutritt, plagen die Geiſter aufeinander, und Vater und Sohn gehen fortan getrennte Wege. Erſt in der Trennung empfinden ſie, was ſie aneinander beſeſſen, der Vater, der bisher in dem Sohn nur den Erben erblickt, lernt jetzt in ihm ſein Kind entbehren, und der Sohn, der ſich in ſchwerem Kampfe, nach mannigfachen Enttäuſchungen die eigene Exiſtenz und den Hausſtand gründet, empfindet bitter die Verbannung aus dem Vaterhauſe. Erſt an Sterbebett des Vaters kommen die Beiden wieder zuſammen, und der Schluß endet mit einer Verſöhnung.

Um dieſen Grundgedanken der Handlung gruppiren ſich mannigfache Nebenepiſoden, die in ihrer Geſammtheit bei aller Wohlanſtändigkeit und Moral den Leſer nicht zu erwärmen vermögen; es fehlt ihnen Schwung der Gedanken und große Geſichtspunkte; die Darſtellung leidet an philiſtröſer Spießbürgerlichkeit, die ein lebendiges Intereſſe an den Perſonen und Geſchehniſſen der Erzählung nicht aufkommen läßt.

mz.

Feuerſäule. Die Geſchichte eines ſchlechten Menſchen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Leo Hildeck iſt mit ſeinem neueſten Werke über ſich ſelbſt hinausgewachſen; die geiſtreich und pſychologiſch intereſſant geſchriebene Erzählung iſt das reifſte Erzeugniß ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Doctor Karl Holtach, Lehrer an einer Mädchenſchule, von welcher er wegen ſeiner hervorragenden Begabung an das Gymnaſium berufen worden iſt, hat unter dem Pſeudonym Franz Kerner ein Buch geſchrieben: „Ich und mein Eigenthum", aus welchem der Geiſt von Stirners Werk „der Einzige und ſein Eigenthum" ſpricht. — Während er ſo mit ſeinen Schriften die Brandfackel in die Welt ſchleudert, lebt er ſelbſt als Freund des Hauptpaſtors, als eifrigſter Jünger ſeiner Theorie des Egoismus, nach außen den engen Anſchauungen einer kleinen Stadt als ein richtiger Streber ſich fügend, im Geheimen ſich Alles geſtattend, ohne Rückſicht und ohne Mitleid. Aber ſein Uebermenſchenthum hält vor einem Rauſche nicht Stand; in einem Rauſche, theils vom Weine, theils von der Liebe erzeugt, verräth er ſeine Identität mit Franz Kerner, und damit iſt ſeine bürgerliche Exiſtenz vernichtet, aber als er nun auszieht in die Welt, mittellos und brotlos geworden, nimmt er als einzigen Schatz ſein Buch mit, und dieſes iſt einmal da, iſt Wirklichkeit, das können ſie nicht wieder wegſchaffen. Eines Tages, gleichviel wann, wird es ſeinen Mund, aufthun und mit tauſend Zungen reden, — bis dahin wartet die Welt zum anderen Male auf ihren Schöpfungstag." Der Charakter dieſes Doctor Holtach iſt vom Verfaſſer mit den feinſten pſychologiſchen Zügen ausgeſtattet, dieſer bewußte Egoiſt, der ſeine brutale Ichſucht mit philoſophiſchen Theorien begründet, hat ein empfindſames Herz und ein weiches Gemüthsleben, und dieſen Zwieſpalt des Charakters in den Beziehungen zu der ihn umgebenden Welt hat Leo Hildeck in der intereſſanteſten Weiſe durchgeführt.

Wir empfehlen das Buch beſonderer Beachtung.

mz.

Prinz Louis Ferdinand. Ein Heldenleben. Hiſtoriſche Dichtung von Rudolf Bunge. Berlin, Verlag von Karl Siegismund.

Die Bunge'ſche Dichtung läßt ſich ihrer Form nach zwiſchen die epiſchen Schöpfungen Ernſt Scherenbergs und die lyriſch-epiſchen von Julius Wolff einreihen. Der junge heldenmüthige Prinz, den ſchon Körner beſungen hat, eignet ſich wie kaum ein Zweiter zur dichteriſchen Behandlung, und die ſympathiſche Figur des edlen Fürſten nimmt das Intereſſe des

Digitized by Google

Lesers von Anfang bis zum Schluß gefangen. Freilich muß man die Bezeichnung historische Dichtung cum grano salis auffassen. Es ist ein historisches Epos, wie es historische Dramen giebt. Der Dichter giebt von Eignem zu, schafft Gestalten und verwebt sie mit dem Dasein seines Helden, die nie historisch waren; und das ist nicht nur sein gutes Recht, sondern sogar seine Pflicht, will er anders ein Dichtwerk und keine historische Staatsaction schreiben.

Rudolf Bunge hat es verstanden, seinen Helden dichterisch zu verklären, ohne ihn zu einem idealistischen Schemen zu machen. Außer ihm begegnen wir in der Dichtung von historischen Gestalten Friedrich Wilhelm III. und der mit besonderer Liebe gezeichneten Königin Louise; die geist- und gemüthvolle Rahel, der Pianist Dussek fesseln unser Interesse, besonderen Reiz übt die mit Zartheit und Innigkeit geschilderte Liebesidylle des Prinzen mit „Schönjettchen". Daß „Schönjettchen", die Amtmannsnichte, die Stammmutter derer von Wildenbruch war, ist historisch, dürfte aber noch Vielen unbekannt gewesen sein. Das Epos besteht aus einer Ouvertüre und 23 Gesängen von je nach dem Inhalt wechselndem Versmaß. Am besten gelungen ist der mittlere Theil des Buches. Hier finden sich Stellen von großer poetischer Kraft, doch ist auch stellenweise eine gewisse behagliche Breite nicht zum Vortheil des Ganzen zu constatiren. Der Dichter gefällt sich hie und da in allzu ausgedehnten, wenn auch an und für sich gelungenen Naturschilderungen. Im letzten Abschnitt: Bei Saalfeld, versagt seine Kraft. Die Schilderung der Schlacht und des heldenmüthigen Todes des Prinzen gehört zu dem weniger Gelungenen. Daß ihm im Schlachtgewühl nicht nur der betrogene Bräutigam Schönjettchens, ein französischer Emigrant, als grimmer Feind erscheint, sondern auch noch die Spukgestalt eines alten, längst verstorbenen Majors von Dyhern, der zum Prinzen in gar keiner Beziehung stand, schwächt die tragische Wirkung seines Heldentodes wesentlich ab. Auch ist nicht zu verkennen, daß das Werk noch einige Flüchtigkeiten aufweist, welche bei einer zweiten Auflage leicht auszumerzen sind. Rühmend sei noch hervorzuheben, daß sich der Dichter von patriotischen Phrasen und wohlfeilen Prophezeiungen im Ganzen freigehalten hat und daß es ihm gelungen ist, selbst die „Haupt- und Staatsactionen" dichterisch zu verklären.

Prinz Louis Ferdinand von Rudolf Bunge wird, wenn der Dichter sich zu einigen Kürzungen und Aenderungen entschließt, eine werthvolle Bereicherung unserer Litteratur bilden. L. S.

Götterdämmerung. Ein Gedicht von Marcellus Emants. Deutsch von P. A. Schrippert. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Der holländische Dichter Emants goß neuen Geist in die alten Sagen der Edda und schuf so ein Werk von hoher Bedeutung und stellenweise ergreifender Wirkung. Der Raub der Ibuna, der Tod Baldurs und der Versuch seiner Wiedererweckung sind so anschaulich und eigenartig dargestellt, daß man ganz neue Schöpfungen vor sich zu haben glaubt, trotz der zahlreich vorkommenden entsetzlich auszusprechenden nordischen Namen und Bezeichnungen.

Der Gegensatz des Feuerhalbgottes Loki zum Allvater Odhin tritt im Werke immer mehr hervor, die Genußsucht und die Gier der Menschen dem Göttlichen gegenüber repräsentirend, und mit einer großartigen Perspective auf den nahen Untergang der Götterwelt schließt das Werk. Leider wird der Genuß desselben durch die ungenügende Uebersetzung wesentlich gestört, speciell ist in Apostrophirungen Unglaubliches geleistet. Das Werk verdient eine bessere Verdeutschung. ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Benedetti, F. Augusto de, Dal Riso al Pianto. Monologhi e Scene. Con Prefazione di Luigi Rasi. Roma, L. Roux & Co.

Berenberg, Carl, Das Nordseebad Norderney. Mit vielen Abbildungen, einem Plane des Bades, einer Karte der Insel und einer Karte der Reisewege. Dritte, wesentlich verbesserte Auflage. Norden und Norderney, Hermann Braams.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 860—872. Halle a/S., Otto Hendel.

Blei, Franz Dr., Karl Henckell. Ein moderner Dichter. Zürich, Verlags-Magazin.

Boltz, August, Linguistische Beiträge zur Frage nach der Urheimat des Arioeuropäer. Festschrift zur Feier des 50jährigen Jenenser Doctor-Jubiläums. Darmstadt, L. Brill.

Digitized by Google

Bormann, Edwin, Allerlei Liebenswürdigkeiten. Ein humoristisches Quodlibet in Wort und Bild, in Vers und Reim, in Ton und Farbe. Leipzig, Selbstverlag.

Brasch, Moritz, Dr., Die Facultäten-Frage und die Stellung der Philosophie an den deutschen Universitäten. Eine kritische Erörterung. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neu bearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Vierzehnter Band. Rödesheim-Soccus. Mit 75 Tafeln, darunter 8 Chromotafeln, 26 Karten und Pläne, und 206 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien. F. A. Brockhaus.

Conrad-Bamle, Marie, im Gnadenwald. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Dehmel, Richard, Lebensblätter. Gedichte und Anderes. Mit Randzeichnungen von Josef Sattler, Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan.

Dumas, Alexander, Die drei Musketiere. Mit Illustrationen von Maurice Leloir. Lieferung 19—25. Stuttgart, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

Herwi, B., Sonnige Geschichten. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Hoffs, Friedrich Dr. van, Der ungarische Volksdichter Alexander Petőfi. Mit Uebersetzungsproben von und nach Heinrich Melas. Nach einem im Wissenschaftlichen Verein zu Trier gehaltenen Vortrag. Leipzig, August Schupp.

Hohenhausen, Elise von, Berühmte Liebespaare. Dreizehn ausgewählte geschichtliche Bilder. Zweite Aufl. Leipzig, Walther Fiedler.

Hülter, Carl, „Aus einem Mai" und andere Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Im Tann. Ew. und Math., Mehr Licht! Zeitgemässes in Versen und Prosa. Erster Theil. Zürich, Verlags-Magazin.

Kahlenberg. Hans von, Ein Narr. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Kohut, Adolph Dr., Musiker-Biographien. Siebzehnter Band: Auber. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. II. Jahrgang. Nr. 41—42. Berlin, Hugo Storm.

Löher, Franz von, Das Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den kanarischen Inseln. München, J. Schweitzer.

Löhr, Friedrich, Oberförster Schöne. Eine Komödie. Hamburg, M. Glogau jun.

Maxi, „Nietzsche-Kritik". Ein Beitrag zur Culturbeleuchtung der Gegenwart. Zürich, Verlags-Magazin.

Meissner, S. Fr., Gedankensammlung. Lexicon pädagogischer, klassischer und philosophischer Citate und Sentenzen für Lehrer, Erzieher, Schriftsteller und jeden Litteraturfreund. Mettmann und Leipzig, Adolf Frickenhaus.

Mirring, Emil, Paul und Katharina, Schauspiel in vier Acten. Berlin, Eduard Rentzel.

Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 16. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandl.

Ostdeutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität. Vierter Jahrg. No. 14. 15. Königsberg i. Pr., Braun u. Weber.

Pelletier, Abel, L'Amour triomphe. Paris, Edmond Girard.

Restorff, R. von, Sedan-Büchlein. Zur fünfundzwanzigsten Jubelfeier der grossen Siege unseres Volkes im Jahre 1870/71. 22. Bändchen. Berlin, Verlag des christlichen Zeitschriftenvereins.

Salinger, Eugen, Bühne des Lebens. Ein neues Novellenbuch. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schäfer-Dittmar, Wilhelm, Lieder e. Christen. Elberfeld, Sam. Lucas.

Schleicher, Iwan, Vor dem Aschermittwoch. Frühlingssturm. Zwei Skizzen. Berlin, W. Gronau's Buchdr.

Schlesinger, Hermann Dr. med., Grundzüge der Ernährung des gesunden und kranken Menschen, gemeinfasslich dargestellt. Unter Mitwirkung des verstorbenen Chemikers Dr. H. Becker. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Schmidt, Gustav Heinrich, Dr., Die Schweiz im Lichte der Statistik. Akademischer Rathhausvortrag, gehalten im Cantonsrathssaal in Zürich am 29. November 1894. Mit vier graphischen Darstellungen. Zürich, Verlags-Magazin.

Schmidt, Lothar, Gemischte Gesellschaft. Novellen. Zürich, Verlags-Magazin.

Schulz, Dr., Der kleine Samariter. Aerztlicher Rathgeber bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. Dresden und Leipzig, C. O. Lehmann.

Stegemann, Rudolf, Fürst Bismarck und seine Zeit. Festgabe zum achtzigsten Geburtstage unseres eisernen Kanzlers. Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Strahl, A. C., „Auge um Auge". Roman. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Villamosy, A. v., Die morsche Ehe. Ein Sittenbild aus Babel. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Die Wahrheit. Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausg. von Christoph Schrempf. Nr. 43. Stuttgart, Fr. Frommann.

Wereschagin, W. W., Lebenserinnerungen. Meine Jugendjahre. Autorisirte Uebersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach.

Westenholz, F. P. v., Sein Geheimniss. Schwank in einem Aufzug. Stuttgart, Fr. Frommanns. — Blaubart. Lustspiel in zwei Aufzügen. Stuttgart, Fr. Frommann.

Zeitschrift für Hypnotismus, Psychotherapie, sowie andere psychophysiologische Forschungen. III. Jahrgang. Mai und Juni 1895. Redigirt von Dr. J. Grossmann. Berlin, und Dr. O. Vogt, Leipzig. Berlin, Hermann Barsdorf.

Zürner, Hugo, Frau Jutta. Zürich, Verlags-Magazin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1895er. Frische Füllung. 1895er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58,20 R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41,8 "
Theresienbrunn	47,1 "
Neubrunn . .	47,3 "
Marktbrunn .	34,5 "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33,4 "
Kaiserbrunn.	39,1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Ermässigung der Preise für

Apollinaris

Natürlich kohlensaures Mineral Wasser.

Im Einzelnverkauf wird das obige Wasser, jetzt wie folgt berechnet :—

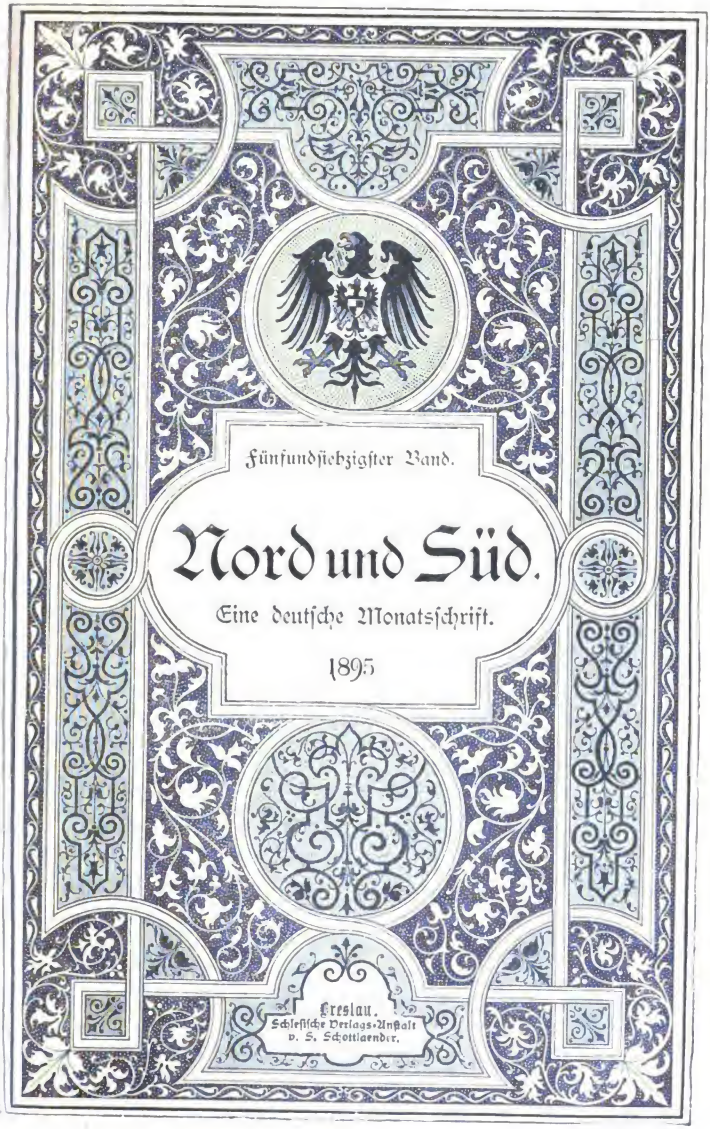
	Inclusive des Gefässes.	Vergütung für das leere Gefäss.	Netto-Preis des Wassers.
1/1 Flasche	30 Pf.	5 Pf.	25 Pf.
1/2 Flasche	23 „	3 „	20 „
1/1 Krug	35 „	5 „	30 „
1/2 Krug	26 „	3 „	23 „

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

THE APOLLINARIS COMPANY,

LIMITED.

Digitized by Google



Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:
Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, Wolfgang Kirchbach, Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Inhalt des 75. Bandes.

October. — November. — December. 1895.

Seite

Richard Beck in Zwickau i. S.
Mont Saint Michel. Ein Reisebild 259

K. G. Bockenheimer in Mainz.
Das Briefgeheimniß während der französischen Revolution 85

François Coppée in Paris.
Rivalinnen. Novelle 93

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Die Jüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts 178

Hans Hermann in Breslau.
Modeblumen 251

Ludwig Jacobowski in Berlin.
Gedichte 176

Joseph Joesten in Köln.
Aus Düsseldorfs Glanzepoche. Ungedruckte Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy 308

Bertha Katscher in Baden (Nieder-Oesterreich).
Freidenkerin und Theosophin 337

Richard Koehlich in Breslau.
Ein fürstlicher Dichter. (Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.) 288

Mite Kremnitz in Bukarest.
Sein Brief. Novelle 370

E. Maschke in Breslau.
Rußland in Centralasien 200. 316

Martin Mendelsohn in Berlin.
Krankenpflege und specifische Therapie 56

Digitized by Google

Seite

Ulfred Ruhemann in Rom.
Die Sage vom Ewigen Juden in Italien ... 67

Emil Schoenaich-Carolath in Palsgaard-Juelsminde bei Horsens (Dänemark).
Philemon und Baucis ... 277

Georg Steinhausen in Jena.
„Das gelehrte Frauenzimmer." Ein Essai über das Frauenstudium in Deutschland zur Rococo- und Zopfzeit ... 46

Ulfred Stoeßel in Dresden.
Wolfgang Kirchbach ... 160

M. Stona auf Schloß Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien).
Nur zwei Veilchen. Novelle ... 139

Konrad Telmann in Rom.
In der Hochzeitsnacht. Novelle ... 1

Alexander Tille in Glasgow.
Thomas Huxley ... 222

Friedrich Wegmüller in München.
Der Witz. Eine ästhetische Studie ... 358

August Wünsche in Dresden.
Der deutsche Michel mit seinem mythologischen Hintergrunde ... 349

Gebhard Zernin in Darmstadt.
Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, Kanzler des Deutschen Reiches. Eine Lebens- und Charakterskizze ... 30

Bibliographie ... 131. 264. 402
Bibliographische Notizen ... 134. 269. 407

Mit den Portraits von:

Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, radirt von Johann Lindner in München; Wolfgang Kirchbach, radirt von Johann Lindner in München; Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath, radirt von Franz Rorich in Nürnberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

October 1895.

Inhalt.

Seite

Konrad Telmann in Rom.
In der Hochzeitsnacht. Novelle 1

Gebhard Zernin in Darmstadt.
Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, Kanzler des Deutschen Reiches. Eine Lebens- und Charakterskizze 30

Georg Steinhausen in Jena.
„Das gelehrte Frauenzimmer." Ein Essai über das Frauenstudium in Deutschland zur Rococo- und Zopfzeit 46

Martin Mendelsohn in Berlin.
Krankenpflege und specifische Therapie 56

Alfred Ruhemann in Rom.
Die Sage vom Ewigen Juden in Italien 67

K. G. Bockenheimer in Mainz.
Das Briefgeheimniß während der französischen Revolution 85

François Coppée in Paris.
Rivalinnen. Novelle 93

Bibliographie 131
Deutschlands Colonien. (Mit Illustrationen.)

Bibliographische Notizen 134

Hierzu ein Portrait: Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst. Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Nord und

Eine deutsche [illegible]

[illegible]

von

Paul Lindau.

LXXV Band. — October 1895. — Heft [illegible]

Mit einem Portrait in Radirung [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. — October 1895. — Heft 223.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

In der Hochzeitsnacht.

Novelle.

Von

Konrad Telmann.

— Rom. —

Sie saßen im Restaurant des Ausstellungsparks, vorn an den offenen Glas-Schiebefenstern, wo man den Blick frei hatte über das wogende Meer von Köpfen drunten und die bunte Menge, die sich in unablässigem Wechsel an dem Musikpavillon vorüberschob. Auch die elektrisirenden Weisen der österreichischen Capelle drüben vernahm man hier deutlich trotz des nicht ruhenden Stimmengeschwirrs und des Messer- und Gabelgeklappers an den fast sämmtlich besetzten Tischen des großen Saales. Die Beiden hatten ihre Abendmahlzeit beendet, die halb geleerte Rheinweinflasche stand vor ihnen, und sie schauten Beide in den Park hinaus, ohne viel zu sprechen. Es war seltsam: sie hatten sich auf diesen Abend so ganz besonders gefreut, und nun wollte eine eigentliche Fröhlichkeit zwischen ihnen nicht aufkommen. Die rechte Stimmung blieb aus. Herbert Fürst strich sich mit der langen, weißen, wohlgepflegten Hand, die nur durch einige braune Sommerflecke entstellt wurde, immer wieder durch den stattlichen, rothblonden Vollbart, der das feine, schmale Gesicht über Gebühr zu verlängern schien, und rauchte schweigend seine Cigarre, für die er Gerdas Erlaubniß erst eingeholt hatte.

Er konnte sich dies Letzte noch immer nicht abgewöhnen, obgleich sie, die am liebsten sich gleichfalls ihre Cigarette angezündet hätte und es nur aus Rücksicht auf ihn unterließ, ihn jedesmal deswegen auslachte. Er blieb nun einmal der allzeit höfliche, die Formen der guten Gesellschaft ängstlich wahrende Mann, auch seitdem aus dem Regierungs-Referendar ein freier Schrift-

Digitized by Google

steller, aus dem Sprößling der reichen, hanseatischen Patricierfamilie der Bräutigam der Schauspielerin Gerda Lindheim geworden war. Und trotzdem er sich einbildete, sich Etwas darauf zu Gute that, von allem Conventionellen, welchen Namen es auch führen mochte, sich losgelöst zu haben, er, der dies in Ansehung seiner Abstammung, Erziehung und Anlage unsäglich viel schwerer gehabt, als irgend ein Anderer, und also auch viel stolzer darauf sein konnte.

„Correct!" Das war das Wort, mit dem sie ihn am schwersten verwunden konnte, was ihn am heftigsten aufbrachte. Das warf alle seine Errungenschaften, alle seine Einbildungen über den Haufen; es war nicht viel anders, als ein Schlag in's Gesicht für ihn. Er wollte nicht correct sein, — alles Andere, nur nicht das. Das war für ihn der Inbegriff alles Faden, Gedankenlosen und Lächerlichen, was er nach langen, inneren und äußeren Kämpfen mit seiner sonstigen Metamorphose zugleich abgestreift zu haben glaubte. Das wollt' er denen lassen, aus deren Reihen er ausgetreten war, das hatte für einen unabhängigen, modern denkenden und empfindenden Künstler unbedingt etwas Komisches, etwas Entwürdigendes.

Nur daß er über seine Natur nicht hinauskonnte. Gerda wenigstens behauptete das. Sie hänselte ihn gern etwas, stichelte gern über diesen Punkt. Selbstverständlich nur, weil sie ihn noch weiter treiben wollte, als er schon war, weil er ihr immer noch nicht „frei" genug dachte. Nun, sie hatte gut reden. Eine Schauspielertochter — selbst eine Schauspielerin — da konnte freilich von Correctheit und Convention nicht viel die Rede sein. Und schließlich hatte ihn das ja gerade mit zu ihr hingezogen: diese lockere Ungebundenheit, dies freie Sichgehenlassen, in dem soviel Grazie, soviel Selbstsicherheit und soviel Tact — natürlicher Tact lag. Ja, gerade das war das Bewundernswerthe, das, was ihn immer neu entzückte und berauschte. Gerda war ja auch schön, — eigenthümlich schön, — sie hatte eine ganze Reihe von bestrickenden Eigenschaften an sich, und sie war eine Künstlerin von Ruf und Ansehen. Aber das Alles wog für ihn doch dies Eine nicht auf: ihre reizvolle Uncorrectheit, bei der man doch immer das bestimmte Gefühl hatte, auch als Mitglied der guten Gesellschaft könne man sich vollkommen ruhig und gefahrlos in ihrer Nähe bewegen.

Daß sie ihm zu Gefallen Manches ablegte und unterdrückte, was sie ihrer Natur nach gern gethan hätte, ahnte er ebensowenig, wie daß ihr das hin und wieder als ein lästiger, kaum mehr erträglicher Zwang erschien, daß sie zu Zeiten sogar über einem Gewaltmittel brütete, um sich dieser Nothwendigkeit zu entziehen. Es zuckte und prickelte ihr dann in all' ihren kleinen, weißen, nervösen Fingern, endlich einmal Etwas zu sagen, Etwas, was ihn mit einem Schlage über ihr uncorrectes Selbst im ganzen Umfange, in der ganzen Tragweite aufklären mußte, selbst auf die Gefahr hin, daß ihm das einen gewaltigen Stoß gab und ihn vollständig an ihr irre machte. Bisher war ihm nie ein anderer Gedanke gekommen, als daß sie es wahr-

Digitized by Google

haftig leicht gehabt hatte, sich vom „Correcten" fern zu halten; ihr ein Verdienst daraus zu machen, daß sie niemals Mißbrauch mit ihrer Freiheit getrieben, daran dachte er gar nicht. Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Mißbrauchs noch garnicht überlegt. Er, Herbert Fürst, hatte sich mit Gerda Lindheim verlobt; das hieß eigentlich beinahe soviel, als daß er ihr vor aller Welt das glänzendste Leumundzeugniß ausstellte und ihr Vorleben als makellos erklärte, es gewissermaßen adelte.

Daß sie heute hier allein waren, hatte einen kleinen, ganz kleinen Kampf gekostet. Es war das erste Mal. Herbert fand es in der That nicht ganz passend, daß sie als Brautpaar ohne jede Begleitung Abends in den Ausstellungspark gingen. Man konnte doch garnicht wissen, was andere Leute dazu sagen würden. Es sah immerhin ein bischen provocant aus. Dieser oder Jener hätte Gott weiß was? unter diesem harmlosen Zusammensein à deux vermuthen können, zumal Abends im Ausstellungspark doch notorisch allerlei zweifelhafte weibliche Existenzen ihr Wesen trieben. Kurz: Herbert hatte allerlei kleine Bedenken gehabt. Vor Allem sah er gar keinen rechten Grund für diese Neuerung ein. Man war mit Gerdas Tante — einer dieser sehr entfernten Tanten, zu der das verwandtschaftliche Verhältniß durchaus nicht mehr ganz klargestellt werden konnte, die aber seit Jahren mit ihrer „Nichte" zusammenlebte — immer ganz ungenirt gewesen, und es hatte soviel anständiger ausgesehen. Aber Gerda setzte nun einmal ihren Kopf darauf. Und er *wollte* ja nicht correct sein. Das gab den Ausschlag. Schließlich fand er es selbst ganz amüsant, einmal mit ihr allein im Ausstellungs-Restaurant zu soupiren, und sie hatten sich Beide wie die Kinder darauf gefreut.

Nun war's doch nicht ganz so geworden, wie sie gedacht. Woran das lag — wer wußte es? Hatte Herbert nachträglich nun doch wieder Scrupel bekommen? Genirten ihn die Blicke und Mienen irgendwelcher Bekannten oder Unbekannten, die zu ihnen hinüberschielten? Fürchtete er, ihrer Beider Verhältniß werde nicht ganz klar vor aller Welt erscheinen? Denn das war ihm zeitlebens das Schrecklichste gewesen: unklare Verhältnisse, — alles Verworrene, Undeutliche, nicht ganz Zweifelsfreie. Oder was hatte er sonst? Hatte überhaupt er angefangen mit diesem freudlosen Stillesein, oder war Gerda es selbst gewesen? Nachdenklich erschien sie heute jedenfalls, so nachdenklich, wie er sie garnicht kannte. Auch das mochte ihn verdrießen, eine ansteckende Wirkung ausüben, denn er wollte sie immer heiter, strahlend, — ihr ganzer Zauber beruhte darin; lieber mochte sie ausgelassen und übermüthig sein, als so, — nur nicht so wie heute, das stand ihr garnicht.

„Du bist heute so merkwürdig still," sagte er endlich zwischen zwei Dampfwölkchen seiner Cigarre, „hast Du 'was?"

Es klang übellaunig und ein bischen herrisch, weniger als theilnehmende Frage, wie vielmehr als die dringliche Aufforderung, Nichts „zu haben" und nicht mehr stille zu sein. Gerda begriff das vollkommen. Sie er-

Digitized by Google

widerte aber nur: „Du bist auch still, scheint mir. Man muß doch auch nicht immer schwatzen.“

„Ich!“ Er machte mit seiner schönen Hand eine Bewegung, als ob er sagen wollte: „Ich kann mir das eben leisten. Ich bin ich.“ Laut aber fügte er hinzu: „Ja, das ist wohl wahr. Ich habe heut viel gearbeitet, — ein schwieriges, psychologisches Problem, weißt Du. Unsereins lebt das immer gleich so mit. Und es ist garnicht leicht, immer die correcte Lösung —“ Er stockte, wurde etwas roth und warf einen fast ängstlichen Blick zu ihr hinüber. Da war es ihm nun doch einmal wieder entfahren, dies Wort, das er jetzt haßte und mied, das ihn in Gerdas Augen geradezu compromittirte, — und bei solcher Gelegenheit! „Correcte Lösungen“ wollte er ja in Wahrheit garnicht bei seinen Geschichten finden, — was Gerda — und neuerdings er mit ihr — denn so „correct“ nannte. Im Gegentheil. Ein alberner Lapsus! Und er war fest entschlossen, mitzulachen, wenn Gerda ihn jetzt auslachen würde.

Das that sie aber nicht. Merkwürdigerweise ließ sie sich die Gelegenheit dazu diesmal entgehen und sagte nur zerstreut: „Ja, ja, ich kann mir's denken. Es ist sehr schwierig. Im Leben ja auch.“ Und dann, nachdem sie das grüne Glas vor ihr an die Lippen geführt, mit einem verlorenen Blick in die grünen Parkwipfel hinaus: „Wollen wir nicht ein bischen hinausgehen? Ich denke mir's jetzt hübsch draußen. Und wenn Dir's recht ist, abseits von der Musik und von den Menschen. Man bekommt's auf die Dauer satt. Es betäubt, aber es befriedigt nicht.“

„Wie Du willst,“ sagte er phlegmatisch, etwas nachgiebig gestimmt, weil sie sich die Gelegenheit, ihn auszulachen, hatte entgehen lassen. „Wir werden dann auch wohl bald den Heimweg antreten müssen.“ Dabei schlug er discret mit dem Dessertmesser an sein Glas, um den Kellner zu rufen.

„Nach Hause?“ fragte sie. „Schon? Warum denn?“ Sie sah auf die Uhr.

Er hatte eigentlich erwidern wollen: „Weil es unschicklich ist, wenn wir Beide allein zu so später Stunde —“ Aber er begriff, daß sie ja das voraussetzte, daß sie darauf geradezu wartete. Und deshalb sagte er's nicht, sondern stattdessen: „Die letzten Pferdebahnen sind immer so überfüllt, auf die darf man's nicht ankommen lassen.“

Ein stichhaltiger Grund war auch das nicht. Denn es blieb ihnen dann immer noch die Stadtbahn, und er war durchaus in den Verhältnissen, auch eine Nachtdroschke nehmen zu können, sie war für seine Verhältnisse sogar das natürlichste Beförderungsmittel; aber Gerda sagte Nichts mehr. Er zahlte, ohne nachzurechnen oder ein Wort einzuwenden, legte ein reichliches Trinkgeld neben seine sauber zusammengelegte Serviette und stand auf. Dann half er ihr in ihr Jaquet, ließ sich vom Kellner seinen lichtgrauen Havelock umhängen und nahm seinen Cylinder. Sie gingen. Er sah sehr groß

Digitized by Google

und stattlich aus, als er sie am Arm führte, alle Leute sahen sich nach den Beiden um.

Draußen hatten sie Mühe, sich durch die Menschenmassen zu winden, die immer noch auf dem breiten Wege vor der Musikkapelle sich hin- und herschoben. Sie gingen gegen das Pergamon-Panorama zu, immer noch ohne zu sprechen.

Allmählich verklang das Streichconcert hinter ihnen, — noch ein Strauß'scher Walzer, mit dem es für heute schloß. Ganz leise und gedämpft hallten die Töne herüber, untermischt mit Menschenstimmen, hin und wieder durchschrillt von dem Pfiff einer Locomotive, übertäubt vom dröhnenden Gerassel eines jagenden Stadtbahnzuges. Dann gelangten die Beiden in stillere, einsame Seitenwege. Wie wundervoll diese Juninacht eigentlich war, spürten sie erst hier, wo der sternenüberglitzerte Nachthimmel zu ihren Häupten lag und nur die geheimnißvollen Stimmen des Frühsommerdunkels um sie her laut wurden, für die sie doppelt empfänglich geworden nach dem lärmenden Gewoge, das sie durch Stunden und Stunden umbraust. Hie und da gleißten die Büsche, wie versilbert vom elektrischen Licht der Glühlampen in den Hauptwegen, sie athmeten eine kühle Frische, einen Hauch von Unberührtheit aus. Irgendwo in einem lauschigen Winkel, aus dem der Duft der Goldregentrauben herüberwehte, schlug in kleinen Zwischenräumen eine Nachtigall an, leise und schüchtern, als wagte sie sich nicht recht hervor.

Herbert schien in eine weiche Stimmung zu verfallen. Er war sehr empfänglich solchen Naturreizen gegenüber, und wenn er dann allein mit Gerda war und Niemand seine Mienen in Obacht nehmen konnte, — denn in solchem Fall hätte er sich genirt, — wurde er sentimental, er fing an zu schwärmen. Auch jetzt begann er damit. Es waren überschwängliche, glühende Worte, die von seinen Lippen brachen, voller Verliebtheit, Begierde und irrer, stammelnder Trunkenheit. Gerda erwiderte kein Wort. Nur manchmal zuckte ihr Arm ganz leise in dem seinen. Und dann gingen sie weiter und weiter, ganz langsam, ganz wie in einer fremden Welt.

Da plötzlich, als sie von einer Gebüschlücke am Wege aus die große Fontaine sahen, die drüben wie ein mächtiger Silberstrahl in den Teich niederwallte, sagte Gerda leise, dumpf: „Ja, das ist Alles ein schöner Traum, Herbert, das Alles hätte werden können. Aber Du bist zu spät gekommen. Verzeih' mir! Verzeih' mir! Ich konnte Dir's nicht eher sagen."

Er starrte sie, mitten aus seinem verzückten Schwärmen auffahrend, mit erblassendem Gesicht an. „Was ist das? Was soll das heißen? Gerda!"

Sie nickte leise vor sich hin. Dann zog sie ihn mit sanfter Gewalt weiter in das Dunkel des Laubgangs hinein, als ob ihre Augen das Stück Helle da drüben nicht vertrügen, und nun, sich an ihn klammernd, raunte

Digitized by Google

sie an ihm empor: „Es soll heißen, wie ich's sagte. Es soll heißen, daß Deine Liebe zu mir auf die härteste Probe gestellt wird, die es geben kann, Herbert; verdamme mich, daß ich bis heute geschwiegen habe! Ich bin ja verdammenswerth um deswillen. Aber Du mußt auch begreifen — Ich habe Dich so lieb, Herbert, und Du zeigtest mir ein so hohes Glück, — und da sollte ich nun mit einem Worte, mit einem Schlage — nein! ich konnt's nicht. Leicht ist es für ein Mädchen ohnehin nicht, so Etwas auszusprechen, — so Etwas einem Manne einzugestehen, auch nur anzudeuten — Und wenn man den Mann nun gar liebt — Und wenn man sich nun durch das Geständniß gar die Pforte zum Glück verrammelt für immer, — Herbert, Du mußt begreifen, daß ich's nicht über mich brachte, daß ich schwieg, — Dich betrog. Wir waren auch so selten allein, — es war nie eine Gelegenheit, — ich wollt's ja so oft; — tausend, tausend stachelnde Vorwürfe macht' ich mir jeden Tag, — jeden Tag von jenem ersten, glückseligen an nahm ich mir vor: heute — heute ganz gewiß — Und dann geschah's doch wieder nicht, dann war doch wieder die Angst zu groß und schnürte mir die Kehle zu, — die Angst, Dich zu verlieren, Herbert! Aber ich hatte durch mein Schweigen — durch dies ewige Hinausschieben keine wahrhaft glückliche Stunde. Und deshalb — blos deshalb könntest Du mir vergeben —"

Es quoll Alles von ihren Lippen tonlos, sich überstürzend, ein klein wenig schauspielerisch. Aber das merkte er nicht. Er merkte überhaupt nicht auf die Art, wie sie sprach. Er griff sich nur ein paarmal an die Stirn, weil er immer noch glaubte, er träume. Er athmete schwer, wie ein Erstickender. Er blieb stehen, er griff sich vorn in den Halskragen, um ihn zu lockern, er nahm den Hut ab. Er wußte garnicht mehr, was er that, er wußte überhaupt Nichts mehr von sich. Alles in ihm wirbelte und quirlte durcheinander. Er hatte die Empfindung von lauter Stürzendem und Brechendem um sich her. Erst ganz allmählich begriff er, daß er es sich schuldig sei, Herr der Situation zu bleiben, daß er sich eine unheilbare Blöße gab, wenn dies nicht geschah. Er richtete sich gewaltsam auf, aber er schüttelte sie von sich ab, er lehnte sich gegen einen Baum am Wege und warf ihr einen Blick zu voller Anklage, Jammer und Entsetzen. Er wußte selbst nicht, was davon eigentlich in ihm vorherrschte; — am ehesten wohl das Entsetzen über das, was er hier erfuhr, — plötzlich, unvorbereitet, mitten in seine verliebte Ekstase hinein. Wie ein Blitzschlag kam das Alles, betäubend, verwirrend, und diese jähe Helle blendete ihn. „Mein Gott," sagte er nur stöhnend, „wie ist das Alles möglich? Was soll das Alles heißen?"

Sie zuckte trostlos die Schultern. „Im Grunde," sagte sie leise, mit gesenktem Gesicht, „hättest Du Dir's fast denken können. Wenn Du mein Leben, meine Erziehung in Betracht ziehst — Mit sieben Jahren bin ich zum ersten Mal aufgetreten. Seitdem immer in dieser Atmosphäre von

Digitized by Google

Leichtsinn, Verführung und Ungebundenheit — Ist es da ein Wunder? Ist es da ein Verbrechen? Man könnte sich eigentlich nur wundern, daß es so spät geschah — und nur einmal — Ich bin ja nie beschützt gewesen. An mich darf man den Maßstab aus Deinen Kreisen doch wahrhaftig nicht anlegen. Für ein Schauspielerkind war ich tugendhaft genug. Darüber laß' ich mir keine grauen Haare wachsen. Nur daß ich Dich in der Täuschung ließ — bis heute, — das war unrecht. Jetzt, wo ich's endlich vom Herzen habe, wird mir leicht. Jetzt werd' ich wenigstens Gewißheit haben, ob Du mich wirklich so liebst, wie Du mir's oft — eben noch — gesagt hast, und ob Deine Liebe zu mir stärker ist, als alles — alles Andere."

Ihr Ton hatte sich langsam um etwas gewandelt, er war weniger verzweifelt, ruhiger, sicherer geworden, es lag sogar etwas Mahnendes und Forderndes darin. Aber auch diese Veränderung entging Herbert. Er war immer noch fassungslos. Dies Alles kam zu unvorbereitet, war zu niederschmetternd. Für solchen Fall hatte er die nöthige Haltung nicht bereit, er war sich nicht klar über das, was er jetzt zu thun und zu sagen hatte, und das verwirrte ihn, brachte ihn in Conflict mit sich selber. Plötzlich fiel ihm Etwas ein, eine Stelle aus Hebbels „Maria Magdalena", und die sprach er jetzt in seiner Verlegenheit über ein eigenes Wort, das er hätte sagen sollen und das er nicht fand, vor sich hin: „Darüber kann kein Mann weg" — Und dann bedeckte er seine Augen mit den Händen und schluchzte. Nun hatte er plötzlich die Rolle gefunden, die er in dem gegebenen Falle zu spielen hatte. Es erleichterte ihn ordentlich.

Eine Zeitlang sagte Gerda Nichts. Es war so still zwischen ihnen, daß man das plätschernde Niederfallen des Wassers drüben und leise Menschentritte auf den anderen Parkwegen deutlich vernehmen konnte. Dann klang ihre Stimme zaghaft zu ihm hinüber: „Wenn das Dein letztes — einziges Wort ist, dann ist's ja wohl am besten, wir gehen gleich jetzt und hier auseinander — für alle Zeit. Wozu sollte dann ein weiteres Herumzerren noch sein, — zwecklose Vorwürfe und Klagen, da ja nun doch einmal Nichts mehr gutzumachen ist? Mit dem Geschehenen müssen wir uns eben abfinden. Und wenn Du entschlossen bist — Ich habe dann Nichts mehr zu sagen, als: „Verzeih'! und Leb' wohl!"

Nun kam Leben in ihn. Er streckte die Hände nach ihr aus. „Nein, nein, nicht so — ich — ich habe ja noch nicht — ich weiß ja noch garnicht, — ich bin noch immer so verwirrt, so rathlos, — das Alles erscheint mir immer noch so unglaublich, — so unmöglich —"

„Wir müssen aber doch nun zu Ende kommen," sagte sie leise, herb, ungeduldig. „So oder so. Diese gräßliche Ungewißheit hat lange genug angedauert, mir Qualen genug gemacht. Jetzt trag' ich sie nicht mehr. Ich habe Dich so unsäglich lieb, Herbert, daß ich jede Stunde besinnungslos für Dich sterben könnte. Ich möchte wissen, ob es bei Dir ebenso ist, ob Deine Liebe zu mir größer und stärker ist, als Alles sonst in der

Digitized by Google

Welt, — ob Du durch sie — mit ihr Alles überwinden kannst, — auch dies Aeußerste; — ob ich Dir, wie ich da bin, mehr werth bin, als die schmeichlerische Fiction, — der Erste zu sein, die jeden Mann so stolz macht!"

Herbert stöhnte noch einmal auf, dann wandte er ihr sein Gesicht zu, das jetzt kühl und ruhig erschien. Nur seine Mundwinkel zuckten leise. „Gönne mir Zeit," sagte er mit heiseren, rauhen Tönen. „Ich kann mich jetzt nicht aussprechen. Du mußt das doch begreifen. Morgen — übermorgen — Laß mich nur erst einmal zu mir selbst kommen! Du kannst doch nicht verlangen, daß ich jetzt und hier über so Etwas — über eine so wichtige, einschneidende Lebensfrage — Das ist doch unmöglich. Das wäre ja gerade, als wenn Du mir so en passant vorschlügest —" er wußte offenbar nicht gleich, was er sagen sollte, oder unterdrückte das wieder, was er hatte vorbringen wollen, um nach einer kleinen Pause murmelnd beizufügen: — „vorschlügest, von jetzt an nicht mehr zu schriftstellern oder mich von der Sonne abzusperren oder dergleichen. Das ist doch wie eine furchtbare Revolution dies, — und nun so unvermuthet, und jetzt und hier, während —" Er trocknete sich wiederholt die Stirn mit einem lichtblauen, seidenen Taschentuche. „Ordentlich der kalte Angstschweiß ist mir ausgebrochen," sagte er mit einer gewissen suchenden Hilflosigkeit, aber ohne Gerda anzusehen, denn davor schien er sich zu fürchten, — „aber so Etwas auch! In meinem ganzen Leben habe ich eine ähnlich peinvolle Situation — Du hast Dir wirklich eine Stunde ausgesucht zu dem Allen! Laß uns nur jetzt gehen, — womöglich könnt' uns noch wer Bekanntes begegnen, — das fehlte gerade! Und man weiß auch garnicht, wer Einen hier Alles hören kann hinter den Büschen. Mein Gott, mein Gott, was sind das für Sachen! Wenn ich mir so 'was je hätte träumen lassen!"

Er athmete mühsam, steckte sein Tuch ein und versuchte, sich wieder eine Haltung zu geben. Er hatte sie völlig verloren gehabt. Dabei konnte er aber nicht umhin, seine Augen eine Weile mit scheuer Angst rundlaufen zu lassen. Gerda betrachtete ihn während alledem mit einer gewissen kühlen Neugier. Dann, als er ihr seinen Arm bot, sagte sie: „Oh, zwinge Dich nicht dazu! Ich kann ja allein gehen — Oder nein," setzte sie hinzu, und es zuckte Etwas zwischen Oberlippe und Nasenflügeln, während sie ihren Arm leicht in den seinen schob, — „gerade das könnte auffallen, wenn man uns sähe. Und es ist ja garnicht nöthig, daß man vor der Zeit erfährt, was nachher immer noch früh genug unter die Leute kommt."

Es lag Etwas wie ein schmerzlicher Spott in ihren Worten und machte ihn nervös. Er zuckte ordentlich zusammen, als er sie jetzt an seinem Arm gegen den Stadtbahnhof zu führte. Und dann sagte er: „Du thust ja, als wäre es schon entschieden, daß wir — daß ich — So weit sind wir ja doch nicht. Ich bin sehr consternirt — begreiflicherweise — und ich kann in meiner Verwirrung, in dieser heftigen, allgemeinen Gemüthsdepression

Digitized by Google

durchaus keinen Entschluß fassen, mir garnicht einmal klar werden über das, was ich zu thun habe, — aber die Möglichkeit liegt ja doch vor — Es ist etwas Furchtbares, Gerda. Ich wollte, dies wäre mir erspart geblieben. Man könnte darüber wahnsinnig werden."

Nach diesem letzten Ausbruch sagte sie Nichts mehr, und er führte sie weiter. Sie stießen jetzt fortwährend auf Menschen, die gleich ihnen dem Ausgange zudrängten; sie schwiegen Beide. Erst als sie die Treppen zum Bahnhof hinaufgestiegen waren und in der weiten Halle droben die Menschen sich wieder vertheilten, so daß sie allein und ungestört abseits bleiben konnten, sagte er mitten in das donnernde Getöse hinein, mit dem ein einfahrender Zug, der nicht der ihre war, den gewaltigen Raum durchschütterte: „Nachdem Du mir das furchtbare Bekenntniß einmal gemacht hast, Gerda, mußt Du mir nun auch Alles sagen. Das hilft Nichts. Ich muß nun, da Du mir die Binde von den Augen gerissen hast, doch auch gleich völlig klar sehen, um gerecht urtheilen zu können. Ich muß alles Einzelne wissen, — wie und wann es geschah und —"

„Nein, nein." Sie schüttelte ruhig den Kopf. „Das nicht. Das erlaß mir! Es ist so widerwärtig, das noch einmal aufwühlen zu sollen, so häßlich, — und vor Allem so zwecklos. Wozu sollt' es denn etwa dienen? Es macht Nichts besser und Nichts schlimmer. Ich fühle mich nicht verpflichtet dazu, und ich verweigere es Dir. Verzeih'! Aber Du mußt ja selbst begreifen — Die Thatsache muß Dir genügen, die hab' ich zugegeben. Mit der mußt Du Dich abfinden, — so oder so. Mehr bin ich Dir nicht schuldig, — das wäre undelicat. Wenn wir erst verheirathet sind — ich meine: falls Du Dich trotz Allem dennoch bereit finden solltest, — dann, dann natürlich — dann wäre es etwas Andres, wenn Du dann noch darauf bestehen solltest, — aber jetzt: nein. Bitte, reden wir nicht mehr davon! Es ist gerade genug und übergenug!"

Herbert war sehr roth geworden, er murmelte Etwas zwischen den Zähnen, was sie nicht verstand. Ihr Zug fuhr jetzt ein, und sie mußten sich eilen, einzusteigen. Während sie es thaten, sagte sie: „Herr Gott, wir wollten ja mit der Pferdebahn fahren! Wie dumm!"

Er begriff nicht, daß sie jetzt und so von dieser Sache reden konnte. Es schwoll Etwas in ihm empor von Bitterkeit, Empörung und Haß. Dies Mädchen, seine Braut, die ihm eben gestanden hatte, — merkwürdig spät gestanden hatte, — daß sie nicht die war, die er in ihr zu finden geglaubt, daß sie nicht mehr rein war, — dies Mädchen amüsirte sich jetzt darüber, daß sie nun doch mit der Stadtbahn und nicht, wie er gewollt, mit der Pferdebahn nach Hause fuhren, darüber also, daß er dies bei all' dem auf ihn einstürmenden Schrecklichen vergessen hatte! Es war unglaublich, einfach unglaublich. Eine Komödiantin — das war's! Darin lag's! Sie sind alle nicht viel anders. Das Gewerbe, das sie treiben, macht sie so. Im Grunde kann man sich nie bei ihnen darauf verlassen,

Digitized by Google

daß sie in der einen Stunde noch so sind, wie in der andren; das ist eben das Traurige, dem verdankte er diese Bescheerungen von heute Abend. Großer Gott, wenn er das so recht bedachte: — seine Braut! Und schon in eines Andren Händen gewesen! Pfui, es war abscheulich, es war kaum auszudenken.

Und sie hätte es ihm sagen müssen, bevor sie ihm ihr Jawort gab, ihn um sie werben ließ, — damals doch zum Mindesten. Statt dessen — aber natürlich: eine Komödiantin! Warum war er auf den verrückten Einfall gekommen, eine Komödiantin heirathen zu wollen? Die nehmen das alle nicht gar so genau, die haben die „spießbürgerlichen" Grundsätze der soliden, bürgerlichen Gesellschaft nicht und bilden sich noch sogar Etwas darauf ein, wenn nicht Alles bei ihnen so klappt, wie dort. Nun hatte er's! Nun mit guter Manier loskommen, das war eine eigene Sache. Gerede gab's natürlich, — und was für'n Gerede! Das war peinlich. Aber schließlich: wenn man zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, — zu verachten war das auch nicht, es konnte immerhin für einen Schriftsteller, der noch als Anfänger gelten mußte und den Ehrgeiz hatte, schnell zu einem Namen zu kommen, von Vortheil sein. Man würde fragen: „Die Lindheim im Stiche gelassen von ihrem Bräutigam? Wer ist denn der? Ach, der Schriftsteller Fürst! Was hat er doch gleich geschrieben?" Und dann so weiter. Es konnte geradezu zu einer neuen Auflage seiner „Pflicht" führen. Die Welt war nun einmal so, und man mußte sie nehmen, wie sie war.

Nur — es war doch eigentlich schade. Er hatte Gerda lieb. Und der Mann einer bekannten Schauspielerin, — selber ein Dichter — Es machte sich doch ganz gut. Es war so gewissermaßen das Siegel darauf, daß er sich von seiner hochwohlanständigen Gesippschaft emancipirt hatte und seine eignen Wege wandelte als ein freier und unabhängiger Künstler. Mit dieser Beweggrund hatte ihn getrieben, — ganz gewiß. Neben seiner Leidenschaft ein gewisser Trotz, ein herber Eigenwille, eine bestimmte, bewußte Absicht. Wenn er freilich gewußt hätte, — dann natürlich nicht; nicht im Traum wär's ihm dann eingefallen. Aber nun würd' es wie ein Rückzug aussehn, gerade wie wenn er doch bereute, sich von seinen Sippen getrennt zu haben, und einsähe, es sei mit Leuten andren Schlages kein ewiger Bund zu flechten. Und das wollt' er nun doch nicht, das durft' er ihnen um seiner selbst willen nicht gönnen. Eine fatale Lage also —

Das Coupé, in das sie gestiegen waren, war so voll, und der Zug rasselte mit so betäubendem Lärm dahin, daß eine Unterhaltung zwischen dem Brautpaar, das sich gegenübersaß, nicht wohl möglich gewesen wäre, am wenigsten über das Eine, was Herbert nun unabläßig in seiner Seele hin- und herwälzte Es war ihm auch gerade recht so. Nur ruhten Gerdas Augen unverwandt auf ihm, und das genirte ihn, das machte ihn nervös. Was wollte sie eigentlich mit diesem ewigen Herüberblicken? Es war ja gerade,

Digitized by Google

als wollte sie aus seinen Mienen seine wechselnden Gedanken ablesen. Nun, das sollte ihr doch wohl schwer werden. Etwas so Dringendes, so Verlangendes lag in ihren Augen. Herbert rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her. Sie liebte ihn doch sehr, diese Gerda. Eine furchtbare Angst mußte jetzt in ihr wühlen, ihn zu verlieren. Sie wollte mit ihren Augen ihn zwingen, ihn bannen, ihn festhalten. Das war's! Lieber Himmel, ja, es wäre auch Alles so gut und schön gewesen, nur — Es ging ihm eben doch gegen die innerste Natur. Er, Herbert Fürst, und nicht der Erste bei dem Weibe, das er liebte, das er heirathen wollte! In seinen eignen Augen entwürdigte es ihn. Er war garnicht mehr er, wenn er das that, wenn es wirklich dahin kam. Nein, nein, es ging nicht, es ging nicht.

Die rasselnden Räder des Zuges wiederholten es unablässig, was aus all' seinen Gedanken heraus tönte und schrie: „Es geht nicht, — es geht nicht, — es geht nicht —"

Bahnhof Friedrichstraße! Sie stiegen aus, gingen die Treppe hinab, tauchten unter in das immer noch fluthende Gewühl. Wieder hatte er ihr seinen Arm geboten, wieder hatte sie ihn genommen. Schweigend schritten sie nebeneinander her, durch all' das laute, aufgeregte Sommernachtleben der Großstadt. Sie überquerten die Linden. Gerda warf einen Blick zum Café Bauer hinüber, durch dessen offene Thüren und Fenster man auf die lichtüberhellte, bunte Menschenmasse sah, die sich an all' den kleinen Tischen zusammendrängte, — es war ein sehnsüchtiger Blick, dem ein kleiner Seufzer folgte. „Bin ich durstig, Herbert!" und ihr Arm machte in dem seinen eine zuckende Bewegung nach dem Café hin. Jetzt einen Eiskaffee dort — es müßte köstlich sein. Und mitten in die bunte, internationale, ein klein bischen „gemischte" Gesellschaft hinein, nach dem steifen, langweiligen Ausstellungs-Restaurant — In allen Zehenspitzen prickelte es sie danach. Wozu denn auch jetzt schon zu Bett gehn? Es war wohl noch garnicht einmal Mitternacht, — doch wahrhaftig noch keine Schlafenszeit.

Aber Herbert war entsetzt über die bloße Andeutung ihres Wunsches. Jetzt in's Café Bauer, — sie Beide allein, — und nach dem, was eben vorgefallen war, nach diesen Eröffnungen, die von so lebeneinschneidender Bedeutung waren —? Da mußte man sich denn doch wirklich fragen, ob man recht gehört hatte; das war in jedem Falle ein Zeichen von Frivolität, — von nichts Andrem. Wenn Gerda dazu im Stande war, — nun, dann erleichterte sie ihm seinen Entschluß wenigstens, der ja wohl ohnehin hätte seiner Eigenwürde halber von ihm gefaßt werden müssen!

Sehr verdrossen schlugen sie Beide den Weg in die stille Charlottenstraße ein und standen nach wenigen Minuten vor Gerdas Hause. Sie hatten kein Wort mehr gewechselt. Als sie sich zum Abschiede die Hand reichten, kühl, ohne kräftigen Druck, stand er mit dem abgezogenen Cylinder in der Linken vor ihr, hoch, steif, gemessen, wie ein fremder Mann. Und

Digitized by Google

da sagte sie, — noch unter der zitternden Nachwirkung ihres Aergers und der Enttäuschung von vorhin, — gewollt hatte sie es nicht, und kaum daß sie es ausgesprochen, bereute sie es auch schon wieder: — „Ich werde Deine Entscheidung dann ja wohl erfahren, wenn Du es an der Zeit hältst. Triff sie so, wie Du sie correct findest! Gute Nacht!“

Noch nie hatte ihre Stimme so hart geklungen. Und ehe er noch ein Wort hätte erwidern können, war sie im Hause verschwunden. Nur daß er glührоth im Gesicht geworden war, hatte sie noch gesehn. Beinahe that er ihr leid. Aber vor allen Dingen war es sehr unvorsichtig von ihr gewesen, das Wort zu gebrauchen, — deswegen, weil es ihn beeinflussen, ihn bestimmen konnte. Sie wußte ja, daß er, wie der Schmetterling unter der Nadel, beim Anhören dieses Wortes zuckte und zappelte. Und er hatte sich doch frei entscheiden sollen, absolut frei, damit — Von solchen Kleinigkeiten, von solch' einem einzelnen Wort hing manchmal ein Lebensschicksal ab. Und dann war's kein Wunder, wenn die Reue darauf folgte. Nein, lieber als auf solchem Grunde das Glück seines Daseins aufbauen — Wenn es überhaupt ein Glück war, je werden konnte — —

Während Gerda mit solchen Gedanken die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg, setzte Herbert Fürst seinen Heimweg fort. Er mußte die Linden hinunter, zum Brandenburger Thor hinaus. Er ging in der Mitte des Weges, zwischen den verstaubten Bäumen, unter den elektrischen Glühlampen hin. Noch immer glühte sein Gesicht. Wie ein Peitschenschlag hatte das Wort ihn getroffen: — „wie Du sie correct findest!“ Teufel auch! Er wollte ja nicht correct sein, darin hatte er ein Haar gefunden, und Gerda wußte das. Correct! Alles Andere eher, als das. Wie ein freidenkender, modern empfindender Mensch wollte, mußte er entscheiden. Natürlich, das war er sich und seiner neu errungenen Stellung schuldig. Aber schließlich: das war eine Frage — nicht der Moral — zum Teufel mit der Moral! — sondern der Selbsteinschätzung. Wenn man sich doch nun einmal für zu gut hielt, um der „Nachfolger“ zu sein, wo man der Erste und Einzige sein wollte, — das war der springende Punkt, ganz allein das. Und dann: daß sie ihn getäuscht, belogen hatte bis heute Abend! Auf so Eine, die das fertig brachte, war keinerlei Verlaß, jetzt nicht und nie, auf so Eine brauchte man keine zarte Rücksicht zu nehmen.

Auch eine andere Angst war noch in Herbert lebendig. Dieser Eine, der Gerda einmal besessen hatte, lebte doch wahrscheinlich noch, war vielleicht sogar hier in Berlin. Wenn der nun eines Tages in einer lustigen Gesellschaft, am Viertisch — wo es auch war — mit der Faust auf den Tisch schlug, als die Rede auf die schöne Frau Gerda Fürst gekommen war, und lachend — mit jenem Lachen, das Herbert von ähnlichen Erlebnissen her nur allzu gut kannte, ausrief: „Kinder, ich weiß — im Vertrauen gesagt: ich hab' sie auch 'mal gehabt, ich — und ich war der Erste — kann's beschwören!“ Unmöglich, unmöglich!

Digitized by Google

Herbert hatte im Weiterschreiten die Fäuste geballt. Das thut kein Ehrenmann, natürlich nicht. Blos daß manchmal Einen eine weinselige Renommistenstimmung dazu hinreißt. Und dann: war er denn ein Ehrenmann, der Betreffende? Wer bürgte Herbert dafür? Und wenn erst einmal Einer sich gerühmt hat, glaubt natürlich alle Welt, es wären ihrer Mehrere gewesen und der jetzige Ehemann nur gerade der Letzte, der das Dutzend voll macht. Pfui Teufel! Aber dem trete einmal Einer entgegen! Womit denn? Wie denn solch' einem ekelhaften, niederträchtigen Gerücht das Lebenslicht ausblasen? Durch eine Herausforderung? Da konnte man sein halbes Leben mit Duellen verbringen. Und daß so ein Duell mit seinem Zufallsausgang überhaupt garnichts bewies, soviel wußte er doch nun auch schon; auf dem Standpunkt befand er sich seit Langem. Also —

Nun, zum Henker, man durfte es eben nicht darauf ankommen lassen. Es gab da keinen Ausweg. Herbert Fürst durfte keine bemakelte Frau haben, — um seiner selbst willen nicht und um der Anderen willen nicht, denen er keinen Vorwand für ihr geiferndes Gezüngel bieten durfte. Dabei blieb er stehen, darüber kam er nicht hinweg, — mit all' seinem Sinniren, mit all' seinem Getüftel nicht. Mit einem großen, männlichen Entschluß sich freimachen, — weiter blieb Nichts. Das war er sich selber schuldig. Und wer es gut mit ihm meinte, mußte ihm Beifall zollen. Nur daß er über die Gründe dieses Auseinandergehns nie würde sprechen dürfen. Und daß die, welche ihm Beifall zollten, es vermuthlich thun würden, weil sie überhaupt — in Unkenntniß der Sachlage — annahmen, er sei sich über die Unmöglichkeit einer Verbindung mit einer Komödiantin klar geworden, denn solche Verbindung sei nun einmal ein Ding der Unmöglichkeit für einen correcten Menschen. Puh! Dumm! Das wollte er nicht, gerade das nicht.

Er hatte inzwischen seine Wohnung draußen in der Königgrätzerstraße erreicht, in einem großen, vornehmen Hause, eine Treppe hoch, — ein paar Zimmer mit allem modernen Comfort, üppig, von peinlicher Sauberkeit der Einrichtung, fast ein bischen weibisch-luxuriös. Gerda hatte das wenigstens gefunden, als sie hier gewesen, — zum ersten und letzten Mal und natürlich in Begleitung der Tante. Es roch sogar etwas nach Veilchenparfüm in den Zimmern, gerade wie sein Taschentuch und die Seidenaufschläge seines Ueberrocks. Herbert kleidete sich aus und legte sich zu Bett. Es war ein weiches, breites Bett mit schwellenden Federkissen, und er schlief sonst immer sehr gut darin, — fast mit dem Glockenschlage, von Mitternacht bis sieben Uhr Morgens ohne jede Unterbrechung. Nur seltene Ausnahmen kamen dabei vor. Heute konnte er durchaus nicht einschlafen. Alles störte ihn. Das Geklingel der Pferdebahn draußen wollte gar kein Ende nehmen, — und diese ewigen Wagen, die da vorbeirollten — und im Zimmer über ihm wurde Clavier gespielt. Und zu alledem, noch irgendwo ein bellender Hund. Erwürgen hätt' er ihn mögen. Hunde

Digitized by Google

konnte er überhaupt nicht ausstehen; es war einer seiner Streitpunkte mit Gerda, die für Hunde schwärmte und durchaus von ihm verlangte, er sollte sich eine große Ulmer Dogge anschaffen. Das hätt' ihm gefehlt! Ein großer Hund in einer geordneten Berliner Stadtwohnung, wo er Alles umstieß, verunreinigte, verdarb, die besten Freunde mit wüthendem Gekläff anfuhr, — alle paar Tage ein Schmerzensgeld an einen gebissenen Bettler, ein ewiges Gejage hinter ihm drein, Scherereien mit der Polizei, mit den Nachbarn — Aber Gerda hatte gesagt: „Sonst heirath' ich Dich nicht!" Wie dumm! Weshalb ihm das jetzt wohl Alles kam? Es war ja sowieso zu Ende — mußte zu Ende sein —

Ruhelos wälzte sich Herbert in seinen Kissen hin und her. Er erbitterte sich immer mehr gegen Gerda, je weiter die Nacht vorrückte. Daß sie ihm diese Schmach angethan hatte! Daß ihn dieser Keulenschlag heute hatte treffen müssen! Möglich, daß sie entschuldbar, — in höherem Sinne sogar unschuldig war, er wollt' es ja gern glauben; aber daß sie seine Werbung angenommen, ohne ihm ihren moralischen Defect einzugestehen, daß sie ihn bis heute verschwiegen hatte, — das war unverzeihlich, dafür gab es keinen Schatten einer Rechtfertigung. Sie hatte ihn doch wohl erst sicher machen wollen, — offenbar nichts Anderes; sie hatte ihn erst so fest an sich ketten wollen, daß er nicht mehr zurückkonnte, daß er einen Theil seines Lebens dabei einbüßte, wenn er es that. Schmähliche Berechnung war es gewesen. Eingefangen sollt' er erst sein und dann nicht mehr zurückkönnen. Gerade das empörte ihn am allermeisten. So handelte eine raffinirte Kokette, eine schlaue, überschlaue Komödiantin. Ein paar Wochen vor der Hochzeit! Denn jeden Tag konnten ja nun doch diese dummen, so schwer zu beschaffenden Papiere aus ihrem böhmischen Heimatsort endlich eintreffen, und dann konnte das Aufgebot sofort bestellt werden. Hätte bestellt werden können. Und deshalb war's ihr endlich an der Zeit erschienen, den Mund aufzuthun. Nur weil es sonst zu spät wurde, weil es sonst einen bösen Krach hätte geben müssen, wenn er selbst erst — den Teufel auch! Wer ein Mädchen heirathet, nimmt sie doch in dem felsenfesten Glauben hin, wirklich ein Mädchen zu bekommen, und nicht —

Nun, sie sollte sich in ihren feinen Berechnungen denn doch getäuscht haben. Die Schlingen, in denen sie ihn hielt, waren noch keineswegs so fest geknüpft, daß es kein Entrinnen mehr daraus gegeben hätte. Oho, nein! Und wenn selbst ein Theil seines besten Seins dabei zu Grunde ging, während er sich freimachte — Besser, ein Stück Lebensglück, Hoffnung und Illusion aufopfern, als seine Ehre. Die Ehre mußte gewahrt werden um jeden Preis, auch um den höchsten und äußersten.

Dieser Schlußgedanke gab Herbert eine gewisse Ruhe zurück. Seine Mannesehre verlangte die Trennung von dieser Frau, die nicht mehr rein war und die ihn hintergangen hatte. Damit fertig; darüber hinaus gab es Nichts mehr zu klügeln. Um seiner Ehre willen mußte er entsagen und

Digitized by Google

leiden; das war Menschenloos, und es war eines Mannes würdig, so zu handeln. Mit diesem Bewußtsein versuchte er gestärkt einzuschlafen, nachdem es endlich ganz still draußen und im Hause geworden war, und es gelang ihm nach einiger Zeit auch wirklich. —

Am anderen Morgen fühlte er sich zwar weniger frisch, als sonst, aber im Uebrigen war er ganz ruhig. Die Trennung mußte vor sich gehen, daran war kein Zweifel mehr. Er hätte Gerda gleich jetzt den Abschiedsbrief schreiben können, aber es sollte nicht den Anschein haben, als ob er sich übereilte. Morgen war ja auch noch Zeit genug. Er kleidete sich mit der gewohnten, umständlichen Peinlichkeit an, frühstückte, las die Zeitungen, — Alles genau, wie sonst, Alles ganz nach dem Schnürchen. Und dann wollte er arbeiten. „In diesen Stunden pflege ich zu dichten," hatte Gerda in ihrem übermüthigen Spott von seinen Vormittagen gesagt. Nun, schließlich mußt' es doch auch in diesen Dingen eine gewisse Regelmäßigkeit geben, Schriftsteller sein hieß doch noch lange nicht Faulenzer sein. Im Gegentheil. Die Ungebundenheit mußte doch auch ihre Grenzen haben, es war doch immer noch ein gewaltiger Unterschied zwischen einem geregelten Lebenswandel und einer steifleinenen, pedantischen Correctheit, wie sie in der Sphäre heimisch war, aus der er hervorgegangen —

Correctheit! Da war das widerwärtige Wort schon wieder, mit dem Gerda ihn gestern Abend entlassen hatte und das immer wie ein Peitschenschlag auf ihn wirkte. Correct! Correct wollt er garnicht handeln. Jetzt nicht und nie. Aber schließlich: wenn es die Ehre gebot —

Er setzte sich an seinen Schreibtisch. Alles lag und stand hier, wie er es brauchte. Eine vortreffliche Feder, kein Härchen in der Tinte — Er überlas die letzten Manuscriptseiten. „Zerrissene Fesseln," sollte der Roman heißen. Und hier stand: „Wenn er das that, was in seinen Kreisen verehmt und unmöglich gewesen wäre, so wußte er jedesmal ganz genau, daß dies in seiner jetzigen Lage und wenn er sich wirklich — auch innerlich — freimachen wollte, gerade das Richtige und das einzig Gebotene war, das, wozu sein Herz seine Zustimmung gab." — Das hatte er gestern geschrieben, bevor Gerda ihm — Seltsam! Und da sollte er nun heute wieder anknüpfen. Nein, das konnte er nicht. Zwischen gestern und heute lag für ihn ein Abgrund. Schließlich war der Schriftsteller doch auch nur ein Mensch. Er strich den Satz aus, mehrmals hintereinander, mit dicken Federstrichen. Aber die ganze Geschichte war schließlich auf diese Sentenz angelegt, die ganze Geschichte sollte im Grunde Nichts weiter besagen. Ein Theil seiner eigenen Lebensgeschichte, — zurecht gestutzt, verbrämt, auf andere Verhältnisse, in eine andere Weltgegend übertragen, — wie man das denn so macht. Und nun — es war dumm. Er wußte durchaus nicht weiter. Schlechterdings mußte man doch Ausnahmen von jener Regel constatiren; in solcher Allgemeinheit, mit solchem Anspruch auf Giltigkeit war sie absurd. Wo die Ehre in's Spiel kam — Das Ganze war über-

Digitized by Google

haupt Nichts, als eine sehr natürliche Reaction, die nun natürlich auch wieder über's Ziel hinausschoß und in's Extrem verfiel. In der Mitte lag, wie immer, die Wahrheit.

Er wollte weiterschreiben. Nein, das ging auch wieder nicht, das mit der goldenen Mitte. Es war gar zu abgedroschen, und gerade gegen die gedankenlosen Durchschnittsanschauungen der „Mitte" sollte sich das Buch ja in erster Linie richten. Er schob die Blätter fort, er stand auf. Ganz heiß war er geworden, die Haare klebten ihm an den Schläfen. Diese erbärmliche Geschichte! Daß die nun auch in seine Arbeit eingriff, überstieg doch alle Begriffe. Herbert war wüthend. Nun konnte er den ganzen Pack Blätter da nur zerreißen, nun war das Alles umsonst geschrieben worden. Denn in's Gesicht schlagen konnt' er sich doch nicht geradezu; wie man schrieb, so mußte man doch auch leben, im Leben handeln. Und nach seinen papiernen Tendenzen da hätte er also jetzt Gerda heirathen müssen, gerade weil in seinen Kreisen Jedermann ohne Unterschied das für unmöglich erklärt haben würde, gerade deshalb. Weil es nicht correct war!

Er ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her. Alles in ihm war in Aufruhr. Wenn er sich nur irgendwo hätte Rath einholen können! Aber wie ging das denn an? Wer kann denn von so Etwas auch nur andeutungsweise mit einem Andern reden? Uebrigens: was hätte man ihm auch rathen sollen? Solche Dinge muß Jeder mit sich selbst im stillen Kämmerlein abmachen und nach seiner eigensten Natur entscheiden, Jeder wird zu einem anderen Resultat dabei kommen. Seiner Natur — darüber war er garnicht mehr im Zweifel — widerstrebte es, Gerda jetzt noch zu seinem Weibe zu machen. Es fragte sich eben nur, ob er seine Natur nicht bekämpfen, nicht niederzwingen mußte wegen — nun, wie sollte man es gleich nennen? — wegen höherer Interessen, — um sich als wahrhaft freier Mensch zu zeigen, — um zu beweisen, daß die früheren Fesseln seiner Anschauungen, Empfindungen, Vorurtheile wirklich und endgiltig zerrissen waren. Das war's: ein Kampf, eine Feuerprobe. Er mußte da durch, um sich als der neue Mensch zu legitimiren, der er ja sein wollte. Und wenn das ein Stück von seinem innersten Selbst kostete, — und das würde es ja, — wenn er unter diesen Kämpfen und Qualen so schwer zu leiden hatte, daß er schier zusammenzubrechen drohte: es half Nichts, es mußte sein. Er hatte dann definitiv bewiesen, daß er wirklich kein correcter Mensch war. Dies hier war eine Lebensfrage, eine Lebensentscheidung!

Herbert duldete es nicht mehr im Zimmer. Es war ihm zu eng hier. Er mußte weite Horizonte um sich haben, der Lärm des brandenden Lebens mußte ihn umhallen. Er hatte die Empfindung, als ob es ihm am wohlsten sein würde, wenn er jetzt seine Ellenbogen gebrauchen und mit kräftigen Armen eine sich gegen ihn andrängende Menge gewaltsam zertheilen könnte. Er sehnte sich nach Kampf, nach einer Bethätigung seiner Muskel-

Digitized by Google

kräfte. Alles in ihm war in Bewegung, es stürmte in seiner Seele. Wie ein Ertrinkender fühlte er sich stellenweise. Ein heißer Groll gegen Gerda brannte in ihm. Wenn er sie jetzt hier vor sich gesehn hätte, er wäre mit geballten Fäusten vielleicht auf sie losgegangen, er hätte ihr Worte zugeschrieen in seiner allmählich sich steigernden Erhitzung, die wild und brutal gewesen sein würden. Er sagte sich in dieser Stunde, daß er sie hasse. Weshalb zwang sie ihn in dies Alles hinein, — in diesen Kampf, diese Selbstquälerei, dies häßliche Zerwühlen und Zermartern seines Innern? Er mochte das nicht, ihm war all' das noch tausendmal widriger und peinvoller, als jedem Anderen. Es paßte so garnicht zu ihm, brachte ihn mit sich selber in schreienden Gegensatz. Er war ein Mann der Ruhe, der Ordnung, der stillen Arbeit. Ihm that man Schwereres an, als irgend Einem sonst, mit alledem. Wenn er da nur erst wieder heraus, damit nur erst fertig gewesen wäre!

Er hatte seinen Hut aufgestülpt und war in's Freie gelaufen. Er wußte nicht, wohin er sollte. Der Tag war strahlend schön, er stand in so schroffem Gegensatz zu Herbert's Verstörtheit, daß ihm diese leuchtende Sommerherrlichkeit förmlich einen körperlichen Schmerz verursachte. Es hätte lieber stürmen und regnen sollen. Was fing er mit diesem Tage jetzt an? Eine Secunde lang durchschoß ihn der Gedanke, zu Gerda zu gehen und sie zu einer Fahrt nach Wannsee abzuholen. Dann schämte er sich seiner Regung. Wie er doch schon an sie gewöhnt war! Es würde Mühe kosten, sich von ihr loszureißen, — es hätte Mühe gekostet! Wenn er freilich nun entschieden war, eingesehen hatte, daß er doch nicht anders konnte, als sie heirathen — Nein, auch dann nicht. Zappeln lassen wollt' er sie doch in jedem Falle eine Zeit lang. Wie sie sich jetzt wohl härmen, bangen und ängstigen würde! Mit welcher Sorge sie seiner Entscheidung entgegensehn mochte! Denn sie war ja wirklich sehr verliebt in ihn, und die drohende Möglichkeit, ihn in letzter Stunde nun doch noch zu verlieren, mußte ihr furchtbar sein. Wahrscheinlich hatte sie ja doch auch deswegen allein ihr verhängnißvolles Bekenntniß immer weiter und weiter hinausgeschoben; sie hatte ihn nicht verlieren wollen. Nun, Herbert Fürst's Gattin zu werden, — es begriff sich, das war nichts Kleines. Aber büßen mußte sie ihre Unaufrichtigkeit doch. Nicht heute und nicht morgen würde er ihr Botschaft senden, das stand bei ihm fest. Bis an den Rand der Verzweiflung wollt' er sie erst gelangen lassen, diese Genugthuung wenigstens durft' er sich gönnen. Wenn er alle diese innern Qualen zu durchleiden hatte und so ganz aus dem Gleichgewicht geschleudert wurde, weshalb sollte sie frei ausgehen, sie, die doch an all' diesem Abscheulichen die Schuld trug?

Herbert war am Rand des Thiergartens hingeschlendert und sah sich jetzt mitten im wirren Getriebe des Leipziger Platzes. Als er bei Josty vorüber wollte, rief man ihn an. Kuno Parrenholz, — wahrhaftig. Da

Digitized by Google

saß er an einem der Tische im Vorgarten, vier, fünf Zeitungen um sich, die Beine lang ausgestreckt, ein halb leeres Glas Madeira und ein paar Pastetchen vor sich, an die er sich gerade machte. Herbert ging hinein und setzte sich zu ihm. „Was treiben Sie denn hier? Zeitungen lesen? Vormittags? Ist das auch eine Beschäftigung, eines Schriftstellers würdig?"

Kuno Barrenholz drehte seinen schwarzen Spitzbart und zwinkerte durch seinen Kneifer. „Großstadtstudien machen," brummte er. „Famoser Observationsposten hier. Na und Sie — Arbeitsthier? Wohin des Weges? Stelldichein mit Feinsliebchen?"

Herbert wurde etwas verlegen. „Offen gestanden, — ich bin so auf's Gerathewohl in die Welt gelaufen. Es wollte mit der Arbeit heut nicht so recht flecken."

„Kenne ich," meinte der Andere, behaglich kauend. „Fleckt bei mir fast nie. Prosit!"

„Ein schwieriges Problem, wissen Sie. Da muß man sich Zeit lassen, innerlich ruhiger und reifer werden. Sonst ist's ja doch nur Pfuscherei."

Hm," machte der Schwarze. „Ganz mein Fall. Uebrigens —" Er schlürfte sein Glas langsam leer. „Interessanter Stoff? Was? Erzählen Sie doch 'mal!" Als Herbert zögerte, fügte er verächtlich bei: „Na, Sie glauben wahrscheinlich, ich könnt' Ihnen die Geschichte wegkapern? Nicht? Na, haben Sie man blos keene Angst! Ich habe mehr Stoffe vorräthig, als Haare auf'm Kopf. Ich könnt' Ihnen im Gegentheil vielleicht doch 'n guten Rath geben. Im Aussprechen wird man sich oft erst klar über das, was man will und soll."

Herbert lächelte halb verlegen. Er wußte sehr gut, daß Kuno Barrenholz dafür berühmt war, die „Collegen" nach ihren neuen Stoffen auszuhorchen, und diese dann, wenn sie „ihm lagen", in Schnellarbeit vorweg zu verwerthen. Kein Mensch wollte ihm deshalb mehr Etwas erzählen, und seitdem schrieb er fast Nichts mehr. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf Neulinge im Fach. Plötzlich fiel Herbert Etwas ein. Er erzählte Kuno Barrenholz nicht seinen Roman, den er in Arbeit hatte, sondern seinen eigenen Fall, wie wenn es sich da um einen Romanstoff handelte, — natürlich nur in ganz allgemeinen Umrissen, unter veränderten Verhältnissen und nur im Hinblick auf die eine, ausschlaggebende Frage: Darf ein Mann unter solchen Umständen seine Braut noch zu seiner Frau machen? Es war doch immerhin höchst interessant, wie ein moderner Romancier — denn das war Kuno Barrenholz und gar kein unbedeutender, im Gegentheil: ein sehr scharfer, logisch analysirender, durch und durch von moderner Empfindungsweise durchtränkter — über die Sache von seinem Standpunkt aus urtheilte. Es mußte ihm einen sehr deutlichen Fingerzeig geben.

Anfangs hörte der Schwarze sichtlich mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Nach einiger Zeit aber zeigte sich ein geringschätziges Lächeln auf seinen

Digitized by Google

Lippen. Und schließlich unterbrach er Herbert mit einer abwinkenden Handbewegung. „Aber lieber Herr, das ist doch kein modernes Problem. Seien Sie gut!"

Herbert war sehr verblüfft. „Erlauben Sie 'mal! Eine so ernste Sache —"

„Ach, gehen Sie doch! Solche abgeklapperte Geschichte! Ueber so 'was zerbricht man sich die Köpfe heutzutage nicht mehr. Ne, ne, das ist abgethan; das ist überhaupt kein modernes Problem. Damit locken Sie keinen Hund vom Ofen. Antiquirte Sache."

Herbert wußte nicht mehr, was er sagen sollte, er war sehr kleinlaut. „So 'was kommt aber doch vor," sagte er verschüchtert. „Heute auch noch."

„Na!" Der Andre lachte. „Das versteht sich. Erst recht. Aber da nun längst feststeht, wie ein modern denkender Mensch so 'was aufnimmt, ist das eben kein Problem mehr, sondern 'n ganz vulgärer Durchschnittsfall."

„So!" Herbert warf dem Sprecher einen schrägen Blick zu. „Nun, ich weiß doch nicht recht — Mein Held befindet sich gerade im höchsten Zweifelsstadium. Aber er wird wohl schließlich doch alle Bedenken überwinden und trotz alledem und alledem —"

„Natürlich wird er." Kuno Varrenholz brannte sich eine Cigarrette an. „Wenn er 'n moderner Mensch ist, wohlverstanden. Denn sie könnten ja auch 'n Waschlappen und gedankenlosen Jämmerling schildern wollen. Sonst aber wird er sagen, daß solch' Mädel mit 'm sogenannten sittlichen Defect für einen denkenden Menschen ganz genau dasselbe ist, wie 'ne Wittwe oder 'ne geschiedene Frau. Hat er gegen so Eine keinen Dégout, kann er auch hier seine moralischen Bedenken nur getrost zu Hause lassen. Oder stehen Sie etwa auf dem Standpunkt von Standesamt und Kirche? Das ist ja freilich ganz correct nach 'm alten Stiefel, aber für'n klarköpfigen Menschen wird so 'was mit oder ohne staatliche Sanction nicht besser und nicht schlechter. Im Gegentheil: so' was aus Liebe zu thun ohne standesamtliche Registratur ist jedenfalls viel moralischer, als ohne Liebe, mit hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß. Woraus zu folgern ist — Donnerwetter! Sie sind ja ganz roth geworden, College. Ich sag' Ihnen da doch hoffentlich nichts Neues?"

„Nein, nein," machte Herbert gedehnt und versuchte, überlegen zu lächeln. „Natürlich nicht. Alter Kram. Standesamt und Kirche können keine Ehe sittlich machen, die Hauptsache muß da noch erst hinzukommen. Und andererseits kann auch ohne Ehe — Ja, es kommt immer auf den Einzelfall an. Aber natürlich: ein Problem liegt da nicht vor, — von einem modernen Problem kann gar keine Rede sein. Ich dank' Ihnen, lieber Varrenholz. Wissen Sie, wenn man seinen Kopf so mitten in die Arbeit hineinsteckt und löffelt und löffelt immerfort daran herum, verliert man schließlich ganz den freien Blick über den eigentlichen Kernpunkt der

Digitized by Google

Sache. Und meistens ist der so einfach, — so spotteinfach. Es ist die Geschichte von dem Walde, den man vor lauter Bäumen nicht sieht."

„Ja, wenn Sie weiter Nichts vorhaben —" Varrenholz blies kleine, blau-graue Ringelchen in die Luft. „Den Roman würd' ich ungeschrieben lassen. Der kommt um ein viertel Säculum zu spät. Aber sonst vielleicht 'was auf Lager? Hm?"

„Leider nein. Garnichts." Herbert stand auf. „Ich dank' Ihnen nochmals. Ich hätt' da leicht einen faux pas machen können. Adieu."

„Sie wollen schon fort?"

„Eine Verabredung, ja. Sie wissen ja: ein verlobter Mann, — Weiberdienst geht da vor Herrendienst."

„Ja, richtig. Und heirathen bald?"

„In allerkürzester Zeit. Auf Wiedersehn!" Er winkte lächelnd mit der Hand und ging.

Als er auf's Gerathewohl die Potsdamer Straße hinunterschlenderte, — wohin er nun sollte, wußt' er garnicht, nur allein hatt' er sein wollen, — sagte er tonlos zweimal vor sich hin: — „wie 'ne Wittwe oder 'ne geschiedene Frau —" Mit einem Mal hatte er das erlösende Wort. Dieser Varrenholz war im Grunde ein ausgesprochener Lump, aber Herbert hätte ihm von Rechtswegen um den Hals fallen sollen.

* * *

Dreimal vierundzwanzig Stunden waren nun vergangen seit dem Abend im Ausstellungspark, und Gerda Lindheim hatte noch immer keine Nachricht von Herbert erhalten. Sie sollte eben „zappeln". Herbert überlegte gar nicht, daß sie aus dieser langen, über die Verabredung ausgedehnten Bedenkzeit nur einen Schluß auf seine haltlose Unentschlossenheit ziehen konnte, der keineswegs günstig auf ihr Gesammturtheil über seinen Charakter wirken mußte. Er wollte sie um keinen Preis merken lassen, daß er längst entschieden war, noch weniger natürlich, wer und was eigentlich den Ausschlag gegeben hatte. Sie sollte nicht denken, daß er die Sache leicht nahm und rasch damit fertig war. In Wahrheit war dies auch gar nicht der Fall. Er hatte im Gegentheil unablässig weiter daran zu schlucken und zu würgen. Trotz Allem und Allem wollte es ihm gar nicht eingehen, daß seine Braut — —

Was nützten ihm da alle anderen Schlagworte und brüchigen Sophistereien? Natürlich, ja, man mußte sich nicht d'ran kehren, man mußte als moderner Mensch die Sache vom modernen Standpunkt aus betrachten, und er vor Allem — gerade er — durfte nicht „correct", „nach'm alten Stiefel" sich resolviren. Alles gut und schön. Und es lebte auch wirklich kein Zweifel mehr in ihm. Aber eine abscheuliche Sache blieb es deshalb doch. Erst das Factum selbst und dann ihre Verheimlichung — Pfui, nein, das verwand sich nicht so leicht. Innerlich gewiß nicht, wenn man auch äußerlich thun mußte, als hätte das Alles nicht viel zu sagen. Wer konnte gegen

Digitized by Google

seine Natur? Der Grimm und Groll über das Geschehene blieb bestehen, der ließ sich nicht ausrotten, der fraß innerlich immer weiter. Verbergen konnte man ihn, aber besiegen, verscheuchen, — nein, unmöglich. Das war nun einmal, wie es war.

Mit der Zeit begann Herbert sich auf seine Selbstüberwindung immer mehr einzubilden. Er sonnte sich förmlich darin. Es war doch wirklich etwas Großes, was er that, hier klaglos und vorwurfslos zu verzeihen. Nicht Jeder hätte es ihm nachgemacht. Aus seinen Kreisen — den ursprünglichen Kreisen — nun sicherlich schon Niemand. Ja, er war eben ein freier Mensch, er hatte sich losgemacht von allem Conventionellen, er gewiß, — so schwer das gerade ihm geworden war.[1] Es war nicht abgegangen ohne viel Weh und Herzeleid. Aber nun hatte er auch wirklich Grund, mit sich zufrieden, auf sich stolz zu sein. Einer von jenen modernen Märtyrern war er, die die Zeit gebar und die an der Wende eines neuen Zeitalters standen, um für die kommenden, freieren Menschen mit zu leiden und zu entbehren.

Am Abend des dritten Tages schrieb Herbert folgenden Brief an Gerda:

„Geliebte!

Ich habe entschieden. Du wirst mein Weib werden trotz Allem. Von der Stunde unseres Wiedersehens an wird nicht mehr von dem Geschehenen zwischen uns die Rede sein, nicht wahr? Nein, mit keiner Andeutung. Darauf bestehe ich, das ist geradezu meine Bedingung. Es soll Alles sein, als wäre jenes Wort nie gesprochen, jene schwere Entscheidung nie an mich herangetreten. Wir wollen es auslöschen und vergessen. Es ist abgethan. Nur darfst Du um deswillen nicht glauben, daß es mir leicht geworden wäre. Bei Gott, nein, Gerda. Ich bringe Dir ein Opfer meiner innersten Ueberzeugungen. Du hast nicht recht an mir gehandelt. Aber danke mir nicht dafür, — wenigstens nicht mit Worten. Komm' gar nicht mehr auf dies Traurige und Peinliche zurück! Danke mir höchstens durch Dein Verhalten. Heute sind Deine Papiere endlich bei mir eingetroffen. Morgen früh gehe ich zum Standesamt, um den Aushang zu veranlassen, und dann komme ich zu Dir. Bis dahin schließe ich Dich mit ernster Ergriffenheit in meine Arme. Mir ist, als hätte ich Dich neu errungen und gewonnen.

Dein Herbert."

Am nächsten Tage, um die für seine früheren Besuche üblich gewesene Nachmittagsstunde, ging Herbert zu Gerda. Er sah blaß und angegriffen aus. Nachts hatte er vor Zahnschmerzen, an denen er manchmal litt, die er aber nie eingestand, weil er das für ein mannesunwürdiges Leiden hielt, wenig geschlafen. Auch der Gang vorher zum Standesamt mit seinem Zubehör von lästigem Warten und Herumstehen hatte ihn ermüdet. Diese Leidensmiene kleidete ihn aber gut, was er selbst sehr genau wußte, und sie war ihm gerade jetzt recht. Er war sehr gehalten in seinem Wesen,

Digitized by Google

eine gewisse gedämpfte Schwermuth lag über ihm ausgegossen. In Allem, vom jeweiligen Zucken seiner Mundwinkel bis zu dem leisen, etwas singenden Ton, in dem er sprach, die Stirn leicht gesenkt, das Auge bohrend auf immer den gleichen Gegenstand gerichtet, prägte sich's aus, daß hier ein großer Schmerz männlich zu Ende gerungen sei. Er hatte Gerdas beide Hände eine kleine Weile mit kräftigem Druck umschlossen gehalten und dann wortlos ihre Stirn geküßt. Sprechen konnte er eine Zeit lang gar nicht; als er's that, sprach er von gleichgiltigen Dingen.

Gerda ihrerseits war voller Jubel. Man sah ihr freilich Nichts davon an, daß sie gelitten habe oder auch nur in schwerer Sorge gewesen sei, in ihren strahlenden Mienen sprach sich Nichts von irgend welchem Hangen und Bangen aus; aber gerade das Ueberwallende in ihrem Glücksgefühl jetzt schien von den früheren Zweifeln zu reden. Es war sogar hin und wieder etwas Uebermüthiges in ihrem Lachen, wenn sie auch in sich nur hinein lachte, um bei Herbert keinen Anstoß zu erregen. Man konnte beinahe argwöhnen, daß ihr irgend Etwas im Grunde sehr komisch bei diesem Allen erschien, — ob seine etwas gemachte Schmerzenshaltung oder sonst Etwas, blieb unaufgeklärt. Jedenfalls hielt sie das Versprechen, mit keinem Wort auf das zurückzukommen, was zwischen ihnen gestanden hatte, und es war, als sei Alles beim Alten. Arm in Arm gingen sie zusammen spazieren, — ohne Begleitung der Tante; das erschien jetzt selbstverständlich, von der war überhaupt nicht mehr die Rede.

Nach der schweren Krise schien das Verhältniß zwischen den Beiden gefestigter zu sein, als vorher. Herbert verharrte freilich bei der etwas schwermüthig-gemessenen Haltung, die er seiner Braut gegenüber eingenommen, aber er war von zarterer Rücksicht gegen sie, als früher, und vermied den schulmeisternden Ton von sonst fast völlig. Er schien jeder Möglichkeit eines neuen Conflicts ängstlich aus dem Wege zu gehen. Es machte so etwa den Eindruck, als ob er Gerda und sich als zwei vom Schicksal gezeichnete Leidgenossen betrachtete, die fest zusammenhalten und sich das Leben nicht selbst noch schwerer machen mußten, als es ohnehin schon für sie war. Gerda selbst war dankbar, gefügiger, als sonst, und immer voll heiterer Zufriedenheit. Die Genugthuung über etwas Wohlgelungenes leuchtete aus ihrem Wesen.

Herbert kam sich eigentlich mit jedem Tage braver vor. Es verging keiner, an dem er nicht das, was er gethan, vor sich hätte aufleben lassen, um sich darin zu spiegeln. Er betrachtete sein Bild, wie es aus seiner Handlungsweise hervortrat, mit wachsendem Wohlgefallen. Ja, er war eigentlich ein ganzer Kerl. Wenn das ein Anderer über sich vermocht und fertig gebracht hätte, Einer, der aus anderen Kreisen hervorgegangen, in anderen Anschauungen groß geworden war, mochte es ja nicht viel bedeuten. Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, Verständnißlosigkeit und was Alles noch konnte der Grund dafür sein. Man konnte ja auch einfach Gerda, die ja

Digitized by Google

ein reizendes Geschöpf war, nicht haben verlieren wollen. Oder man hatte nicht den scharf ausgeprägten, männlichen Ehrbegriff, der ihm in der Brust wohnte, und das natürliche Selbstbewußtsein, den natürlichen Wunsch, der Erste und Einzige zu sein. Bei hundert Anderen hätte das Alles also nicht viel zu sagen gehabt. Bei ihm aber — —

Täglich hatte er noch neu zu kämpfen, täglich stieß ihm das Ungeheuerliche neu wieder auf. Der reiche, schöne Mann, der Sohn eines jener „fürstlichen" Kaufleute, er, der jede Frau hätte sein nennen können, — und begnügte sich nun mit der, die ihm nicht mehr das einzige Gut einmal entgegenbrachte, über das doch die Armseligste ihrer Schwestern verfügt, und das der armseligste Mann als etwas Selbstverständliches, Unersetzbares beansprucht! Das war etwas Großes, es war eine That. Darin konnte er immer mit Recht wühlen, das durfte ihn wahrlich stolz machen.

Und nur um so mehr, weil er sich äußerlich gegen Niemanden dessen rühmen konnte, nie auch nur andeutungsweise davon überhaupt sprechen durfte. Gerda gegenüber wäre ihm das tactlos und unzart vorgekommen, — sie sollte ja auch gar nicht wissen, wie schwer ihn das Geschehene geworden, und sollte die ganze Tragweite, die ganze Bedeutung seines Entschlusses nicht ermessen. Bei Anderen verbot es sich ohnehin von selbst. Was Wunder aber, daß er nun um so selbstgefälliger sein eigenes Bild betrachtete, sich an diesem Bilde gewissermaßen berauschte? Welche Selbstbezwingung, welch' Freiheitsempfinden, welche Leidensentschlossenheit doch in dem Allen! Ja, er war ein ungewöhnlicher Mensch. Und daß er dies Bewußtsein hatte, haben durfte, das allein ließ ihn sich in das Unabänderliche so ohne Klage und ohne Vorwurf finden, das gab ihm Geltung, Kraft und Ruhe. Es stimmte ihn sogar milde gegen Gerda, denn er sagte sich, ohne sie und ohne ihren Fehltritt würde er nie Gelegenheit gehabt haben, sich vor ihr und vor sich selber in seiner ganzen Größe und in seinem ganzen Heroismus zu zeigen.

So vergingen die Wochen bis zum Hochzeitstage den Beiden in so ungetrübter Harmonie, wie es sonst vermuthlich nicht der Fall gewesen sein würde. Denn auch Gerda blieb weich gestimmt; für sie lag etwas Rührendes in diesem gelassenen, schmerzverbeißenden Wesen Herberts. „Er ist doch wirklich ein guter Kerl," dachte sie immer wieder, „was bedeutet daneben das bischen Verschrobenheit?" Es kam zu gar keinem Wortwechsel, zu gar keiner Verstimmung mehr zwischen ihnen.

Die Hochzeit sollte ganz in der Stille gefeiert werden. Herbert war mit seinen Verwandten, obgleich sie gar nicht ahnten, was für Eine er in Wahrheit zu seiner Frau machen wollte, schon längst wegen seiner Berufswahl und wegen seiner Heirath zerfallen. Er galt als „aus der Art geschlagen", man achselzuckte über ihn. Nahestehende Fremde hatte er kaum, und Gerdas Anhang reizte ihn nicht. Es entsprach übrigens auch ihren

Digitized by Google

Wünschen durchaus, ohne viel Gepränge seine Frau zu werden. Die kirchliche Trauung, die ihm Anfangs als etwas Unvermeidliches erschienen war, hatte sie ihm glücklich ausgeredet; er sah schließlich selbst ein, daß sie in ihrem Falle eine jener zahllosen „correcten Lügen" gewesen wäre, von denen es im Leben der „gut bürgerlichen" Gesellschaft wimmelte. Nur bezüglich der Hochzeitsreise kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen. Sonderbarer Weise bestand Gerda darauf, obgleich Herbert gerade dies für Schablonenthum ohne jeden tieferen Sinn und Zweck erklärte. Gerda wollte nun einmal fort. Für acht, für vierzehn Tage, und gar nicht weit weg, aber in keinem Fall in Berlin bleiben. Endlich gab er nach. Er sagte sich, daß es Einem, der das über sich gebracht, was er, nicht schwer fallen könne, einer kleinen Grille zu weichen. Eine kleine Erholung würde übrigens auch ihm gut thun; er hatte in der letzten Zeit ziemlich angestrengt gearbeitet, und die seelischen Erregungen, die er durchgemacht, zehrten sichtlich an ihm. Es kam hinzu, daß sein Roman immer mehr Aehnlichkeit mit seinen eigenen Schicksalen und Erlebnissen gewann. Das war ihm zugleich eine Befriedigung — es zwang ihn geradeswegs dazu — und ein dauerndes Bohren und Wühlen in seinen eigenen Wunden. Es zehrte an seiner Lebenskraft. Aber irgendwie hatte er sich doch äußern müssen. Und nun brauchte er wirklich eine Erholung, er war nervös geworden.

Man beschloß, am Hochzeitstage nach Hamburg zu fahren, von dort anderen Tages nach Helgoland. Das Hochzeitsdiner in einem öffentlichen Local, unter Assistenz von allerlei Menschen, denen man die Ehre hatte anthun müssen, ohne ihnen irgendwie nahe zu stehen, verlief ziemlich steif. Es waren da sehr heterogene Elemente zusammengekommen, und man fand sich nicht recht zusammen. Erst gegen den Schluß hin wurde es animirt; der vorzügliche Champagner that da seine Wirkung. Nun drohte die Stimmung aber auch gleich in's Allzuheitere umzuschlagen. Unter den Bühnen-Elementen waren Einige, die anfingen, sich in burschikosen Anspielungen zu ergehen und Reden zu improvisiren, die schon nicht mehr zweideutig waren. Es lief natürlich Alles auf den einen Punkt heraus: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier" — Herbert hielt es schließlich nicht mehr aus. Was wußten diese lustigen Trinker freilich davon, in was für nie verharschenden Wunden das Alles bohrte und wühlte! Er brach auf, ohne Abschied ging er mit Gerda davon. Eine Stunde später waren sie auf dem Lehrter Bahnhof, und bald darnach rasselten sie in einem Coupé erster Klasse allein im Schnellzuge nach Hamburg.

Gerda legte sich sofort mit dem Kopf in die Kissen und schloß die Augen. Sie war sehr müde, eine wohlige Abgespanntheit löste ihre Glieder. Dabei lächelte sie, mit jenem stillen, siegbewußten Lächeln, das er aus der letzten Zeit an ihr kannte und das ihm immer sagen zu wollen schien: „Siehst Du wohl, daß Du ohne mich nicht sein kannst? Und wenn ich

Digitized by Google

noch tausendmal Schlimmeres begangen hätte, als das, — Du bliebst mir doch verfallen! Es hatte ihn schon früher manchmal aufgeregt, ihn zum Widerspruch gereizt, dies Lächeln. Und jetzt — Er war ohnehin sehr nervös durch das Hochzeitsdiner geworden, an dem ihm eigentlich Alles mißfallen hatte, das ihn in dauernder Unruhe gehalten hatte. Er begriff gar nicht, wie Gerda schlafen konnte — oder wenigstens so thun, als ob sie schliefe. Und dazu dies Lächeln! Wenn sie wenigstens stumm seine Hand in der ihren gehalten hätte! Ahnte sie denn gar Nichts von dem, was jetzt, gerade jetzt wieder vor ihm heraufstieg, in ihm gährte und ihn folterte? Wäre es nicht natürlich gewesen, wenn sie ihm jetzt Worte des Dankes, der Anerkennung, der Bewunderung gesagt hätte? Begriff sie denn nicht, daß er seit jener Krise innerlich ein Anderer geworden war, daß ein ganzes Leben sich darnach umgestaltet hatte, und hätte sie ihm nicht aussprechen müssen, daß auch sie stolz auf ihn war, wie er auf sich selber?

Erst, als der rastlos jagende Zug auf dem Berliner Bahnhof in Hamburg hielt, schlug Gerda die Augen auf. Herbert war sehr verstimmt. Es kochte Etwas in ihm. „Sind wir schon da?“ fragte Gerda erstaunt. Er bejahte kurz und herb. Sein Selbstbewußtsein bäumte sich auf, er fühlte sich sehr gekränkt. „Es scheint Dir nicht gerade eilig zu sein,“ murmelte er bitter. Sie lachte hell auf. „Lieber Kerl!“ Sie strich ihm über die Wange hin. Es war etwas so herablassend Gutmüthiges in Ton und Bewegung, daß es ihn eher noch mehr aufstachelte, als daß es ihn besänftigte. Sie schien ihm sagen zu wollen: „Ach, so einem guten Jungen, wie Dir, kann man ja doch Alles bieten, — versteht sich.“ Mit dieser Empfindung verließ er das Coupé und half ihr aussteigen.

Sie fuhren in den „Hamburger Hof“. Unterwegs hatte Gerda nur Worte der Bewunderung für die sternklare Milde des Sommerabends „hier oben im Norden“, für den Lindenblüthenduft, der überall die breiten Avenüen durchwogte, für die sich drängenden Menschenmassen auf den Straßen und endlich für das prächtige Stadtbild am Alsterbassin. Sie war in der strahlendsten Laune, sie fand Alles schöner und großartiger, als in Berlin. Im „Hamburger Hof“ hatte Herbert die Zimmer vorausbestellt. Vom Balkon ihres luxuriös eingerichteten Salons im ersten Stock hatten sie die Aussicht frei über die Alster-Quais. Gerda konnte sich von dem Anblick garnicht losreißen. Als Herbert sie fragte, was sie am liebsten noch nehmen wolle, bevor sie zur Ruhe gingen, schlug sie vor, noch auszugehen, zu bummeln, drüben im Alsterpavillon nachher eine Erfrischung zu nehmen. „Eine köstliche Idee, nicht?“ Sie klatschte in die Hände vor lauter Ausgelassenheit.

Herbert wußte nicht recht, ob sie scherzte oder im Ernst sprach. Jetzt noch ausgehen, während er — Ja, war sie denn von Stein und Eisen? Oder wollte sie die Stunde nur absichtlich hinausschieben, wo er noch einmal wieder weinvoll mitten in allen Wonneempfindungen daran erinnert

Digitized by Google

werden mußte, daß — er nicht der Erste war? Oder war das Alles Scham, Angst, kokettes Spiel? Er wurde nicht klug daraus. Er fieberte bereits, es hämmerte ihm in den Schläfen, das Blut drängte sich ihm in den Kopf, während ihm kalte Schauer über Nacken und Rücken herabrieselten. Seine Nerven waren wirklich in einer unleidlichen Verfassung. Aber Gerda that denn auch wahrlich das Ihrige dazu, ihn wild zu machen. Es mußte nun einmal ein Ende haben.

„Nein, wir gehen nicht mehr aus," sagte er mit einer eigenthümlich heiseren Stimme, „heute Abend nicht mehr. Entscheide Dich, was Du noch nehmen willst. Aber bald, bitte, bald!"

Seine Hand krallte sich fast in ihren Arm ein, seine Worte preßten sich zwischen den Zähnen hervor, in seinen Augen glühte es irr auf. Gerda wurde unruhig. Ihr Lachen klang etwas unnatürlich, ihre Finger zuckten, während auf ihrem Gesicht die Röthe in Secundenhast kam und ging.

„Mein Gott, Du thust mir weh, Herbert. Meinetwegen! Bleiben wir! Du kannst mir das ja in anderem Tone sagen. Bestell' nur, was Du willst! Mir ist Alles gleich. Hunger hab' ich noch gar nicht wieder. Und müde bin ich auch nicht, gar nicht —" Sie lachte ihm, während ein paar echte Thränen an ihren Wimpern perlten, schon wieder spitzbübisch in's Gesicht.

„Du hast ja auch im Coupé die ganze Zeit geschlafen," sagte er in empfindlichem Ton, während er dem Kellner schellte.

Dann aßen und tranken sie noch Etwas. Aber es geschah ohne alle Lust, und sie warfen sich über den Tisch weg hin und wieder scheue Blicke zu. Die kleine Mahlzeit wollte kein rechtes Ende nehmen. Als der Kellner zum Abräumen kam, knupperte Gerda immer noch an ihren Früchten umher. Dann wollte sie wieder auf den Balcon hinaus. Nun wurde Herbert aber ärgerlich und schloß klirrend die Thür.

„Zu Bett! Jetzt geht's zu Bett!"

Draußen war das Nachtleben schon fast verstummt.

„Gute Nacht also!"

Sie stand vor ihm, zwinkerte ihn mit halb geschlossenen Augen an, reichte ihm mit einer matten Bewegung die Hand und schien sich ihm in der nächsten Secunde an die Brust legen zu wollen.

Er verstand das Alles aber nicht recht. Sollte das Spott sein? War's wieder nur ein Spiel, um ihn zu reizen? Es berührte ihn unbehaglich.

„Geh' nur voraus," murmelte er, „ich komme gleich nach."

Und dabei drehte er sich um. Was zum Teufel war denn das? Er wurde ja ganz roth. War er denn ein Kind? Sein Benehmen war in jedem Fall das eines Knaben, — unerhört albern.

Als er sich wieder umwandte, so ärgerlich über sich selbst, daß er mit dem Fuße hätte aufstampfen mögen, war Gerda schon hinaus. Die

Digitized by Google

Portière, die das Schlafzimmer vom Salon trennte, bewegte sich noch leise. Er warf sich in einen Sammetsessel. Wie sein Herz klopfte! Und dies Ticken und Hämmern in den Stirnadern! Der Athem wurde ihm ordentlich knapp. Wenn nur die Minuten etwas rascher hätten hingehen wollen! Konnte er jetzt schon —? Wie weit mochte sie —? Er horchte. Er spannte alle seine Sinne an, um Etwas zu vernehmen, das leiseste Geräusch, ein Knistern und Knittern von fallenden Kleidungsstücken — Nein, er hörte Nichts. Das Blut sauste und sang ihm viel zu laut in den Ohren, sein Herz schlug viel zu stürmisch. Er mußte — Ja, nun mußte, wollte er zu ihr hinein, gleichviel, wie weit sie — Ah!

Als er sich eben der Portière näherte, mit rasch athmender Brust, mit langen, schleichenden Schritten, die Hände etwas vorgestreckt, theilte sie sich auseinander, und Gerda erschien im Salon. Sie hatte ihr Oberkleid abgeworfen, hatte nackte Arme, war aber sonst noch ganz bekleidet. Nur ihr Haar hatte sie sich gelöst, es hing ihr in langer, breiter Welle in den Nacken hinab. Ihr Gesicht war heiß geröthet, aber ein Lächeln lag auf ihren Lippen, — wieder dies überlegene, triumphirende Lächeln. Und in ihren Augenwinkeln zuckte und zitterte es. Es war etwas Verhaltenes in all' ihren Mienen.

„Was — was willst Du noch, Gerda?" stammelte er, halb erfreut, halb verlegen zurückweichend. „Hast Du noch Etwas hier vergessen? Ich —" Er benahm sich wirklich wieder wie ein dummer Junge. Er wußte gar nicht, was er thun sollte. Warum ging er nun jetzt nicht wenigstens auf sie zu, statt mit ihr zu schwatzen, riß sie in seine Arme — und —

„Du," sagte Gerda, und es klang ihm aus ihren Worten, wie ein mühsam verbissenes, schadenfrohes Kichern an's Ohr, „ich muß Dir erst noch 'mal 'was sagen, Herbert."

Und eh' er sich's versah, saß sie auf seinem Schooß, ihre beiden Arme umklammerten seinen Hals, und er athmete die Nähe ihres weichen, an ihn geschmiegten Leibes ein.

„Gerda," murmelte er, „was — was denn?" Rothe Flecke tanzten vor seinen Augen hin und her.

Da brach sie plötzlich aus: „Es ist ja Alles Unsinn, Du, — verstehst Du? Ich habe Dir das ja blos vorgeredet damals, um Dich auf die Probe zu stellen. Ich bin gar keine Gefallene, Gott bewahre! Du wirst der Erste sein. Es war Lug und Trug. Blos wissen wollt' ich ja, ob Du mich wohl wirklich so liebtest, um das zu überwinden — so, wie ich's brauchte, wie ich Dich wollte, verstehst Du — Und ob Du wohl wirklich das „Correcte" gründlich abgethan hättest, denn sonst — weißt Du — Ich wär' ja gestorben vor langer Weile an Deiner Seite, radical zu Grunde gegangen — So'n correcten Mann — na, begreif' mal, das war doch Nichts für mich. Na, und dann hast Du die Probe ja glänzend bestanden, mein Alterchen, — glänzend, — obgleich es ein bischen lange ge-

Digitized by Google

dauert hat und Du Dir das wahrscheinlich ein bischen schwer abgerungen hast. Hast es natürlich wieder viel zu tragisch genommen, alter Pedant! Na, die Hauptsache bleibt aber — Und nun wirst Du ja auch belohnt —"

Das Alles strömte zwischen immer sich erneuerndem, übermüthigem Gelächter von ihren Lippen. Manchmal warf sie sich vor Ausgelassenheit sogar hintenüber, so ruckhaft, so ungebunden, daß er denken mußte, sie glitte ihm von den Knieen. All' die sonst vor ihm zurückgedämmte, triumphirende Lustigkeit über diesen wohlgelungenen Streich, an der sie zuweilen beinahe erstickt wäre, machte sich nun gewaltsam Luft. Sie konnte sich gar nicht fassen. Sie lachte, lachte, lachte. So Etwas von Lachen hatte Herbert noch nie erlebt. Und es klang schließlich gar nicht mehr schön, sondern schrill und gellend, es war beinah' schon wie ein Krampf. Und er selbst hatte immer noch kein Wort gesagt, geschweige denn in ihr Lachen eingestimmt. Er rührte und regte sich gar nicht, er streckte nicht die Hand aus, um sie zu halten, wenn sie fallen wollte. Wie erstarrt, wie versteinert saß er da angesichts dieses Ungeheuerlichen.

Und er selbst fühlte ganz deutlich, daß Etwas in ihm erstarb, unter ihrem Lachen hinschwand und erlosch und in seiner Brust bestattet wurde. Er wußte nicht, was es war, er machte es sich nicht klar, aber aufleben konnte es sicherlich niemals wieder. Kalt, merkwürdig kalt pulsirte das Blut in ihm. „Lug und Trug!" klang es in ihm wieder. Sie selbst hatte ja so gesagt. Alles das Lüge, — Lüge — Was ihn den schwersten Kampf seines Lebens gekostet hatte, was umgestaltend auf sein Wesen und Denken gewirkt hatte, was ihn innerlich losgerissen hatte von Allem, was ihm bisher als heilig und unumstößlich gegolten! Lüge — Komödie! Alles um Nichts, für einen Spaß, den sie sich mit ihm erlaubt, — für eine Kurzweil, um ihr Stoff zum Lachen zu geben — Weil es sonst doch gar zu langweilig war, das Leben mit ihm und für ihn! Komödie!

Wie ein ungeheurer Abgrund gähnte es ihn plötzlich an. Und da drüben, jenseits des Abgrundes stand sie, dies herzlose, lachdurstige Weib, das eine solche Farce mit dem Heiligsten gewagt, sie über sich vermocht hatte! Und es führte keine Brücke dort hinüber. Komödie, das war's! Alles Komödie: ihre Liebe sogar, — die vor Allem, — Nichts, als Komödie. Mit einer Komödiantin hatt' er sich eingelassen gehabt! Und nun — Wie jammervoll stand er vor sich selber da, er, der so stolz auf sich, auf seine unter Qualen errungene Verzeihung für sie und ihren Fehltritt gewesen, — wie erbärmlich, wie lächerlich! Zum Popanz war er geworden, — eine verächtliche, komische Figur, — Nichts weiter —

Ein heißer, wilder Zorn, eine unbezwingbare Wuth quoll in ihm auf. Wenn er dieser Komödiantendirne auch Alles hätte verzeihen können, das nicht, — das wahrhaftig nicht! Erdrosseln hätt' er sie können um dieses Einen willen. Und sie lachte immer noch, lachte, wie über den tollsten

Digitized by Google

Spaß, den es nur geben konnte. Sie konnte ja auch lachen. Jetzt hatte sie ihn sicher. Wohlweislich hatte sie gewartet, bis sie ihn sicher hatte, ehe sie ihm eingestand — Und jetzt buhlte sie vor ihm mit ihren nackten Armen, ihrem losen Haar, ihrem verführerischen, schmiegsamen Leibe —

Ein ungeheurer Ekel faßte ihn an. Nein! Nein! Nein! Sie sollte nicht zum Ziel kommen. Hatte sie ihn denn wirklich schon so sicher? Gab es keine Rettung mehr? Keine vor der Selbsterniedrigung, — vor der platten Lächerlichkeit? War er dieser abgefeimten Komödiantin verfallen mit Haut und Haar?

Noch nicht — Sein ganzes Ich sträubte sich grimmig dagegen, bäumte sich jäh auf. Noch nicht!

Und plötzlich hatte er Gerda von seinen Knieen herabgleiten lassen, ihre Arme von seinem Halse gelöst. Und nun stand er vor ihr, starr, blaß, hochmüthig, ohne jeden leisesten Ausdruck von Leidenschaft oder Begehrlichkeit, — auch nur von Nachsicht — und sagte, sie mit kühler Verachtung messend: „Also Komödie war das Alles? Nun, dann erlaubst Du wohl, daß ich meinerseits dieser Komödie nun für immer ein Ende mache. Mich gelüstet nicht nach Wiederholungen. Wir Beide passen nicht zu einander. Wie mit einem Blitzstrahl ist mir das jetzt erhellt worden. Und deshalb — Lache Dich ungestört weiter aus, meine Liebe! Ich gehe — Und ich gehe für immer. Lebe wohl!“

Er suchte nach seinem Ueberzieher, warf ihn um die Schultern und griff nach seinem Hut. Gerda stand fassungslos da, das Lachen erstarb ihr auf den Lippen, sie stierte ihn offenen Mundes an, wie einen Wahnsinnigen. „Du gehst, — willst Dich von mir trennen, weil ich — — weil ich noch rein bin? Du bist also — wahnsinnig?!“ Sie kreischte das letzte Wort heraus mit wild verzerrten, schreckensbleichen Mienen. Sie brach fast zusammen unter der Wucht dieses Ungeheuerlichen, der Contrast zermalmte sie.

Er aber hatte seinen Cylinder aufgezwängt und verbeugte sich ganz kühl, die Lippen zitternd von all' dem verhaltenen Grimm und Groll. „Mein Anwalt wird alles Weitere zwischen uns ordnen. Wir sind geschiedene Leute. Halte mich, wofür Du willst! Erlaube mir aber auch Dir gegenüber das Gleiche. Gute Nacht.“

Und die Thür des Zimmers fiel hinter ihm zu, Gerdas Aufschrei mit ihrem knarrenden Geräusch übertäubend.

Digitized by Google

Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst,

Kanzler des Deutschen Reiches.

Eine Lebens- und Charakterskizze.

Von

Gebhard Zernin.

— Darmstadt. —

Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst entstammt einem alten vornehmen Geschlecht. Es giebt wenige Fürsten, namentlich solche, die keine Krone tragen, welche von älterer Abkunft wären als der gegenwärtige deutsche Reichskanzler. Ein kurzer Rückblick auf seine Vorfahren wird dies darthun.

Das Haus Hohenlohe leitet seinen Ursprung ab von Gisbertus, Herzog von Ostfranken, der ein Sohn des Herzogs Chlodwig von Franken war und im Jahre 688 den christlichen Glauben annahm. Gisbertus' Sohn — Kunibert — wurde erster Graf von Rothenburg († 710). Diese Thatsache erhielt für den jetzigen Fürsten Hohenlohe dadurch eine besondere Bedeutung, daß die Rothenburgschen Besitzungen später als Erbschaft unvermuthet an seine Familie kamen. Der eigentliche Stammvater der Fürsten von Hohenlohe war jedoch „Hermann der Durchlauchtige", welcher sich mit der Wittwe des Herzogs Heinrich von Franken, Adelheid, der Mutter des Kaisers Konrad II., in zweiter Ehe vermählte. Beider Sohn, Eberhard (etwa 1042), änderte den Namen Rothenburg nach der Theilung mit seinen Brüdern und nannte sich nach dem übernommenen Schlosse Hohenlohe. Siegfried, ein Sohn Eberhards, begleitete den Kaiser Heinrich IV. auf der Reise nach Italien (1077), als dieser nach Canossa ging. Er war, was geschichtlich beglaubigt ist, einer der entschiedensten Gegner des Papstes Gregor VII. So ist also der Kampf mit den hierarchischen Uebergriffen der Römischen Curie, welchen Fürst Chlodwig so entschlossen durchgeführt hat, ein fast tausendjähriges Erbtheil seiner Familie. Der genannte Eberhard von Hohenlohe wurde

Digitized by Google

von Heinrich IV. mit vielen italienischen Herrschaften belehnt und nannte sich nach denselben Comes de Altaflamma et Romaniolae. Er ging aber nicht mit nach Canossa, sondern kehrte nach Deutschland zurück, wo später (1230) die Brüder Gottfried und Konrad alle Besitzungen theilten und die beiden Linien „Hohenlohe-Hohenloh" und „Hohenlohe-Brauneck" gründeten. Schon 1390 erlosch die letztere, auch die erstere zählte im Jahre 1407 nur noch einen Sprossen, Albrecht, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Um das Geschlecht nicht aussterben zu lassen, vermählte er sich nach päpstlichem Dispens und brachte als ein sehr vertrauter Rath des Kaisers Siegismund die Hohenlohesche Familie zu hohem Ansehen. Während der Regierung dieses Kaisers hat er beispielsweise aus seinen Besitzungen nicht weniger als 255 Vasallen belehnt. Im Jahr 1553 wurden durch Grundtheilung des Gesammtbesitzes die beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien — die Neuensteinsche (protestantische) und die Waldenburgsche (katholische) — begründet; der letzteren gehört unser Fürst Chlodwig an.

Chlodwig Karl Victor, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz zu Ratibor und Corvey, wurde am 31. März 1819 zu Rothenburg an der Fulda als der zweite Sohn des Fürsten Franz Joseph und der Fürstin Constanze, geborenen Hohenlohe-Langenburg, geboren. Unter sieben Geschwistern hatte er noch vier Brüder: den Erbprinzen Victor Moritz Karl, die jüngeren Brüder Prinz Philipp Ernst, Prinz Gustav Adolf, den späteren sehr bekannten Cardinal und den Prinzen Constantin, später k. k. General der Cavallerie und Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich. Da die Vermögensverhältnisse der Familie sich verändert hatten, auch keine Secundo-Genitur zu vergeben war, so mußte in dem Fürstensohn sich bald der Gedanke regen, sich auf eigene Füße zu stellen, eine tüchtige Bildung sich anzueignen und dem Adel seines Namens dadurch Glanz zu verleihen, daß er sich durch Fleiß und Studium zu hervorragenden Leistungen befähigte.

Er besuchte zunächst die Gymnasien in Ansbach und Erfurt und bezog dann, mit Kenntnissen wohlausgerüstet, die Hochschule. In Heidelberg, Göttingen und Bonn studirte er die Rechts- und Staatswissenschaften und wurde im Jahre 1841 — also im Alter von 22 Jahren — als Auscultator bei dem Gericht in Ehrenbreitstein, sodann als Referendar bei der Regierung in Potsdam beschäftigt. In diesen Lehr- und Wanderjahren war er eifrig beflissen, sich tüchtige Fachkenntnisse zu erwerben und seine Prüfungen gut zu bestehen. Beides gelang ihm vortrefflich, obwohl die gelehrten bürgerlichen Examinatoren ihm das Fortkommen nicht gerade erleichterten, sondern im Gegentheil den hocharistokratischen Candidaten der Rechtskunde sehr streng prüften.

Während sein älterer Bruder als Fürst, ja selbst Herzog in der großen Welt erschien, trat auch für ihn ein wichtiger Wendepunkt in seinem Leben ein. Das Haus Hohenlohe-Schillingsfürst hatte durch Testament

Digitized by Google

des kinderlos verstorbenen Landgrafen von Hessen-Rheinfels-Rothenburg eine bedeutende Erbschaft gemacht und dabei auch die großen Herrschaften, Ratibor und Corvey erlangt. Der Erbprinz Victor Moritz Karl von Hohenlohe trat die letztere an und wurde von König Friedrich Wilhelm IV. gleichzeitig zum Herzog erhoben, während Prinz Chlodwig das zweite ihm vom Landgrafen von Hessen vermachte Fideicommiß antrat und den Titel eines Prinzen von Ratibor und Corvey erhielt. Der fürstliche Besitz in Bayern ging an den dritten Bruder Philipp Ernst über.

Als aber dieser im Jahre 1845 plötzlich und zwar ohne Erben starb, fielen die in Bayern gelegenen Familiengüter an Chlodwig zurück, ein Ereigniß, welches für seine Zukunft höchst bedeutungsvoll wurde, denn er sah sich nun genöthigt, seine Beamtenlaufbahn aufzugeben und die Standesherrschaft Schillingsfürst in Mittelfranken zu übernehmen. Am 12. Februar 1846 — also 27 Jahre alt — war er das fürstliche Haupt einer der vornehmsten standesherrlichen Familien Bayerns geworden und wurde als erbliches Mitglied in die Kammer der bayrischen Reichsräthe eingeführt. Damit begann seine öffentliche Wirksamkeit in einer Stellung, die sowohl seiner Herkunft, als auch den erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen entsprach, und die ihn von Erfolg zu Erfolg führen sollte.

Nun war es ihm beschieden, die in langen entsagungsreichen Jahren gereiften Früchte zu genießen, das Erlernte und Durchgearbeitete zur praktischen Anwendung zu bringen und im Interesse seines ihm stets am Herzen gelegenen Heimatlandes zu verwerthen. Bisher war er ein tüchtiger, aber nicht immer einflußreicher Beamter gewesen; nun trat das Ansehen seines fürstlichen Standes zu den persönlichen Vorzügen: er wurde eine Persönlichkeit von stets wachsender Bedeutung.

Nachdem die äußeren Verhältnisse des Prinzen Chlodwig sich so glänzend gestaltet hatten, dachte er auch an die Begründung einer Familie. Am 16. Februar 1847 vermählte er sich, nicht ganz 28 Jahre alt, mit der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein aus dem Hause Berleburg, einer ebenso geistvollen wie liebenswürdigen Dame. Dieser Seelenbund war eine Folge der reinsten gegenseitigen Neigung und beglückte daher beide Theile auf das Innigste. Die Prinzessin war eine groß angelegte Natur, die Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke hatte. An den vielseitigen Bestrebungen ihres Gemahls nahm sie den regsten Antheil und verstand es, seine Vertraute zu werden und zwar in so hohem Grade, wie das ein großes und tiefes Frauengemüth immer zu erreichen versteht, wenn die beiderseitigen Seelen gleichgestimmt sind. Sie ist ihm auf seinem ganzen Lebenswege eine treue Gefährtin und die beste Freundin geblieben.

Der junge Reichsrath sollte aber auch schon frühzeitig mannigfache Kämpfe auszufechten bekommen, Streitigkeiten der verschiedensten Art, oft mehr oder weniger hartnäckiger Natur. Zunächst war es die österreichisch-ultramontane Politik der beiden Ministerien Schrenck und von der

Digitized by Google

Pfordten, gegen welche der mit einem weiten staatsmännischen Blick ausgerüstete Prinz entschlossen auftrat. Dann waren es Mißbräuche und veraltete Einrichtungen überhaupt, welche ihn veranlaßten, Front gegen sie zu machen und einem vernünftigen Fortschritte möglichst die Wege zu bahnen. Hierdurch machte er sich freilich zuerst bei seinen Standesgenossen nicht beliebt, er wurde selbst mit dem zweifelhaften Titel eines „Volksfremdes" belegt, doch als das Jahr 1848 mit seiner freieren Bewegung herbeigekommen war, gewann er sehr bald allgemeine Anerkennung dafür, daß er das, was als richtig in den Forderungen der Zeit zugegeben werden mußte, vorausgesehen und empfohlen hatte.

So kam es denn auch, daß der junge Reichsrath an den Berathungen über das Ablösungsgesetz in der Kammer thätigen Antheil nahm, welches den Uebergang Bayerns vom ehemaligen Feudalstaate zum zeitgemäßen Rechtsstaate besiegelte. Es gelang damals, ohne Verletzung berechtigter Ansprüche und in durchaus gesetzmäßiger Weise jene wichtige Umgestaltung vorzunehmen, die so gut gelang, daß selbst in der späteren Reactions-Periode nicht einmal der Versuch ihrer Anfechtung gemacht wurde. Und das war hauptsächlich das Verdienst des Prinzen Chlodwig von Hohenlohe. Dieser gab auch durch sein persönliches Verhalten ein durchaus uneigennütziges Beispiel, indem er, als einer der ersten bayerischen Standesherren, in der Ablösungsfrage unaufgefordert Opfer brachte und hierdurch seine Genossen zur Nachahmung veranlaßte. So kam es denn, daß, wenngleich im Jahre 1848 mit manchen verrotteten Zuständen in Bayern aufgeräumt wurde, man doch stets das Maß zu halten verstand, so daß dieser Staat der einzige blieb, in welchem eine Octroyirung in der sonst nirgends ausgebliebenen Reactions-Periode sich als durchaus nicht nothwendig herausstellte.

Ein scharfer Beobachter der politischen Zustände Bayerns aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege bis zum Jahre 1870 entwirft von denselben folgendes Bild: „Die Metamorphose, welche die Cabinets-Politik und die Regierungs-Maximen Bayerns von 1816 bis zum Schluß des Jahres 1872 erlitten, ist sehr kaleidoskopisch und bewegt. Vier deutliche Phasen zeichnen sie aus und geben der Zeit ihr Gepräge. Von 1817 bis 1837 ist die Epoche des flauen Schein-Constitutionalismus. Von 1837, mit dem Regiment Abel beginnend, und Ende 1848 mit dem Cabinet Bray-Ringelmann schließend, tritt die innere Krisis Bayerns ein. 1849 begann mit der Reactions-Epoche unter von der Pfordten, um mit Bayerns äußerer und schwerster Katastrophe 1866 zu enden. Die letzte Phase begann das Cabinet Hohenlohe und schloß mit dem deutschen Kaiserthum, der Reichseinheit und dem Anfange des klerikal-politischen Kampfes der Jetztzeit*)." Dieser Schlußsatz deutet bereits den wichtigen

*) Man vergleiche „Die Männer der neuen deutschen Zeit, von A. E. Brachvogel," 3. Band, S. 170. Diesem Werke, das nach offenbar sehr guten

Digitized by Google

Wendepunkt an, welcher in der Lebensstellung des jungen Reichsraths eintreten sollte, und auf welchen wir demnächst näher einzugehen haben.

Zwei Jahre hindurch hatte Prinz Chlodwig seine warnende Stimme erhoben, doch war sie ungehört verhallt, man hatte ihn verkannt und sogar beargwohnt. Da kam das Jahr 1848: König Ludwig I. trat freiwillig von der Regierung zurück, und in ganz Deutschland brachen Unruhen aus. Die damals geschaffene deutsche Centralgewalt in Frankfurt a./M., welche die ernsten Bestrebungen des Prinzen Chlodwig wohl erkannt hatte, wandte ihre Aufmerksamkeit auf ihn: er wurde zu ihrem Gesandten in Athen, Florenz und Rom ernannt. Gern folgte er einem so ehrenvollen Rufe und begrüßte in Athen die dortigen Deutschen mit einer so deutsch-nationalen Rede, daß diese wegen ihres lange nicht vernommenen Tones in ganz Europa widerhallte. Das Reichsministerium gab ihm den Auftrag, von Griechenland nach Gaëta zu gehen, wohin Papst Pius IX. geflohen war. Ueberall that der thatkräftige Prinz seine Schuldigkeit im Interesse seines deutschen Vaterlandes; doch lehnte er das Portefeuille im Ministerium ab, das ihm Fürst Wittgenstein im Frühjahr 1849 antrug, um seine Kraft nicht zu zersplittern.

In den nächstfolgenden Jahren, nachdem die österreichische Politik gesiegt und den großen Erfolg von Olmütz erreicht hatte, nachdem selbst der Bundestag wieder von den Todten erstanden war, sah Prinz Chlodwig seine Thätigkeit, die er stets in nationalem Sinne zu entwickeln sich gewöhnt hatte, lahmgelegt. Er versuchte zwar noch, in der bayerischen Kammer der Reichsräthe mit seinen Gesinnungsgenossen die Politik des Ministers von der Pfordten zu bekämpfen, allein er begriff sehr bald, daß in einem solchen Streite vorläufig kein Sieg zu erringen, daß der Kampf selbst für die Wohlfahrt Bayerns schädlich sei. So gab er einstweilen jeden Widerstand auf und zog sich auf seine Güter zurück, von denen aus er die Entwickelung der Dinge aufmerksam verfolgte.

Diese Zeit der ländlichen Ruhe — sie dauerte etwa ein Jahrzehnt — war für ihn keine verlorene. Seit dem Jahre 1850 allen Aufregungen der politischen Kreise der Residenz entrückt, saß er auf seinem Stammsitz Schillingsfürst in Mittelfranken und lernte die ruhige Behaglichkeit eines Landedelmannes in der Provinz kennen. Nunmehr konnte er sich des Umganges mit seiner ihm geistig ebenbürtigen Gemahlin, die ihm im Jahre 1847 eine Tochter, die Prinzessin Elisabeth, geschenkt hatte, erfreuen und gleichzeitig die mannigfaltigen Früchte des Landlebens genießen. Aber in strenger Schulung seines Geistes stets gewöhnt zu arbeiten und erst zu säen, bevor er an die Einheimsung der Ernte dachte, suchte er auch hierbei eine grundlegende Thätigkeit zu entfalten. Die Bewohner und die Nachbarn des Fleckens Schillingfürst von Rothenburg bis Ansbach erinnern sich noch

Quellen bearbeitet worden ist, haben wir verschiedene thatsächliche Angaben für unsere biographische Skizze entnommen.

Digitized by Google

heute mit Freuden jener 10jährigen Periode ländlicher Zurückgezogenheit des Prinzen Chlodwig, in welcher er sein angestammtes Gebiet so gründlichen Verbesserungen unterwarf, daß es förmlich ganz neu aufblühte. Ein Ausfluß dieser guten Meinung war z. B., daß Fürst Ludwig von Sayn-Wittgenstein, der Schwiegervater Chlodwigs, sich bewogen fand, dem letzteren seine eigenen großen, in Litthauen belegenen Güter zur Bewirthschaftung anzuvertrauen. Prinz Chlodwig entsprach gern einer solchen Aufforderung und ging persönlich nach Litthauen, dann machte er auch andere größere Reisen, so nach Frankreich, Italien, England, um neue Anschauungen zu gewinnen und wichtige Bereicherungen seiner Kenntnisse über die nationalen, politischen, socialen Zustände des Auslandes davonzutragen. Nun kam der österreichische Krieg mit Italien und Frankreich von 1859, und Prinz Chlodwig, der während seines Stilllebens in Schillingsfürst auch seinen Familienkreis sich hatte erweitern sehen — Prinzessin Stephanie war ihm am 6. Juli 1851 und Erbprinz Philipp Ernst am 5. Juni 1853 dort geboren worden — wurde wieder in den Vordergrund der politischen Bühne gestellt. Die Ereignisse in der großen Welt der letzten Jahre hatten sein Herz mit frohen, neuen Erwartungen geschwellt; nachdem ihn Preußens Demüthigung bei Olmütz 1850 stark niedergebeugt, war er durch den Regierungs-Antritt des Prinz-Regenten von Preußen 7 Jahre später erhoben worden und trat nun wieder freiwillig auf den Schauplatz der politischen Kämpfe, welcher, wie er wohl fühlte, ihm Erfolge gewähren mußte. Noch war sein alter Gegner, der Minister Schrenck, als Verfechter der österreichisch-klerikalen Politik, am Ruder, aber Oesterreich hatte in Italien eine schwere Niederlage erlitten, und damit war auch die Stellung Schrencks in München einigermaßen erschüttert worden. Nun galt es, in offener Fehde dem immer noch mächtigen Mann und allgemein gefürchteten Leiter der politischen Angelegenheiten Bayerns sich wieder gegenüberzustellen.

Prinz Chlodwig trat ihm 1859 furchtlos unter die Augen. Hiermit nahm er jedoch einen Kampf auf sich, der schwerer war, als es äußerlich schien. Er war selbst ein guter, aufrichtiger Katholik und hatte zwei Brüder, von denen einer, Gustav Adolf, wie wir oben gesehen, der spätere Cardinal in Rom, der andere, Constantin, erster Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph war. Mußte es nun nicht für Chlodwig einen ernsten Entschluß bedeuten, wenn er bei seinem Wiedereintritt in die bayerische Reichsrathskammer sich vornahm, eine antiklerikale, antiösterreichische und preußen- wie deutsch-freundliche Politik zu treiben und seine beiden Brüder hierdurch ebenso zu verletzen wie zu schädigen? Allein das Interesse und die Ehre Bayerns und des deutschen Vaterlandes gingen ihm über Alles und überwogen etwaige Bedenken, wenn sich dieselben einstellen wollten. Es galt ihm darum, Bayern aus seiner gefährlichen politischen Lage zu befreien und seinen Anschluß an den preußischen Staat vorzubereiten, — den einzigen, welchen er als gesund und lebensfähig erkannte.

Digitized by Google

Nicht etwa weil ihm dessen Politik bei dem öfter wechselnden Ministerium gefiel, wohl aber deshalb, weil ihm das geistige, sittliche und thatsächliche Material zusagte, aus welchem man allein einen tüchtigen, kraftvollen und leistungsfähigen Staat so zu bilden im Stande war, wie er den Anforderungen der Zeit genügen konnte.

Dieses Material hatte Chlodwig wohl kennen und würdigen gelernt. Es bestand nach seiner festen Ueberzeugung zunächst in dem preußischen Volksheere, zu dessen Entwickelung ein Scharnhorst in den Jahren der Erniedrigung des Staates den Grund gelegt hatte, und durch welches vornehmlich der französische Soldatenkaiser in den Jahren der Befreiungskriege niedergekämpft worden war; sodann in dem ernsten preußischen Volkssinne, den der fürstliche Student auf der Universität unter seinen Commilitonen, als Richter und Verwaltungs-Beamter in zwei Provinzen, der Mark und Schlesien, als besonderes Kennzeichen aufgefunden hatte. Bei keinem anderen Staatswesen waren ihm ähnlich gute Materialien als Grundlagen der Ordnung und des Gemeindewesens bekannt geworden, und so erklärt sich ganz einfach seine Neigung zu dem größten reindeutschen Staate des Nordens, die ihn frühzeitig angeflogen und später nie wieder verlassen hat. Nirgendwo sonst fand er, der die Welt genau kannte und, wie wir gesehen, Frankreich, England, Italien, Griechenland ꝛc. bereist hatte, nationalere und sittlich gediegenere Eigenschaften als bei den Preußen, und dies erklärt wohl auch zur Genüge seine ganze Politik.

Schon im Jahre 1860, kurze Zeit nach dem Wiederauftreten des Prinzen Chlodwig im bayerischen Reichsrath, erkannte man allgemein, welche Bedeutung dasselbe in sich schließen müsse. Noch klarer wurde es, als er im folgenden Jahre dem bayerischen Ministerium seine ernsten und eindringlichen Warnungen zurief und unter Anderem dasselbe ersuchte: jene unglückliche Politik doch zu verlassen, die, auf Oesterreich gestützt, Preußens Stellung in Deutschland zu negiren, ja schließlich selbst gewaltsam zu vernichten bestrebt sei. Später scheute sich dasselbe furchtlose Reichsrathsmitglied nicht, dem Minister von der Pfordten zuzurufen, daß die von dem Letzteren gern gehegte „Trias-Idee" Bayern niemals Glück bringen könne.

Im Jahre 1864 starb König Maximilian II. von Bayern, und sein Sohn Ludwig II. wurde mit 18½ Lebensjahren sein Nachfolger auf dem Thron. Abermals wurde nach der Entlassung des Freiherrn von Schrenck der 5 Jahre vorher von demselben Posten abberufene frühere von der Pfordten bayerischer Ministerpräsident, und zwar zu derselben Zeit, als Preußen mit Oesterreich gemeinschaftlich in Schleswig-Holstein auftrat. Seine Pläne eines Dreikönigsbundes als dritte Staatsgruppe in Deutschland konnte und wollte er nicht aufgeben, doch zerschellten sie bald in kläglicher Weise.

Im Sommer 1866 brach der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich aus, der schon längst eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden und durch den Vertrag von Gastein nur künstlich um ein Jahr zurückgehalten worden

Digitized by Google

war. Obwohl damals noch in letzter Stunde Prinz von Hohenlohe in der bayerischen Reichsrathssitzung die dringende Mahnung an die Minister und das Haus richtete, besonnen zu handeln, da nur ein freundschaftliches Verhältniß Bayerns mit Preußen allein noch den Krieg, damit aber „Noth, Elend und Demüthigung" von Bayern abwenden könne, so drang Freiherr von der Pfordten doch mit seinen Anträgen durch. Die Würfel des Krieges wurden bald darauf geworfen und der Feldzug selbst sehr schnell entschieden: am 14. Juni war in Frankfurt a. M. die Mobilmachung des deutschen Bundesheeres gegen Preußen beschlossen worden, und am 2. August rückte die Main-Armee siegreich in Würzburg ein. Nun war es wieder Chlodwig, welcher am 23. August in der Kammer es aussprach, „daß die Ratification des Friedens der letzte politische Act des Ministeriums von der Pfordten sein müsse und nur bei sofortigem Rücktritt dieses Ministeriums das Land von seiner schweren Prüfung sich erholen könne".

Allgemein wurde nunmehr erkannt, daß Fürst Hohenlohe der Mann der Zukunft für Bayern sei. Der jugendliche König Ludwig II. forderte ihn auf, ihm ein Programm der Grundsätze einzureichen, wie er sie als Leiter des bayerischen Staatswesens für die geänderten Verhältnisse für geeignet halte. Chlodwig folgte diesem Befehl, und der 1. Januar 1867 brachte seine Bestallung als Pfordtens Nachfolger: als Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen. Seinem Programm gemäß, welches offenen und ehrlichen Anschluß an Preußen und Stellung der süddeutschen Contingents unter preußische Führung im Ernstfalle verlangte, handelte der neue Minister und schloß sofort ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen ab. Damit war der Wendepunkt in der bayerischen Politik eingetreten und eine neue segensreiche Aera begonnen.

Drei volle Jahre hat Fürst Hohenlohe seinem Heimatlande die ersprießlichsten Dienste als Leiter des Auswärtigen geleistet. Einer der wesentlichsten war es, daß er die Zolleinigung der süddeutschen Staaten mit Preußen durchsetzte, obwohl die bayerischen Klerikalen und die specifischen sogenannten Patrioten ihm hierbei den kräftigsten Widerstand leisteten. Selbst zum Abgeordneten des Zollparlaments in dem Kreise Forchheim gewählt, ging Fürst Hohenlohe nach Berlin und war 3 Sessionen hindurch der erste Vice-Präsident dieses Parlaments, — der ersten deutschen gesetzmäßigen Vereinigung, des Vorgängers des deutschen Reichstags.

Erreichte der Fürst hierbei seinen Zweck, so war dies in seinem Auftreten und Vorgehen gegen die ultramontanen Parteien in Bayern und besonders die Jesuiten nicht der Fall. Ihm lag sehr der Versuch am Herzen, zunächst die katholischen Staaten Deutschlands, sodann aber auch alle katholischen Mächte Europas zu einer gemeinsamen Abwehr des von dem Vatikanischen Concilium drohenden Angriffs zu gewinnen. Zu diesem Zwecke erließ er unter dem 9. April 1869 eine Circular-Depesche, welche dem durch die Unfehlbarkeit drohenden Schisma der katholischen Christen-

Digitized by Google

heit vorzubeugen suchte, nachdem Papst Pius IX. für den December 1869 ein allgemeines Concilium in Rom ausgeschrieben hatte. Schon vor dem Zusammentritt dieses Concils fanden in Bayern Neuwahlen zur Kammer statt, und als dieselben im November 1869 eine Majorität der Ultramontanen ergeben hatten, gab das Ministerium des Fürsten Hohenlohe seine Entlassung. Fürst Hohenlohe und der Kriegsminister von Pranckh ließen sich zwar vom König Ludwig II. bestimmen, ihr Gesuch zurückzunehmen; allein das leidenschaftliche Entgegentreten der Kammer mußte Ersteren veranlassen, am 15. Februar nochmals seine Entlassung zu erbitten, worauf derselbe am 7. März, mit den höchsten Orden seines Monarchen geschmückt, seinen Rücktritt ausführte. Er ging, weil sein Bleiben, wie er wohl einsah, der nationalen Sache nichts mehr nützen konnte; er war wieder Privatmann geworden und zog sich in die bekannte Stille von Schloß Schillingsfürst zurück.

Mehrere Monate vergingen: sie bildeten die unheimliche Ruhe vor dem Sturm, welchen Fürst Hohenlohes Voraussicht in dem deutsch-französischen Kriege längst hatte kommen sehen. In den Julitagen des entscheidenden Jahres 1870 trieb es Chlodwig wieder nach München. Er wollte, wenn nöthig, auch seinen Einfluß dazu verwenden, daß Bayern in dem zu erwartenden Weltkampfe sich sofort auf die Seite des Hauptstreiters stellen möchte. Sein Wunsch ging in Erfüllung, und mit berechtigtem Stolze sah er die Bayern an den Rhein und über ihn hinaus eilen, um unter der ritterlichen Oberleitung des preußischen Königssohnes für Deutschlands Unabhängigkeit zu fechten. Die ersten Schläge von Weißenburg und Wörth brachten die Feuertaufe, und das gemeinsam vergossene Blut bildete den Kitt der stolzen und schönen Vereinigung der deutschen Stämme, welche am 18. Januar 1871 in dem alten französischen Königsschlosse von Versailles die Wiedererrichtung des Reiches besiegelte. Fürst Hohenlohe, der schon am 30. December 1870 für den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich gestimmt hatte, fühlte sich hoch erhoben von der Erfüllung seiner langgehegten Wünsche und sah eine reiche Zukunft seinem engeren und weiteren Vaterlande erwachsen, in der auch ihm, was er damals in seiner Selbstlosigkeit nicht im Entferntesten ahnte, eine einflußreiche und vielseitige Wirksamkeit beschieden sein sollte.

Nachdem König Wilhelm als erster Deutscher Kaiser des neu errichteten Reichs in die Heimat zurückgekehrt war, trat der Deutsche Reichstag in Berlin zusammen. Fürst Hohenlohe war als Abgeordneter seines Kreises Forchheim dessen Mitglied und schloß sich der liberalen Reichspartei an. Das allgemeine Vertrauen berief ihn schon am 23. März 1871 als ersten Vice-Präsidenten in die Leitung, welche Stellung er auch während der Legislatur-Periode von 1874—1877 bekleidete. Seine politische Thätigkeit sah er nunmehr mit den größten Erfolgen gekrönt; jetzt sollte ihm auch beschieden sein, auf dem Gebiete der Diplomatie dem neugeeinten

Digitized by Google

Reiche Dienste zu leisten, deren Bedeutsamkeit sich in stets steigerndem Grade zu äußern hatte.

Es war im Mai des Jahres 1874, als Fürst Hohenlohe zur Besetzung des Deutschen Botschafterpostens in Paris, welcher durch die Abberufung des Grafen von Arnim frei geworden war, ausersehen wurde. Um seine Willensmeinung befragt, zögerte der Fürst keinen Augenblick mit der Annahme der ebenso verantwortungsreichen wie ehrenvollen Stelle. Volle 11 Jahre — vom Mai 1874 bis zum Juli 1885 — ist Fürst Chlodwig als deutscher Botschafter in Paris thätig gewesen und hat während dieser langen Zeit durch sein echt patriotisches und entschlossenes, wie taktvolles und umsichtiges Auftreten seinem wohlerworbenen Rufe im In- und Auslande Ehre gemacht. Unter den verschiedensten Regierungsleitern Frankreichs und bei dessen so oft wechselnden Ministerien hat es der Fürst stets verstanden, sein schönes großes Vaterland würdig in Paris zu vertreten, manchen während dieser Zeit eingetretenen Verstimmungen jede Schärfe zu nehmen und seine Angelegenheiten so zu führen, daß er die allgemeinste Hochachtung genoß und fast überall Anerkennung fand.

Wir dürfen hier einige hervorragende Gelegenheiten anführen, bei denen sich der Fürst vornehmlich als Beherrscher des Augenblicks bewährte. Bei dem Berliner Congreß des Jahres 1878 wirkte er als zweiter Bevollmächtigter des Deutschen Reichs neben Fürst Bismarck und Staatsminister von Bülow*); seine Wirksamkeit soll besonders „hinter den Coulissen" eine ebenso bedeutsame wie vielseitige gewesen sein. Es war dies dasselbe Jahr, in dem der Fürst eine deutsche Kunstausstellung in Paris eröffnet hatte, durch welche den Franzosen eine hervorragende Zahl von Gemälden und Bildhauerwerken vorgeführt worden war. (Eine Betheiligung an der Weltausstellung von 1878 war von der Reichsregierung aus industriellen und politischen Gründen abgelehnt worden.) Im März des Jahres 1880 übernahm der Fürst provisorisch die Leitung der Geschäfte eines Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten und trat zunächst mannhaft für Annahme der Samoa-Vorlage der Regierung ein (im April), dann präsidirte er der Berliner Conferenz zur Schließung der Grenzstreitigkeiten zwischen der Türkei und Griechenland (16. Juni bis 1. Juli) und kehrte im November auf seinen Botschafter-Posten nach Paris zurück, auf welchem er dann noch ein Lustrum hindurch seine ersprießliche Thätigkeit fortsetzen sollte.

Am 17. Juni 1885 starb unerwartet der Statthalter von Elsaß-Lothringen, General-Feldmarschall Freiherr von Manteuffel, an Lungenentzündung. Diese wichtige Stelle erforderte eine baldige Neubesetzung, doch machte eine solche im Hinblick auf die bewährten Eigenschaften des Fürsten Hohenlohe als Staatsmann und Verwaltungsbeamter keine

*) Das bekannte Bild aller Bevollmächtigten des Professors Anton von Werner zeigt den Fürsten Hohenlohe in einer besonders gelungenen Auffassung seiner äußeren Erscheinung.

Digitized by Google

Schwierigkeit. Auf den Antrag des Fürsten Bismarck, welcher am besten in der Lage gewesen war, die Fähigkeiten und Leistungen des bisherigen Botschafters in Paris zu würdigen, wurde die freigewordene Stelle eines Statthalters der Reichslande mit ausgedehnten landesherrlichen Befugnissen unter dem 28. September 1885 dem Fürsten Hohenlohe übertragen. Schon am 8. October überreichte der Fürst dem Präsidenten der französischen Republik, Herrn Grevy, sein Abberufungsschreiben, welches mit dem Ausdruck höchsten Bedauerns entgegengenommen wurde, und traf am 5. November zur Uebernahme seiner neuen Würde in Straßburg ein.

Ueberaus herzlich war der Empfang, der dort dem neuernannten Statthalter bereitet wurde. Schon bei seinem ersten Austritt aus dem Bahnhofe wurde Fürst Hohenlohe mit donnernden sich oft erneuernden Hochrufen willkommen geheißen, die Krieger-, Schützen-, Turner- und Gesangvereine veranstalteten ihm zu Ehren am ersten Abend einen Fackelzug, brachten ihm ein Ständchen, und am folgenden Tage schloß sich eine glänzende Auffahrt der Studentenschaft mit Commers an. Bei dieser Gelegenheit hielt der neue Statthalter eine Ansprache an die akademische Jugend, welche von zündender Wirkung war. Selbst in Metz, wohin der Fürst sich am 16. November begab, wurde derselbe in überraschend festlicher und überaus herzlicher Weise bewillkommt; Beflaggung der Häuser und Fackelzug bildeten die äußeren Kennzeichen. Sehr bemerkt wurde die bei dem Galadiner am 17. November von dem Statthalter gehaltene Rede. Er knüpfte an eine Aeußerung seines Vorgängers an, welcher gesagt hatte, daß er wohl begreife, wie man in Elsaß-Lothringen noch nicht die Zusammengehörigkeit mit Frankreich vergessen habe, und fuhr dann fort wie folgt: „Ich gehe aber weiter und sage: ich begreife, daß die Bewohner des Landes, als sie vor 2 Jahrhunderten von Deutschland getrennt, mit Frankreich vereinigt wurden, die Aenderung nicht zu sehr empfanden. Deutschland war damals ein zerrissenes Land, das weder seine Angehörigen schützen, noch ihre Wohlfahrt fördern konnte, während Frankreich nahezu auf der Höhe seiner geistigen und materiellen Entwickelung stand. Da konnte die Trennung von Deutschland leicht verschmerzt werden. Wenn ich aber so einer historischen That gerecht werde, darf ich nun auch auf die Gegenwart verweisen. Aus einem machtlosen zerrissenen Deutschland ist ein mächtiges Reich geworden. Wie die Einigung zur Wiedergewinnung verlorener Landestheile geführt, so hat sie uns auch die Macht gegeben, das Wiedergewonnene festzuhalten, die Angehörigen zu schützen und ihnen die Bedingungen des geistigen und materiellen Gedeihens zu bieten. Damit schwindet das Motiv, das die Bewohner des Landes auf Frankreich blicken läßt. So gebe ich mich der Erwartung hin, Elsaß-Lothringen werde mehr und mehr erkennen, die Trennung von Frankreich sei kein Unglück, die Wiedervereinigung mit Deutschland sei eine Gewähr einer glücklichen Zukunft."

Schon bei den am 12. Juli 1886 erfolgten Gemeinderathswahlen in den Reichslanden zeigte sich ein Fortschreiten des Deutschthums. Der

Digitized by Google

Fürst-Statthalter, welcher als außerordentlicher Bevollmächtigter des Kaisers Wilhelm I. noch im December 1885 nach Madrid geeilt war, um an der Leichenfeier des Königs Alfons XII. theilzunehmen, hatte ein solches nach besten Kräften anzubahnen gesucht. Bei der Eröffnung des Landesausschusses im Januar 1886 hielt er wieder eine bemerkenswerthe Rede und sagte darin, daß er kein politisches Programm vortragen wolle. Dann fuhr er fort: „Selbst der Staatsmann, welcher die Macht hat, seine Versprechungen zu erfüllen, wird wohl daran thun, damit sparsam zu sein, da er nicht weiß, ob die Verhältnisse ihm erlauben werden, sein Programm durchzuführen. Wer aber wie ich mit Factoren zu rechnen hat, die über und außerhalb der Sphäre seiner Einwirkung stehen, der muß doppelt vorsichtig sein. Das beste Programm ist eine gute Verwaltung. Darin erblicke ich zunächst meine Aufgabe. Ich werde sie zu erfüllen suchen mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und in dem Gefühl aufrichtigen Dankes für das Vertrauen, mit dem man mir in diesem Lande entgegengekommen ist."

Die hier betonte „Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue" war es denn auch, welche der Fürst in dem Reichslande ebenso zur Anwendung brachte, wie dies seinerzeit auf dem Botschafterposten in Paris geschehen war, und die auch im Lande selbst wachsende Anerkennung fand. Es mußte daher Ueberraschung erregen, als bei den Reichstagswahlen am 21. Februar 1887 in sämmtlichen 15 Wahlbezirken von Elsaß-Lothringen Protestler durchgebracht wurden, doch ließ sich die Thatsache wohl dadurch erklären, daß weit weniger eine Aenderung der Gesinnung, als die Befürchtung einer Rache Frankreichs bei einem doch immer möglichen Revanchekriege zu Grunde lag. Fürst Hohenlohe zögerte aber nicht, strengere Maßregeln zu ergreifen; so beantwortete er bereits am 22. Februar das Wahlergebniß mit einem Rundschreiben an die Bezirks-Präsidenten, worin er eine strengere Beaufsichtigung des gesammten Vereinslebens anordnete und die beiden Centralverbände der Elsässischen Gesang- und Turnvereine auflöste. Im März desselben Jahres begab sich der Fürst nach Berlin, um Bericht über den Stand der Dinge zu erstatten und an den Verhandlungen über die Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse der Reichslande theilzunehmen. Er vertrat die Ansicht, daß Elsaß-Lothringen in staatsrechtlicher Beziehung den übrigen deutschen Staaten dann gleichgestellt werden sollte, wenn es den bestehenden Rechtszustand rückhaltlos anerkennen und das Protestiren entschieden aufgeben würde. Es bestanden damals politische Meinungsverschiedenheiten einflußreicher Personen in Berlin über die Gestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Reichslande, von denen Einzelne die Aufhebung des Statthalterpostens wünschten, doch weder Fürst Bismarck, noch Kaiser Wilhelm I. trat solchem Verlangen bei. Wohl wurden einige zeitgemäße Modificationen in den inneren Einrichtungen des Verwaltungs-Mechanismus vorgenommen, doch blieb der Statthalterposten bestehen, und Fürst Hohenlohe kehrte mit den Beweisen vollständigen Vertrauens auf

Digitized by Google

denselben zurück. Die neue Gestaltung der Dinge sicherte ihm ein strafferes Auftreten, er ließ sich durch Einreden von deutsch-freundlichen Stimmen nicht beirren und erreichte sehr bald, daß die Achtung vor dem neuen Regimente stieg. Auch das Ergebniß der Bezirkswahlen des Jahres 1888 war ein erfreuliches.

Nach dem Tode des hochseligen Kaisers Wilhelm I. wandte auch dessen zweiter jugendlicher Nachfolger Wilhelm II. dem Fürsten Hohenlohe große Huld und völliges Vertrauen zu. Die Dinge gingen in den Reichslanden ihren ungestörten Gang, so daß der Statthalter bei seiner Eröffnungsrede der 17. Tagung des Landesausschusses am 29. Januar 1889 recht befriedigt sich aussprechen konnte. Im Frühling des folgenden Jahres eröffnete er die Ausstellung der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft in Straßburg, welche großes Interesse erregte, und brachte der gleich darauf erfolgten Gründung eines elsaß-lothringischen Sängerbundes wahre und warme Sympathie entgegen. In der Folgezeit gelang es dem Fürsten Hohenlohe, den einige Jahre vorher eingeführten Paßzwang für Reisende theilweise aufzuheben (er wurde nur noch für ausländische Militärpersonen und für Ausgewanderte unter 45 Jahren beibehalten) und dadurch im Lande große Freude zu verbreiten. Als er am 10. October des genannten Jahres von einem Sommerurlaube nach Straßburg zurückkehrte, wurde er am Bahnhofe von einer großen Versammlung herzlich begrüßt und durch eine Ansprache als „edelmüthiger Freund der Bevölkerung, verständnißvoller und wohlmeinender Förderer aller Interessen der Reichslande" gefeiert, worauf der Statthalter der Wahrheit gemäß erwidern konnte, daß Elaß-Lothringen keinen aufrichtigeren und treueren Freund habe als ihn. Das allgemeine Vertrauen, welches ihm schon längere Zeit hindurch von den Bewohnern der schönen Reichslande entgegengebracht worden war, hatte hierdurch eine wesentliche Stärkung erfahren und sollte niemals mehr getrübt werden.

Schon bei den Reichstagswahlen am 20. Februar 1890 hatte sich herausgestellt, daß die Zahl der Stimmen der Protestler von 247000 auf 100000 zurückgegangen war, so daß vier deutschfreundliche Vertreter nach Berlin entsandt werden konnten, welche Zahl drei Jahre später noch um eine vermehrt wurde, indem der eigene Sohn des Fürsten, Prinz Alexander von Hohenlohe, am 15. Juni 1893 als gewähltes Reichstagsmitglied hinzutrat. Eine noch gesteigerte günstige Stimmung der Stadt- und Landbewohner sollte zum Ausdruck gelangen, als Kaiser Wilhelm II. im Sommer dieses Jahres persönlich die Reichslande durch einen Besuch auszeichnete.

Am 3. September 1883 war es, genau 65 Jahre nach dem Einzuge des Königs Karl X. von Frankreich, als unter dem Geläute aller Glocken Kaiser Wilhelm II. seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Lothringens, das alt-ehrwürdige Metz, hielt. Noch an demselben Mittage begab er sich in Begleitung des Statthalters nach Kurzel und von dort zu Wagen nach seinem neu erworbenen Schlosse Urville, zum ersten Male als lothringischer

Digitized by Google

Gutsbesitzer. Bei der Paradetafel, welche am folgenden Tage in Metz stattfand, war es eine hohe Befriedigung, welche den Kaiser die schönen Worte sprechen ließ: „Ich sehe, . . . daß Lothringen sich wohl im Reiche fühlt . . . Mit Genugthuung sehe ich, daß Lothringen das Verständniß für des Reiches Größe und für seine Stellung im Reiche gewonnen hat.“ Und das Verdienst, hierzu ein wesentliches Stück beigetragen, mit allen Kräften dabei mitgewirkt zu haben, mußte dem Statthalter Fürsten Chlodwig von Hohenlohe zugeschrieben werden, welcher hieran beinahe ein volles Jahrzehnt die Arbeit seiner reifsten Mannesjahre gesetzt hatte.

Es erregte daher allgemeines Bedauern, als im Herbst 1894, nachdem der General von Caprivi als Reichskanzler zurückgetreten war, Fürst Hohenlohe aus den Reichslanden abberufen wurde. Mit der Würde des einflußreichen Statthalteramts bekleidet, mag es dem Fürsten wohl nicht leicht geworden sein, sich zur Annahme der neuen Bürde zu entschließen, allein sein nationales Pflichtgefühl ließ ihm keine andere Wahl: er folgte entschlossen dem Rufe seines kaiserlichen Herrn. Seit dem 26. October 1894 steht Fürst Chlodwig an der Spitze der Leitung des deutschen Staatsschiffes, und da der seitdem verflossene kurze Zeitraum zu einer vollen Würdigung seiner Wirksamkeit noch nicht ausreichen dürfte, so schließen wir hier seine eigentliche Lebensskizze.

* * *

Es dürfte wohl angezeigt sein, nachdem hier versucht worden, ein kurzes Lebens- und Charakterbild des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe zu entwerfen, nunmehr auch eine Schilderung des Eindrucks zu unternehmen, welchen die Persönlichkeit des bedeutenden Mannes macht, und letztere überhaupt zu skizziren. Wir wollen der Lösung dieser Aufgabe uns nicht entziehen.

Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe hat im März 1895 das 76. Lebensjahr vollendet, sieht aber jünger aus. Er besitzt eine vorzügliche Gesundheit und hat von Jugend auf dem Geiste die äußere Hülle dienstbar gemacht, so daß er auch gegenwärtig, nachdem die erste Hälfte des 8. Jahrzehnts überschritten worden, keineswegs etwas Greisenhaftes an sich trägt. Seine fünf Sinne sind gut entwickelt und selbst theilweise noch geschärft worden; nur besitzt seine Stimme, ähnlich wie dies bei seinem großen Amtsvorgänger, dem Fürsten Bismarck, auch der Fall ist, einen etwas schwachen Klang, doch pflegt sie auch niemals überangestrengt zu werden.

Man begegnet im Leben öfters männlichen Physiognomien, aus welchen sich sehr schwer oder überhaupt kaum mit einiger Sicherheit Schlüsse auf den Charakter ableiten lassen. Ein derartiges Gesicht zeigt Fürst Chlodwig nicht. Das seinige macht vielmehr den offensten Eindruck und giebt mit großer Klarheit und Treue wieder, was dieser Mann ist und nicht ist. Aber etwas ungewöhnlich erscheint es doch: die Form seines Hauptes, wohl-

Digitized by Google

gebildet und regelmäßig, die Linien des Profils und das kräftig entwickelte Kinn lassen erkennen, daß man hier einen feinen Kopf vor sich hat. Das Auge drückt zugleich Klugheit und Herzensgüte aus; es pflegt in ruhiger Prüfung und mit natürlichem Wohlwollen jeden ihm zum ersten Mal Begegnenden zu messen; es zeigt eine Ueberlegenheit an Geist und Herz, von der man sofort überzeugt ist, daß sie nur dem Dienste der guten Sache sich widmen werde. Eine vornehme Ruhe und Würde ist über der ganzen Persönlichkeit ausgegossen, die allerdings nicht erkennen läßt, daß dieser hervorragende Mann noch heute in demselben Jugendfeuer erglühen kann, welches einst den bayerischen Reichstagsredner besonders kennzeichnete. Dann erscheint das dunkle Auge, welches sonst in stiller Wachsamkeit um sich zu blicken pflegt, in leuchtendem Glanze, es vergrößert sich und äußert eine durchdringende, selbst durchbohrende Kraft. Man fühlt es alsdann ganz deutlich: dieser Mann ist zum Befehlen geboren, er weiß, was er will, und will stets nur, was er soll und muß. Jeder Zoll an ihm ist deutsch.

Die Stirnmuskel tritt oberhalb der Nasenmuskel etwas hervor, sie kündet uns die Folgen der Denkarbeit, welche sich schon manches Jahrzehnt hindurch in dem Sitze der menschlichen Hauptthätigkeit vollzogen hat. Die Stirn selbst ist hoch, aber nicht sehr breit, über sie legt sich das in früheren Jahren leicht gekräuselte schwarze Kopfhaar, welches heute ergraut ist. Auch der volle Schnurrbart, welcher die feinen Lippen bedeckt und das heimliche unwillkürliche Spiel derselben verdeckt, ohne es zu verbergen, hat die Farbe des Alters angenommen. Einen anderen Bart soll der Fürst niemals getragen haben, so daß er, zumal da er wenig gealtert ist, von Bekannten sofort wieder erkannt worden ist, die ihn Jahrzehnte lang nicht gesehen haben. Die Figur ist zierlich schlank, nicht zu hoch und keineswegs untersetzt, sie entspricht der ruhigen, vornehmen Haltung eines Weltmanns, welcher von Kindheit auf sich unter den Großen dieser Erde bewegt hat.

Daß Fürst Hohenlohe einen sehr einfachen, anspruchslosen Charakter besitzt, kann man schon an der außerordentlich bescheidenen Einrichtung seines Arbeitszimmers in dem Reichskanzler-Palais zu Berlin wahrnehmen. Die Fenster dieses Raumes gehen auf den Park hinaus, an einem derselben, der Eingangsthür gerade gegenüber, steht sein Schreibtisch. Auf dem letzteren erblicken wir eine ganz gewöhnliche Schreib-Unterlage, ein Tinten- und Sandfaß aus weißem Porzellan, einen Löscher, eine Scheere, also Alles, was auf einen Schreibtisch gehört, und von derselben einfachen Beschaffenheit, wie man sie in fast jedem öffentlichen Bureau findet. Drei Federhalter — „Stück für Stück einen Silbergroschen" — liegen auf dem Tintenfaß. Das Petschaft, ein großes Leseglas, Leuchter, Zündholzständer, Cigarrenhalter — alles dieses ist von der großen Einfachheit, wie sie dem Fürsten seit seiner Referendarzeit lieb und zur Gewohnheit geworden ist. Ein Papiermesser aus Bronze von etwa 30 Centimeter Länge, dessen schwerer Griff von Bronzestreifen spiralenförmig umschlungen wird, dient dem Reichs-

Digitized by Google

kanzler als Waffe gegen dickfelliges Kanzleipapier. Von einem etwa ½ Meter hohen Obelisken aus Marmor, dessen Sockel ein mit silberhellem Glöckchen ausgerüstetes Uhrwerk birgt, liest der Fürst die Zeit ab, welcher durch Läutewerke den Diener herbeirufen kann, während er noch einen Klingelzug nebst Quaste über seinem Haupte zur Verfügung hat.

Vor dem Schreibtisch steht ein lederbezogener Rohrstuhl; außerdem befindet sich vor dem Pfeilerspiegel ein größerer Sorgenstuhl mit kleinem Lesetisch. Neben dem von Säulen umgebenen grünen Kamin aus Majolica stehen Sessel rings um einen ovalen Tisch, auf welchen ein lebensgroßes Oelgemälde des Herzogs von Ratibor herabblickt. An der gegenüberliegenden Wand hängt das wohlgetroffene Oelbild des Kaisers Wilhelm I., unter welchem sich ein fünf Mal getheiltes Bücher-Regal mit Acten, Schriften, Druckwerken hinzieht, — zum Beweise, daß es dem Reichskanzler an arbeitsreichem Stoff nicht fehlt. Die langen Gesimse sind von Photographien aus der Familie des Fürsten Hohenlohe bedeckt, auch reihen sich hieran Jagdtrophäen, Humpen, Kannen, Gläser ꝛc. Daß der Fürst Raucher ist, erkennt man aus den verschiedenen Utensilien: auf jedem Tisch steht Feuerzeug mit Cigarrenständer, jedoch auch alles dies in einfachster Ausstattung; der Reichskanzler raucht am liebsten Cigaretten und zwar russischen Herkommens. Der ganze Raum dieses Arbeitszimmers hat viel Anheimelndes und das Gemüth Ansprechendes.

Das Temperament des Fürsten ist maßvoll und wird durch langjährige Herrschaft des Geistes über den Körper bedingt, was bei der Lebhaftigkeit des Denkens und dem außerordentlich schnellen Auffassungsvermögen seines Geistes gewiß nicht leicht zu erreichen gewesen ist. Weder Sanguiniker, noch Choleriker ist Fürst Hohenlohe, aber auch keineswegs ein Phlegmatiker, wohl aber hat er sich eine ihm sehr wohl anstehende gewisse Zurückhaltung angeeignet, die ihn oft ruhiger erscheinen läßt, als er thatsächlich ist. Ihm ist es gelungen, das zu erreichen, was Vater Horaz jedem Manne anempfiehlt, wenn er sein Aequam memento rebus in arduis servare mentem anstimmt.

Hauptteigenschaften und Fähigkeiten des Fürsten, die er während seines langen und vielseitigen Berufslebens stets zu bethätigen gesucht hat, sind: Klarheit des Geistes, richtiges Erfassen, Erkennen und Durchdringen selbst verwickelter Dinge, Gewandtheit der Feder in schriftlichem Ausdrucke, unerschütterliche Ruhe und Leidenschaftslosigkeit in Beurtheilung der Thatsachen, strenges Festhalten an dem für Recht Erkannten, völlige Uneigennützigkeit, treue Hingabe an alles Große, Schöne und Hohe, dann eine edle Milde des Herzens und der Wille, jedem Mitmenschen gerecht zu werden und lieber zu versöhnen als zu kränken. Man wird gestehen müssen, daß diese Eigenschaften ein Ganzes bilden, dessen Besitz Jedem zu wünschen ist.

Und das ist der Mann, in dessen Hände die Leitung des schweren Amts eines deutschen Reichskanzlers gelegt ist. Möge sie ihm stets wohlgelingen!

Digitized by Google

„Das gelehrte Frauenzimmer."

Ein Essai über das Frauenstudium in Deutschland zur Rococo- und Zopfzeit.

Von

Georg Steinhausen.

— Jena. —

Ich bitte meine Leser und namentlich meine Leserinnen, in dem gewählten Titel keine irgendwie malitiöse Färbung sehen zu wollen. Der Ausdruck: „das gelehrte Frauenzimmer" ist ein allgemein üblicher Ausdruck der Zeit, von der ich handeln will, und besitzt jene Färbung durchaus nicht. So nennt beispielsweise ein damaliger Vertheidiger der gelehrten Frauen, C. F. Paullini, ein von ihm verfaßtes Buch „Hoch- und Wohl-gelahrtes deutsches Frauen Zimmer"; und in ähnlichen Schriften z. B. von Engelcken, Eberti, Finauer kehrt die Bezeichnung überall wieder. Mehr könnte die Erscheinung selbst, über die ich hier Einiges beibringen will, auffallen, daß man nämlich schon damals überhaupt von einem Frauenstudium reden kann. Natürlich nicht von einem organisirten, obgleich, wie wir sehen werden, auch dazu ein Anlauf genommen wurde: aber doch von einer auffälligen Neigung des weiblichen Geschlechts zu gelehrten Studien. Heute, im Zeitalter der schriftstellernden Damen, ist zwar die allgemeine Bildung der Frauen unendlich viel größer geworden als damals. Aber von gelehrten Frauen kann doch nur in erheblich geringerem Umfange gesprochen werden, und eine neuere Schriftstellerin hat Recht, wenn sie meint, „daß es während jener Periode wenigstens zwanzig gelehrte Weiber gebe gegen eine Zeitgenossin, die unsere gegenwärtigen Gelehrten für ebenbürtig anerkennen möchten."

Gelehrte Frauen hat es ja fast zu allen Zeiten gegeben. Schon Euripides meint: Ich hasse ein gelehrtes Weib, und keine soll mir in's Haus kommen, die mehr weiß, als dem Weibe nütze ist. Als auffällige Erscheinung aber tritt — in Deutschland wenigstens — die Gelehrsamkeit

Digitized by Google

der Frauen erst in der bezeichneten Periode hervor. — Es scheint das im Widerspruch zu stehen mit dem allgemeinen Bildungszustand der Frauen und Mädchen jener Zeit. Im Mittelalter war dieser weit höher gewesen als der der Männer; das Minnezeitalter hatte dann die Frau mit einem strahlenden gesellschaftlichen Nimbus umgeben. Beides war anders geworden: in geistiger wie in gesellschaftlicher Beziehung trat die Frau zurück; sie wurde auf das Haus beschränkt, und in häuslicher Abgeschlossenheit wuchs das weibliche Geschlecht heran: seine Erziehung und Bildung wurden vernachlässigt. Die italienische Renaissance, die so viele hochgebildete Frauen hervorbrachte, erweckte nur schwache Nachklänge auf deutschem Boden. Gegenüber diesen wenigen Ausnahmen, wie der Charitas Pirkheimer und anderen, tritt die große Masse völlig zurück. Der Durchschnitt der Frauen war ohne jedes höhere geistige Interesse. In meinem Aufsatz: „Die deutschen Frauen im siebzehnten Jahrhundert" (abgedruckt in den Culturstudien) habe ich das näher ausgeführt und belegt, freilich dabei stark betont, wie sehr diese Abgeschlossenheit ein Glück für die Frauen war. Sie retteten Gemüth und Natürlichkeit durch eine ganz verbildete Zeit hindurch: dem vielen Neuen und Abstoßenden gegenüber blieben sie — namentlich die Frauen des Mittelstandes — treue Hüterinnen des alten Familiengeistes und frischer Naivetät.

In diesen Zuständen trat nun gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts — in einzelnen Erscheinungen auch schon früher — eine gewisse Aenderung durch das Aufkommen jener gelehrten Species ein, deren Exemplare immer zahlreicher wurden. Freilich, die große Masse der Frauen wurde auch jetzt davon wenig berührt.

Immerhin wurde die gelehrte Frau zu einem gewissen Typus und ist insofern culturhistorisch bemerkenswerth. Man scheint das heute vielfach vergessen zu haben. So sieht Ludwig Geiger in seinem tüchtigen Buch: „Berlin 1688—1840" die gelehrten Interessen der Königin Sophie Charlotte anscheinend als eine besondere Ausnahme an. Das ist nicht der Fall. Ich bemerke es ausdrücklich, daß ich hier nicht von schöngeistigen Bestrebungen handle, obgleich auch auf dem Gebiet der Litteratur, wie auf dem des Kirchenliedes, eine ganze Reihe Frauennamen (z. B. Sibylle Schwarz) zu nennen wären, sondern von gelehrten Studien.

An die Renaissance knüpft diese Erscheinung nur in gewissem Sinne an, so namentlich insofern, als die theoretischen Erörterungen über die Unterschiede der beiden Geschlechter und über die Frage, ob die Frauen sich mit gelehrten Dingen beschäftigen dürften, bereits ein beliebtes Thema italienischer Humanisten waren. Jakob Burkhardt und Janitschek haben darüber eingehender gehandelt. Während aber diese theoretische Frage in dem Italien der Renaissance, in dem die Bildung der Frau der des Mannes völlig ebenbürtig war, praktisch bereits zu Gunsten der Frau gelöst war, wandte sich das Interesse der deutschen Humanisten zwar gelegentlich auch der Frage zu — so pries Conrad

Digitized by Google

Celtes die Hroswitha — aber sie konnten doch nur auf wenige deutsche Frauen zu ihrer Zeit hinweisen, die der klassischen Bildung theilhaftig waren. Auch Erasmus hat diese Frauenfrage erörtert. Ein besonderer Verfechter der Frauen wurde Agrippa von Nettesheim, der ihnen sogar eine Superiorität vor den Männern beilegte. Seine Schrift ist betitelt: De nobilitate et praecellentia foeminini sexus eiusdemque supra virilem eminentia.. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts traten dann eine ganze Reihe deutscher Vertheidiger der Frauen auf, so 1595 der Doctor Simon Gedicke, der in allem Ernst das weibliche Geschlecht gegen eine Behauptung, die damals aufgestellt und in vielen Nachdrucken verbreitet war, daß nämlich die Weiber keine Menschen seien, vertheidigte, so 1596 Andreas Schoppius und 1597 Balthasar Wandel, die aus demselben Grunde für die Frauen auftraten.

Ganz unverhältnißmäßig stärker tritt dann diese Litteratur erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf und zwar, weil damals, wie gesagt, das gelehrte Frauenzimmer eine Erscheinung war, die auffallen mußte.

Woher kam diese Erscheinung. In erster Linie, meine ich, ist sie in dem Charakter der ganzen Zeit begründet. Mit Recht hat man dieses Zeitalter als das polyhistorische, als das gelehrte kat' exochen bezeichnet. Es ist ja im Grunde eine höchst widerwärtige Periode; in moralischer und geistiger Beziehung zeigt sich seit Ausgang des 16. Jahrhunderts eine starke Depression, und so ist denn dieses Attribut der Gelehrtheit nicht schlechthin als Vorzug aufzufassen. Zweifellos ist in dieser Zeit gerade auf gelehrtem Gebiet viel geleistet worden: aber ebenso unzweifelhaft wiegt der Charakter des Epigonenhaften, nicht der frischer und fröhlicher Production vor. Und noch schlimmer ist der banausische Zug, der sich zeigt, und weiter die Sucht, sich einen Anstrich, ein Air zu geben. Nicht gelehrt, sondern wenn wir das Wort, das heute eine bezeichnende Färbung erhalten hat, anwenden wollen: gelahrt erscheint uns die Zeit. Curiositäten und Affenzereien werden besonders werth gehalten: oft schreitet der helle Blödsinn in gelehrt aufgeputztem Gewande einher. Das Einfachste wird durch gelehrtes Brimborium verdunkelt: noch heute haben viele Gelehrte es nicht fertig bringen können, sich von der öden Manier der Unverständlichkeit freizumachen, als ob sie damit der Wahrheit dienten — mit einem Wort: Die Gelehrtheit wurde damals Mode.

Vereinzelt tritt uns das „gelehrte Frauenzimmer" schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entgegen. Waren vorher einzelne Frauen schon auf dem Gebiet der Erbauungslitteratur — man vergleiche darüber den Aufsatz von Talvj: „Deutschlands Schriftstellerinnen" im Historischen Taschenbuch — thätig gewesen, so kamen jetzt weibliche „Wunder" der reinen Gelehrsamkeit zum Vorschein. Um jene Zeit stand bekanntlich die gelehrte Thätigkeit vor Allem in den Niederlanden in Blüthe. Namen

Digitized by Google

wie Lipsius, Scaliger, Heinsius sind ja Allen geläufig. So ist es erklärlich, daß gerade in den Niederlanden die gelehrten Frauen — als Beispiel wird öfter Cornelia Vossius angeführt — zuerst häufiger werden. Die Niederlande nannten auch jene Anna Maria von Schurmann, die niederländische Minerva, mit Stolz die ihrige. Von Geburt eine Deutsche — sie ist 1607 in Köln geboren — hat sie den größten Theil ihres Lebens in Utrecht zugebracht. Man findet über sie in zahlreichen Büchern Näheres: hier genüge anzuführen, daß sie vierzehn Sprachen verstand, mit zahlreichen Gelehrten in Briefwechsel stand und selbst schriftstellerte. Interessant ist aber namentlich, wie diesem „gelehrten Frauenzimmer" die gesammte gelehrte Welt huldigte. Die zehnte Muse, das Wunder des Jahrhunderts, diese und ähnliche Bezeichnungen wurden zahlreich auf sie angewandt. Sie imponirte dieser polyhistorischen Zeit, und daß sie ein Weib war, machte sie dieser curiositätenlüsternen Epoche nur noch interessanter. Der Sucht jener Zeit nach dem „Wunderbarlichen und Unerhörten" schreibe ich dieses Interesse nicht zum kleinsten Theil zu.

Anna Maria von Schurmann, die übrigens ihrerseits Schriften pro domo d. h. für die gelehrten Frauen (z. B. de ingenii muliebris ad doctrinam et meliores literas aptitudine) schrieb, fand nun in Deutschland selbst bald zahlreiche Nachfolgerinnen. Aus anderen Ländern, wo man dieselbe Erscheinung beobachten kann, will ich hier im Vorbeigehen nur an die Engländerin Weston und die berühmte Christine von Schweden erinnern.

Die bekannten und unbekannten „gelehrten Frauenzimmer" Deutschlands hier einzeln aufzuzählen, hat wenig Zweck. Die Hauptsache ist, festzustellen, daß sie gegen 1700 hin gerade in Deutschland eine Modeerscheinung werden. So spricht ein damaliger Autor, Johann Gerhard Meuschen, der Verfasser eine „Courieusen Schau-Bühne Durchläuchtigst-Gelehrter Dames" von Deutschland als „einem Lande, so sich vor allen andern viel grund-gelahrter Dames zu rühmen hat". Von einzelnen Erscheinungen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts will ich hier Anna Maria Cramer nennen, die im Alter von 14 Jahren, wahrscheinlich in Folge der Ueberladung mit gelehrten Dingen, starb. Der Vater, der Magdeburger Pastor Andreas Cramer, rühmt von ihr in einem lateinischen Epitaphium, daß sie historiae et poeticae studiosissima, linguis latina et hebraica elegantissime exculta et sacrarum litterarum studiis unice dedita gewesen sei. Auf sein „Wunderkind" war der Vater zweifellos sehr stolz gewesen, und ähnlich dachten viele Gelehrten und suchten aus ihren Töchtern gelehrte Monstra zu machen.

Aber nicht nur die Töchter der Gelehrten, sondern namentlich auch Fürstentöchter, an deren Erziehung mehr herumexperimentirt wurde, als an der geringerer Frauen, bieten Beispiele, wie Luise Amöne von Anhalt, die Hebräisch verstand, die fertige Lateinerin Katharina Ursula von Baden, Antonia von Württemberg „mit ihrer ungemeinen Wissenschafft in der

Digitized by Google

Griechischen, vornehmlich in der Hebräischen Sprache", die Töchter des Winterkönigs, Elisabeth, Aebtissin von Herford, die gelehrte Freundin Descartes', und Sophie von Braunschweig. Von der Letzteren rühmt der obenerwähnte Menschen, daß die „Strahlen Ihrer durchdringenden Weißheit, scharffen Verstandes und ineffabler Wissenschaft in der Theologie, Geographie, Historie und vielerley Sprachen so hellglänzend seynd, daß sie das Licht seiner blöden Augen verdunkeln und machen, daß er sie mehr in stiller Verwunderung verehre als zu entwerffen sich überwinde." Ihre Tochter war die bekannte Sophie Charlotte, die Freundin Leibnizens.

Neben diesen fürstlichen gelehrten Frauen — die Beispiele ließen sich leicht vermehren — wären gar viele aus bürgerlichen und adligen Kreisen zu nennen, von denen einzelne, wie Maria Barbara Lehmann, Maria Kunitz, Helene Sibylle Wagenseil, weit und breit bekannt waren. Doch will ich hier nicht mit Notizen ermüden. Zahlreiche Beispiele „gelehrter Frauenzimmer" findet man in dem erwähnten Aufsatz der Talvj und in der gleich zu nennenden Litteraturgattung des 17. und 18. Jahrhunderts.

Hervorzuheben ist nämlich, daß man damals von solchen Frauen und Jungfrauen — nicht blos jener, sondern auch früherer Zeit — besonders gern hörte und las. Sehr zahlreich werden die Schriften, die — oft in trockener Aufzählung — von gelehrten Frauen berichten. So sind zu nennen: Joh. Frauenlob, die lobwürdige Gesellschaft der gelehrten Weiber, Paschii gynaeceum doctum, C. F. Paullini, Hoch- und Wohl-gelahrtes Teutsches Frauen-Zimmer, Joh. Casp. Eberti eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers und sehr viele andere. Diese Litteratur muß also sehr beliebt gewesen sein und zahlreiche Leser gefunden haben. Diese Galerien sollten „zum angenehmen Zeitvertreib" dienen, man sollte, wie es bei Paullini heißt, daraus ersehen, „wie unser geliebtes Teutschland weder den hochtrabenden Spaniern noch den ehrgeitzigen Welschen oder aufgeblasenen Frantzosen dißfalls im geringsten nachzugeben habe, sintemahl hierinn solche Pierinnen gezeigt werden, die viele Ausländerinnen in den Winkel jagen." Und dann heißt es stolz: „Denn wie weit glückseliger und zierlicher ist unser jetziges Teutschland, als zu Taciti Zeiten, da weder Mann noch Frau was künstliches kont- oder wusten."

Diese Litteratur zeugt weiter davon, daß man in vielen Kreisen, namentlich natürlich den gelehrten, die gelehrten Frauenzimmer besonders hochachtete. Wenn schon zu Anfang des Jahrhunderts die Jenaische theologische Facultät ein gelehrtes Buch der Regina von Grünad: „Der geistliche Wagen" — das Buch selbst konnte ich nicht erlangen, auf der Jenaer Bibliothek ist es nicht — mit einer empfehlenden Vorrede einleitete, so zeigt das die wachsende Achtung. Mit besonderer Vorliebe wandte man sich auf's Neue der Frage zu, ob den Frauen das gelehrte Studium dienlich sei. Auch diese Litteratur ist sehr zahlreich: es würde zu weit führen, hier Nachweise zu geben. Es ist ja auch er-

Digitized by Google

klärlich, daß die Menge der gelehrten Frauen die Frage und das Interesse daran besonders in Fluß bringen mußte. Namentlich um 1700 läßt sich das bemerken. In dem großen encyklopädischen Werke des von Hohberg: „Georgica curiosa oder Adeliges Landleben" findet sich in der Ausgabe von 1682 die Frage nicht berührt, in der von 1701 ist dann aber ein neues Capitel enthalten: „Ob einem Weibsbild das Studium wohl anstehe?"

Die meisten Autoren nun nehmen in der Frage einen ziemlich vernünftigen Standpunkt ein, wenngleich sie den allgemeinen Respect vor den gelehrten Frauen meistens theilen. Ein besonderer Verehrer derselben ist Paullini. Er sagt von der oben erwähnten Euripidesstelle: „Es ist ja wohl eine Ochsenstimme, wenn Euripides also herausplumpet." Er schilt, daß die Frauen selbst, d. h. die Masse derselben, diese gelehrten Zierden wenig achten, und läßt eine also sprechen: „Ja so gar sind wir zur Barbarei und Unwissenheit verdammt, daß nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die meisten von unserem Geschlecht selber, weil sie in der Eitelkeit und Unwissenheit verwildert sind, uns verachten und verlachen, wenn eine oder die andere auf löbliche Wissenschaft sich befleißt, und nichts auf gelehrte Weibspersonen halten." Ein anderer warmer Vertheidiger ist Paullinis Freund, Herr Johannes Sauerbrei, der zwei Disputationen de feminarum eruditione hielt.

Ein wenig anders urtheilt der erwähnte Herr von Hohberg; er bewundert „die excellenten Ingenia" unter den Frauen, aber für allgemeine gelehrte Bildung ist er nicht. „Wann ich hierinnen," sagt er, „meine Meynung unmaßgeblich beyfügen sollte, geb ich zwar gerne zu, daß mehr Schad als Nutzen daraus entspringen sollte, wenn sich die Weiber insgemein auf's Studium begeben wolten; das kann man aber dennoch nicht laugnen, daß sie so wol GOttes Ebenbild sind als die Männer, und wo sich extraordinarie hohe Ingenia, scharfsinnige Judicia und fürtreffliche Einfälle unter ihnen befinden, und sie solche zu GOttes Lob und Dienst des Nächsten bescheidentlich anwenden, es nicht allein untadelich, sondern auch löblich und rühmlich sey; wie ich dann von dergleichen fürtrefflichen weissen Frauenzimmer viel Exempel anziehen könnte u. s. w. Weil aber dieses absonderliche und heroische Exempel sind, wäre es verwegen, wann man ihnen insgemein nachahmen sollte, sonderlich, wann man dabey die weibliche Pflicht, Gebühr- und Berufs-Arbeit beyseits setzen, versaumen und vernachlässigen wolte." In ähnlicher Weise spricht sich ein etwas später erschienenes Werk: „Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexikon" aus. In der Vorrede desselben wird auf den neuerdings heftig entbrannten Streit über die gelehrten Frauen hingewiesen: der Verfasser will deshalb „einige unvorgreiffliche Gedanken: Ob und wie weit ein Frauenzimmer sich in die gelehrte Wissenschaften einzulassen Ursache habe", ausführen. Er ist durchaus für wissenschaftliche Bildung, aber in einem beschränkten Sinn. „Mit solchen Weibes-Personen aber," fährt er fort, „die sich in der Mathematic, Philosophia scientifica, Staats-Kunst, Critic,

Digitized by Google

Philologie, Poesie, Sprachen, der höheren Theologie, Jurisprudenz und Medicin allzu sehr vertieft haben, wird wohl niemanden viel gedienet seyn. Kommt ein dergleichen Gewächse in den gelehrten Gefilden zum Vorschein, so muß man es wie eine rare ausländische Pflantze bewundern, keineswegs aber zur Nachahmung vorzeigen."

Dieser Standpunkt wird allmählich immer häufiger vertreten. Keine gelehrten Wunder, aber größere Bildung des weiblichen Geschlechtes. Denn man muß nicht vergessen, worauf ich schon zu Anfang dieser Skizze hingewiesen habe, daß, wenn auf der einen Seite das „gelehrte Frauenzimmer" nicht selten war, auf der anderen doch ganz auffallende Unbildung und Unwissenheit herrschte. Darauf weist z. B. Veit Ludwig von Seckendorff in seinem „Christen-Stat" sehr nachdrücklich hin. „Ist also," sagt er, „eine grosse und unverantwortliche Nachläßigkeit, daß so wenig Sorge für die Unterweisung und gute Erziehung des weiblichen Geschlechts getragen wird. Ein sehr weniges geschiehet in den Mägdlein-Schulen und bleibet gemeiniglich und bei dem allerunterſten Grad der Catechisation." Unbedingt für „gelehrte Weiber" ist er auch nicht, aber es ist „auch eine Mittel-Straße zu treffen". So bedauert er, daß aus dem Plane des Kurfürsten Anguſt von Sachsen 1555, „drey so genante Jungfrau-Schulen, iede vor 40 Personen, im Lande zu stiften," Nichts geworden ist; „wie anders Gutes mehr, ist auch dieses ohne effect geblieben, so doch ein herrlich Exempel gegeben hätte, dem hin und wieder nachzufolgen gewesen wäre".

Auf diese wichtige und interessante Bewegung zur Hebung des weiblichen Geschlechtes will ich hier nicht näher eingehen: man weiß, wie namentlich die moralischen Wochenschriften sehr darauf hinwirkten. Das „Frauen-Volk" sollte, wie es in den „Discursen der Mahler" heißt, „witzig und angenehm, aber nicht gelehrt und pedantisch" werden. An Gellert ist ebenfalls zu erinnern: die Bremer Beiträge wandten sich namentlich an das „gebildete Frauenzimmer". Von dieser socialen Bewegung werde ich in größerem Zusammenhang über kurz oder lang zu handeln versuchen.

Hier beschränke ich mich darauf, die gelehrte Species weiter zu beobachten. In dieser Beziehung stoßen wir im Anfang des 18. Jahrhunderts auf Bestrebungen, die trotz der Angriffe auf die „gelehrten Weiber" und trotz der oben angeführten Warnungen vor Uebertreibungen den Frauen höhere Gelehrsamkeit nachdrücklicher zu sichern suchen.

Der Gedanke einer Akademie tritt auf und wird vielfach erörtert. Namentlich in Zeitschriften. So wird in den „auserlesenen Anmerkungen über allerhand wichtige Materien und Schriften" 1707 eine „Jungfer-Akademie" vorgeschlagen. Der Autor will allerdings wesentlich „eine Gelehrtheit in realibus", keine „gelehrten Thorheiten, welche man bisher eine Erudition genennet". Da nun die Universitäten „zur Zeit noch nicht im Stande" wären, „daß man Jungfern und Weibern rathen dürfte, mit den Herren Studenten im Collegio eine bunte Reihe zu machen", so müsse man

Digitized by Google

eben für sie „eigene Schulen und Universitäten" aufrichten. Er schlägt denn eine vollständige Organisation vor, will z. B. auch Promotionen, also weibliche Doctoren, und verspricht von einer solchen Anstalt dem Lande auch materiellen Vortheil. „Dergleichen Jungfer-Akademie würde über den Nutzen, so von der Weibergelehrtheit der Republik zugeht, auch der Stadt und dem Lande ein Großes eintragen". Das gleiche Thema spielt in den moralischen Wochenschriften eine erhebliche Rolle. Hin und wieder wird es dort freilich etwas satirisch behandelt. „Der Patriot", die Hamburger Wochenschrift, kommt schon im dritten Stück des ersten Jahres darauf zu sprechen. „Wir meinen, die Wissenschaften sind dem Frauzimmer Nichts nütze; es werde derselben nach seiner natürlichen Schwachheit mißbrauchen, und lassen deswegen mit Fleiß unsere Töchter in der dickesten Unwissenheit aufwachsen." „Dieses Betragen" wird „unverantwortlich" gefunden, und auch hier eine Akademie vorgeschlagen, die aber wesentlich auch eine gebildete und gute Hausfrau erziehen soll. Sie soll „in allen Wissenschaften akademische Ehren-Stellen" vertheilen können, und vornehmlich soll sie, wird wohl etwas schalkhaft hinzugefügt, „in der Haushaltungs-Kunst sie zu Magisterinnen, Licentiatinnen und Doctorinnen machen". Die Leipziger Wochenschrift „Der Biedermann" behandelt die Sache auch anfangs nicht ernst, indem es einen lächerlichen Vorschlag, nämlich das männliche Geschlecht vom Katheder abzuweisen und an dessen Stelle lauter galantes und gelehrtes Frauenzimmer als Professorinnen und Doctorinnen der studirenden Jugend vorzusetzen", erörtern und abweisen läßt. Dann aber wird ein Brief veröffentlicht, in dem folgende Stellen vorkommen: „Ich zweifle keineswegs, daß nicht die in Vorschlag gebrachte Frauenzimmer-Akademie in's Werk zu richten, möglich sein sollte, und zwar auf folgende Art: Fänden die Mütter bey ihren annoch zarten Töchtern, daß sie Gaben zum Studiren besäßen, so dörften sie dieselben nur mit einem und dem anderen Gelehrten Privat-Stunden halten lassen, bis sie die Vollkommenheit erreichet hätten, daß sie weiter keinen Unterricht brauchten. Wozu ihre Neigung eine jede triebe, dazu müßte man sie anführen lassen, so daß man unter ihnen Geistliche, Rechts-Gelehrte, Artzeney-Verständige und Welt-Weise, ja überhaupt alle Arten der Gelehrten anträfe, dergestalt würde in wenig Jahren so viel geschicktes Frauenzimmer als Mannspersonen zu finden seyn. Ihrem Werthe und Wissenschaft nach müßte man eben aus ihnen Doctores und Professores machen, damit ihre Bemühungen gleichfalls einige Belohnung von Ehren-Stellen zu gewarten hätten". Im Ganzen will der Schreiber beweisen, „daß die Frauenzimmer-Akademien der gelehrten Welt mehr Nutzen als Schaden stiften würden, im Fall sie sollten aufgerichtet werden". Sie wurden nicht aufgerichtet, auch ein Plan im Jahre 1748, den Molin in Hamburg ausführen wollte, wurde nicht verwirklicht.

Aber die Bestrebungen zeigen doch, daß das „gelehrte Frauenzimmer" noch immer sich ernsthafte Geltung verschaffte. Am hingebendsten wird es in

Digitized by Google

der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen" vertheidigt — leicht erklärlich, denn es ist das Organ Gottscheds. Ein Artikel in derselben von „Callisto", d. h. von Gottsched selber, kommt darauf ausführlich zu sprechen. „Ich muß mich oftmals wundern," beginnt er, „daß der Haß gegen die Gelehrsamkeit des weiblichen Geschlechts bey vielen Leuten so gar groß ist. Man kann bey den meisten Leuten ein Frauenzimmer nicht lächerlicher, nicht abscheulicher abbilden, als wenn man ihm den Titel eines gelehrten Frauenzimmers beyleget." Auf seine Vertheidigung will ich hier nicht eingehen, das Thema wird in der Zeitschrift noch wiederholt behandelt. So wird einmal in einem Stück mit dem Motto „Ist irgendwo ein Mann, der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann?" (Rachel) ausführlich die oben erwähnte Schrift der Schurmann ausgezogen und damit die Nothwendigkeit des Frauenstudiums dargelegt. Ein anderes Mal wird das Lob der gelehrten Frau also gesungen: „Ich ergetze mich, so oft ich daran gedenke, wie der berühmte Dacier mit seiner gelehrten Frauen gelebet haben müsse. Ich stelle mir zum Exempel vor, wie beyde Ehegattinnen beysammen sitzen, und die weisen Sprüche des großen Kaisers Antoninus aus dem Griechischen in's Französische übersetzen. Welch ein angenehmer Streit ist dieses, da der Mann es der Frauen, die Frau aber dem Manne in der Gelehrsamkeit zuvor thun will; endlich aber sich mit einander vergleichen und zuletzt ein Buch unter beyder Namen an's Licht stellen."

Unwillkürlich fühlt man sich an Gottsched und seine Frau erinnert. In Frau Gottsched, der früheren „Jungfer Kulmus", haben wir noch eine charakteristische Vertreterin der gelehrten Frauen vor uns. Sie verstand mehrere Sprachen, auch Lateinisch und Griechisch, und ihre Interessen waren sehr weite. Freilich konnte sie gleichzeitig auf den Namen einer gebildeten Frau Anspruch machen. Davon zeugen ihre Briefe; in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich wohl mit Recht auf sie besonders hingewiesen. Vor den gebildeten Frauen mußten aber dann die „gelehrten" weichen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sterben sie aus, trotz Vorkämpferinnen, wie der Dichterin Sidonia Hedwig Zäunemann, die es bitter rügt, daß den Frauen die Lehrsäle verschlossen seien, und die Männerwelt anklagt wegen ihrer Verhöhnung: „Ein Weib, das dichtet und schreibt, heißt sie (bedenkt es nur) ein schönes Ungeheuer und Blendwerk der Natur."

Die Zäunemann hat aber doch nicht ganz Recht. Die gelehrte Welt hielt noch in der Mitte des Jahrhunderts an manchen Orten die gelehrte Frau hoch und verschloß ihr mitunter sogar nicht die Lehrsäle.

Dafür will ich noch ein bisher wohl unbekanntes Beispiel anführen, ein gelehrtes Frauenzimmer aus Pommern, das uns zugleich als letzte Vertreterin des aussterbenden Typus dienen mag. Es ist Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, der Weltweisheit Baccalaurea in Greifswald. Am 14. Juli 1750 Nachmittags hielt sie zur Eröffnung der

Digitized by Google

akademischen Bibliothek eine Rede, die nachgehends gedruckt ist: „Erweis, daß Bibliotheken die sichersten Wohnstätten einer wahren und ächten Freundschaft sind." Der Anfang ist charakteristisch, und ich theile ihn hier mit:

„Sie erlaubten es mir, Hochgeschätzte Glieder der Königl. Akademie, bey den ersten Feyerlichkeiten in dem neuen Tempel der Musen die Gesinnung der Freude und der Andacht zu schildern. Sie erlaubten es nicht nur; Sie bewiesen auch auf eine, für mich und mein Geschlecht so vortheilhafte Art, wie weit ihr rühmlicher Trieb für die Ausbreitung der Wissenschaften gehet und wie bereitwillig Sie sind, die Neigung zu denselben auch an denen zu lieben und zu belohnen, welchen die Herrschaft der Gewohnheit sonst den Zutritt zu Lehrsälen und Kathedern beynahe verschlossen hatte."

Noch interessanter ist eine Schrift, die an sie, „die Greifswaldische Muse," gerichtet ist und zwar aus Königsberg: „An die Hochwohlgebohrne Fräulein, Fräulein Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, der Weltweisheit Baccalaurea, der Königl. Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Greifswald und der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg Ehrenmitglied, bey der Akademischen Jubelfeyer zu Greifswalde gerichtet. Den 18. des Weinmonats 1756." Darin heißt es unter Anderem:

„Jetzt errathen Sie schon gnädige Fräulein, warum unsere Gesellschaft diese Blätter an Sie gerichtet hat. Sie sind die Zierde der Greifswaldischen Musen. Diese hohe Schule zählt es unter die grössesten Glücksgüter bey ihrem Jubelfest, in ihren Mauern eine gelehrte Dame aufzeigen zu können. Ihre Einsicht in das Reich der Gelehrsamkeit, der schönen Wissenschaften ist der gelehrten Welt bekannt. Ihre Einweihungsrede des Greifswaldischen Musentempels, die Sie in lateinischer Sprache gehalten, die Antrittsrede in die Königliche Deutsche Gesellschaft, und die Rede bey Eröffnung der akademischen Bibliothek sind ewige Denkmäler ihrer feinen und witzigen Beredsamkeit, die die Nachwelt als einen seltenen Schatz aufbewahren wird."

Und weiter: „Frankreich mag sich immerhin einer Dacier und Chatelet und Italien einer Bassi, Leipzig einer Gottschedin und Schweden selbst einer gelehrten Gräfin von Eckeblad rühmen; wir haben eine gelehrte, eine witzige und eine tugendhafte von Balthasar aufzuzeigen und können mit Recht auf unsere Ehre stolz sein. Je seltener es ist, ein Frauenzimmer von Stande zu seyn und sich zugleich über das Genie dieses Jahrhunderts, nur beym Nachtisch und Lomberspiel zu denken und in frauenzimmerlichen Kleinigkeiten groß zu werden, zu erheben und den schönen Geist der Gelehrsamkeit zu widmen; je mehr Achtsamkeit und Verwunderung bezeugt die vernünftige Welt, wenn sie von schönen Lippen die Lehren der Weisheit fließen höret. Die Gratien umschwärmen lächelnd ihr Haupt und jedes Wort flößet Entzückung in die Seele des Zuhörers."

Stärkeren Ausdruck kann der Cultus der gelehrten Frau nicht gut finden.

Digitized by Google

Krankenpflege und specifische Therapie.

Von

Martin Mendelsohn.

— Berlin. —

Gegenüber einer tiefgehenden Anschauung der Völker, welche allen Orten und allen Zeiten eigenthümlich anzugehören scheint, hat die medicinische Wissenschaft, wenigstens was ihre Anwendung im Leben und ihre thatsächlichen Leistungen anbetrifft, ihre Werthschätzung mit Mühe aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen: der Anschauung gegenüber, alle Krankheiten müßten geheilt werden können, die Menschheit habe geradezu einen Anspruch darauf, von der Medicin eine solche, nie versagende Leistungsfähigkeit zu verlangen. Und doch ist solch ein Anspruch nichts Anderes, als wollte man etwa von dem Astronomen verlangen, er solle nicht nur eine bestimmte Constellation des Mondes zur Erde voraussagen und berechnen, sondern auch eine hierdurch vielleicht eintretende Sturmfluth verhindern und abwenden. Denn den gleichen, ewigen, ehernen, großen Gesetzen, wie die Körper des Weltalls in ihren gewaltigen Bewegungen, gehorchen auch wir, auch nach ihnen müssen wir unseres Daseins Kreise vollenden, und das, was wir Krankheit zu nennen gewöhnt sind, ist nichts Anderes, als der Widerhall der gesammten Einflüsse und Einwirkungen der uns umgebenden Natur auf den jeder Beeinflussung zugänglichen menschlichen Organismus, der Widerhall von Einwirkungen, die wir nie und nimmer aus der Welt zu schaffen vermögen, denn sie umfassen eben die gesammte Natur; und wie unser ganzes Leben nichts anderes ist, als ein „Sichabfinden" unseres Ichs mit seiner Umgebung, so sind die Epochen der Krankheit nur jene Perioden im Leben, wo dies dem Organismus nur schwer und

Digitized by Google

nur mit Mühe gelingt. Und darum ist es eine naive und hinter der heutigen Weltanschauung weit zurückbleibende Auffassung des Begriffes der Krankheit, wenn man sich vorstellt, daß in der Natur, wie für jedes Gift ein Gegengift, wider jede Krankheit ein Kraut gewachsen sei, daß es gegen jede „Krankheit" ein „Mittel" geben müsse. Nur der Wunsch war hier der Vater des Gedankens; und der Wunsch nach so hohem, so unerreichbarem Ziel hat die besten Geister, welche die medicinische Wissenschaft aufzuweisen hat, immer wieder verlockt, nach Mitteln gegen die Krankheiten zu forschen, specifischen Mitteln, welche die Krankheiten vernichteten. Aber niemals ist Einer mit diesem heißen Bemühn weiter von wahrer Heilkunst entfernt, als wenn er so mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Um Etwas bekämpfen und besiegen zu können, muß es ein Greifbares, ein Körperliches sein, ein reales Ding, gegen das man sich wenden kann. Und so hat die Anschauung einer directen Bekämpfung einer Krankheit durch ein specifisches Mittel eine gar bedenkliche Hinneigung zu jener mystischen, einer vergangenen Zeit angehörenden Auffassung von den Krankheiten als körperlicher Wesen, die den Menschen befallen, als strafender Abgesandter der Götter, die man durch Opfer und Gebet versöhnen kann. Denn nur der Inhalt des körperlichen, wesenhaften Krankheitsbegriffes würde sich dann im Laufe der Jahrhunderte geändert haben; der Begriff der Krankheit selber wäre nach wie vor ein greifbares, materielles Etwas, das außerhalb des menschlichen Organismus stände, ob es nun ein Abgesandter einer höheren Macht oder eine in der Luft umher fliegende Bacterie ist, die sich Beide dann ganz nach ihrem Belieben im menschlichen Organismus niederlassen und natürlich auch durch entsprechende Mittel daraus wieder vertrieben werden könnten. Aber selbst bei den Infectionskrankheiten, deren Namen schon auf solch ein Eindringen einer fremden Schädlichkeit hinweist, ist diese doch nur ein einziges Glied in einer großen Kette von Reizen und Reactionen, die an einem bestimmten Individuum zusammenwirken müssen, um zu einer Krankheit zu werden, und Nichts wäre unwissenschaftlicher, als von diesem äußeren Agens allein den ganzen Krankheitsbegriff ableiten zu wollen und etwa mit einem bequemen Schema zu sagen: ubi Bacillus ibi Cholera.

Krankheiten an sich giebt es überhaupt nicht, es giebt nur kranke Menschen; und auch hier ist der Begriff Krankheit etwas durchaus Relatives, das allein nach der Individualität der einzelnen Person zu beurtheilen ist. Wie es keine absolute Gesundheit giebt, so giebt es auch keine absolute Krankheit. Der lebende und handelnde Organismus des Menschen ist in eine Welt von Schädlichkeiten hineingesetzt, durch die er hindurch muß und mit denen er sich abzufinden hat; Alles, aber auch Alles, die Luft, die er athmet, der Trunk, den er genießt, das Maß der Bewegung, die er vollführt, und die Ruhe, die ihm wird, Alles, Alles wirkt auf das feinstorganisirte

Digitized by Google

und complicirteste Gebilde der Natur dauernd und doch in ewigem Wechsel ein, Alles hinterläßt an ihm seinen Eindruck, Alles beeinflußt den Ablauf seines Lebensprocesses: auf Alles reagirt er. Wir haben uns gewöhnt, den Zustand, in welchem dieser Lebensproceß sich leidlich abspielt, in dem die Organe ordentlich functioniren, wo wir uns so eben behaglich fühlen und unsere Leistungsfähigkeit den Umfang hat, welchen wir nun einmal der einzelnen Persönlichkeit je nach ihrer Individualität als den normalen zurechnen, als Gesundheit zu bezeichnen; aber an keinem Tage erreichen diese Functionen den gleichen Grad wie an einem andern, und die verwirrende Vielheit der äußeren Einflüsse läßt auch die Leistungen, die Thätigkeit, das Functioniren des menschlichen Organismus täglich anders sich gestalten. So unsäglich fein ist die Einwirkung dieser äußeren Einflüsse, daß sie nicht einmal materieller Natur zu sein brauchen, um deutliche Folgewirkungen auszulösen, daß Gemüthsbewegungen, Stimmungen, psychische Eindrücke nicht nur eine Erhöhung oder Herabminderung der Leistungsfähigkeit, sondern auch directe körperliche Veränderungen und selbst Krankheitszustände im Gefolge haben können. In diesem ewigen Spiel und Gegenspiel der Kräfte, welche auf den Menschen in der Natur einwirken, und auf die er wiederum reagirt, läßt sich von einer absoluten Gesundheit nicht sprechen; wir sind sicherlich zu Zeiten übergesund, fühlen uns wohler, sind leistungsfähiger als dem uns zukommenden durchschnittlichen Mittel entspricht, und ebenso sinkt der Ablauf unserer Functionen oft auch unter dieses Mittel, ohne gleich eine tiefste Stelle zu erreichen, wo wir dann uns als „unwohl" erachten, nicht jedoch von einer Krankheit befallen glauben. Die Curve unseres Lebens, deren höchste Spitze die vollste Gesundheit, deren tiefster Fall die schwere Krankheit ist, schwankt eben in stetem Wechsel auf und nieder.

Nun bringen es die Dinge der Welt mit sich, daß man solche minderen Störungen geringachtet; nur die ganz schweren Beeinträchtigungen in der normalen Arbeitsleistung des Organismus sind zu „Krankheiten" geworden. Eine Anzahl von Erscheinungen, welche gleichartig an verschiedenen Individuen bei erheblicheren Störungen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit traten, sind zu diesem Behufe zu Krankheitsbildern zusammengefaßt worden, ein Systematisiren und Einordnen, welches für eine spätere Erkenntniß zweifellos der erste Schritt sein muß. Aber man darf dabei niemals vergessen, daß in diesen Krankheitsbildern, von denen jedes eine bestimmte Summe klinischer Symptome enthält, ein Zusammenfassen von Erscheinungen vorgenommen worden ist, welche uns zwar auffällig und außergewöhnlich genug erscheinen, um registrirt zu werden, die jedoch dadurch, daß sie in dem Krankheitsbilde gerade für unsere Sinne besonders hervortreten, noch durchaus nicht eben das Wesentliche in dem außergewöhnlichen Vorgang, welcher sich da abspielt, zu sein brauchen. Denn die Krankheit ist nichts Anderes als der Anpassungsvorgang des Menschengeschlechts an die Schädlichkeiten der Umgebung im Kampfe um's Dasein, und gerade in

Digitized by Google

ihr tritt das große Gesetz Darwins an dem höchstorganisirten lebenden Wesen am greifbarsten in die Erscheinung. Was für einzelne, unseren Augen deutlich verfolgbare Verhältnisse der Vorgang der Acclimatisation ist, das ist für das ganze Menschengeschlecht die Gesammtheit der Krankheiten, in welchen die einzelnen Individuen entweder den Schädlichkeiten, welche sie umgeben, sich anpassen oder in dem ohnmächtigen Versuche hierzu erliegen. Und dieser Anpassungsvorgang geht mit einem so erhöhten und so angespannten Functioniren bestimmter Gruppen und Systeme des menschlichen Organismus einher, daß die augenfälligen, die unseren Sinnen wahrnehmbaren unter diesen Erscheinungen uns als die Symptome der Krankheiten imponiren und zum eigentlichen Krankheitsbilde werden. Aber ebensowenig, wie diese gerade zu Tage tretenden Erscheinungen nun auch die gesammten, hier überhaupt sich abspielenden Abweichungen von dem normalen Laufe der Dinge sind, ebensowenig dürfen sie gerade als die eigentlichen krankhaften Symptome angesehen werden, mit deren Beseitigung etwa auch eine Beseitigung der Störung erzielt würde. Alles das, was als Symptom in dem Krankheitsbilde in den Vordergrund tritt, ist nur ein Theil, nur der unseren Sinnen erkennbare Theil der veränderten Arbeitsleistung des Organismus, nur eine Steigerung oder eine Herabsetzung seines natürlichen Functionirens in dem Bestreben, sich der Schädlichkeit anzupassen; und so ist der Begriff der Krankheit durchaus ein rein functioneller, nicht nur der eines Lebens unter veränderten Bedingungen, sondern der eines Bestrebens, sich den veränderten Bedingungen anzupassen. Nie und nimmer kann allein die eine oder die andere äußere Schädlichkeit den Begriff der Krankheit ganz für sich ausmachen, und ebensowenig sind es etwa die anatomischen Veränderungen, welche hinterher als Residuen des Krankheitsprocesses auf dem Leichentisch gefunden werden, aus denen sich das Wesen der Krankheit allein zusammensetzt. Die Krankheit ist vielmehr in jedem einzelnen Falle das erhöhte, veränderte, abgelenkte Functioniren des Organismus in seinem Bestreben einer Anpassung an die äußeren Reize, gleichgiltig, ob merkbare anatomische Veränderungen nebenhergehen oder nicht, sie hängt ihrem Wesen und ihrer Schwere nach immer nur von der Anpassungsfähigkeit des einzelnen Organismus ab, von dem Umfange, in welchem dieser seine Lebensvorgänge der Schädlichkeit entsprechend zu reguliren vermag, mit Einem Worte lediglich von Eigenschaften, welche in dem erkrankten Organismus selber liegen, welche ihm eigenthümlich, von ihm unzertrennlich sind.

Und in dieses verwickelte Spiel der Kräfte wirksam und nach ihrem Willen eingreifen zu können, verspricht sich jene specifische Therapie, die alle die vielfachen Einflüsse und Reize, die dem Kranken aus seinem Milieu erwachsen, alle die verschiedenartigen Reactions- und Anpassungsmöglichkeiten, die ein jedes Individuum in anderem Maße besitzt, geringachten und vernachlässigen zu können glaubt und nur gegen einen, allerdings den letzten

Digitized by Google

und augenfälligsten der einwirkenden Einflüsse meint ankämpfen zu müssen. Contra vim mortis non medicamen in hortis; ein bestimmtes „Mittel" gegen eine bestimmte „Krankheit" giebt es nicht und kann es nicht geben. Wo eine Therapie nicht an den natürlichen Kräften des Organismus ansetzt, wo sie nicht stets vor Augen hat, daß das, was wir als Krankheit vor uns sehen, nicht in erster Linie von der Stärke der eindringenden Schädlichkeit, sondern von der Schwäche des überfallenen Körpers abhängt, da muß sie mit unabänderlicher Nothwendigkeit Schiffbruch leiden. Denn der Grad der Erkrankung hängt von dem Grade der in jedem Falle vorhandenen Schwächung der natürlichen Schutzkräfte des Körpers ab; und es ist der gleiche Vorgang, ob eine tödtliche Dosis Arsenik, das eine Mal an einem gewohnheitsmäßigen Arsenikesser, dessen Organismus der Schädlichkeit bereits ganz angepaßt ist, völlig symptomlos abprallt, das andere Mal eine Person sofort zum Tode bringt, oder ob bei dem epidemischen Auftreten einer Seuche, wo alle Menschen den Giftkeim gleichzeitig in sich aufnehmen, die einen, weil sie eben gerade über die entsprechenden Schutzkräfte verfügen, ihn ohne Weiteres eliminiren, die anderen dies nur unter der höchsten Arbeitsleistung derjenigen Functionen thun können, welche im gegebenen Falle einen Ausgleich herbeizuführen vermögen, eine Steigerung der Funktionen, die eben als Erkrankung sich uns darthut, und die dritten, nicht zu einer genügenden und ausreichenden Reaction fähigen, der Schädlichkeit erliegen. Immer ist der letzte und anscheinend einzige Reiz nur dasjenige Moment, welches den Krankheitsvorgang auslöst, das die Kräfte des Organismus anstößt, das Spiel der Abwehr und der Anpassung in dem Maße und dem Umfang zu beginnen, dessen sie ihrer individuellen Natur nach fähig sind; und dieses Maß hängt, da wir Alle das Product aus unserem überkommenen Erbtheil und den sämmtlichen uns treffenden Einflüssen unserer Umgebung sind, von diesen gesammten Einflüssen, nicht nur von dem letzten, den Vorgang unmittelbar auslösenden ab. Diese Verhältnisse lassen sich vielleicht zweckmäßig mit denjenigen vergleichen, welche bei dem allgemein gekannten Vorgange des Wachsthums in Betracht kommen: in jedem thierischen Organismus, der noch in der Entwickelung begriffen ist, besitzen die einzelnen Bestandtheile, aus denen er sich zusammensetzt, die Fähigkeit, aus der eingeführten Nährsubstanz Stoffe festzuhalten und zu ihrem Aufbau zu verwenden, und zwar besitzen sie die Fähigkeit in sehr verschiedenem, aber bestimmtem Maße, verschieden nicht nur bei Gattung und Art, bei Beginn und Abschluß der Entwickelung, sondern auch ganz individuell, je nachdem Erbtheil oder ungünstige äußere Einwirkungen diese Fähigkeit der Wachsthumsaufnahme mehr oder weniger gestört haben. Wollte man hier bei einem Versuche zu einer günstigeren Wendung nur das eine Moment, welches bei dem Vorgang das äußerliche ist: die eingeführte Nahrung, im Auge behalten, so würde eine günstigere Gestaltung dieses, also vielleicht eine reichlichere oder geeignetere Nahrung, nur zu einem

Digitized by Google

ganz geringen Theile eine Besserung herbeiführen; denn nicht darauf kommt es zunächst an, daß das Nahrungsmaterial in überreichlicher Menge vorhanden ist, sondern daß die nicht völlig leistungsfähige Zelle geneigt und befähigt wird, es zu assimiliren. Und ebenso kommt es, und zwar in gewissem Sinne gerade umgekehrt, bei dem Vorgang der Krankheit nicht sowohl darauf an, das eine äußerliche Agens lahm zu legen, als vielmehr den Organismus zu befähigen, der Schädlichkeit, die ihm die eigentlichen Lebensbedingungen streitig macht, Herr zu werden. Eine specifische Therapie, die in dem Falle der Wachsthumsstörung nichts weiter könnte, als mehr und besser zu essen geben, würde auch im günstigsten Falle nicht mehr leisten, als den einen schädlichen Reiz zu vernichten, ohne jedoch damit diejenigen Vorgänge veränderten Functionirens im Organismus in's Gleiche bringen zu können, zu deren Auslösung und Abwickelung dieser den Anstoß gegeben hat.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß dort, wo ein solcher Reiz fortdauernd und immer wieder von Neuem wirksam ist, bei den Infectionskrankheiten also, wo er von belebten und schnell sich vermehrenden Organismen auszugehen scheint, seine Beseitigung immerhin sehr viel werth sein muß. Aber wenn auch eines Tages einer von den ganz Großen käme, die auf dem Wege nach Indien Amerika finden, und uns Mittel an die Hand gäbe, welche auch innerhalb des menschlichen Körpers organisirte Krankheitskeime zu vernichten im Stande sind, damit allein würde die Medicin niemals über eine ausreichende Therapie in jedem Krankheitsfalle verfügen. Und wie geringe sind die Aussichten solcher inneren Antisepsis überhaupt! Die menschliche Gewebszelle ist im Verhältniß zu der primitiven Zelle der Bacterie ein so fein organisirtes und subtiles Gebilde, daß a priori ein jedes Agens, welches auf diese schädigend einwirkt, in noch viel höherem Maße und erheblich früher sie selber vernichten muß, auch wenn es einmal gelingen sollte, die Schwierigkeiten der großen Verdünnung in der reichlichen Flüssigkeitsmasse des Körpers, der schnellen Elimination der eingeführten Substanz, der schweren Zugänglichkeit der Infectionskeime zu umgehen.

Nein, wo es hundertfache Wege giebt, die Gesundheit zu verlieren, muß auch mehr als einer beschritten werden können, sie wieder zu erlangen. Wie die Erkrankung ein Ankämpfen des menschlichen Organismus ist gegen die auf ihn einstürmenden Schädlichkeiten, so müssen wir, wo sich diese Gegner nun einmal nicht aus der Welt schaffen lassen, wo die Abwehr der hundertfältigen äußern Reize nicht in unserer Hand liegt, den menschlichen Organismus in diesem Kampfe so unterstützen, daß er in die besten Bedingungen gebracht wird, ihn aufzunehmen und selber durchzuführen, daß wir sein Bestreben einer Anpassung an die Schädlichkeiten in möglichst weitem Maße erleichtern und fördern. Zwar die größten, die gewichtigsten unter diesen Einflüssen: den Mangel und den Hunger, die Ueberarbeitung und die leichte Möglichkeit, zu verunglücken, ist unsere Zeit, in der das tägliche

Digitized by Google

Gebet der Armen nun lautet: „unser Brod für morgen gieb uns heute", mehr und mehr zu verhüten und zu beseitigen bestrebt. Aber all die kleinen Nadelstiche des Lebens und seine Misèren, denen Keiner entgeht, die Sorge und der Kummer, die aufreibende Arbeit, die Ausschweifung und die Erschöpfung, die Erregungen des Ehrgeizes und der Liebe, der Arbeit und des Lasters, die Entbehrungen und alle, all die vielen Dornen und Disteln, die das Menschengeschlecht auf dem Uebergange zur Ewigkeit auf seinem Wege findet, wo hart im Raume stoßen sich die Sachen, sie alle hinterlassen ihre Eindrücke an jeder Persönlichkeit, sie alle bestimmen seine Widerstandsfähigkeit — seine Disposition, wie wir jetzt sagen — den Ablauf seiner Functionen und seine Anpassungsfähigkeit an die Schädlichkeiten, und sie alle sind in ihren Folgewirkungen auf den Organismus da und sprechen mit, wenn dieser einmal von einer besonderen, letzten, augenfälligen Schädlichkeit so arg aus dem Gleichgewicht gebracht wird, daß wir das Krankheit nennen. Und alle diese Schädlichkeiten werden sein, so lange das Menschengeschlecht sein wird und so lange ein Kranker von der Medicin Hilfe heischt. Gegen die Krankheit ihm ein Mittel zu geben, vermag sie nicht; aber einem einzelnen Kranken die Anpassung an seine veränderten Lebensbedingungen zu erleichtern und zu ermöglichen, das kann sie wohl. Und wenn Jemand einen Herzfehler hat oder eine chronische Nierenentzündung, so kommt es nicht sowohl darauf an, die Herzklappen wieder ganz zu machen, oder die Veränderungen im Nierengewebe zu beseitigen, sondern darauf, den gesammten Organismus des Kranken so zu beeinflussen, daß trotz seiner nicht intacten Klappen und trotz seiner Nierenläsion die Functionen in ihm sich in der größtmöglichen Annäherung an die Norm abspielen. Das schöne und vor Allem das einer jeden Anforderung an die medicinische Wissenschaft durchaus Genüge leistende Resultat solchen Bestrebens wird dann sein, daß der Kranke den gleichen Lebensgenuß und die gleiche Lebensfähigkeit, wenn möglich bis zum natürlichen Abschluß des Daseins beibehält, wie wenn seine Organe normal functionirten. Es wäre ja auch geradezu absurd, von einer specifischen Heilung der Herzklappenfehler oder der Nierenentzündungen zu sprechen; und die Infectionen bilden doch nur einen kleinen Theil aller Krankheiten.

Hier erwächst der Medicin die große und umfassende Aufgabe der Krankenpflege. Und weil sie eben keine Krankheiten kennt, sondern nur Kranke, hat sie, in jedem Falle immer wieder auf's Neue und immer wieder als ein neues Problem, zunächst die Arbeitsleistung und die Functionsfähigkeit des betreffenden Organismus und seiner einzelnen Theile festzustellen und kennen zu lernen, um einen klaren Einblick gerade in die abweichenden Leistungen und die außergewöhnliche Thätigkeit dieses kranken Körpers zu gewinnen. Denn jeder Mensch, mag er gesund sein oder krank, ist ja in seinen Functionen nur das Product der sämmtlichen auf ihn einwirkenden Einflüsse seiner Umgebung, und krank ist er eben nur dann,

Digitized by Google

wenn die ungünstigen Einflüsse in ihm präponderiren. Der Krankenpflege erwächst daher als nächste Aufgabe die Pflicht, den Kranken aus seinem bisherigen Milieu herauszunehmen, dessen einzelne, einseitige Factoren sie nicht kennt, und ihn dafür unter Bedingungen zu bringen, welche bis in die kleinsten Details der gesammten Lebensweise bekannt und in ihrer Einwirkung auf ihn verfolgbar sind. Dann läßt sich ein klarer Einblick gewinnen, welche Functionen in zu angestrengtem, welche in zu lässigem Maße arbeiten, und die Krankenpflege hat die Möglichkeit, hier einzusetzen, die allzugroße Inanspruchnahme zu mildern, die herabgesetzten Leistungen wieder anzuregen; und zu diesem Zwecke ist ein jedes Mittel recht, welches überhaupt eine Einwirkung auf den menschlichen Organismus auszuüben vermag. Wenn irgend wer, so kann die Krankenpflege sagen „je prends mon bien où je le trouve“. Alle Momente der Regelung von Körperbewegung und Ruhe, von Essen und Trinken, von Schlafen und Wachen, von psychischer Erregung und Fernhalten geistiger Anstrengung, alle die unzähligen directen Einwirkungen auf den Organismus und seine einzelnen Theile, wie sie als Massage und Elektrotherapie bekannt sind, wie sie auf dem Wechsel des Klimas und dem Gebrauch von Bädern beruhen, alle die methodischen Uebungen des Körpers und seiner Organe, die quantitativen und qualitativen Aenderungen der Ernährung, alle die unzähligen Handhaben, die Natur und Welt und Wissenschaft und Kunst uns darbieten, sie alle sind in jedem Falle so nach dem einen, einzigen Ziele hin anzuwenden, daß die in ihrem Gleichgewicht gestörten Functionen des Kranken wieder in Harmonie zu einander kommen, wieder die größtmögliche Anpassung an die Schädigung erlangen. Das nennt man Individualisiren, und es ist etwas gar so Neues nicht; und nur die unselige Sucht, Mittel zu finden gegen die Krankheiten, hat es wieder mehr in den Hintergrund treten lassen. Die individualisirende Krankenpflege ist es, auf der das Heil der Kranken beruht, die Erkenntniß, daß nicht eine vereinzelte Maßnahme, ein Medicament, ein Recept einen Kranken wieder herzustellen vermag, sondern nur die sorgfältige, andauernd durchgeführte Regelung aller seiner einzelnen Functionen. Es giebt eben keine Wunder, wenigstens in der Medicin nicht; hier ist Alles lange, mühsame, geduldige, künstlerische Arbeit. Hier ist Alles nur Functionsstörung und Regelung dieser Functionsstörung, und an jedem Kranken, an jeder Persönlichkeit ist diese eine andere. Und darum ist hier Nichts so schädlich und so wirkungslos wie ein Schema, ein von vornherein feststehender Heilplan, wie er in den sogenannten Curen seinen Ausdruck findet, die auch nur wieder gegen die Krankheit sich richten, gegen diejenigen auffälligen Erscheinungen, welche einer ganzen Gruppe von Kranken das Gemeinsame, aber nicht das Wesentliche sind.

Von solch symptomatischer Behandlung ist die wissenschaftliche Krankenpflege fern; die Symptome sind ja garnicht die Krankheit. Wohl aber strebt sie eine Erleichterung und Beseitigung der mit einhergehenden quälenden Er-

Digitized by Google

scheinungen an, und damit erfüllt sie nicht nur eine humanitäre Verpflichtung, sondern sie trägt auch dadurch wiederum zum Ausgleich des krankhaften Zustandes bei. Gerade weil der überaus fein organisirte menschliche Organismus auf einen jeden Reiz, der ihn trifft, in seiner Weise reagirt, wird jeder quälende Eindruck am Körper wiederum zu einem neuen Reize und zur Quelle neuer Functionsänderungen. „Saluti et solatio aegrotorum" lautet die Inschrift am Wiener Allgemeinen Krankenhause; nicht nur zum Heilen der Kranken, auch zu ihrer Erleichterung ist die Medicin da, und gerade daß sie den Kranken ein größtmögliches Maß von Wohlbefinden, von Comfort zu schaffen vermag, ist eine der schönsten Aufgaben der Krankenpflege.

Aus der gewaltigen Vielfältigkeit ihrer Ziele und dem enormen Umfange ihrer Mittel ergiebt sich die Größe des wissenschaftlichen Fundaments, auf dem sich die Krankenpflege aufbaut. Denn der naturwissenschaftlich denkende Arzt darf für sein Handeln die naturwissenschaftliche Begründung nicht vermissen. Gerade weil sie mit allen Factoren des Lebens einzuwirken vermag und einzuwirken suchen soll, muß die Krankenpflege die Wirkung eines jeden einzelnen dieser Factoren auf den menschlichen Organismus auf das Genaueste zu kennen bestrebt sein. Das ist in exacter, wissenschaftlicher Weise bisher allerdings nur für den kleinsten Theil der Fall. Aber darum ist das heutige Können der Krankenpflege nicht gering zu achten. Gewiß sind viele unserer bisherigen Handhaben aus der Empirie hervorgegangen, aus der Erfahrung, welche die Mutter der Therapie ist; aber sie werden alle sicherlich bei einem weiteren Fortschreiten der Wissenschaft in ihrem thatsächlichen Wirken erkannt werden. Das ist ja bei aller productiver Geistesthätigkeit der Menschen von Anbeginn an so gewesen, daß alles das, was die Wissenschaft nicht in klaren, exacten Formeln wiederzugeben vermochte, die Kunst mehr intuitiv und fast unbewußt zum Ausdruck brachte: und mit jedem Schritt, den die Wissenschaft in der Erkenntniß weiter vorschreitet, nimmt sie der Kunst die betreffenden Objecte fort und reiht sie ihrem Gebiete ein. So ist es auch mit der Krankenpflege. Das Recht der Persönlichkeit, das der Kranke für sich mit Fug voll in Anspruch nimmt, kommt hier sogar in der Person desjenigen zum Ausdruck, der die Heilanordnungen trifft, des Arztes, dessen Persönlichkeit oft eine besondere Einwirkung auf den Kranken und den Ablauf des Krankheitsprocesses ausübt. Und diese und die vielen anderen Imponderabilien der Krankenpflege, die wissenschaftlicher Analyse bisher noch nicht zugänglich waren, wiegen gar gewichtig, und auch die Zeit wird kommen, wo sie alle in ihrem inneren Wesen durch die Wissenschaft eine Erklärung finden werden. Für heute sind sie noch ungekannte Dinge hinsichtlich ihrer Wirkung, Namen nennen sie nicht; sie zu erkennen, ist eben das Object künftiger wissenschaftlicher Forschung. Aber sich ihrer zu bedienen, sie alle klar und zielbewußt zum Ausgleich der gestörten Functionen zu verwenden,

Digitized by Google

hat durchaus die volle wissenschaftliche Berechtigung, und über sie abzuurtheilen, ohne sie zu kennen, wäre ein schwerer Fehler. Denn jedes Urtheil über Unbekanntes ist ein Vorurtheil.

Und ebenso leichtfertig wäre die Meinung, das sorgfältige Eingehen in's Detail, die Regelung der kleinsten und unwesentlichsten Dinge, welche den Kranken betreffen, für überflüssig und kleinlich zu erachten. Minima non curat praetor, gewiß; in der Krankenpflege jedoch soll sich der Prätor um Alles kümmern. Ist die Krankheit nun einmal ein Kampf, so soll der Rather und Helfer in ihm sich auch die bewährten Gepflogenheiten der Strategie thatsächlich zu Nutze machen. Was das deutsche Heer unüberwindlich macht, ist nicht allein der Genius seiner Führer, sondern die unablässige Sorgfalt und peinliche Genauigkeit, mit welcher diese auch das Geringste und scheinbar Gleichgültigste in dem großen Betriebe selber anordnen und bestimmen. Da ist kein Gamaschenknopf, kein Kochgeschirr, das nicht von der höchsten Commandostelle aus geprüft und angeordnet wäre; denn diese weiß sehr wohl, welch' einen gewaltigen Einfluß ein Versagen irgend eines Moments an einer anscheinend unbedeutenden Stelle auf das Functioniren des Gesammtapparates hat. Um wieviel gewaltiger ist die Rückwirkung einer jeden, selbst der geringfügigsten Maßnahme in dem subtilen, lebenden Organismus, wie wirkt hier der kleinste Reiz durch die Summation seiner Effecte bis zu erheblichen Aeußerungen fort, wie muß an einem so überaus reactionsfähigen Wesen Alles, ausnahmslos Alles, was an ihm eine Einwirkung auslösen kann, in Berechnung gezogen und geleitet und geregelt werden. Da ist das Kleinste eben noch groß genug, um beachtet zu werden.

So ist denn die Krankenpflege nur anscheinend eine rein praktische Disciplin; thatsächlich ruht sie durchaus auf wissenschaftlichem Boden. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, nach der berühmten Definition, die Vorgänge in der Natur zu beschreiben. Nun denn, lehren wir die jungen Mediciner, die Vorgänge am menschlichen Körper, welche infolge seiner täglichen Anpassung an die Umgebung in ihm sich abspielen, kennen und erfassen zu lernen, machen wir sie vertraut mit den Wechselwirkungen zwischen dem menschlichen Organismus und seinem materiellen und geistigen Milieu, lehren wir sie klar sehen in den tausendfältigen Bedingungen des Lebens, dann werden sie auch dermaleinst im Stande sein, wenn sie für Kranke Rathgeber und Helfer sein sollen, mit allen Mitteln, welche Natur und Kunst uns an die Hand geben, den kranken Organismus in die besten für ihn möglichen Bedingungen zu bringen. Sie werden dann die hohe Befriedigung in ihrem Berufe davontragen, den Kampf um's Dasein in dieser Welt, wo Alles Allem feindlich wird, für den Menschen gemildert, zu seiner Abfindung mit ihm das Mögliche beigetragen zu haben. Sie werden dann auch, wenn sie so ihre Aufgabe und ihren Lebenszweck erfassen, fernbleiben von ödem, unwissenschaftlichem Schematismus, fern von

Digitized by Google

dem Haschen nach specifischen Mitteln gegen die Krankheiten. Aber auch die Gesammtheit, die es doch am nächsten angeht, wird sich dann der natürlichen Grenzen der medicinischen Wissenschaft bewußt werden, sie wird nichts Unmögliches, nichts Unnatürliches mehr von ihr beanspruchen und nicht mehr von der geheimnißvollen Formel des Recepts in todter Sprache, noch von der gleichermaßen geheimnißvoll erzeugten Substanz specifischer Heilmittel alles Heil und alle Gesundheit erwarten. Denn nur auf der tiefsten Culturstufe glaubt man an die Medicinmänner.

Die Sage vom Ewigen Juden in Italien.

Von

Alfred Kuhemann.

— Rom. —

Es ist keine allzukühne, vielleicht auch nicht einmal allzuneue Behauptung, daß man in Italien über alles Andere besser unterrichtet ist, als über das eigene Volk, seine Empfindungen, Gebräuche und geistigen Schätze. Der gebildete Italiener hat die klassische Vergangenheit seines Landes ziemlich gut am Schnürchen; er kennt die lateinischen Dichter und die vaterländische Litteratur bis in die neuste Zeit hinein. Er spricht fast täglich von Titius und Cajus und wirft gern mit klassischen Citaten um sich, was sich stets sehr großartig anhört — die Sagen und Sitten der Leute seiner eigenen Heimat aber kennt er nicht, und er giebt sich auch keine Mühe, sowohl sie, wie die Provinzen des Landes überhaupt kennen zu lernen, nicht einmal diejenigen, die an den großen Verbindungsstraßen liegen. Ich könnte ein gutes Dutzend von römischen Bekannten: höheren Beamten, Aerzten, also gebildeten Leuten anführen, die sich nicht einmal soweit aus ihrer angeborenen Trägheit aufzuraffen vermögen, um — mit einer Eisenbahnfahrt von nur 5½ Stunden — Neapel kennen zu lernen! Ich kenne in Neapel noch gebildetere Leute, Professoren der Universität und Gelehrte, welchen die Abhänge und der Vulcan des Vesuvs noch eine „terra incognita“ sind!

Als am 20. September 1870 die Kugeln der italienischen Truppen Bresche in die Porta Pia in Rom legten, zog ein unverkennbarer Hauch der Aufklärung und des Fortschrittes mit ihnen in die ewige Stadt und in die Gefilde des ehemaligen Kirchenstaates ein. Die mit blutigen Opfern erkämpfte Einigkeit war endlich gesichert worden, und es hätte die Krönung dieses Opfers sein müssen — so wenigstens hatte man es erwarten dürfen —

Digitized by Google

daß die seit Jahrhunderten getrennten Provinzen Italiens sich um so inniger an den so heiß ersehnten Stamm, an Rom also, schließen würden. Anstatt dessen spukt das Gespenst des Regionalismus heute toller als zuvor im politischen und wirthschaftlichen Leben dieser unglücklichen Nation, und diese Interessenwirthschaft, von deren Vorhandensein der italienische Parlamentarismus den schlagendsten Beweis liefert, hält natürlich auch das geistige und wissenschaftliche Leben nieder und im Bann.

Unter solchen Umständen konnte der grundlegendste Zweig der neuzeitigen Geschichtsforschung, die Volkskunde, in Italien bisher nur kümmerlich gedeihen. Feudalismus und Priesterthum, welche jede selbstständige Regung des Volkscharakters erstickten und die allgemeine Unwissenheit stärkten, haben nicht nur die sichtbaren Merkmale der größten Culturepoche der Welt zertrümmert, sondern auch — was noch schlimmer — mit dem Schlamme der künstlichen Verdummung die fruchtbaren Gefilde der Ueberlieferungen und Sagen des Volkes zugedeckt. Die letzten dreißig und einige Jahre haben wohl hier und da diesen Schlamm ein wenig gelüftet. Ein knappes Dutzend beherzter Männer und Frauen, das den hohen Werth des „Folklore" erkannte, hat sich wohl daran gemacht, zu retten, was noch zu retten war: bisher aber waren ihnen nur Wenige auf diesem Wege gefolgt. Es ist auf diese Weise ein ungeheures und unersetzliches Material für die Erforschung der Geschichte der italienischen Völkerstämme aus seinen Sagen und aus deren Vergleichung mit den Sagen und Liedern anderer Rassen und Völker verloren gegangen. Die in das Grab gesunkenen Geschlechter haben die Märchen und Gesänge, welche ihr Mund in jenen schlichteren Zeiten gewiß noch in großer Fülle zu erzählen wußte, mit in die Vergessenheit hinübergenommen, denn es ist keine Feder vorhanden gewesen, welche sie aufgezeichnet hätte. Bei der gegenwärtigen Verflachung der Sitten und Gewohnheiten des Lebens aber, nun sich schon der Bauer selbst seiner altehrwürdigen Sonderheiten und Sonderspüchlein zu schämen beginnt, drohte die ernste Gefahr, daß die letzten Reste der von den Ahnen ererbten Märchen und Gesänge des italienischen Volkes kaum noch vor dem Untergange und dem Vergessenwerden zu retten waren.

Italien! In keinem anderen Lande haben sich durch zwei Jahrtausende die Rassen der drei alten Erdtheile so gemischt wie hier. Wo sonst, wenn nicht in Italien, konnte ein Volk aus dem endlosen Gewühl heidnischer Gottheiten und christlicher Märtyrer, sagenhafter und geschichtlicher Helden bis zu Napoleon dem Ersten, Victor Emanuel und Garibaldi hinauf die kühnsten Märchengebilde spinnen? Es bezweifelt Niemand, daß es das gethan hat. Aber erst der wackere Giuseppe Pitrè machte den Gedanken in den siebziger Jahren zur That, als er zusammenzuraffen begann, was das Volk auf Sicilien an geistigen Schätzen und Vermächtnissen noch besaß. Nach ihm sind D'Ancona, De Gubernatis, Graf, Maria Savi-Lopez und noch Dieser oder Jener gekommen; an einer planmäßigen, wissenschaftlichen

Digitized by Google

Ausbeutung des italienischen „Folklore" aber hat es bis vor Jahr und Tag gefehlt.

In letzter Stunde aber ist zum Glück noch ein Hoffnungsstern aufgegangen: seit November 1893 besitzt Italien, dank der unermüdlichen Hingabe des Professors Angelo de Gubernatis an diesen Gedanken, eine Gesellschaft zur Sammlung aller im Volk umlaufenden Ueberlieferungen. An ihre Spitze hat sich Königin Margherita in Person gestellt, und zwar als Mitarbeiterin, indem sie selbst Volkssagen in den Alpenthälern der Berge Piemonts und Savoyens zu sammeln gedachte. Als die Gesellschaft gegen Ende November ihre Thätigkeit eröffnete, zählte sie bereits an achthundert Mitglieder in allen Theilen Italiens, denen sich solche in Deutschland, England, Amerika und anderen Ländern sofort angeschlossen haben. Der Minister hat ebenfalls das seinige gethan, indem er die Lehrer in den Provinzen ganz besonders anhielt, ihre Aufmerksamkeit auf die Sagen und Lieder des Volkes zu richten. Es ist nunmehr also die erfreuliche Aussicht vorhanden, daß die letzten Reste der Volksüberlieferungen in Italien festgehalten werden, ehe sie völlig verschwinden, und daß aus ihnen heraus manche noch dunkle Punkte der Geschichte dieses Landes eine willkommene Aufklärung erhalten.*)

Man wird aus Vorstehendem sehr leicht begreifen, wie es kam, daß noch im Jahre 1880, und zwar in der „Encyclopédie des Sciences Religieuses" ein so bedeutender Romanist wie Gaston Paris seine damalige Abhandlung mit den Worten schließen konnte: „Die Volksthümlichkeit des „Ewigen Juden" ist auf gewisse Striche des nordwestlichen Europas, so auf Deutschland, Skandinavien, die Niederlande und Frankreich beschränkt", und: „Wir wiederholen am Schluß dieser Abhandlung über die Sage vom Ahasver, die sich in einem deutschen und protestantischen Milieu gebildet hat, daß sie in Spanien, Italien und dem östlichen Europa völlig ungekannt zu sein scheint." Inzwischen hat auch die böse Wissenschaft die so viel durchforschte und so rührend undichtete Sage vom Ewigen Juden jeder Poesie zu entkleiden versucht. Der kürzlich verstorbene große Charcot in Gemeinschaft mit seinem Assistent Meige haben nachgewiesen, daß den semitischen Rassen besonders eine eigene Art von Hysterie und Nervosität anhaftet, welche sie zu einem rastlosen Umherwandern zwingt. Diese Krankheit befällt ganz besonders diejenigen Juden, welche im östlichen Europa unter der russischen Knute im tiefsten Elend schmachten. Sie suchen ihr Unglück hinter sich zu lassen, indem sie sich in verkehrsreichere Mittelpunkte begeben. Aber auch hier verbessert sich ihr Loos nicht. Und dieses düstere Verhängniß, welches ihnen anhaftet, treibt sie ruhelos von Ort zu Ort, selbst aus den Heilstätten, an deren Pforten sie halb verhungert, halb entkleidet zusammen-

*) Und wie recht hatte ich, als ich obige Einleitungsworte schrieb! Nach kaum anderthalbjährigem Leben ist auch diese Gesellschaft hinüber, gescheitert an der Gleichgültigkeit und Freibeuterei, welche in Italien regelmäßig der ersten Begeisterung und Opferfreudigkeit zu folgen pflegt! Der Verfasser.

Digitized by Google

brechen. So gewaltig tragisch auch diese Auslegung der Entstehung der Ahasverussage ist, so soll sie uns doch nicht die uns lieb und vertraut gewordenen poetischen Gebilde eines Hamerling, Hauff, eines Sue und Quinet zertrümmern. Die medicinische Wissenschaft soll Recht behalten, aber auch diejenige, welche die wirren Gänge aufzuklären sucht, die dieses wunderbarste, dunkelste, ergreifendste aller Märchen im Laufe der Jahrtausende durchlaufen ist. Ich glaube deshalb, daß mir trotz Charcot und Meige in Deutschland, dem Patronatslande der Sage vom Ahasver, Niemand gram sein wird, wenn ich viele, bei uns noch unbekannte Dinge über den Ewigen Juden aus Italien berichte, und wie sich im Kopfe des italienischen Volkes seine düstere Gestalt gemalt hat und noch malt.

Ein Land, welches die ersten christlichen Märtyrer in seinem Schoße barg, das mit dem Blute derselben noch fester als durch die römischen Waffen mit dem Orient und den Leidensstätten des Heilands sich verband, konnte in seinem Erwachen aus dem Heidenthume, wie man doch wohl annehmen muß, kein einziges der Begebnisse aus dem Leben und Wirken des Jesus von Nazareth missen, am wenigsten eines, welches die letzten Stunden des edlen Märtyrers verbitterte. Das mit einer außerordentlichen Einbildungskraft ausgestattete Volk Italiens stellte sich in seinem ebenso schnell empfänglichen, wie leicht verwirrbaren Geiste bald die Schandthat des Kriegsknechtes Malchus oder Marcus vor, der, anstatt der empfangenen Wohlthaten eingedenk zu sein, die ihm der Erlöser damit erwies, daß er ihm das im Garten von Gethsemane abgehauene Ohr wieder anheilte, den Heiland auf seinem letzten Wege verspottete. Man blieb auch nicht bei der Verspottung stehen, sondern glaubte vielmehr der Schilderung, daß Marcus — dieser Name wurde landläufiger als Malchus — dem Verurtheilten mit der eisenbeschuhten Linken in das Gesicht geschlagen habe. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß durch die Evangelisten diese Malchussage nach Italien gebracht wurde und daß sie deshalb als die älteste der uns bekannten betrachtet werden darf. Sie ist schnell genug volksthümlich geworden, wozu viel gedruckte Berichte, wie die des Carlo Ranzo, Edlen von Venedig, und des Priesters Francesco Alcarotti, letztere von Pitrè und D'Ancona in einem Nachdrucke des Jahres 1849 entdeckt, wesentlich beigetragen haben. In einem palatinischen Codex des 17. Jahrhunderts und in einem Manuscripte, welches sich — nach Mittheilung von R. Renier im „Journal für die Geschichte der italienischen Litteratur" — unter sechzig anderen „Florentinischen Novellen und sonstigen sich besonders auf die Stadt Florenz beziehenden Erzählungen" in der königl. Akademie der Wissenschaften in Turin befindet, lautet der Titel dieser Sage gleichmäßig in deutscher Uebertragung: „Erzählung eines sichtlichen und leiblichen Augenzeugen, welcher als gewiß behauptet und sagt, gesehen und mit seinen Händen berührt zu haben jenen Soldaten, der neben Anna dem Jesus Nazarenus eine Ohrfeige gab, mit ganz besonderer Schilderung, in welcher Weise er so glücklich gewesen ist, eine so großartig

Digitized by Google

wunderbare Sache zu erblicken, wie sie noch niemals gesehen worden ist." Pitrè theilt das Vorhandensein eines weiteren Belegs für die Malchussage mit, der sich, nach Erkundigungen unseres verdienstvollen Forschers Dr. Neubaur in Elbing, in der Universitätsbibliothek zu Bologna befindet. Hier lautet der Titel in der Uebertragung: „Erzählung jenes Dieners, der unserm Heilande Jesu Christo einen Backenstreich gab, und welche Strafe er duldet. Und eine andere Erzählung, die ein umherirrender Jude that, der sich bei dem Leidensgange und dem Tode des Erlösers zugegen fand. Turin, bei Carlo Grosso, Buchhändler im Bezirk des Gallo. Mit Erlaubniß." Der Titel des schon erwähnten Neudrucks des Jahres 1849 heißt: „Erzählung | des Zustandes, in welchem sich befindet | der verfluchte und undankbarste | Malchus | der die Kühnheit hatte zu geben | eine Ohrfeige | Christo unsrem Herrn | wie man von einem ernsten (grave) Verfasser hört. | Neapel | bei Avallone 1849". Schließlich fand D'Ancona, wie er in der „Nuova Antologia" mitgetheilt hat, einen noch anderen Druck bei den Verlegern Miglio und Crotti in Novara. An diesen Bericht desselben Venetianers Ranzo ist ebenfalls die gleiche „Erzählung des umherirrenden Juden" angehängt, welche Pitrè in der Turiner Ausgabe fand. Dieser letztere Bericht ist aber leider keine italienische Originalerzählung vom Ewigen Juden, sondern lediglich eine Uebersetzung der bekannten, deutschen, grundlegenden Sage vom Ewigen Juden, die Paul von Eitzen geschrieben hat. Man hat allerdings Eitzen in Erizen verwandelt und spricht von „Ahasverus, der sich jetzt Putadeus nennt." Zum Schlusse ist auch eine Art wissenschaftlicher Erklärung der Erscheinung vom rastlos wandernden Juden angefügt, welche die Behauptung verwirft, daß der Jude ein böses Gespenst sei, vielmehr ein natürlicher Mensch. Leben doch, nach den Makrobiern, die Menschen unter dem Aequator siebenhundert Jahre, und gab es doch zur Zeit Karls des Großen Einen, der dreihundert Jahre alt wurde.

Jene genannten Drucke und Neudrucke der Sage vom Kriegsknechte Malchus weichen in vielen Zügen von einander ab, wenn auch der Grundtenor des Märchens stets derselbe bleibt: ein Beweis, daß diese Litteratur schon seit vielen Jahrhunderten bestand und zwar in einer außerordentlichen Fülle, vielfach ausgehend von demselben Berichte des Ranzo, vielfach aber auch schon vor demselben. Ja, es ist eigentlich merkwürdig, daß nur so wenige und fast gleichlautende Drucke auf uns überkommen sind; ist doch der Zug der Pilger nach dem Morgenlande bis in das 16. Jahrhundert hinein ein außerordentlicher geblieben, und kaum geringer die mündliche oder schriftliche Berichterstattung ihrer Erlebnisse. Während nämlich im Turiner, von Renier angeführten Codex Carlo Ranzo beim Edelmanne Morosini in Venedig das Begebniß erzählt, ist der Gewährsmann des Ranzo im Nachdrucke von Novara der vicentinische Edelmann Penaglio Lorenzo. Der schon erwähnte Francesco Alcarotti, Pfarrer an der Kathedrale der Stadt Navara — angenscheinlich Novara — welcher die gleiche

Digitized by Google

Erzählung des Ranzo als eigene wiedergiebt, führt als die Zeugen „seiner" Geschichte den Cardinal Delfino, Patriarch von Aquila (Aquileia), den Generalprocurator von S. Marco Giacomo Soranzo und den zum Botschafter in Konstantinopel an Stelle des Antonio Trupola — soll heißen Tiepolo? — bestimmten Giovanni Coronario — Cornaro? — an, schließlich den Herrn Giovanni Enea Raporto — Da Porto? — aus Vicenza. Und des Weiteren muß die Erzählung des Ranzo in der einen oder anderen Form dem Verfasser der von Helbig und Neubaur angezogenen deutschen „Relation" bekannt gewesen sein, die aus dem 17. Jahrhundert stammt. Der deutsche Autor aber glaubt zu wissen, daß der venetianische Patrizier, welcher das merkwürdige Abentener in Jerusalem erlebte, aus dem Geschlechte der Bianchi gewesen sei. Ranzo, Bianchi, Alcarotti oder wie immer der nach Jerusalem Gepilgerte geheißen haben möge, hatte das Glück, in der heiligen Stadt einem Türken zu begegnen, der einstmals von des Pilgers Geschlecht zum Gefangenen gemacht, von seinem Herrn aber gut behandelt worden war. Der ehemalige Sklave ladet den Fremdling zum Abendessen ein, und um keine Absage zu hören, verspricht er ihm eine außerordentliche Sehenswürdigkeit. Nach genossenem Imbiß entnahm der Türke einer Truhe einen Schlüsselbund, eine Laterne und eine halbe Kerze. Alles dieses versteckte er unter seinem Kaftan. Er ließ sodann den christlichen Edelmann schwören, vor Ablauf von zehn Jahren keiner menschlichen Seele zu verrathen, was er ihm zeigen würde, weil ihm selbst sonst ein großes Leid zustieße. Die Beiden wanderten nun eine gute Viertelmeile, bis sie an einen schönen Palast gelangten. Der Türke schloß nacheinander drei eiserne Thüren auf, worauf sie ein unterirdisches Gemach betraten, dessen Wände und Fliesen aus Mosaik gemacht waren. Dieses Gemach war aber keineswegs unbewohnt, ein ganz in Eisen gehüllter Mann mit dem Schwerte an der Hüfte spazierte darin unermüdlich von einer Wand zur andern mit der wie zum Schlage erhobenen Rechten. Carlo Ranzo merkte sich jede Einzelheit dieser merkwürdigen Erscheinung. Er sah, daß der Gewappnete von mittlerer, hagerer Statur und stark gebräunter Gesichtsfarbe war, hohlliegende Augen und einen leichten Bartanflug hatte. Der Türke hob von Neuem an: „Seht einmal, Herr Carlo, ob es Euch gelingt, ihn zum Stillstehen zu bringen." Herr Carlo versuchte es muthig, aber trotzdem er selbst stark und kräftig war, gelang es ihm nicht, den Marsch des Kriegers zu unterbrechen. Der Türke erklärte nunmehr dem Venetianer, dieses sei der Soldat, welcher an dieser Stätte dem Jesus Nazarenus eine Ohrfeige gegeben habe. Er sei deshalb bis zum Tage des jüngsten Gerichts an diesen Ort gebannt worden. Der Soldat esse nicht, trinke und schlafe nicht, spreche nicht, sondern gehe rastlos auf und ab. Herr Carlo Ranzo hat sein Wort gehalten. Erst zwölf Jahre später hat er bei einem Bankett beim Edelmann Morosini in Venedig sein Erlebniß verrathen und hinzugesetzt: „Ich ging eines Tages an einem herrlichen, mit einem Säulengange geschmückten

Digitized by Google

Palaste vorüber und hörte daselbst einen mächtigen Lärm von Ketten und Geißelhölzern. Es befand sich aber keine andere Seele in der Nähe als eine hochbetagte Frau. Zu ihr ging ich, um sie zu fragen, was wohl dieser Lärm zu bedeuten hätte. ‚Herr', sagte sie, ‚schon seit vierzig Jahren stehe ich hier, und sowohl am Tage wie in der Nacht habe ich diesen Lärm vernommen. Man sagt, dieses sei der Palast des Pilatus gewesen, wo Jesus Nazarenus an die Säule gebunden war und gegeißelt wurde.' Ich, Ihr Herren, bin Euch ein wahrhaftiger Bürge für Alles das, was ich Euch erzählt habe, denn ich selbst habe jenen Soldaten gesehen und ihn mit der Hand berührt; die Geißel aber habe ich mit diesen meinen eigenen Ohren vernommen."

Während der Bericht des Ranzo, wie anzunehmen ist, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, hat die Verschmelzung der Gestalt des Kriegsknechtes Malchus mit dem Apostel Johannes oder mit dem Pförtner Johannes, woraus die Figur des Ewigen Juden zweifellos entstanden sein dürfte, selbst in Italien schon viel eher stattgefunden. Vorherrschend in der Vorstellung der Italiener aber blieb trotzdem die Auffassung, daß es Malchus gewesen ist, der den Herrn schlug, und der für diese Freveltat wandern muß, bis ihm der Herr selbst gebieten wird, zur ewigen Ruhe einzugehen. Professor D'Ancona verdanken wir die Mittheilung, daß der von 1482 bis 1528 in Siena lebende Chronist Sigismondo Tizio bei Besprechung der Gemälde von Andrea di Vanni unter dem Jahre 1400 von Johannes Buttadeus spricht, weil der Künstler, der von 1369 bis 1413 lebte, diesen Peiniger des Erlösers in der Ecke eines Gemäldes abgebildet hatte. Tizio erzählt des Weiteren, daß auch er von der Erscheinung des Johannes Buttadeus in Siena selbst des Längeren gehört, diese jedoch für fabelhaft erklärt hätte. Es schien ihm, als stützte man sich lediglich auf die Behauptung des Astrologen Guido Bonatti aus Forli, dessen Dante im 20. Gesang der „Hölle" gedenkt. Bonatti erzählt, daß er in Ravenna einem gewissen Richard begegnet wäre, der sich rühmt, bereits am Hofe Karls des Großen, also um vierhundert Jahre früher gelebt zu haben. Es sei auch damals, so fährt Bonatti fort, ein großes Gerede von einem Johannes Buttadeus gewesen, der zur Zeit Christi gelebt habe, als der Erlöser zum Kreuze geführt wurde, und zu diesem selbst habe Christus gesagt: „Tu expectabis me, dum venero." Johannes Buttadeus sei auf einer Wallfahrt zum heiligen Jacobus im Jahre 1267 durch Forli gekommen. Bonattis Bericht ist, wie Neubaur beweist, auch in einem der ältesten deutschen Drucke der Sage enthalten.

Nimmt man hier noch einen Bericht des Ser Mariano aus Siena über seine Reise in das gelobte Land hinzu, welcher ebenfalls von der Schandthat eines gewissen Johannes Buttadeus spricht, aber ehrlich genug ist, zu gestehen, daß er nur von diesem gehört, ihn nicht selbst erblickt hatte, so wären dieses wohl die Anfänge zur Volkssage vom Ewigen Juden in

Digitized by Google

Italien. Man darf sich eben nicht an die Benennung stoßen, die Gestalt bleibt immer dieselbe. Von Malchus oder Marcus spricht die italienische Ueberlieferung, von Johannes die viel ältere englische, und den Spitznamen Buttadeo hat nach der Etymologie des Wortes und nach Ansicht aller Forscher ohne Zweifel Italien dem räthselhaften Wesen des ruhelosen, jüdischen Kriegsknechtes oder Pförtners des Pontius Pilatus gegeben. Buttare = stoßen, schlagen; deo = der Gott: euo bell'e fritto! Die Sage ist eben, von Kreuzrittern zuerst nach Europa überführt, von Land zu Land und wieder zurückgewandert und hat daher dieses kosmopolitische Aussehen erhalten. Jede Provinz Italiens hat sie sich dann nach eigenem Gefallen zurechtgestutzt. Haben nun die wenigen ältesten italienischen Dichter, die sich mit der Gestalt des die Rückkehr des Erlösers erwartenden „Buttadeo" — nicht des umherirrenden — beschäftigen, aus diesem Kosmopolitismus geschöpft oder bereits aus den Vorstellungen des eigenen Volkes? Cecco Angiolieri in Siena, zum Beispiel, bediente sich bereits vor Ser Mariano und vor Tizio dieses Namens in einem der haßerfüllten Sonette gegen seinen Vater, in welchem er sagt:

Il pessimo e 'l crudele odio ch'i porto
A diritta ragione al padre meo
Il farà vivar più che Botadeo:
E di ciò, buon di me, ne sono accorto;

Mein grausamer, aber gerechter Haß gegen meinen Vater wird ihn noch so lange leben lassen, wie Buttadeus. Im selben Sinne äußert sich, nach Mittheilung des Florentiner Gelehrten Morpurgo, Nicolò de Rossi aus Treviso. Es scheint sich also zu ergeben, daß die Sage vom „wartenden" Sünder ursprünglich in Italien allein verbreitet war, und daß ihre Erweiterung zum „ruhelosen" Juden erst durch fremdländische Einflüsse erfolgte. Es scheint ferner festzustehen, daß der Ursprung sowohl der einen wie der anderen Auslegung im Norden Italiens wurzelt, denn bisher erwähnte ich thatsächlich nur Personen und Städte des nördlichen Italiens. In Siena namentlich ist der Glaube an das leibliche Vorhandensein des Ewigen Juden noch heute sehr lebendig. Die Sage tritt dort in zweierlei Gestalten auf. Nach der einen hat sich die Erde unter Ahasver aufgethan, und er ist in ein tiefes Loch gefallen. Er bemüht sich nun, dieses Loch weiter auszugraben; wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, fällt er geradenwegs in die Hölle. Wo Buttadeus von der Erde verschlungen wurde, hört man den unaufhörlichen Lärm, den sein Grabewerk verursacht. Letztere Annahme wäre also die Fortpflanzung der Erzählung des Venetianers Ranzo von dem Lärm der Geißelung im Palaste des Pilatus zu Jerusalem. Nach der anderen, in Siena umlaufenden Auslegung, die Alessandro D'Ancona von Marzocchi in Siena mitgetheilt wurde, wäre Buttadeo, gleich dem Malchus, ebenfalls in ein unterirdisches Gemach eingeschlossen. Er tobt in diesem Gemache umher und verabreicht sich selbst unermüdlich die Ohrfeige, die er einst Christo zu

Digitized by Google

Theil werden ließ. Mit der Zeit ist unter seinen Füßen eine Art Grube entstanden, in der er jetzt schon bis zur Nase steckt. Wenn die Höhlung ihm erst über den Kopf reichen wird, wird die Welt untergehen. In der Provinz Siena unterscheidet man demnach die Gestalt des Malchus ausdrücklich von dem Ewigen Juden. Ich möchte daher behaupten, daß durch die von außen nach Italien überführten, abweichenden Auslegungen der Sage vom Ewigen Juden sich nach und nach Malchus von Ahasver getrennt hat, und daß Beide dann als zwei besondere Wesen bis heutigen Tages in der Phantasie des Volkes weiterlebten. Auffallend ist, daß, nach Pinoli, man in einer Gegend Piemonts dem Juden den Namen „balarin d' Padona" beigelegt hat. Eine venetianische Auslegung hat mit der letztgenannten aus Siena eine große Aehnlichkeit. In Venetien läßt man den Juden um eine auf einem Berge stehende Säule kreisen und ihr die Ohrfeige geben, die er ehedem nicht Jesus selbst, wohl aber Maria, dessen Mutter, verabreichte. Diese Beleidigung konnte Jesus nicht vergeben! Auch dort hat er schon einen Graben unter sich durchgetreten, in welchem er bereits bis an den Hals steckt. Auch dort wird sein Versinken bis über den Kopf den Untergang der Welt mit sich bringen. Der Venetianer aber überläßt Gott die Entscheidung über das Schicksal, welches den Ewigen Juden nach Untergang der Welt treffen soll. Leider hat der Letztere wenig Aussicht, so bald von seinem Leiden erlöst zu werden. Kommt Jemand des Weges über jenen Berg, auf welchem Ahasver die Säule ohrfeigt, so fragt der Letztere, geradeso wie wir fragen: Entschuldigen Sie, wie spät ist es am Tage, ob die Weiber noch immer geschlagen werden. Bejaht der Gefragte, wie selbstverständlich, so seufzt Buttadeo tief auf und sagt: „So ist es noch immer nicht Zeit, denn ehe die Welt untergehen kann, dürfen die Weiber sieben Jahre keine Prügel bekommen!" Das ist echt italienische Auffassung!

Ein herzhafter Sprung über die Meerenge von Messina nach Sicilien, und die landläufige Sage erhält sofort ein anderes, wärmeres Gesicht. Hier sind „Marcu" und „Buttadeo" dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen: sie sind sprüchwörtlich geworden. Von einer Person, häßlich von Aussehen und Charakter, sagt der Sicilianer: „Havi 'na faccia di lu judeu Marcu." Der Kerl hat ein Gesicht wie der Jude Marcus. Von einem Menschen, der nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen kann, meint der Insulaner: È un Buttadeu; ò come Buttadeu; nun sta mai ferma come Buttadeu, curri sempre come Buttadeu", und so fort. Pitrè, der verdienstvollste „Folklorist" Italiens, berichtet auch von der äußeren Erscheinung desselben. Er trägt einen unsauberen Hut (cappelaccio) mit breiten Krämpen, überaus langen Bart und Haare, beide weiß wie Schnee; sein Antlitz drückt starkes Leiden aus; sein Körper ist bedeckt mit einem langen und weiten Ueberrock von tiefrother Farbe; seine Stiefel sind arg zerrissen. In diesem Aufzuge wird er wohl auch nach der Meinung

Digitized by Google

der Leute in Salaparuta dem Bauer Antonino Cascio und seiner jüngsten Tochter erschienen sein, als Beide zur Winterszeit außerhalb des genannten Ortes in einer Hütte weilten, um sich am Feuer zu wärmen. Die Tochter des Bauern erzählt, daß Hut und Schuhe der fremdartigen Erscheinung gelb, roth und schwarz gestreift waren. Antonino hatte eine mächtige Furcht vor dem Fremdling. Letzterer aber beruhigte ihn, indem er sagte: „Fürchte Dich nicht, ich heiße Buttadeus." Sofort erinnerte sich Cascio der Sage; er lud den Ewigen Juden ein, sich neben ihn an das Feuer zu setzen, und ihm die merkwürdige Geschichte seiner Wanderungen zu erzählen. Buttadeo willfahrt dem Wunsche des Cascio, da er aber nicht sitzen darf, so wandert er während der Erzählung im Zimmer aufgeregt und rastlos umher. Ehe Buttadeo den Bauern und seine Tochter verließ, lehrte er sie noch „fünf Gebete an die himmlische Hand, außerdem noch eines an die linke Hand Jesu".

Ein zweiter Forscher sicilianischer Legenden, Salomone-Marino, theilt zwei weitere Auslegungen der Sage mit, wie sie in Borgetto von Mund zu Mund gehen. Wie Salomone sich überzeugte, ist diese Ueberlieferung auch in Palermo, Partinico und anderen Orten lebendig geblieben. Wie der Bauer Pietro Randezzo in Borgetto dem genannten Herrn erzählte, habe der frevelhafte „abreu" vor der Thür seines Hauses auf der Bank gesessen, und als Jesus, der mit dem Kreuz auf der Schulter an ihm vorüberkam, Jenen bat, sich ausruhen zu dürfen, ihn mit Schimpfworten fortgewiesen. E mancu tu ha a' rripusari nni la to' vita, caminannu sempri sempri, antwortete ihm der Erlöser. „Und Du sollst Dein Lebelang Nichts zum Ausruhen haben, Du wandre immer und ewig." Und so ist es geschehen. „Jetzt ist er alt," fuhr der Bauer Randezzo fort zu erzählen, „ja überalt, aber er stirbt nie, dieser Hebräer, der den Namen Buttadeo erhielt, weil er Jesus Christus zurückgestoßen (arributtau) hat. Und mancher hat ihn schon durch Borgetto kommen sehen, während es um Mitternacht stark regnete, blitzte und donnerte; Niemand aber sah ihn stehen bleiben oder auch nur ein Stückchen Brod annehmen, weil, wie er selbst sagt, es ihm verboten ist, so zu thun, bis das letzte Gericht gesprochen ist." Hier hat also die Sage keine Aehnlichkeit mit der des Malchus, ebensowenig in der fast gleichlautenden Erzählung des Bauern Giuseppe Morici aus demselben Orte. Der Letztere nennt den Juden aber nicht Buttadeo, sondern Arributta-Diu", den „Gottstoßer", wörtlich übersetzt. „Wer ihn erblickt," meint dieser letztere Gewährsmann, „dem erzählt er gern die Leiden Jesu, die Schmerzen und Foltern, die dieser erlitt, und dabei weint der ‚Gottstoßer' blutige Thränen. Er trägt einen Turban, einen Rock, der wie ein Hemde aussieht, aber von blutrother, ein wenig dunkler Farbe; auch führt er einen hölzernen Stecken in Händen." Vom wahren Malchus dagegen handelt das Gedicht vom „Marcu disperatu", dem „verzweifelten Markus", welchem auch eine gleichlautende in Sicilien umlaufende Erzählung in Prosa entspricht:

Digitized by Google

— — — — — — — — — — —
Lu' Judeu Marcu 'n pedi si spinciu
Cu 'na 'nguanta di ferru ben armatu
A Cristu detti un schiaffu fortimenti,
Di 'mmacca sdillintò li sagri denti.

Der Jude Marcus giebt hier also Christo einen so heftigen Schlag mit dem eisernen Handschuh, daß ihm „alle Zähne im Munde springen". Die Phantasie des Volkes veranschaulicht an der Hand täglicher Ereignisse sich solche Situation sehr deutlich, wie man sieht. Eine zweite Lyrik von Marcus, wie er auf Sicilien durchaus heißt, findet sich im dritten Theile der „Passionen Jesu Christi" vor, wo gesagt wird:

E cu 'na vogghia tránua si slancian
Lu Juda Marcu a lu Signuri Diu;
Di rabbia 'na guanciata cci tiran
Ca 'n terra menza facci cci scinniu
E San Petru piriculu 'un guardan,
Tagghia 'n orrichia a ddu cani Judiu:
Gesù Cristu di 'n terra la pigghian,
Unn 'era la firita la junciu.

Das wäre also die Geschichte aus dem Garten von Gethsemane, zusammengewürfelt mit dem Vorfalle auf dem letzten Gange des Heilands. Die sicilianische Auffassung von der Vertreibung Christi von dem Hause des Juden, vor welchem er ausruhen wollte, entspräche den Worten in dem alten französischen Liede vom „Ewigen Juden":

Ote-toi, criminel,
De devant ma maison
Avance et marche donc
Car tu me fais affront.

Neben Pitrè will auch D'Ancona sich von der Einwirkung der französischen Dichtungen über denselben Gegenstand auf die italienische Volkslitteratur überzeugt haben. Er fand bei einem der fliegenden Händler in Tivoli, die allerlei Canzonen und ähnliche geistige Volksspeisen verkaufen, als da sind Traumbücher, Berichte von grausigen Mordthaten in Poesie und Prosa und so fort, eine in Poesie gekleidete Legende vom Ewigen Juden, die sich aber bei näherer Besichtigung als eine fast wortgetreue Uebertragung der französischen „Complainte" erwies. Auch der Name des Juden lautet sowohl in der französischen wie italienischen Dichtung gleichmäßig, Isaac Laquedem:

Isaac Laquedem
Pour nome me fut donné
Né à Jerusalem.

und der italienische Dichter Giovanni Romani:

Isaac Laquedemme è il nome mio,
Jerusalemme mio sol natiò . . . .

Digitized by Google

Ein ungleich poetischeres Gewand hat die Sage vom Ewigen Juden in den italienischen Alpen angenommen, besonders im Aosta-Thale. So erzählen Maria Savi-Lopez in ihren vortrefflichen „Alpensagen" (Stuttgart Ad. Bonz und Co.) und Corona in „Aria di Monte." Nach ihnen: „ce bougre de Mont Cervin non c'era." An der Stelle, wo sich jetzt die riesige Pyramide des Monte Cervino erhebt, gab es einst eine blühende Stadt, in welcher der Ewige Jude eine freundschaftliche Aufnahme fand, so daß er in einer kurzen Rast seine müden Glieder ruhen konnte. Als er aber nach tausend Jahren wiederkehrte, fand er an Stelle der gastfreundlichen Stadt den unheimlichen Gebirgsriesen. Tief betrübt über das Schicksal derselben, weinte er lange, und aus seinen Thränen ist der schwarze See unweit von Zermatt entstanden. Die Savi-Lopez und auch Tschudi haben gefunden, daß im ganzen Zuge der Alpenkette der Glaube umgeht, das Erscheinen des Ewigen Juden ziehe Unglück nach sich. Derselbe Aberglaube ist in Frankreich eingewurzelt. Bevor Ravaillac Heinrich IV. ermordete, war Ahasver in Beauvais, Noyon und anderen Städten Frankreichs gesehen worden. In der Schweiz gilt der Ewige Jude auch als Prophet. Auf dem Passe von Zermatt nach Breil ruhte ebenfalls der Fluch, den Ahasver durch das Ueberschreiten desselben darauf zurückgelassen hatte. Der heilige Theodulus brach denselben, indem er zuerst nach ihm den Paß überschritt und die dort sich aufhaltenden giftigen Schlangen beschwor. Der Hügel ist daher nach dem Heiligen benannt worden.

Die Vermuthung, daß auch in Italien der Glaube an die Existenz und das zeitweilige Erscheinen des Ewigen Juden vorhanden und weit älter sein müßte, als die bisher bekannte Litteratur ergab, ist glänzend gerechtfertigt worden durch eine neuere Entdeckung, die aber leider auch Deutschland den Ruhm zu nehmen scheint, die älteste Geschichte vom Ewigen Juden zu besitzen. Zweihundert Jahre vor dem Auftreten Ahasvers in Deutschland ist er in Toscana wiederholt erschienen, und daß hier keine Phantastereien, sondern thatsächliche Begebnisse erzählt werden, beweisen auf das Schlagendste die außerordentlich interessanten Documente, welche S. Morpurgo, der verdienstvolle Bibliothekar an der „Riccardiana" in Florenz, gefunden und geprüft hat. In der schlichten, gemeißelten Weise des 15. Jahrhunderts erzählt uns ein gewisser Antonio di Francesco d'Andrea, der mit seinen Brüdern Andrea und Bartolomeo in Borgo a San Lorenzo und in Florenz selbst ansässig war, von ihrem wiederholten Zusammentreffen mit „Giovanni Votaddio, auch genannt Giovanni, Gottesdiener" während der Jahre 1410 bis 1420; ferner von den Ereignissen, die sich auf Grund der Erscheinung des Ewigen Juden in Florenz abgespielt haben.

„Zu Ehren und zum Ruhm des allmächtigen Gottes, in seiner Dreiheiligkeit Vater, Sohn und heiliger Geist, und seiner immer jungfräulichen

Digitized by Google

Maria, und des gesammten himmlischen Hofes vom Paradiese," so hebt der genannte Antonio seinen merkwürdigen Bericht an, „werde ich, armseliger Sünder oder besser gesagt, großer gewohnheitsmäßiger und häufiger Sünder, in diesem Hefte eines der wunderbarsten Dinge in Erinnerung bringen, wie sie vielleicht der größte Theil der heute Lebenden niemals wird vernommen haben. Und mit großem Zagen habe ich die Feder in die Hand genommen, um diese so wunderbaren Dinge zu erinnern und niederzuschreiben, weil man mir darin nicht glauben möchte. Deshalb gehe ich mit Furcht an das Werk. Ich will mir aber Muth zusprechen und rufe Gott und die andern Bewohner des Himmels als meine Zeugen an, auch Jene, die noch am Leben sind und zum Theil jene Dinge mit ansahen, die ich im Folgenden erzählen will. Deren Namen werde ich nach Maß und Bedarf kundgeben, sobald im Verlaufe der Arbeit es Zeit sein wird, sie zu nennen."

Nach dieser vertrauenerweckenden Einleitung theilt uns Antonio di Francesco d'Andrea mit, daß ihm die Erscheinung des Gottesdieners Johannes vom Hörensagen bereits bekannt war, ehe er dessen persönliche Bekanntschaft machte. „Votaddio" oder Buttadeo — ich will bei dem geläufigeren Namen bleiben — sei fast in allen Theilen der Provinzen Italiens gesehen worden. Alte Leute versicherten Antonio, daß sie selbst den Juden gesehen und gesprochen hätten. Ein ganz besonders glaubwürdiger Gewährsmann hierfür sei ihm der greise Bartolo di Jachopo aus Faena im Gebiete von Firenzuola, ein Mann, der stets fromm und achtbar gelebt habe. Dieser habe Antonio versichert, daß Johannes in seinem Hause in Borgo a San Lorenzo di Mugello sich ausgeruht und ihm von vielen Dingen gesprochen habe, die nur Gott allein hätte wissen können. Seitdem habe sich Buttadeo in Italien nicht mehr sehen lassen, weil er ja auch die übrigen Theile der Welt besuchen müsse. Antonio will gefunden haben, daß es ungefähr an hundert Jahre dauert, ehe der Jude wieder demselben Lande einen Besuch abstatte. Demnach wäre also schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Sage und die Erscheinung des Ewigen in Italien, wenigstens im nördlichen Theile der Halbinsel, bekannt gewesen! Genug, in dem December des Jahres 1411 — nach den Untersuchungen Morpurgos muß es aber das Jahr 1416 gewesen sein — gegen Weihnachten kehrte ein gewisser Giano di Duccio aus Bologna nach letzterer Stadt zurück, aus welcher er sich nach Toscana und zwar nach Borgo a San Lorenzo geflüchtet hatte, weil die Verbannten Bolognas, namentlich die Ghuidotti ihm gedroht, sie würden ihn so lange hungern lassen, bis er die eigenen Kinder äße. Giano di Duccio war nämlich ein Freund von Luigi da Prato, dem Regenten Bolognas. Da die Guidotti keine Aussicht zu einer Rückkehr nach Bologna hatten, so hielt es Giano für richtig, selbst nach Bologna zurückzureisen. „Sie brachen also von Borgo auf mit einem Pferde, das zwei Körbe trug. In einem saßen Duccio, zwölf Jahre alt, im anderen Giovanni im Alter von acht

Digitized by Google

Jahren — beide die Söhne des genannten Giano." Andrea, der Bruder des Chronisten Antonio, führte das Pferd, während hinter ihnen Giano selbst auf einem starken Gaule dahertrabte. Im Gebirge nun überfiel sie ein so fürchterliches Schneetreiben, daß die Pferde fortwährend ausglitten, fielen und die Kinder somit in großer Gefahr schwebten. Mit Mühe und Noth erreichten sie Rifredi, an der alten Straße nach Bologna.

„Während sie sich ein wenig ruhten, erreichte sie der genannte Giovanni Botaddio, der kräftig bergab marschirte. Der bewußte Andrea rief ihn deshalb an und sagte: „O Bruder, wenn es Dir beliebt, leiste uns aus Liebe zu Gott ein wenig Gesellschaft, damit diese Kinder nicht zu Schaden kommen." Jener war nämlich im Gewande des „pinzochero" vom dritten Orden des heiligen Franziscus, aber ohne Mantel und mit nur einem Schuhe versehen. Er antwortete: „Gut, Gott zu Liebe." So ging er mit ihnen, die Hände an die Körbe gelegt. Und Andrea führte das Pferd, während Giano auf seinem Pferde ritt. Während sie so reisten — und die Gefahr war groß — wandte sich der bewußte Johannes Gottesdiener an Giano und fragte: „Willst Du, daß ich diese Knaben rette?" Antwortete Giano: „Ja, bei Gott." Sagte Johannes: „Wo wollen wir übernachten?" In Scharichalasino," antwortete Giano. „Auf denn, im Namen Gottes," sagte Johannes. Und mit diesen Worten setzte er sich auf jede Schulter einen der Knaben und sagte: „Haltet Euch fest an meinen Haaren." Er hatte die Kapuze heruntergenommen, und so geschah es. Und da ihm der Schuh unbequem war, warf er ihn fort. Er ging davon, und in wenigen Augenblicken war er ihren Augen entschwunden, so daß sie ihn nicht mehr erblickten. Er langte bei der Herberge eines Wirthes, Namens Chapechio an. Er setzte die Kinder daselbst an das Feuer, tröstete sie, ließ ein Paar guter Kapaunen abschlachten und über das Feuer hängen, und sie schmorten schon im Topfe, als Giano eintraf, der sicher glaubte, seine Söhne verloren zu haben, jetzt aber in großer Freude war."

In der Herberge nach dem Nachtmahle legt Buttadeo die erste Probe seiner unheimlichen Allwissenheit ab. Während man behaglich am Feuer sitzt, fragt Giano den Wirth, wie die Geschäfte gehen. Der Wirth jammert ob der schlechten Geschäfte, die ihm nicht einmal erlauben, seine Töchter zu verheirathen. Darauf lacht Buttadeo und erklärt den Reisegefährten, es gäbe auf der ganzen Strecke von Bologna nach Florenz kein stärker besuchtes Gasthaus wie dieses. Auch habe der Wirth Geld genug, um seine Töchter zu verheirathen, denn er halte 240 Goldgulden in einem Loche, keine zwei Armlängen von Gianos Bette entfernt, versteckt. Der Wirth leugnet und man zankt sich ein wenig. „Ich glaube, ich habe Gaukler (ciarlatani) im Hause," meint der erboste Wirth. Am nächsten Morgen aber zieht er doch Buttadeo bei Seite und fragt ihn um Rath. „Verheirathe Deine Töchter," antwortet ihm der Allwissende, „andrenfalls verkünde ich Dir, daß sie schlecht gerathen werden." Der Herbergsvater that, was ihm der Jude rieth, und

Digitized by Google

er hatte es nicht zu bereuen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß Antonio ausdrücklich erwähnt, der Gottesdiener habe sich nicht des Bettes als Lagerstätte bedient. Trotzdem Ahasver hier uns als ein ganz anderes Wesen erscheint, ist der ursprüngliche Charakterzug des Ruhelosen durchaus nicht verwischt worden. „Und das jetzt habe ich erzählt, damit Ihr verstehet, wie ihm alle verborgenen Dinge offenbar sind," schließt Antonio diesen Theil seiner Aufzeichnungen, „jetzt wollen wir von größeren Thaten sprechen."

Buttadeo beweist in Wahrheit, daß er nicht ein Charlatan ist, der nur geschickt errathen, wohin der Wirth seine Goldgulden zu stecken pflegt. Während er mit Giano, Andrea und den beiden Knaben weiter des Weges nach Bologna zieht, erklärt Giano ihm die Veranlassung zur beschwerlichen Reise in starrer Winterszeit. Nicht wenig verblüfft mag Letzterer gewesen sein, als ihm Johannes mit aller Seelenruhe verrieth, daß innerhalb zehn Tagen die Ghuidotti sich wieder im Besitze von Bologna befinden würden! Giano will sofort umkehren, der Jude aber sagt, er hätte Nichts zu fürchten, wenn er seinem Rathe folgen wollte, im Gegentheil, er würde alsbald der beste Freund der ihm bisher feindlichen Sippe sein. Und somit verblieb Ahasver vom Sonnabend Abend bis Montag früh im Hause Gianos zu Bologna. Während dieser Frist berieth sich nicht nur Buttadeo mit Giano, sondern stellte ihm auch ein „brieve", ein Breve also aus, welches ihn vor jeder Hausdurchsuchung oder ähnlichen Belästigungen schützen würde. Dann verließ Buttadeo seinen Gastfreund. Andrea begleitete den Ruhelosen bis zum Thore und wollte ihm unterwegs ein Paar neue Stiefel kaufen. Der Jude aber schlug sie aus, versprach dagegen Andrea durch Handschlag, ihn in seinen Häusern in Borgo und in Florenz zu besuchen. Wie es Ahasver vorausgesagt, so geschah es. Giano wurde der gute Freund der Ghuidotti. Die Erhebung der Bolognesen zu Gunsten der Letzteren fand am 5. Januar 1416 statt. Es ist daher leicht nachzuweisen, daß, wie schon oben bemerkt, Antonio, der Chronist, sich im Datum irrte, wenn er 1411 schrieb.

Der ewige Jude durchstreifte darauf die ganze Lombardei, die Marken von Treviso und Ancona. In Vicenza wollte ihn der „chapitano", der Statthalter, aufknüpfen lassen. Als man aber den Strick anziehen wollte, war der Buttadeo nicht von der Erde freizubekommen, trotzdem der Statthalter selbst anfaßte. Ein neuer Strick riß in drei Stücke. „O wahrer und allmächtiger Gott," ruft an dieser Stelle der Chronist mit der ganzen Naivetät seiner Zeit und seines Glaubens aus, „wie groß ist doch Deine Liebe zu Deinen Freunden, daß ein solcher Hanfstrick, der einen Thurm hätte heben können, in mehr Stücke zerfiel, als sie selbst die Fäulniß hätte schaffen mögen!" Und so gelangte endlich der Jude auch nach Borgo a San Lorenzo, während Antonio di Ser Tommaso Redditi daselbst als Podestà waltete (23. April bis 23. October 1416). Seine Anwesenheit wurde schnell bekannt, und die ganze Stadt lief auf dem Platze zusammen, um Buttadeo mit den tölpelhaftesten Fragen zu belästigen, „thierisch und

Digitized by Google

wenig ehrerbietig", wie der Chronist in gerechtem Unmuth sich ausdrückt. Sie fragten ihn: „Wie lange werde ich noch zu leben haben?" „Wird mir das Glück beschieden sein?" „Werde ich Kinder haben?" Und Aehnliches. Der Jude selbst ist es, der den Leuten von Borgo den Ernst des Lebens in die Erinnerung ruft. Zum Podestà gewendet, sagt er: „Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet Ihr sehr betrübt sein, und Mancher würde heiße Thränen weinen. Ehe Ihr noch aus dem Amte treten werdet, soll Einer, der sich in diesem Kreise befindet, an eben dieser Stelle gehängt werden." Und so geschah es, denn daselbst wurde auf Befehl desselben Podestà Erchole, den man für den besten aller jungen Männer hielt, an den Galgen geknüpft. Von Borgo siedelte der Ewige nach Florenz über in das Haus des „bemüthigen" Antonio, woselbst ihn auch Messer Lionardo d'Arezzo, der Kanzler der Republik, aufsuchte, und über drei Stunden mit ihm im geheimen Gespräche blieb. Messer Lionardo, von vielen Bürgern befragt, was er von dem Gottesdiener halte, gab zur Antwort: „Entweder ist er ein Engel Gottes, oder er ist der Teufel. Er hat alle Wissenschaften der Welt inne, er kennt alle Sprachen, alle Vocabeln von allen auserlesenen Provinzen." Mehr verrieth Messer Lionardo nicht. Es muß bemerkt werden, daß Lionardo Bruni, genannt d'Arezzo, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war. Glaubte er wirklich an das Märchen, welches ihm Buttadeo auftischte?

Im folgenden Jahre kehrte der Jude abermals in das an der Ecke von Alberti da San Romeo gelegene Haus der Brüder von Francesco d'Andrea zurück. Der Chronist nennt alle die Patricier, die Buttadeo besuchten, so die Peruzzi, Ricasoli, Busini, Morelli, Alberti und Andere von nah und fern. „Ich hatte Furcht, daß die Dielen meines alten und kleinen Hauses brechen würden, und so sagte ich Allen: Er wird gewiß heute Abend in einer Herberge übernachten. Und Alles wartete geduldig vor der Thür, bis die ganze Straße überfüllt war. Es fanden sich in den ersten Abendstunden viele Würdenträger der Republik ein, mit diesen, dem Bruder Bartolomeo und dem Schreiber selbst schritten wir mit Fackeln durch die gestaute Menge, um den Ewigen zum Hause des Ser Pagolo di Ser Lando Fortini, des damaligen Kanzlers, zu führen, und doch wurden wir nicht gesehen. O wahrer Gott, wie bewunderungswürdig sind doch Deine Werke!" Am nächsten Morgen führte man den Juden in den Palazzo der Signoria selbst, und Letztere erhielt von ihm sehr wichtige politische Aufschlüsse. Der damalige Johannes oder Buttadeo scheint demnach seine Augen hübsch offen gehalten zu haben. Er ist jedenfalls ein äußerst geschickter, seiner Zeit weit überlegener Mensch gewesen, unter Umständen vielleicht auch ein politischer Agent! Die vornehmen Herren hatten am Abend bis Mitternacht auf das Erscheinen Buttadeos gewartet und verabreichten dafür Antonio eine derbe Kopfwäsche. Erst auf das Zeugniß des Kanzlers hin wurde geglaubt, daß der Johannes in der That trotz der Fackeln ungesehen durch die Menge geschritten sei. Unter Jenen, die trotzdem nicht

Digitized by Google

an die Kräfte des Gottesdieners glauben wollten, befand sich auch der Geschichtsschreiber Giovanni Morelli. Er wünschte sich ein Amt, um erproben zu können, ob der wunderbare Fremdling auch die Fähigkeit besitze, durch die Luft zu verschwinden. Diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Morelli wurde im Jahre 1413 zum Vicar von Mugello ernannt. Buttadeo besuchte in demselben Jahre den Ort und ruhte, von vielem Volke begleitet, in der Kirche San Domino, nördlich von der Stadt selbst aus. Hierher schickte der Vicar seine Sendboten, schließlich die ganze berittene Leibwache aus, um den Ewigen zu sich zu entbieten und ihn unter Umständen mit Gewalt und gefesselt vor sich führen zu lassen. Während das Volk in Buttadeo drang, der Obrigkeit nicht Widerstand zu leisten, lachte er und meinte, nicht einmal der Vicar könne ihn zu Etwas zwingen, was ihm nicht gefiele. Um aber schließlich dem Oberbefehlshaber der „famigliari", der Leibwächter, keine Ungelegenheiten zu bereiten, rief er dem sich schon erfolglos Entfernenden nach, er werde schon vor ihm beim Vicar sein. Der Jude schlug darauf einen anderen Weg ein und war richtig viel früher beim Vicar. Dieser ließ ihn zwischen sich und seiner Gemahlin Platz nehmen, und es wurde Vieles geklatscht. Auch beklagte sich Giovanni Morelli beim Buttadeo, daß ihm seine junge Frau keinen Nachwuchs bescheeren wollte. Buttadeo verhieß ihm einen Sohn, noch ehe er vom Amte scheiden würde. Diese Prophezeiung ist nach Allem, was bekannt, nicht eingetroffen, wohl aber ist es erwiesen, daß die junge Frau dem Vicar noch während seiner Amtsführung durchbrannte. Kurz, Morelli hatte seines Unglaubens nicht vergessen. Als sich Johannes nach dem Nachtmahle verabschieden wollte, complimentirte ihn der Vicar in ein „ehrenwerthes" Gefängniß, das heißt in eine sichere Kammer, die unter dem Fundament des Thurmes in den Felsen eingelassen war. In dieser Kammer „befand sich auch ein ehrbares Bett, trotzdem Johannes nicht in einem solchen zu schlafen pflegte. Der Raum enthielt zwei kleine Fenster, die mit starkem Eisen so dicht bekleidet waren, daß nicht eine Maus hätte hindurchschlüpfen können; ferner eine Bohlenthür mit einer niedrigen engen Oeffnung, ebenfalls mit starkem Eisen ausgeschlagen und einem mächtigen Schlosse versehen." Hier hinein wurde Johannes gesperrt. Als der Vicar am nächsten Morgen das Verließ öffnen ließ, war natürlich kein Johannes mehr darin zu entdecken.

Die von Antonio erzählte Geschichte berichtet des Weiteren, daß Buttadeo auch in den Jahren 1414, 1415 und 1416 in seinem Hause weilte, und von anderen sich an diese Besuche knüpfenden Begebnissen. Während des zweiten Besuches wohnte Buttadeo in der Herberge und gab hier den Brüdern ein großes Essen. Zum Schlusse brannte Antonio, dem Chroniſten, eine Frage auf der Zunge. Er verlangte zu wissen, ob der Jude wirklich der Giovanni Votaddio sei. Dieser belehrte ihn darauf, daß man seinen Namen verstümmelt habe. Er nenne sich „Giovanni Battédio", das heißt

Digitized by Google

Johannes, der „Gottprügler“. Und nun wiederholte er dem Neugierigen die sattsam bekannte Erzählung vom letzten Gange des Heilands. Als Antonio schließlich aber nochmals fragte, ob er auch thatsächlich derselbe „Gottprügler“ sei, antwortete Buttadeo: „Versuche nicht Weiteres zu erforschen, Antonio.“ Und damit schlug er die Augen nieder, aus denen eine Thräne herniederrollte. Der Schluß der Chronik des Antonio ist rührend. Als der Jude zum letzten Male bei ihm einkehrte, rang seine Frau mit dem Tode. Buttadeo heilte sie, indem er abermals ein Breve ausfertigte und es der Kranken um den Hals hing. „Mit diesem Breve habe ich noch viele und verschiedene Krankheiten heilen können,“ schreibt Antonio. „Endlich lieh ich es Einem, der es mir nicht wiedergab: Gott verzeihe ihm! Als Johannes mich verließ, umarmte er mich, was er vorher nie gethan. Ich staunte darob und fragte: „Werde ich Euch nie wiedersehen?“ Er antworte: „Nie mehr mit den körperlichen Augen.“ Und so ging er. Er begab sich in das Kloster vom Paradiese, wo ihn die Mönche gefangen nahmen, um ihn der Obrigkeit auszuliefern. Während der Nacht aber verschwand er, und die Mönche standen verdutzt da. Seitdem kam er nicht mehr in diese Gegenden. Und so trabt er durch die Welt, bis Gott die Lebendigen und die Todten richten wird in seiner Majestät und im Thale von Josaphat. Möge er für uns beten, damit Gott uns unsere Sünden vergebe, und er uns zum Himmel eingehen lasse. Amen!“

Der treffliche Morpurgo hat außer obiger Chronik, die sich unter den Strazzi'schen Dokumenten vorfindet, auch ein Tagebuch des Salvestro di Giovanni Mannini entdeckt, der im Jahre 1416 Podestà von Agliana war, den Besuch Buttadeos und dessen politische Orakel empfing. Was sagen unsere Gelehrten zu so merkwürdigen Beiträgen zur Geschichte der Sage vom „Ewigen Juden“?

Digitized by Google

Das Briefgeheimniß während der französischen Revolution.

Von

H. G. Bockenheimer.

— Mainz. —

Unter den Mißständen, deren Beseitigung die Wähler zu den Etats généraux Frankreichs im Jahre 1789 fast einstimmig verlangten, erscheint in den s. g. Cahiers die von der Regierung bis dahin geduldete, vielfach sogar verlangte Verletzung des Briefgeheimnisses. Die Unverletzlichkeit des letzteren stellten die Wähler auf gleiche Stufe mit der Freiheit der Person, des Eigenthums und mit dem Rechte der freien Meinungsäußerung. Solche Gleichstellung war durchaus zutreffend, insofern jedes Eindringen in die in Briefen niedergelegten Geheimnisse Anderer als eine Beeinträchtigung der aus dem Begriffe der Persönlichkeit hervorgehenden und mit der letzteren verknüpften Rechte, als eine Verletzung des Anspruchs auf Treue sich darstellt. In dem Maße, in welchem eine Regierung die Persönlichkeit würdigt und schützt, in demselben Maße würdigt und schützt sie das Geheimniß des Briefverkehrs. Dafür bietet die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhunderte und zu Anfang dieses Jahrhunderts den besten Beleg. Wie die Regierung Ludwigs XIV. in Frankreich in Mißachtung der persönlichen Freiheit das Aeußerste leistete, so schwer versündigte sie sich an dem Briefgeheimnisse, nicht etwa blos unter dem heuchlerischen Vorwande der Fürsorge für das Staatswohl, sondern auch zur Befriedigung der Neugierde des Königs, der über den Pariser Klatsch auf dem Laufenden sich halten wollte. Auch die Nachfolger Ludwigs XIV. trieben neben dem Mißbrauche mit den lettres de cachet den hergebrachten Unfug mit der Eröffnung der Briefe, wie dies aus den Beschwerden der Wähler der Etats généraux erhellt.

Digitized by Google

Mit dem Zusammentreten der letzteren durfte man die Beendigung des schwer empfundenen Mißbrauches erwarten. In der That verkündigte die Volksvertretung bereits im Juli 1789 den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses. Sie that dies noch, bevor sie mit der Aufstellung der Menschenrechte, mit der Gewährleistung der vollen Entfaltung der persönlichen Freiheit, sich beschäftigte. Nachdem die gesetzgebende Gewalt wiederholt veranlaßt worden, für den Briefschutz einzutreten, ging sie später dazu über, den zugesagten Schutz durch ernste Strafbestimmungen zu erhöhen. Allein wie in anderen Dingen, so erwies sich auch hier im Fortgange der Revolution die Gesetzgebung als wirkungslos gegenüber dem Auftreten der jeweiligen Machthaber in Paris und in den Provinzen, welche in Verübung von Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten die alten Behörden weit in Schatten stellten. Wo immer mit der hereinbrechenden Anarchie neben den gesetzmäßigen Gewalten die Herrschaft des Pöbels oder der Clubs sich geltend machte, und wo immer die eingesetzten Behörden in den Dienst der Parteien und deren Leidenschaften sich stellten, da gab es, den Erklärungen und Strafandrohungen der gesetzgebenden Gewalt zum Trotz, weder einen Schutz der Persönlichkeit, der freien Meinungsäußerung, noch einen Schutz des Briefgeheimnisses. Als gar die republikanische Gesetzgebung in einem Augenblicke des heftigsten Kampfes zwischen den um die Oberherrschaft streitenden Parteien für einen ganz bestimmten Fall die Durchforschung der Briefe gestattete, da machten die damals allgewaltigen Gemeindeverwaltungen die Ausnahme zur Regel. Ihr Beispiel blieb maßgebend für die sie ablösenden republikanischen Behörden, namentlich zur Zeit des Directoriums. Während aber die letzteren zur Rechtfertigung ihres Verhaltens der Post gegenüber zu einer allerdings willkürlichen Auslegung des Gesetzes ihre Zuflucht nahmen, glaubten die Polizeiminister des Kaiserreichs über alle Bedenken sich wegsetzen zu dürfen und beeinträchtigten den Briefverkehr in einer Weise, die das Verhalten der Behörden bei Beginn der Revolution noch harmlos erscheinen ließ.

Den Anlaß zu der oben erwähnten ersten Aeußerung der Volksvertretung vom 25. Juli 1789 gab ein in jeder Hinsicht merkwürdiger Vorfall. Unmittelbar nach Erstürmung der Pariser Bastille (14. Juli 1789) waren an den verschiedensten Orten Frankreichs ernste Unruhen ausgebrochen, die bereits am 16. Juli einen Theil des Adels, darunter auch den Grafen Artois, den Bruder des Königs Ludwig XVI., zur Flucht in's Ausland veranlaßten. Der rasch sich vollziehende Verfall der königlichen Gewalt ermuthigte die Rädelsführer der Bewegungen in Paris und in den Provinzen, auf eigene Faust neue Behörden einzusetzen. So entstand in Paris ein republikanischer Gemeinderath, der den Astronomen Bailly zum Maire bestellte und es als seine erste Aufgabe erachtete, den verrätherischen Absichten der Königspartei nachzuspüren. In Verfolg dieses Bestrebens fing die neue Behörde eine Sendung des Barons Castelnau, des Vertreters

Digitized by Google

Frankreichs in Genf, ab, um sich in den Besitz von Briefen, die an den Grafen Artois bestimmt waren, eigenmächtig zu setzen. Bailly sandte die also erlangten Briefe an den Präsidenten der Nationalversammlung in Versailles, der sich weigerte, die Schriftstücke, die nicht etwa in Verlauf einer Untersuchung zu Folge richterlicher Beschlagnahme angehalten worden waren, zu öffnen und der Versammlung kundzugeben. An diese in öffentlicher Sitzung vom 25. Juli 1789 erfolgte Weigerung des Vorsitzenden knüpfte sich sofort eine lebhafte Besprechung, indem mehrere Mitglieder der Volksvertretung, unzufrieden mit der Haltung ihres Vorsitzenden, auf Mittheilung der Briefe bestanden, unter dem Vorbringen, daß hier die Rücksicht auf das Staatswohl allein in Betracht komme. Einer der entschiedensten Vertreter dieser Ansicht war der redegewandte, zu den Constitutionellen zählende Marquis Gouy-d'Arcis, der davon ausging, daß man in Kriegszeiten Briefe erbrechen dürfe, dem Kriege aber die Zeit der Unruhen und geheimen Treibereien völlig gleichstehe. Einer lebhaften Unterstützung hatte der Marquis von Seiten Robespierres sich zu erfreuen. „Ohne Zweifel," so bemerkt dieser, „ist das Briefgeheimniß unverletzlich; aber, wenn eine ganze Nation in Gefahr ist, wenn Anschläge gegen ihre Freiheit geplant werden, dann wird das, was zu anderer Zeit als Verbrechen erscheint, zu löblichem Handeln. Nachsicht gegen Verschwörer ist Verrath gegen das Volk." In der Widerlegung dieser Ansicht begegneten sich die Wortführer der verschiedensten Parteirichtungen innerhalb der Versammlung. Der charakterfeste Armand Gaston Camus, einer der Vertreter der Stadt Paris, verwies auf die in den Cahiers zu Tag getretene Willensäußerung aller Wahlkreise und auf das eigentliche Wesen des Briefverkehrs. Ein geschlossener Brief, so meinte der Redner, ist gemeinschaftliches Eigenthum Desjenigen, der ihn abgesendet hat, und Desjenigen, der ihn empfangen soll oder empfangen hat; ohne sich gegen die ersten Rechtsgrundsätze aufzulehnen, darf man darum kein Briefsiegel eröffnen. Den Rechtsstandpunkt streifte auch der Bischof von Langres. Er hielt es zwar für erlaubt, Briefe eines dem Vaterlande verdächtigen Menschen zu erbrechen; allein der Verdacht muß begründet sein und darf sich nicht lediglich auf irgend eine Anzeige stützen. Ganz entschieden trat der Demokrat Duport gegen die Eröffnung der Briefe ein. „Es ist," so rief er, „einer Nation, welche die Gerechtigkeit liebt, die sich auf Ehrlichkeit und Offenheit Etwas zu gut thun will, durchaus unwürdig, eine derartige Schnüffelei zu begehen." Den stärksten Stoß versetzte dem Antrage auf Mittheilung der Briefe einer der Väter der Revolution, Graf Mirabeau. Wo immer damals eine Beeinträchtigung der Freiheit in Frage stand, hatte kein Mitglied der Versammlung so zündende Worte wie er; dabei verstand kein Anderer gleich ihm die jeweils auftauchenden Fragen an der Hand der Erfahrungen des Lebens zu prüfen und zu behandeln. Für ihn war hier nicht blos eine Rechtsfrage im Spiele, für ihn drehte es sich noch um den Nachweis, daß der Vertrauensbruch

Digitized by Google

völlig nutzlos sei. „Was erfährt man," so fragte er, „aus Briefen? Glaubt man im Ernste, daß die Anschläge zu gefährlichen Unternehmungen durch die Post befördert werden? Selbst politische Nachrichten erfährt man nicht auf diesem Wege. Welche große Gesandtschaft, welcher Träger eines besonders wichtigen Auftrags umgeht nicht die Gefahr der Nachspürung auf der Post?" Die zu erwartende Ausbeute steht nach seiner Ansicht in keinem Verhältnisse zur Versündigung an Treue und Glauben unter den Menschen. Am Schlusse seiner Abstimmung schildert Mirabeau den von der begehrten Maßregel zu besorgenden Eindruck wie folgt: „In Frankreich beraubt man unter dem Vorwande der öffentlichen Sicherheit die Bürger des Eigenthums an ihren Briefen, welche die Eingebungen des Herzens, den Schatz des Vertrauens verwahren. Diese letzte Zuflucht der Freiheit haben Diejenigen verletzt, welche von der Nation zum Schutz ihrer Rechte berufen wurden; sie haben durch ihren Beschluß es ermöglicht, daß die geheimsten Regungen des Herzens, die kühnsten Eingebungen des Geistes, die Ergüsse eines oft unbegründeten Zornes, die vielfach schon im nächsten Augenblicke wieder zurückgenommenen irrigen Unterstellungen zu Beweismitteln gegen dritte Personen sich gestalten, daß, ohne es zu wissen, Bürger gegen Bürger, Freunde gegen Freunde, Söhne und Väter gegeneinander zu Richtern werden, daß sie einander verderben, denn die Versammlung hat es ausgesprochen, daß sie zu Grundlagen ihrer Urtheile zweideutige Mittheilungen machen werde, die sie sich nur durch ein Verbrechen beschaffen konnte."

Nach diesen Auseinandersetzungen unterblieb die Erbrechung der Briefe. Eine gesetzliche Regelung der angeregten Frage erfolgte weder in der Sitzung vom 25. Juli 1789 noch in jener vom 27. Juli darauf, als die Frage von Neuem besprochen wurde.

Die Aeußerungen der Nationalversammlung hinderten nicht die Fortsetzung des einmal eingerissenen Mißbrauches. Nach Jahresfrist kam die Frage nochmals an die Volksvertretung. Es hatte nämlich die Municipalität von Saint-Aubin eine an den Generalintendanten der Post, d'Ogny, gerichtete Postsendung angehalten und eine Reihe von Briefen erbrochen, welche für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris und für die Minister Spaniens bestimmt waren. Diesmal bekannte die Versammlung Farbe, indem sie durch Decret vom 10.—14. August 1790 das Briefgeheimniß für unverletzlich erklärte und Privaten wie Behörden die Befugniß, Briefe zu eröffnen, absprach. Noch einmal verkündigte die Versammlung in demselben Monat August 1790 den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses, als sie durch Decret vom 26.—29. August den von den Postcommissären zu leistenden Eid regelte. Diese mußten eidlich geloben, das Briefgeheimniß treu zu wahren und den Gerichten jede Zuwiderhandlung gegen den Briefschutz, sobald sie davon Kenntniß erhielten, unverzüglich anzuzeigen.

Digitized by Google

Auf diejenigen, welchen an der Aufrechterhaltung der Ordnung Nichts gelegen war, machten die vorgenannten Decrete, welche der Strafandrohungen für den Fall der Verletzungen des Briefgeheimnisses entbehrten, keinen sonderlichen Eindruck. Wo immer Unruhen entstanden, da waren auch die Briefe in Gefahr. So wurde die Jagd nach Briefen in Paris in großartigem Maße betrieben im Juni 1791 aus Anlaß der Flucht der königlichen Familie und in Verfolg eines Decretes der Nationalversammlung vom 21. Juni, das die Bürger von Paris zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Vertheidigung des Vaterlandes aufforderte. Eine der ersten Schutzmaßregeln war die Einhaltung aller eingelaufenen Briefe, wogegen die Nationalversammlung noch am nämlichen 21. Juni einschritt. Trotzdem ging die Fahndung nach Briefen ruhig weiter, wie dies ein Decret der Nationalversammlung vom 10.—20. Juli 1791 belegt. Darnach hatten einzelne Verwaltungen und Gemeindevorstände zum Schutze des Staates die Ueberwachung des Postverkehrs in die Hand genommen, Postfuhren angehalten, die Führer derselben gezwungen, Packete an anderen Orten als in den Posträumen niederzulegen, die Diensträume der Postdirectoren untersucht und die Austheilung der Briefe verzögert. Da nach Ansicht der Nationalversammlung ungesetzliche Mittel der bezeichneten Art höchstens im Augenblicke drohender Gefahr oder allgemeiner Unruhen geduldet werden dürften, nicht aber zu Zeiten, wo alle zur Aufrechterhaltung der Ordnung erforderlichen Maßregeln bereits getroffen wären, so schärfte die Nationalversammlung noch einmal die zum Schutze des Postverkehrs erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zur Nachachtung ein. In der Begründung ihres Beschlusses hatte die Nationalversammlung angedeutet, daß es Fälle gäbe, in welchen der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses nicht in Betracht käme. Solche Fälle sich zurechtzulegen, war keine besonders schwierige Aufgabe für diejenigen, welche Unruhen anzuzetteln im Begriffe waren, oder welche durch Verdächtigung ihrer Gegner sich diese vom Halse schaffen wollten.

Die in dem zuletzt erwähnten Decrete unterlaufene Abschwächung des Grundsatzes der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses sollte durch Strafbestimmungen ausgeglichen werden. In dieser Absicht bedrohte der Code pénale vom 25. September bis 6. October 1791 (im 2. Theil I. Titel, 3. Abth. Art. 23) die vorsätzliche, absichtliche Unterdrückung eines der Post anvertrauten Briefes sowie die Verletzung oder Erbrechung von Briefsiegeln mit der Strafe der dégradation civique. Wurde das vorbezeichnete Verbrechen auf Grund eines Befehls der vollziehenden Gewalt oder durch einen Postbeamten begangen, so traf den Minister, welcher den Befehl ertheilt oder den Befehl mit seiner Gegenschrift gezeichnet, ferner Jeden, der den Befehl in Vollzug gesetzt, den Postagenten, der ohne Befehl gehandelt, eine Strafe von zwei Jahren Gefängniß. Wenige Wochen nach Verkündigung des Gesetzes übersandte ein Pariser Bürger der gesetzgebenden Versammlung einen Brief,

Digitized by Google

der zur Verlesung gebracht werden sollte. Kaum bemerkte die Versammlung, daß der Brief durch unbefugte Hand eröffnet worden war, als sie sofort die Verbrennung des Briefes verordnete (10. December 1791).

Außerhalb des Sitzungssaales der gesetzgebenden Versammlung legte man sich keineswegs Beschränkungen auf, um das Briefgeheimniß zu schonen. Die Männer, welche die Greuelthaten des 1. September 1792 veranstalteten, hatten ihren Werkzeugen die Weisung ertheilt, bei Durchsuchung der Wohnungen der Bürger vor allen Dingen nach Briefen zu forschen. Briefe, einerlei wie der Besitz derselben erworben worden, waren, als einmal das Revolutionsgericht seine Thätigkeit eröffnete, die besten Beweismittel, um politische Gegner an's Messer zu bringen, so lange das Revolutionsgericht überhaupt noch auf die Beobachtung der Formen eines Verfahrens Werth legte.

Eine Sorte von Briefen wurde zur Zeit, als der große Entscheidungskampf zwischen Girondisten und Jacobinern bereits begonnen hatte, durch Decret des Nationalconventes vom 9.—11. Mai 1793 von dem Postschutze förmlich ausgeschlossen und vogelfrei erklärt, nämlich der Briefwechsel der auf die Liste der Emigranten gesetzten Personen. Nach Art. 3 des gedachten Decretes sollten die Briefe dieser Personen in Gegenwart des Generalrathes der Gemeinden eröffnet, die vorgefundenen Werthgegenstände beschlagnahmt werden.

Um diesem Gesetze nachzukommen, durchforschten die Gemeinden täglich die Briefsendungen. Ueber die Art und Weise, wie dieses Geschäft betrieben wurde, belehren uns die Protokolle der Straßburger Municipalität, die im Drucke vorlagen. In Straßburg beschloß am 15. Frimaire II der Ausschuß der Wachsamkeit und allgemeinen Sicherheit, „daß dem Director der Briefpost eingeschärft werden soll, die ankommenden Briefe nicht anders zu öffnen, als in Gegenwart der Mitglieder der Propaganda, welchen die Bürger Jung und Wilvot beigegeben werden sollen." Zur besseren Würdigung dieses Beschlusses sei nur darauf hingewiesen, daß die Propaganda eine Privatgesellschaft, und der Bürger Jung seines Zeichens Schuster war. Wenige Tage später, am 24. Frimaire, wurde der Bürger Stamm mit der Durchsuchung der Briefe betraut, auf dessen Bericht hin die weiteren Weisungen an den Postdirector, Brülbaut, ergehen sollten. Bezeichnend für das Treiben dieser Straßburger ist die Thatsache, daß sie eines Tages eine an einen Kaufmann in Kopenhagen gerichtete Sendung eröffneten und darin einen Brief des Ministeriums des Aeußeren in Paris antrafen, der zum Theil chiffrirt war. Nach vollendeter Durchlesung, so weit dieselbe möglich war, ging der Brief an den Ort seiner Bestimmung ab. Einmal entnahm man einer Postsendung einen Baarbetrag von 300 Livres, um ihn gegen Assignaten in gleichem Betrage umzuwechseln.

Was man sich in Straßburg herausnahm, das erlaubte man sich allerwärts in Frankreich während der Zeit der Schreckensherrschaft und der

Digitized by Google

Allgewalt des Jacobinerclubs. Allein auch nach dem Sturze Robespierres und nach Einführung der Directorialregierung glaubten die obersten Behörden von dem Grundsatze der unbedingten Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses zur Sicherheit des Staatswohles Abstand nehmen zu dürfen.

Zunächst erhielt der obenerwähnte Artikel des Strafgesetzbuches in dem neuen Code des délits et des peines vom 3. Brumaire IV einen Zusatz dahin: „Durch den gegenwärtigen Artikel wird Nichts geändert an dem der Regierung zustehenden Rechte der Ueberwachung der Briefe, welche aus fremden Ländern kommen und nach solchen Ländern bestimmt sind." Im Einklange mit diesem, den Werth des gesetzlich verkündigten Schutzes des Briefverkehrs bedenklich herabmindernden Zusatze zum Gesetze erscheint sodann ein Ausschreiben Carnots vom 11. Floréal IV, welches den Commissär der vollziehenden Gewalt bei den Municipalitäten — jene von Paris ausgenommen — anwies, die aus Spanien und Italien kommenden oder dorthin bestimmten Briefe zu öffnen und jene Briefe zurückzubehalten, welche an deportirte Priester oder Emigranten gerichtet waren, oder welche Aufklärung über Angriffe gegen die Sicherheit des Staates enthielten.

Die zurückbehaltenen Briefe sollten sofort dem Polizeiminister vorgelegt werden.

Auf Grund dieser Anordnungen entwickelte sich ein regelmäßiger Spionirdienst auf der Post, der einen solchen Umfang annahm, daß ein Mitglied des Rathes der Fünfhundert sich veranlaßt sah, den eingerissenen Unfug öffentlich zur Sprache zu bringen. Allerdings wirft es ein ungünstiges Licht auf die Gesinnung, aus welcher die Anregung des Abgeordneten Imbert Colomès hervorging, wenn noch im Laufe der durch ihn veranlaßten Verhandlungen die Entdeckung gemacht wurde, daß Colomès in geheimer Verbindung mit dem Prinzen Condé stand. In den Sitzungen vom 26. Messidor und 8. Fructidor V wurde für und gegen die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses weitläufig verhandelt. Für die Berechtigung der Regierung zur Ueberwachung des Briefwechsels trat mit aller Entschiedenheit ein Mann ein, der schon einmal der von der seiner Partei so hoch gehaltenen freien Bewegung der Bürger einen empfindlichen Stoß versetzt hatte, Jean Debry, der Vater des Fremdengesetzes, das, angeblich zum Zwecke der Ueberwachung der Fremden erlassen, die Gesinnung der Bürger einer für Viele verhängnißvollen Beobachtung und Erforschung unterwarf. Es ist ein merkwürdiges Verhängniß gewesen, daß der Schutz fremder Papiere so wenig Gnade fand in den Augen eines Mannes, der um geheimer Papiere halber beinahe sein Leben hätte lassen müssen. Nur durch einen unbegreiflichen Glücksfall entging Debry dem Schicksale, das am 28. April 1799 vor Rastatt die übrigen Mitglieder der französischen Gesandtschaft ereilte, als die Papiere der letzteren geraubt werden sollten. Im Rathe der Fünfhundert stand Debry so ziemlich allein; dagegen ging seine Ansicht im Rath der Alten durch, die der Meinung waren, die Regierung

Digitized by Google

des Directoriums könne ohne die bisher beliebte Behandlung der Briefe nicht auskommen, womit allerdings der gesetzgebende Körper der damaligen Zeit der Staatsgewalt kein rühmliches Zeugniß ausstellte.

Nach wie vor wurde unter der von der Achtung der Zeitgenossen wohl nicht getragenen Directorialherrschaft nach dem Briefwechsel verdächtiger Personen gefahndet. Verdächtig war aber unter dem Directorium gerade so wie zur Zeit der Schreckensherrschaft ein Jeder, der dem jeweiligen Machthaber nicht gefiel.

Hielt schon das Directorium sich befugt, über einen im Jahre 1789 so feierlich verkündigten Grundsatz sich hinwegsetzen zu dürfen, so erwies sich die von einem außergewöhnlichen Selbstbewußtsein geleitete Regierung des Consulats und des Kaiserreichs in dieser Beziehung noch viel weniger ängstlich. Weder Napoleon noch Fouché schreckten vor dem Erbrechen von Briefen zurück, wenn sie hinter Geheimnisse Anderer kommen wollten. Sie fanden hierbei eine allzeit bereite Beihilfe bei dem obersten Leiter des Postwesens, Lavalette, der, wie Schlosser berichtet, die „polizeiliche Verletzung des Geheimnisses der Privatcorrespondenzen und das Erbrechen der Briefe im Großen betreiben" ließ. Den Höhepunkt der Mißachtung der Persönlichkeit und der freien Meinungsäußerung erreichte die kaiserliche Regierung nach den Niederlagen in Rußland. Um das Geheimniß der letzteren so lange wie möglich vor den Franzosen zu bewahren, gab der Kaiser den Befehl, die vom Auslande kommenden und dahin abgehenden Briefe anzuhalten. Zu dem für solche Zwecke bereits in Paris errichteten Cabinet gesellten sich von da an die geheimen Cabinete in Ostende, Brüssel, Hamburg, Berlin, Mailand und Florenz. Ein Wink der oberen Behörde genügte, um Briefe anzuhalten, deren Inhalt der Kaiser oder dessen Minister kennen wollten. Das stand in vollem Einklange mit den übrigen Willkürlichkeiten, die sich die Polizei in Frankreich gegen Ende des Kaiserreichs erlauben durfte, nach Maßgabe des kaiserlichen Decrets vom 3. März 1810, wonach die Regierung befugt war, mit Umgehung aller zum Schutze der persönlichen Freiheit erlassenen Gesetze auf Grund eingezogener Berichte ohne Weiteres und auf unbestimmte Zeit Personen zu verhaften, die man den Gerichten nicht überliefern wollte.

Von Anwendung der großen Grundsätze des Jahres 1789 war, wie hier an einem Beispiel gezeigt worden, schon bald nach deren Verkündigung keine Rede mehr gewesen, weil die Franzosen keine Republikaner waren wie die Nordamerikaner, die noch vor den Franzosen die Freiheit sich errungen hatten und sie zu bewahren verstanden.

Digitized by Google

Rivalinnen.*)

Novelle

von

François Coppée.

— Paris. —

Der Ausblick auf das Hôtel und die Esplanade der Invaliden gewährt eine der großartigsten Ansichten von Paris. Es giebt kaum etwas Vornehmeres, Stattlicheres zu schauen als diesen gewaltigen Platz mit seinen alten Bäumen und — ganz im Hintergrunde, jenseits der Schutzgräben und der erbeuteten Kanonen — die goldene Kuppel von Mansard, unter welcher der legendarische Sarg ruht, den man von Sanct-Helena hierher überführt hat. Selbst der nüchternste Fremde, welchen, im carrirten Anzug, den Bädecker in der Hand, das Reisebureau von Cook nach Paris bringt, kann sich dem feierlichen Eindruck nicht entziehen. Er denkt an den großen König und an den großen Kaiser, er bleibt bewundernd und manchmal auch beneidend stehen. An jenes Alt-Frankreich, das solch' dauerhafte und solch' imposante Zeugen seines Ruhmes besitzt, mochte wohl auch Bismarck denken, als ihn in Ferrières der Advocat Jules Favre Namens der Republik um Frieden bat und ihn fragte: „Gegen wen wollen Sie denn eigentlich noch Krieg führen?" — „Gegen Ludwig den Vierzehnten," soll da der eiserne Kanzler geantwortet haben.

Indessen, in den Augen des Parisers, der ja schon seit Langem an den glänzenden Anblick gewöhnt ist, hat die Esplanade der Invaliden wohl auch ihre melancholischen Seiten. Ganz in der Nähe befindet sich ein armseliges Stadtviertel, der „Große Kieselstein" genannt, und wenn das Wetter mild oder auch nur erträglich ist, so sendet dasselbe in die prachtvollen Anlagen seine betrübten Müßiggänger, seine in Lumpen gehüllten

*) Einzig autorisirte Uebersetzung von Lothar Schmidt.

Digitized by Google

Spaziergänger hinaus. Ein seltsamer Philemon, ein braver Alter, dessen Brust mit Medaillen besät ist und der an seiner Soldatenmütze eine Cocarde trägt, humpelt auf hölzernen Stelzfüßen neben einer scheußlichen Baucis in schmutzigem Camisol dahin. Ein uraltes Mütterchen mit gebeugtem Rücken treibt vor sich oder zieht am Rocke hinter sich zwei oder drei ungesunde Kinder her. Ausgestreckt auf einer Bank und den schäbigen Filzhut in die Augen gedrückt, schläft ein Landstreicher und träumt vielleicht von einem Verbrechen, das er im Sinne hat.

Der Gegensatz zwischen dem schmutzigen Elend und dem königlichen Luxus ist mir immer schmerzlich gewesen.

In Venedig verleiden mir die Weiber mit langem Kopftuch, die mit den Pantoffeln klappern und sich in Einem fort in ihrer rothen Mähne mit den Fingern herumkratzen, San Marco und den Dogenpalast, und im Hyde-Park zu London machen mir die zerlumpten Gestalten mit nackten Füßen, welche sich allenthalben auf dem Rasen herumwälzen, das Gewimmel der Equipagen und das Reiten der blonden Amazonen geradezu verhaßt.

Andererseits hat aber die Volksmenge für mich wiederum einen großen Reiz. Ich mische mich gern unter sie. Deshalb führe ich oft meine Gedanken nach der Esplanade und nach dem „Großen Kieselstein" spazieren.

Als ich so eines Tages unter den großen Bäumen der Esplanade der Invaliden einherging, bemerkte ich zwei alte Frauen.

Der Monat Februar neigte sich seinem Ende zu, und die bereits warme Nachmittagssonne ließ an den Zweigen die bronzefarbenen Knospen erglänzen. Die beiden Alten, welche, wahrscheinlich wegen der Feuchtigkeit, noch nicht im Freien zu sitzen wagten, wandelten langsam dahin, wobei die Bejahrtere sich zitternd und schwerfällig auf den Arm der Genossin stützte, die, obschon eine hagere, elende Gestalt, sich dennoch kerzengerade trug und voller Energie schien. Alle Beide waren ärmlich, aber sauber gekleidet. Ihre schwarzen Halstücher waren sorgfältig aufgesteckt, ihre weißen Hauben glänzten vor Reinlichkeit. Damit die Kranke bei der geringsten Ermüdung ausruhen konnte, trug die Rüstigere einen Klappstuhl unter'm Arme. Sie richtete geduldig ihre Schritte nach denen der Freundin und schaute sie alle Augenblicke zärtlich und liebevoll an. Sie mochte etwa zehn Jahre jünger sein als die Andere, welche, eine Ruine in Menschengestalt, mindestens sechzig zählte. Sie allein besaß von Beiden noch ein wenig Kraft, ein wenig Gesundheit. Das mußte für Jene mit genügen. Wenn man ihnen begegnete, so dachte man unwillkürlich an jene ländlichen Gespanne, wo ein Pferd einäugig und das andere völlig blind ist und die trotzdem den Karren ziehen.

Die beiden Frauen interessirten mich sofort. Ich beobachtete sie.

Die Greisin mußte sicher einstmals schön gewesen sein. Die Haube vermochte kaum das reichliche schneeweiße Haar zusammenzuhalten. Eben-

Digitized by Google

mäßig waren die Züge ihres unbeweglichen, gelben, gichtbrüchigen Gesichtes, und unter den noch schwarzen Brauen schimmerten die tief eingesunkenen Augen in einem fieberhaften Glanze.

Die Andere, rothhaarig, einstmals mit weicher Haut und weißem Teint — mochte vielleicht ebenfalls hübsch gewesen sein. Doch grausam verfährt die Zeit mit den Reizen der Jugend! Nur Runzeln und Flecken läßt sie zurück. Und trotzdem erregte dieses elende, welke Gesicht noch Gefallen durch seinen milden Blick und sein gütiges Lächeln.

Schwestern waren sie nicht; sie hatten nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander.

Der Anblick jener beiden armen Geschöpfe, die aufeinander gestützt, ihre schwachen Kräfte vereinten, hatte mich wahrhaft gerührt. — Das schöne Wetter hielt einige Tage an, und so traf ich die beiden Alten öfters wieder.

An gewissen Einzelheiten, an ihren Händen, über welche sie immer Handschuhe von grauer Baumwolle gezogen hatten, an einem unerklärlichen Etwas in ihrer ganzen Erscheinung, merkte ich, daß sie nicht immer eine so gewöhnliche Kleidung getragen hatten und daß sie einstmals, wie das Volk sagt, bessere Tage gesehen hatten. Ihr Verlangen, des geringsten Sonnenstrahles zu genießen, trotz ihres Alters und ihrer Hinfälligkeit auszugehen, ließ mich vermuthen, daß sie während des langen Winters in irgend einer traurigen Mansarde des „Großen Kieselsteins“ eine Art Gefangenen-Dasein führten. Ich stellte sie mir vor im Geiste, wie sie da hockten, die Füße auf der Wärmflasche, und von ihren Erinnerungen zehrten.

Sie erregten immer mehr mein Mitleid und — daß ich es nur gestehe — auch meine Neugierde.

Nun kannten auch sie mich vom Sehen. Eines Tages, als die ganz ungewöhnlich laue Luft ihnen gestattete, sich auf einer Bank niederzulassen, setzte ich mich neben sie, und alsbald knüpften wir ein Gespräch an. Der weibliche Instinct, der weit sicherer und zarter als der des anderen Geschlechtes ist, ließ sie Vertrauen zu mir fassen. Und kurz und gut, nach einer Stunde kannte ich ihre Lebensgeschichte.

Dieselbe ist rührend, ich will sie erzählen.

II.

Existirt noch ein Besucher des Vaudevilletheaters, der sich an Nelly Robin erinnert?

Vielleicht nein. Aber im Winter des Jahres 1859 war sie eine der schönsten Huris des muselmännischen Paradieses, das damals die Truppe dieses Theaters aufführte. Freilich zwischen dieser Darstellung und dem Himmel des Propheten herrschte der Unterschied, daß all' diese reizenden

Digitized by Google

Schauspielerinnen nur sehr zweifelhafte Ansprüche auf den Titel „Fräulein" hatten, einen Titel, welcher, wenn anders man dem Koran glauben will, den Huris ewig und unverbrüchlich zukommt.

Sie war brünett, hatte einen marmorblassen Teint und weiches, wolliges Lockenhaar. Groß und schlank, von wunderbarem Wuchse, besaß sie ein Paar dunkle Augen, die immer in sinniges Träumen verloren schienen.

Ihre göttergleiche Schönheit, in der sich Würde und Anmuth paarten, hätte die florentinischen Meister der Renaissance entzückt. Und doch hatte Nelly nur einen armen Hutmachergehilfen zum Vater, den die Sorge um seine zahlreiche Familie fast zu Boden drückte. Kein Wunder, daß das Mädchen, um welches man sich wenig kümmern konnte, in allen Gassen der Stadt sich herumtrieb. Ein Nachbar, der Maschinist am Belleville-Theater war, verführte sie und nahm sie zu sich. Jetzt mußte sie arbeiten, daß ihre Hände rauh und roth wurden, mußte sie für den Trunkenbold, der sie mit Schlägen tractirte, kochen und ihm seine schmutzige Bude auskehren. Sie war bereits fast zweiundzwanzig Jahre alt, als Lamorlière, der erste Heldendarsteller des Theaters, welcher trotz seiner Bärentatzen, seines gefärbten Schnurrbartes und seiner fünfzig Jahre noch immer Pascha hinter den Coulissen geblieben war, sie zu bemerken und ihr zum Zeichen seiner Gunst das Taschentuch hinzuwerfen geruhte. Die Vorstadtbewohnerin bekam einen riesigen Respect am ersten Abend, wo sie das bescheidene Logis des Schauspielers betrat, der seine eigenen Möbeln besaß und die Zimmerwände mit alten Theaterzetteln und goldenen Papierkronen decorirt hatte, den glorreichen Zeugen seiner ehemaligen Erfolge im Süden, in Agen, Auch und Montauban.

Der Schauspieler war zweifellos gegen die Verehrung von Seiten der holden Weiblichkeit bereits abgestumpft. Ehemals hatte er bei seinen Gastrollen in der Provinz den häuslichen Frieden von mehr als einer Familie gestört. Die Frau eines Steuereinnehmers im Departement Tarn-et-Garonne war ihm nachgelaufen, und in Gers hatte er die Gattin eines Unter-Präfecten stark compromittirt. Dennoch aber schmeichelte die naive Bewunderung des armen Mädchens dem Herzen des alten Schmetterlings, der es bereits müde war, rastlos von Blume zu Blume zu flattern. Sie sollte am nächsten Morgen wieder heimkehren; so war es abgemacht. Indessen nach acht Tagen wusch und plättete sie ihm bereits seine Wäsche.

Sie knüpften also ein Verhältniß mit einander an. Nelly lebte an der Seite des ersten Helden in einer beständigen Aufregung. Sie nannte ihn „Herr Lamorlière", wenn sie mit den Nachbarn von ihm sprach, sie diente ihm wie eine verliebte Sklavin. Sie sorgte auf's Peinlichste für ihn, wurde in seine Toilettengeheimnisse eingeweiht und lernte ihm das Haar färben, welches sie mit Hilfe von Wassern und Salben aus Gran-

Digitized by Google

Grün-Roth in's schönste Schwarz sich verwandeln sah, ohne daß sie darum auch nur im Geringsten aufgehört hätte, Lamorlière als den Jüngsten und Schönsten unter den Sterblichen zu betrachten.

Er war im Grunde genommen ein guter Kerl. Er war gerührt, daß sie ihn so sehr bewunderte und so gut bediente. Er interessirte sich für Nelly, erkannte, daß dieselbe trotz ihrer Unwissenheit durchaus nicht dumm war, gab ihr ein wenig declamatorischen Unterricht und sorgte dafür, daß sie in kleinen Rollen debütiren durfte. Nach einem halben Jahre gab sie schon ganz leidlich die Naiven.

Lamorlière, der bereits seit mehreren Jahren nur noch in kleinen Orten gastirte, bekam durch einen glücklichen Zufall ein Engagement an dem „Großen Theater" zu Lille, wo sein in der Provinz erworbener Ruhm zum letzten Male hell aufstrahlte. Diejenigen, welche ihn damals nicht in den „Piraten der Savanne" die große Wahnsinnsscene spielen gesehen haben, in der er, wild anflachend, an vergiftetem Java-Liqueur stirbt, können sich keinen Begriff von dem alten pathetischen Spiel machen, das heute gänzlich aus der Mode gekommen ist. Da er just um diese Zeit eine kleine Erbschaft machte, so konnte Nelly in präsentablen Costümen neben ihm debütiren. Sie war und konnte auch nur immer eine mittelmäßige Schauspielerin sein. Doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit hatte sie trotzdem glänzende Erfolge. Alle reichen Lebemänner fingen Feuer. Doch sie schwärmten vergebens. Nelly, die voller Bewunderung und Dankbarkeit für Lamorlière war, blieb ihm unerschütterlich treu, und drei Jahre lang sahen die Bewohner von Lille mit Staunen, wie dieses wunderbare Geschöpf in einem Schmuck aus Talmi Komödie spielte und ehrlich sittsam am Arme des alten Schauspielers allabendlich aus dem Theater kam.

Als Lamorlière am Abende seines Benefizes, wo er sich in der Rolle des Fischers Gasparde sehr erhitzt hatte, heimkehrte, erkältete er sich unterwegs derartig, daß er bald darauf an einer Lungenentzündung starb. Der Schmerz Nellys war ein aufrichtiger; indessen sie ließ sich bald — wie das nicht anders zu erwarten stand — von einem reichen Müßiggänger, einem vier- oder fünffachen Millionär trösten, der seit drei Jahren nur dann seinen Krimstecher hervorholte und in's Theater ging, wenn das herrliche Mädchen auf die Bühne kam. Dieser geschmackvolle Mensch begriff, daß zu solch' mattem Teint und solch' dunklen Haaren nur echte Diamanten paßten. Er miethete ihr eine prachtvolle Wohnung und ließ sie auf Gummirädern fahren.

Das ehemalige Gassenmädchen aus Charonne, welches früher sich oft für zwei Sous Backwerk in einer Düte zum Frühstück gekauft hatte, nahm diesen Luxus als etwas ganz Selbstverständliches hin, ohne deshalb interessirt oder habsüchtig zu werden. Im Grunde genommen, langweilte sie ihre neue Lebensweise sogar. In der Gesellschaft ihres Geliebten, eines hübschen, kaum vierzigjährigen Provinzialen, der sich sehr viel auf seinen

Digitized by Google

blonden Backenbart zu gute that, worin noch kein einziges Silberhaar erglänzte und dessen Freigebigkeit Nelly Robin Kutscher, Köchin und Kammerfrau verdankte, sehnte sie sich fast nach der Zeit zurück, wo sie ihren Lamorlière mittelst einer Pomade verjüngte oder ihm nach der Heimkehr von der Probe eigenhändig das Mittagessen bereitete.

Lamorlière hatte immer seine ihm ergebene Freundin mit Nachsicht und Schonung behandelt, wenn er auch ihr gegenüber den überlegenen Ton des ersten Heldendarstellers und die Protectormiene eines vom Publicum verhätschelten Schauspielers niemals verleugnete. Er trug es ihr nicht nach, daß sie aus dem niederen Volke stammte und daß sie gewisse, den Mädchen aus den Vorstädten eigene Manieren beibehielt, so z. B. ihr lautes Lachen oder verschiedene Redensarten oder ihre Lieder, welche sie mit leiernder Stimme hersang, wenn sie ihre bescheidene Garderobe ausbesserte. Sie hatte für den alten Schauspieler ein aufrichtiges Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft empfunden, während Mallet-Deshaumes — so hieß ihr jetziger Verehrer — in vieler Beziehung ihr einen lästigen Zwang auferlegte.

Er war ein bischen conventionell, der schöne Herr aus Lille, und wollte sich mit seiner Maitresse Ehre einlegen, wollte, daß sie Benehmen zeigte. Er hatte eine unangenehme Art und Weise, alle Augenblicke zu wiederholen: „Aber meine Liebe, so was sagt man nicht, so was thut man nicht," und dabei strich er sich mit einem Schildpattkämmchen, das er stets bei sich trug, den goldenen Bart. Indem so der correcte Gentleman vier Jahre lang an ihr herumschulmeisterte, langweilte sich Nelly Robin zwar gehörig, erhielt aber Erziehung und wurde eine Dame, ohne indessen ihre natürliche Heiterkeit einzubüßen.

Nun kam eines Tages der Director des Vaudeville-Theaters nach Lille, um sich einen Komiker anzusehen, welcher daselbst mit großem Erfolge auftrat, weil seine Nase zwei Centimeter länger war als die des berühmten Hanswursts Hyacinth. Bei dieser Gelegenheit bekam er Nelly Robin zu Gesicht und war von ihrem Anblick wie geblendet. Sie war 28 Jahre alt und hatte den Höhepunkt ihrer Schönheit erreicht. Gerade um diese Zeit suchte er die schönsten Weiber zu engagiren, denn er wollte die „Dirnen" spielen, eines jener satirischen Lustspiele gegen den Luxus der Halbwelt, die damals in der Mode waren und worin die hübschesten Mädchen, mit Diamanten bedeckt, auf der Bühne erscheinen mußten, um die zornigen Tiraden des Sittenrichters einigermaßen zu rechtfertigen. Mit einem Contracte in der Hand kam der Director in Nellys Garderobe. — „Schnell, Feder und Tinte!" Sie unterzeichnete alsbald den gestempelten Bogen auf dem Toilettentische zwischen Schminken und Pomaden. Denn sie hatte die Provinz und die Lebemänner von Lille herzlich satt, die beim Souper vom Steigen der Baumwolle sprachen. Sie hatte genug von Mallet-Deshaumes und seinem decorativen Barte. Noch an demselben

Digitized by Google

Abend brach sie mit ihm, und sechs Wochen später debütirte sie im Vaudeville in den „Dirnen".

Die Rolle war klein. Sie trat erst im dritten Acte auf und hatte nur 25 Zeilen zu sagen. Aber bei der Première herrschte in den Couloirs eine Aufregung: „Nein, was das für ein hübsches Mädchen ist!" Die Pariser verloren die Köpfe. Im Foyer ließ sich eine Unmenge von Herren im schwarzen Frack und weißer Cravatte Nelly Robin, die man umringte, vorstellen. Ihr Director hüpfte vergnügt in der Schaar der Bewunderer herum. — „Liebe Freundin, ich stelle Ihnen Herrn Cohn vor." Und der jüdische Bankier präsentirte seinen mit Breloques behängten dicken Bauch. — „Obrist Sagé von den Gardereitern." Der Offizier knickte mit einer steifen Verbeugung zusammen wie ein Federmesser. Doch auf einmal machte Alles respectvoll einem etwa sechzigjährigen Herrn mit welken Lippen und hohlen Augen Platz. Der Director stürzte auf ihn zu: „Excellenz! . ." — Es war Graf B . . ., der Rath des Kaisers. Er nahm die Schauspielerin bei Seite und sprach lange leise mit ihr. Sie hörte mit zu Boden gesenkten Augen zu.

Endlich konnte sie in die Garderobe zurückkehren und sich umkleiden; aber alle Augenblicke klopfte es: „tock, tock!" — Es war die Garderobière, die mit einer Visitenkarte und mit Blumen kam. Alle Blumenläden der Nachbarschaft wurden an jenem Abend geplündert.

Sie wurde eine jener galanten Gebieterinnen, eine verschwenderische, luxuriöse Courtisane. Sie bewohnte ein eigenes Hôtel, besaß die theuersten Toiletten und fuhr die Avenue du Bois in einem kostbaren Wagen entlang, den ein Paar Pferde im Preise von fünfzehnhundert Louisdor zogen. Alle Photographen stellten in den Schaufenstern ihr Bild aus. Die Damen der Halbwelt platzten vor Neid, und die Damen der guten Gesellschaft ahmten ihre Hüte nach. Ein geschickter Schwankdichter schrieb ihr zwei oder drei leichte Rollen auf den Leib, in denen sie fast Talent zeigte und womit das Theater kolossale Einnahmen erzielte. Ihretwegen ruinirte sich Cohn an der Börse und floh nach Belgien, und die alte Herzogin von Esmont mußte ihre Güter verkaufen und ihren Sohn, der sich in wahnsinnige Schulden gestürzt hatte, unter Curatel stellen lassen. Gerade durch die abweisende Kälte, mit der sie die zahlreichen Anbeter behandelte, erzielte sie die größten Triumphe. Launisch, aus purem Trotz, sagte sie Nein und immer wieder Nein zu einer nordischen Hoheit, einem bildhübschen Fürsten, der extra ihretwegen in Paris blieb und sie allabendlich von seiner Loge aus anschmachtete. „Der kann warten, bis er schwarz wird!" pflegte sie lächelnd zu sagen. Doch sie hatte nicht mit Unrecht solch' große Erfolge. Sie war gutmüthig, klug und ungeziert; sie besaß den für ein Weib ihrer Art unschätzbaren Vorzug, daß sie allezeit lustig und guter Dinge sein konnte, sie entzückte und nahm für sich ein durch den Gegensatz zwischen ihrer vornehmen Schönheit und ihrer heiteren Lebensfreude. Sie bezauberte ihre Liebhaber

Digitized by Google

geradezu. Man behauptete allen Ernstes, daß Sagé, der Oberst von den Gardereitern, für den der Kaiser hunderttausend Franken Schulden bezahlte, die jener ihretwegen gemacht hatte, bei Solferino den Tod gesucht habe, weil sie Nichts mehr von ihm wissen wollte.

Gefiel diese Lebensweise Nelly? War sie dabei glücklich? Mein Gott, ja! Sie sehnte sich durchaus nicht mehr nach jener Zeit zurück, wo sie Lamorlière die Wirthschaft geführt hatte. Wie sollte auch ein armes Mädchen, das ohne alle moralische Erziehung aufgewachsen war und in der frühesten Jugend bereits das Laster kennen gelernt hatte, nicht durch ein solches „Glück" geblendet werden?

In zwei Jahren hatte sie vier oder fünf Liebhaber, denen sie willfährig, ja, zu denen sie sogar liebenswürdig war; aber sie brachte sie alle, ohne es selbst zu wollen, an den Bettelstab. Es war ihre Schwäche und auch ihr Vorzug, daß das Gold in ihrer Hand verdampfte wie Wassertropfen auf glühendem Metall. Sie verschwendete ungeheure Summen mit unglaublichem Leichtsinn. Die Männer, die sich ihretwegen ruinirten, sie beklagte sie nicht einmal. Und sie hatte Recht. Keiner von ihnen hatte sie wirklich geliebt. Nicht aus Leidenschaft, sondern aus Genußsucht und Eitelkeit hatten dieselben nach ihrem Besitze gestrebt. In dem festlichen Trubel des eleganten Paris zur Zeit des Kaiserreichs lebte das schöne Mädchen, berauscht von den Triumphen, die es feierte, dahin, ohne zu ahnen, daß es ein Herz besaß.

III.

An einem Novembernachmittage kehrte Nelly Robin von einer langen Probe ermüdet heim. Sie hatte sich eben in ihrem Schlafzimmer auf der Chaiselongue ausgestreckt und rauchte eine russische Cigarette, als ihr die Kammerfrau, indem sie verächtlich ein schiefes Maul zog, eine ziemlich beschmutzte Visitenkarte überreichte, worauf die Schauspielerin folgenden Namen las:

Saint-Firmin,
zweiter Regisseur am kaiserlichen Odeon-Theater.

„Wie! lebt der arme gute Teufel wirklich noch? . . . Er soll gleich hereinkommen," rief Nelly mit ihrem munteren Lächeln.

Das erinnerte sie an ihre Jugendzeit. Dieser Saint-Firmin war ein Komiker, der einstmals in Belleville mit ihr und Lamorlière zusammen gespielt hatte.

Er erschien auf der Thürschwelle, machte eine Verbeugung, die demüthig und anspruchsvoll zugleich war, und obschon Nelly ihn bereits seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, so erkannte sie doch sofort den kleinen Mann mit dem Gesicht, das braun war wie die Farbe einer gekochten Kartoffel, und mit dem schwarzen Haar, das wie eine Perrücke am Schädel klebte.

Digitized by Google

Er war ziemlich reducirt gekleidet und trug einen falschen Diamanten für vierzig Sous in der Cravatte aus rothem Satin.

Sie konnte nicht einmal sagen, daß er gealtert hatte. Saint-Firmin hatte jene schwer auf ihr Alter zu taxirenden Gesichtszüge der Schauspieler, welche schnell welk werden, welche sich aber dennoch verhältnißmäßig lange gegen den Zahn der Zeit vertheidigen.

„Guten Tag, Saint-Firmin!“ sagte Nelly herzlich und reichte ihm ihre schöne, warme Hand. — „Wie geht's Dir? Was ist inzwischen aus Dir geworden? . . . Das ist aber 'mal ein gescheidter Gedanke von Dir, daß Du Deine alte Collegin besuchst.“

Das trübselige Gesicht des Komödianten hellte sich auf. Der feindliche Blick der Kammerfrau und die kostbaren Tapisserien des Vorzimmers hatten ihn einen ganz anderen Empfang befürchten lassen.

Er reckte sich und reichte Nelly mit theatralischer Geberde die Hand.

„Na! ich sehe, daß Du ein gutes Mädel geblieben bist wie früher zu Lamorlières Zeit.“

Und indem er seine wirkliche Bewegung noch übertrieb und in seinen aufgerissenen Augen die Thräne, welche den Leuten vom Theater immer zur Verfügung steht, erblinken ließ, fuhr er fort:

„Man hat gut über sie reden . . . es geht dennoch nichts über die Künstler.“

Sie hieß ihn neben sich niederzusitzen auf einem bequemen Lehnsessel.

„Nun, Saint-Firmin, womit kann ich Dir helfen? . . . Auf Deiner Karte hab' ich gesehen, daß Du jetzt am Odeon, an einem kaiserlichen Theater bist . . . Entschuldigen Sie, daß ich . . . . Aber als Regisseur . . . . Du spielst also nicht mehr Komödie? . . .“

— „Nein,“ erwiderte er, „ich habe vorläufig auf die Bühne verzichtet . . . . ich bin nur noch bei der Leitung beschäftigt.“

In Wahrheit war seine Hauptbeschäftigung am Odeon, die Rufe und die Coulissengeräusche zu machen und auf Treppen und Gängen mit einer Klingel herumzulaufen. Er war der rollende Donner, der plätschernde Regen, der heulende Wind. Er war die rasselnde Postchaise, welche davon fährt, der Papagei der alten Dame, welche schreit: „Hast Du gefrühstückt, Lora?“ Der Stoß Teller, welcher klirrend zu Boden fällt, die Uhr, welche beim Eintreten des Verräthers die Mitternachtsstunde mit zwölf schaurigen Schlägen verkündet, der Pistolenschuß des Verzweifelten, der sich an der Straßenecke eine Kugel durch den Kopf jagt. Doch dank der Illusionsfähigkeit der Komödianten, dank ihrer Gabe, Alles in ein glänzenderes Licht zu stellen, sprach er jenes Wort „Leitung“ aus, als wenn er Bankdirector oder Präsident irgend einer Eisenbahngesellschaft gewesen wäre.

„Ich kann mir denken,“ . . . sagte Nelly mit freundlichem Lächeln. „Hundertfünfundzwanzig Franken monatlich, nicht wahr? . . . Solltest Du

Digitized by Google

Dich in momentaner Geldverlegenheit befinden, so genire Dich nicht . . . Du weißt ja . . ."

Doch der alte Mime war, obwohl sehr arm, ein rechtschaffener Mensch, der Etwas auf Anstand und Würde gab. Er machte die klassische Geste der Ablehnung, die Geste des Hippokrates vor den Geschenken des Artaxerxes und sagte, ohne sich verletzt zu fühlen, sondern im Gegentheil von Nellys edlem Anerbieten gerührt:

Ich danke, Robin, ich brauche Nichts. Man ist nicht reich, aber man schlägt sich so durch . . . Nein, ich komme, Dich um etwas viel Wichtigeres zu bitten . . . Ich protegire einen jungen Dichter und hab' mir in den Kopf gesetzt, seinem ersten Stücke zu einer Aufführung zu verhelfen."

Angesichts der trübseligen Miene des Biedermannes versuchte Nelly vergebens ein mitleidiges Lächeln zu unterdrücken. Sie kannte das Theater und wußte, daß der Einfluß eines zweiten Regisseurs im günstigsten Falle gerade ausreiche, um der Tochter eines Portiers, welche ihre Abende frei hat, eine Statistenrolle zu verschaffen.

„Höre und staune!" sagte Saint-Firmin. „Es handelt sich um keine Rolle für Dich, noch überhaupt um ein Stück für's Vaudevilletheater . . . . Das Werk, von dem ich rede, ich möchte, daß die Schauspieler des Kaisers es im Théâtre Français zur Aufführung brächten. Und das wäre auch nicht mehr als billig . . . Du hast nun glänzende Beziehungen — ja ja, mein schönes Fräulein, wir wissen das — Beziehungen, welche bis in's Ministerium, ja sogar bis in die Tuilerien reichen, und wenn Du Dich für meinen jungen Mann interessiren willst, so kannst Du viel für ihn thun . . . Du siehst, liebe Robin, was ich von Dir erwarte, ist eine Gefälligkeit, an der ich persönlich gar nicht interessirt bin . . . Es handelt sich nicht um ein umfangreiches Werk", fügte er hinzu, indem er aus der Tasche seines Ueberziehers ein kleines Heft hervorzog . . . „nur um einen Einacter in Versen . . . Aber es ist etwas Köstliches, es sei denn, daß ich Nichts von der Sache verstände. Und ich verstehe mich darauf . . . Du weißt doch noch in Belleville? . . . Man nannte mich da immer den Dramaturgen . . . . Also darf ich auf Dich rechnen, Robin?"

Nelly fühlte sich sehr geschmeichelt. Bisher hatte sie alle Welt, ihr Director, ihre Collegen, selbst ihre Liebehaber nur als schönes Weib betrachtet, und das war Alles gewesen. Der alte Saint-Firmin, der zu ihr schlechthin als Künstlerin sprach, kitzelte die Eitelkeit des schönen Mädchens. Sie versprach ihre Unterstützung und wollte wissen, wie der Protégé des alten Regisseurs hieß.

„Nun, erzähl' mal, Alterchen," sagte sie heiter: „Wie hast Du ihn kennen gelernt? . . . Wo hast Du ihn getroffen?"

— „In der Garküche! sehr einfach," antwortete der gute Mann. „Meiner Treue, Du kannst Dir denken, Robin, daß ich nicht im ‚Englischen Café' zu Mittag esse und daß ich nicht gleich beim ersten Glase eine andere

Digitized by Google

Flasche Champagner für 20 Franken geben lasse unter dem Vorwande, daß die erste nach dem Korken schmecke. Ich nehme meine Mahlzeiten bei einem Weinkaufmann in der Rue Vaugirard ein, an welche eine Kutscherstube anstößt. Daselbst habe ich mein Dichterlein bemerkt, der, wie Du mir glauben kannst, sich kein Beefsteak mit Bratkartoffeln und keinen Schoppen Rothwein leisten darf. Der arme Tropf! Dazu reichen seine Mittel nicht aus. Er begnügt sich gewöhnlich mit einem Menu für fünfzig Centimes, welches aus Brot, Suppe und ausgekochtem Rindfleisch besteht, und dazu trinkt er eine Flasche „Pumpenheimer". Der gute Junge gefiel mir auf den ersten Blick. Aermlich, aber sauber. Seine blonden Haare glänzen goldig im Sonnenschein, er trägt einen kleinen, am Kinn getheilten Bart, hat braune schüchterne Augen, die sich zu Boden senken, wenn man ihn anblickt, mit einem Worte, er schaut sanft und traurig drein, wie ein 25jähriger Christus. Ich mochte ihm noch so oft Oel und Mostrich hinübereichen, es war nicht möglich, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Als ich ihm aber endlich beigebracht hatte, daß ich ein alter Künstler wäre, der seit 30 Jahren Komödie spielte und am Odeon engagirt sei, da hatte er keine Furcht vor mir und wurde aufgeknöpfter . . . Wir sind mitsammen im Park von Luxemburg spazieren gegangen, und dort hat er mir, während wir um den Springbrunnen herumwandelten, sein allerliebstes kleines Stück auswendig vorgetragen. Bei der zwanzigsten Runde sagte er den letzten Vers. Ich war ganz weg! Vor dem Schwänehause habe ich ihn umarmt. Er hat mir sein Manuscript anvertraut. Ich hab's nochmals gelesen. Famos! Allein, Du begreifst, was konnte ich für ihn thun. Sollte ich von dem Stücke mit dem Director des Odeons sprechen? Ich, der zweite Regisseur? Er würde zu mir gesagt haben: „Schön, schön," würde darauf das Ding in eine Schublade geworfen und mir den Auftrag gegeben haben, in der Garderobe einen Zettel anzuschlagen, der besagte, daß die dumme Gans, die Deborah, zwanzig Franken Strafe zu zahlen habe, weil sie nur dann pünktlich zur Probe käme, wenn ihr kleiner Unter-Lieutenant Arrest hätte . . . Und dann sagte ich mir auch: „Du brauchst ja nicht gleich mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Wer kann Dir hierbei behilflich sein?" fragte ich mich. Und da dachte ich gleich an Dich, mein schönes Kind. Ich wußte, daß Du Dein Glück gemacht hattest, ich hatte mir erzählen lassen, daß Du den General-Intendanten persönlich kennst und außerdem noch eine Unmenge anderer großer Thiere . . . Und ich hab' vielleicht ganz gut daran gethan, Dich zu besuchen, denn Du bist immer noch das gute Mädel, das Du früher warst . . . Ach, wie würde ich mich freuen, wenn's Dir gelingen möchte . . . denn, ohne Scherz: ich hab' den Jungen sehr lieb gewonnen. Er ist gerade so alt, wie meiner jetzt sein könnte, wenn ich geheirathet hätte oder wenn ich eine Geliebte gehabt hätte. Doch Du weißt ja, wie das ist. Alles ist immer nur für die ersten Rollen da. Unsereins, beim komischen Fach ist nur im besten Falle im

Digitized by Google

Stande, eine flüchtige Neigung zu erwecken. Ich bin allein alt geworden wie eine Coulissenratte . . . Na, Du hast nun das Manuscript nebst Namen und Wohnung. Thu, was Du kannst, und sobald Du Näheres weißt, so schreib' mir, ich will Dir dann meinen jungen Dichter herschicken. Denn ich hab' ihm Nichts von diesem Schritte erzählt, für den Fall, daß es mißglückte."

„Und wie heißt denn Dein Günstling, Saint-Firmin?" fragte Nelly Robin, welche während der malerischen Erzählung des Komödianten träumerisch und sinnend an jenen armen, unbekannten und hübschen Dichter denken mußte.

„Jean Delly . . . und dieser Name wird dereinst berühmt werden, dafür stehe ich Dir."

„Ich will mich gleich morgen für Deinen jungen Mann verwenden," versetzte Nelly. „Es trifft sich gerade gut, daß ich morgen mit einigen einflußreichen Persönlichkeiten soupiren muß . . Ich hoffe, Alterchen, Du wirst bald gute Nachrichten von mir erhalten. Jetzt aber muß ich Toilette machen. Ich speise heut außerhalb."

Sie streckte dem alten Regisseur ihre Hand hin, die dieser artig nach den strengsten Vorschriften des Theaterstils küßte. Dann entfernte er sich, guter Hoffnung voll.

IV.

Frau Delly, die Wittwe eines Infanterieoffiziers, welcher in der Krim der Cholera erlegen war, hatte durch Protection in Beauvais die Leitung eines Tabakladens erhalten. Dieser war ihre alleinige Einnahmequelle. Ihr einziger Sohn, der auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine Freistelle erhielt, machte daselbst gute Fortschritte, obwohl er eine schwächliche Gesundheit besaß und oft träumerisch und zerstreut war. Mit neun Jahren verlor er seine Mutter, und nachdem die Begräbnißkosten bezahlt waren, hatte er keine hundert Franken in der Tasche. Mit dem problematischen Zeugnisse eines Baccalaureus versehen und dem Hirn voller vager Pläne und schöner Träume kam er nach Paris und fristete dort ein kümmerliches Dasein. Der bedauernswerthe junge Mann, in dem eine Flamme reinster Begeisterung glühte, mußte Schreiberdienste verrichten und verkaufte außerdem an die Schüler höherer Lehranstalten ein wenig von seiner classischen Bildung. Der Dichter mit der feinen, zarten Empfindung trug gebrauchte Stiefeln, welche er bei dem Schuhflicker billig erstand, und aß in übelriechenden Kneipen die breite Bettelsuppe der Tagelöhner. Er hatte keine Angehörigen. Sein Vater hatte lange vor seinem Tode die wenigen Verwandten, die er besaß, aus dem Gesichte verloren. Seine Mutter war ein natürliches Kind gewesen, und als der Offizier sie aus Liebe heirathete, mußte er das Militärreglement, das, wie man weiß, eine gewisse Mitgift vorschreibt, heimlich umgehen. Wohl hatte Delly während

Digitized by Google

seiner Schulzeit einige Freundschaften geschlossen, und die meisten seiner ehemaligen Mitschüler wohnten in Paris. Doch diese gehörten wohlhabenden Familien an, und der Dichter in seinem Stolze suchte keinen von ihnen auf, ja er mied sie sogar geflissentlich.

So lebte er drei Jahre lang in schrecklicher Vereinsamung. Er bewohnte in einem alten Hause am Quai Saint-Michel eine elende Mansarde, in der man im Sommer vor Hitze umkam, während Einem im Winter das Waschwasser im Kruge gefror. Die Kammer war gar zu traurig. Delly hielt sich darin nur auf, um den schönen Schlaf der Jugend zu schlafen. Er langweilte sich furchtbar. Ach, die langen Stunden, die er mit niederem Gesindel, mit betrunkenen Copisten zusammen im Schreibbureau verbringen mußte, bis tief in die Nacht hinein, um lumpige drei Franken zu verdienen. Dann konnte er endlich, nachdem er Seite an Seite gefügt, mit Schmerzen im Kreuz und mit dem Krampf in der Hand heimkehren. An einigen Tagen der Woche gab er in kleinbürgerlichen Häusern Unterricht, die Stunde für vierzig Sous. Und auch dies war eine wenig erfreuliche Beschäftigung, wenn er so neben seinen unsauberen Buben sitzen mußte, die sich mit den Fingern in der Nase herumstöberten und sich die Federn in den Haaren abwischten.

Dabei konnte er noch von Glück reden, wenn er Abschriften zu machen oder Nachhilfestunden zu geben hatte. Seine leider allzu zahlreichen Mußestunden verbrachte er mit Lesen auf der Bibliothek Sainte-Geneviève, oder er füllte sie mit ziel- und endlosen Spaziergängen aus, bei denen er, langsam schlendernd, seinen Träumereien nachhing.

Bei einer solch' erbärmlichen Lebensweise hätte der arme Dichter schließlich geistig verkommen müssen. Er schrieb Nichts mehr und fügte der Sammlung seiner zarten sinnigen Gedichte, die er trotz alledem in weniger schlimmen Stunden verfaßt hatte, keine Zeile hinzu.

Jean Delly war bereits der Verzweiflung nahe, da rettete ihn die Liebe.

Es war an einem Junisonntage. Die Luft war, nachdem es soeben aufgehört hatte zu regnen, lau und feucht. Jean Delly wandelte im Jardin des Plantes einher. Dem aufgeweichten Erdboden entströmte ein Geruch von frischem nassen Grün. Aus der Menagerie herüber ertönte in Einem fort seltsames Vogelgeschrei. Jean bewunderte die rothen Trauben an den Bäumen aus Palästina, welche Buffon hierher verpflanzt hatte. Da begegnete ihm die, welche seine Freundin werden sollte.

Ihre Handschuhe waren gerade nicht mehr gut, ihre Schuhe nicht mehr neu zu nennen. Im Monat Juni trug sie ein schwarzes Kleid! Sie hatte einen garstigen Strohhut auf, welcher mit drei Kornblumen garnirt war. Doch welch' ein Glanz, was für eine jugende Frische strahlte aus diesem gesunden, zwanzigjährigen Gesichte, das von dichtem rothen Goldhaar umrahmt war!

Digitized by Google

Ein Kenner würde vielleicht auch die schönen Körperformen des Mädchens mit Wohlgefallen betrachtet haben, doch Jean Delly sah nur die dunkelbraunen Augen, die ihn sanft anblickten.

Sie war offenbar arm wie er und machte ebenfalls ihren Sonntagsnachmittagsspaziergang. Instinctiv folgte er ihr einige Schritte. Sie ging in die Menagerie und blieb vor den Zebras stehen. Er machte ebenfalls nicht weit von ihr Halt, und zum zweiten Male begegneten sich die Blicke Beider. Das schlichte Volk liebt nicht die langen Idylle, und so standen sie denn bald darauf dicht nebeneinander über die Brüstung des Bärenzwingers gelehnt. Und wiederum eine Weile später, als sie bei den Antilopen vorbeikamen, hatte Jean Delly, dessen Lippen trocken und dessen Ohren glühend roth waren, den Muth zu sagen: „Ach die hübschen Thiere, nicht, Fräulein?" So kam, wenn auch Anfangs nur stockend, ein Gespräch in Gang. Vor dem Affenhause tauschten sie ihre Namen aus, und als die Wandelgänge des Gartens sie zum zehnten Male zum Elephanten führten, da gaben sie sich den Arm und waren in eine so interessante Unterhaltung vertieft, daß sie jetzt garnicht mehr daran dachten, dem Dickhäuter Roggenbrot anzubieten, obwohl dieser seinen Rüssel mit einer Geduld, die einer besseren Sache werth war, nach ihnen ausstreckte.

Sie, gnädige Frau, die sie dreimal am Tage sich an- und ausziehen, ärgern sich jetzt vielleicht, wenn Sie mich lesen. Erstens nämlich würden Sie niemals zu bemerken geruhen, daß ein junger Mann hübsche Augen hat, wenn er nicht Ihrer Gesellschaftssphäre angehört und wenn er Ihnen nicht in aller Form vorgestellt wäre. Und sodann würden Sie auch, bevor Sie ihn Ihre Schwäche ahnen ließen, ihm alle nur möglichen Geduldproben auferlegen. Er hätte sie erst bei unzähligen Diners, Thees und Vorstellungen in der Comédie-Française und der Oper treffen müssen. Er wäre gezwungen gewesen, sich fünf- oder sechsmal im Hintergrunde Ihrer Loge die „Favoritin" anzuhören, ehe Ihr Blick gelegentlich des großen Duetts: „Oh, komm', komm', Dir will ich mich ergeben" ermuthigend den seinigen getroffen hätte und wahrscheinlich erst nach drei Bällen und einem Dutzend Walzern hätte Ihre Hand die seinige bedeutsam gedrückt —

Nicht als ob Sie, schöne Frau, ein Ausbund von Tugend wären, aber Sie verlangen eine bestimmte Werbezeit von Ihrem Verehrer. Werden Sie es dem armen Kinde, das Jean Delly im Jardin des Plantes traf, verzeihen, daß es so wenig Umschweife machte? Vielleicht halten Sie gar das Mädchen für schamlos. Doch es war eben nur freimüthig und naiv. Während jenes Spazierganges durch die Menagerie am Arme des Dichters mit der sanften Stimme und den traurigen Augen hatte Marie im Herzen ein geheimnißvolles Maßliebchen entblättert: „er liebt Dich ... von Herzen ... mit Schmerzen" u. s. w., und auf den letzten Stiel war das Wort: „kann's garnicht lassen" gekommen. Alsbald hatte Jean Marie erzählt, daß er allein und unglücklich wäre, und Marie äußerte sofort darauf den hoch-

Digitized by Google

herzigen Wunsch, seine Genossin zu werden und ihm ein wenig Glück zu bringen. Doch, glauben Sie mir, gnädige Frau: allzu schnell gab Marie dennoch nicht dem Ungestüm seiner zärtlichen Liebe nach. Sie war ein Weib, wie Sie es sind, und wie Sie besaß sie Schamgefühl und sogar auch ein bischen Koketterie. Acht Tage waren erforderlich und drei Rendezvous zur Abendzeit in der friedlichen Rue Cuvier, bevor sie sich entschloß, zu Jean in die Mansarde am Quai Saint-Michel hinaufzukommen. Aber in jener Frühlingsnacht wurde da oben im Mondenscheine, der die Dachstube erleuchtete, ein Fest von Thränen und Küssen gefeiert, wie ich Ihnen, gnädige Frau, nur eines wünschen möchte, nachdem Sie für gut befunden, daß Ihnen Ihr Verehrer genügend den Hof gemacht hat und Ihrer Gegenliebe würdig ist.

Marie, bereits mit zehn Jahren Waise, war von einem Onkel, einem Eisenbahnbeamten, aufgezogen worden. Dieser war ein rechtschaffner und nicht mehr junger Mann, ein kinderloser Wittwer. Aus Gutmüthigkeit und auch, weil er es bequem fand, beim Heimkommen den Tisch gedeckt und das Bett gemacht zu sehen, hatte er die Nichte zu sich genommen. Später war dieselbe Lehrmädchen und späterhin Gehilfin bei Frau Indiana, einer sehr beschäftigten Modistin, geworden. Sie bekam aber daselbst nur einen geringen Gehalt, denn sie war nicht sehr geschickt. Man verwandte sie deshalb hauptsächlich dazu, geschäftliche Gänge zu besorgen. Ihr alter Onkel überwachte sie so gut wie gar nicht. Als sie Jean Delly kennen lernte, war sie nicht mehr unschuldig. Pflegen doch die Unterhaltungen der Mädchen in derartigen Ateliers mitunter sehr indecent zu sein. Nachdem sie im Alter von sechzehn Jahren von einem Ladenschwengel verführt und bald darauf verlassen worden war, hatte sie einen gewissen Abscheu vor den Männern bekommen und war vorsichtig genug, sich mit keinem Anderen mehr einzulassen. Indessen, die Liebkosungen eines Dichters, der in Allem, was er sprach und that, das Weib in ihr respectirte, berauschten und verführten sie. Die beiden jungen Leute, welche Nichts hatten als ihre Küsse, beteten einander an. Marie mußte in Einem fort an ihren Freund denken, sei es nun, daß sie im Atelier saß und nähte oder durch die Straßen von Paris lief. Ja selbst, wenn sie des Abends zu Bette ging und sogar noch im Traume verfolgte sie sein Bild. Und Jean lebte nur noch der Minute, wo Marie zwischen einer Besorgung und der andern zu ihm heraufkam, ihre Hutschachtelu unter'm Arm, das Paradies im Auge und im Herzen. So kam neue Lebenslust über den Dichter, er fing wieder an zu arbeiten, und in einigen Stunden reiner, begeisterter Freude schrieb er in Dialogform jenes entzückende Idyll „Die Sternennacht" nieder, das später nach der Aufführung im Théâtre Français von Seiten des Publicums ihm die Bezeichnung „Theokrit von Paris" eintrug.

Jean las zuweilen Marie seine Verse vor. Sie hörte ihm begeistert und vielleicht mit mehr Gefühl als mit Verständniß zu. Ihn beseligte es,

Digitized by Google

bewundert zu werden, und seine Zärtlichkeit für Marie wuchs infolgedessen noch. Allerdings, er liebte sie nicht mit gleicher Innigkeit wie sie ihn. Bei einer derartigen Musik giebt es nicht einen vollkommenen Accord. Jean war gut, aber er besaß ein beträchtliches Theil Egoismus wie alle wahrhaften Künstler. Trotzdem vermochte er nicht ohne Wärme und ohne innerliche Zufriedenheit an diese schlichte Freundin zu denken, die sich ihm mit Leib und Seele hingegeben und die sich besinnungslos in seine Arme geworfen hatte, wie man sich in einen Abgrund stürzt. Er vermochte sich sein Leben nicht mehr vorzustellen ohne sie; und da er, im Grunde genommen, billig und gerecht dachte, so träumte er nicht von Glück und Erfolg, ohne daß er in seiner Phantasie die mit einbegriff, welche ihm in seinem gegenwärtigen Elend eine Trösterin war.

So liebten sich Jean und Marie bereits seit mehreren Jahren mit einer Liebe, deren eben nur die armen Leute, welche keinen anderen Genuß und keine andere Zerstreuung kennen, fähig sind. Schüchtern von Natur und aller Initiative bar, lebte der junge Mensch dahin, arbeitete wohl hin und wieder, suchte aber keine Gelegenheit auf, die ihn zur Geltung bringen könnte. Da führte ihn der Zufall in dem Wirthshaus, wo er zu speisen pflegte, mit dem alten Saint-Firmin zusammen. Jean Delly hatte keineswegs an's Theater gedacht, als er seine „Sternennacht" schrieb, und der Enthusiasmus des Komödianten nahm ihn daher Wunder. Mit nicht viel Hoffnung vertraute er ihm sein Manuscript an. Was hätte auch ein armer Unter-Regisseur am Odeontheater ausrichten können? Um so größer war deshalb das Erstaunen des Dichters, als er vierzehn Tage später einen äußerst liebenswürdigen Brief erhielt, worin ihn der Leiter der Comédie Française eigenhändig zu seinem Werk beglückwünschte und ihn einlud, ihn baldigst zu besuchen.

V.

Noch an demselben Abend, wo Saint-Firmin ihr das Manuscript übergeben, hatte Nelly Robin es im Bette gelesen. Das hübsche Mädchen verstand nicht viel von Litteratur. Wie viele Schauspielerinnen lernte sie ihre Rolle auswendig, ohne das Stück zu kennen, und schließlich machte sie ihre Sache ganz leidlich, nachdem Verfasser und Regisseur sie in den Proben gehörig gedrillt hatten. Doch für Verse, für gereimte Phrasen, die von Liebe sprachen, hatte sie jenes instinctive Gefühl, das die Mädchen der Vorstädte bereits als Schulkinder bekunden, indem sie auf den Schreibheften für 10 Centimes eifrig den Text der Romanze zu entziffern suchen, welche der Leiermann, seinen Kasten drehend, mit näselnder Stimme hersingt. Die Musik in Jean Dellys Gedicht war köstlich. Dieselbe rührte Nelly und schien ihr noch weit schöner als die Couplets, die sie als kleines Gassenmädchen auf den Straßen gesummt hatte. Sie schlief endlich ein und

Digitized by Google

träumte von dem jungen Dichter, der mit den Kutschern zusammen essen mußte und dessen Verse ihr so zu Herzen gegangen waren.

Der Geliebte Nellys war damals der Herzog von Eylau, der natürliche Sohn des heldenhaften Marschalls, des ehemaligen Tambours, welcher auf der Brücke von Arcole neben Napoleon zum Angriffe getrommelt hatte. Er war ein hübscher, ein wenig blasirter Mann, von eleganten Manieren, doch von weniger als mittelmäßiger Intelligenz. Das zweite Kaiserreich hatte aus ihm nicht mehr als einen Kammerherrn machen können. Beim Souper, welches der Herzog am folgenden Tage in einem vornehmen Restaurant einigen Freunden aus den Tuilerien gab, erschien Nelly mit dem Manuscript Jean Dellys. Es war nicht gerade eine für Liebespoesien empfängliche Gesellschaft da versammelt. Lauter Leute mit grauen Köpfen und steifen Hälsen. Aber zur Rechten der Schauspielerin saß Herr Caduc, der Privatsecretär und intimste Freund des Kaisers. Er war ein wohlwollender, litterarisch hochgebildeter Mensch, von ungeheurem Einfluß auf das Theater. Dieser mußte ihr das Versprechen geben, die „Sternennacht" zu lesen. Acht Tage darauf erhielt Nelly von Caduc eine Karte folgenden Inhalts: „Ein kleines Meisterwerk. Ich begebe mich sofort nach der Comédie Française."

Nelly schrieb hocherfreut über den Erfolg ihrer Empfehlung an Saint-Firmin. Doch der arme alte Mime bekam den Brief nicht zu lesen. Drei Tage lang lag er bereits im Hospital todtkrank darnieder. Und da er dem Dichter von seinem Besuch bei der Schauspielerin Nichts gesagt hatte, so erhielt diese keine Antwort und war beleidigt wegen des Schweigens, in das sich Saint-Firmin und sein Günstling hüllten. Bald hatte sie im Strudel der Vergnügungen Beide vergessen.

Indessen das mitunter recht launenhafte Glück entschädigte plötzlich Jean Delly für seine unberühmte Vergangenheit.

Noch waren nicht vierzehn Tage verstrichen, seitdem er Saint-Firmin das Manuscript übergeben hatte, als er eines Morgens ein Billet vom Director der Comédie Française erhielt. Marie konnte ihn an diesem Tage nicht besuchen, und der Umstand, daß er die gute Kunde seiner lieben Freundin nicht alsbald mittheilen konnte, erfüllte den Dichter trotz seiner ausgelassenen Freude mit einem Gefühl von Traurigkeit. Heut war auch nicht einmal im Hospital Besuchszeit, sodaß er selbst nicht dem alten Saint-Firmin seinen heißen innigen Dank aussprechen durfte.

Mit klopfendem Herzen und schier beängstigt von seinem Geheimniß, machte Jean Delly, nachdem er den räthselhaften Brief mindestens zehn Mal durchgelesen, sorgfältig Toilette, um sich nach dem Théâtre Français zu begeben. Zum Glück hatte er einen passablen Gesellschaftsrock und eine nette Cravatte, ein Geschenk Maries. Er verließ das Haus. Die schmutzigen Straßen machten auf den Glücklichen einen festlichen Eindruck, der wolkenschwangere, traurige Novemberhimmel schien zu lachen, und die Leute, die

Digitized by Google

er unterwegs traf, kamen ihm vor, als wären sie die verkörperte Güte und Freundlichkeit. Jean hatte noch mehrere Stunden Zeit bis zu seinem Besuch. Er ging nach der Rue Monsieur-le-Prince, um einem seiner Schüler Unterricht zu geben. In seiner Erregtheit übersah er diesem den schrecklichen Barbarismus „Romanibus“ im lateinischen Exercitium. Die Folge davon war, daß der arme Schlucker von Gymnasiast bis an's Ende des Schuljahres für diesen entsetzlichen Schnitzer die ärgsten Sticheleien von Seiten seines Ordinarius zu ertragen hatte. Darauf wanderte Jean nach der Garküche. Und während er nun in Gesellschaft von Droschkenkutschern speiste, glaubte er mit den Göttern des Olymps bei Tische zu sitzen und Nektar und Ambrosia zu genießen, obwohl man in Wirklichkeit ihm nur einen in ranzigem Oel gebackenen Kalbskopf und einen Schoppen höchst verdächtigen Weines vorgesetzt hatte. Nach dem Mittagsessen machte er sich festen Schrittes und erhobenen Hauptes auf den Weg.

Doch kaum war er vor dem berühmten „Molière-Hause“ angelangt, als seine ganze Begeisterung schwand. Es überkam ihn auf einmal eine unbeschreibliche Schüchternheit. Auf der Wendeltreppe schienen ihn die prachtvollen Portraits und die stolzen Büsten der berühmten Schauspieler der Vergangenheit anzublicken, als wollten sie sagen: „Was will denn dieser armselige Gesell bei uns?“ Und der Portier, dem er seinen Namen nannte, musterte ihn mit einer so verächtlichen Miene, daß er sich fragte, ob er nicht geträumt habe, oder ob er wirklich nach dieser Stätte des Hochmuths berufen worden sei.

Der Dichter fand indessen in Gegenwart des General-Intendanten, der ihn auf's Schmeichelhafteste empfing, seinen Gleichmuth wieder. Sein Stück würde binnen Kurzem, in zwei oder spätestens drei Monaten, von dem Lesecomité geprüft und gleich darauf angenommen und gespielt werden. Herr Caduc hätte den kaiserlichen Schauspielern einen außerordentlichen Dienst geleistet, indem er dieses kleine Meisterwerk zu ihrer Kenntniß gebracht habe. Nun begriff der junge Mann mit Staunen, daß er vom Hofe protegirt wurde. Und als er verwirrt Dankesworte stammelte, da antwortete ihm der Intendant:

„Danken Sie Herrn Caduc. Besuchen Sie ihn nur.

Er ist ein Mann von feinem litterarischen Geschmack und wohnt hier ganz in der Nähe, Rue de Rivoli . . .“

Jean begab sich alsbald dahin und wurde in ein schönes, hellerleuchtetes Bibliothekszimmer geführt, dessen beide Fenster nach dem Garten der Tuilerien hinausgingen. Der liebenswürdige Greis ließ nicht lange auf sich warten und begrüßte ihn mit der gewandten Eleganz eines Hofmannes:

„Sie sind mir zu keinerlei Danke verpflichtet. Im Gegentheil, ich bin stolz darauf, dem Publicum mit Ihrer Dichtung dieselbe Freude zu bereiten, welche ich bei der Lectüre dieser reizenden Verse empfunden

Digitized by Google

habe . . . Uebrigens habe ich das Werkchen selbst erst von anderer Seite empfangen und zwar aus den Händen der Schönheit. Nelly Robin vom Vaudeville-Theater hat mir Ihr Manuscript übergeben. Sie sagte, daß sie es von einem Ihnen bekannten Schauspieler bekommen habe . . ."

Und als der junge Mensch in immer größeres Erstaunen gerieth, fügte Caduc hinzu:

„Wußten Sie es denn nicht? . . . Ja, ja, das Pariser Leben, von dem man viel zu viel Schlechtes spricht und in dem trotz alledem ein Mensch von Verdienst nicht lange unverborgen bleibt, bringt mitunter wunderbare Zufälle mit sich . . . Legen Sie also Fräulein Robin Ihren Dank zu Füßen. Sie spielt heut Abend; Sie werden sie in ihrem Garderobenzimmer finden . . . Und ich bin überzeugt," so schloß der freundliche Greis mit einem Lächeln, das ein ganz klein wenig verschmitzt aussah, „der Dichter wird ihr ebenso gut gefallen wie die Dichtung."

Nelly Robin! . . . Jean Delly wiederholte diesen Namen in Einem fort, indem er durch die Straßen von Paris dahineilte. Er hatte diesen Namen bisweilen in der Zeitung gelesen, und mit demselben verband sich ihm die Idee der Freude, des Reichthums und der Ueppigkeit. Er hatte bei den Photographen das Bild der blendend schönen Schauspielerin gesehen. Also Nelly Robin verdankte er diesen Dienst! Er fühlte sich seltsam bewegt bei dem Gedanken, daß dieses schöne Wesen, das, man mochte ihr nachreden, was man wollte, doch immerhin eine Künstlerin war, ihn aus dem Elend und aus dem Dunkel emporziehen würde.

„Wenn ich morgen Marie mein Abenteuer erzählen werde, wird sie diese Nelly Robin anbeten," dachte er.

Doch alsbald stieg ihm ein Zweifel in dieser Hinsicht auf.

„Wer weiß? Marie wird es vielleicht verdrießen, daß dieses Glück von einem anderen Weibe kommt . . . Pah, ich werde ihr die Sache schon auseinandersetzen."

Und nun ging es über die Champs-Elysées, wohin der Zufall seine Schritte gelenkt hatte. Das Bild seiner kleinen Freundin begann ein wenig in seiner Erinnerung zu verblassen bei dem Gedanken an die schöne Wohlthäterin. Ach, wie viele Stunden mußten noch vergehen, bevor er sie sehen konnte. Sie würde ihn in ihrer Garderobe empfangen. Er sollte in die Geheimnisse des Theaters eindringen, hinter jene mysteriösen Coulissen gehen, hinter denen seine naive Phantasie eine Märchenwelt verborgen glaubte. Er fühlte sich so unsicher, daß er fürchtete, er würde sich linkisch und ungeschickt benehmen. Wie sollte er das passende Wort und den richtigen Ton finden, ihr zu danken? Und dann würde sie lächeln und ihm die Hand reichen . . .

Der empfindsame Dichter schrieb die Unruhe seines Herzens dem Dankbarkeitsgefühle zu, das ihn beherrschte.

Digitized by Google

An jenem Abende war Nelly bei schlechter Laune, als sie in's Theater kam. Erstens hatte sie nämlich mit dem vierundfünfzigjährigen Herzog von Eylau eine schrecklich langweilige Partie Bézigue von vier bis um sechs Uhr spielen müssen, und sodann hatte sie der Kammerherr es auch entgelten lassen, daß der neu erschienene Gotha'sche Hofkalender einen genealogischen Irrthum enthielt. Wie der Sturmwind war Nelly in ihr Ankleidezimmer geeilt und hatte dabei eine Garderobenfrau fast über den Haufen geraunt. Indessen unfähig, lange böse zu sein, hatte sie sich im Pudermantel an den Toilettentisch gesetzt und begann sich zu frisiren, als der Theaterdiener ihr melden kam, daß ein gewisser Herr Jean Delly beim Portier sei und sie einen Augenblick zu sprechen wünsche.

„Jean Delly?" . . . Wer ist das, Jean Delly? . . . Ah, ja, der junge Dichter, der Freund Saint-Firmins . . . Na, der hat sich aber 'mal Zeit genommen, mir seinen Dank zu sagen . . . . Er soll hereinkommen."

Sie nahm sich vor, trotz alledem liebenswürdig zu sein und dem genialen jungen Manne einen freundlichen Empfang zu bereiten.

Und als er nun auf der Thürschwelle erschien, kreideweiß im Gesicht vor Aufregung, da erhob sie sich, und, ohne den Pudermantel, der über dem kostbaren Mieder geöffnet war, zu schließen, ging sie auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Kommen Sie nur näher, damit man Sie beglückwünscht, mein Herr . . . Ihr kleines Stück ist allerliebst, und ich hoffe, es wird bald aufgeführt werden . . . Kommen Sie nur weiter, lassen Sie sich doch 'mal anschauen . . . ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Sie zog ihn in's Zimmer herein und hieß ihn neben ihr auf einem schmalen Divan niedersitzen. Und während nun Jean, in Folge des herzlichen Empfanges, des Parfüms ihrer Kleidung, des warmen Druckes ihrer Hände und überhaupt der Berührung mit dem schönen Weibe verwirrt und entzückt, Worte des Dankes stammelte, betrachtete sie ihn mit Aufmerksamkeit.

Nelly zählte bereits dreißig Jahre und hatte eine ziemlich schwelgerische Vergangenheit hinter sich. Dennoch überkam sie plötzlich ein ganz eigenartiges Gefühl, wie sie es nie zuvor gekannt hatte. Dieser schöne junge Mann, dieser talentvolle Dichter, der mit großen seelenvollen Augen schüchtern zu ihr aufschaute, wie kam es nur, daß er einen so seltsamen Eindruck auf sie machte?

War das etwa Liebe, was sie heut zum ersten Mal in ihrem Leben empfand?

Instinctiv und unwiderstehlich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie war wieder das schlichte Mädchen aus dem Volke geworden und erinnerte sich ihrer heißblütigen Jugendgefährtinnen von den Straßen der Vorstadt, zu denen der brutale Geliebte nur zu sagen braucht: „Komm!" und welche diesem dann gesenkten Hauptes folgen.

Digitized by Google

Was sie einander sagten? Banale Phrasen. Sie machte ihm irgend einige Complimente, wobei sie mehrmals dieselben Worte gebrauchte. Dann auch befragte sie ihn, wenn auch in wohlwollender, so doch in ziemlich ungeschickter Weise, über sein bisheriges Leben. Er antwortete kaum. Trotz seiner Unerfahrenheit Frauen gegenüber, fiel ihm doch an der Schauspielerin eine gewisse Unruhe auf, deren Ursache er sich freilich nicht zu deuten wußte. Die warme, parfümgeschwängerte Luft im Garderobenzimmer nahm ihm den Kopf ein, und da er Nichts mehr zu sagen hatte und durch längeres Verbleiben zu stören fürchtete, stand er auf, um sich zu verabschieden.

„Sie werden mich bald wieder besuchen, nicht wahr?“ . . . sagte Nelly leise, fast bittend.

„Mit Freuden,“ antwortete er. „Wann darf ich . . .?“

„Um dieselbe Zeit in meinem Ankleidezimmer . . . bin ich stets allein.“

Er verbeugte sich; sie reichte ihm ihre Hand. Und als nun Jean in die kühle Abendluft hinaustrat, da schien es ihm, als ob Nellys Hand vorhin in der seinigen gezittert habe.

„Wie schön sie ist!“ dachte er, während er seiner entfernten Wohnung zuschritt . . . „Meiner Treu! ich will doch lieber Marie sagen, daß Saint-Firmin mein Manuscript direct Caduc übergeben hat. Wenn Marie erführe, daß diese herrliche Person mich protegirt, so würde sie am Ende vielleicht eifersüchtig werden und sich betrüben . . . Besser, die Kleine erfährt Nichts.“

VI.

Der Dichter brachte seine Lüge vor, und Maries Freude war groß, als sie hörte, daß die „Sternennacht“ bald aufgeführt werden würde. Aber es dauerte nicht lange, da verdrängten Kummer und Sorgen die Festesstimmung in ihr. Es schien ihr, als ob mit einem Male der Geliebte kühler gegen sie geworden wäre. Vor Kurzem noch, wenn sie zu ihm kam, so stand Jean schon ungeduldig und erwartete sie auf der Thürschwelle, noch bevor sie die letzte Treppe erstiegen hatte. Und dann das glückselige Lächeln, die Umarmung, der Kuß, womit er sie empfing! Doch jetzt war er nicht mehr derselbe. Immer noch sanft und gut zu ihr, ja, aber weniger zärtlich. Dabei zerstreut. Sie suchte ihn zu entschuldigen. Ohne Zweifel ging ihm gegenwärtig Vieles im Kopfe herum. Pläne und Hoffnungen bezüglich der Gestaltung seines ferneren Schicksals beschäftigten ihn. Dennoch beunruhigte es sie, daß er so war, sogar in ihren Armen, im Augenblick der innigsten Hingebung. Aengstlich fragte sie ihn:

„Woran denkst Du eigentlich?“

Die Antwort, die er gab, konnte sie beruhigen.

„Nun, an mein Stück! Woran denn sonst . . . In vierzehn Tagen ist Leseprobe, Du weißt es ja.“

Digitized by Google

Er sagte die Unwahrheit, und während Marie sich dicht an ihn schmiegte und sein Gesicht mit unzähligen Küssen bedeckte, dachte er an Nelly, an jene üppige Blume, deren Duft er eine Weile lang geathmet hatte und deren sinneverwirrendes Parfüm ihn überall hin verfolgte.

Warum war er seit zehn Tagen immer noch nicht wieder im Vaudeville-Theater gewesen? Nun einfach: Mariens wegen. Es war doch nicht hübsch von ihm, ihr gegenüber ein Geheimniß zu haben. Er tadelte sich selbst wegen seiner Treulosigkeit. Sie liebte ihn doch so sehr! Und er liebte sie doch auch! Was auch kommen würde, sie sollte immer seine Gefährtin, seine Freundin bleiben, immer im Innersten seines Herzens die erste Stelle einnehmen. Und nun lehnte er liebestrunken sein Haupt an ihre Schulter und betrachtete dieses naive Kindergesicht, das lange, aufgelöste und in goldigen Strähnen über ihren Rücken hinabfallende röthliche Haar, das weiche, rundliche Kinn und die dunkelbraunen, großen Augen, die von Zeit zu Zeit ihm vertrauensvoll entgegenglänzten.

„Nein! es wäre unrecht von mir!" sagte er sich. „Ich werde diese Nelly Robin nicht mehr besuchen."

Aber er sollte ihr bald wieder begegnen, ohne daß er es beabsichtigte. Es geschah dies auf dem Kirchhofe Père-Lachaise an einem offenen Grabe, in das man soeben den Sarg des im Hospitale verstorbenen Saint-Firmin hinabgelassen hatte. Schmerzlich bewegt durch den Verlust des ihm aufrichtig und treu ergebenen Freundes, hörte Jean Delly, dessen Stück am Tage zuvor mit großem Beifall in der Comédie Française aufgenommen worden war, die Worte des De profundis an. Ein feiner, kalter Regen fiel vom Himmel hernieder, und nur eine kleine Anzahl Collegen des alten Regisseurs hatte diesem bis nach dem Kirchhof das Geleit gegeben. Nur drei oder vier junge Schauspieler vom Odeon und etwa ein Dutzend alter Mimen mit glattrasirten, welken Gesichtern, die einstens zusammen mit Saint-Firmin gespielt hatten, waren anwesend.

Als man das Weihwasser sprengte, erschien plötzlich, in einen prächtigen Pelz gehüllt und einen kostbaren Kranz am Arme tragend, ein Weib. Jean erkannte alsbald Nelly Robin. Das gute Mädchen kam, dem Zeugen ihrer traurigen Vergangenheit den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Rasch näherte sie sich dem Grabe, senkte das Haupt, schlug ein Kreuz, murmelte leise ein kurzes Gebet und übergab dem Todtengräber den Kranz. Nun bemerkte sie Jean, der sie begrüßte.

Unter dem schwarzen Schleier hervor warf sie ihm einen zärtlichen und zugleich betrübten Blick zu. Seit vierzehn Tagen hatte sie immerwährend an den jungen Dichter denken müssen. Jeden Abend hatte sie ihn in ihrem Ankleidezimmer erwartet, aber vergebens. Wie ein Vorwurf lag's in ihren Augen, und er deutete sich das zu seinen Gunsten.

Sie standen auf dem schmutzigen Kirchhofe in der Nähe der Leichenhalle, und über ihnen breitete sich, düster und wolkenschwer, der Decemberhimmel aus.

Digitized by Google

Die Liebe ist stärker als der Tod.

Die Schauspielerin wandte sich an Jean.

„Der arme Saint-Firmin!... Wir hatten ihn alle Beide gern, nicht wahr?"

In Wahrheit aber dachten sie kaum noch an ihn, den armen Saint-Firmin. Nachsichtig lächelnd, sah sein Schatten gewiß schon auf sie herab aus dem Paradiese der Schauspieler, wo diese alle immer eine dankbare Hauptrolle zu spielen haben und wo sie ihren Namen immer fett gedruckt auf dem Anschlagszettel erblicken.

Jean und Nelly entfernten sich von dem Grabe und schritten die mit traurigen, entlaubten Bäumen bestandene Allee entlang.

„Warum haben Sie mich denn nicht besucht?" fragte sie leise.

Er antwortete in demselben Tone:

„Ich wagte es nicht . . ."

Nun gingen sie schweigend neben einander her. Am Ausgange des Kirchhofes wartete das Coupé Nelly Robins.

„Sie fahren doch mit mir nach Paris zurück? Nicht wahr, Herr Delly?"

Kaum saß Jean neben ihr in dem engen Wagen, dicht an sie gedrängt und von ihrem Parfüm und von dem weichen Pelze sanft umschmeichelt, da verlor er den Kopf. Nelly, die gar wohl das Leuchten seiner Augen bemerkte, schmiegte sich noch dichter an ihn und lehnte den Kopf auf seine Schulter.

„Ich lieb' Dich ja, weißt Du's denn nicht?" hauchte sie.

Sie hatten Küsse ohne Zahl gewechselt, als das Coupé vor der Wohnung der Schauspielerin hielt. Nelly sprang zuerst aus dem Wagen, Jean hinterdrein. Er wollte sich verabschieden, doch sie zog ihn mit sich in's Haus hinein.

Im Vorzimmer kam ihnen die Kammerfrau entgegen.

„Der Herr Herzog ist seit zwanzig Minuten da," sagte sie. „Er erwartet Madame im Boudoir."

Der Herzog! Sie hatte ganz vergessen! Das war die Zeit, um welche er mit ihr seine endlose Partie Bézigue zu spielen pflegte.

Mit einer Handbewegung entließ sie die Kammerfrau; und, indem sie um den Hals Jeans, dessen Gesicht plötzlich einen stolzen, finsteren Ausdruck angenommen hatte, ihre Arme schlang, bat sie:

„Ach, sei nicht bös! Verzeih mir. Morgen, wenn Du willst, wirst Du der Herr hier im Hause sein . . . Und Du mußt mir auch versprechen, heut Abend in's Vaudeville zu kommen . . ."

Also ihr Geliebter! Einer von Vielen! . . . O nein; er besaß Ehrgefühl und Eigenliebe, der Dichter. Er machte sich von ihr los, grüßte und verließ ohne Antwort das Zimmer.

Draußen auf der Straße eilte er erregt mit großen Schritten dahin, „Nein!" dachte er, „ich werde heut Abend bestimmt nicht in's Vaudeville gehen! . . . Schön ist sie wie der Tag, und wie Feuer brennen ihre Küsse auf den Lippen. Aber ich bin nicht einer von denen, die mit

Digitized by Google

Anderen die Liebe theilen und die, wenn einer von diesen Anderen plötzlich erscheint, sich im Kleiderschrank verstecken ... Der Herr! hat sie gesagt ... morgen, wenn ich will! Der Herr in all' dem Luxus, den sie einem Anderen ... mehreren Anderen verdankt! Und ich habe nicht Geld genug in der Tasche, um ihr einen Rosenstrauß zu kaufen! ... Wofür hält sie mich denn eigentlich? ... Und dennoch ... ich bin thöricht und undankbar ... Aber Marie? ..."

Er suchte sich durch den Gedanken an Marie zu erheben. Hatte er wirklich ernstlich daran gedacht, sie zu verlassen? Niemals! Ein bischen Untreue, das war das ganze Verbrechen, das er hatte begehen wollen. Das war am Ende verzeihlich, und er hatte darum noch lange nicht aufgehört, seine kleine Freundin zu lieben ... Jedoch? ... Jean wunderte sich selbst darüber, mit welcher Gemüthsruhe er soeben es fertig gebracht hatte, sie, wenn auch nur in Gedanken, zu betrügen. Unwillkürlich verglich er die beiden Frauen mit einander, und alsbald bemächtigte sich ein plötzlicher Rausch seiner Sinne. Noch fühlte er auf seinen Lippen die glühenden Küsse der heißblütigen Sünderin! Ach was! er war auch gar zu scrupulös ... Das schöne Geschöpf hatte für ihn eben einen kleinen Faible. Warum sollte er sich das nicht gefallen lassen? Freilich, vor allen Dingen Offenheit. Sie sollte es erfahren, daß er nicht frei war; er würde das ihr selbst sagen, heute Abend noch.

Um acht Uhr war er im Ankleideraum bei Nelly. Sie bestürmte ihn mit Liebkosungen. Sie kniete vor ihm nieder, küßte ihm die Hände.

„Du brauchst nur ein Wort zu sagen," wiederholte sie ein Mal über das andere, „und ich weise dem Herzog die Thür, und ich gehöre Dir, Dir ganz allein."

Der Dichter faßte sich ein Herz und beichtete.

Bebend schnellte sie empor:

„Wie, Du hast eine Geliebte?"

Jean suchte einzulenken, zu erklären. Ja, ein Mädchen, das gut und lieb in seinem Unglück und in seiner Einsamkeit zu ihm gewesen wäre. Aus Dankbarkeit hatte er sie anfangs wieder geliebt, jetzt fühlte er nur noch Freundschaft für sie. — Und er sprach die Wahrheit. —

Nelly konnte sich nicht darüber wundern. War es ihr doch dereinst ebenso gegangen!

„Ich werde dem Herzog mein Haus verbieten!" rief die Schauspielerin ... „Brich Du mit dem Mädchen."

Eine so grausame Logik erschreckte Jean Nelly förmlich. In seiner Harmlosigkeit machte er den thörichten und unnützen Versuch, ein Weib seiner Rivalin gegenüber zu vertheidigen. Nie würde er es über's Herz bringen, Marie so schnöde zu verlassen. Sie würde ja ganz verzweifelt sein. Er mußte Zeit haben, sie auf die Trennung vorzubereiten, sonst wäre sie zu Allem fähig. Sie liebte ihn ja so grenzenlos.

Digitized by Google

In den Augen einer Kokette würde Jean sich durch eine derartige Ungeschicklichkeit unmöglich gemacht haben. Da aber Nelly wirklich in ihn verliebt war und ein gutes Herz besaß, so senkte sie den Kopf und flüsterte:

„'s ist wahr. Die Kleine hat Dich gewiß sehr lieb . . ."

Nun machte sich der Dichter die eigne Naivetät zum Vorwurf. Er umarmte Nelly, sprach zu ihr zärtlich, leidenschaftlich:

„Was schert uns Dein Herzog? Was schert uns Marie? Können wir uns nicht trotzdem gut sein?"

Aber sie wandte den Kopf bei Seite.

„Nelly, was ist Dir?" rief er besorgt.

Und wie er nun einen Kuß auf ihren Mund drücken wollte, sah er, daß das schöne Mädchen die Augen voller Thränen hatte.

Er glaubte sie verletzt zu haben und bat sie demüthig um Verzeihung. Da ergriff sie von Neuem seine Hände, bedeckte sie mit Küssen, netzte sie mit der warmen Fluth ihrer Thränen und sagte ihm, wie innig lieb er ihr sei. Nein, böse war sie ihm nicht. Im Gegentheil, sie hatte ihn um Entschuldigung zu bitten dafür, daß sie ihn zu gewinnen gehofft. Sie hatte, wie ihresgleichen alle es wenigstens einmal in ihrem Leben thun, sich der trügerischen Hoffnung hingegeben, ihre Schuld durch Liebe zu sühnen. Das war eine Thorheit, sie sah es ein. Ueberdies sei er ja auch nicht mehr frei.

„Entweder Du täuschst mich absichtlich, oder Du belügst Dich selbst," rief sie schluchzend, „wenn Du behauptest, daß Du Deine Marie nicht mehr liebst. Sie ist Deine erste und einzige Freundin gewesen, sie hat Dir Trost gebracht in den Tagen des Unglücks. Ich beneide sie, aber ich kann sie nicht hassen. . . . Hören Sie, theurer Freund," fuhr sie nach einer Pause scheinbar ruhig fort, „glauben Sie, es ist das Beste, wir gehen von einander jetzt und sehen uns nie wieder, — das wird Ihnen und mir gut sein. Versuchen wir, einander zu vergessen."

Außer sich vor Schmerz, stürzte der Dichter Nelly zu Füßen, bat und flehte, schwur, daß er sie aufrichtig liebte, und glaubte an seine Schwüre. Doch sie blieb standhaft und besaß sogar die Kraft, ihm „nur noch einen einzigen Kuß" zu versagen. Zu allen seinen Betheuerungen schüttelte sie blos den Kopf. Und als er endlich, mehr gezwungen, als freiwillig, sie verließ, da konnte sie hoffen — oder auch fürchten — daß er nicht mehr zurückkehren würde.

VII.

Er kam schon am nächsten Tage wieder, er kam alle Abende wieder, und sie empfing ihn, war gut und zärtlich zu ihm, ohne ihm indeß nachzugeben, noch ihm Hoffnung zu lassen, daß sie ihm jemals nachgeben

Digitized by Google

könnte. Und, wie es so oft bei Liebesabenteuern vorkommt: sie waren Alle unglücklich.

Alle; zunächst Nelly. Sie hatte jetzt volle Gewißheit, daß der Dichter rasend in sie verliebt und völlig bereit war, seine Marie zu verlassen. Auch sie dachte jetzt daran, ihre Kette zu brechen, und man würde alsdann, so gut es anging, als ein rechtes Liebespaar, von Liebe und Luft leben. Aber sie besaß einen Fonds von Edelmuth. Es widerstrebte ihr, daß ihr Glück das Unglück einer Anderen herbeiführen, das Ergebniß einer grausamen Handlungsweise sein sollte. Auf alle Fälle wollte sie dies nicht veranlassen. Niemals hätte sie zu Jean gesagt: „Brich mit Deiner Marie," und wiederum, wäre er gekommen, ihr zu sagen: „Ich habe mit ihr gebrochen," sie wäre ihm an den Hals geflogen. Indessen, er sagte es nicht, und sie fragte sich dann mit gar bitterem Zweifel, ob er denn für sie nur sinnliche Begier, nur eine vorübergehende Neigung hege.

Marie war nicht minder zu beklagen. Jeden Tag wurde Jean Delly gleichgiltiger, verdrießlicher. Beklagte sie sich darüber, so entschuldigte er den Wechsel seiner Laune mit seiner Zerstreutheit: denn er ging jetzt alle Nachmittage in's Théâtre Français, der Einstudirung seines Stückes beizuwohnen. Aber das einfache Mädchen, gewarnt durch den sehr sicheren Instinct des vernachlässigten Weibes, täuschte sich hierin nicht, und jeden Augenblick durch ein rauhes Wort, durch eine ungeduldige Geste ihres Geliebten erschreckt, lebte die arme Kleine in beständigem Aufruhr des Herzens und ahnte eine Katastrophe.

Jean litt ebenfalls. War er bei Nelly Robin, so lebte er, unaufhörlich allen Tantalusqualen preisgegeben, in einer Aufregung der Sinne, und sobald er zu Marie zurückkehrte, empfand er ein schreckliches Gefühl von Müdigkeit und Mitleid. Denn, ohne sich bis jetzt dazu entschließen zu können, dachte er doch bereits daran, sie zu verlassen, und dabei empfand er im Voraus Abscheu vor seiner Feigheit und seiner Undankbarkeit.

Sie waren eben Alle unglücklich. Ja! Alle, bis zu dem unglückseligen Herzog von Eylau, der jetzt mehr denn je die Gabe besaß, die nervöse Nelly Robin im höchsten Grade zu reizen, und der die barschen Abweisungen seiner Maitresse ebenso wenig wie die zahllosen Fehler begriff, die er seit einiger Zeit beging, wenn er Bézigue spielte.

Er war das erste Opfer der Situation, der arme Herzog: Wegen eines Nichts, des Ausspielens einer Karte — rundweg verabschiedet. Er war gleichwohl nicht anspruchsvoll gewesen, wenn er nur seine obligate Partie von 4 bis 6 hatte. Er entfernte sich discret, und mit ihm verschwanden die Päckchen Tausendfrankscheine. Bah! Nelly kümmerte sich viel um Geld! Sie liebte.

Ohne irgendwie ihre Ausgaben, ihr Hauswesen zu verringern, verkaufte sie einen Schmuck nach dem andern und lebte in den Tag hinein mit der Sorglosigkeit der Maitressen.

Digitized by Google

Endlich wurde die „Sternennacht" im Théâtre Français gespielt. Man erinnert sich noch des Triumphes! Das Premièrenpublicum, alle die alten, abgelebten Roués weinten dabei vor Rührung. Das erfrischte sie, das that ihnen wohl.

Den Tag nach der Aufführung machte der Name Jean Delly, hoch gepriesen, die Runde durch die Zeitungen, d. h. durch Frankreich, durch Europa. Der Dichter, dessen Gesicht noch ganz pudrig war vom Bruderkuß seiner Interpreten, wurde hinter einer Coulisse von dem dicken Verleger Beer erwischt, der ihm schnurstracks das Manuscript seines Stückes abkaufte und ihm 5000 Franken in die Hand drückte. Bei den ersten Aufführungen saß Nelly in der Loge des Herrn Caduc, weinte Freudenthränen und applaudirte so stürmisch, daß sie ihren Fächer zerbrach, während ganz im Hintergrunde der einzigen Loge, die man dem Dichter bewilligt hatte, Marie in den Armen der Freundin aus dem Atelier, die sie begleitet hatte, vor Aufregung verging.

Mißtrauen wir dem Glück. Es macht die Guten besser, aber für den Egoisten ist es gefährlich, und der Mann, der Erfolg gehabt, glaubt, ihm sei Alles erlaubt.

Bei seinem späten Erwachen am nächsten Morgen in der Mansarde des Quai St. Michel erhielt Jean Delly von Nelly Robin einen überschwänglichen Brief und ein Packet Journale, die warm seinen Ruhm verkündeten. Er war berühmt, er war geliebt. Auf einmal. Nein! Er besaß ja Nelly nicht. Ein einziges Hinderniß — und das war Marie. Da fiel sein Blick auf die Banknoten, die ihm Beer am Abend gegeben, und die er bei der Heimkehr auf den Tisch geworfen hatte. Geld! Lösten sich nicht mit Geld am häufigsten die Jugendliebschaften, die Liebeleien des Quartier Latin? 5000 Franken, das war für eine Handwerkerin schon Etwas, womit sie sich etabliren konnte, eine Art Aussteuer, der Anfang eines Glücks vielleicht. Und für ihn konnten sie das Lösegeld, seine Freiheit bedeuten. Und schließlich hatte er ja keine Jungfrau verführt. Marie hatte ihm nur, und zwar aus eigenstem freien Antriebe, zwei Jahre ihres Lebens geschenkt. 5000 Franken! Das hieß bezahlt! . . .

Und Jean Delly war kein Bösewicht! Noch am Abend, im Hochgefühl des Triumphes, hatte er seine kleine Freundin, die ihn ganz schüchtern auf der Straße, am Eingang für die Schauspieler, erwartete, freudig umarmt . . . Aber ein ungestillter, rasender Wunsch verblendete ihn.

O Gefühllosigkeit, o Härte des Menschenherzens! O über die Niedrigkeiten, die in einer Minute erdacht, beschlossen, ausgeführt sind!

Marie würde ihn ohne Zweifel so bald als möglich besuchen, vielleicht diesen Morgen schon.

Er kleidete sich hastig an und schrieb in einem Zuge den Abschiedsbrief. Er beschwor Marie, ihm zu verzeihen. Aber er liebte sie nun einmal nicht mehr. Sie könnten sich hinfort gegenseitig doch nur noch zur

Digitized by Google

Qual leben. Und, das Geld anzubieten, fand er, der Mann der Feder, eine geistvolle, fast zärtliche Wendung.

Er legte die Hülle, die den Brief und die Banknoten enthielt, recht angenfällig auf den Tisch, sagte im Fortgehen dem Portier, daß, wenn Fräulein Marie käme, oben Etwas für sie läge, stieg in eine Droschke und ließ sich zu Nelly fahren.

Seit einigen Tagen spielte sie nicht mehr im Vaudeville, wo ihr Engagement soeben zu Ende gegangen war. Einige Monate zuvor hatte sie, angesichts sehr vortheilhafter Anerbietungen nach Rußland, abgelehnt, es zu erneuern. Dann war Jean erschienen, sie hatte sich nicht mehr von ihm entfernen wollen, und noch am Abend zuvor hatte sie den Theateragenten abgeschüttelt, der in sie drang und sich nicht erklären konnte, warum ein hübsches Weib eine Reise in das Land der Rubel abschlug.

„Es ist geschehen. Ich habe mit ihr gebrochen!" rief Jean in den Armen der Schauspielerin.

Und er erzählte ihr, mit häßlicher, egoistischer Freude, die schlechte Handlung, die er soeben begangen. Nelly, eine Maitresse trotz alledem, bewunderte ihn und war stolz und gerührt, daß er, ohne zu zögern, um ganz ihr anzugehören, das erste Gold geopfert hatte, das ihm das Glück zuwarf.

„Und ich, ich bin auch frei!" sagte sie zu ihm, auf seine Schulter gelehnt, „ich bin Dein und gehöre Dir für immer! . . . Dieser Luxus, der mich umgiebt, erregt Dir Abscheu . . . Du bist stolz, Du hast Recht . . . Nun, beruhige Dich nur . . . Ich habe bis jetzt, ohne zu rechnen, gelebt, und seit vierzehn Tagen habe ich den Herzog fortgeschickt, der meine Schulden bezahlen wollte . . . Wohlan, Möbel, Toiletten, Schmuck, Alles lasse ich meinen Gläubigern . . . Du wirst eine Kameradin haben, die eben so arm ist wie Du . . Sprechen Sie, mein Herr, werden Sie dann auch noch Ihre Freundin im Grisettenkleide lieb haben? Bah! Es ist gar nicht so lange her, daß ich höchst eigenhändig meine Wäsche ausbesserte und meine Suppe kochte . . . Ich werde das Theater verlassen, willst Du? . . . Du würdest doch zu eifersüchtig sein, nicht wahr? wenn ich dort bliebe, und ich, ich könnte nicht genug bei Dir sein . . . Nein, ich will Deine Wirthschafterin werden, und Du sollst sehen, wie ich Dich pflegen werde, während Du allerhand schöne Sachen schreiben wirst . . . Zunächst wirst Du jetzt Deinen Lebensunterhalt verdienen; Du wirst nicht reich sein, bei Gott! . . . Dichter haben kein Glück. Aber ich werde so vernünftig sein . . . Ja! wir werden sogar noch große Sprünge machen können. Und Du wirst mir bald mein erstes Schmuckstück kaufen . . . Ohrringe in Doublé, zehn Franken das Paar, wie jene beim Juwelier in der Rue Ménilmontant, die so sehr meinen Neid erregten, da ich mich noch als Kind auf der Straße umhertrieb . . . O mein Jean, wie liebe ich Dich!" . . .

Digitized by Google

Und wie er sie feurig an sich preßte, fügte sie, sich losmachend, hinzu:

„Nein, noch nicht, noch nicht und nicht hier . . . Hier erinnert mich Alles an meine Vergangenheit, widert mich Alles an . . . O vergieb mir! Ich war ja Dir noch nicht begegnet, ich wußte ja nicht, was es heißt, zu lieben . . . Nein, ich will noch heut Abend zu Dir kommen, in die ärmliche Wohnung, wo Du so unglücklich gewesen bist. Ich werde dorthin kommen, um nicht mehr fortzugehen, und Nichts will ich mitbringen als die Kleider, die ich am Leibe trage . . . Sprich, bist Du einverstanden? . . . Jetzt gehe an Deine Geschäfte . . . Du mußt Dich im Theater zeigen, Du mußt allen Deinen Bekannten danken, Deinen Interpreten, jenen Journalisten, die Dich soeben als großen Dichter ausposaunt haben und die man subtil behandeln muß . . . Ich kenne das . . . Währenddem werde ich hier Alles regeln, und das wird nicht lange dauern, ich versichere Dich. Ich werde nicht einmal die wenigen Louis in meinem Portemonnaie behalten . . . Es giebt ja genug Sammelbüchsen für die Armen . . . Erwarte mich heut Abend, um sechs Uhr, und laß uns unser gemeinsames Leben damit beginnen, daß wir in Deiner Kneipe speisen, mit jenen Kutschern zusammen, weißt Du? dort, wo Du den armen St. Firmin kennen gelernt hast . . . Es liegt mir daran, daß auch ich ein wenig Dein großes Elend getheilt habe!" . . .

Jean ging, berauscht von Stolz, eine solche Leidenschaft eingeflößt, solche Opfer veranlaßt zu haben.

Allein und von dem Wunsche beseelt, sobald als möglich die Spuren ihres galanten Lebens zu vernichten, nahm Nelly zuerst aus einem Schubfache einige Packete Briefe und warf sie in's Feuer.

Sie sah sie brennen und wollte gerade ihrer Kammerfrau klingeln, um ihr den soeben gefaßten Entschluß anzukündigen, als diese erschien und sagte:

„Kann Madame das Mädchen Ihrer Modistin empfangen? . . . Sie ist unten mit dem bewußten Hut, den Madame vor acht Tagen bestellt hat."

„Laß sie heraufkommen," erwiderte Nelly Robin mechanisch.

Und während die Kammerfrau gehorchte, dachte die Schauspielerin und konnte nicht umhin zu lächeln:

„Ein Hut für fünf Louis! Ich werde ohne Zweifel auf lange hinaus keinen solchen mehr tragen, und dieser soll nach der Execution durch die Gerichtsdiener bezahlt werden wie das Uebrige . . . Bah! ich will ihn heut Abend aufsetzen, wenn ich mich bei Jean einlogiren werde."

Denn welche Macht der Erde vermöchte eine Frau, selbst wenn sie närrisch vor Liebe, selbst wenn sie in einer Krise der Leidenschaft ist, zu hindern, daß sie einen hübschen Hut probirt?

Das Mädchen trat ein und öffnete seinen Carton.

„Lassen Sie sehen," sagte Nelly.

Sie stellte sich vor ihren Spiegel, rückte den koketten Chiffon auf ihrem Kopfe zurecht und bemerkte erst jetzt im Spiegel das Gesicht der jungen Modistin.

Digitized by Google

Was hatte sie nur, die arme Kleine mit den goldrothen Haaren? Warum waren jene hübschen kaffeebraunen Augen mit Thränen gefüllt? Und warum stützte sie sich wie ohnmächtig auf die Lehne eines Fauteuils?

Es war Marie, die den Hut gebracht hatte.

Oh! wie war sie heut Morgen so fröhlich aus dem Atelier weggegangen, ihren Carton unter'm Arm!

Schnell, erst zu Jean! Er mußte lange geschlafen haben, nach all' den Aufregungen seines Triumphes. Sie würde ihn beim Aufstehen finden, ihren Vielgeliebten, ihren Dichter, wie er endlich glücklich war. Aber nein, schon ausgegangen! „Sie können sofort hinaufgehen, Fräulein," hatte ihr der Portier gesagt, „es ist oben Etwas für Sie."

Was das oben war? großer Gott! es war der schreckliche Brief und jene Banknoten, die sie sogleich wieder fortgeworfen hatte, die ihr in den Fingern gebrannt hatten. So, das war zu Ende. Jean liebte sie nicht mehr und verabschiedete sie, bezahlte sie wie eine Dirne. Roth, als hätte sie einen Backenstreich erhalten, todt das Herz, das Blut im Gehirn, war sie geflohen und weinte auf der Straße, ohne sich zu schämen.

Wenn Sie einen großen Kummer haben, wenn Ihr Liebhaber Sie verläßt, schöne Dame mit den drei Toiletten täglich, so verriegeln Sie Ihre Thür, Sie schließen sich in Ihr Boudoir ein mit einem Flacon englischen Riechsalzes, und Sie können dann wenigstens in der Einsamkeit schluchzen. Ich beklage Sie, gewiß! denn das Leiden ist dasselbe für das Herz einer verlassenen Frau, ob es nun unter Seide oder unter grobem Zwillich schlägt. Aber haben Sie gütigst Mitleid mit dem kleinen Laufburschen von Modistin, die vor allen Passanten, die Trottoirs entlang, um ihr verlorenes Glück weint, und die, trotz ihres Schmerzes, — der ebenso grausam ist wie der Ihrige, schöne Dame, — dennoch ihre triviale Besorgung nicht vergessen darf und einen Hut zur Kundin tragen muß.

Marie hatte Nelly Robin niemals gesehen, hatte ihren Namen erst heut Morgen erfahren, wußte Nichts von ihr. Ohne daß die Eine oder die Andere es ahnte, standen sich die beiden Rivalinnen gegenüber.

Vor dem Gesicht der Unbekannten, das durch den Schmerz verstört war, wurde Nelly von Mitleid erfüllt. Von Natur sehr gutmüthig, war sie es um so mehr an diesem für sie so glücklichen Tage.

„Was fehlt Ihnen denn, meine liebe Kleine?"

Aber Marie sank unter der Wucht ihres allzu schweren Kummers auf einen Divan und barg den Kopf in ihren Händen. Nelly setzte sich liebreich neben sie und war mit mütterlicher Zärtlichkeit um sie bemüht.

„Ein schwerer Kummer wohl? . . . Kommen Sie, mein liebes Kind, weinen Sie nicht so . . . Sie kennen mich zwar nicht, aber Sie können Vertrauen zu mir haben! . . . Ich würde so zufrieden sein, wenn ich Ihnen helfen könnte . . . Und, auf alle Fälle, sagen Sie mir getrost, was Sie so betrübt."

Digitized by Google

Sich anvertrauen ist ein so natürliches Bedürfniß, und diese schöne Dame schien so gütig! Seit zwei Stunden irrte Marie in Paris umher, sterbensmatt vor Verzweiflung: Sie offenbarte das Geheimniß derselben in einem Weheruf.

„Jean! . . . Mein Jean hat mich verlassen! . . ."

Ihr Jean? . . . Nelly war das Herz wie zugeschnürt infolge einer Vorahnung. Mehrmals hatte sie mit eifersüchtiger Neugier den Dichter über seine kleine Freundin befragt: „Hübsch, nicht wahr? Wie sieht sie denn aus? Und jetzt, just während sie dieses jugendliche, von Thränen überströmte Gesicht betrachtete, das dem ihren so nahe war, und unter dem in Unordnung gerathenen rothen Haar diese Stirn, auf die sie, einer Regung der Sympathie folgend, beinahe ihre Lippen gedrückt hätte, erinnerte sich die Schauspielerin der verlegenen Antwort Jean Dellys: „Ein Rothkopf mit braunen Augen."

„Ein Liebeskummer also. Ich dachte mir's," sagte Nelly mit veränderter Stimme. „Lassen Sie hören, Liebchen, erzählen Sie mir das . . Und vor Allem: wie heißt denn das herzige Kind, das so großen Kummer hat?"

Und das junge Mädchen warf Nelly unter Thränen einen Blick der Dankbarkeit zu und antwortete mit Anstrengung:

„Wie gütig Sie sind, Madame! . . . Ich heiße Marie."

Da wurde die Hand, welche die ihrige drückte, eisig kalt, der Arm, der um ihre Taille lag, sank herab. Aber Marie achtete nicht darauf. Eine Stimme von Mitgefühl hatte sie gebeten, ihr Herz zu erleichtern. Es schüttete sich aus, es ergoß sich in Klagen und Schluchzen.

„Mein Jean! . . . Ich liebte ihn so sehr! . . . Wenn Sie wüßten!"

Und Marie ließ sich zu Nellys Füßen gleiten, behielt die Hand der Dame, die soviel Mitleid zeigte, in der ihrigen, küßte sie wiederholt schmeichelnd wie ein krankes Kind und erzählte von den zwei Jahren ihres Glücks und ihrer Liebe, wo alle Minuten ihres Lebens Jean gehört hatten, wo jeder Stich ihrer Nadel von einem Gedanken der Anbetung für ihren Vielgeliebten begleitet gewesen war. Sie hatte geglaubt, daß er sie liebte. Aber sie war weder thöricht noch eitel gewesen. Sie sagte sich wohl manchmal mit Seufzen, daß ein unwissendes Mädchen wie sie nicht die einzige Liebe eines Dichters sein könnte. Zweifellos wird er von anderen Frauen verführt werden, die ihn liebten — er war ja so entzückend! — und würde ihr untreu werden. Alles vergeht, Alles hat ein Ende, sie wußte es wohl. Sie durfte nur hoffen, daß er ihr einen kleinen Raum in seiner Freundschaft wahren werde, daß er stets ein wenig Zärtlichkeit für diejenige haben werde, die ihm während seiner traurigen Jugend Glück gespendet hätte. Hundert Mal hatte er es ihr geschworen. Wenn sie ihn doch wenigstens sehen, mit ihm zusammenkommen könnte — und gar nicht einmal oft, wenn er es so gefordert hätte — ihn zu pflegen, sobald er krank wäre, sie hätte sich mit einer kargen Zärtlichkeit begnügt, solch einer,

Digitized by Google

wie man sie wohl beiläufig dem Hunde des Quartiers zu Theil werden läßt. Aber nein. Er trieb sie in hartherziger, in brutaler Weise von sich. Oh! über den Schlechten und Undankbaren! Und er warf ihr wie einen Schimpf dieses elende Geld hin! Geld! Sie brauchte Nichts mehr. Ihr Jean hatte ihr das Herz gebrochen. Sie würde daran sterben, ja wohl! sie würde daran sterben! Und wenn der Tod auf sich warten ließe, je nun, es gab Wasser unter den Brücken und Kohlen bei dem Kohlenhändler! . . .

Heftig legte ihr Nelly die Hand auf den Mund.

„Was sagen Sie da, kleine Unglückliche? . . ."

Vor ihrer Rivalin hingesunken, den Kopf auf deren Knieen, schwieg Marie, und jetzt weinte sie, weinte und weinte.

Und während Nelly noch das trostlose Mädchen betrachtete, fühlte sie sich von namenlosem Mitleid ergriffen. Denn: das Unglück, das sie hier vor Augen hatte, es war ihr eigenes Werk. Wahrhaftig, das erste Mal, wo sie ernstlich liebte, hatte sie kein Glück. Sie konnte nur glücklich sein, indem sie Böses stiftete. Und während sie diese arme kleine Marie betrachtete, die Jean ihr opferte, empfand sie ein unbestimmtes Gefühl des Neides. Sie selbst hatte diese echte und aufrichtige Leidenschaft, diesen schönen Schmerz, nie kennen gelernt. Das Beste, was ihr noch das Leben, dessen goldene Schande sie jetzt verabscheute, geboten hatte, das waren — welcher Hohn! — die bei Lamorlière verlebten Jahre, ihre Ergebenheit als dienende Maitresse eines alten und lächerlichen Komödianten. Marie konnte doch nach alledem wenigstens sterben. Sie hatte gelebt, hatte geliebt; sie hatte eine kurze, aber entzückende Jugend genossen. Oh! Wie beneidete Nelly sie um ihren schönen Traum, selbst um den Preis eines so rauhen Erwachens! . . . Aber wie sie so von Neuem ihr Opfer betrachtete, das völlig niedergeschmettert war, dem beständig große Thränen unter den geschlossenen Augenlidern hervorquollen, und das den rührenden Eindruck eines verwundeten Vögleins machte, da regte sich das gute Herz Nellys, und sie wurde zugleich von einer unbestimmten Verachtung, einer Art von Abscheu gegen diesen Jean erfaßt, diesen Egoisten und verführerischen Dichter, dem sie sich so unklug hingegeben hatte, dem sie, sie konnte es sich nicht verhehlen, jene schlechte Handlungsweise inspirirt hatte, und der sie ohne Zweifel bald ihrerseits würde Qualen erleiden lassen, da sie ihn ja auch liebte.

„Und sagen Sie mir, Liebchen," fragte sie das junge Mädchen, das sich ein wenig beruhigte, „wissen Sie, um wessen willen Sie verlassen sind?"

„Ach! nein," antwortete Marie. „Seit einiger Zeit hatte ich wohl bemerkt, daß Jean mir gegenüber nicht mehr derselbe war. Aber ich hatte so viel Vertrauen zu ihm! Ich wies meinen Argwohn weit von mir, tadelte mich sogar deswegen . . . Aber die Lebensweise Jeans ist eine andere geworden; er geht jetzt hinter die Coulissen. Dort wird er vermuthlich irgend eine schöne Schauspielerin gefunden haben, die viel liebenswürdiger ist als ich, Toiletten hat und Luxus treibt, von Huldigungen umgeben ist,

Digitized by Google

und die es versteht, die Kokette zu spielen und einen Mann eifersüchtig zu machen... Oh! so ist es, gewiß, und ich war von Anfang an verloren... Denn ich verstand ja nur, ihn unsinnig zu lieben, meinen Jean, und hatte ihm Nichts weiter zu geben, als mein armes Herz! . . ."

Und während Marie mit keuchenden Worten ihrem Schmerze noch freien Lauf läßt, siehe, da ist im Geiste Nelly Robins soeben ein Wunsch entstanden, ach! ein Wunsch, der ihr viel Schmerz bereitet, der aber gebieterisch, unwiderstehlich ist, nämlich: sie will auf Jean verzichten und ihn dieser armen Kleinen zurückgeben. Sie kennt das Leben, sie weiß, was sie aufgiebt. Mit dreißig Jahren liebte sie zum ersten Male, und es war köstlich. Ach! es ist sehr hart, diese späte Liebesblüthe sich aus dem Herzen zu reißen. Dieselbe wird nicht wiederkehren, deß ist sie sicher. Und nicht allein Jean vermißt sie, sondern auch die Empfindung, die sie für ihn hegte. Ja, es ist hart! Aber das schöne Mädchen hat alle Verderbniß gekostet, ohne ihren Fonds von Edelmuth, ohne ihr angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, ihren plebejischen Sinn für Gleichheit zu verlieren. Daß ihr die schönen, aber duftlosen Camelien widerwärtig geworden sind, ist das ein Grund, jenem Kinde, das da vorübergeht, sein armseliges Veilchensträußchen zu nehmen, das nur zwei Sous werth ist, aber gut duftet? . . .

Schöne Dame, mit den drei Toiletten täglich, Sie würden ebenso handeln, davon bin ich überzeugt. Sie tragen in Herzensangelegenheiten keine Eitelkeit und keine Selbstliebe hinein; und sollte der Cavalier Ihrer besten Freundin versuchen, Ihnen den Hof zu machen, so ist Ihnen das, ich zweifle nicht daran, im höchsten Grade unangenehm. Geben Sie mir nur das Eine zu: daß diese Nelly Robin, trotz all' ihrer Flecken, das Herz ganz ebenso auf dem rechten Fleck hatte, da sie, selbst in voller Leidenschaft, in vollem Begehren, einem Instincte der Gerechtigkeit und des Erbarmens gehorchte.

Nelly hatte Marie aufgehoben, hatte sie neben sich niedersitzen lassen.

„Wollen Sie, mein Kind," sagte sie mit herzlicher Stimme, „daß ich Ihnen jetzt einen guten Rath gebe?"

„Gewiß, Madame, aber zuvor lassen Sie mich Ihnen sagen, wie sehr ich verwirrt bin . . . Ich habe Ihnen soeben tausend Thorheiten erzählt, und ich bitte Sie dafür recht sehr um Vergebung."

„Lassen wir das. Sie sollen mir später danken . . . Die Brutalität, womit Ihr Geliebter Sie verlassen hat, ist meines Erachtens ein Beweis dafür, daß er in einer Augenblickslaune, in der Heftigkeit gehandelt hat . . . Und dies ist nicht das Gewöhnliche bei ihm, nicht wahr? . . ."

„Oh! gewiß nicht . . . Er ist immer so nett gegen mich gewesen!"

„Nun wohl, Sie müssen ihn wiedersehen. Ja! ich kenne die Menschen. Zu dieser Stunde, ich möchte darauf schwören, bereut er schon, so schlecht gewesen zu sein; denn er muß inzwischen nach Hause zurückgekehrt sein und

Digitized by Google

dort jenes Geld wiedergefunden haben . . . Sie müssen ihn so bald als möglich wiedersehen . . . Können Sie es schon heute?"

„Ich kann zu ihm gehen, wie ich es oft that, nach 6 Uhr, wenn ich aus dem Geschäft komme."

„Versäumen Sie das nicht. Wollen Sie es mir versprechen? . . . Entweder hat dieser Jean kein Herz, oder er wird erröthen über seine Handlungsweise vor diesen schönen, ganz verweinten Augen . . ."

„Ach, Madame, hoffen Sie das? . . . Oh! ich bin nicht so stolz, ich würde schon mehr als zufrieden sein, wenn er mich nur noch ein bischen lieben wollte, nur aus Mitleid . . . Aber ich wage selbst daran nicht zu glauben."

„Aber ich, mein Liebling, ich bin beinahe gewiß, daß er Ihnen einen Empfang bereiten wird, über den Sie erstaunt sein werden . . . Also abgemacht. Sie werden heut Abend zu ihm gehen . . . Versuchen Sie nur, bis dahin nicht mehr zu weinen . . . Und jetzt umarmen Sie mich, denn ich werde Ihnen zu beweisen wissen, wie sehr ich Ihre Freundin bin."

Und Nelly küßte sie auf die Stirn und verabschiedete das junge Mädchen, das noch sehr in Unruhe war, ein wenig getröstet jedoch und von einer leichten Hoffnung beseelt.

Bei der Rückkehr in seine Wohnung hatte Jean auf seinem Tische die Banknoten vorgefunden, die Marie hatte liegen lassen.

„Bah! ich werde schon machen, daß sie das Geld nimmt," hatte er zu sich gesagt, wobei er indessen ein wenig üble Laune und einige Scham empfand.

Aber er hatte auch nicht umhin gekonnt, zu denken:

„Diese herzige Kleine! Sie liebte mich trotzdem."

Dann hatte er aber diese unbequeme Erinnerung wieder von sich gewiesen, hatte ein wenig Ordnung in sein Zimmer gebracht und schritt nun, in nervöser Aufregung, mit klopfendem Herzen, wie ein gefangener Löwe im Käfig auf und ab; er sehnte ja so heiß die Stunde herbei, den Augenblick des Triumphes und der Liebe, da Nelly zu ihm kommen würde.

Aber um $5^1/_2$ Uhr erschien der Portier mit einem Briefe, den ein Dienstmann soeben gebracht hatte, ohne auf Antwort zu warten, und Jean las, das Herz von einem Schüttelfrost durchbebt, folgende abscheuliche Zeilen:

„Erwarten Sie mich heut Abend nicht, mein lieber Poet. Weder heut Abend, noch jemals. Behandeln Sie mich als Kokette, als eine Elende. Verachten Sie mich, hassen Sie mich. Aber es geht nun einmal nicht anders.

Heute Morgen, nach Ihrem Weggange, ist mir plötzlich klar geworden, daß wir alle Beide im Begriff standen, eine große Thorheit zu begehen. Und zwar hat mich, ich gebe es zu, eine unbedeutende Kleinigkeit aus meinem Traume gerissen. Meine Modistin hat mir einen neuen Hut für fünf Louis gebracht, und ich habe mich hierbei erinnert, daß solche Blumen nicht am Fenster einer Mansarde wachsen. Nach acht Tagen schon hätte

Digitized by Google

ich die hübschen Hüte und das Uebrige vermißt. Sie haben sich getäuscht, ich bin nur eine Maitresse, aber eine gutes Mädchen, das Ihnen trotz alledem eine große Enttäuschung erspart. Versuchen Sie nicht, mich wiederzusehen. Ich habe soeben ein Engagement nach St. Petersburg abgeschlossen, wo der Großherzog, der mich vorigen Winter in einer Loge des Vaudeville bewunderte, mich durchaus, und zwar nicht so sehr aus der Entfernung, wiedersehen will. Aber bevor ich mich nach den Eisfeldern des Nordens aufmache, will ich ein Sonnenbad nehmen und reise daher noch heut Abend nach Nizza ab, wohin mich der Herzog von Eylau, ein Freund, gegen den ich sehr ungerecht war, begleiten wird. Leben Sie wohl und viel Glück. Ich hoffe, daß Sie in einigen Tagen, nach ruhiger Ueberlegung, nicht allzu sehr einem Weibe zürnen werden, die so glücklich gewesen ist, mein lieber Poet, Ihr erstes Debüt am Theater zu erleichtern, und die nicht aufhören wird, sich für die neuen Erfolge zu interessiren, die Ihren sicherlich noch beschieden sind.

Ihre Freundin trotz alledem Nelly Robin."

Diesen Brief, den Nelly im Fieber ihrer guten Regung, aber doch mit recht schwerem Herzen und mit so mühsamer Anstrengung geschrieben hatte, las Jean Delly zum zehnten Male wieder, allen Qualen der ungestillten Sehnsucht und tödtlich verletzten Eigenliebe preisgegeben, als Marie ankam.

Obwohl der Schlüssel in der Thür steckte, hatte das junge Mädchen doch zuerst schüchtern geklopft, ach! wie bei einem Fremder. Aber Jean, ganz außer Fassung, hatte Nichts gehört. Sie erschien daher plötzlich, ganz eingeschüchtert vor ihm und richtete zu ihrem undankbaren Freunde einen furchtsamen und treuen Blick empor wie ein geschlagener Hund.

Die arme Nelly hatte sich nicht getäuscht. In einem Gedankenblitze verglich der phantasiereiche Mann die beiden Frauen, ihre beiderseitige Liebe zu ihm. Wie hatte er doch diesem herzigen Kinde entsagen können um eines eitlen und verdorbenen Frauenzimmers willen? Ihn schauderte. Und dann kam Marie auch gelegen: sie war die Tröstung.

Jean eilte auf sie zu und preßte sie leidenschaftlich an sich.

„Vergieb mir!" sagte er zu ihr mit zitternder Stimme. „Vergieb mir, meine innig geliebte Marie! ... Du bist die Treuherzigkeit, die Offenheit, Du bist das schlichte Glück und die wahrhafte Liebe! Und ich stand im Begriff, Dich zu verlassen, um einer Lügnerin, einer Elenden willen! ... Aber das ist ganz aus, ich schwöre es Dir! ... Und da ich hinfort kein Geheimniß mehr vor Dir haben will, nimm, lies" — fügte er hinzu, indem er ihr den Brief reichte — „und sieh, um welcher Person willen ich im Begriff war, Dir soviel Leiden zu bereiten und eine Infamie und eine Feigheit zu begehen!"

Marie, berauscht und wie betäubt von Glück, schwankte und ließ sich auf einen Stuhl nieder, und während der Dichter vor ihr auf die Kniee

Digitized by Google

sank und seine vor Scham rothe Stirn in den Schooß seiner Geliebten barg, las sie den verhängnißvollen Brief und den Namen, mit dem er unterzeichnet war: „Nelly Robin!"

So, also um Nelly Robin hatte sie Jean verlassen wollen! Nelly Robin, dieselbe, der sie heut Morgen ihr Unglück anvertraut hatte! . . . Und nun begriff Marie die großmüthige Lüge und das hochherzige Opfer ihrer Rivalin und war gerührt bis in's innerste Herz.

VIII.

Dreißig Jahre sind nun seit damals vergangen, und die beiden alten Freundinnen, die mir an einem lauen Nachmittage des Vorfrühlings auf einer Bank der Esplanade der Invaliden ihre Geschichte erzählt haben, sind Niemand anders als Marie und Nelly.

Alle Beide aus dem Volke und aus dem Elende hervorgegangen, sind sie auf ihr alten Tage, gedrängt durch widriges Geschick, dorthin zurückgekehrt.

Jean Delly erschien am Dichterhimmel wie ein Meteor: er glänzte plötzlich helleuchtend auf, um alsbald wieder zu verschwinden. Kurze Zeit nach dem Erfolge seiner „Sternennacht" und des Bandes Gedichte, welcher ihr folgte und der der litterarischen Welt die Hoffnung gab, daß ein großer Dichter geboren sei, — wurde er krank, siechte dahin und arbeitete nicht mehr. Kaum 25 Jahr alt, starb er, von der Schwindsucht dahingerafft, in den Armen seiner treuen Marie, der er, ein Egoist bis zum Ende, nicht einmal seinen Namen vermachte. Mit der bescheidenen Baarschaft, die er ihr hinterließ, miethete das arme Mädchen einen kleinen Laden und versuchte, von ihrem Geschäft zu leben. Aber sie war weder eine gewandte Verkäuferin noch eine sehr geschickte Arbeiterin; ihr Unternehmen prosperirte nicht, und sie war überglücklich, daß sie, dank einer geringen Summe Geld, die ihr noch blieb, eine alte Leihbibliothek im „Großen Kieselstein" kaufen konnte, wo sie ihr Dasein fristete, indem sie gleicherweise Schreibmaterialien wie Zeitungen verkaufte. Ihre Sinne waren abgestorben am Krankenbett Jeans, in den langen Nachtwachen, und ihr Herz hatte sich bei dem letzten Seufzer des Dichters für immer geschlossen. Uebrigens, ihr weiblicher Reiz, ganz Anmuth und Frische, verging schnell. Nach und nach, in Folge nagender Arbeit des Kummers, der Armuth, der Einsamkeit, ließ sie sich gehen und wurde ziemlich rasch eine alte Frau, die in einem Umschlagetuch und einer Haube einherging.

Nelly hingegen, die bis in die Vierziger schön geblieben, setzte ihr tolles Leben in St. Petersburg fort, als sie plötzlich von einer Gliederlähmung getroffen wurde. Ihr Verfall vollzog sich rasch und war schrecklich. Nach Paris fast lahm zurückgekehrt, lebte sie daselbst eine Zeit lang von den Trümmern ihres Schiffbruchs und von dem Ertrag einer ihr be-

Digitized by Google

willigten Benefizvorstellung. Aber da sie in keiner Weise auf die Zukunft bedacht war, so lernte sie rasch das Elend kennen. Die alten Bewunderer waren todt oder in alle Winde zerstreut. Sie mußte bei einigen Colleginnen von ehemals, die glücklicher oder verständiger als sie gewesen waren, die demüthigende Rolle einer heruntergekommenen Freundin spielen, der man hie und da einen Louis oder ein altes Kleid giebt. Bald, ach! versagten ihr auch diese schmachvollen Almosen. Ihre allzu bittere Noth, ihre Gebrechlichkeit wirkten abstoßend. Da, mitten in ihrer Verzweiflung schöpfte die unglückliche Frau wieder ein wenig Muth. Sie erinnerte sich, daß sie ja als junges Mädchen im Camisol gegangen und oft zum Frühstück eine ganz gewöhnliche Wurst gegessen, die sie im Schlächterladen schmarotzt hatte. Als ehemalige Schauspielerin konnte sie auf Unterstützung, sehr minimale zwar, aber regelmäßige, von Seiten der Theater-Verwaltung und einiger Wohlthätigkeitsgesellschaften rechnen. Sie verkaufte ihre letzten galanten Lumpen, miethete in einem entlegenen Viertel nahe am Marsfelde eine Mansarde und beschied sich damit, dort wie eine Bettelfrau, aber ohne Schande, zu leben.

So trat Nelly Robin, der Prinzen von Geblüt zu Füßen gelegen hatten, die aber jetzt ungefähr wie eine alte Wollkämmerin aussah, eines Tages, um ihr „Kleines Journal" zu kaufen, in den Laden Maries, der „Mutter Marie", wie man sie in der Vorstadt zu nennen pflegte.

Sie hatten sich nur einmal in ihrem Leben gesehen, aber in welcher unvergeßlichen Stunde! Sie betrachteten einander lange, und trotz ihrer so grausam verwüsteten Züge erkannten sie einander schließlich am Blick, der sich nicht verändert.

„Aber . . . Sie sind die Geliebte Jean Dellys? . . ."

„Sie sind Nelly Robin!"

Und, die Kehle wie zugeschnürt, erstickend vor Aufregung, näherten sich die beiden Frauen, faßten sich an den Händen und umarmten sich unter Thränen.

Sie sahen sich alle Tage, um von der Vergangenheit zu plaudern. Marie sagte jetzt Nelly, wie dankbar sie ihr stets dafür gewesen sei, daß Jene ihr einst Schonung bewiesen; und Nelly konnte Marie gestehen, daß jene Liebe, die sie angesichts des Unglücks ihrer Nebenbuhlerin geopfert hatte, die einzige wahrhafte ihres zügellosen, im Grunde so traurigen Lebens gewesen war.

Es that ihnen allen Beiden unendlich wohl, von dem theuren Verstorbenen zu sprechen. Sie liebten einander im Andenken an ihn. Bald entschlossen sie sich, beisammen zu wohnen, und die gutmüthige Marie pflegte die Gebrechliche nach besten Kräften und brachte es durch die Macht des Beispiels nach und nach dahin, daß die einstige Courtisane ihre Gewohnheiten der Ordnung und der Decenz annahm. Ihr beiderseitiges Unglück wurde vereint erträglich. Welch' sauberen und anständigen Eindruck

Digitized by Google

machten die beiden armen Freundinnen an dem Tage, wo sie mir ihre Mittheilungen anvertrauten! Man hätte sie für zwei recht würdige Matronen gehalten, ich versichere es. Wie rührend war es, wenn Marie in ihren Händen die fast leblose Hand der Gelähmten wieder zu erwärmen versuchte! Und wie glänzten die noch immer wundervollen Augen Nellys, die einst ganze Säle von Zuschauern entzückt hatten, von Dankbarkeit, wenn sie auf ihrer Freundin ruhten!

„Sie können sich keinen Begriff machen, mein Herr, von ihrer Ergebenheit für mich," sagte die alte Nelly am Schlusse ihres Berichts zu mir. „Aber sie ist ein wahrer Schatz für mich, diese Marie . . . Und so erfinderisch, so sparsam! Wenn wir unsere vier Sous zusammenlegen, so leiden wir wahrhaftig an Nichts Mangel . . . Niemals eine Klage, eine Ungeduld, obgleich ich immer krank und recht beschwerlich bin . . . die zärtlichste Tochter könnte nicht mehr für ihre Mutter thun . . . Und warum ist sie so? — frage ich Sie. Weil ich sie einmal, das ist schon sehr lange her, unglücklich gesehen und ein gutes Herz gehabt habe . . . Sollte man nicht meinen, sie fühlt sich, um ein so Geringes, meine Schuldnerin?" . .

Aber die andere Greisin unterbrach sie mit einem Blick, und ich werde niemals den tiefen, den leidenschaftlichen Klang ihrer Worte vergessen:

„Nun ja, ich bin Deine Schuldnerin, Deine Schuldnerin auf ewig! . . . Du hast mir einst das gelassen, was Du mir nehmen konntest und was Du selbst ach! niemals besessen hast, meine liebe Nelly . . . Ich werde das niemals vergessen, und ich werde niemals genug für Dich thun . . . Denn, sehen Sie," fügte sie hinzu und wandte mir ihr verwelktes Gesicht zu, dem ihr Lächeln gleichwohl einen flüchtigen Reiz verlieh — „sehen Sie, ein wenig Liebesglück in der Jugend, das ist Alles, was wir Gutes im Leben haben, wir armen Frauen."

Digitized by Google

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Deutschlands Kolonien. Ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Von Rochus Schmidt. Mit Bildern und Karten. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall und Grund.

Flußpartie auf Samoa.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist hinreichend bekannt. Sein früherer Chef, Major von Wissmann, nennt ihn in einem einleitenden Worte einen der im Afrikadienste erfahrensten Offiziere und weist darauf hin, daß, wenn er auch bislang nicht Zeit und Gelegenheit gefunden habe, die Arbeit durchzulesen und in Folge dessen über das Werk selbst Kritik nicht üben könne, der langjährige Aufenthalt des Verfassers in Ost-Afrika, seine Stellung während des Aufstandes, und endlich seine Thätigkeit als Offizier der kaiserlichen Schutztruppe ein werthvolles Urtheil gewährleisten; er ist überzeugt, daß dieses Buch wie kaum ein anderes beitragen wird zur Aufklärung der Verhältnisse in unseren überseeischen Besitzungen, und daß es das Interesse an denselben stärken und mehren wird.

Das Buch behandelt im ersten Bande Ost-Afrika und im zweiten Bande West-Afrika und die Südsee. Der Verfasser, der aus eigener Anschauung nur über Ost-Afrika schreiben kann, ist weit davon entfernt, seine dort gewonnenen Erfahrungen zu verallgemeinern und auf andere Colonien zu übertragen. Er hat vielmehr bezüglich der Südsee und West-Afrikas die vorhandenen Quellen gesichtet und benutzt und auch von den Mittheilungen und Beiträgen seiner in den Colonien wohlerfahrenen Freunde und Bekannten reichlichen Gebrauch gemacht. So stammen z. B. die

Digitized by Google

Kru-Neger.

Station Saadani.
Aus: Rochus Schmidt: „Deutschlands Colonien". Verein der Bücherfreunde, Schall und Grund.

Digitized by Google

Abschnitte über die Colonien in der Südsee sämmtlich aus der Feder des dort wohlbewanderten Dr. Neubaur.

Im ersten Bande folgt auf eine kurze „Einführung", in der die Colonialbewegung in Deutschland als Ausfluß einer handelspolitischen, für die nächsten Jahrhunderte maßgebenden Strömung hingestellt wird, eine Geschichte der colonialen Unternehmung Brandenburg-Preußens an der Westküste Afrikas, ein Abschnitt, der seinen Platz besser im zweiten Bande gefunden hätte, während das 5. und 6. Kapitel des zweiten Bandes, die sich mit dem deutschen Schutzgebiete in der Südsee und auf den Samoa-Inseln beschäftigen, vielmehr in den ersten Band hineingezogen werden mußten. Den Rest dieses Bandes füllt dann die Schilderung Ost-Afrikas, so weit es den Deutschen gehört. Schmidt geht von der Erwerbung der Colonie durch Dr. Carl Peters aus, legt dann ihre weitere Entwickelung bis zum Eingreifen der Reichsregierung dar, schildert ferner die Niederwerfung des Aufstandes durch Major von Wissmann und giebt endlich ein Bild von der Colonie nach dem deutsch-englischen Vertrage, wobei auch der Abtretung der deutschen Schutzherrschaft über Witu an England Erwähnung geschieht. In sieben weiteren Kapiteln werden die naturwissenschaftlichen, militärischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Deutsch-Ost-Afrikas eingehend berücksichtigt und Antisclaverei, Mission und Colonialverwaltung in meist angemessener Weise besprochen.

Kilima-Ndjaro.

Aus: Rochus Schmidt: „Deutschlands Colonien". Verein der Bücherfreunde, Schall und Grund.

Den größten Theil des zweiten Bandes nimmt die Darstellung Deutsch-West-Afrikas ein, wozu im weiteren Sinne auch Kamerun und das Togoland gerechnet werden. Den deutschen Missionen in diesen Colonien ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Den Schluß bildet dann eine Darstellung der Entwickelung und Bedeutung von Kaiser Wilhelms-Land, des Bismarck-Archipels, der Salomons-, Marschall- und Samoa-Inseln.

Digitized by Google

Beiden Bänden sind zusammen über 200 Bilder und 8 Karten in Schwarzdruck beigegeben; die ersten zeichnen sich nicht immer durch Deutlichkeit aus.

Der Verfasser sieht in Bezug auf unseren auswärtigen Besitz mit ruhigem, aber vertrauensvollem Blick in die Zukunft. Bezeichnend hierfür ist z. B. seine Ansicht über Deutsch-West-Afrika. Diese erste deutsche Colonie hat eine schwere Zeit im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens durchgemacht, aber sie hat nunmehr die größten Schwierigkeiten überwunden; die Zeit der friedlichen Arbeit, der eigentlichen Aussaat ist jetzt gekommen, und gerade hier ist eine gute Ernte zu erhoffen, da diese Colonie in einem Punkt alle anderen übertrifft. Sie bietet dem deutschen Ansiedler Gelegenheit, wenn auch nur durch Ernst und Arbeit, sich und seinen Nachkommen dauernd eine deutsche Heimat über dem Ocean an der Grenze der Tropen zu schaffen, wo er nicht vergessen ist, sondern unter dem Schutze einer örtlichen deutschen Regierung sein deutsches Wesen, seine deutsche Art und Sitte sich und seinem Vaterlande erhalten kann. —

Wir stimmen, im Ganzen genommen, dem Urtheile Wissmanns über den inneren Werth des Buches bei, wünschen aber bei ferneren Auflagen den sprachlichen und syntactischen Ausdruck, der an manchen Stellen viel zu wünschen übrig läßt, einer gründlichen Verbesserung unterzogen. H. J.

Bibliographische Notizen.

Grundriß der Psychologie auf experimenteller Grundlage. Dargestellt von Oswald Külze, Privatdocenten an der Universität Leipzig. Mit 10 Figuren im Texte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Külze, gegenwärtig Professor der Philosophie an der Universität Würzburg, ist ein Schüler Wundts. Ihm ist, und mit Recht, die Psychologie keine philosophische, sondern eine Erfahrungswissenschaft. Wohl huldigen allen neueren Psychologen diesem Grundsatz, noch nie ist aber die Seelenlehre so consequent von aller metaphysischen Speculation befreit und ausschließlich als eine physische Wissenschaft behandelt worden, wie von Külze. So läßt er die Frage, was die Seele ist, ganz aus dem Spiele; ein transcendentales Bewußtsein, eine substantielle Seele, ein immaterieller Geist und Aehnliches sind ihm nicht Vorwürfe wissenschaftlicher Erörterung, werden daher ganz außer Acht gelassen und in das Gebiet der Metaphysik verwiesen. Bezeichnungen, wie die erwähnten, sind ihm nichts Anderes als Ausdrücke, welche dasjenige an den Erlebnissen andeuten sollen, was von erlebenden Individuen abhängig ist. Die subjectiven oder subjectivirten Vorgänge, Bewußtseinsthatsachen, psychischen oder geistigen Zustände haben für ihn nur diesen Sinn, und das Bewußtsein, die Seele oder der Geist stellen uns die Summe aller solcher Erscheinungen in unserem Sprachgebrauche dar. So ist dem Verfasser die Psychologie eine vollständige Beschreibung der von erlebenden Individuen abhängigen Eigenschaften der Erlebnisse. Dazu gehören nicht nur solche, die keinen objectiven Zusammenhang darstellen, also lediglich individuelle Zustände sind, wie Affecte, Triebe und dergleichen, sondern auch Thatsachen, die zugleich ein vom Individuum unabhängiges Verhalten aufweisen und somit auch einer naturwissenschaftlichen Untersuchung anheimfallen, wie die Vorstellungsobjecte mit ihren raum-zeitlichen Beziehungen. Von diesem Standpunkte aus behandelt Külze zunächst die Elemente des Bewußtseins, wobei er sich ganz besonders der experimentellen psycho-physischen Methode befleißigt. Als Elemente des Bewußtseins betrachtet er die Empfindungen, als welche er diejenigen einfachen Bewußtseinsvorgänge, deren Abhängigkeitsbeziehungen zu bestimmten nervösen Organen in Peripherie und Centrum des Gehirns stehen, ansieht, und die Gefühle, die sich als Lust und Unlust charakterisiren. So haben die Gefühle keine objective Bedeutung neben ihrer psychologischen, sie sind etwas rein Subjectives, während die Empfindungen auch eine dem Subject unabhängige Seite aufweisen. Bei den Empfindungen sind Qualität und Intensität zu unterscheiden. Der eigentliche Reichthum unseres Seelenlebens beruht hierauf. So kann man etwa 13000 unterscheidbare Qualitäten der Empfindungen unterscheiden, deren Zahl noch durch die mannigfaltigen Combinationen dieser Elemente und durch die unterscheidbaren Zustände, in denen jede Qualität nach ihren Eigenschaften ge-

Digitized by Google

geben sein kann, wesentlich erhöht wird. Ganz außerordentlich arm erscheint gegenüber der Empfindung der qualitative Bestand der Gefühle, die sich nur in die beiden Gruppen der Lust- und Unlustgefühle scheiden lassen. — In einem zweiten Theile wird dann von den Verbindungen der Bewußtseinselemente gehandelt, die uns als Verschmelzung und als Verknüpfung entgegentreten. Jene ist dadurch charakterisirt, daß die Analyse der in ihr enthaltenen Elemente durch die Verbindung erschwert, diese dagegen dadurch, daß die Analyse der von ihr enthaltenen Elemente durch die Verbindung erleichtert ist. Bei den Verknüpfungen werden dann räumliche und zeitliche unterschieden und deren Eigenschaften und Beziehungen erörtert. Ein dritter Theil des Werkes beschäftigt sich endlich mit dem Zustande des Bewußtseins, wobei noch die Frage des Willens und des Selbstbewußtseins, sowie Schlaf, Traum und Hypnose zur Sprache gebracht werden.

H. O.

Grundzüge der physiologischen Psychologie. Von Wilhelm Wundt, Professor an der Universität Leipzig. Vierte umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Erster Band mit 143 Holzschnitten. Zweiter Band mit 94 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Zwei Jahrzehnte sind nunmehr verflossen, seitdem Wilhelm Wundt mit seiner physiologischen Psychologie vor die Oeffentlichkeit trat. Es war im Jahre 1874, als das Werk zum ersten Male erschien; seitdem hat es vier Auflagen erlebt und einen Weltruf erlangt, ist es doch ein standard work, wie wir auf diesem Gebiete kein zweites besitzen. Die experimentelle Methode, die von Ernst Heinrich Weber in genialer Weise in die psychologische Forschung eingeführt und von Fechner systematisch ausgebildet worden ist zum Zwecke der Ergründung der Wechselbeziehungen zwischen den physischen und psychischen Vorgängen des Lebens, sie ist von Wundt in einer Weise entwickelt und vervollkommnet worden, daß die „Leipziger psychologische Schule" heute die Hegemonie ausübt. Wenn auch Manches von der Lehre Wundts noch problematisch ist, Manches Widerspruch herausfordert, so hat er doch in seinen „Grundzügen der physiologischen Psychologie" ein Werk von eminenter Bedeutung, von klassischem Werthe geschaffen, ein Werk, das wohl fundirt und fest gefügt ist, dessen Grundpfeiler sicher stehen, wenn auch der innere Ausbau noch manche Veränderungen nöthig machen wird. Diesseits wie jenseits des Oceans, in der alten wie in der neuen Welt, hat Wundt begeisterte Anhänger gefunden, noch nie ist ein Psycholog bei aller Gelehrsamkeit, wir möchten sagen, so populär gewesen, als Wundt, allerdings nicht von einer Popularität, wie sie Bulwer meint, wenn er sagt: „Wir werden populär, indem wir affectiren, ärmer an Geist zu sein, als wir wirklich sind," sondern von einer Popularität, wie sie auf biologischem Gebiete Darwin, oder auf allgemein naturwissenschaftlichem Alexander von Humboldt errungen haben, eine Popularität, die Führerschaft bedeutet. Wenn nun auch die Anschauungen Wundts in den betreffenden Kreisen sattsam bekannt sind und auch in einem Essay in diesen Blättern bereits derselben eingehender gedacht worden ist, so hat es eine besondere Bewandtniß, wenn wir der neuen Auflage seiner „Grundzüge der physiologischen Psychologie" hier Erwähnung thun, indem das Werk nicht nur in allen Theilen eine gründliche Umarbeitung erfahren hat, sondern indem ihm auch in einem speciellen Punkte eine wesentliche Ergänzung und Erweiterung zu Theil geworden ist, durch die es namentlich für den Forscher werthvoller geworden ist und an Brauchbarkeit für denselben außerordentlich gewonnen hat. In den zwei Jahrzehnten von Wundts Thätigkeit auf psychophysiologischem Gebiete hat sich für die betreffenden Untersuchungen eine eigenartige Methodik herausgebildet, wie sie in Wundts Laboratorium geübt wird. Dieser veränderten Lage ist nun der Verfasser in der neuen Auflage des Werkes durch eingehendere Erörterung der principiellen methodologischen Probleme und durch eine genauere Beschreibung der wichtigsten technischen Hilfsmittel gerecht geworden, wodurch er gewiß Vielen, namentlich denen, die sich mit psychophysiologischen Forschungsarbeiten beschäftigen, einen großen Dienst erwiesen hat. Nicht unerwähnt wollen wir hierbei lassen, daß auch die Verlagshandlung, die seit ihrem Bestehen eine besondere Ehre darin gesucht hat, nicht nur bedeutende wissenschaftliche Werke herauszugeben, sondern sie auch in möglichster Vollendung erscheinen zu lassen, daß die Verlagshandlung, sagen wir, die Erreichung des genannten Zweckes durch reichere Ausstattung des Werkes mit gut ausgeführten Holzschnitten in dankenswerthester Weise gefördert hat.

H. O.

Digitized by Google

Asien und Europa. Nach altägyptischen Denkmälern von W. Max Müller. Mit einem Vorworte von Georg Ebers. Mit zahlreichen Abbildungen in Zinkotypie und einer Karte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Wir haben hier das Werk eines jüngeren Aegyptologen vor uns, der sich bereits manche Sporen auf dem Gebiete gelehrter Forschung verdient hat. Waren seine bisherigen Arbeiten ausschließlich seiner Fachdisciplin gewidmet und schwersten Kalibers, so wendet er sich in dem vorliegenden Buche an einen weiteren Leserkreis. Der Geschichtsforscher, der Geograph und Ethnograph, wie der Kunsthistoriker und Archäologe, finden nicht nur außerordentliche Anregung in dem Werke, sondern auch Befriedigung. Ein reiches und werthvolles Material ist hier kritisch gesichtet mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zusammengetragen worden, worauf dann der Verfasser das Gebäude der eigenen Schlußfolgerungen errichtet, die nicht selten von den althergebrachten und breitgetretenen Wegen abweichen, so daß auch dem Werke eine außergewöhnlich originelle und neue Ausblicke eröffnende Seite eigen ist, wobei der Verfasser zwar kühn und mit viel selbstbewußter Energie zu Werke geht, ohne sich jedoch auf gewagte, in der Luft schwebende Speculationen einzulassen. Von ganz besonderem Interesse sind die Ergebnisse des Verfassers für Länder- und Völkerkunde; in dieser Beziehung ist noch kein Werk vorhanden, das dem von Müller ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte. Einzelforschungen giebt es wohl nach dieser Seite hin mehrfach, allerdings oft sehr verborgen und namentlich für weitere Kreise, worunter wir nicht Laien in der Wissenschaft verstehen, aber nicht Aegyptologen, schwer zugänglich. Der Stoff hat aber nicht allein für letztere Bedeutung und würde nur zum kleineren Theil verwerthet sein, gelangte er nur in die Hände dieser. Das Werk ist aber nicht nur dadurch von Wichtigkeit, daß es das sehr zerstreute und vielfach vergrabene Material zu einem Ganzen vereint, sondern auch durch dessen Deutung. Zwar dürfte es hier manchem Widersprüche begegnen, zumal es sehr selbstständig und ohne viel Rücksicht auf Anderer Meinungen zu nehmen, vorgeht. Dies wäre nun, wenn die entgegengesetzte Ansicht wohl begründet wird, sehr löblich, vorausgesetzt, daß dabei auch die gehörige Form und der schickliche Ton gewahrt bleiben. Nun ist Müller allerdings außerordentlich vorsichtig, nicht leicht wird er sich eine Blöße geben, von geistreichen, aber leichtfertigen Conjecturen hält er sich fern, und wenn einmal eine Schlußfolgerung auf nicht allzu festen Füßen steht, so ist davon wohl Niemand mehr überzeugt, als er selbst, den dann freilich auch die Schuld nicht trifft, sondern die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Ueberlieferungen. Er ist sich aber auch dieser seiner Vorzüge bewußt und macht von diesem Bewußtsein ausgiebigen Gebrauch. Wir bedauern, auf Einzelheiten des ebenso gehaltvollen, wie gedankenreichen Werkes hier nicht näher eingehen zu können, es ist eine überaus verdienstvolle Arbeit, sowohl durch die mit peinlicher Sorgfalt erzielte Vollständigkeit im weitesten Rahmen, wie durch die wissenschaftliche Verwerthung des Materials, die immer einen gewaltigen Reiz ausübt, auch wenn man der Ansicht des Verfassers nicht beistimmen kann, und zur Polemik herausfordernd wirkt, wodurch die anregende Wirkung des Buches außerordentlich gesteigert wird. Nur beipflichten können wir Müller, wenn er am Schlusse seines Vorwortes bemerkt: „Mein verehrter Lehrer Georg Ebers hat diese mühevolle Arbeit mit so thätigem Interesse verfolgt und gefördert, daß es mir doppelt eine Pflicht der Dankbarkeit schien, seinen Namen auf das Widmungsblatt zu setzen. Dank schulde ich auch der Verlagsbuchhandlung, welche die großen Kosten der Veröffentlichung ausschließlich getragen hat und den anteiligen Setzern der Trugulin'schen Druckerei in Leipzig." Es ist nur recht und billig, daß hier auch der Verlagsbuchhandlung und Druckerei rühmend Erwähnung gethan wird, beide haben sich um die Ausführung des schwierigen und Opfer erheischenden Werkes nicht geringe Verdienste erworben.

H. O.

Anti. — Croccolo's Synagoge. — Der barmherzige Bruder. — Von Heinrich Steinen (H. York). Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Die im Geiste religiöser Toleranz verfaßten Novellen sind inhaltlich sehr ansprechend geschrieben, ebenso ist an ihnen zu rühmen, daß jedes lästige Vordringen einer Tendenz vermieden ist, — nur die Form, in welcher sie uns geboten werden, läßt Manches zu wünschen übrig, stilistische Nachlässigkeiten und sprachliche Unschönheiten sind uns wiederholt aufgefallen.

mz.

Digitized by Google

Voran die Liebe. Von S. Fritz. Kleine Geschichten. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Die kleinen feuilletonistischen Plaudereien sind ebenso unterhaltend, wie stilistisch elegant geschrieben und erscheinen uns mustergiltig für das Genre, dem sie angehören. mz.

Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte von Gustav Falke. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung.

Schon der Umstand, daß der altrenommirte Verlag von Cotta das neue Büchlein des Hamburger Dichters in Verlag genommen hat, beweist, daß wir es hier mit einem ganzen Mann zu thun haben, einer Persönlichkeit, welche sich erhebt über das Gros der Lyriker. Und in der That, Falke repräsentirt eine Eigenart, ebenso weit entfernt von den Gefühlsausbrüchen der lyrischen Dichter älterer, wie von den himmelstürmenden, phrasenvollen, welt- und formverachtenden Gaben neuerer Richtung. Es ist ein gewaltiger Fortschritt, den er seit seinem ersten Buche „Tanz und Andacht" gemacht hat. Verrieth sich auch dort schon der begabte Poet, so war doch Manches noch unabgeklärt, manche Vorwürfe der dichterischen Behandlung nicht ganz würdig und wieder Manches in den mystischen Schleier gehüllt, den jetzt die moderne Poesie und die moderne Malerei so sehr lieben. Bis auf wenige Ausnahmen hält sich „Zwischen zwei Nächten" von mystischen Gedanken frei. Eine volle, eigenartige Persönlichkeit tritt uns hier entgegen, eine wunderbare Zartheit der Naturauffassung und bei allem Pessimismus, der des Dichters Seele ergriffen hat, doch eine versöhnliche Weltweisheit, welche jede einzelne poetische Gabe abgeklärt erscheinen lassen.

So kommt auch der Humor in dem Buche zu seinem Rechte, („Deutschland über Alles", „Die Concurrenten", „Am Himmelsthron"), wenn er auch nur mit einem Auge lacht und im anderen die Mannesthräne zeigt.

Daß die Form tadellos ist, versteht sich bei Falke von selbst; und der Dichter besitzt auch die seltene Kunst, mit kurzen Strichen unendlich viel zu sagen. Es sei gestattet zur Charakterisirung des Dichters, — (der den Lesern dieser Zeitschrift durch die im Juli-Hefte veröffentlichten Dichtungen bereits auf's Vortheilhafteste bekannt geworden ist. D. Red.) — eine kurze Probe zu geben:

Zwiegespräch.

Ein mildes Auge, eine kühle Hand,
Ein güt'ger Mund mit einem leisen Zug
Von Scheimerei. Er war's, der vor mir stand,
Den ich von je als Freund im Herzen trug.

Ich komm' zu mahnen, sprach sein sanftes Wort.
Sei guten Muthes, wenn wir geh'n. Du weißt,
Es ist nach einem stillen Friedensort,
Und daß man, die dort wohnen, selig preist.

Zuvor lösch' ich ein müdes Flackerlicht,
Küsse von einer kranken Stirn den Schmerz.
Ein Kind. Ein Held. Ein gräuflich Angesicht.
Ein Kaiserhermelin. Ein Mörderherz.

„Gewaltiger, jetzt siehst Du schrecklich aus!"
Wie auch mein Thun Dich ängstigt, ich bin gut.
Zerstreute Kinder hol' ich euch nach Haus,
Daß wieder ihr im Schoß der Mutter ruht.

ls.

Ein verlorenes Leben. Lyrisches Epos. Von Hugo Kegel. Dresden, E. Pierson.

Es sind kleine Gedichte verschiedensten Genres, welche zusammen die Schilderung eines verfehlten Daseins geben; darunter echte Perlen deutscher Lyrik, welche an die früheren Schöpfungen des Dichters in seinem, bereits in vierter Auflage erschienenen Buche: „Gegen den Strom" erinnern. ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Baginsky, Dr. Adolf, Die hygienischen Grundzüge der sozialischen Gesetzgebung. Zweite Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

Baumbach, Rudolf, Aus der Jugendzeit. Fünftes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Das Berlinerthum in Litteratur, Musik und Kunst. Von einem Unbefangenen. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Beyerlein, Franz Adam, Dämon Othello. Trauerspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Konstantin Wild.

Burgwedel, Carl, Wetterbüchlein. Praktische Anleitung zur Beobachtung und Voraussage des Wetters mit einem Anhang: Falb's kritische Tage. Mit 24 Abbildungen. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

Deutschlands Ruhmestage 1870—71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lieferung 1. Rathenow, Max Babenzien.

Donnelly, Ignatius, Atlantis, die vorsintfluthliche Welt. Deutsch von Wolfgang Schaumburg. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil.

Die Grundgesetze der sittlichen Weltordnung in ihren Beziehungen zur Religion, sowie zum Staats- und Rechtsleben. Als Eingabe an das Königlich Preussische Justizministerium in Berlin. Herausgegeben von T. H. Franke (H. Wortmann), Zürich und Säckingen, H. Wortmann.

Hanstein, Dr. Adalbert von, Gustav Freytag, Gedächtniss-Rede, gehalten auf dem vierten allgemeinen deutschen Schriftsteller- und Journalistentag. Heidelberg, J. Hörning.

Digitized by Google

Harlan, Walter, Neue Traktätchen. Mit einer Umschlagzeichnung von Walter Caspari. Leipzig, Constantin Wild.

Hirth, Georg, Die Localisationstheorie, angewandt auf psychologische Probleme, Beispiel: Warum sind wir „zerstreut"? Mit einer Einleitung von Ludwig Edinger. Zweite vermehrte Auflage. München, G. Hirth's Verlag.

Jahn, Dr. Hermann, Aus Deutschlands grossen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Eine Jubelgabe. Braunschweig, Albert Limbach.

Kahlenberg, Hans von, Ein Narr. Roman. Dresden und Leipzig, Karl Reissner.

Königsberg, Werner von. Nimm mich mit. 1. Auflage. Hirschberg, Geisler u. Ike.

Das neue Allgemeine Krankenhaus zu Hamburg-Eppendorf. Unter Mitwirkung von Dr. H. Curschmann, Geh. Med.-Rath, o. ö. Professor der klinischen Medicin in Leipzig, früherem Director des Neuen Allgemeinen Krankenhauses zu Hamburg, bearbeitet von Dr. Th. Deneke, Physicus in Hamburg. Zweite vermehrte Auflage, mit Beiträgen von Dr. H. Schmillinsky, mit einem Situationsplan und 25 in den Text gedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Krauss, Friedrich, S., Billige Bräute. Lustspiel. Wien, Carl Graeser.

Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. v. Karl Schneidt. II. Jahrgang. Nr. 43—45. Berlin, Hugo Storm.

Mann, Heinrich. In einer Familie. Roman. Zweite Auflage. München, Carl Rupprecht.

Martens, Kurt, Wie ein Strahl verglimmt. Drama in einem Act. Leipzig, C. Wild.

Meyer, Julius, und Silbermann, L., Die Frau im Handel und Gewerbe. Berlin, Richard Tändler.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10 000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Neunter Band. Hübbe-Schleiden bis Kansler. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Mokrauer Mainé, Oscar, Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten. Leipzig und Baden-Baden, Constantin Wild.

Nordhausen, Richard, Urias Welb. Eine Grossstadt-Geschichte. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Die Nothwendigkeit weiträumiger Bebauung bei Stadterweiterungen und die rechtlichen und technischen Mittel zu ihrer Ausführung. Mit 13 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Perfall, Anton Freiherr von, Die Sünde. Novelle. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.

Plan von Budapest mit kurzem Wegweiser und Strassenverzeichniss in ungarischer und deutscher Sprache. Vierte Auflage. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Ostdeutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität. Vierter Jahrgang. Nr. 15 u. 16. Königsberg i. Pr., Braun und Weber.

Reichhold, Karl, Kunst und Zeichnen an den Mittelschulen. II. Das Flachornament des Alterthums. Mit 48 Tafeln in Photolithographie. Berlin, Georg Siemens.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Erster Band, 11. u. 12. Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Rigutini, Giuseppe, und Bulle, Oskar, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Dritte Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Rogge, Dr. Bernhard, Vom Kuhut zur Kaiserkrone. Zweiter Band: Das Buch von den preussischen Königen. Mit 9 Bruchbildern. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Rüderer, Joseph, Die Fahnenweihe. Eine Komödie in drei Acten. München, Carl Rupprechts Verlag.

Saubert, Dr. B., Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern, eine zum Verständniss der Märchen u. s. w. gebotene Erläuterung. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Unterwegs, Schilderungen und Naturansichten von den beliebtesten Reisewegen. Attersee — Mondsee — Wolfgangsee. Mit 9 Tunbildern, 54 Text-Abbildungen, einer Planskizze, einem Uebersichtskärtchen und einem Panorama. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

— Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen und Karten. 10 Lieferung. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sommerfeldt, Dr. Gustav, Nationalstaat oder Demokratie? Ueber das Woher und Wohin der Reichspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts. Königsberg i. Pr., Bernhard Teichert.

Suttner, Bertha von. Einsam und arm. Erster Band. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag.

Telmann, Konrad, Dunkle Tiefen. Geschichten. München, Carl Rupprechts Verlag.

Thiele, Dr. phil. Richard, Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767—69). Beiträge zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte. Die Wichtigkeit der Theaterzettel für Lessings Hamburgische Dramaturgie. Erfurt, Hugo Güther.

Thieme, Karl Ludwig, Richard Wagner im Dienste französischer Maler. Eine kritische Studie. Leipzig, Constantin Wild.

Veritatis Amicus, Jesus von Nazareth nach neutestamentlichen Quellen. Heilbronn, Max Kielmann.

— Was uns Jesus noch weiter sagt. Zweite unveränderte Auflage. Heilbronn, Max Kielmann.

Wegener, Dr. Richard, Poetischer Fruchtgarten. Cöthen, Paul Schettlers Erben.

Wehmer, Dr. R., Grundriss der Schulgesundheitspflege unter Zugrundelegung der für Preussen gültigen Bestimmungen. Mit 17 Abbildungen. Berlin, Richard Schoetz.

Weingartner, Felix, Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama nebst dem Entwurf eines Mysteriums. Die „Erlösung." Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Wien, Illustrirter Wegweiser durch Wien und Umgegend. Sechste Auflage. Mit 76 Illustrationen, zwei Plänen im Texte, einem Plan von Wien und einer Karte des Semmerings. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Ziel, Ernst, Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemässe Betrachtungen. München, Carl Rupprecht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1895er. Frische Füllung. 1895er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	55,20 R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41,6 "
Theresienbrunn	47,1 "
Neubrunn . .	47,3 "
Marktbrunn .	34,5 "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33,4 "
Kaiserbrunn.	39,1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Ermässigung der Preise für

Apollinaris

Natürlich kohlensaures Mineral Wasser.

Im Einzelnverkauf wird das obige Wasser, jetzt wie folgt berechnet :—

	Inclusive des Gefässes.	Vergütung für das leere Gefäss.	Netto-Preis des Wassers.
1/1 Flasche	30 Pf.	5 Pf.	25 Pf.
1/2 Flasche	23 „	3 „	20 „
1/1 Krug	35 „	5 „	30 „
1/2 Krug	26 „	3 „	23 „

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.

Digitized by Google

Band 75. — Heft 224.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1895.

19. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

November 1895.

Inhalt.

Seite

M. Stona auf Schloß Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien).
Nur zwei Veilchen. Novelle 139

Alfred Stoeßel in Dresden.
Wolfgang Kirchbach 160

Ludwig Jacobowski in Berlin.
Gedichte 176

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Die Jüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts 178

E. Maschke in Breslau.
Rußland in Centralasien 200

Alexander Tille in Glasgow.
Thomas Huxley 222

Hans Hermann in Breslau.
Modeblumen 251

Richard Beck in Zwickau i. S.
Mont Saint Michel. Ein Reisebild 259

Bibliographie 264
Jeremias Gotthelf, Ausgewählte Werke. (Mit Illustrationen.)

Bibliographische Notizen 269

Hierzu ein Portrait: Wolfgang Kirchbach.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
——— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ———
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Wolfgang Dirnbach

Digitized by Google

Nord und [illegible]

Eine deutsche M[illegible]

Herausg[illegible]

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. November 189[illegible]

[illegible]

Breslau
Schlesische Nachdruck [illegible]
[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. — November 1895. — Heft 224.

(Mit einem Porträt in Radirung: Wolfgang Kirchbach.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nur zwei Veilchen.

Novelle.

Von

M. Stona.

— Schloß Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien). —

I.

Josepha war eine süße, liebe kleine Frau, nicht gerade glücklich, aber auch nicht unglücklich. Ihr Leben floß in der ungewissen Dämmerung dahin, die dem Morgen oder der Nacht vorangeht.

Ihr Gatte, Gerhard Hiller, war zu Zeiten so übelgelaunt und verdrießlich, daß sie es manchmal bereute, ihn geheirathet zu haben. Doch konnte sie Niemand einen Vorwurf machen, denn sie hatte sich ihr Schicksal selbst gewählt. Ihr Vater und ihre Geschwister — die Mutter war schon lange gestorben — warnten sie vor der Ehe mit dem um zwanzig Jahre älteren Manne; sie aber hörte auf Keinen. Gerhard schwur, daß er sie auf den Händen tragen wolle, und sie glaubte es ihm.

Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz auf Hillers Landgut Altdorf in einer österreichischen Provinz.

Schon die Flitterwochen bereiteten Josepha manche Enttäuschung. Der Hagestolz, der sich spät entschließt, eine Ehe einzugehen, bringt seiner Frau als Morgengabe ein ganzes System verknöcherter Gewohnheiten und Eigenheiten mit, für das er eine liebevolle Rücksicht als etwas Selbstverständliches verlangt. Um Josepha das Studium seiner Launen zu erleichtern, beeilte sich Gerhard, sie sogleich mit ihnen bekannt zu machen.

Sie fand bald, daß er eine zum Mindesten eigenthümliche Art habe, sie auf den Händen zu tragen. Hatte sie irgend ein Versäumniß verschuldet, war eine Schleife ihres Kleides ungeknüpft, stand das Mittagessen um fünf Minuten zu spät auf dem Tisch: so konnte er außer sich gerathen und schmähen, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte. Anfänglich wollte sie

Digitized by Google

verzweifeln. Doch als sie sah, daß er wegen jeder Kleinigkeit in die gleiche Aufregung gerieth, stumpfte ihre Reue sich ab, und sie nahm die Ausbrüche seines Zorns gleichgiltig hin.

Gerhard gehörte zu jenen Männern, die klug genug sind, ihrer übeln Laune nur vor ihrer Frau die Zügel schießen zu lassen, in Gesellschaft aber stets heiter, gesprächig und unterhaltend erscheinen. Wenn sie besonders gut aufgelegt sind, werden sie sogar witzig. Solche Männer bleiben ihrer Frau gegenüber stets im Vortheil; denn wenn diese unter dem Druck der kleinlichen Quälereien, die sie zu Hause erduldet, einmal es wagt, ihrem Gebieter vor Zeugen ein heftiges Wort zu sagen, so läßt er es mit der Miene eines Märtyrers über sich hinbrausen, wohl wissend, daß Alle, die es gehört, auf seiner Seite stehen werden. „Welche unbesonnene Frau! Der arme Mann mag bittere Stunden erleben!"

Josepha hatte ihrem Gatten — vielleicht noch mehr sich selbst — ein Töchterchen geschenkt, und das kleine Wesen füllte ihr ganzes Herz aus. Ihm erzählte sie ihr Leid und ihre Freuden, als es noch wie eine geschlossene Blume in seinem Bettchen lag, und wie es später die Aermchen um ihren Hals schlang, da war es ihr, als ob ihr in dem Kinde eine zärtliche Freundin heranwachse.

Indessen sollte ihr bald vom Schicksal eine zweite Freundin zugeführt werden, die an Jahren, Erfahrung und weltlicher Klugheit Josepha weit überlegen war.

Sie hieß Helene von Wallheim. Ihr Mann, ein reicher Fabrikant, war das genaue Gegentheil von Josephas Gatten; still und verschlossen in großer Gesellschaft, doch von liebenswürdiger Gesprächigkeit in vertrautem Kreise, dabei jung, kraftvoll und gütig, mit einem für einen Mann fast zu weichen Gemüth. Er betete Helene an; sie erschien ihm als das Muster jeder Vollendung. Und Helene war es zufrieden.

Sie liebte Heinrich auf ihre Art. Nicht blind und abgöttisch, nicht heiß und leidenschaftlich, sondern mit ruhiger Zärtlichkeit. Sie war sich über seine Fehler und Vorzüge ganz klar und wog die einen gegen die anderen mit Ueberlegung ab.

Und weil seine Vorzüge zu jenen gehörten, die ihr sympathisch waren — es gab auch solche, die sie nicht leiden konnte, z. B. eiserner Fleiß und Consequenz — seine Fehler aber, die allzugroße Nachgiebigkeit und der Hang zur Verschwendung, sehr leicht sich ertragen ließen, war sie mit Heinrich vollkommen zufrieden. Er schmückte ihr Leben mit Kostbarkeiten, sie schmückte das seine mit ihrer fröhlichen Laune.

Sie war viel zu klug, sich ihm je mürrisch oder verdrießlich zu zeigen, vielleicht auch zu eitel dazu; denn sie liebte ihre Schönheit weit mehr als ihren Gatten. Ihre Schönheit war von jener eigenen Art, die wie ein Zauber in einem Gesichtchen aufzuleuchten vermag, das uns sonst blaß und unbedeutend erscheint. Der Geist ist es, der all die anmuthigen Linien

Digitized by Google

weckt und das Antlitz gleichsam von innen heraus erblühen läßt. Helene wußte in solchen Augenblicken genau, wie sie aussah, wußte, daß sie unwiderstehlich war.

In den Maitagen des Jahres 1892 bereitete ihr Gatte ihr eine freudige Ueberraschung. Er kaufte ihr eine Villa auf dem Lande. Sie fiel ihm dafür um den Hals und nannte ihn ihren lieben, einzigen Heinrich.

Nachdem Helene mit Gatten und Dienerschaft — Kinder hatten sie nicht — in das neue Sommerheim übersiedelt war, hielt sie Umschau in der lieben Nachbarschaft.

Es kam die große Frage, mit wem man verkehren sollte. Frauen, unbedeutende, geschmacklose Landfrauen, reizten Helene gar nicht. Eine oder die andere wollte sie ertragen, wenn es des Mannes wegen sich lohnte — mehr absolut nicht.

Sie war der Ansicht, daß ein dummer Mann noch immer mit seinem Verstande für eine Plauderei ausreicht, während die beschränkte Frau zu einem lebenden Bleigewicht wird, das Einen unbarmherzig in die Tiefen der Langeweile zieht.

Es traf sich vortrefflich, daß Wallheims gleich bei der ersten Orientirungsreise in die nächste Stadt einem alten Studiengenossen Heinrichs begegneten, der mit seiner jungen Frau nur eine Stunde von der Villa entfernt lebte. Es war Gerhard Hiller. Gerhard war in vorzüglichster Stimmung, und seine Einfälle entzückten Helene. Man beschloß, gute Nachbarschaft zu halten. Helene besorgte heimlich nur Eines: daß Hillers Frau eine gar zu langweilige Provinzlerin sein werde.

Zwei Tage später wurde der Besuch in Altdorf gemacht.

„Gott, wie geschmacklos!" sagte Helene sich, als sie Josepha erblickte.

„Himmel, wie elegant!" dachte Josepha.

Man ließ sich um einen runden Familientisch nieder. Gerhard war in seinem Element. Sein Geist phosphorescirte förmlich. Er unterhielt seine Gäste, indem er kleine Anekdoten von seiner Frau zum Besten gab. Josepha war an diese Erzählungen gewöhnt, die dem Gespräche auf ihre Kosten einen pikanten Reiz gaben, dennoch verletzte sie heute dieser Ton. Sie besorgte nicht, lächerlich zu erscheinen; allein sie fürchtete, die Oede ihrer Ehe könnte errathen werden. Auch schien es ihr nicht die richtige Art, Frau von Wallheims Interesse zu erregen, an dem ihr so viel lag. Für ihr Leben gern hätte sie mit der schönen, weltgewandten Dame verkehrt. Sie kam sich unscheinbar neben ihr vor, die Worte fielen ihr so blöde von den Lippen, und bewundernd blickte sie auf Helene, die so anmuthig plauderte, so graziös sich zurücklehnte und es sich gar nicht merken ließ, daß sie ein neues Kleid trug, — ein Ereigniß, das man allen Nachbarinnen aus der Provinz auf den ersten Blick ansah.

Auch Helene fühlte sich zu Josepha hingezogen — um der Bewunderung willen, die unverhohlen aus den Augen der kleinen Frau sprach. Sie hätte

Digitized by Google

gern mit ihr allein geplaudert, denn daß Josepha in Gegenwart ihres Gatten befangen war, hatte sie auf den ersten Blick gemerkt. Eine Frage nach dem Garten brachte den erwünschten Erfolg: Gerhard schlug einen Spaziergang vor.

Die beiden Frauen gingen mit einander, und Josepha schien nun aufzunehmen. Alles, was sie sagte, trug den Zauber einer ungesuchten Originalität.

„Haben Sie viel Verkehr in der Umgebung?" fragte Helene.

„Leider nicht, und das ist so schade, denn ich habe das Glück, daß mir so viele Menschen gefallen!"

Sie weiß gar nicht, wie herzig sie ist, dachte Helene.

Fast zu lange dauerte die erste Visite, und beim Abschied versprach man, einander oft zu besuchen.

„Aus dieser Josepha ließe sich viel machen," sagte Helene bei der Rückfahrt. „Ich glaube, es wäre nicht schwer, ihr die Provinzlerin ein wenig abzuschleifen."

„Wenn sie nur hübscher wäre," meinte Heinrich.

„Hübsch? Sie könnte es dazu bringen, reizend zu sein. Es liegt so viel in ihr, aber es müßte erst geweckt werden. Ihr Männer ahnt ja gar nicht, daß sogenannte Schönheit oft nur eine geschickte Vereinigung zahlloser Künste und einiger bescheidener Gaben der Natur ist. Eine Frau muß ihre Vorzüge und ihre Schwächen kennen und jene zu heben, diese zu verbergen verstehen. Die arme Josepha aber ist sich weder der einen noch der andern bewußt. Sie lebt hin, wie eine geschmacklose Schneiderin sie verzeichnet, und frisirt sich, als ob sie ihre eigene Köchin wäre. Trotzdem gefällt sie mir viel besser als ihr Gatte."

„Wie? Gerhard ist doch ein famoser Mensch!"

„Wie man's nimmt. Ein Mann, der es wagt, in Gesellschaft die kleinen Schwächen seiner Frau zu geißeln, ist der geborene Haustyrann unter vier Augen. Wie froh bin ich, daß Du nicht so bist, Heinrich!" lachte sie und wandte ihm ihr rosiges Gesicht zu.

„Aber Gerhard ist so witzig, und das bin ich leider nicht," sagte er.

„Dafür bist Du gut, und das ist mir tausendmal lieber."

II.

Zwischen Altdorf und der Villa entspann sich ein lebhafter Verkehr. Da Helene fühlte, daß Josepha noch immer eine kleine Scheu vor ihr habe, trug sie ihr das Du an. Josepha war selig, und in ihre Beziehungen zu Helene trat nun eine innige Vertraulichkeit. Wie unter Freunden der eine Theil immer der Dominirende ist, so war es auch hier. Josepha unterwarf sich vollkommen dem überlegenen Urtheil Helenens, ließ sich von ihr Alles sagen und nahm sogar ihre Rügen mit dankbarem Lächeln hin.

Digitized by Google

Einmal traf Josepha Helene vor dem Toilettetisch, ihr blondes Haar ordnend.

„Nein, wie geschmackvoll Du Dich frisirst," rief sie „und — und hast doch —

„Viel weniger Haar als Du, willst Du sagen?" vollendete Helene lachend. „Ja, siehst Du, Kind, nicht die Fülle, der Geschmack ist entscheidend. Setze Dich einmal nieder, ich will Dir zeigen, wie man es macht." Und in wenigen Minuten veränderte sie Josephas Aussehen auf das Vortheilhafteste, indem sie ihr Haar in einen prächtigen Knoten schürzte und an der Stirn, wo es früher straff angespannt gewesen, in leichten Wellen empor hob.

„Du verstehst aber auch Alles!" rief Josepha.

Nun hüllte Helene sie in ein Morgenkleid aus weicher rosa Seide und führte sie vor den Spiegel. Josepha erröthete vor Vergnügen, als sie sich erblickte.

„Siehst Du, wie entzückend Dir helle Farben stehen! Du kleidest Dich wie eine Matrone. Unter uns gesagt: Du vernachlässigst Dich sogar. Wenn ich an Deinen grauen Schlafrock denke, in dem ich Dich letzthin überraschte — brr! Wie kannst Du hoffen, Deinem Mann zu gefallen, wenn er Dich mit abgerissenen Bandschleifen und fehlenden Knöpfen sieht?"

„Er sieht mich ja gar nicht an!"

„Das begreif' ich. Glaub' mir, Josepha, wir Frauen sollen stets auf unser Aeußeres achten. Die Männer sind eitler auf uns, als wir es ahnen, und wenn wir aufhören, uns zu schmücken, fangen wir an, sie zu langweilen. Es ist viel besser, man sieht wie die Tochter seines Gatten aus, als wie seine Mutter."

„Ach, Helene," seufzte Josepha, „wenn Du Gerhards Launen kennen würdest, verginge Dir vielleicht auch die Lust, an Dich zu denken!"

„Ich würde vor Allem trachten, mit Gerhard gut auszukommen."

„Wie denn?"

„Das will ich Dir sagen. Dein ehrlicher Charakter wird sich vielleicht dagegen sträuben, doch nicht alle Wege sind gerade, und die krummen führen uns oft am schnellsten an's Ziel, weil wir sie durchlaufen können, während wir auf den geraden breiten Straßen fein schicklich und gemessen dahinschreiten müssen. Ich würde vor Allem die Schwächen Gerhards studiren, denn beherrschen wir die Schwächen eines Mannes, dann beherrschen wir ihn selbst."

„So klug bin ich nicht. Ich habe längst alle Macht über Gerhard verloren."

„So gewinne sie wieder!"

„Dazu ist es zu spät."

„Es ist nie zu spät," entgegnete Helene. „Hör' meinen Rath. Wenn Du im Unrecht bist — und glaube mir, Du bist es oft — schweig'

Digitized by Google

und ertrage seine Launen. Warte, bis Du im Recht sein wirst. Hast Du einen eklatanten Fall, dann tritt ruhig und bestimmt gegen Gerhard auf. Tobt er, so laß ihn toben, beharre aber mit fester Entschlossenheit auf Deinem Standpunkt. Sobald sein Zorn verraucht, wird er sein Unrecht einsehen, und das ist Dein erster Sieg."

„Ich will es versuchen," sagte Josepha und umarmte die verständige Freundin.

Eines Tages ruhte Helene auf einer indischen Chaiselongue in ihrem Schreibzimmer. Weiche, seidene Kissen in allen Regenbogenfarben umgaben sie, eine kostbare Decke, die sie einst aus Egypten gebracht, breitete sich über ihre schmalen Füße.

Frau von Wallheim war nicht etwa krank; im Gegentheil, die süße Ruhe, der sie sich hingab, war das Zeichen eines besonderen Wohlbefindens.

Wie eine Rose auf den Wellen des Meeres, wiegte sie sich in ihren Träumen. Mit immer gleichem Vergnügen ließ sie die Augen über all die Kostbarkeiten und bunten Gedächtnißzeichen gleiten, die sie von ihren Reisen mitgebracht und mit tändelndem Geschmack auf Tischchen und Consolen verstreut hatte. Ihr Zimmer war ein kleines Museum, dessen Werth seine Besitzerin auf eine capriciöse Weise bestimmte. Manche Bandschleife, manche welke Blume galt ihr mehr als der Krug aus Pompeji oder die kunstvolle Elfenbeinschnitzerei, welche die Verwandlung der Daphne darstellte. Nur Helene verständlich, erzählte jedes Ding seine Geschichte und zauberte entschwundene Bilder vor die Seele der Herrin.

In Nizza war's, während der unvergeßlichen Carnevalstage, da hatte sie jene Drahtmaske, die dort in der Ecke hing, über ihren Kopf gestülpt, jenes Hirtentäschchen mit „Confetti" umgethan und mit der kleinen Schaufel auf biegsamem Rohr kampflustig die weißen Geschosse nach rechts und links geschleudert, während ein tolles Maskentreiben sie umtobte.... Und dann war plötzlich eine Menschenwoge gekommen, die sie von ihrem Gatten trennte. Nur der deutsche Baron blieb an ihrer Seite, der so lange auf die Gelegenheit gewartet, ihr seine Liebe zu gestehen. Jetzt bot sich die Gelegenheit, und er — er fand nicht die Worte. Wie blöde er war!

Oder achtete er sie so hoch, daß er fürchtete, sie durch sein Geständniß zu beleidigen?

Sie hätte ihm so gern zugehört — solche Geständnisse waren eine berauschende Musik für ihre kleinen Ohren — und sie hätte ihn dann herzlich ausgelacht, so herzlich, daß er in ihr Lachen eingestimmt haben würde, wie es die Meisten thaten, die dankbar die weiße Hand küßten, welche sie aus Freundschaft ihnen bot. Manche freilich murrten und zogen sich grollend zurück — was that's! Andere schlossen die Reihen.

Nun ruhten ihre Augen eine Secunde lang auf einem Blatt Papier, das lässig an einen Palmenfächer gesteckt war und die Worte trug: Tout

Digitized by Google

bonheur, que la main n'atteint pas, n'est qu'un rêve. Ein Unglücklicher hatte ihr einst diesen Spruch geschickt, und sie bewahrte ihn in der dämmernden Ahnung, daß auch ihr das echte Glück ewig fern bleiben würde.

Während sie jetzt sinnend vor sich hinsah, klopfte es an die Thür, und Josepha stürmte in's Zimmer.

„Verzeih', daß ich Dich überfalle.... Die Sehnsucht, Dich zu sehen, war zu groß!"

Helene erhob sich freudig und begrüßte die Freundin. Sie plauderten ein Weilchen von gleichgiltigen Dingen, dann bat Josepha: „Laß' uns in den Wald gehen! Die Luft im Zimmer ist so schwül."

Arm in Arm verließen sie die Villa. Helene betrachtete lächelnd die junge Frau. „Ich sehe mit Freude, daß meine Rathschläge Dir schon Erfolge brachten," sagte sie. „Du bist selbstständiger, ruhiger, sicherer geworden — und hundertmal hübscher . . . weißt Du das?"

„Ich weiß nur, daß ich Dir dankbar bin. Ohne Dich wäre ich versauert, verbauert, versumpft und verstumpft!"

„Und nun wird am Ende gar eine kleine Weltdame aus Dir! Es thut Nichts, wenn Du nur glücklich bist .... und das bist Du doch, nicht?"

„Ja, siehst Du, mit dem Glück ist das eine eigene Sache. Ich war ja früher auch nicht glücklich, aber mir ist, als ob ich erst jetzt erkenne, wie arm mein Leben ist, das Leben meines Herzens.... Sag' mir, Helene, hast Du nie die Sehnsucht gehabt, zu lieben, glühend zu lieben?"

„Nein." Frau von Wallheim kannte in der That nur die Sehnsucht, geliebt zu werden.

„Siehst Du, ich möchte Etwas erleben, das groß, herrlich, göttlich wäre und mit einem Male diese entsetzliche Leere ausfüllen würde, die mir da drinnen entgegen gähnt. Mir ist manchmal, als ob mein Herz eine finstere Höhle wäre. Früher hab' ich gedacht, daß es so sein müsse, daß gewiß viele Frauen mit mir das gleiche Schicksal theilen, aber jetzt scheint es mir oft, als ob ich's nicht länger ertragen könnte! Lieber tausend Qualen leiden und wissen, daß man gelebt hat, als dieses gleichgiltige Dasein weiter führen!"

„Aber das ist ja offene Empörung!" neckte Helene.

„Es ist Sehnsucht, heiße, übermächtige Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem, nach Etwas, das meine Wege nie durchkreuzen soll. Und vielleicht ist diese Sehnsucht darum, weil sie sich ihrer Hoffnungslosigkeit bewußt ist, so verzehrend."

Sie waren zu einer alten Eiche gekommen. Ihre mächtigen Aeste zum Himmel erhebend, schien sie stolz aus dem Boden emporzustreben, ein Urbild der Kraft und Zähigkeit. Eine Rasenbank zog sich um sie hin. Hier

Digitized by Google

warf sich Josepha nieder und blickte mit ihren sonst so träumerischen, jetzt brennenden Augen auf Helene, die ruhig sagte:

„Ich weiß nicht, was das Leben Dir noch bringen wird, ob es Deine Wünsche erfüllen kann oder nicht. Sieh diese mächtige Eiche. Sie wollte auch einmal in den Himmel wachsen, und als sie sah, daß es nicht ging, da begnügte sie sich damit, ihre Wurzeln um so tiefer in den heimatlichen Boden zu senken. Von dieser Eiche können wir viel lernen."

„Du bist so ruhig, so besonnen. Sag' mir, hast Du schon geliebt?"

„Ich glaube ja," erwiderte Helene gedankenvoll; „als ich ein ganz kleines, kaum elf Jahre altes Mädchen war. Damals hatte ich ein so leidenschaftliches Herz wie Du, und ich liebte einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der gewiß keine Ahnung hatte, wie viel er dem Kinde war. Alles, was ein Weib an heimlicher Liebe empfinden kann, von dem süßen Erwachen des Gefühls und der leidenschaftlichen Zärtlichkeit bis zum glühenden Trennungsschmerz, Alles ist damals durch die Seele des Kindes gezogen, unbeachtet von Allen und ungekannt. Mein Herz war eine kleine Gluthenwelt, in der die wunderlichsten Dinge vor sich gingen. Aber wie es das Schicksal der Welten ist, sich immer mehr und mehr abzukühlen, so war es auch mein Schicksal, immer kälter zu werden, und ich glaube, daß ich der vollständigen Vereisung nicht mehr fern stehe."

„Du bist zu früh gereift, ich bin zu lange Kind geblieben" — sagte Josepha. „Man führte mich nicht in die Welt, ich lernte Niemand kennen . . . ich war ja das Stiefkind der Familie, klein und häßlich. Keiner beachtete mich. Und als dann endlich ein Mann kam, der um so vieles älter und vernünftiger war als ich, dem ich gefiel, der es mir sagte, da war ich so stolz, so überglücklich! Ich sah mich mit einem Male gefeiert, von meinen Geschwistern beneidet, und zögerte keinen Augenblick, diesem Mann in seine Heimat zu folgen. Und dort erkannte ich, welch' ein kalter Egoist er ist, der mich nur dann beachtet, wenn er Etwas an mir zu tadeln findet, und der in der Ueberzeugung lebt, daß ich Gott dafür danken kann, daß er, Gerhard Hiller, mich zu seiner Frau erhoben hat. Es ist wahr, mich hungert und dürstet nicht; doch nach dem Hunger und dem Durst der Seele fragt Niemand! Das ist mein Leben: eine freudlose Jugend, eine glücklose Ehe, eingeschlossen rings von Tugenden und Pflichten. Und wenn ich endlich dahin gekommen sein werde, dieses jauchzende, pochende Herz, das nach Liebe verlangt, stückweise zu Tode gemartert zu haben, dann wird man mich zur Belohnung für all' diese Bravheit in der Familiengruft beisetzen."

„Du bist eine kleine exaltirte Person," sagte Helene und legte ihre Hand auf Josephas Schulter. „Ich sage Dir voraus, daß Du noch sehr viel sündigen wirst, aber blos in Deinen Gedanken. Du gehörst zu den Frauen, welche die schrecklichsten Dinge ausführen — in ihrer Phantasie, die aber in Wahrheit nie ein Haar breit vom Wege der Tugend abweichen,

Digitized by Google

denn ihr Pflichtgefühl ist größer als ihre Sehnsucht. Zu ihrem Glücke; denn so genießen sie in ihren Träumen alle Wonnen, ohne je von einem erdrückenden Schuldgefühl zermalmt zu werden. Zum Sündigen nach den gewöhnlichen Begriffen der Welt gehören entweder sehr leichtsinnige, gedankenlose Frauen, die nicht wissen, was sie thun, oder starke Naturen, die mit Ueberlegung fallen. Du gehörst weder zu den einen noch zu den andern."

„Und Du?"

„Ich gehöre zu den kalten Frauen, und die gehören auf ein anderes Blatt."

III.

Wenige Tage später sollte die ländliche Stille der Villa durch einen Besuch unterbrochen werden. Heinrich erhielt den Brief eines Freundes aus Wien, in welchem dieser um die Erlaubniß bat, für einige Tage Wallheims Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu dürfen.

Helene hatte Walter von Erlach vor zwei Jahren im Salon einer Bekannten kennen gelernt. Er war ihr durch sein wundervolles Clavierspiel aufgefallen, und sie entdeckte später eine überraschende Vielseitigkeit der Talente an ihm. Genial als Musiker wie als Maler, mit einer Seele, die für die Kunst glühte, und einem Körper, der die Strapazen jedes Sports bedurfte, um den Ueberschuß an Kraft auszugeben, glich er dem Uebermenschen der Modernen oder den Halbgöttern der Antike.

Helene wußte nach der ersten Stunde, die sie mit ihm verplauderte, daß ihr hier ein Mann entgegentrat, der dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht erliegen würde.

Sie sprachen damals viel mit einander, unter Anderem auch von der Liebe. Helene sagte, daß sie die Neigung über die Liebe stelle, denn die Liebe sei veränderlich, sie verspräche einen Himmel und gäbe manchmal Nichts; die Neigung aber, ihre gütige Schwester, ist treu und unwandelbar.

Herr von Erlach blickte sie forschend an, als wollte er auf dem Grund ihrer Seele lesen, und sagte dann: „Wie modern! So spricht nur, der keiner Liebe mehr fähig ist . . ." Sein Urtheil über Frau von Wallheim faßte Walter am nächsten Tage in die Worte zusammen: „Eine der interessantesten Frauen, die ich kenne. Sie ist wie ein Pastellbild mit den rothen warmen Lippen und den großen kalten Augen, die den schönen Mund Lügen strafen."

Helene fühlte instinctiv, daß sie seinen Geist interessire, ohne sein Herz zu berühren, und sie war viel zu klug, um sich nur einen Augenblick den Schein zu geben, als suche sie mit ihm zu kokettiren. Das rettete ihr seine Sympathie. Er suchte ihre Gesellschaft und wurde im Laufe der Zeit ein gern gesehener Gast ihres Salons. Aufrichtige Zuneigung brachte Walter Helenens Gatten entgegen, mit dem er auf sportlichem Gebiete viele Anknüpfungspunkte fand und dessen ruhige Güte ihm wohl that.

Digitized by Google

Nun war der interessante Gast in der Villa eingetroffen.

„Sie werden sich bei uns furchtbar langweilen," sagte ihm Helene bald nach seiner Ankunft. „Sie dürfen nicht hoffen, hier einen geistvollen Salon zu finden, wo Sie das Gold Ihrer Einfälle ausstreuen können. Wir sind nur auf Kupfer eingerichtet. Höchstens daß manchmal dürftig etwas Talmi aufblitzt."

„Um so besser, gnädige Frau. Alles, wonach ich mich sehne, ist Ruhe, göttliche Ruhe. So im grünen Walde liegen, wo Gräser duften und Vögel singen, die Zeit vorüber gleiten lassen und Nichts fühlen, weder Hoffnung noch Leid, weder Sehnsucht noch Liebe, das schwebte mir als das Höchste vor, wenn ich an den Besuch bei Ihnen dachte."

„Sehr schmeichelhaft. Diese bescheidenen Wünsche können Ihnen vollauf erfüllt werden. Sie dürfen mit Unterbrechung der Mahlzeiten täglich zwölf Stunden im Walde träumen und Nichts empfinden, wenn Sie das zu Wege bringen. Bevor Sie aber dieses Klosterleben im Grünen beginnen, wollen Sie mit uns bei einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft einen Besuch machen, ja?"

„Wo bleibt die ländliche Stille, die Abgeschiedenheit!" klagte Walter. „Ich sehe schon, eine schöne Frau besuchen, und wenn es im entlegensten Winkel der Welt wäre, heißt immer, sich in den Strudel der Geselligkeit stürzen."

„Sie fabeln. Von einem Strudel der Geselligkeit ist keine Rede. Der Gutsbesitzer hat eine einzige Tochter, die noch nicht zählt, und eine Frau, die ganz einzig ist."

„Und natürlich erwartet, daß man ihr den Hof macht."

„Wenn sie das erwarten würde, wäre sie nicht einzig. Uebrigens will ich Nichts mehr von ihr sagen. Sie sollen sie morgen selbst kennen lernen."

Josepha war durch einige Zeilen von Helene auf den neuen Gast vorbereitet worden. Sie schien sehr befangen zu sein. Herr von Erlach imponirte ihr offenbar, und sie verlor ganz die natürliche Sicherheit ihres Wesens. In der Kunst, Conversation zu machen, hatte sie es noch gar nicht weit gebracht, wie Helene mit Schrecken bemerkte. Sie nahm sich vor, ihr bei nächster Gelegenheit eine kleine Anleitung über das Gespräch mit Fremden zu geben. Josepha kümmerte sich nicht im Geringsten darum, was die Gäste interessiren konnte; sie erschöpfte ein Thema bis zur Ermattung und brach das nächste in dem Augenblick ab, als man sich dafür zu erwärmen begann. Auch sprach sie zuviel von sich und ihrer Familie.

Auf Walters Frage, ob sie viel beschäftigt sei, erwiderte sie: „Ach nein. Man braucht mich nicht. Mein Mann hat seinen Beruf, mein Kind die Wärterin, die Köchin die Wirthschaft — nur ich habe Niemand. Es kommt mir manchmal vor, als ob ich die Ueberflüssigste in meinem Hause wäre."

Um dem planlosen Umherirren des Gesprächs ein Ende zu machen, forderte Helene Walter auf, Etwas vorzuspielen."

Digitized by Google

„Ah, Sie sind musikalisch!“ rief Josepha und klatschte in die Hände. „Das ist herrlich! Ich liebe die Musik so sehr.“

Walter trug ein schwermüthiges Lied vor und bat dann Josepha, seinem Beispiele zu folgen.

„Ich singe blos,“ entgegnete sie.

Auch das noch! dachte Helene mit Schrecken. Josepha, die eine schöne, klangvolle Stimme hatte, pflegte nämlich häufig in reizender Verwirrung mitten in einem Liede Melodie und Text zu vergessen. Auch heute verlor sie gleich nach den ersten Tacten den Faden und unterbrach sich.

Walters musikalisches Feingefühl schien jedoch gar nicht darunter zu leiden. Er ruhte nicht eher, als bis das Lied zu tadellosem Vortrag gebracht war.

Gerhard und Heinrich staunten über diesen unerwarteten Fortschritt. Frau von Wallheim war sehr gespannt, auf dem Rückweg Walters Urtheil über Josepha zu hören. Er konnte nicht genug Worte des Entzückens finden. Welche Natürlichkeit! welche Frische! Wahrlich, diese junge Frau war von einem Zauber, wie er ihn nie gekannt. Sie glich jenem dunklen Vergißmeinnicht, das in schattigen Waldesgründen vergessen blüht, und nur darum jenes tiefe, herrliche Blau behalten hat, weil die Sonne ihm noch nie gluthversengend in's Herz geblickt.

Helene sah ihn überrascht an. Merkwürdiger Mensch! dachte sie. Es giebt für ihn kein Frauenräthsel. —

Die nächsten Wochen vergingen für Josepha in einem Taumel von Vergnügungen. So glücklich wie jetzt hatte sie sich noch nie gefühlt. Eine fast ausgelassene Fröhlichkeit beherrschte sie; sie glich einem übermüthigen Kinde; oft ersann sie tolle Spiele, mit denen sie Helene zur Verzweiflung brachte und Walter entzückte. Er konnte sich nicht satt sehen an ihren anmuthigen Bewegungen, nicht satt hören an ihrem hellen klingenden Lachen. Sie erschien ihm wie eine sonnige Fee. Er fühlte, daß er einem jungen Herzen gegenüberstehe, welches einer leidenschaftlichen Liebe fähig sei, und über das er mit jedem Tage an Macht gewann. Der Gedanke, dieses glühende Empfinden zu wecken, reizte ihn.

Josepha war so ganz anders als die verwöhnten Frauen, die er bisher gekannt; als die kalten, berechnenden Koketten, denen er ausgewichen, oder die allzuweichen, empfindsamen Seelen, die seiner Leidenschaft sich hingegeben hatten. Hier umfing ihn zum ersten Mal der ganze Zauber einer echten, zarten Weiblichkeit. Er fühlte sich wohl wie nie; er vergaß jedes tändelnde Spiel. Viel früher als Josepha selbst wußte er, daß sie ihn liebte. Die Situation schien ihm neu; sie machte ihn nachdenklich, und was ihm lange nicht passirt war — er ward natürlich.

Josepha hingegen kam gar nicht zum Denken. Sie lebte einzig der wonnigen Gegenwart und sorgte nicht einen Augenblick um das Morgen. Der blaue Himmel lachte ihr in's Herz.

Digitized by Google

Helene beobachtete sie und Walter mit wachsender Unruhe.

Das war kein kokettes, graziöses Spiel, wie sie es liebte; es drohte ein himmelstürmender Ernst zu werden, und sie mußte Alles daran setzen, um den lieben Landfrieden zu bewahren.

Schon wünschte sie sehnlichst Walters Abreise herbei, allein der junge Mann schien gesonnen, das Ende seiner Tage in der Villa abzuwarten.

Eines Nachmittags erschien Josepha allein bei Helene. „Gerhard hat ein neues Pferd bekommen, das er jetzt versucht," erzählte sie. „Er will später herüberreiten."

„Was beginnen wir heute?" fragte Walter. „Befehlen Sie Musik oder lawn tennis, oder sind Sie gegen Ihre sonstige Gewohnheit für das Stillsitzen eingenommen?"

„Ich bin zu gar Nichts aufgelegt," entgegnete Josepha.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Walter besorgt.

„Eigentlich Nichts. Aber ich bin so unruhig, beinahe sorgenvoll. Ich glaube, ich war in der letzten Zeit zu lustig, nein — nicht lustig, zu fröhlich."

„Was soll denn das für ein Unterschied sein?" fragte Helene.

„Ich kann Dir das nicht erklären. Die Lustigkeit kann Einem für einige Stunden von außen anfliegen, die Fröhlichkeit kommt immer aus der Tiefe des Gemüths."

Das war einer jener Aussprüche, die Walter an der kleinen Frau so sehr liebte; sie enthüllten blitzartig den grübelnden Sinn, der ihr bei aller Kindlichkeit eigen blieb.

„Gehen wir spazieren," schlug Helene vor.

Josepha erhob sich. Es war ein trüber Nachmittag mit warmer, schwüler, gesättigter Luft. Schon sanken die ersten gelben Blätter von den Bäumen. „Sehnsüchtige Schwärmer, die den Tod nicht erwarten können," wie Helene sie nannte.

Man näherte sich dem Walde. Alte Eichen mit mächtigen, knorrigen Stämmen umsäumten den Weg.

Kein rechtes Gespräch wollte sich entspinnen. Da kam ein Diener ihnen nachgeeilt und bat die Gnädige, für einige Augenblicke nach Hause zu kommen. Nur ungern verließ Helene das Paar und versprach, so bald als möglich zurückzukehren.

Walter und Josepha ließen sich auf einer Bank nieder, um zu warten. Ihretwegen hätte Helene sich nicht zu beeilen brauchen; sie waren gar nicht ungeduldig. Walter sah die junge Frau von der Seite an. Sie trug ein weißes Kleid, das in zarten Wellenlinien sie umfloß. Er konnte den Blick nicht von ihr losreißen. Sie fühlte es und erröthete über und über. Verwirrt neigte sie den Oberkörper leicht vor, als wollte sie Helene nachspähen. Er mußte an sich halten, um der Versuchung zu widerstehen, sich vor ihr niederzuwerfen und ihre Hände, ihre Lippen, ihre ganze wonnige

Digitized by Google

Gestalt mit heißen Küssen zu bedecken. Wußte er doch, sie würde ihn erschreckt und zornig zurückweisen, wie sehr sie ihn auch liebte, denn es träumte ihre Reinheit von einer schuldlosen Liebe. Da kam ihm der Gedanke, wie bald er von ihr scheiden müsse, vielleicht ohne sie ein einziges Mal an sein Herz gezogen zu haben, und seine Leidenschaft wuchs.

„Nur noch wenige Tage, und ich sehe Sie vielleicht nie wieder!" sagt er plötzlich mit bebender Stimme.

Sie erschrickt. Das Entsetzliche, die Oede ihres verlassenen Lebens taucht vor ihr auf. Sie sieht starr vor sich hin, dann, als ob sie reden wollte, wendet sie den Kopf, ihre Augen heften sich mit einem wachsenden Blick auf ihn, doch sie sagt Nichts.

„Sie werden mich nicht vergessen, nicht wahr?" fragt er.

Sie ist sehr bleich geworden, sieht wieder vor sich hin, schüttelt den Kopf und sagt: „Nie." Dann athmet sie tief und will aufspringen. Doch sie vermag es nicht. Sehnige Arme halten sie umschlungen, und jugendfrische, brennende Lippen pressen sich auf die ihren. Eine Secunde giebt sie der Wonne nach, die über sie hereinfluthet . . . Dann erfaßt sie plötzlich eine wilde Angst, sie reißt sich los und flieht wie besinnungslos dem Walde zu. Er ihr nach. Mit wenigen Sätzen hat er sie erreicht. „Josepha!" jubelt er.

Da dringt der Schall von Pferdehufen an ihr Ohr, und im nächsten Augenblick sprengt Gerhard in rasendem Galopp ihnen entgegen. Josepha hat nur noch Zeit, aus dem Wege zu springen. Die plötzliche, blitzartige Bewegung des weißen Kleides erschreckt das durchgegangene Pferd; es wirft sich zur Seite und schleudert den Reiter aus dem Sattel. Mit dem Kopfe gegen einen Baumstamm anprallend, stürzt er zu Boden, indeß das schnaubende Roß davonjagt.

Das Alles war in wenigen Secunden geschehen. Josepha, noch zitternd von den Küssen des Geliebten, kniet, ihrer Sinne kaum mächtig, vor dem leblosen Gatten und sucht das Blut, das einer tiefen Kopfwunde entquillt, mit ihrem Taschentuch zu stillen.

„Er ist todt!" jammert sie.

Walter erwidert kein Wort, er hebt mit seiner Riesenkraft den Verwundeten empor und trägt ihn wie ein Kind der Villa zu.

IV.

Helene verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, als Walter ihr mit der schrecklichen Bürde entgegen kam. Sie traf sofort alle nöthigen Vorkehrungen, ließ den Kranken in ihr Zimmer betten und schickte in die nächste Stadt nach dem Arzt, während Heinrich telegraphisch aus Wien die schleunige Ankunft eines Professors erbat.

Digitized by Google

Josepha saß zu einer Bildsäule erstarrt an dem Lager des Kranken. Tausend wirre Gedanken flogen ihr durch den Kopf; abgerissene Reime von Liedern, die sie als Kind gehört, und die in keinem Zusammenhang mit dem Augenblick standen. Nein, Gerhard durfte nicht sterben; so groß konnte ihre Schuld nicht sein! Er mußte ihr erhalten bleiben, ihr und ihrem Kinde; er mußte gesund werden! Ihr ganzes übriges Leben sollte eine schweigende Abbitte sein.

Der herbeigeholte Arzt erklärte die klaffende Kopfwunde als ungefährlich; ein Tropfen Blut jedoch, der aus dem linken Ohr gedrungen war, hieß ihn die Befürchtung aussprechen, daß die Schädeldecke durch den scharfen Anprall einen Sprung bekommen habe. An eine Ueberführung des Kranken nach Altdorf konnte nicht gedacht werden.

Nach sechs Stunden traf der Professor aus Wien ein. Er schloß sich der Diagnose seines Collegen an und bezeichnete die Stelle, wo der muthmaßliche Sprung sich befand. Sein Ausspruch lautete ernst, aber nicht hoffnungslos. Wohl schwebte der Patient augenblicklich in Lebensgefahr, aber er konnte genesen; freilich war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine Gehirnerschütterung die übelsten Folgen nach sich ziehen konnte. Alles hing von dem Verlauf der nächsten Tage ab.

Nachdem er mit dem ordinirenden Arzte eine genaue Behandlungsweise vereinbart hatte, reiste der Professor nach Wien zurück. Herr von Erlach schloß sich ihm an, ohne Josepha wiedergesehen zu haben. — .

Die Villa war in tiefes Schweigen getaucht; man flüsterte nur, man ging auf den Fußspitzen; eine ängstliche Spannung lag auf allen Gesichtern. Heinrich und Helene bewiesen in diesen Tagen Josepha eine hingebungsvolle Freundschaft.

Endlich war der gefürchtete Termin abgelaufen: Gerhards Zustand besserte sich, und Josepha athmete auf. Neue Hoffnung erfüllte sie, und mit der Hoffnung kam langsam und zögernd — die Erinnerung. Wie weit fortgescheuchte Vögel kehrten die Gedanken an Walter wieder. Vergeblich suchte sie sein Bild zurückzudrängen . . . Aus irgend einer Falte ihres Herzens tauchte es vor ihr auf. Sie preßte die Hände an die Schläfen und konnte es doch nicht hindern, daß eine süße, selige Erinnerung sie durchglühte.

Wie eine stille, namenlose Freude lag es oft über ihr Antlitz hingegossen. Oeffnete Gerhard in solchen Momenten die Augen, da sah er sie überrascht an. So war sie ihm noch nie erschienen, so weich, so träumerisch, so glücklich. Es rührte ihn tief.

„Sie weiß, daß ich gerettet bin," dachte er. „Wie gut sie ist!"

Josepha pflegte ihn mit liebevoller Sorgfalt. Sein Bewußtsein kehrte immer anhaltender zurück. Zwar versank er noch dann und wann in eine Art Betäubung oder sprach mit weit geöffneten Augen verworrene Dinge, doch besserte sich sein Zustand mit jedem Tage.

Digitized by Google

Bald machte er sich schwere Vorwürfe darüber, daß er in das friedliche Leben der Villa eine solche Störung gebracht, und begehrte, nach Altdorf überführt zu werden. Als man seinen Wünschen nicht nachgeben wollte, steigerte sich sein Verlangen zu maßloser Heftigkeit.

Der Arzt hielt es für das Zweckmäßigste, ihm den Willen zu thun, da keinerlei Gefahr mehr damit verbunden war.

So fuhr denn eines Morgens Josepha mit ihrem Gatten, vom Doctor geleitet, nach Altdorf.

Sie hatte alle Ursache, zufrieden zu sein. Die Befürchtungen der Aerzte waren grundlos geblieben; als einzige Folge von Gerhards Krankheit blieb eine nervöse Reizbarkeit zurück, die sich sonderbarer Weise nie gegen seine Frau richtete. Mit ihr war er gütig wie nie zuvor. Aus seinem ganzen Wesen sprach Dankbarkeit. Wenn sie sich anklagte, durch ihren übereilten Sprung Schuld an seinem Sturz zu sein, widersprach er lebhaft. Er allein hatte das Unglück herbeigeführt, weil er das durchgegangene Pferd nicht zu zügeln gewußt . . . Seine frühere Rücksichtslosigkeit und Strenge wich einer milden Zärtlichkeit.

Er wunderte sich jetzt, wie leicht mit Josepha auszukommen war. Ein wenig Nachsicht, ein freundlicher Blick, und er erreichte mehr als ehemals mit einer Fluth von zornigen Worten. —

Inzwischen war der Herbst gekommen, das große Maskenfest der Natur. Helene fand die bunte Scenerie in Wald und Feld reizend; sie ließ aber doch die Koffer packen, denn vom Landleben hatte sie gerade genug. Sie erklärte Heinrich, daß sie dringend einer Erholungsreise bedürfe, und bestimmte ihn, nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Wien mit ihr über Paris an die Riviera zu gehen.

Auch für Gerhard war eine Luftveränderung geboten; der Arzt empfahl ihm Arco.

So wurden denn Schloß und Villa zu gleicher Zeit von ihren Bewohnern verlassen. Nur Josephas Töchterchen, die kleine Else, blieb mit ihrer Kinderfrau in Altdorf zurück, da ihre Lebhaftigkeit Gerhard zu sehr aufregte.

V.

Die ersten Tage in Arco erschienen Josepha recht einsam. Die fremden Menschen ließen sie gleichgiltig; sie sehnte sich gar nicht danach, Bekanntschaften zu machen.

Häufig schrieb sie an Helene. „Aber wie umständlich ist doch dieses Schreiben," klagte sie einmal. „Vom Herzen in den Kopf, in die Hand, in die Feder, auf's Papier und noch immer nicht bei Dir!"

Ein Fest war es für sie, wenn Helenens Antwort eintraf. Frau von Wallheim war eine routinirte Briefschreiberin; sie wußte sich stets dem Geiste desjenigen anzupassen, dem sie schrieb — sie konnte auch brieflich

Digitized by Google

kokettiren, wenn es der Mühe lohnte. Mit Josepha plauderte sie heiter und witzig und erzählte von Land und Leuten, die sie sah. Von ihren Erlebnissen erzählte sie Nichts. Nur eine Bemerkung ließ auf sie schließen.

„Wenn Frauen das Bewußtsein haben, zu gefallen, dann sagen sie, daß sie sich vortrefflich unterhalten. Also: ich unterhalte mich königlich!"

Eines Tages sollte Josepha eine unerwartete Ueberraschung erleben. Als sie von einem Spaziergange nach Hause zurückkehrte, rief ihr Gerhard entgegen: „Rathe, wer in Arco angekommen ist!"

„Helene!" rief Josepha, von plötzlicher Freude erfüllt.

„Fehlgeschossen! Ein Herr ist es, ein interessanter junger Mann. Nun — räthst Du's noch nicht?"

„Nein, das kann ich unmöglich errathen," stammelte Josepha. Den Namen, der sich ihr auf die Lippen drängte, vermochte sie nicht auszusprechen.

Mit um so größerer Leichtigkeit that es Gerhard. „Herr von Erlach ist gestern angekommen. Ich bin ihm soeben begegnet und habe ihm gesagt, daß wir heute auf der Promenade sein werden. Aber Du scheinst ja gar nicht erfreut . . ."

„Das ist wirklich eine Ueberraschung. Bleibt er lange hier?"

„Er weiß es nicht. Es hängt von Nachrichten ab, die er erwartet. Mach' Dich nur rasch bereit, Du siehst etwas blaß aus . . . es fehlt Dir doch Nichts?"

„Nicht das Geringste. Im Gegentheil, ich fühle mich so wohl."

„Gott sei Dank!"

Josepha wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen, und ging in ihr Zimmer.

Sie sollte ihn wiedersehen! Kein Zweifel, nur um ihretwillen war er gekommen.

Widerstreitende Empfindungen stürmten auf sie ein. In den Jubel, der sie erfüllte, mischte sich Angst, Furcht vor der Zukunft. Es war ja jetzt Alles, Alles anders geworden! Früher, als Gerhard kalt und rücksichtslos mit ihr war, überließ sie sich ohne Besinnen ihren Gefühlen; sie wußte ja, daß er nicht nach dem Besitze ihres Herzens fragte, wenn sie ihm nur treu blieb. Jetzt aber bewies er ihr mit jedem Tage, wie theuer sie ihm sei. Er liebte sie, und seine Liebe legte ihr Verpflichtungen auf. Wie sollte sie Walter begegnen? Sie vergrub den Kopf in den Händen.

„Bist Du bald fertig?" fragte Gerhard aus dem Nebenzimmer.

„Gleich, mein Freund," erwiderte sie.

Einige Minuten später trat sie mit ihrem Gatten aus dem Hause. Herr von Erlach kam ihnen entgegen.

Sie begrüßten sich herzlich wie gute Bekannte; nur die Hände bebten, die sie einander reichten.

Man sprach von gleichgiltigen Dingen, von Arco, von Wien. Gerhard blieb plaudernd mit einem Bekannten zurück, und das junge Paar schritt allein weiter.

Digitized by Google

Jetzt erst wagte Walter, Josepha voll in's Antlitz zu blicken. In seinen Augen spiegelte sich die ganze Freude, sie wiederzusehen. Dann glitt ein Schatten über seine Züge. „Sie haben eine schwere Zeit durchgemacht," sagte er in tiefer Bewegung.

„Ja, es war furchtbar. Eine jener Zeiten, die ganze Wandlungen in dem Menschen hervorbringen."

Er sah sie forschend an. „Es scheint wirklich, daß Sie ernster geworden sind?"

„Finden Sie? O, ich kann noch gerade so herzlich lachen, wie früher."

„Und ich wollte, ich könnte Sie hören . . . wie früher. Es war so schön!"

Josepha erschrak. Nur um Gotteswillen an keine gemeinsamen Erinnerungen rühren. „Wirklich? Ich habe ein schlechtes Gedächtniß. Ich habe Alles vergessen."

„Alles?" fragte er mit weicher Stimme.

Sie lachte; in ihrem Lachen war ein gezwungener Ton, der ihn verletzte.

„Dafür haben Sie etwas Neues gelernt," sagte er.

„Was denn?"

„Ein grausames Lachen!"

Seine Augen streiften sie mit einem bitteren Vorwurf. Sie fühlte, daß er litt, und hatte nur den einen Wunsch, ihn zu versöhnen. Mit der alten Herzlichkeit rief sie aus: „Sind Sie böse? Verzeihen Sie mir!"

„Man ist nur zu leicht geneigt, Ihnen zu verzeihen!" sagte er glücklich. In diesem Augenblicke hatte Gerhard sie erreicht. —

Mehrere Tage vergingen. Walter wußte nicht, was er von Josepha halten sollte. Sie vermied es, mit ihm allein zu sein; Allem, was er sagte, suchte sie mit einer gezwungenen Heiterkeit zu begegnen, die oft in einem grellen Widerspruch zu seinen Worten stand. Ihre bezaubernde Natürlichkeit war verschwunden, und, was er nie an ihr beobachtet: es erwachte eine fast nervöse Sucht in ihr, sich in den Strudel der Geselligkeit zu stürzen. Sie wurde bald der Mittelpunkt eines Kreises, der sie bewunderte.

Gerhard war nicht im Geringsten eifersüchtig; er freute sich über Josephas kleine Triumphe und brachte ihr ein blindes Vertrauen entgegen.

Walter dagegen fühlte alle Qualen der Eifersucht. Verführerischer, begehrenswerther denn je erschien ihm Josepha, und die Sehnsucht, sie in seine Arme zu schließen, beherrschte seine Sinne mit übermächtiger Gewalt. Und doch gab es Augenblicke, wo sein Glaube an sie erschüttert war, und

Digitized by Google

er sie für kalt und herzlos hielt. Wiederholt wollte er abreisen ohne ein Wort des Abschieds, aber er vermochte es nicht. Liebte Sie ihn? Hatte sie aufgehört, ihn zu lieben? Den feinen Frauenkenner verließ das sichere Urtheil, das er in jedem andern Falle gefällt haben würde. Seine Leidenschaft verwirrte sein Denken.

Eines Abends fand eine Tanzunterhaltung statt. Josepha hatte ihr Erscheinen zugesagt; an Gerhards Arm betrat sie den Saal. Sie war bleich, und ihre Lippen umspielte ein nervöses Lächeln.

Bei ihrem Anblick krampfte sich Walters Herz zusammen. Seine Hand preßte die ihre. Die junge Frau erschrak und wandte sich von ihm ab einem Herrn zu, der sie um die erste Tour bat.

Walters Blicke folgten ihr mit lodernder Qual. Nur einmal trafen sie die ihren, und ein wildes Weh ergriff Josepha, als sie seine schmerzerfüllten Züge sah. Sie hätte sich an seine Brust werfen, willenlos all dem Kampf entsagen und das Leben hingeben mögen für eine Stunde des Glücks. . . . Da begegneten ihre Augen Gerhard, der freundlich lächelnd ihr zunickte, und sie gewann ihre Fassung wieder. Nicht um sie allein handelte es sich, es galt Gerhards Frieden, es galt ihr Kind.

Als wollte sie sich betäuben, gab sie sich an diesem Abend immer leidenschaftlicher dem Tanze hin, und ausgelassener denn je schien ihre Laune. Niemand hätte ahnen können, daß hinter der glänzenden Maske die Verzweiflung sich barg.

Walter hörte keinen Augenblick auf, sie zu beobachten. Er konnte nicht daran zweifeln, daß sie sich vortrefflich unterhielt. Von den Thränen, die durch ihr Lachen zitterten, merkte er Nichts. Es erfaßte ihn plötzlich der brennende Wunsch, mit ihr zu sprechen.

Während einer Pause trat er auf sie zu. Sie fühlte, daß seine Augen die ihren suchten, und ihr Blick wich ihm aus. Das machte ihn rasend. Er neigte sich zu ihr nieder und flüsterte mit bebender Stimme: „Ich habe einst geglaubt, daß Sie ein Herz haben, aber Alles beweist mir, wie sehr ich mich täuschte. Sie *spielen* nur mit Herzen, und Ihre Koketterie ist darum raffinirter als jede andere, weil sie schwerer zu durchblicken ist. Ich aber *habe* sie durchblickt, gnädige Frau . . . seien Sie dessen sicher — und . . . leben Sie wohl für immer!"

Und ehe sie noch die Kraft fand, ein Wort zu erwidern, verbeugte er sich und verließ sie.

Am nächsten Morgen war er abgereist. Niemand wußte wohin.

VI.

Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in Arco kehrten Gerhard und Josepha in ihre Heimat zurück. Gerhard, völlig wieder hergestellt, war in fröhlichster Stimmung. Die kleine Else erquickte seine Mußestunden durch

Digitized by Google

ihr rosiges Geplauder, und Josepha, die sorgsame, pünktliche Josepha gab ihm nie wieder Ursache, unmuthig zu werden. Seine Augen ruhten oft mit innigem Wohlgefallen auf ihrer zierlichen Gestalt. Wie himmelweit verschieden ist die Josepha von einst und die Josepha von heute! sagte er sich oft. Daß auch er ein Anderer geworden, daran dachte er nicht. Er wäre vollkommen zufrieden gewesen, wenn nicht Eines ihn befremdet hätte: die trübe Stimmung, der Josepha sich von Zeit zu Zeit hingab. Sie konnte ohne jeden äußern Grund einsilbig, ja traurig werden. Still blickte sie dann vor sich hin, und wenn er sie ansprach, da schien es, als müsse sie ihre Gedanken erst aus weiter Ferne herbeiholen, um ihm antworten zu können.

Was ihr wohl fehlen mochte? Vergebens zerbrach er sich den Kopf darüber. Die Einsamkeit, sagte er sich endlich, der harte Winter verderben ihre Laune. Mit dem Frühling und mit Helene wird ihre Fröhlichkeit wiederkehren. Damit tröstete er sich.

Doch die kalte Jahreszeit war es nicht, die Josepha bedrückte. Sie krankte an einem andern Leid. Mit einem schrillen Mißton war der Traum ihres Herzens zersprungen; sie fühlte sich verkannt, der Lüge angeklagt von dem Manne, um dessen willen sie so viel gelitten, und dieses Bewußtsein verbitterte ihr das Leben. Sie war ja zufrieden mit dem ruhigen Dasein an Gerhards Seite; das leidenschaftliche Sehnen, das sie einst erfüllt, war erloschen; nur den einen glühenden Wunsch konnte sie nicht aus ihrer Seele bannen: daß Walter ihr Gedächtniß hochhalte, wie sie es verdiente.

Anfangs April kehrten Heinrich und Helene in ihre Villa zurück. Helene beschleunigte ihre Ankunft Josepha zu Liebe, deren Briefe sie riefen.

Jubelnd schlossen sich die Freundinnen in die Arme.

„Eigentlich sollte ich Dir zürnen!“ rief Helene, als die beiden Frauen sich zurückgezogen hatten, und zupfte Josepha lachend am Ohr. „Du hast mir einen meiner getreuesten Anbeter geraubt —“

„Ich — Dir?“

„Natürlich! Deinen Gatten. Glaubst Du, ich habe es nicht gleich gemerkt, daß er jetzt nur Augen für Dich hat?“

Josepha lächelte. „Ach ja — er ist sehr lieb und gut mit mir —“

„Warum siehst Du aber dann bekümmert aus? Ich glaube gar, wir haben Sorgen!“

„Ach, Helene wenn Du wüßtest . . .“

„So beichte Dir das Leid von der Seele! Wozu bin ich denn da, wenn nicht, um Dir zu rathen, zu helfen?“

Und Josepha begann ihre Geschichte. Sie schilderte Walters Ankunft in Arco, jedes Wort, jeden Blick bis zu dem letzten bitteren Lebewohl. „Jetzt weißt Du, warum ich so traurig bin,“ schloß sie. „Weil ich eine

Digitized by Google

ehrliche Frau bleiben wollte, hält er mich für eine herzlose Kokette, und dieses Bewußtsein ist mir unerträglich!"

„Dein Benehmen war eben danach, ihn an Dir irre werden zu lassen. Du hättest ihm ehrlich die Wahrheit sagen sollen."

„Dazu fand ich nicht den Muth."

„O über Euch tugendhafte Frauen, die Ihr so stolz seid auf Eure Stärke und doch so elend in Eurer Schwäche! Und was nun?"

„Das frag' ich Dich! Kannst Du ihm nicht sagen, wie Alles gekommen ist? Und daß es so kommen mußte?"

„Nein, mein Kind, das mußt Du selbst thun."

„Ich — aber wie?"

„Wie?" wiederholte grübelnd Helene. Dann sagte sie einfach: „Schreib' es ihm. Nicht in Form eines Briefes. Erzähl' ihm ein Märchen. Es war einmal ein einsames Frauenherz, das sehnte sich nach Liebe . ."

„Ja, das will ich thun!" rief Josepha, von dem Gedanken hingerissen, mit leuchtenden Augen. „Ich will ihm schreiben, und er wird mich verstehen. —"

Schon am nächsten Tage brachte sie Helene den Brief. „Ich bitte Dich, lies . . . Ist es gut so?"

Helene überflog das Blatt und sah die Freundin überrascht an. So viel Zartheit, so viel Vollendung hatte sie ihr nicht zugetraut. Josepha erzählte ein Märchen von der jungen Frau eines nicht mehr jungen Fischers, die sich in einen fremden Burschen verliebt hatte. Ohne etwas Arges zu denken, gab sie sich dem beseligenden Gefühl der Jugend hin, die sich an Jugend schließt. Da schlug im Sturm der Nachen des Fischers um, Kameraden retteten den Ertrinkenden und brachten ihn erstarrt an's Ufer. Bei seinem Anblick erschrak die Frau bis in die Seele vor dem Gedanken an einen anderen Sturm, der plötzlich hereinbrechen und vom Vater ihres Kindes sie für immer trennen konnte. So groß ihre Angst, so groß war ihr Jubel, als der Gatte die Augen aufschlug. Sie gelobte sich in jener Stunde, ihr Glück hinfort nur an seiner Seite zu suchen. — Wochen vergingen; da sah sie den Burschen wieder. Sie floh ihn, er aber rief ihr grausame Worte zu, die ihre Erinnerung an den schuldlosen Wahn, der so schön und so süß war, vergifteten, weil sie sich von demjenigen verkannt sah, dessen Achtung sie vor jeder Anderen verdiente. Josepha schloß mit den Worten: „Es wachsen wohl am Donaustrand viel blaue Veilchen. Nur zwei von ihnen in das beigeschlossene Couvert gelegt, würden einem Frauenherzen sagen, daß es verstanden ist, einem Herzen, das viel gekämpft hat, bis es zu jener Entsagung sich emporgerungen, die in sich selbst das reinste Glück einschließt."

Das Couvert, welches sie dem Briefe beilegte, trug Helenens Adresse.

Eine Woche später fuhr Heinrich in die Stadt. Helene hatte abgelehnt, ihn zu begleiten. Sie lag in ihrer Chaiselongue und dachte an Josepha.

Digitized by Google

Da klopfte es an die Thür; der hereintretende Diener brachte die eingetroffenen Briefe.

Helene ließ sie flüchtig durch die Finger gleiten. Plötzlich stutzte sie. Was war das? Ein Couvert, so leicht, als ob es leer wäre. Sie hielt es gegen das Licht. Ja, das waren sie, die Veilchen!

Sie klingelte und befahl, sogleich einspannen zu lassen. Eine halbe Stunde später war sie auf dem Wege nach Altdorf.

Sie traf Josepha allein vor dem Hause. „Ich bringe Dir Botschaft!" flüsterte sie und gab ihr den Brief.

„Helene!" rief Josepha mit einem Aufschrei und drückte ihn an sich. Dann zog sie die Freundin in stürmischer Aufregung mit sich fort in ihr Zimmer. Hier riß sie das Couvert auf. Zwei Veilchen, an ein Epheublatt geknüpft, fielen ihr entgegen. Jauchzend drückte sie die Blumen an ihre Lippen und bedeckte sie mit Küssen; ihr ganzes Wesen offenbarte eine namenlose Seligkeit. Lachend und weinend zugleich sank sie neben einem Stuhl zu Boden.

„Sieh mich nicht an!" bat sie. „Laß mich, bis dieser Sturm vorübergeht. Er hat mich verstanden! O Gott, wie glücklich bin ich!"

Helene stand indessen an die Thür gelehnt und blickte mit großen, weitgeöffneten Augen auf die Freundin. Das hatte sie nie empfunden! Wie arm kam sie sich vor. Sie gedachte all der unwürdigen Koketterien, all der bunten Abenteuer, hinter denen nicht ein warmes Gefühl sich geborgen, und schaudernd erkannte sie mit einem Male die ganze Oede und Leere ihres Lebens. Was lag ihr an den Leidenschaften, die sie erweckt. Nur Liebe giebt der Liebe Werth. Sie hatte so lange mit Herzen gespielt, bis die Liebe verspielt war.

„Du bist so stumm," sagte Josepha und blickte auf. „Ich komme Dir recht kindisch vor, nicht wahr?"

Helene schüttelte ernst den Kopf. Dann sagte sie leise: „Ich beneide Dich."

Digitized by Google

Wolfgang Kirchbach.

Von

Alfred Stoeſzel.

— Dresden. —

Der litterariſche Rubrikeneifer unſerer Tage — übrigens keine ſpecifiſch moderne Krankheit — pflegt in der Regel mit zwei Kategorien ſich zu behelfen. Er theilt, was da kreucht und fleucht in der Welt der Litteratur, in die beiden großen Gruppen der „Alten“ und „Jungen“ oder der lieben Abwechſelung halber auch in die der „Idealiſten“ und „Realiſten“ und begeht damit zu den tauſend Fehlern, deren er damit ſich ſchuldig macht, auch den tauſendunderſten: indem er eine ganze, große Gruppe von Leuten einfach ignorirt, die weder alt ſind noch jung, weder ausſchließlich Idealiſten, noch unbedingte Realiſten, die aber in dem litterariſchen Concerte doch ſo gewichtige Parte ſpielen, daß man ſie nicht überſehen kann, ohne damit das Litteraturbild der Zeit geradezu zu fälſchen.

Ihre Jugendjahre fallen in eine Periode, wo diejenigen, die als die „Alten“ nachmals ſo viel verläſtert und begeifert wurden, im Zenithe ihrer Geltung ſtanden, und wo der deutſche Leſer keine Götter kannte außer ihnen; in den Anfang der ſiebziger Jahre, der Jahre nach dem Kriege, die zugleich die Jahre einer großen, breit dahinfluthenden liberalen Strömung und jenes volkswirthſchaftlichen Aufſchwunges waren, der in dem Krach von 1873 nachmals ſein freilich nicht gerade überraſchend ſchnelles Ende fand. Der Hegelianismus, wenn auch im Grunde längſt überwunden, warf doch noch ſeine letzten, matt aufleuchtenden Wellen, der Materialismusſtreit war noch nicht verſtummt, und mächtig wurden vor Allem die Geiſter durch Peſſimismus und Darwinismus aufgerührt, die ihrem Höhepunkt zuſtrebten.

Digitized by Google

Seine Jugendeindrücke wird man so leicht nicht los. Und als der Naturalismus aufkam und alsbald üppig in die Halme schoß, da hatte ein Theil aus jener Gruppe sich überdies seine ersten litterarischen Sporen bereits verdient. Sie warfen sich der vorwärts stürmenden und allzu oft über's Ziel hinaus schießenden Bewegung nicht blindlings in die Arme; sie standen ihr vielmehr schon kritisch gegenüber; aber ganz freilich vermochten sie es auch nicht, sich ihrer Einwirkung zu entziehen. Dazu waren sie noch nicht genug in sich gefestigt, noch zu unfertig, zu viel noch in der Entwicklung begriffen. So entstand eine eigenartige Mischung in ihnen — und sicher nicht die schlechteste —, die jene Gruppe scharf sonderte von den an der bisherigen Kunstübung starr festhaltenden „Alten" und sie nicht minder stark auch schied von den im alleinselig machenden Naturalismus befangenen und alles Uebrige verdammenden „Jungen", die, Kinder einer anderen, weniger historischen, weniger philosophischen und fast möchte ich sagen, weniger gebildeten Zeit leichten Herzens Götter stürzten, an die jene Andern sich nie zu rühren gewagt hätten, eine ehrfurchtsvolle Scheu vor ihnen, das Erbtheil ihrer Jugendjahre, allzutief noch im Herzen.

In jener litterarischen Gruppe, die zwischen zwei Welten so recht in der Mitte steht, gehört auch Wolfgang Kirchbach. Er ist 1857 in London geboren. Sein Vater, ein Maler und begabter Schüler Schnorrs, von dessen künstlerischen Fähigkeiten unter Anderem auch die Deckengemälde in dem Rubenssaale der Dresdner Galerie Zeugniß geben, stammte aus Dresden, war aber 1852 nach London ausgewandert, wo er eine junge, geistvolle Rheinländerin heirathete, eine intime Freundin der Frau Montefiores, des bekannten Philanthropen, der in seinem eigenen Hause sogar dem jungen Paare die Hochzeit rüstete. Was in London damals an interessanten Deutschen sich aufhielt, stand auch mit Kirchbachs Eltern in regem Verkehr; so insbesondere das Ehepaar Kinkel und Ferdinand Freiligrath; Karl Blind war ihr Hausnachbar, und dessen durch sein Bismarckattentat 1866 zu so trauriger Berühmtheit gelangter Sohn Ferdinand war des kleinen Wolfgang eifrigster Spielkamerad, bis Kirchbachs Eltern schon 1860 wieder nach Dresden übersiedelten. Hier ließen sie dem Knaben seinen ersten Unterricht angedeihen, wie er hier im Wesentlichen seine ganze wissenschaftliche Ausbildung überhaupt erhielt, zuerst in dem auch über Dresden hinaus eines guten Rufes sich erfreuenden Krause'schen Institute, wo Albert Möser, der sicher nicht nach Gebühr gekannte und gewürdigte Lyriker, sein Hauptlehrer war, und dann nach dem Tode der Mutter und nachdem der Vater eine Stelle als Director der Kunstakademie in Chile angenommen hatte, die ihn sieben Jahre lang von der Heimat und seinen Kindern ferne hielt, im Neustädter Gymnasium daselbst.

Dem greisen Hermann Grimm ist jüngst das Selbstbekenntniß entschlüpft, daß, was hinter dem Beginn dieses Jahrhunderts liege, ihn nicht mehr festzuhalten vermöge. Als zwängen die völlig veränderten Lebensbedingungen

Digitized by Google

auch zu völlig neuer Gedankenarbeit, so concentrire sich all' seine geistige Thätigkeit nur noch auf die Gegenwart. Aber für eine jüngere Generation, als die, der Grimm angehört, ist diese Grenze zu fern noch gerückt, und über den Krieg von 1870 hinaus vermag noch kaum Etwas das Interesse unseres litterarischen Neuwuchses zu erregen. Kirchbach jedoch hatte von seinen Eltern nicht nur die Erinnerung an jenen großen Freiheitssturm, der über ganz Europa dahin gebraust war, als Erbtheil überkommen, auch von der geistigen Atmosphäre der Zeit war ihm ein gut Stück haften geblieben, in der ja auch noch ein großer Theil derjenigen athmete, die seine Lehrer waren. Der Bruch mit dem Idealismus, mit der speculativen Philosophie hatte sich, wenigstens in den Aelteren von ihnen, noch nicht vollzogen, und was in ihnen noch lebendig war, theilte sich naturgemäß auch ihren Schülern mit. Aber daneben fanden doch auch schon die neu die Zeit bewegenden Lehren eines Darwin und Schopenhauer, eines Strauß und Feuerbach ihren Eingang in die Schule, und bezeichnend für den Zeitgeist jener Periode ist es, daß an dem Gymnasium, auf dessen Bänken Kirchbach saß, ein naturwissenschaftlicher Wanderverein von den Schülern begründet wurde, dem sich bald auch eine Elite aus anderen Gymnasien anschloß. Neben naturwissenschaftlichen Excursionen in Dresdens herrliche Umgebung liefen regelmäßig dann auch Vorträge der Mitglieder, in denen man, von den Naturwissenschaften ausgehend, dem Urgrund aller Dinge in seiner Weise nachzuspüren sich bemühte. „Kraft und Stoff", die „Welt als Wille und Vorstellung", Darwin, Häckel und Hartmann, Nichts war diesen jungen Leuten fremd, und mit Wehmuth blickt man jenem naturwissenschaftlichen Wanderverein wissensdurstiger Jünglinge gegenüber auf unsere heutige Gymnasialjugend, die zum großen Theile von allen diesen Dingen Nichts oder herzlich wenig nur weiß, dafür aber im Reservelieutenant und Corpsstudenten als Ideal gar vielfach einem Gigerl- und Streberthum nacheifert, von dem die Jugend von ehedem Nichts wußte.

Zugleich aber zeitigte die nachhaltige und keineswegs nur sportsmäßig betriebene Beschäftigung mit so ernsten Dingen bei vielen von jenen jungen Leuten eine geistige Frühreife, die in mancherlei selbstständigen Versuchen nach dieser oder jener Richtung hin sich manifestirte. In Kirchbach drängte sie nach der Seite des poetischen Schaffens, und neben zahllosen dichterischen Schülerarbeiten, die den Stempel von solchen unverkennbar auf der Stirn tragen, findet sich doch schon auch Manches, was weit über die kindlichen Geh- und Stehversuche des dichtenden Gymnasiasten hinausragt. So stammt die in seinen „Ausgewählten Gedichten"*) enthaltene Ballade „Strandräuber" aus jener Zeit, so das Trauerspiel: „Eginhard und Emma", das der Autor jedoch erst demnächst, in völlig neuer Bearbeitung freilich, erscheinen lassen wird; so war vor Allem auch das erste Buch, mit

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1883.

Digitized by Google

dem Kirchbach als Schriftsteller vor der Oeffentlichkeit debutirte, seine schon 1878 erschienenen „Märchen“*), von Anfang bis zu Ende auf dem Gymnasium geschrieben.

Ein starkes Talent spricht aus diesen seinen poetischen Erstlingen, eine üppig wuchernde Dichterphantasie, ein philosophischer Tiefsinn, der das Zaubergewand der Märchenform nur lose oft sich um die Schultern hängt, und eine seltene Fähigkeit, selbst solche Erscheinungen unseres modernen Lebens, die man gewöhnlich sonst als aller Poesie feindlich hinzustellen pflegt, für seine Dichtung sich nutzbar zu machen; herauszuholen, was an poetischem Kerne auch in ihnen enthalten ist, und damit einen Wirklichkeitszug, einen Hauch modernen Lebens in jene Dichtungsart zu bringen, die aus dem Reiche der Phantasie allein zumeist sonst doch nur ihre Wurzeln nährt; Alles nur nicht die helle Stimme des Schülers, der aus einem unreifen Knabengesicht damals noch in die Welt blickte, als er seine „Märchen“ schrieb.

Dafür ist es der naturwissenschaftliche Wanderverein, dessen Spuren deutlich erkennbar, nicht nur durch dieses Buch allein, sondern fast durch Kirchbachs gesammte dichterische Production hindurch sich verfolgen lassen. Rein äußerlich betrachtet schon, spielt der Naturforscher, der Sammler, der den Erdbau nach irgend einer naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeit durchstöbernde Gelehrte in Kirchbachs Werken eine große Rolle; innerlich ist es die aus seinen, auch später fortgesetzten naturwissenschaftlichen Studien gewonnene Weltanschauung, der philosophische Untergrund sozusagen, und oft auch die Methode der Naturwissenschaft, deren Wellenschlag fast aus jeder seiner Arbeiten mehr oder minder deutlich an unser Ohr schlägt. Was naturalistisch an Kirchbachs künstlerischem Schaffen genannt werden kann, rührt aus dieser Quelle. Aber es ist darin nur enthalten, wie ein starker Einschlag in ein im Uebrigen ganz anders geartetes Gewebe, dessen Structur die gute Schule unserer klassischen Dichterperiode nur zu deutlich verräth. Dieser Einschlag wird größer in der Zeit, nachdem Kirchbach das Gymnasium verlassen und aus der immerhin durch die Schule im Wesentlichen bestimmten Geisteswelt hinausgetreten war in eine andere, in der es mächtig eben zu gähren anfing, und wo allzuschrille Trompetenstöße der ersten litterarischen Revolutionäre gerade zum Ansturm riefen gegen die in ausgefahrenen Gleisen einer immer größer werdenden Verflachung entgegengehende sogenannte idealistische Dichtung. Denn er war jung, wie die Heerrufer alle der neuen, wildaufschäumenden Bewegung, und ihr Einfluß machte sich umso stärker auf ihn geltend, je mehr er in persönliche Berührung mit ihnen trat. So war, als Conrad seine „Gesellschaft“ in München begründete, auch Kirchbach mit bei dem „lebhaften Plänklergefecht gegen gewisse verhockte Zustände der deutschen Litteratur“, das aus dieser

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

Zeitschrift her eröffnet wurde. Freilich nur so lange es ein Plänklergefecht blieb. Als aber in langen und erbitterten Kämpfen dann ein rüder Ton auf Seite der vorwärtsstürmenden Jugend einzureißen begann, da war Kirchbach nicht mehr unter jenen „Stümpern", die „den edlen, alten Homer selbst als grasgrünen Anfänger zu bezeichnen" sich erdreisteten. Die Scheidung ward reinlich zwischen ihm und ihnen vollzogen. Kirchbach hatte genug an allen den „Pariser Schreiern" und mehr noch an ihren „deutschen Nachrednern". Mit scharfer Klinge zieht er jetzt gegen diejenigen selbst zu Felde, in deren Lager er vor Kurzem noch geweilt hatte, und ihre Irrthümer und opfert wieder den alten Göttern, die gänzlich freilich niemals aus seinem Herzen verdrängt waren, selbst zu jener Zeit nicht, da er anscheinend der neuen Lehre eifrigster Adept gewesen.

Nun will ihm auch die einseitige Auffassung der Wissenschaft als Naturwissenschaft nicht ganz mehr behagen, er liest wieder fleißig Hegel und bekennt sich als einen Verehrer seiner Philosophie. Aber er verfällt doch auch wieder nicht in das andere Extrem, in thörichtem Uebereifer das Kind mit dem Bade zu verschütten. Er ist nicht blind dafür, daß die deutsche Litteratur allmählich zu einer Frauenlitteratur herabgesunken war, in welcher der nach bewährten Recepten immer von Neuem wieder angefertigte Familienblattroman eine fast unumschränkte, aber Alles, nur keine segenbringende Herrschaft übte, und er beklagt es, daß es so geworden. „Leider weiß ich," sagte er, „daß in Deutschland gegenwärtig gar viele Männer von ihren Frauen die poetische Nahrung sich vorschreiben lassen; ja, sie betrachten die Wirkung eines Kunstwerkes auf ihre Frauen womöglich als das ästhetische Kriterium der Sache. Das ist eine Thatsache, und mit dieser Thatsache ade Historienmalerei in Kunst und Dichtung! Ade Shakespeare, ade Goethe und alle Kunst, die al fresco malt!" Und bei einer anderen Gelegenheit, wo er eintritt für das Recht des Künstlers, sich seine Stoffe zu holen, woher es ihm beliebe, ein Recht, das er durch Cliquen- und Schulenweisheit sich nicht schmälern lassen will, sagt er: „Die Mißachtung des geschichtlichen Romanes, welche man neuerdings mit einer gewissen thee-ästhetischen Vornehmthuerei betreibt, ist gerade so viel werth, wie im andern Lager die geflissentliche Hochmüthigkeit, mit der man die Modernen und Modernsten für keinen Schuß Pulver werth erklärt." Er hingegen weiß recht wohl, was an den Modernen und Modernsten auch Gutes ist, zu schätzen, und mehr als einmal greift er deshalb nach dem Schiffchen, das modernen und modernsten Lebens kräftige Fäden genug dann in seine Dichtung mit verwebt.

Die Darstellung der künstlerischen Entwicklung Kirchbachs ist hier der Schilderung seines Lebensganges vorangeeilt. Noch während Kirchbach auf dem Gymnasium saß, war sein Vater aus Chile heimgekehrt. Er fand seine beiden Söhne — der Bruder des Dichters ist der bekannte Münchener Maler gleichen Namens — herangewachsen und zu den schönsten Hoffnungen

Digitized by Google

berechtigend. Allein es war ihm nicht lange vergönnt, sich ihrer zu erfreuen, und nur kurze Zeit schon, nachdem er den Boden des Heimatlandes betreten, wurde er den Seinigen wiederum entrissen. Es war nicht viel, was nach seinem Tode zurückgeblieben, und die Brüder waren in der Hauptsache nun auf sich selbst angewiesen, auf ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten. Unser Dichter bezog, nachdem er seine Gymnasialstudien beendigt, die Universität Leipzig und hörte hier ein paar Semester lang historische und philosophische Vorlesungen, wenn auch ohne rechte innerliche Befriedigung. Auf der einen Seite waren es allerlei dichterische Pläne und Arbeiten, welche ihn zu sehr beschäftigten und erfüllten, um für viel Anderes daneben Raum zu lassen; mehr aber war es noch eine Reihe äußerer Momente, welche den Wunsch in ihm zeitigen mußten, rascher zu einer selbstständigen Stellung zu gelangen, als dies auf den Schneckenwegen einer auf ein langwieriges Universitätsstudium sich gründenden Carrière möglich gewesen wäre. Es waren dies seine beschränkten finanziellen Mittel und ein Verlöbniß, das er schon als Primaner eingegangen war, und das ihn übermächtig nun nach einer Vereinigung mit der geliebten Braut drängte. So ward eine quälende Unruhe und Ungeduld in ihm erzeugt, die ihn immer stärker von seinen Universitätsstudien abzog und immer mehr der Litteratur zuführte. Denn er sah darin, daß er ganz sich ihr widmete, die einzige Möglichkeit, rasch sich auf eigene Füße zu stellen, und mancherlei Erfolge, die er, so mit seinem Roman „Salvator Rosa", schon errungen, ermuthigten ihn zu dem Schritte, das Brotstudium ganz an den Nagel zu hängen. Trotzdem waren es schwere innere Kämpfe, die er durchlebte, ehe er zu dem entscheidenden Schritte sich entschloß. Arge Zweifel plagten ihn, ob sein Talent auch stark genug sich erweisen würde, um über die bösen Tage, die durch die Jagd nach einer Existenz ihm unzweifelhaft noch bevorstanden, ihm hinwegzuhelfen, bis er kurz entschlossen endlich die Schiffe hinter sich verbrannte, Leipzig und der Universität den Rücken kehrte, nach München übersiedelte und sich dort, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, verheirathete.

Neun Jahre lang blieb er, mit einer einzigen größeren Unterbrechung von fast einem Jahre, das er in Italien zubrachte, in München, und fast mit allen dort lebenden Schriftstellern, so mit Heyse, Lingg, Greif, Grosse, Fulda, Stieler, Conrad, Weltrich u. A. trat er nach und nach in persönlichen Verkehr.

Die Münchner Jahre waren für Kirchbach mehr die Jahre einer innerlichen Entwicklung, mehr die eines geistigen Ausreifens, als die Jahre einer reichen und bedeutsamen dichterischen Production. Was in der Zeit gährte, mußte auch in ihm sich erst noch klären. Nach seinen ersten schöpferischen Anläufen stand ihm jeder Weg offen. Er konnte nach rechts eben so gut gehen, wie nach links. Aber er war doch ein viel zu philosophischer Kopf, um sich bei der Richtung, die er zu nehmen hatte, vom

Digitized by Google

Zufall allein nur bestimmen zu lassen. Er mußte den neuen Theorien erst auf den Grund sehen, sich mit ihnen auseinandersetzen, und auch den alten Wahrheiten nochmals in's Gesicht leuchten, ob sie sich auch als echt noch erwiesen, ehe er sich entschied.

In einer Reihe von Aufsätzen, die gesammelt und mit einigem Anderen vereint unter dem Titel „Ein Lebensbuch“*) erschienen sind, hat er dies auch gethan. Sie zeugen alle von einer großen Belesenheit und von eingehendsten Kenntnissen auf mannigfachen Gebieten seitens ihres Verfassers, dessen geistiges Rüstzeug allerdings ein ganz anderes ist, als das so mancher jüngerer Autoren, die mit erstaunlich leichtem Gepäck in dieser Hinsicht oft ihres Weges wandeln. Aber sie zeigen zuweilen auch einen spintisirenden Geist, wie er so vielen seiner sächsischen Landsleute eigen ist, einen bohrenden Tiefsinn, der sich in Sackgassen verrennen kann, ohne eigensinnigerweise einen Ausweg daraus auch nur finden zu wollen.

Als eine solche Sackgasse wollen uns z. B. Kirchbachs Theorien über den Vers erscheinen, den er als die wahre realistische Form der Dichtung im Gegensatze zur Prosa preist, die „rein als äußerliche Form eine durchaus undichterische, unpoetische Form“ sein soll, niemals im Stande, eine poetische Form werden zu können. Alle Prosaschriftsteller und selbst Autoren, wie Dickens, Keller und Zola, sind ihm demnach im gewissen Sinn keine wirklichen Dichter, und nur die „Halbbrüder“ der eigentlichen Poeten.

Es ist erstaunlich, welchen Scharfsinn Kirchbach aufwendet, um eine solche Theorie zu stützen, für die er immer wieder neue Gründe in's Treffen zu führen weiß. Zuerst ist ihm der Vers schon deshalb die wahre realistische Form der Dichtung, weil die Natur selbst in dieser realistischen Form rhythmisch arbeitet und ihre Kraftleistungen bewältigt. Dann aber erscheint ihm die Redensart, kein Mensch rede in Versen, kein Einwand. „Denn es redet erst recht kein Mensch von Natur in Prosa. Das, was wir Prosa nennen, ist eine sehr mühsam errungene Denkform, welche wir Alle erst haben erlernen müssen . . . Die Prosa ist deshalb keine realistische Form, sondern eine abstracte.“

Aber wenn die ganze Natur auch ausschließlich nur in Rhythmen spräche, was sie, nebenbei gesagt, aber keineswegs thut, und ich erinnere in dieser Hinsicht nur an den Wind, der in den unregelmäßigsten und unrhythmischsten Stößen zuweilen doch sich austobt — die Prosa bliebe doch die realistischere Form der Dichtung, so lange die Menschen nicht in Versen reden; wofern man unter einer mehr oder minder realistischen Dichtung nur eine solche versteht, die in mehr oder minder getreuer Weise das Bild des wirklichen Lebens in der Dichtung künstlerisch widerspiegelt. Und es redet kein Mensch in Versen. Selbst wenn man die Kirchbach'sche Ansicht gelten lassen will, daß die Prosa, weil sie sich der sogenannten Syntax in ihrer

*) L. Ehlermann, Dresden.

Digitized by Google

ausgebildeten Form bedient, eine abstracte Denkform sei, die wir erst mühsam alle haben erlernen müssen, dann ist diese mühsam erlernte, abstracte Denkform doch die realistischere Form, weil die Menschen ihrer sich bedienen und nicht der ursprünglichen Form des Verses. Aber wäre dann nicht die allerursprünglichste Form zugleich die realistischste, und war diese allerursprünglichste Form wirklich der Vers? Und dann: Sprechen die Fischer an der Nordsee oder die Holzknechte in den bayerischen Bergen etwa in kunstvoll gebauten Perioden, oder mit einem größeren syntaktischen Apparate, als auch der Vers ihn nicht entbehren kann? Aber sprechen sie deshalb in Versen? Und scheucht der Vers wirklich, wie Kirchbach an einer anderen Stelle wieder meint, die Erinnerung an jene banale Wirklichkeit hinweg, die in einem Stücke wie seinem „Gordon Pascha" z. B. störend sonst es uns zum Bewußtsein brächte, daß Gordon und der Mahdi ja nicht deutsch, sondern englisch resp. arabisch gesprochen haben? Und thäte er es, wäre er dann wieder realistischer, als die Prosa, da doch der realistische Effect, daß man nämlich jene sogenannten „philologischen Nebengedanken" über den Vers vergessen soll, nur durch den Verzicht auf die Vorstellung erzielt würde, als wäre es ein Stück wirklichen Lebens, was sich da vor unseren Augen abspielt?

Aber wie es Prosa genug giebt, die unrealistisch ist im höchsten Grade, so haben wir auch Verse in Fülle, die realistischer wirken als manche Prosa, und es wird Alles nur darauf ankommen, wie Prosa und Vers gehandhabt werden. Den fanatischen Prosaverkündern, denen jeder Vers wie ein Verbrechen gegen die wahre Poesie erscheint, ist Kirchbach mit Recht entgegengetreten, mit Unrecht aber ist er umgekehrt wieder selbst zum fanatischen Versverkünder geworden, der keine Götter gelten lassen will, außer dem Rhythmus, dem er meines Bedünkens sogar eines seiner Werke, das Trauerspiel „Der Ingenieur"*) zum Opfer gebracht hat. In seiner ursprünglichen Prosafassung hat das Stück in München reichen Beifall sich errungen; in seiner Umarbeitung in Versen will es mir fast als die schwächste von Kirchbachs Arbeiten erscheinen, und ganz deutlich kann man an mehr als einer Stelle es ersehen, daß oft nichts Anderes die Wirkung der Dichtung beeinträchtigt, als der Vers allein. Mag man eben hundert Mal auch dem Vers die Berechtigung zugestehen, für jeden beliebigen Stoff angewandt zu werden; es wird immer doch Themata geben, die mehr für eine Prosabehandlung sich eignen, als für eine solche in Versen, Themata, bei denen die vollendetste Meisterschaft des Versdichters die gleiche Wirkung zu erzielen im Stande ist, die dem auch weit weniger begabten Prosaschriftsteller zu erreichen ganz mühelos gelingt. Ein solches Thema ist der Vorwurf des Ingenieurs zweifellos, und der Vers sitzt ihm daher auch nur wie ein geliehenes Gewand, das ihn drückt und

*) Dresden, L. Ehlermann.

Digitized by Google

beengt an allen Ecken und Enden und ihn an jeder freien Bewegung hindert.

Mit dem „Ingenieur“ schließt gleichzeitig die erste Periode von Kirchbachs künstlerischem Schaffen, in der außer den bereits angeführten Werken noch die zweibändige Novellensammlung „Kinder des Reichs“, ein Band „Ausgewählte Gedichte“, sowie das Drama „Der Menschenkenner,“*) entstanden sind. Es war dies, wie bereits erwähnt, mehr die Periode einer innerlichen Entwicklung eines geistigen Sichausreifens, Wachsens und Werdens, als die einer reichen und bedeutsamen dichterischen Production, und so findet sich naturgemäß viel ungegohrener Most noch in dem damals Geschaffenen; daneben aber freilich auch gar Manches, das man mit zu dem Besten zählen muß, was Kirchbach überhaupt hervorgebracht.

Mit dem im letzten Jahre seines Münchner Aufenthaltes geschriebenen Roman „Der Weltfahrer**“) beginnt dann eine neue Periode seines dichterischen Schaffens. Der Most hat ausgegohren. Es ist kein Tastender, Suchender mehr, der uns aus den in raschem Aufeinander sich nun folgenden Werken entgegentritt; sondern eine fertige, gereifte Dichterphysiognomie. Sein „Weltfahrer“ aber bildet nicht nur äußerlich den Abschluß seiner Münchner Jahre, er zieht auch gleichsam die Summe aus allen den Eindrücken, die der Dichter in einer so langen Zeitperiode empfangen, und er gestaltet sich zu einer gründlichen Abrechnung mit dem Münchner Naturalismus und dessen hauptsächlichsten Vertretern, von denen einzelne, mehr oder minder deutlich porträtirt, in dem Werke selbst erscheinen. Allein er ist deswegen noch lange nicht etwa eine Huldigung für eine Kunstübung, die, wie Kirchbach sehr wohl wußte, in Conventionen allmählich erstarrt war. Im Gegentheil; er ist vielmehr ein Protest gegen die herkömmliche Anschauung von dem, was poetisch sein soll, und was nicht. „Es ist doch eine herrliche Zeit, in der wir leben,“ ruft Konrad Hermann, ein junger naturalistischer Lyriker und eine der am besten gezeichneten Figuren aus dem „Weltfahrer“ aus, „nicht das Zeitalter Homers, ja, nicht das Zeitalter Goethes möchte ich um die lebendige, gesteigerte Poesie geben, welche uns gerade der technische Fortschritt gebracht hat. . . . Siehst Du, die Mühle, das Mühlenrad, das erscheint Jedermann poetisch. . . . So wird eine Zeit kommen, wo man auch das Eisenbahnrad als die tranlichste Poesie besingt, ja, wir stehen schon zur Hälfte mitten in dieser Zeit. Denn auch die Mühle und das Mühlenrad ist ja nur eine uralte Maschine; sollten da nicht unsre unendlich vervollkommneten Dampfmaschinen, elektrischen Maschinen auch unendlich dichterischer sein? Es ist nur Gewöhnung. Schön und poetisch wird die Welt erst zu der Zeit werden, da

*) Sämmtlich erschienen bei L. Ehlermann, Dresden.
**) Dresden, E. Pierson.

Digitized by Google

man Alles in Maschinen und Mechanismen aufgelöst hat. . . . Das ist unsre neue Poesie! Die wollen wir verkünden; die will ich Euch bringen!"

Die Wege dieser neuen Poesie war Kirchbach freilich schon in seinem Erstlingswerke, in den „Märchen" gewandelt; aber jetzt vermochte er sie doch mit einer ganz anderen, gereifteren Beherrschung der künstlerischen Mittel zu gehen, wie ehedem. Wer den episodisch in den „Weltfahrer" eingeflochtenen „Mikrobenroman" gelesen, der wird sich auch dem Eindrucke nicht zu entziehen vermögen, daß er hier einem Cabinetstückchen gegenüberstehe, welches allein schon das Werk über das Durchschnittsniveau gewöhnlicher Unterhaltungslectüre hinaus zu heben vermöchte. Aber das ist der Roman auch sonst in keiner Weise. Dazu ist er zu sehr gesättigt mit dem geistigen Inhalte der Zeit. Es ist, als hätte Kirchbach in dem Weltfahrer sein Lebenswerk zu schreiben beabsichtigt. Alles, was ihn bewegte, was er erlebt, gesehen und gelernt in seinem bis dahin verhältnißmäßig noch so kurzen und doch so inhaltsreichen Leben, die Erinnerungen seiner Gymnasiastenzeit mit ihren Liebhabereien und dem naturwissenschaftlichen Wanderverein, dessen Andenken das Buch auch gewidmet ist, seine späteren inneren Kämpfe, die Weltreisen seines Vaters, alle seine mannigfachen philosophischen, naturwissenschaftlichen und historischen Studien, sein Ringen nach geistiger Freiheit, nach Unabhängigkeit von jeglicher Schulmeinung, das ganze Bild der Zeit mit ihren hundertfach sich durchkreuzenden Strömungen und Unterströmungen, das Alles, Alles suchte er in das eine Gemälde zusammenzufassen. Und doch ist es nicht überladen, und seine frischen Farben erfreuen, gleichgiltig ob sie aus dem naturalistischen Farbentopfe geholt sind, wie in dem Schlußcapitel mit seinem fast zolamäßigen Ausklingen oder in dem grausig packenden Nachtstücke, wo die freiwillig von ihrem Manne geschiedene Frau Streicher, die nur deshalb den Gatten freigab, damit dieser seinen in's Wanken gerathenen finanziellen Verhältnissen mit einer freilich stark verbrauchten, aber wohlsituirten Tänzerin aufhelfe, dem wieder vermählten Manne, dem sie in krankhafter Sentimentalität selbst das Brautbett gerichtet, und dann auch sich selbst in der Hochzeitsnacht die Gurgel abschneidet — oder ob jene Farben dem Malkasten der idealistischen Richtung entstammen, wie in der reizenden Idylle des zweiten Capitels.

Aber so wenig haushälterisch der Dichter in seinem „Weltfahrer" mit seinen Mitteln auch umgegangen ist, er hat doch bei Weitem nicht sich auszugeben vermocht, und was fast wie der Schlußstein seines ganzen Dichterlebens sich ausnahm, war doch erst der Grundstein zu einem Bau, bei dem der Künstler emsig noch am Werke ist. Das Beste ist ihm vielleicht noch vorbehalten; das Beste, was ihm bisher aber gelungen ist, hat er gleich in seinem nächsten Werke, dem Bühnenmärchen „Die letzten Menschen"*) gegeben, einem Vorläufer jener ungezählten Märchen, welche die Theater ein

*) E. Pierson, Dresden.

Digitized by Google

paar Jahre später als Rückschlag der großen naturalistischen Hochfluth nun uns allzufreigebig fast credenzen.

Ein Stück für die große Masse sind die „Letzten Menschen" jedoch in noch weit geringerem Grade, als der „Weltfahrer" etwa ein Roman für die Menge derjenigen ist, die mit ihrer Lectüre nur dem plattesten Unterhaltungsbedürfnisse zu Hülfe kommen können oder wollen; viel mehr sind sie ein Stück für litterarische Feinschmecker, und wie sie selbst höhere Ansprüche an den Zuschauer stellen, so werden sie in der Hauptsache auch solche besonders interessiren, die ihrerseits ein größeres Maß von Ansprüchen in litterarischen Dingen zu stellen gewohnt sind. Aber das soll nicht etwa ein Tadel sein. Die „Letzten Menschen" sind kein Buchdrama. Ein starker dramatischer Zug lebt in ihnen trotz des tieferen philosophischen Sinnes, der durch die reichbewegte Handlung hindurchschimmert, ohne ihn doch mehr zu belasten, als etwa der Blüthenstaub, der die Flügel des Falters überdeckt, und eine Fluth von Phantasie und Stimmung ist über das Ganze gegossen, die auch denjenigen in ihre Zauberkreise zwingen, denen jener tiefere Sinn des Stückes immer ein ungelöstes Räthsel bleiben muß.

Es ist der Welten Ende, das uns in den „Letzten Menschen" vorgeführt wird; aber nicht, wie es in den uralten Mythen gemalt sich findet, sondern wie die Naturwissenschaft als unausbleiblich es uns vorhersagt. Die Sonne will verlöschen, und der Erdball vereist.

„Doch eh' der eis'ge Tod die starre Welt umschließet,
Noch einmal Leben aus der bangen Nacht entsprießet,
Noch einmal trifft der Sonne letzter Strahl
Erwärmend in das kühle Erdenthal . .
Da blüht die Erde auf im sanften Licht . . .
Ein Paradies erwächst im Silberkranze
Der Eisgebirge . . . ."

durch das ein Menschenpaar, das letzte, hindurchwandelt. Und rings um dieses herum tummeln sich zu neuem Leben erweckte Fabelwesen, Faune und Sirenen, Kentauren und Tritonen, Satyrn und Nymphen, Proteus und der alte, große Pan selbst, mit einem göttlichen Behagen, das von den quälenden Zweifeln, von all den Leiden, die auch des letzten Menschenpaares Brust durchwühlen, Nichts kennt und weiß. Es ist oft fast wie ein Stück gedichteten Böcklins, aus dessen Bildern in der Schack'schen Galerie zu München Kirchbach ja auch mannigfache Anregung empfangen haben mag; aber es weht auch ein großer tragischer Zug durch das Stück hindurch, der aus der Gegenüberstellung jener mit glühenden Farben gemalten, faunisch den Augenblick genießenden und um die Zukunft unbekümmerten Fabelwelt und dem unsäglichen Jammer erfließt, der die letzten Menschen ihrem eigenen und der Erde sicher nahem Ende gegenüber erfaßt.

Der rechte Mann war hier an den rechten Stoff gekommen. Das Reich der Phantasie ist so eigentlich Kirchbachs Domäne und daneben die philosophische Speculation, und in beiden Richtungen konnte er hier nach

Digitized by Google

Herzenslust sich ausleben, ohne doch befürchten zu müssen, durch ein Zuviel nach dieser oder jener Seite hin, wie es in anderen seiner Werke ab und zu doch sich geltend macht, entweder als allzu phantastisch oder allzu tiefsinnig zu erscheinen.

So wurden seine Schwächen selbst zu Vorzügen an diesem Stoffe, an dem der Autor einen ebenso glücklichen Griff gethan, wie an dem Stoffe zu seinem nächstfolgenden und bisher wohl verbreitetsten Werke, dem „Leben auf der Walze"*). So grundverschieden die beiden Vorwürfe aber auch sind, es leitet doch eine Brücke von dem einen zum andern, die nach einem rein aus dem Boden der Phantasie entsprossenen Werke, wie die „Letzten Menschen" es sind, die Wahl eines Themas verständlich erscheinen läßt, in dem das erbärmliche Leben des Handwerksburschen und Pennbruders behandelt ist. Und diese Brücke ist nicht nur in dem Contrast zu suchen, nicht nur darin, daß das Pendel, nachdem es nach der einen Seite sich ausgeschwungen, nun auch zurück und nach der entgegengesetzten Seite schlagen muß. Kirchbach ist kein Gesellschaftsmensch, kein Mann des glatten Salons; er fühlt sich am wohlsten in Wald und Flur, auf weiten Fußwanderungen oder in der Stille seiner Studirstube, vertieft in seine Bücher und Studien, und er kennt demnach die ihm gleichgültige Welt, die die Salons bevölkert, weit weniger, als jene Welt, der er das größte Interesse, eine warmherzige, tiefe Liebe entgegenbringt, die Welt der Dichter und Denker, wie das Leben und Weben draußen in der Natur. Davon hat er zwei Seiten bisher uns nur geschildert, im „Weltfahrer" das stille, geheimnißvolle Leben der Pflanzenwelt, in den „Letzten Menschen" das Treiben aller der Fabelwesen, mit denen seine Phantasie ihm die Natur bevölkert; nun wendet er sich auch dem zu, was an Menschenkindern im Dunkel des Waldes oder auf der zwischen endlosen Feldern sich dahinziehenden Landstraße umherkrabbelt, jener tagscheuen Brüderschaft, die kein anderes Heim hat, als Mutter Grün und die Penne. Und er schildert sie trotz dem waschechtesten Naturalisten. Er kennt ihre Sprache, jenes seltsame Rothwelsch, in dem sie mit einander verkehren, und ihre Gewohnheiten, alle die Nüancen der Species, ihre guten und bösen Seiten, und er weiß sie plastisch und anschaulich genug uns zu schildern. Daß der Roman überdies in eine Zeit fiel, wo eine ganze Richtung in der Kunst mit Vorliebe das Leben der Enterbten und Elenden zum Gegenstande ihrer Darstellung machte und bei dem eben herrschenden großen Interesse für alle sogenannten socialen Fragen auch den lebhaftesten Widerhall erweckte, in eine Zeit, wo durch des Theologen Paul Göhre interessante Studie: „Drei Monate Fabrikarbeiter" die Theilnahme für die in Kirchbachs Werke geschilderte Menschenklasse gerade eine besonders starke war, vermochte den Werth der Arbeit freilich nicht zu erhöhen; aber es verhalf

*) Berlin, Verein der Bücherfreunde.

Digitized by Google

dem Buche doch mit zu einer größeren Popularität, als frühere Arbeiten des Autors ihrer mehr oder minder starken Exclusivität wegen sich je vermuthlich errungen hätten, so daß Kirchbach seit dem „Leben auf der Walze" wohl mit zu dem verhältnißmäßig sehr kleinen Kreise von Autoren zu zählen ist, deren Namen auch weiteren Kreisen geläufig sind.

Aber, als wäre es ihm darum zu thun gewesen, nach diesem seinem erfolgreichsten Werke nicht ein für alle Mal zum Naturalisten gestempelt zu werden, so finden wir den Dichter schon in seiner nächsten größeren Arbeit, die er auf eine Sammlung von Novellen unter dem Titel „Miniaturen"*) hat erscheinen lassen, in „Des Sonnenreiches Untergang"**) auf ganz anderen Pfaden. Es ist der Weg der historischen Tragödie, den er diesmal schreitet, der Weg Shakespeares und Schillers, auf dem er, ob er gleich nie ihn bisher noch gewandelt, merkwürdig gut sich zurecht findet. Ganz anders, wie in den Bühnenwerken seiner ersten Schaffensperiode, wie im „Ingenieur" und im „Menschenkenner", ist er jetzt Herr des technischen Handwerkszeugs, kennt er die Forderungen des Theaters, weiß er seine Handlung zu gruppiren und dramatisch wirksam aufzubauen. Der Fortschritt ist ganz unverkennbar. Die Flügel sind ihm gewachsen, und sie erlahmen nicht mehr nach kurzem Fluge, sondern tragen ihn sicher empor nach dem hohen Ziele, das er sich gesteckt.

Es ist ein dankbares Thema, die Eroberung Perus durch die Spanier, das der Dichter sich wieder zum Vorwurf für seine Tragödie erkoren, reich an tragischen Momenten und wirksamen Contrasten, die nach einer Dramatisirung förmlich zu drängen scheinen, und die es uns vergessen lassen, wie fernab jene Ereignisse alle uns im Grunde liegen. Was in dem Stoffe lag, hat Kirchbach auch geschickt herauszuholen verstanden. Aber ebenso geschickt hat er zugleich mit seinen künstlerischen Mitteln hauszuhalten gewußt, und ob das Drama auch seinen Höhepunkt am Ende des zweiten Actes schon erreicht: es weiß doch bis zum Schluß noch uns zu fesseln. Der Versuchung in diesem „Culturdrama" der Schilderung jenes hochentwickelten Culturzustandes, wie er uns in dem auf communistischer Grundlage aufgebauten peruanischen Staatswesen in drastischem Gegensatze zu der empörenden Barbarei und Grausamkeit jenes bigotten, rohen und allen Lastern ergebenen spanischen Pöbelhaufens entgegentritt, dessen Führer Pizarro nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig war, auf Kosten der Gesammtwirkung einen allzubreiten Raum zu gönnen, ist Kirchbach dabei klug aus dem Wege gegangen, und was er an culturhistorischen Reminiscenzen geboten, hat er discret und ohne alle Aufdringlichkeit gethan.

Schade, daß gerade die Hauptfigur des Dramas, der letzte Inka Atahuallpa, einige Ungleichheiten in der Charakterzeichnung aufweist. Im

*) Stuttgart 1892. J. G. Cotta.
**) Dresden 1894. E. Pierson's Verlag.

Digitized by Google

ersten Acte, in dem Zwiste mit seinem Bruder Huaskar, den Atahuallpa vom Throne verdrängte, um sich selber darauf zu setzen, sind die Sympathien des Zuschauers im Grunde alle auf Huaskars Seite. Und mit Recht. Denn wenn Atahuallpa alle seine Verwandten, die zu dem Bruder gestanden, Männer und Frauen, nach glücklich errungenem Siege, auf daß sie ihm nicht weiter gefährlich werden können, in den Felsenabgrund stürzen läßt und ihnen, denen in wenigen Augenblicken die „heiligen Häupter" zerschlagen werden sollen, auf ihrem traurigen Wege zur Richtstätte, als wollte er sie noch höhnen, zuruft:

„Wie glücklich seid Ihr Alle! Ihr geht hin,
Wo Euch unsterblich Leben blühen wird,
Indessen wir in dieser Welt der Arbeit
Noch länger uns're Mühsal tragen müssen!"

so kann man nicht anders, als mit Huaskar sich über eine so grobe Heuchelei in tiefster Seele zu entrüsten. Es wird Einem schwer, demselben Manne dann in den Tagen seines Unglücks jenes Maß von Mitleid entgegenzubringen, das der Dichter in uns offenbar erwecken will, und das wir sicher sonst auch für ihn empfunden hätten. Und mit Mühe nur vermag man deshalb in der sonst hochdramatischen Scene, wo Atahuallpa in der Ahnengruft die Mumien der todten Inkas befragt, ehe er, sich zu retten, den Bruder heimlich um's Leben bringen läßt, den Gedanken zu unterdrücken, ob dieser große Komödiant, als der er im ersten Acte sich erwiesen, nicht auch hier abermals nur ein Theaterstückchen aufführt, während sein Entschluß, den Bruder zu opfern, längst schon gefaßt war, und daß ein Schurke, Atahuallpa, somit hier nur an einen noch weit größeren Schurken, Pizarro, gerathen.

Um so besser ist Kirchbach dafür die Charakteristik der Spanier gelungen, und für einige Schwächen des Stücks bietet er reichlichen Ersatz in einer Reihe unleugbarer Vorzüge, so in einer brillanten Farbengebung, die die Bilder längstvergangener Zeiten lebensfrisch uns vor das Auge stellt, und in einigen fein abgetönten lyrischen Momenten, die, als Ruhepunkte gleichsam, die dramatisch stark bewegte Action stimmungsvoll unterbrechen. Immerhin war es, so dankbar, wie erwähnt, das Thema einerseits auch ist, auf der anderen Seite doch ein nicht zu unterschätzendes Wagniß, in der Zeit Ibsens und des socialen Trauerspiels für eine historische Tragödie in fünffüßigen Jamben noch Interesse erwecken zu wollen; aber der Erfolg der ersten Aufführung am Dresdner Hoftheater, der weitere Aufführungen auf einer ganzen Reihe erster Bühnen folgen sollen, hat es allein schon bewiesen, daß das Wagniß geglückt ist.

Einen ungleich größeren Wagemuth hat Kirchbach aber doch noch mit seiner nächsten Tragödie „Gordon Pascha" bewiesen. Wir haben die Ereignisse alle miterlebt, die dem Stücke zu Grunde liegen. Mit ängstlicher Spannung haben wir s. Z. monatelang das Vorwärtsdringen des Entsatz-

Digitized by Google

heeres unter Wolseley verfolgt, in banger Erregung, ob es noch gelingen würde, Gordon und seine Getreuen zu erretten, um endlich die Kunde von dem verhängnißvollen „Zu spät“ zu vernehmen. Und nun soll uns das Alles auf dem Theater vorgeführt werden, und nicht etwa in einem Ausstattungsstücke oder in einer jener Sensationskomödien, die mit Vorliebe ja des Allerneuesten und Actuellsten sich bemächtigen, sondern in einem ernstgemeinten Drama, das mit der vollen Prätension einer wirklichen litterarischen Leistung auf den Plan tritt. Das Experiment ist neu, wenigstens für unsere Tage. Aber warum, meint Kirchbach, soll das, was vor mehr als zweitausend Jahren dem Aeschylus mit seinen Persern erlaubt war, ohne daß ein hypochondrischer ästhetischer Coder es ihm verwehrte, nicht auch dem modernen Dichter gestattet sein?

Die Zeiten haben sich gewandelt, die Menschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind dieselben nicht mehr, wie die in Aeschylus' oder Shakespeares Tagen. Sie sind weit weniger naiv, als jene, zu sehr darauf erpicht, die Dichtung darauf hin anzusehen, ob sie auch nur der Wahrheit, der Wirklichkeit entspräche, zu wenig daran gewöhnt, die Einrichtungen und Errungenschaften unseres modernen Lebens auch als poetische Elemente anzusehen, deren eine höhere Ansprüche erhebende Dichtung sehr wohl sich bedienen darf. Und deshalb ist das Unternehmen, den Zeitgenossen ein Drama, das sie selber miterlebt haben, im Spiegel der Dichtung vorzuführen, heutzutage ein ganz anders gewagtes, als es ehedem gewesen, und auch deswegen, weil die Gefahr allzunahe liegt, in das Genre eben jener Sensationskomödien hineinzugerathen, von denen wir eben gesprochen. Indem Kirchbach seinen „Gordon“ in Verse goß, hat er diese letzte Klippe wenigstens mit Geschick zu umgehen gewußt. Von vornherein hat er damit sein Drama in ein höheres Niveau gerückt und den Zuschauer zu einem ganz anderen Maßstab für die Beurtheilung gezwungen, so sehr befremdlich es für den ersten Augenblick auch wirkt, Gordon Pascha oder den Berichterstatter der Times mit dem sehr wenig poetisch klingenden Namen Power in Versen reden zu hören.

Wie in des „Sonnenreiches Untergang“, so sind es auch hier zwei Welten, die einander gegenüberstehen. Aber diesmal sind nicht wie dort die Wilden die besseren Menschen, sondern die durch den edlen und hochherzigen Gordon repräsentirten Europäer, denen im Mahdi und dessen lawinenartig sich mehrenden Anhängern eine nach außen zwar glanzvolle Gruppe entgegengesetzt wird, glanzvoll, weil im Besitze einer ungeheuren Machtfülle, aber morsch und faul im Innern bis auf die Knochen, weil auf Lüge und Betrug aufgebaut. Und wie in dem Inkadrama, so erliegt auch hier das Gute im Kampfe mit der brutalen Uebermacht. Das Böse triumphirt. Aber es ist nun einmal so der Gang der Ereignisse gewesen, an denen, gerade, weil sie uns so verzweifelt nahe liegen, freilich nicht viel sich ändern ließ, und Kirchbach glaubte von der historischen Wahrheit schon deswegen umsoweniger

Digitized by Google

abweichen zu dürfen, als eben diese Wirklichkeit im vorliegenden Falle ihm „das beste ethische und sittliche Motiv der ganzen Dichtung" zu sein schien. Und doch wäre eine kleine Retouche der Wirklichkeit dem Gesammtbilde vielleicht von Vortheil gewesen, in dem die einzelnen Figuren immerhin plastisch und scharf von dem stimmungsvoll gezeichneten Hintergrund sich abheben.

Unter ihnen gebührt dem Mahdi und seiner Gruppe, die freilich das lebendige Colorit des Orients und mit dem malerischeren Costüm weit mehr Theatralisches überhaupt schon von Hause aus vor den in dem Drama auftretenden Europäern voraus hat, unbedingt der Vorzug, und nur das weibliche Element scheint uns in der Charakteristik ein klein wenig zu kurz gekommen zu sein. Aber das ist eine Schwäche des Dichters überhaupt; und mit Ausnahme der Frau Streicher in seinem „Weltfahrer", in der Kirchbach freilich einen Charakterkopf von blendender Wirkung geschaffen, sind fast alle seine Frauengestalten, wenigstens insofern sie den besseren Ständen angehören, mehr ausgedacht, als geschaut. Er kennt die Frauen zu wenig; aber der Tadel, der in diesen Worten für den Dichter liegt, schließt zugleich doch wieder das höchste Lob für den Menschen Kirchbach ein, der seit seiner, wie erwähnt, in so jungen Jahren eingegangenen Ehe in Herzenssachen vermuthlich Nichts weiter mehr erlebt hat.

Vor wenigen Wochen vollendete Kirchbach sein 38. Lebensjahr; er steht somit in einem Alter, in welchem andere Talente sich oft erst zu entwickeln pflegen; aber wenn man die Fülle dessen überblickt, was er bereits geschaffen — und zu den schon erwähnten Werken sind noch seine letzten Arbeiten, ein Roman „Der Wein", das bereits citirte Drama „Eginhard und Emma", sowie ein Operntext „Der Spiegel" (Musik von Franz Curti) zu ergänzen, auf die hier nur aus dem Grunde nicht näher eingegangen werden konnte, weil sie, im Erscheinen begriffen, noch nicht vorlagen — dann nimmt die stattliche Anzahl von Bänden sich aus, wie das Endergebniß eines langen und arbeitsamen Dichterlebens, dessen auch ein doppelt so Alter wie Kirchbach keinesfalls sich zu schämen brauchte. Und sicher hat Kirchbach auch den Gipfel seines Könnens noch lange nicht erreicht. Denn ob das Beste, was er uns bisher gegeben, seine „Letzten Menschen", gleich in den Anfang seiner zweiten Schaffensperiode fällt, so ist doch ein Fortschreiten, wie es von seiner ersten zu seiner zweiten Periode constatirt wurde, auch innerhalb eben dieses zweiten Abschnittes in vieler Hinsicht nicht zu verkennen, ein Wachsen und Entfalten seiner Kräfte, das offenbar immer noch im Steigen begriffen ist. Seine besten Karten hat Kirchbach also vermuthlich noch nicht ausgespielt; aber er hat doch genug davon gezeigt, um die Ehrung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, die ihm dadurch widerfahren, daß der in Dresden tagende Congreß der „Association littéraire et artistique internationale" ihn zu seinem Vorsitzenden erkoren, eine Ehrung, die allerlei zufällige und äußerliche Gründe allein wohl kaum herbeigeführt hätten.

Digitized by Google

Gedichte.

Von

Ludwig Jacobowski.

— Berlin. —

Dorfidyll.

Des Küsters blondes Töchterlein
Sitzt mit dem Lehrer ganz allein.
Im Flieder singt die Nachtigall
Und singt von Liebe mit süßem Schall.
Sie sieht zur Seite, er spricht kein Wort,
Das Vöglein singt noch immerfort.
Das klingt so hell von Lust und Freud',
Da rückt er still an ihre Seit'
Und küßt das Blondhaar immerzu,
Sie schließt die beiden Augen zu . . .

Im Brombeerbusch am Gartenzaun,
Da ist ein junger Bursch zu schaun.
Der Hansel ist's, der Ackerknecht,
Dem war die Sache gar nicht recht.
In Erlenblättern der Nachtwind rauscht,
Er steht am Zaun und steht und lauscht.
Dann schleicht er fort durch's Rübenfeld.
Er pfeift jetzt auf die ganze Welt.
Im Wirthshaus ist heut' Rauferei,
Da schlägt er Tisch und Bank entzwei!

Die Nacht.

Und wenn mich Deine süße Stimme riefe,
So süß, wie keine Nachtigall gelacht,
Ich müßte thun, als wenn ich tief schon schliefe, —
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht.

Ich will nicht frevelnd nach den Sternen greifen,
Doch nach den Blumen, die in meiner Macht,
Denn um in's Ungemeßne zu entschweifen,
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht.

Halt' aus, mein Herz, wenn auch mit Schwertesschärfen
Ein großes Weh Dich überelend macht,
Denn um mein kleines Leben hinzuwerfen, —
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht . . .

Digitized by Google

Rothe Roſen.

Ein Körbchen Roſen ſandt' ich Dir in's Haus.
Du ſuchteſt Dir die beiden ſchönſten aus.
Heut Abend prangt das dunkelrothe Paar
Als einz'ger Schmuck in Deinem ſchwarzen Haar.

Mich ſiehſt Du nicht! Ich aber ſchau Dich an.
Es ahnt kein Menſch, was ich Dir angethan,
Kein Menſch im Saal, daß mit dem Roſenpaar
Mein Segen ruht auf Deinem Lockenhaar.

Der Wundervogel.

Vor'm Fenſter ſteht ein Ahornbaum,
Da ſingt ein Vöglein ſeltne Lieder,
Das kommt aus fremdem Himmelsraum
In jeder Sommernacht hernieder.
Doch wenn die letzten Blüthen blühn
Und weiß und roth zur Erde wehen,
Dann muß es in die Fremde ziehn,
Wo andre Blüthen auferſtehen.

Tiefdunkel war die Sommernacht,
Da hob das Vöglein ſeine Schwingen.
Ich hörte halb im Traume ſacht
Sein letztes Klagelied verklingen.
Ich bin ſo ſterbensmüde jetzt
Und möchte ſchlafen wie die Andern.
Was ſang das Vöglein doch zuletzt? —
„Sei ſtill, auch Du wirſt balde wandern ...“

Digitized by Google

Die Jüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Es ist etwas Mißliches mit den geschichtlichen und litterargeschichtlichen Parallelen: Der Satz „omne simile claudicat" findet auch auf diese seine Anwendung. Gleichwohl sind sie immerhin lehrreich, da sie doch das Gleichartige hervorheben, was verschiedenen durch die Zeit getrennten Epochen eigen ist, und wenn eine neue litterarische Richtung sich lärmend als eine Revolution ankündigt, welche alles bisher Dagewesene über den Haufen wirft und carmina non prius audita auf dem litterarischen Markte anstimmt, so mag man sie doch mit der Weisheit des Ben Akiba zur Ordnung rufen und ihr nachweisen, daß schon vor einem Jahrhundert in dasselbe Horn gestoßen wurde und Vieles von dem, was sie als eine unerhörte Neuerung anspofaunt, nur eine Wiederholung, ein Abklatsch früherer dichterischer Bestrebungen und Leistungen ist, welche die Litteraturgeschichte aus dem Lethe, in dem sie sonst vergraben sind, bisweilen hervorholt.

Es würde die Grenzen eines Essays überschreiten, wollte ich die Parallele zwischen den Jüngstdeutschen des neunzehnten und denen des achtzehnten Jahrhunderts im Einzelnen durchführen; es kommt hier nur darauf an, einige Hauptgesichtspunkte hervorzuheben, um zu zeigen, wie sich das Neueste, das sich so stürmisch geberdet, mit dem Alten, das längst verschollen ist, berührt.

Wie in jener Zeit, besonders in dem Jahrzehnt von 1770 ab, wimmelt es auch gegenwärtig von Genies auf dem Parnaß, und die Revolution der

Digitized by Google

Litteratur wirft Alles über Bord, was die früheren Jahrzehnte dieses Jahrhunderts geschaffen. Sieht man diese Genies aber näher an, so paßt auf sie Vieles von dem, was die damaligen älteren Litteraturgrößen über die jüngeren Stürmer und Dränger äußerten; eine kleine Blüthenlese solcher Meinungsäußerungen mag dies bestätigen. Gegen die Selbstberäucherung dieser Genialitäten wandte sich Lavater: „Genie! tausendmal und niemals mehr als in unserer Aftergeniezeit hergeworfenes Wort — aber der Same bleibt nicht, jeder Hauch des Windes weht ihn weg — jedes kleine Talentmückchen nennt noch ein kleineres Genie, damit dies wieder zu Kleineren hinabrufe: seht an die Höhe hinan! Aber Flieger, Rufer und Stürmer, die sich einander hinauf und hinabräucherten und vor — genierten, die Sonne geht auf, und wenn sie aufgegangen, was seid ihr?" Aehnlich schrieb Nicolai 1776: „In nur fünf Jahren wird das wilde Wehen verrauscht sein, und dann wird man ein paar Tropfen Geist im Helm und im Tigel ein großes caput mortuum treffen." „Das Publicum", sagt Jean Paul, „las und labte sich an dem ästhetischen Schnupfendrecke dieser cynischen Dichter, da es für echten Bombast vielleicht mehr Geschmack besitzt als ganz Paris, denn wenn der ungekünstelte einfältige, natürlich rohe Geschmack nicht nur der richtigste ist, sondern auch der ist, der brennende dicke Farben, Quodlibetbilder und mäßige Uebertreibung zu genießen weiß, so muß er doch wahrhaftig bei einem Lesepublicum zu finden sein, das größtentheils aus jungen Leuten, Studenten, Kaufmannsdienern und ungebildeten Geschäftsleuten besteht. Jetzt ist der Parnaß ein ausgebrannter Vulcan, und wo haben wohl jene Männer, die aus Goethes Esse funkelnd stoben, ihren Glanz und ihre Wärme gelassen?" Viel schärfer noch ging den Satiriker Lichtenberg diesen Litteraturrevolutionären und sich gegenseitig vergötternden Genieaposteln zu Leibe. „Das deutsche Publicum," sagte er in seinem „Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind," „verlangte Originalgenies und Originalwerke. Es war eine Lust anzusehen, dreißig Yorike ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie den Tag zuvor mit einem Schritt erreicht hätten, und der, der sonst beim Anblick des Meeres und des gestirnten Himmels Nichts denken konnte, schrieb Andachten über eine Schnupftabaksdose. Shakespeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, da in einer Recension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer in Bedlam nie gesehen hatten, Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen; es hieß: eins, zwei, drei; da geschahen tiefe Blicke in das menschliche Herz; man sagte seine Heimlichkeiten, und so ward Menschenkenntniß." Gegen die Sprache und den Styl der Kraftgenies richtet er seine witzigen Ausfälle in der „Bittschrift des Wahnsinnigen"; er copirte die beliebten Elisionen. „Gebs'n, woll's n't sonst'n. Sieh's Genie, wie's n' Wolken webt? Ob d's Genie siehst? Wenn d's nit siehst, hoit die Nasen nit 's Genie z'riechen." Oft angeführt ist die

Digitized by Google

Aeußerung Lichtenbergs, er müsse täglich sehen, daß Leute zum Namen Genie kämen, wie die Kellerasseln zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie soviele Füße haben, sondern weil die Meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen. Auch Wieland, der von den Jüngeren viel gelesen, aber auch heftig angegriffen wurde, ärgerte sich über die „lausichten Gelbschnäbel, die sich air geben, als ob sie mit Shakespeare Blindekuh zu spielen gewohnt wären." Der durch seine geistvollen Reisebriefe bekannte Schriftsteller Sturz ermahnte die jüngeren Geniemänner zur Bescheidenheit und veröffentlichte einen sehr heftigen Erguß seines Unwillens über die jüngste Litteratur unter der Maske eines Freundes, der ein derartiges Sendschreiben an ihn gerichtet; er spricht darin von der sinnlosen, zerhackten, holprigen Prosa oder den flachen Knittelreimen, die uns jetzt nach zehn Jahren geboten würden, nachdem wir Lessing, Mendelssohn, Zimmermann, den Agathon und Sulzer gelesen, uns an Klopstocks himmlischen Gedichten, an Wielands irdischen ergötzt hätten; er weist hin auf die Pöbeleien im Drama und der Satire, auf die Einfälle, sich niederzulassen in der leeren sumpfigen Gegend der Natur, dort allein Moor- und Haideblumen zu sammeln: durch solche Würfe seien die Griechen wahrlich nicht unsterblich geworden. Von ihrem Genie, das in der vollkommensten Euphemie tiefen Gehalt in reizenden Ausdruck gekleidet, hat Aristoteles seine Regeln empfangen und nicht Gesetze dem Genie gegeben, die man jetzt so gern verachten möchte, weil man sie nicht mehr ausüben könne.

Einer der Hauptführer der Sturm- und Drangperiode und ihr Tanfpathe, Klinger, gehörte doch zu denen, die schon im nächsten Jahrzehnt zur Besinnung kamen, wenngleich seine dichterische Schöpferkraft mit jenem jugendlichen Ungestüm mehr oder weniger verlöscht zu sein schien. In der Ausgabe seines Theaters 1785 spricht er sich über seine früheren dramatischen Arbeiten und diejenigen seiner Genossen aus; er nennt sie individuelle Gemälde einer jugendlichen Phantasie, eines nach Thätigkeit und Bestimmung strebenden Geistes, die in das Reich der Träume gehören, mit denen sie nahe verwandt zu sein scheinen. „Wer aber gar kein Licht in diesen Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmuthes sucht, ist nie in dem Fall gewesen, Etwas davon in sich selbst zu fühlen. Ich kann heute so gut darüber lachen, als Einer, aber soviel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt mehr oder weniger als Dichter oder Träumer ansieht. Erfahrung, Uebung, Umgang, Kampf und Anstoße heilen uns von diesen überspannten Idealen und Gesinnungen. Eben dieses lehren die Dichter und Künstler, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seien, womit man an das Herz des Menschen schlagen müsse, wenn es ertönen soll. Die Klagen sind unendlich, die man über die wilden Producte führt, die zu Zeiten in der deutschen Welt und besonders für's Theater erscheinen. Soviel ist indeß gewiß, daß wir Deutschen durch diese Verzerrungen gehen müssen, bis wir sagen mögen, so und nicht anders behagt's dem deutschen Sinn. Nichts reift ohne Gährung." Und viele Jahre später, als der Dichter Klinger längst

Digitized by Google

zum Weltmann geworden und das Kind aus der Proletarierwiege eine hohe Lebensstellung erreicht hatte, schrieb er in den 1803 herausgegebenen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur“: „Warum kann ein welterfahrener Mann nichts Excentrisches vertragen? Weil er gesehen hat, daß es zu Nichts führt, zu Nichts taugt, Nichts befördert, selbst das Lachen nicht. Alles, was es wirkt, besteht darin, daß es dem ein Zeichen anklebt, der sich damit schleppt oder der von diesem Wesen besessen ist. In der Welt ist ihm keine Stelle angewiesen, und in der Litteratur ist es gegen den Menschenverstand. Aber warum treten so viele unserer jungen Leute mit dem Zeichen als Schriftsteller auf? Eben darum, weil sie junge Leute sind und es ihnen noch an alledem fehlt, was sie zum Auftreten berechtigen könnte.“

Den Kennern der jüngstdeutschen Turba wird es nicht entgehen, daß sowohl diese letzte Aeußerung, als auch sehr viele andere Bemerkungen damaliger namhafter Schriftsteller gegen die Stürmer und Dränger, die wir hier angeführt, mutatis mutandis, auch auf die Jüngstdeutschen passen, die wie jene eine Revolution der Litteratur mit vollen Backen ausposaunen, die bisherigen Litteraturgötter zu entthronen und sich an ihre Stelle zu setzen suchen. Sie haben Recht, wie ihre damaligen Vorgänger, wenn es sich um Modegötzen handelt, und es ist damals sowie jetzt sehr viel gebrechliches Nippzeug zur Anbetung und Verehrung auf den Toilettenaltären aufgestellt worden; wenn dies von den Ellenbogen einer jüngeren Generation heruntergestoßen wird, daß es im Staub zusammenklirrt, so ist hierin nur ein Fortschritt zu sehen. Und wie in jener Zeit des Sturms und Drangs, so weht auch in der jüngsten, sich überstürzenden litterarischen Bewegung ein frischer Hauch, und ein durch offene Fenster hereinkommender Luftzug verscheucht die Miasmen, die sich allmählich in der Stickluft des Götzendienstes mit gefeierten Nichtigkeiten erzeugt haben; aber der Sturm ist zunächst mehr Programm, und es zu verwirklichen, bemüht sich meistens vergebens die künstlerische Ohnmacht.

Neu ist aber auch das Princip nicht, das jetzt auf die Fahne geschrieben wird, das Princip des Naturalismus; wir finden es wieder in dem Programme der Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts. Damals aber hatte es den Cronegk, Brahe, Gleim, den Gottschedianern gegenüber mehr Berechtigung als jetzt, wo wir eine klassische Litteraturepoche hinter uns haben, und wo Goethe Meisterwerke eines geläuterten Realismus geschaffen hat. Damals suchte man die falschen Götzen mit Hilfe Shakespeares zu stürzen; jetzt ist Shakespeare uns in's Blut übergegangen, und einen Schiller und Goethe zu den falschen Götzen zu rechnen, das getrauen sich doch unsere verwegensten Bilderstürmer nicht; nur die Epigonen jener Klassiker werden meuchlings aus dem Wege geräumt. Im Ganzen aber ist der neue Naturalismus ein Rückfall in das unklare Treiben der alten Stürmer und Dränger und in die ästhetische Anarchie, welche jene

Digitized by Google

gepredigt haben. Da begegnen wir auffallenden Aehnlichkeiten in Theorie und Praxis, und wie in einem Vexirspiegel mögen manche der Jüngsten ihr groteskes Gebahren in den Verzerrungen jener Zeit wiederfinden.

* * *

Nicht blos die Stürmer und Dränger predigten damals den Naturalismus; auch der nach Volksthümlichkeit strebende Bürger, der verlangte, daß die deutsche Muse nicht auf Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lerne. Ebenso erklärt Schlosser in seinem Sendschreiben an Lenz, „die Versemacher hätten alle nur an der Hülle gehangen und den Geist nicht gekannt, der sie belebte; es gebe tausend Formen, und es sei nur ein Geist, der sie belebe, eine Regel, und die sei: fühle, was Du fühlen machen willst. Und die Regel lehre keine Aesthetik." Emancipation von den Regeln — das war die Losung; was Stolberg sang: süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur — das war die alleinige Regel auch für das dichterische Schaffen. Natürlich galt der Protest vorzugsweise der Weisheit des Aristoteles; namentlich das Drama sollte sich von dessen Weisheit freimachen. Hatte Lenz schon die französische falsche Auslegung der aristotelischen Regeln wiederlegt, so gingen die Stürmer und Dränger noch weiter und machten mit dem ganzen Aristoteles reinen Tisch. Vor Allem that dies Jacob Michel Reinhold Lenz, einer der begabtesten, aber auch verwildertsten Jünger jener Dichterepoche, in seinen „Anmerkungen über's Theater", die er in Straßburg noch vor dem Erscheinen von Goethes „Götz von Berlichingen" geschrieben hatte. Daß dies Evangelium der Stürmer und Dränger auch das Evangelium der Jüngstdeutschen ist, daran kann man um so weniger zweifeln, als es in merkwürdiger Weise von einem jüngeren Schriftsteller wiederholt wird, der indeß himmelweit davon entfernt ist, von einem solchen Vorgänger Etwas wissen zu wollen, sondern etwas Funkelnagelneues zu bieten glaubt und die ganze Aesthetik früheren Datums aus ihren Angeln hebt, wir meinen Henri Gertelmann, der 1892 eine „Dramatik, Kritik des mythologischen Systems und Begründung eines neuen" herausgegeben hat. Schon der Titel beweist, daß sich der Verfasser für einen Reformator hält, der novum quid atque inauditum verkündigt; jedenfalls aber ist seine Theorie im Einklang mit der jüngstdeutschen Praxis. Er wendet sich, ganz wie Lenz, gegen den Satz des Aristoteles, daß die Zusammensetzung der Begebenheiten, die Fabel für den dramatischen Künstler das wichtigste, daß die Handlung der letzte Endzweck des Dramas sei. „Diese Vorschrift," sagt Lenz, „müsse für die neueren Dichter geradezu umgekehrt werden; nicht die Fabel sei das Präcipium und gleichsam die Seele unserer Tragödie, sondern die Charaktere. Fabula est una, si circa unum sit. Das leugnet Aristoteles. „Bei den alten Griechen," sagt Lenz, „war's die Handlung, die sich das Volk zu sehen versammelte; bei uns ist's die Reihe von Handlungen, die wie

Digitized by Google

Donnerschläge aufeinander folgen, eine die andere stützen und heben, in ein großes Ganze zusammenfließen müssen, das hernach nichts mehr und nichts minder ausmacht, als die Hauptperson, wie sie in der ganzen Gruppe ihrer Mithändler hervorsticht." Lenz behauptet, die Mannigfaltigkeit der Charaktere und der Psychologieen sei die Fundgrube der Natur; hier allein schlage die Wünschelruthe des Genies, und sie allein bestimme die unendliche Mannigfaltigkeit der Handlung und Begebenheiten in der Welt. Und an einer anderen Stelle sagt er, die heutigen Aristoteliker malten Leidenschaften ohne Charaktere. „Wo aber bleibt da der Dichter? wo die Folie, wo die individuelle Kenntniß der menschlichen Seele, wo die unekle, immer gleich glänzende, rückspiegelnde, sie mag in Todtengräberbusen forschen oder unter dem Reifrock der Königin? Nach meiner Empfindung schätz' ich den charakteristischen, selbst die Caricaturenmaler zehnmal höher als den idealischen — hyperbolisch gesprochen, denn es gehört zehnmal mehr dazu, eine Figur mit eben der Genauigkeit und Wahrheit darzustellen, als das Genie sie erkannt, als zehn Jahre an einem Ideal der Schönheit zu cirkeln, das endlich doch nur in dem Gehirn des Künstlers, der es hervorgebracht, ein solches ist." Man sieht, Lenz schreckt nicht vor der Consequenz zurück, daß selbst ein Dramatiker, der Caricaturen schafft, mehr auf dem rechten Wege sei, als ein idealer Fabulist, der eine einheitliche Handlung zu schaffen sucht. Was ein Henri Gertelmann mit dem Anspruch, ein neues ästhetisches System zu gründen, in seiner Schrift proclamirt, das deckt sich in so auffallender Weise mit den Grundsätzen von Lenz, daß es dem Kundigen als eine nackte Wiederholung erscheint. Die Charaktere, sagt er, bilden den eigentlichen Gegenstand des Dramas. Aufgabe der Dichtung ist es, Vergnügen zu bereiten durch Darstellung von Charakteren. Die Handlung im Drama ist in erster Linie zu beurtheilen in Absicht auf die Charaktere; als Ganzes kommt sie erst in zweiter Linie in Betracht, und ihre sogenannte Einheit ist kein dramatisches Gesetz. Er fügt hinzu, daß die Sprache des Dramas die der Wirklichkeit nachahmen und die Personen charakterisiren müßte. Das neue System erweist sich also als etwas sehr Altes, und die Uebereinstimmung der durch mehr als ein Jahrhundert gekannten Dramaturgen beweist nur die geistige Verwandtschaft in den litterarischen Bestrebungen der beiden Epochen.

Giebt man die Einheit der Handlung preis, so kommt man leicht bei den Zola'schen lambeaux de la vie humaine auch im Drama an. Und das ist den Stürmern und Drängern ebenso oft begegnet, wie den Jüngstdeutschen, obschon der dramatische Instinct bei vielen lebendig genug war, um die Folgen einer falschen Theorie abzuwehren; doch die von Lenz verlangte Mannigfaltigkeit der Begebenheiten zeigte sich oft genug in einem verwirrenden Nebeneinander von Handlungen, das im Drama ganz unzulässig ist, weil es auch die Theilnahme zersplittert. Die Compositionslosigkeit ist der Hauptfehler dieser ganzen Dramatik des achtzehnten und auch

Digitized by Google

des neunzehnten Jahrhunderts. Lenz selbst giebt dafür Beispiele genug; der genial veranlagte Dichter, der aus einem Wirrsal des Lebens in's andere gerieth und dem Irrsinn verfiel, hat Stücke geschrieben, wie „Der Hofmeister", von denen man nicht begreift, wie sie auf die Bühne kommen konnten; allerdings geschah das nur in einer Schröder'schen Bearbeitung am Hamburger Stadttheater. Die Handlung springt in diesem Drama, in welchem mehr als zwanzig Personen mitspielen, hin und her; sie verwandelt sich oft in ein Sittengemälde, das selbstgenugsam im Verhältniß zu den sonstigen dramatischen Lakonismen einen breiten Platz einnimmt. Dies hängt mit der Theorie des Dichters zusammen, nach welcher die Charaktere sich im Drama ausleben müssen; die einzelnen Gruppen entfalten sich fast ganz selbstständig, die Verknüpfung ist überaus locker. Der Geliebte des in dem Hofmeister entführten Gustchens, Fritz, und sein Freund haben in Leipzig die mannigfachsten Abenteuer, die mit jener den Coder der Handlung bildenden Geschichte gar Nichts gemein haben. Und überdies geht Alles durcheinander, die Handlung springt hin und her. Erich Schmidt sagt in seiner Schrift über „Lenz und Klinger" in Bezug auf den „Hofmeister": „Bei diesem raschen Wechsel der Bilder ist es mir immer, als hörte ich das lustige ‚Schau sie, guck sie' und sähe Leute zwischen den getrennt stehenden Personen oder Gruppen behend hin und her springen. Auf einer Seite dreimaliger Scenenwechsel! Kaum hält er bei Einem still, so fällt ihm ein, was wohl gerade der Andere macht. Der Zuschauer soll Alles sehen, so will es die mißverstandene englische Technik." Noch ärger geht's im „Neuen Menoza" her, dessen Held mit der Diogenes-laterne Menschen sucht — der Dichter hat keinen Begriff von dramatischem Zusammenhalt, von künstlerischer Oekonomie. In den Dramen Klingers ist Beides trotz aller Uebertriebenheit der Empfindung und der Erfindung besser gewahrt, noch mehr in Heinrich Leopold Wagners „Kindesmörderin". Auch unsere jüngste Dichtung huldigt der Anschauung, daß ein Drama nur aus zusammengerückten Lebensbildern bestehen soll. Die Einheit der Handlung gilt für Aberglauben. Wir brauchen blos auf Gerhart Hauptmanns „Weber" zu verweisen, die nur aus einer Reihe von Tableaux und Genrebildern bestehen. Die Personen kommen und verschwinden; jeder Act, ja fast jede Scene hat einen neuen Helden. Der dramatische Aufbau ist höchst primitiver Art und mit der Holzart gezimmert; das Ganze sind Guckkastenbilder, und das Theater nähert sich dem „Raritätenkasten", der in mancher Hinsicht das Ideal der Stürmer und Dränger war.

Wir haben gesehen, wie Lenz selbst den Caricaturenmaler für einen größeren Künstler hält als den akademisch cirkelnden Dichter, welcher auf die Fabel den Hauptnachdruck legt. Er sah sich wohl selbst dabei im Spiegel, denn seine Charaktere sind ihm nur zu oft als Caricaturen gerathen, ja, wo die Fratze ihr gutes Recht hat, wie in der Posse, da leistet er bisweilen Anerkennenswerthes. Auch in seiner ernsten Dramatik schafft

Digitized by Google

bei ihm die Ueberladung mit charakteristischen Zügen, die zu scharf ausgeprägt sind bis in's Barocke und Bizarre, die Caricatur. Graf Camäleon und Donna Diana im „Neuen Menoza" sind solche bis zur Ungenießbarkeit chargirte dramatische Figuren. In Klingers „Sturm und Drang" ist der alte Kartenhäuserbauer Berkley eine ungewollte Caricatur, und es ist nicht leicht, den logischen Sinn aus seinem blödsinnigen Gestammel herauszuhören; beabsichtigte Caricaturen aber sind die Freunde des Helden Wild, der blasirte Blasius, der mit seiner Langenweile auch seine geliebte Luise ansteckt, und der überschwängliche La Fen mit seinen pastoralen Schwärmereien und seiner Liebe zu der reifen Schönheit Katharine; doch die blos im Uebertriebenen bestehende Possenhaftigkeit ermüdet. Auch die tragischen Charaktere wie die beiden Guelfos in den „Zwillingen" sind so chargirt, daß sie dicht an der Grenze der Caricatur stehen. Sagt doch Bürger von dem jüngeren Guelfo, eine Bestie wie diesen müsse man tödten wie einen tollen Hund, und das Stichwort „ein Löwenblutsäufer" kam auf die Tagesordnung. Doch auch wo das Charakteristische sich innerhalb ästhetischer Grenzen hält, kann sein Uebergewicht die Handlung lähmen. Das sind Einseitigkeiten einer falschen Theorie, die sich wie Bleigewichte an die dramatischen Gestalten in vielen Dramen jener Epoche hängen. Charaktere, die sich Selbstzweck sind, gehören in das Werk des Theophrast, aber nicht auf die Bühne. Wie das dramatische Interesse und die Lebensfähigkeit der Stücke darunter leidet, das beweist z. B. der „College Crampton" Gerhart Hauptmanns, dessen Held ein bedauerlicher, dem Trunk ergebener Künstler ist — ein Charakter, aus dem nur einige dürftige Fäden der Handlung herausgesponnen sind. Aehnlich ist es in vielen anderen jüngstdeutschen Stücken. Noch heute gilt, was Herder in der „Adrastea" sagt: „Die Charakterkomödien wie die aufgeputzten Charaktertrauerspiele sind hinkende Stücke. Will ich Charaktere beschrieben sehen, so nehme ich Theophrast, la Bruyère, Aristoteles' Rhetorik. Ohne daß sie in eine Fabel greifen und mit ihr innig verwebt sind, hindern sie das Lustspiel. Isolirt steht sodann der breit angemeldete Charakter vor mir, geschildert, nicht handelnd. Angeputzt wird er und angezogen, rings um ihn werden Spiegel gestellt, daß man ihn ja von allen Seiten erblicke und wahrnehme. Dann wird er entkleidet, man zeigt seine Höcker, wohl gar wird er lebendigen Leibes operirt, secirt — eine peinliche Kunst!" Namentlich was die Höcker betrifft, darin leisten die Stürmer und Dränger, die Jüngstdeutschen und vor Allem ihr Meister Ibsen mehr, als Herder in ahnendem Gemüthe vorgeschaut. „Die trefflichsten Stücke," sagt Herder, „sind nie ohne Fabel, und je besser es der Dichter verstand, desto sorgsamer ließ er den Charakter dem Gewebe der Fabel nur dienen." Die absonderlichen bizarren Charaktere, deren Handlungsweise etwas Unberechenbares hat, sind in neuester Zeit wieder Mode geworden, und besonders der Blasius Klingers findet manchen Adlatsch unter den jüngstdeutschen Helden.

Digitized by Google

Alle Dramen der „Stürmer und Dränger“ sind in Prosa geschrieben; es lag darin gegenüber der etwas phrasenhaften Dramatik der Cronegk, Brahe, Schlegel, Weiß ein Protest, die Wendung zur Natur- und Lebenswahrheit; Gerstenbergs „Ugolino“, der auch dieser Richtung angehörte, und der maßvollere „Julius von Tarent“ von Leisewitz sind ebenfalls in Prosa geschrieben. Doch diese Prosa erscheint nicht in alltäglicher Gewandung; sie zeigt den Gegenschlag gegen die getragene Versdichtung zunächst in der Derbheit und Rohheit des Ausdrucks, welche dem steifbeinigen tragischen Pathos herausfordernd auf die Hühneraugen trat. Darin sind sich alle diese Dichter gleich; der Cynismus als krasser Vertreter der Naturwahrheit hat das große Wort. In einer der originellsten Scenen des „Hofmeisters“ von Lenz, als der alte Major seine entehrte Tochter aus dem Teiche zieht, in den sie sich gestürzt hat, schwankt derselbe zwischen seiner Freude über die Rettung des Kindes und seiner inneren Empörung über ihre Schande und giebt diesen widerspruchsvollen Gefühlen in sehr kräftigen Wendungen Ausdruck: „Gustel, was fehlt Dir? Hast Wasser eingeschluckt? Bist weg, mein Gustel? — Gottlose Canaille! Hättest Du mir nur ein Wort vorher davon gesagt, ich hätte dem Laufejungen einen Adelsbrief gekauft, da hätt'st Ihr können zusammenkriechen!“ Weiterhin sagt er: „Ich verzeih' Dir, verzeih' Du nur mir! Ja aber nun ist's nicht mehr zu ändern; ich habe dem Hundsfott eine Kugel durch den Kopf geknallt;“ und dann wieder: „O Du mein einzig theuerster Schatz! Daß ich Dich in meinen Armen tragen kann, gottlose Canaille.“ Eine ähnliche Kraftsprache findet sich in Wagners „Kindesmörderin“; da sagt der alte Humprecht, ein Vorgänger des Musikus Müller in „Kabale und Liebe“: „Das Lumpengezeug! Der verdammte Nickel! Den Augenblick soll sie mir aus dem Hause! Keinen Bissen kann ich in Ruhe fressen, solange die Hure noch unter einem Dache mit mir ist!“ und als er den Sündenfall seiner Tochter erfährt, sagt er zur mitschuldigen Mutter: „Bestie, vermaledeite Bestie, hast Du meine Tochter zur Hure gemacht!“ In Klingers „Sturm und Drang“ sagt La Fen gleich beim Beginne des Stückes: „Ist keine alte Hexe da, mit der ich charmiren könnte? Ihre Runzeln sollen mir zu Wellenlinien der Schönheit werden, ihre herausstehenden schwarzen Zähne zu marmornen Säulen an Dianas Tempel, ihre herabhängenden ledernen Zitzen Helenas Busen übertreffen.“ Der Held des Schauspiels, Wild, sagt ein anderes Mal: „Nimm Deinen Degen so, nimm Deinen Degen, oder ich würge Dich in diesem Fieber und freß Dir's Herz aus dem Leibe.“ Auch bei Maler Müller finden sich genug derartige, schon von Friedrich Schlegel gerügte Kraftphrasen. „Der Faulkerl“, „lümmelt“, „Mistgesicht“, „Passionsflegel“, „ich schmeiß' Dir Deine Grimasse“. In seinen Idyllen, sowohl in seinen antiken wie in seinen deutschen, läßt Müller im Gegensatze zur Sentimentalität Geßners und seinen empfindsam ausgemalten Arkadien die Derbheit der rohen Natur und einer oft zügellosen Sinnlichkeit walten.

Digitized by Google

Müllers „Satyr Mopsus“ verspricht der Nymphe als höchsten Glücksgenuß: „er wolle sie im Grünen jagen, ihr die Kleider vom Leibe reißen, sie hetzen und kitzeln nach Herzenslust, sie auf dem Bauch herumwerfen und ihre Schenkel solange platschen, daß sie ihr funkeln sollen wie eine zeitige Granate; sie füttern und mästen wolle er, daß sie feist würde und dickleibig und einen Kragen von Speck bekäme wie ein fettes Ferkel.“

Abgesehen von diesen rohen Derbheiten schwankt der Stil der Stürmer und Dränger zwischen dem überschwänglich Schwülstigen und dem trivial Nüchternen: eine Mischung, die stets wiederkehrt bei den kraftgenialen Dramatikern bis auf die jüngsten deutschen Ausläufer. Das kühnere Bild, das der Ode geläufig ist, die Hyperbel ist in die dichterische Gewandung als Hauptschmuck hineingewirkt. Bei Maler Müller, besonders in den dramatischen Fragmenten, reicht eine Hyperbel der anderen die Hand. „O mein Herz hüpft mir vor Freuden, wenn ich an sie denke! Ist es nicht, als wenn Erd' und Himmel sich erschöpft hätten, um Vollkommenheit zu bilden.“ „Lies es laut, daß jede Wand sich entsetze und der unempfindsame Stein vor Scham erröthe.“ Auch Wagners „Kindesmörderin“ ist reich an Hyperbeln: „Die mögen meinetwegen auch ein Gewissen haben, das größer ist als die Metzgeran draußen;“ „Soll mich der Teufel lebendig zerreißen, eh' ich ein Wort hinzusetze.“ „Wenn er heute Satisfaction von mir verlangt, so soll er sie haben, und wenn tausend Schaffotte und tausend Galgen daneben stünden.“ „Die Rippen im Leibe tret' ich ihr entzwei!“ „Mit wahrer Herzenswonne will ich mich in seinem Blut herumwälzen.“ Die schwunghafteste, aber auch schwülstigste Kraftsprache findet sich bei Klinger, fortwährende Anastrophen und Epistrophen, emphatische Wiederholungen, gewagte, oft geschmacklose Bilder: „Der Tod hat sich längst um meine Gebeine gehängt, losreißen werd' ich ihn diesmal nicht. O Camilla kann Einen aus Todesschlaf wecken, kann Einen umwerfen mit einem Blick.“ „Ich möchte diese Feuerwolken zusammenpacken, Sturm und Wetter anregen und mich zerschmettert in den Abgrund stürzen.“ „Schau nicht, Camilla! Vetter Guelfo heult, und wenn er heult, heult Lieb' aus ihm.“ Heulen und Brüllen sind Lieblingswendungen des Dichters. Eine fieberische Bewegtheit charakterisirt seinen ganzen Dialog.

Es ist keine Frage, daß Schillers Jugenddichtungen den Geist der Stürmer und Dränger athmen; sie waren ein Nachspiel dieser Epoche, und das Verbindungsglied bildete der gefangene Dichter Schubart oben auf dem Hohenasperg, ebenfalls ein Kraft- und Feuergeist. An Hyperbeln sind die „Räuber“, „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ noch reicher als die Dramen Klingers und seiner Genossen; doch dem schärfer Blickenden kann es nicht entgehen, daß in den Schiller'schen Hyperbeln eine große dramatische Kraft liegt, während in denen Klingers und der Anderen nur die geschwollene Kraftphrase, höchstens ein stürmisches Naturell sich ausprägt, dem seine

Digitized by Google

Lebensäußerungen Selbstzweck sind, auch wo sie die dramatische Wirkung verpfuschen, statt ihr zu dienen.

Hand in Hand mit diesen überschwänglichen Ergüssen gehen aber bei den Kraftdramatikern die Naturlaute der Empfindung; oft löst sich der Dialog in Interjectionen auf. Die haha, hoho, hu sind besonders bei Klinger überall zu finden und ersetzen oft das Pathos des Dramatikers, das sich nach Hegels Ansicht stets „expliciren" soll. Namentlich der Held in „Sturm und Drang", Wild, ist unerschöpflich in solchen Ausrufungen, und auch der Held der „Zwillinge", Gnelfo, wird stets seine „Hu" ausstoßen, wenn etwas Grausiges in der Luft liegt. Eine ergötzliche Probe dieser Poesie der Ausrufungen findet sich in dem Fragment, das Seuffert in seinem Werke über den Maler Müller, aus dessen „Heinrich V." mittheilt: „Weg — weg, weg! Verflucht sei aller Trost — o! Ich will die Zunge zertreten, die mir von Geduld spricht — oh! oh! oh! oh! ach! So mit mir umzugehn — so! — so! — so mit mir umzugehen! Mein armes graues Haupt zu verstoßen — Wind und Wetter, allen Elementen preis! Oh, oh! oh!" Das klingt wie eine Parodie auf König Lear.

Daß auch unsere jüngstdeutsche Dramatik zwischen dem Ueberschwänglichen und Wortkargen hin und her irrlichterirt, ist unbestreitbar. Ibsens Vorbild hat den scandinavischen Lakonismus bei uns eingebürgert, und einige der Jüngsten geberden sich, als hätten sie in der Einsamkeit der nordischen Fjords das Sprechen verlernt. Es ist wahr, daß sich bei Gerhart Hauptmann, dessen Feder nur gelegentlich einige Cynismen ausspritzt, wohl hin und wieder jene in Epigramme und Empfindungslaute sich zuspitzende Wortkargheit findet, daß er sich aber von dem Schwülstigen und Aufgebauschten freihält, und daß Sudermann, welcher den Jüngsten ja von diesen selbst nicht zugezählt wird, auch nur selten eine Kraftphrase verpufft und mehr französischen Esprit funkeln läßt; doch wir haben eine große Zahl von Dramen aus dem Atelier der jüngstdeutschen Muse gelesen, in denen, trotz der dazwischen liegenden geläuterten classischen Epoche, die Unarten der Stürmer und Dränger, ihre Geschmacklosigkeiten, Alles, was Platen die „gestotterte Phrase der Unkunst" nennt, sich in auffallender Weise wiederholen.

* * *

Gemeinsam ist dieser jüngsten Epoche mit der alten Genieepoche die Vorliebe für die comédie larmoyante, das Rührschauspiel mit guten Ausgängen oder auch mit traurigen, nur daß dies Traurige sich nicht entfernt mit dem Tragischen deckt.

Kein Geringerer als Herder in der „Adrastea" hat eine Lanze für das bürgerliche Trauerspiel, für die comédie larmoyante gebrochen. „Je geordneter," meint er, „die Menschen und die Staaten werden, desto mehr mindere sich der Zunder zur tragischen Flamme; eine gewisse Rauhheit der Seele in Herrschsucht, Rache, Stolz, Grausamkeit scheine unter der Hand

Digitized by Google

der Zeit abgeschliffen, wenigstens geglättet zu sein, daß sie so scharf nicht ätze oder schneide; wir fordern jetzt einen fröhlichen, wenigstens einen gemäßigten Ausgang." Die Herabstimmung der hohen Tragödie zu dem sogenannten bürgerlichen Trauerspiel ist also keine Erniedrigung, keine Entweihung. Der Ungeheuer auf Thronen sind wir satt; wir wollen in den uns näheren Ständen und Verhältnissen Menschen sehen, die mit eigenerer Kraft als vielleicht jene die Schickung abwenden oder gegen sie kämpfen. „Hat das rettende Stück einen fröhlichen Ausgang, so schmerzt uns der Spottname einer weinerlichen Komödie (comédie larmoyante) nicht; wir haben unter diesem Namen rührende Stücke der leidenden und geretteten Menschheit. Ueberhaupt ist's ein gutes Zeichen, daß wir den Geschmack am Flitterstaat der altfranzösischen sowie an der gothischen Pracht der englischen Tragödie verloren haben; auch die Theilnahme am Geklirr und Gelärm des alten gedankenlosen Ritterwesens ist fast vorüber". Und diesen Absagebrief an die Tragödie schrieb Herder zu einer Zeit, als, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, kaum einen Hundeklaff von ihm entfernt, Schiller in demselben Weimar seine Trauerspiele: „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans" geschrieben hatte und diese Stücke dort am Hoftheater gegeben wurden. Gerade über die Kotzebues und Ifflands trug Schiller mit diesen Stücken einen Sieg davon, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich immer glorreicher bewährte. Doch auch die vorausgehenden Stürmer und Dränger hatten zugleich mit dem Natürlichkeitsprincip die comédie larmoyante gepflegt, und man kann auch an ihren Stücken nachweisen, wie in dieser Mischgattung sich leicht das Tragische entweder blos zum Traurigen abstumpft oder Beides leer ausgeht und ein darauf angelegtes Stück plötzlich ein gutes Ende nimmt. In dem „Hofmeister" von Lenz verführt der Held ein junges adliges Mädchen, seine Schülerin, deren Bräutigam auf der Universität sich herumtreibt und sie zu vergessen droht. Das Mädchen will sich in's Wasser stürzen, der eigene Vater rettet sie. Der junge Student aber heirathet sie, ohne das beneficium inventarii geltend zu machen. Darüber setzt man sich leicht hinweg. Ein versöhnlicher Schluß erhält das Publicum bei guter Laune. Der Hofmeister selbst aber abälardiirt sich; aber auch dieser tragischen Greuelthat wird die Spitze abgebrochen, denn er heirathet trotzdem ein naives, in ihn verliebtes Schulmeistertöchterlein. Eine merkwürdige Ehe! Doch mag's biegen oder brechen — es muß sich einmal Alles zum Guten wenden. In Klingers „Sturm und Drang" herrscht eine grimme Todfeindschaft zwischen Lord Bussy und Lord Berkley. Die Söhne von Beiden, die in die Lande versprengt sind, finden sich in Amerika wieder, der Eine, der junge Berkley, ein verwilderter Seecapitän seines Zeichens, hat den alten Bussy auf seinem Schiff entdeckt und ihn bei stürmischer See in einem Boote ausgesetzt und dem sicheren Tode geweiht. Darüber ergrimmt der Held des Stückes, Wild, und es soll zum Zweikampf kommen. Da erzählt ein

Digitized by Google

Mohrenknabe, ein Liebling des Kapitäns, daß er damals diesen getäuscht und den Bussy in einem Versteck des Schiffes in Sicherheit gebracht habe. Das führt nun eine allseitige Versöhnung herbei — das Stück, eine Tarantella des wahnwitzigen Hasses, endet mit einem fröhlichen Walzer. In anderen Stücken ist der Abschluß ein trauriger, ohne jede tragische Bedeutung. So endet in den „Soldaten" von Lenz der Conflict damit, daß der Vater seine Tochter, die von einem Offizier verführt worden, als Straßendirne wiederfindet. Mit dieser schmerzlichen Entdeckung bricht das Stück ab — dahin führen die Liebschaften der Soldaten, der Offiziere — das ist dieselbe Warnung und Mahnung wie diejenige, mit welcher der Hofmeister schließt. Dort heißt es: „Hütet Euch vor den Söhnen des Mars!" hier: „Hütet Euch vor der Privaterziehung der Töchter!" Das Alles ist nicht Tragödie, sondern comédie larmoyante. Leopold Wagners „Kindesmörderin" war anfangs als Tragödie gedacht und niedergeschrieben. Doch drei Jahre darauf hat sie der Dichter selbst in eine comédie larmoyante verwandelt, durch eine Umdichtung, welche sie nicht nur in unseren „delicaten, tugendlallenden Zeiten" bühnenmöglich machen sollte, sondern auch dem Ding am Ende eine andere Wendung gab, „um allen seinen Zuhörern eine schlaflose Nacht zu ersparen." In diesem ironisch angeführten Motiv liegt ja der Hauptgrund für den Vorzug, welchen damals wie jetzt die Bühnen dem Rührstück vor der Tragödie gaben.

In heutiger Zeit ist die comédie larmoyante von Frankreich herübergekommen und beherrscht die Bühne. Viele Dramen der eigentlichen Repertoiredichter gehören diesem Genre an, auch die meisten Stücke der Jüngstdeutschen. An traurigen Ausgängen fehlt es in denselben nicht; aber das Traurige ist nicht das Tragische. Fast alle Ibseniaden gehören in diesen Bereich, auch die erfolgreichsten Stücke der letzten Zeit, Sudermanns „Ehre" und „Heimat". Der Abschluß des ersten Dramas ist ein versöhnlicher, doch das Tragische der socialen Gegensätze: das Vorder- und Hinterhaus stellt noch viele Tragödien der Zukunft in Aussicht. In der „Heimat" ist der Schluß ebenfalls von jener abgestumpften Tragik, die dem Rührstück eigen ist. Der alte Soldat stirbt gleichsam an der Wiederbegegnung mit seiner Tochter; Magda aber setzt nach diesem psychologischen Mord wahrscheinlich ihren Siegeslauf als Künstlerin fort. In „Sodoms Ende" geht der Held zwar zu Grunde, aber der Untergang dieses innerlich verwüsteten und gemüthsrohen Menschen ist nur, wie das Verlöschen einer herabgebrannten Kerze. Wenn in Halbes „Jugend" die Heldin nach ihrem Fehltritt durch die Kugel eines Blödsinnigen fällt, so ist dies ein durch einen Zufall hervorgerufener Knalleffect, der mit der inneren Schuld und Sühne nicht das Geringste gemein hat. Und wenn in Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" der Held, der junge Vockerath, ein geistreicher Privatgelehrter und Darwinist, sich in's Wasser stürzt, weil die Züricher Studentin sein Haus verlassen hat, die seinen Geist und auch sein Herz zu

Digitized by Google

fesseln verstand, so stellt sich der Held des Stückes mit diesem Selbstmord nur ein geistiges Armuthszeugniß aus, und man sieht in diesem Abschluß nur einen bedauerlichen Vorgang. Auch Berthold Litzmann, einer der eifrigsten Vorkämpfer Hauptmanns, bekennt, daß er diese Schlußkatastrophe nicht als organisch empfindet. Die comédie larmoyante ist also bei den Stürmern und Drängern so beliebt, wie bei unseren Jüngstdeutschen; nur sind die letzteren nie über dieselbe hinausgekommen, betrachten sie als die alleinberechtigte Form moderner Dramatik, während von jenen Vorgängern nur Reinhold Lenz ausschließlich bei ihr stehen blieb. Der machtvolle Klinger aber hat nicht nur von Hause aus auch echte Trauerspiele, wie die „Zwillinge" gedichtet, sondern auch Geschichtsdramen, eine Komödie und Dramen aus dem Alterthum, wie Aristodemus, Damokles und die Stücke, deren Heldin die Medea ist, in denen er sich als Vorläufer Grillparzers zeigt.

* * *

Die Lyrik der Stürmer und Dränger ist nicht fruchtbar gewesen. Da ist die jüngstdeutsche Lyrik ergiebiger. Will man jene in ihrem ganzen Umfange würdigen, so muß man Talente mitheranziehen, die nicht in den engeren Kreis der Parnaßstürmer gehören, aber doch das Gepräge der Richtung mehr oder weniger zur Schau tragen: den Tyrannenhasser Schubert, die grandios sich geberdenden Brüder Stolberg, und selbst den volksthümlichsten von Allen, Bürger, der in seiner ungeeinten Stoffwahl und in seinen cynischen Derbheiten, in Allem, was Schiller an ihm so scharf tadelte, der Richtung sehr nahe stand. Die Brüder Stolberg zählte Goethe zu dem herkulischen Centaurengeschlecht, das mit Vermögen und Kraft nicht wußte wo aus und ein. Gerade in ihrer Lyrik gehörten sie ganz zu dem Genietrum. Ihre Oden haben einen überschwänglichen Ton, oft aber geniale Kühnheit — und das Ueberschwängliche, wenn auch einem ganz anderen Zeitgeist huldigend, findet sich in unseren jüngstdeutschen Oden von Bleibtreu, Linke, besonders Conradi, der feingestimmte Ton oft durch gelegentliche Derbheiten unterbrochen, wie es bei den Stürmern und Drängern und ihren nächsten Jüngern auch der Fall war.

Von den eigentlichen Führern der Bewegung war Klinger kein Lyriker. Er hat bisweilen „nüthige Verse" gemacht, wie er selbst in der „Neuen Arria" sie vorlesen läßt, Verse ohne Metrum und Harmonie — die Regellosigkeit moderner ästhetischer Starkgeister hat auch „nüthige Verse" genug an's Licht gefördert. Das reizende Gedicht „Sophiens Liebe" ist ein ausnahmsweise glücklicher Wurf der Klinger'schen Muse. Maler Müller hat als lyrischer Dichter kaum eine bestimmte Physiognomie. Ode und Idylle lösen sich bei ihm ab; er ist meist zügellos in der Form; am besten gelingen ihm die reimlosen freirhythmischen Versysteme, der Ton der Hymne, auch für das Liebesgedicht; das Lüsterne überwiegt bei ihm das Ueppige. Der wirklich begabte Lyriker jener Zeit ist Reinhold Lenz; seine ersten Liebes-

Digitized by Google

gedichte lassen sich kaum von den Goethe'schen unterscheiden; sie haben denselben Duft, dieselbe Anmuth. Wenn Otto Gruppe in seiner Schrift „Reinhold Lenz, Leben und Werke" nach einer Zergliederung seiner Liebesgedichte sagt: „Möchten die so durch die Lebensumstände beleuchteten Gedichte den Eindruck erwecken, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten zu thun haben," so hat er wohl den Bogen des Lobes etwas zu straff gespannt. Doch zweifellos nimmt Lenz als Lyriker einen hohen Rang ein. Wenn Gervinus sagt, daß seine Leistungen unter die traurigsten Beispiele der unsinnigen Verirrungen gehören, die den Deutschen eigenthümlich sind, da sie das Gepräge seines wirren Wesens an sich tragen, wenn Menzel ihn wegen seiner rastlosen Fieberhitze und Zuchtlosigkeit ausschilt und von seinen Gedichten nur sein schablonenhaftes Landplagenpoem erwähnt, so würde ein Blick auf diese Liebeslieder allerdings die gestrengen Richter milder gestimmt haben. Wenn er der Geliebten zuruft:

„Du allein giebst Trost und Freude;
Wärst Du nicht in dieser Welt,
Stracks fiel alle Lust zusammen,
Wie ein Feuerwerk zerfällt.

Wenn die schöne Flamm' erlischet,
Die das all gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Von der königlichen Stadt."

so ist das lyrische Fracturschrift in den kräftigsten Zügen, und ganz im Goethe'schen Ton erklingen die Verse:

„Und unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch, besiegt zu sein!"

Stürmische Leidenschaft athmet das frei rhythmische Gedicht: „Der verlorene Augenblick". Das möchte noch am meisten an einzelne Ergüsse der neuesten Stürmer und Dränger erinnern, während jene Goethe'sche Grazie ihnen unerreichbar geblieben ist.

* * *

Was indeß der neuesten litterarischen Bewegung das erkennbarste Gepräge aufdrückt, das ist die rücksichtslose Kühnheit in geschlechtlichen Dingen, womit sie das Lügengewebe heuchlerischer Conventionen zu zerreißen suchen und als Apostel nackter Lebenswahrheit die große Revolution der Litteratur durchgeführt zu haben glauben. Und doch bewegen sie sich gerade hier in den alten Geleisen, welche die fin-de-siècle-Litteratur des vorigen Jahrhunderts ausgefahren hat, und es zeugt von einer großen Unkenntniß derselben, wenn man hier etwas Neues und Niedageweseues zu

Digitized by Google

bieten glaubt; ja eine Anthologie dieser geschlechtlichen Kühnheiten braucht sich nicht auf die Stürmer und Dränger zu beschränken, sondern sie kann die ganze damalige Unterhaltungslitteratur mit in ihre Kreise ziehen. Ein Blick darauf ist auch nach einer anderen Seite sehr lehrreich. Die Litteratur befand sich dem Staate gegenüber damals in einem Zustande der Unschuld; die Zumuthung, daß die Vertreter der Justiz sich mit ihren Erfindungen beschäftigen und sie vor Gericht stellen würden, hätte sie mehr befremdet als erschreckt. Damals gab es kein Reichsstrafgesetzbuch mit Unzuchtsparagraphen; damals gab es keine lex Heinze und keine Umsturzvorlage, und ein heutiger Staatsanwalt würde einen Augiasstall ausräumen müssen, wenn er alle diese Dramen und Romane vor das Forum des Strafrichters ziehen wollte. Die Ernte der Missethat stand damals in vollen Halmen und erforderte einen „Schnitter sonder Gleichen".

Bleiben wir zunächst bei den Stürmern und Drängern der strictesten Observanz. Reinhold Lenz vor Allem pflegte das „fernelle Problem", um diesen terminus technicus zu gebrauchen, mit dem so viel Unfug getrieben wird. Sein „Hofmeister" verführt das Edelfräulein, das seiner Erziehung anvertraut ist; sie wird schwanger. Wie hat man sich bekreuzigt vor Hebbels Maria Magdalena! — In den Romanen und Dramen jener früheren Zeit sind schwangere Mädchen so oft die Heldinnen, daß man sie zu den „stehenden Figuren", besonders der Dramatik rechnen kann. Das schwangere Fräulein aber will sich in's Wasser stürzen, wird aber schließlich von ihrem früheren Bräutigam Fritz geheirathet, der über das kleine Versehen hinwegsieht. „Darüber kann kein Mann hinweg" — damals stand man nicht auf dem Standpunkte des Hebbel'schen Secretärs. Die Episoden haben den gleichen Charakter wie die Haupthandlung. Das Universitätsleben in Leipzig bringt Fritz mit einem Genossen zusammen, welcher die Tochter des Musikus Rehaar verführt hat und heirathet, als er das große Loos gewonnen. Die Mädchenverführungen stehen in diesem Stücke in Blüthe. Im „Neuen Menoza" wird die Blutschande dramatisirt — wenigstens heirathen sich der Prinz und seine Geliebte, in welcher er am Tage nach der Hochzeit seine Schwester erkennt. Doch die Rolle des Oedipus wird ihm erspart — sie ist nicht seine Schwester, sondern in ihrer Jugend vertauscht worden. Gleichwohl steckt das Problem der Geschwisterehe unheimlich in der Luft. In dem Stücke „Die Freunde machen den Philosophen," handelt es sich um eine Scheinehe, ähnlich etwa wie in Hebbels „Julia". Stephan, ein junger, liebenswürdiger Philosoph, liebt Seraphine, die Braut des Prado, und am Schluß ist Prado so gefällig, sie zu heirathen, doch nur, um ihr seinen Namen zu geben; alle ehelichen Rechte tritt er an den Philosophen ab. In den „Soldaten" wird Marie, die Tochter des Kaufmanns Wesener, von einem Offizier verführt und auch entführt. Wir finden sie wieder im Dienste der Venus Vulgivaga. Man sieht, die Lenz'sche Dramatik ist ein Wespennest der prickelndsten und anstößigsten Verhältnisse

Digitized by Google

und wäre ein rechtes Fressen für einen modernen Staatsanwalt, wenn die beabsichtigten Gesetze durchgegangen wären.

Wir haben schon gesehen, welchen zügellosen Verkehr die Faune und Nymphen in Maler Müllers antiken Idyllen mit einander treiben, und auch in den pfälzischen Idyllen, der „Schafschur“ und besonders den „Nußkernen“, fehlt es nicht an cynischen Bemerkungen und Klatschereien. Die Studentenscene in seinem „Faust“ ist übertrieben roh; sie vorzugsweise bestimmte Friedrich Schlegel zu dem Ausspruch, Müllers „Faust“ sei Handwerksburschenpoesie. Der erste Act von Wagners „Kindesmörderin“ spielt im gelben Kreuz, einem Bordell; die Verführungsscene wird hier des Breiteren verbreitet. Wie der Leuchter vom Tisch fällt und das Licht ausgeht — Evchen hebt den Leuchter auf, der Hauptmann greift darnach, aber er greift „dran vorbei“, was Evchen zu dem Ausruf: Pfui! veranlaßt; das sind Scenen, die an Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ erinnern. Das Gespräch des Lieutenants mit der kupplerischen und verliebten Mutter Evchens oder gar seine Unterhaltung mit der Dienstmagd, deren Bekanntschaft er früher in einem traulichen Café gemacht; das ist Naturalismus de pur sang und müßte jüngstdeutsche Bewunderung erregen. Was Klinger betrifft, so hat auch er zur Zeit, als er in den Erbfolgekrieg zog, vom wüsten Soldatenleben mit fortgerissen, mehrere recht lascive Romane geschrieben. Von Klinger sagt Erich Schmidt, er bringe unbedenklich das Sinnlichste auf die Bühne, nicht ohne einen kühnen Wurf in Simsone. Der „Simsone Grisaldo“ war es, der dem Dichter den Spottnamen des „Löwenblutsaufers“ eintrug. In seinem Lustspiel „Der Schwur wider die Ehe“, in welchem er, der Vorrede zufolge, deutsche Sitten schildern will, läßt der Graf Blumin, ein Weiberhasser, seinen Sohn schwören, daß er nie ein Weib heirathen, aber so viele Weiber als möglich verführen solle. Er vergißt diesen Schwur, als er eine junge Wittwe kennen lernt, die auch ihrerseits geschworen hat, alle Männer zu verführen und keinen Mann zu heirathen. Der Vater intervenirt und bietet selbst der Wittwe seine Hand. Sie schlägt ein, weist aber zuletzt Vater und Sohn zurück.

Auch Heinse wird oft den Stürmern und Drängern beigezählt, obschon er wesentlich unter Wielands Einflüssen stand, von denen jene Nichts wissen wollen; in die siebenziger Jahre fällt noch sein schlüpfriges Gedicht „Die Kirschen“ und sein „Laidion“, welches die Geschicke der Lais behandelt. Die Buhlerin wird von einem Todtengericht, dem sie ihre Lebensgeschichte erzählt, von jeder Schuld freigesprochen und für würdig erklärt, die elysischen Wonnen zu genießen, besonders, weil sie die Waage der Gerechtigkeit unter dem Hemde getragen, Jugend und Alter gleichmäßig beglückt und ihren Gewinn mit den Armen getheilt. An diese Lais erinnert die Théroigne von Méricourt in dem jüngstdeutschen Epos der Eugenie delle Grazie „Robespierre“; denn auch diese Théroigne rühmt sich, ihre Gunst den Häßlichen geschenkt und diesen so für fehlende Lebensfreude Entschädigung geboten zu

Digitized by Google

haben. „Laidion" ist eine Apotheose der Prostitution. Heinses Hauptwerk „Ardinghello" enthält neben den Kunstbetrachtungen, in denen manches Schöne und Beachtenswerthe gesagt ist, eine Reihe von Liebesabenteuern, in denen zum Theil höchst emancipirte Frauencharaktere die Hauptrolle spielen. Seine erste Liebe ist eine Cäcilia; sie wird Mutter durch ihn, er erstickt ihren Bräutigam am Hochzeitstage. Dann gilt seine Leidenschaft einer Lucinde, die er zu verführen sucht. Eine Freundin derselben, Fulvia, schleicht sich zu ihm unter dem Namen Lucindens und beglückt ihn. Sie will ihm dafür diese in die Arme spielen; doch sie hat schon einen Bräutigam, der bei den Saracenen gefangen ist. Wenn Ardinghello diesen befreie, so wolle sie ihm zuerst angehören. Darüber stellt sie ihm eine Verschreibung aus. Weiter kann man die Freigeisterei der Leidenschaft nicht treiben. Ardinghello stellt ihr nach der Befreiung des Bräutigams diese Verschreibung zurück, und sie wird wahnsinnig. Dann liebt Ardinghello eine höchst freidenkende Römerin, die sich Jedem hingiebt, der ihr gefällt. Nach manchen Liebesabenteuern Ardinghellos heirathet sie diesen, ist aber damit einverstanden, daß sich Ardinghello mit seinen Freunden, allen seinen früheren Geliebten und deren Kindern auf einer griechischen Insel ansiedelt. Dieser Roman, der überdies viele Anditäten enthält, würde wohl gegenwärtig das Loos von Zolas „Nana" getheilt haben.

Noch wollen wir aber einen Blick auf die fin-de-siècle-Litteratur werfen, die mit den principiellen Vertretern der Genieepoche wenig gemein hat, aber doch unter ihren Einflüssen steht: auf die Unterhaltungslitteratur in Roman und Dramatik — und auch dieser Blick wird uns zeigen, daß die Muse der Jüngstdeutschen, insofern sie geschlechtlich keck und zügellos auftritt, schon im vorigen Jahrhundert sogar in einer großen Massenproduction gleichartige Wendungen und gleichartigen Stil wiederfinden kann. Die Lieblingsschriftsteller waren damals Cramer, Spieß und Lafontaine. Cramers „Deutscher Alcibiades" ist ein Pendant zu Heinses Ardinghello; er liebt immer mehrere Mädchen und Frauen zugleich. Er wird Fürst, und zwei derselben, seine Gemahlin Risa und seine Geliebte Julie, theilen sich ihn. Eine eifersüchtige Gräfin schießt auf ihn, wird aber von einem seiner Jäger mit einem Hirschfänger getödtet. In dem Roman der „Glückspilz" hat Fritz, ein junger Gehilfe eines alten Verwalters, ein ehebrecherisches Verhältniß mit dessen Frau Dorchen. Der Alte entdeckt dasselbe, schlägt aber weiter nicht Lärm, sondern schickt Fritz fort. Derselbe liebt und heirathet ein anderes Mädchen, Lieschen. Dorchen hat indeß mit seinem Nachfolger das gleiche Spiel begonnen. Im „Freiherrn von Rubin" tödtet der Held den Bruder seiner Geliebten, doch diese selbst, als seine Frau, buhlt mit einem Baron, den er ebenfalls niederschießt. In allen diesen Romanen herrscht der gemeinste Ton. Cramers „Raserein der Liebe" sind Erzählungen höchst schlüpfriger Art. Von den Romanen von Spieß wollen wir nur zwei erwähnen: „Cäcilie oder die gottlose Tochter" und „Aurelie

Digitized by Google

Waldenborn". Cäcilie ist ein achtzehnjähriges junges Weib, allen Lastern hingegeben, ruinirt ihren Gatten, ihre Eltern, flieht nach Amerika, wo sie in die Hände von Kannibalen geräth, welche ihren Freunden die Brüste abschneiden und fressen, sie selbst ist nur dadurch von diesem Schicksal errettet worden, weil die Kannibalen, als sie das nackte Weib mit Keulen niederschlagen wollen, Spuren von einer niedrigen Krankheit entdecken; ihr Fleisch ist zu unrein, um verzehrt zu werden.

Aurelie von Waldenborn wird Maitresse eines Fürsten, auf Geheiß eines geheimen Tugendbundes, der durch ihren Einfluß bewirken will, daß er das Land gut regiere und beglücke.

Der rührselige Lafontaine bewegt sich zwar meistens auf dem Gebiete bürgerlicher Tugend, doch er hat auch Anwandlungen, bei denen seine Sentimentalität bedenklich in's Frivole hinüberschielt. So hat er mehrere Romane geschrieben, wie z. B. „Engelmanns Tagebuch" und „Hermann Lange", in denen Mädchen in aller Unschuld schwanger werden. In Knigges Romanen, besonders in der „Geschichte Peter Clausens" und den „Verirrungen des Philosophen" kommen viele gemeine Scenen vor. Julius von Voß schildert in seinen Romanen das wüste preußische Offiziersleben, das er zum Theil mit cynischen Schmutzfarben ausmalt. Vieles erinnert an den „Simplicissimus". Eins seiner Hauptwerke sind die „Abenteuer einer Marketenderin", die aus Weimar stammt, in einem dortigen Bordell geboren und erzogen ist und sich dort einen gewissen Bildungsfirniß angeeignet hat. Dem Schusterlehrling Samuel bringt sie diese Bildung bei, und zwar finden diese platonischen Gespräche auf zwei neben einander befindlichen Abtritten statt, wo auch Romeo zuerst seine Julie gefunden. Die späteren Abenteuer der Heldin bringen manches tragikomische Intermezzo, wie den Schuß, der sie dort verwundet, wo die neapolitanische Venus ihren unsterblichen Ruhm gefunden. Die kleinen Erzählungen von Voß sind ein ragoût-fin für die Frivolität; sie erinnern an die „Braunen Märchen" von Sternberg. Die Erzählungen von Gustav Schilling bewegen sich in sächsischen Offizierskreisen. Der Held seines großen Romans „Guido von Sohnsdom" ist ein Don Juan, der Liebesabenteuer mit vielen Damen hat, sowohl vor der Ehe, als auch später während der Ehe. Und alle diese Damen sprachen eine sehr eindeutige Sprache. Die fünfzig Bände der Schilling'schen Erzählungen liefern auch nach dieser Seite hin eine reiche Ausbeute.

Neben diesen leichtfertigen Romanen gingen andere einher, welche sich weniger nach französischem als nach englischem Muster gebildet hatten und moralisirende Tendenzen verfolgten. Wenn man diese indeß mit unseren heutigen Familienblattromanen vergleicht, so zeigt sich doch auch ein merklicher Unterschied; denn auf dem Wege zur Tugend und ihrem Schlußaccord berühren sie doch das Laster und seine Dissonanzen oft genug in einer Weise, welche den Rothstift unserer Redacteure herausfordern würde. In

Digitized by Google

dem vielbändigen Roman des Superintendenten Hermes, „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", einem der tugendreichsten, erlebt die Heldin mancherlei Abenteuer, sie kommt sogar mit einem Herrn Lesse in einem Bett zusammen; doch wie es in Shakespeares „Othello" heißt: she means not any harm. „Das Fräulein von Sternheim" der Frau Laroche ist eine brutale Verführungsgeschichte: doch die Tugend bleibt siegreich, wenn sie auch zu Grunde geht. In dem Romane „Julchen Grunenthal" wendet sich Helene Unger gegen die damaligen französischen Sitten, besonders in den Pensionsanstalten: die Heldin, Julie, die Tochter eines Anwalts, geräth in diese Verderbniß und endet als gemeine Buhlerin. In dem Roman „Die Pupille" von Johann Jakob Dusch besteht die Katastrophe darin, daß Walter seine Geliebte in der Trunkenheit auf einem Maskenball entehrt, sich aber einbildet, es sei eine Andere gewesen. In Schummels „Empfindsamen Reisen" entschließt sich der Held, ein Mädchen zu heirathen, welches schwanger ist. Die Romane von Wezel, von denen „Tobias Knaut" eine Zeit lang selbst einem Herder und Wieland zugeschoben wurde und in welchem auch Gervinus einen tieferen Zug erkennt, haben mit den Producten der eigentlichen Genieepoche Nichts gemein, und doch sind sie keineswegs frei von den Krankheiten derselben. Die Abenteuer des zwerghaften buckligen Knaut wären für unsere heutigen Familienblätter unmöglich. Einmal, als er im Teich badet, stiehlt ihm eine Zigeunerin seine Kleider; zwei junge Fräuleins, darunter besonders Adelheid, nehmen sich seiner an und erbarmen sich seiner Nacktheit. Am Schlusse des Romans besucht Knaut ein Bordell, wo er seine frühere Wohlthäterin wiederfindet und ohne Weiteres heirathet. In „Belphegor", einem der Voltaire'schen Komödie nachgebildeten Roman, gehen noch merkwürdigere, aber auch meistens sehr anstößige Dinge vor sich. Die schöne Akante weist ihren Verehrer aus dem Hause und ertheilt ihm solche Fußtritte, daß er das Hüftbein bricht, Fronal tritt an seine Stelle. Belphegor zieht in die weite Welt. Der Freund und die Freundin gesellen sich wieder zu ihm. Akante erzählt, wie sie die Maitresse des Papstes Alexanders III., und dann diejenige eines Markgrafen gewesen sei, auf dessen Befehl, als er ein Recht zu haben glaubte, eifersüchtig zu sein, sie der Nase und der rechten Hand beraubt und im ganzen Gesicht geschmiden ward. Später gerathen sie in einen Amazonenstaat, wo die Weiber so lange Brüste haben, daß sie im koketten Spiel dieselben bald über die Achseln werfen, bald fallen lassen; auch haben sie zu Gesellschaftern Affen, deren Schwanz ein natürlicher Spiegel ist, worin sie sich beschauen. Akante wird später todtgeschlagen, als sie einen Ehemann verführen will. Aehnlich sind die Romane: „Die wilde Betty", „Wilhelmine Arend", in welchem eine Opernsängerin die Hauptrolle spielt, durch welche ein Hamburger Kaufmann seiner Gattin untreu wird. Diese, die sich nicht scheiden lassen will, lebt dann in Bigamie mit einem Geliebten Webster.

Digitized by Google

Wie der Roman, so bot auch die damalige Schaubühne Vieles, was sich heutigentags das Publicum nicht gefallen lassen würde. Wezel selbst hat einige derartige Lustspiele geschrieben wie z. B. „Der blinde Lärm", in welchem ein Edelmann seiner verwittweten Nichte nur unter der Bedingung zu heirathen gestattet, daß sie in der Ehe drei Kinder bekomme. Ihr Geliebter wird von einer Nebenbuhlerin verleumdet, er habe an sich so gehandelt, wie der Hofmeister von Lenz; doch das wird durch die That widerlegt; eine Pariser Opernsängerin ist von ihm guter Hoffnung, und der Edelmann giebt ihm nun vertrauensvoll die Hand seiner Nichte. Von Kotzebues Schauspielen hat „Menschenhaß und Reue" wohl mit Unrecht den heftigsten Tadel der sittenstrengen Litterarhistoriker erfahren als eine Beschönigung des Ehebruchs. Doch dann müßte die christliche Lehre von Buße und Reue und Sündenvergebung ebenfalls beanstandet werden. Es ist ein Ehebruchsdrama, wie die neufranzösischen; Eulalie geht mit einem Offizier durch; doch im Stücke erscheint sie als Magdalena, und der Gatte verzeiht ihr. Da ist doch nichts Anstößiges, wohl aber in der von Kotzebue gedichteten Fortsetzung, wo Mainau die reuige Eulalia beruhigen will, indem er sich der gleichen Sünde zeiht und ein von einem Bauernburschen geschwängertes Mädchen besticht, daß sie aussagt, er sei der Schuldige. Noch heute bekannt sind die „beiden Klingsberge" und der von Lortzing zu einer Oper benutzte „Rehbock". Die „Sonnenjungfrau", Rocva, die guter Hoffnung ist von einem Spanier und geopfert werden soll, bis der Inka von Peru selbst das thörichte Gesetz aufhebt, gerade zur rechten Zeit, sodaß jetzt alle Sonnenjungfrauen nach Herzenslust lieben können, und die naive Gurli in den „Indianern in England", welche von europäischen Sitten keinen Begriff hat und in aller Unschuld die anstößigsten Dinge sagt, waren damals so beliebte Bühnenrollen wie die „Grille" und die „Lorle" der Frau Birch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Der Held des Lustspiels „Bruder Moritz" will durchaus ein gefallenes Mädchen heirathen, das selbst seinen Sündenfall eingesteht. Auf gleichen Ton gestimmt waren die damals so beliebten Lustspiele von Bretzner und Jünger. Wir erwähnen nur Bretzners „Liebe nach der Mode", ein Lustspiel, in dessen Mittelpunkt ein Heirathsbureau ist mit verschiedenen sehr lockeren Ehebundwerbern, aber noch schlimmere „Ehemänner", denn da findet sich der Hofrath, der seine Frau gegen ein kostbares Bild einem Hauptmann abtritt. In der „verstorbenen Ehefrau" spielt eine erwachte Scheintodte die Hauptrolle und ordnet einige mißliche Liebesverhältnisse, die sich nach ihrem Tode angesponnen. In Jüngers Lustspielen: „Verstand und Leichtsinn", „Die unvermuthete Wendung" wird das frivole Wiener Leben geschildert.

Ueber diese ganze Production sagt der Litteraturanzeiger von 1799: „Die verfluchtesten Schriften kommen seit den letzten 35 Jahren zum Vorschein und über 7000 Romane und Liebeshistörchen, die als Giftpflanzen den braven Charakter der deutschen Weiber und Töchter schon auch ver-

Digitized by Google

dorben haben." Aus dieser Versumpfung hat sich die Litteratur selbst emporgerafft und geläutert, nachdem die Classiker immer mehr Anerkennung gefunden; es hat dazu nicht der Gesetze, nicht der Eingriffe des Staates bedurft. Die Litteratur ist wie der Speer der Minerva, sie heilt selbst die Wunden, die sie schlägt.

* * *

Uns kam es darauf an, hier den thatsächlichen Nachweis zu führen, daß das Neue, was die Jüngstdeutschen in Theorie und Praxis zu Tage fördern und dessen sie sich rühmen als unerhörte Großthaten und revolutionärer Umwälzungen der Sitte, zum großen Theil dem alten Sturm und Drang des vorigen Jahrhunderts angehört. Wir wollen hier keineswegs zu Gericht sitzen weder über die Stürmer oder Dränger, noch über die jüngsten Epigonen derselben. Wir sind keine Anhänger eines geschlechtlichen Purismus, der einer geistvollen Entwicklung der Litteratur ebenso hinderlich ist, wie die Maß- und Zügellosigkeit. Möglich, daß aus dem neuen Sturm und Drang auch eine neue Classicität hervorgeht wie Goethe und Schiller aus dem Kreise der Stürmer und Dränger, denen ihre Jugenderzeugnisse angehörten und daß Sudermann der Schiller und Hauptmann der Goethe des neunzehnten Jahrhunderts wird!

Doch wer kann dies wissen? Es ruht im Schoß der Götter!

Digitized by Google

Rußland in Centralasien.

Von

E. Maschke.

— Breslau. —

Die politischen Folgen der neuesten kriegerischen Ereignisse in Ostasien zwischen Japan und China werden voraussichtlich die alte Rivalität Englands und Rußlands in diesem Erdtheile von Neuem und in verschärftem Grade hervortreten lassen, es dürfte demnach die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf das allmähliche, aber unaufhaltsame Vordringen der Russen im asiatischen Centralgebiete wieder in erhöhtem Maße hingelenkt werden. Wenn England sein Handelsmonopol in China möglichst aufrecht zu erhalten und daher bei Gelegenheit des Friedensvertrages zwischen China und Japan im Einverständniß mit letzterer Macht selbstsüchtig besondere commerzielle Vortheile für sich zu gewinnen sucht, Rußland aber durch die Errungenschaften Japans in China sich in seinen ostasiatischen Interessen bedroht sehen muß, so spitzt sich durch diese Verhältnisse der Gegensatz zwischen den beiden genannten europäischen Großmächten in bedrohlicher Weise zu, und es wird dann zwischen dieser Collision der russischen und englischen Interessen in Ostasien und den äußerst empfindlichen Berührungspunkten beider Staaten im Centralgebiete des Erdtheils sehr bald eine gewisse Wechselwirkung eintreten müssen.

Wenn hier von Centralasien die Rede ist, so soll damit nicht blos des Erdtheils eigentliches Mittelgebiet gemeint sein, dessen engeren Begriff Freiherr von Richthofen in seinem großen Werke „China“ lediglich auf die Länder zwischen dem Altai-Gebirge im Norden, den Pamirs im Westen, dem Hochland von Tibet im Süden und der Wasserscheide der Hauptströme von China — Jantsekiang und Hoangho — sowie dem Changangebirge im Osten beschränkt sehen will. Dieser Kern von Innerasien ist bis jetzt noch

Digitized by Google

nicht zum Gegenstande politischer Streitigkeiten geworden, und China gilt hier noch immer als unbestrittener Machthaber. Für die vorliegende Studie kommen vielmehr nur die der westlichen Peripherie des eigentlichen Centralgebietes vorliegenden Länder von Turan und Iran in Betracht, die Alexander von Humboldt ebenfalls zu seinem Centralasien rechnete, und von diesen hier namentlich die Kirgisengebiete, Westturkistan mit den Chanaten Bochara und Chiwa, die Turkmenensteppe und Afghanistan.

Hohe gewaltige Gebirgsmassen schließen Mittelasien im Allgemeinen von den nach den Meeren zu geöffneten Ländern des Erdtheils ab und trennen es andererseits im Innern in verschiedene Theile.

Im Norden und Osten wird die Grenze durch den Altai mit seinen ostwärts sich erstreckenden Verzweigungen gebildet, dann durch den Juschan, Alaschan und das hohe Gebirge des Kokonor. Im Süden zieht sich als Wasserscheide der Karakorum — Mustagh oder Thangla — hin, westwärts in dem Hindukusch sich fortsetzend. Der Hauptkamm dieses Gebirges, an welches sich im Westen mittelst niedrigerer Höhenzüge der den Südrand des Kaspischen Meeres begrenzende Elburs anschließt, stellt sich als der Nordrand des Hochlandes von Iran dar, während seine Verzweigungen in Afghanistan und die von Norden nach Süden streichende Solimankette das Grenzgebirge Irans gegen Indien bilden. Als westlichen Grenzwall von Mittelasien endlich sehen wir den Kaukasus.

Mit dem Altaisystem im Zusammenhange und von ihm nur durch eine etwa 21 km breite Einsenkung getrennt, zieht sich das Thianschangebirge hin, und zwar in zwei Hauptrichtungen, von Südwest nach Nordost und von Nordwest gegen Südost. Im östlichen Thianschan trennt eine riesenhaft aufragende Gebirgsmasse den chinesischen Kreis Kurkara-usu in der westlichen Mongolei vom Lande der Dschulduz in Osturkestan und setzt sich östlich in weniger hohen Parallelketten fort bis zur chinesischen Provinz Kansu. Die von Nord nach Süd streichende Kette des Thianschan scheidet Ost- und Westturkestan in die zwei großen Längenthäler des Amu-Darja und des Tarim und ist von den nordwestlichen Fortsetzungen des Himalaya nicht, wie im Norden vom Altai, durch eine Senkung geschieden, sondern beide Gebirgssysteme gehen hier durch zahlreiche kurze sich absendende und einander durchschneidende Ketten das eine zum anderen über. Zwischen den Quellflüssen des Amu-Darja und Tarim liegen die wüstenähnlichen Hochflächen der Pamirs auf der Grenze von Ost- und Westturkestan. Mit dem Himalaya stehen noch in Beziehung der Karakorum, welcher, ihm nördlich vorgelagert, sich von Westen nach Osten hinzieht, ferner der Kuenlün und, diesem im Westen sich anschließend, die von Südost gegen Nordwest streichenden, noch immer 6000 m Höhe übersteigenden Gebirgszüge, welche unter dem Namen Belur-Tagh zusammengefaßt werden. Der am Terek-Paß beginnende, von Nordost nach Südwest sich erstreckende mächtige Gebirgswall führt aber den Namen Alai. Derselbe bildet die Wasserscheide zwischen

Digitized by Google

dem Sir- und Amu-Darja. Centralasien stellt sich übrigens keineswegs als ein einziges, ununterbrochenes Hochplateau dar. Turkestan, mit dem Stromgebiete des Amu-Darja im Westen und des Tarim (Jarkand) im Osten, bildet eine große, in der Mitte gehobene Einsenkung, die östlich im Gebiete der Mongolei endet. Ebenso sehen wir im Plateau von Iran eine bedeutende Depression in Seistan. Die ausgedehnteste Niederung befindet sich aber in den nach dem Kaspischen Meere zu sich abdachenden Steppen. Die unabsehbaren Einöden Centralasiens sind mit fliegendem Sand, mit Salzlachen und weithin sich erstreckenden Moränen bedeckt und gestalten sich nur hin und wieder zu Steppen mit einer an Arten verhältnißmäßig reichen Flora. Einen ungeheuren Ländercomplex umfaßt die aralo-kaspische Niederung; östlich davon liegen die Wüsten Kisilkum und Batkakkum, und südlich von diesen erstreckt sich die meist wasserarme Turkmenensteppe. In Chorasan schließt das fruchtbare Land die völlig wegelose Wüste Lut ein. Im Süden des Hindukusch nehmen die unfruchtbaren Gegenden große Flächen ein. Oestlich des Thianschan erstreckt sich im Norden die Wüste Gobi mit ihrem schmutziggelben, sandiglehmigem Steppenboden, auf welchem aber auch Hügel und Berge über 2500 m hoch emporragen, in einem Raume, der Frankreich viermal an Größe übertrifft. Leblose Stille soll hier herrschen. Es fehlt zwar nicht an Oasen, aber erst am Nordabhange der Mongolei, nach Sibirien und dem Baikalsee zu zeigen sich Anfänge von Flüssen und ein verhältnißmäßig reicher entfaltetes Leben. Charakteristisch für das Gebiet von Centralasien ist andererseits die große Zahl von bedeutenden Seen, welche mit keinem der großen Oceane in Verbindung stehen und die Sammelbecken für zahlreiche Flüsse bilden, soweit letztere nicht in den Wüsten sich verlieren. Auch die Hochgebirge sind reich an Alpenseen, und eine Menge Flüsse entspringen ihnen.

Die gebietende, oder wenigstens die gefürchtete und von den Nomaden als Herrin der Welt betrachtete Macht in Centralasien ist unbestreitbar Rußland. Die Länder unmittelbar an der Peripherie des oben bezeichneten engeren Centralgebietes, also die von Turan, befinden sich fast sämmtlich unter russischer Herrschaft, während den Besitz des iranischen Hochlandes Rußland und England fortgesetzt sich streitig machen.

Das Vorgehen Rußlands in Centralasien wird aber immer verschieden beurtheilt werden, je nachdem dies von dem einen oder von dem anderen politischen Standpunkte aus geschieht.

Die Anhänger Englands werden natürlich urtheilen, wie der Ungar Vambéry in seiner Schrift „Centralasien und die englisch-russische Grenzfrage". Man wird unter ihnen behaupten, daß die Engländer eifrig beflissen wären, den armen und unterdrückten Orientalen das Beste und höchst Erreichbare zu bieten, daß dagegen durch den russischen Civilisirungsproceß die asiatischen Nationen, welche ihm seit vier Jahrhunderten schon unterworfen seien, Nichts gewonnen, sondern sowohl moralisch wie materiell nur

Digitized by Google

verloren hätten, und daß diese Völker heute noch unserem westlichen Culturbegriffe ebenso fern ständen wie ihre unter der Herrschaft des fanatischen Mohammedanismus noch lebenden Stammesbrüder. Es wird allerdings zugestanden, daß die russische Civilisation trotz aller Mängel und Lasten, die ihr anhafteten, doch noch immer jener überlegen wäre, die dem Mohammedanismus entspränge, der, wie fruchtbar er auch in der Vergangenheit gewesen sein möge, jetzt doch nur mehr einem gänzlichen Aufgeben aller Willens- und Thatkraft und einem Zurücksinken in frühere primitivere Entwickelungsphasen zum Vorwande diene. Man will auch durchaus nicht leugnen, daß Rußland, indem es eine gewisse gesetzliche Ordnung in einigen barbarischen Staaten Asiens einführte, in denen Gewaltthätigkeiten und Blutvergießen schon weite Länderstrecken verödet hatten, auch vielen im Elende schmachtenden Menschen Wohlthaten erwiesen habe. Doch sei es trotzdem fraglich, ob man jene neuen Zustände und Verhältnisse, die in diesen Landstrichen auf russischen Einfluß zurückzuführen wären, auch wirklich Civilisation nennen könnte, und ob man sagen dürfte, daß Rußland damit auch nur einen Strahl des glorreichen Lichtes der modernen Cultur des christlichen Wesens nach jenen Regionen gelenkt habe. Die halbe Million Kasan-Tartaren, die einen geistig begabten Bruchtheil der türkischen Nation bildeten und in alten Zeiten um ihrer moslemitischen Cultur willen berühmt gewesen seien, zeigten, außer in einigen höchst oberflächlichen Zügen, in ihrem socialen und politischen Leben auch keine Spur vom Geiste unseres Jahrhunderts. Das Volk werde in seiner moralischen Apathie belassen und danke seine geringe Geistesbildung einzig der Schule, die es selbst gegründet habe und aus eigenen Mitteln erhalte. Allerdings befänden sich in Kasan von der Regierung errichtete Schulen, doch wäre der Geist und die Tendenz des Unterrichts echt russisch, nur darauf ausgehend, die Tataren zu Christen und Moskowitern umzuwandeln, damit sie dem russischen Reiche um so leichter einzuverleiben seien. Aehnlich solle es bezüglich der Baschkiren sich verhalten, eines gleichfalls zahlreichen Theiles der turko-tatarischen Rasse, welcher seit undenklichen Zeiten seinen Sitz im Uralgebirge hat. Die Baschkiren wären, obwohl schon seit zwei Jahrhunderten unter russischer Herrschaft stehend, vom moralischen wie vom materiellen Gesichtspunkte aus betrachtet, schlimmer noch daran als die Stammesbrüder an der Wolga. Arm und bedrückt, von den fanatischen orthodoxen Russen vernachlässigt und verachtet, wären sie nahezu auf die Hälfte ihrer ehemaligen Zahl zusammengeschmolzen. Dasselbe Beobachtungsresultat will man nordöstlich hinauf bis Tobolsk und im Süden abwärts bis zum Altaigebirge festgestellt haben. Ueberall trete die Thatsache entgegen, daß mit dem Erscheinen der russischen Civilisatoren sich die Eingeborenen rasch verminderten und daß die Regierung anstatt sich der grausam unterdrückten Unterthanen anzunehmen, weit eher noch das Zerstörungswerk der russischen Kosaken, Popen und Kaufleute unterstützte. Um die gänzliche Wirkungslosigkeit der russischen Civilisations-

Digitized by Google

Bestrebungen zu erkennen, brauche man nur solche Völkerschaften zu betrachten, die, lange schon unter russischer Herrschaft stehend und zum Christenthum übergetreten, sogar der griechisch-katholischen Kirche angehörend, somit also von allen Seiten den Einflüssen von Kirche und Staat zugänglich, dennoch keine Resultate derselben aufzuweisen hätten. Als Beispiel werden zunächst die Tschuwaschen aufgeführt, am rechten Ufer der Wolga und am linken des Stromes in südöstlicher Richtung bis Orenburg, die seit 1528 Unterthanen des Zaren sind. Diese türkische, auf nahezu 600 000 Seelen sich beziffernde Völkerschaft sei 1743 zum Christenthum übergetreten. Sie habe seit ihrer Unterwerfung sich ausschließlich unter der eisernen Hand der russischen Verwaltung befunden und, obwohl vorzugsweise aus friedlichen Ackerbauern bestehend, dennoch durch die civilisatorische Herrschaft keinen Segen erfahren. Der Tschuwasche von heute wäre noch so unwissend und abergläubisch, wie seine Vorfahren einst gewesen, er sei nur nominell ein Christ und bete insgeheim immer noch seine alten heidnischen Götter an. Die ugrische Bevölkerung, wie die Tschermissen, Wotjaken und Wogulen sollten aber noch übler dran sein. Weder ihr Alltagsleben noch ihre Denkweise oder ihre socialen Beziehungen wiesen auch nur den geringsten Einfluß westlicher Civilisation auf. Es hätte sich wenig oder Nichts bei ihnen geändert, seit sie den väterlichen Schutz des Zaren genossen, dessen Regierung sich damit begnüge, friedliche und willfährige Steuerzahler heranzuziehen, und nicht daran denke, die Existenzbedingungen der ihrer Sorge anvertrauten Völkerschaften zu verbessern. So seien denn die Jakuten im fernen Osten an den Ufern der Lena beinahe auf die Hälfte ihrer früheren Zahl zusammengeschmolzen, und die Wogulen befänden sich nahezu schon auf dem Aussterbeetat. Die Krim-Tataren, eine berühmte Eroberer-Rasse, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts eine halbe Million Seelen gezählt, bezifferten sich jetzt nur noch auf 80 000. Dieselbe erschreckende Abnahme wiesen die nogaischen Tataren auf, und die wegen ihres Kampfesmuthes und Unabhängigkeitssinnes berühmten Bewohner des westlichen Kaukasus seien beinahe gänzlich vom Schauplatz ihrer Thaten verschwunden. — Wahre Loblieder stimmt aber Vambéry auf die Engländer in Indien an. Auch erklärt er die in Europa vorherrschende Meinung, daß Großbritannien sein Indien der Verarmung zuführe und sich an ihm nur bereichere, für eine durchweg lächerliche.

Die Freunde Rußlands dagegen entschuldigen die ungenügenden Resultate der moskowitischen Civilisatoren, indem sie behaupten, daß die Mißerfolge der letzteren nicht der ungenügenden Befähigung derselben zuzuschreiben, sondern auf den halsstarrigen Widerstand zurückzuführen seien, welchen die Mohammedaner beinahe überall den Civilisationsversuchen europäischer Eroberer entgegensetzten. Man spricht die Ueberzeugung aus, daß Rußland, dessen Bevölkerung größtentheils aus Asien stamme, und das in seinem socialen Aufbau noch gar manchen asiatischen Charakterzug aufweise, jedenfalls geeigneter

Digitized by Google

sei, in den noch halbbarbarischen Ländern dieser alten Welt westliche Cultur zu verbreiten und einer gesetzlichen Ordnung zur Herrschaft zu verhelfen, als das strenge, kalte, unbeugsame England. Eine weite Kluft trenne den vom potenzirt europäischen Geist erfüllten Engländer von dem von einer Jahrtausende alten Cultur imprägnirten Asiaten. Ein minder verfeinerter Einfluß, eine inmitten der beiden Culturstufen stehende Macht müßte eine ungleich wirksamere Vermittelung bilden, und Rußland, das auf der Grenze dieser beiden so verschiedenartigen socialen Gestaltungen sich befinde, vermöge daher die westliche Civilisation unbedingt erfolgreicher im Orient zu verbreiten, als dies für England möglich wäre. General Skobelew, ein genauer Kenner der asiatischen Verhältnisse, sprach aber seine Ansicht bezüglich Englands dahin aus, daß dieses die ihm unterworfenen Völker schwer bedrücke und in einen Zustand der Sklaverei zurückzwinge, einzig zu Gunsten des englischen Handels und damit die Briten reich würden.

Die Wahrheit und das Richtige dürfte wohl, wie meistens bei den Anschauungsverschiedenheiten im Leben, auch hier in der Mitte aller dieser Beurtheilungen liegen. Andererseits vermag man eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von der Lage Rußlands in Centralasien und seinem Verhalten dort nur zu gewinnen, wenn man sich vorher mit der historischen Entwickelung dieses Ländererwerbs vertraut gemacht hat. Ist letzteres aber geschehen, so wird der von einem unparteiischen Standpunkte aus Urtheilende dem zielbewußten, klugen und beharrlichen Vorgehen Rußlands, sowie den Leistungen seiner Offiziere und Soldaten die Anerkennung und eine gewisse Theilnahme wohl nicht versagen können. —

Die Rivalität zwischen Rußland und England mußte von jenem Zeitpunkte an in's Leben treten, wo Spanien, Portugal, Holland und Frankreich von dem Eroberungsgebiete in Asien sich zurückzogen und das alte Mutterland dem Ehrgeize und dem Eigennutze der beiden erstgenannten Nationen überließen. England hat seine Eroberungsbahn langsam, aber stetig von Süden aufwärts verfolgt, bis sich aus der kleinen Handelsgesellschaft ein gewaltiges Reich aufgebaut. Das Hauptmotiv war jedenfalls das Geldverdienen! Unser germanischer Vetter jenseits des Canals ist frei von jeder unpraktischen Empfindsamkeit. Was Rußland aber anbelangt, so sind die Ursachen seiner Eroberungen und ist auch der Verlauf derselben wesentlich anderer Art. Der ganze Aufbau des russischen Reiches basirt ausschließlich auf Eroberungen und Annexionen. Die Russen bildeten ursprünglich eine kleine Körperschaft von Slaven, aufgepfropft auf ugrische, turko-tatarische und finnische Elemente. Allmählich dehnten sie sich dann aber aus, und sie würden sicherlich schon im Mittelalter eine hervorragende Rolle in den geschichtlichen Ereignissen gespielt haben, wenn nicht zeitweilige Umwälzungen und durch asiatische Eroberer hervorgerufene Kriege die Entwickelung der russischen Nation zurückgehalten hätten. Die beiden bedeutendsten Hemmnisse in ihrem Entwickelungsgange bildeten der Einbruch

Digitized by Google

der Mongolen unter Dschengis Chan und der große Krieg gegen Timur. Gerade durch diese geschichtlichen Ereignisse wurde die im Werden begriffene moskowitische Macht gewaltsam gelähmt. Vom Geiste christlicher Civilisation getragen, vermochte das russische Volk schließlich doch über die barbarischen Repräsentanten Asiens zu triumphiren. Die Goldene Horde wurde auseinander gejagt, das Reich Timurs fiel in Trümmer, und das siegreiche Rußland, das sich eine eroberte Länderstrecke nach der andern einverleibte, trat die Erbschaft seiner asiatischen Vorgänger an. Nachdem es sich den Landstrich an der unteren Wolga unterworfen hatte, theilte es dann seine Aufmerksamkeit zwischen dem Westen und dem Osten, und nach beiden Richtungen hin errang es unerwartete Erfolge. Im Osten erschien es jetzt als der Repräsentant Europas, wie dieses vor 300 bis 200 Jahren war; mit besseren Waffen ausgerüstet, als der barbarische Gegner, vermochte Rußland mit verhältnißmäßig kleinen Kriegerschaaren große Völkerschaften sich zu unterwerfen. Sibirien wurde im 16. Jahrhundert erobert, und zwar hauptsächlich mit Hilfe der russischen Kosaken. In demselben Jahrhundert soll Rußland auch bereits mit Centralasien in Handelsverkehr getreten sein, die ersten geschichtlich nachweisbaren Beziehungen finden wir aber erst zur Zeit Peters des Großen. Die Absicht, einen Weg nach Indien ausfindig zu machen, veranlaßte im Jahre 1717 den Zar, eine kleine Truppenmacht unter dem Fürsten Bekewitsch Tscherkassi nach dem im Süden des Aralsees und der Kirgisensteppe gelegenen Chanate Chiwa zu entsenden, um hier mit dem asiatischen Souverain Verbindungen anzuknüpfen, womöglich bis Indien vorzudringen. Bekewitsch hatte indessen zu großes Vertrauen in seine militärische Stärke gesetzt, ließ sich auch von den trügerischen Versprechungen des schlauen asiatischen Fürsten täuschen und ging in Folge dessen sammt seinen Truppen durch Verrath zu Grunde. Das Ende des Unternehmens war also ein sehr klägliches gewesen. Zur Zeit des Todes Peters des Großen, 1725, hatte Rußland in Mittelasien noch keine Besitzungen.

Nachdem jedoch die Russen die Grenze des Don und des Ural, den alten durch die Kasakenlinien gebildeten Wall, einmal überschritten hatten, konnte Nichts mehr ihr weiteres Vorgehen aufhalten. Um seine neuen Unterthanen zu schützen, sah sich Rußland in die unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt, auch den angrenzenden Völkerschaften, die nur von Raub und Plünderung lebten, sein Joch gewaltsam aufzuerlegen. Waren aber die einen dieser feindlichen Völkerstämme einmal unterjocht, so mußten immer wieder noch neue unterworfen werden, weil sie Beunruhigungen verursachten. Und so kam es allmählich, daß wir heute die Russen an der Grenze von Afghanistan stehen sehen. Die Lage Rußlands in Centralasien war also von Anfang an dieselbe, wie die aller civilisirten Völker, welche mit halbwilden Nomadenstämmen in Berührung kommen. Nur indem man sie zum Gehorsam zwang und an ein friedlicheres Leben zu gewöhnen suchte, vermochte man ihren kriegerischen Einfällen und Raubzügen Einhalt

Digitized by Google

zu thun. Die Folge war dann aber in der Regel, daß die Unterworfenen nun ihrerseits wieder den feindlichen Belästigungen der eigenen unruhigen Nachbarn mehr ausgesetzt waren. Daraus entstanden für die Russen periodische und weit ausgreifende kriegerische Unternehmungen gegen einen Feind, der in Folge seiner lockeren Organisation eigentlich unfaßbar war. Beschränkte man sich darauf, ihn zu züchtigen, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß binnem Kurzem er seine Feindseligkeiten erneuerte, denn in seinen Augen war jeder Rückzug des Gegners ein Zeichen von dessen Schwäche. Um diesen fortwährenden Unruhen also ein Ende zu machen, blieb Rußland schließlich Nichts übrig, als bei seinem Vorrücken in den feindlich gesinnten Ländern in diesen auch festen Fuß zu fassen und sich durch Anlage von Befestigungen Stützpunkte zu verschaffen. Bei diesem Vordringen hat allerdings der kriegerische Geist der russischen Truppenführer wohl mitunter den Gang der Ereignisse gegen die Pläne der Regierung und zum Verdrusse der Diplomaten beschleunigt. Im Allgemeinen lehrt uns aber die Geschichte, daß das Schicksal aller Völker unter solchen Verhältnissen doch stets das gleiche gewesen. China mußte in der Mongolei erst ungeheuere Steppenflächen erobern, um seine natürlichen Grenzen gewinnen zu können. Ebenso wurden die Vereinigten Staaten in Amerika, Frankreich in Algerien, England in Indien nicht blos durch Egoismus und Habsucht, sondern auch durch die Nothwendigkeit, sich festzusetzen und zu sichern, unvermeidlich auf den Weg der Vergrößerung und Ausdehnung gedrängt. Auch Rußland hat demnach nicht blos aus Eroberungssucht die so ungeheueren materiellen Opfer und Lasten in Centralasien sich auferlegt. — In der zwölfjährigen Verwaltungsperiode von 1868 bis 1879 ergaben z. B. die Einnahmen gegenüber den Ausgaben ein Deficit von 66815940 Rubeln. —

Bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein hatte also Rußland noch keinen Landerwerb in Centralasien aufzuweisen. Erst im Jahre 1734 unterwarf sich die Kleine Horde der Kirgisenkasaken in dem westlichen Theile der Steppe, und zwar anscheinend freiwillig. Die Freude über dieses Ereigniß sollte jedoch nicht lange währen, denn bald sahen sich die Russen genöthigt, der Raubzüge der neuen Unterthanen des Reiches in das russische Culturland hinein sich zu erwehren, und, um diesen feindseligen Beunruhigungen schließlich ein Ende zu machen, zur planmäßigen Unterjochung der Kirgisensteppen zu schreiten. Es fiel damit Rußland eine überaus schwierige Aufgabe zu. Abgesehen von den hartnäckigen Kämpfen, welche es mit den Eingeborenen durchzufechten hatte, stellte ihm auch die Natur gewaltige Hindernisse in den Weg. Endlose, wüste Flächen mit abwechselndem harten Lehmboden oder tiefem Sand und ausgedehnte wasserlose Landstrecken waren zu überwinden.

Die Steppe wurde von zwei Seiten, von Osten und von Westen her, in Angriff genommen. Für das erstere Vorgehen bildete Sibirien die Basis.

Digitized by Google

An der westlichen Grenze Chinas glitten die russischen Kasaken vom Altai herab zum Issikul-See, ebenso geräuschlos, wie es den russischen Vorposten am westlichen Rande des Kirgisenlandes von der Kleinen Horde gelang, sich an den Aralsee und an den Sir-Darja heranzuziehen.

Dieses langsame, aber stetige siegreiche Vordringen, das Werk zweier Jahrhunderte, charakterisirt die Hartnäckigkeit, Ausdauer und Klugheit der Russen. Wenn wir aber mit Erstaunen und Bewunderung die Erfolge betrachten, die Rußland mit verhältnißmäßig sehr geringen Kräften an seinen ursprünglichen Ost- und Südgrenzen und weit darüber hinaus errungen hat, so dürfen wir namentlich einen Factor nicht übersehen, der wesentlich dabei mitgewirkt. Es sind dies die russischen Kasakenvölker. Sie waren stets für Rußland von unschätzbarem Werthe und sind dies auch heute noch, indem mit ihrer Hilfe hauptsächlich die weiten Steppengebiete cultivirt wurden und werden. Die russischen Kasaken bilden gewissermaßen den Uebergang von den civilisirten Russen zu den halbwilden nomadisirenden Steppenvölkern und das Bindeglied zwischen ihnen. Solange die Kasaken Südrußlands noch ihre Unabhängigkeit hatten und oft mit den Feinden des moskowitischen Reiches gemeinsame Sache machten, waren der Russen Fortschritte in der Steppe nicht bedeutend. Erst nachdem Rußland diese Kasaken unterworfen und sich zu treuen Dienern gemacht hatte, war es ihm möglich, allmählich der Steppengebiete Herr zu werden und seine Grenzen immer mehr zu erweitern. Von den Grenz-Kasakenlinien aus wurde ein beständiger Vertheidigungs- und Angriffskrieg gegen die Steppen unterhalten, und je nachdem man in der letzteren Gebiete weiter vordrang, wurden die alten Kasakenlinien verlassen und neue vorgeschoben. Die Kasaken bekämpften dabei die wilden Völkerschaften der Steppe nicht immer blos mit den Waffen, sie knüpften auch friedliche Verbindungen mit denselben an und wirkten durch List und Ueberredung. Sie assimilirten sich ihnen sogar, wurden am Kuban und Terek halbe Tscherkessen, am Ural halbe Kirgisen und boten so, da sie stets eine feste Treue dem Zaren bewahrten, das beste Mittel, die wilden Völkerschaften zu bändigen und zu zügeln. In dem eigenthümlichen Wesen und Charakter der Kasaken, die geborene Krieger, schlaue Handelsleute und Ackerbauer mit den Sitten und Gewohnheiten der Nomaden, Alles zu gleicher Zeit sind, findet das Räthsel der Unterwerfung und des Zusammenhalts so ungeheurer Steppengebiete, wie sie im russischen Reiche vereinigt sind, hauptsächlich seine Erklärung und Auflösung.

Die Kirgisen, welche das weite Gebiet in Vorderasien bewohnen, das im Norden vom Quellgebiete des Uralflusses, der Festungslinie längs des Tobol und von hier östlich bis Omsk am Irtisch, im Nordosten und Osten vom Irtisch, vom westlichen Gebiete der Seen Saisan und Alakul begrenzt wird, im Süden aber vom Alatau, dann von den Flüssen Tschu und Sir-Darja, dem Aralsee und dem Ust-Urt, im Westen endlich vom Kaspis-

Digitized by Google

See und Uralfluß, repräsentiren den Typus der türkischen Nomaden. Von Anfang an setzten sie den Eindringlingen jene specielle Widerstandsform entgegen, die ebensowohl bei den Nomaden Amerikas, wie bei jenen Asiens zu beobachten ist. Zuerst ließen sich einige einflußreiche Häuptlinge durch Geschenke und Auszeichnungen gewinnen. Mit der eingegangenen Lehnsverpflichtung wurde es dann aber nicht ernst genommen, und sobald der russische Unterhändler dem Schauplatz den Rücken gekehrt hatte, vergaß der Kirgisenhäuptling sowohl die Geschenke, wie den Eid, den er geleistet. Rußland mußte demnach zu anderen Mitteln greifen. Es legte an verschiedenen Punkten kleine Forts an, um den Handelsleuten auf ihren Zügen Obdach und Schutz zu gewähren. Den Kirgisen wurden aber Schulen und Gebethäuser erbaut, um sie durch Erziehung und Religion zu civilisiren. Bei diesen letzteren Maßregeln geschahen große Mißgriffe seitens der russischen Verwaltung. Man pflegte officiell die tatarische Sprache, während diese doch gar nicht die Muttersprache der Steppenbewohner war, und legte Moscheen an, während der Volksglaube noch ein schamanischer war. Durch diese fehlerhaften Einrichtungen wurde nur den Erbfeinden christlicher Regierungen, den tatarisch-mohammedanischen Priestern Vorschub geleistet, die jetzt in großer Zahl aus Innerasien herbeieilten, um sich in der Steppe niederzulassen. Die russische Regierung entschloß sich daher im Jahre 1820, die Kirgisen vollständig zu russischen Unterthanen zu machen. In der Steppe wurden an Punkten, die sich für die Umgegend zu Verkehrs-Centren eigneten, Befestigungen erbaut und in denselben russische Kasaken angesiedelt. Dieses System fand zunächst am Irtisch Anwendung und dann 1835 in der Orenburger Steppe. So entstand eine Befestigungslinie in der Mittleren, und die ilezkische in der Kleinen Horde der Kirgisen. Aber auch diese Maßnahmen vermochten den Zweck, Ruhe im Kirgisenlande herzustellen, noch nicht ganz zu erfüllen, so lange die räuberischen Schaaren noch Gelegenheit fanden, durch Entweichen in die unabhängigen Chanate im Süden der Steppe, nämlich nach Chokand, Bochara und Chiwa, sich eventuell der Strafe zu entziehen. Namentlich wurde ihnen Unterstützung geboten durch den Chan von Chiwa. Nachdem daher russischerseits der Posten Nowo-Alexandrowsk an der Kaidabucht des Kaspischen Meeres, der Emba-Posten, 400 Kilometer südlich von Orenburg, und Akmlak, etwa 160 Kilometer weiter südlich nach dem Ust-Urt-Plateau zu, angelegt worden waren, wurde 1839 von Orenburg aus ein Expeditionscorps unter General Perowski gegen Chiwa entsendet. Dasselbe hatte eine Stärke von 20000 Mann und einen Train von 10000 Kameelen. Heftige Kälte und Mangel an Lebensmitteln, sowie furchtbare Schneegestöber nöthigten aber Ende Januar 1840 den russischen General nach dem Verluste der Hälfte seiner Mannschaft schon auf dem halben Wege zur Umkehr. Eine große Anzahl wegen Erschöpfung auf den Märschen Zurückgebliebener war in feindliche Gefangenschaft gerathen. Die Expedition war also vollständig gescheitert. Auch nahm

Digitized by Google

die russische Regierung jetzt Abstand davon, einen neuen Kriegszug durch die Steppen am Aralsee zu versuchen, entschloß sich vielmehr, in anderer Weise einen entscheidenden Schlag vorzubereiten, für welchen die Sir-Darja (Jaxartes-)Linie als Operationsbasis dienen sollte. Zu letzterem Zwecke mußte man sich aber zunächst des Chanates von Chokand bemächtigen, das 1840 der Emir von Bochara seinem Gebiete einverleibt hatte.

Nach einem 1846 ausgebrochenen, von den Russen aber mit Erfolg niedergeworfenen Aufstande der Kirgisen erhielten Embinsk und Akbulak feste Garnisonen, und in der Steppe entstanden außerdem die Posten Uralskoje und Orenburgskoje. In demselben Jahre hatten auch die Kirgisen der Großen Horde zwischen dem Balkasch-See und dem Thianschan-Gebirge die russische Oberherrschaft anerkannt. Südöstlich des genannten Sees wurde von den Russen der Stützpunkt Kopal angelegt. Um dieselbe Zeit entstand Raimskoje an der Mündung des Sir-Darja. In Orenburg sammelte man Kriegsvorräthe aller Art an. Im Jahre 1847 begann dann General Perowski, langsam aber sicher vorzurücken, indem er in gewissen Entfernungen eine Reihe von Forts errichtete, welche die ersten Glieder der Kette bildeten, die später den Sir-Darja mit Rußland verbinden sollte. Auf dem Aralsee wurde eine kleine Flottille errichtet. Die Recognoscirung des Landes dehnte man bis zu dem feindlichen Fort Ak-Mesdschet im Gebiete von Chokand aus. Die russische Grenze zog zu dieser Zeit von Ost nach West über den Iliffluß zum Alataurücken und längs des Tschu zum Sir-Darja. In den folgenden Jahren gelang es dem General Perowski, den Marsch durch die Wüste Kara-kum, im Nordosten vom Aralsee, zu bewerkstelligen und nach harten Kämpfen sich Ak-Mesdschets zu bemächtigen. Es wurde hier das Fort Perowski angelegt. Der Krimkrieg und die polnische Revolution nahmen dann zwar eine Zeit lang die Thätigkeit der Russen nach anderen Seiten hin in Anspruch, nichtsdestoweniger wurde aber auch in Centralasien fortgefahren, wichtige Punkte von Sibirien aus zu besetzen. Im Jahre 1854 wurde die Festung Wernoje am Nordabhange des transilienischen Alatau gegründet. Die Linie des Sir-Darja war bereits durch das Fort Nr. 1 Kazalinsk, das Fort Nr. 2 Karmakschi und das von Perowski, letzteres etwa 350 Kilometer östlich vom Aralsee gelegen, gut gesichert.

Es begannen um diese Zeit blutige innere Fehden in dem Chanate von Chokand, hervorgerufen durch Thronstreitigkeiten zwischen den herrschenden Familien. Auch das Chanat Bochara wurde in Mitleidenschaft gezogen, und schließlich führten diese kriegerischen Verwickelungen zu Feindseligkeiten zwischen den beiden genannten Staaten und Rußland. Die Truppen des Zaren unterwarfen 1861 die Karakirgisen, nahmen das Fort Dschulek an der Sir-Linie und eroberten im Juni 1864 Aulieata, sowie die Stadt Turkestan (Hazret). Gleichzeitig schoben sich andere russische Abtheilungen vom Siebenstromland hervor, indem aus dem Bezirk Semiretschensk eine

Digitized by Google

Expedition heranrückte, um im Süden ihre Verbindung mit der Colonne vom Sir-Darja zu bewirken.

An der Spitze des Detachements von Wernoje, welches nur eine Stärke von 2000 Mann hatte und 12 alte Kanonen führte, war General Tschernajew ausgezogen, um für Rußland eine weit ausgedehnte Provinz zu erobern. Vor den Mauern von Tschimkent schlug er dann die 40000 Mann starke Armee des Chan von Chokant und trat hierauf den Marsch gegen Taschkent an. Die Geschichte dieses Zuges ist damals in Centralasien geradezu zu einer Epopöe geworden. Die schlecht genährten und mangelhaft ausgerüsteten russischen Soldaten drangen in dem unbekannten Lande vor, wie zur Eroberung einer neuen Welt. Als General Tschernajew schließlich vor Taschkent stand und eben im Begriff war, sich in den Besitz dieses Schlüssels von Turkestan zu setzen, erhielt er vom Kriegsministerium den Befehl, umzukehren. Doch der russische General steckte die Depesche stillschweigend in die Tasche und nahm die feindliche Hauptstadt. Am Tage nach der Entscheidungsschlacht bei Taschkent ging Tschernajew ganz allein, ohne jede Bedeckung in die äußerst feindlich gesinnte Stadt hinein, um dort ein Bad zu nehmen. Er kannte wohl seine Orientalen. Dieser Zug tollkühnen Muthes war gleichzeitig ein Act berechnender Politik, denn er erwarb dem General mit einem Schlage die Bewunderung der Asiaten, die das Außerordentliche lieben und auf deren Einbildungskraft vor Allem eingewirkt werden muß, wenn ihnen imponirt werden soll. Von dieser Zeit her schrieb sich der weit verbreitete große Ruf, dessen Tschernajew dann als Militärgouverneur und Chan von Taschkent genoß.

Die Einnahme von Taschkent wirkte in England äußerst überraschend. Wenige Wochen vorher, ehe dieses Ereigniß in Europa bekannt wurde, soll Lord Palmerston sich noch dahin geäußert haben, daß gar manche Generation noch kommen und gehen müsse, ehe es Rußland gelingen werde, die tatarische Schranke niederzureißen und sich dem Lande zwischen Bochara und Indien zu nähern.

Fürst Gortschakoff veröffentlichte dann aber in einer Cirkularnote von 1864 die Gründe, welche Rußland dazu bestimmt hatten, sich Taschkents zu bemächtigen. Es wurde darin auf die unabweisbare Nothwendigkeit hingedeutet, die beiden Befestigungslinien der russischen Grenze, deren eine sich von China zum Issikul-See hin, die andere vom Aralsee den Sir-Darja entlang zog, durch feste Punkte in solcher Art zu verbinden, daß sämmtliche russische Posten in die Lage kamen, wenn nöthig, einander unterstützen zu können, und daß kein Zwischenraum offen gelassen wurde, der den nomadischen Stämmen gestattete, ihre Plünderungseinfälle fortzusetzen. Ferner wurde als von der größten Wichtigkeit bezeichnet, diese Befestigungslinie derartig vorzuschieben, daß sie sich in einem Landstriche befand, der nicht nur fruchtbar genug war für die Verproviantirung der Besatzung, sondern auch geeignet für eine Colonisation, die allein nur er-

Digitized by Google

möglichen konnte, dem occupirten Lande für die Zukunft geordnete Verhältnisse und Wohlstand zu sichern, indem sie die benachbarten Völkerschaften der Civilisation zuführen sollte. Schließlich wurde für dringend nothwendig erklärt, die Befestigungslinie in endgiltiger Weise zu fixiren, um den gefährlichen und beinahe unvermeidlichen Veranlassungen zu entgehen, durch die fortwährenden Beunruhigungen seitens der Grenznachbarn zur Wiedervergeltung gedrängt zu werden, die schließlich zu einer endlosen Ausdehnung führen konnte. Mit diesem Ziele vor Augen wollte Rußland zu dessen Verwirklichung ein System finden, das nicht allein auf Vernunftgründen beruhte, die immerhin elastisch waren, sondern auch auf geographischen und politischen Bedingungen, die von bestimmter und bleibender Art sein mußten.

Das neuerworbene Land wurde mit der Sir-Darja-Linie und den am Issikul-See gemachten Eroberungen, wo man vom Fort Wernoje bis an den Narije vorgedrungen war, zu dem Grenzgebiete Turkestan vereinigt.

Die russischen Erfolge in Chokant veranlaßten jetzt den Emir von Bochara, in den Kampf einzutreten. Es erging von ihm an den General Tschernajew die kategorische Forderung, die Eroberungen herauszugeben, anderenfalls würde „der heilige Krieg" proclamirt werden. Auf russischer Seite war inzwischen ein Wechsel im Kommando eingetreten. Des abberufenen General Tschernajew Stellvertreter, der General Romanowsky, ging aber auf die Herausforderung Bocharas kühn und verwegen mit seinen 3600 Mann den überlegenen Massen des Emirs Mozaffer entgegen. Im Mai 1866 kam es in der Ebene bei Irdschar, zwischen Taschkent und Samarkand, zum Zusammenstoß mit den 40000 Mann starken Schaaren Bocharas. Die blutige Schlacht nahm einen unglücklichen Ausgang für den Emir Mozaffer, der sein Heil in der Flucht suchen mußte. Von da an gehörte das ganze Sir-Thal den Russen, deren Siegesmarsch die Bocharen tief entmuthigte. Ende Mai wurde die Stadt Chodschent erstürmt. Anfangs October fiel Dschisak und Mitte desselben Monats Ura Tjube, Beides strategisch wichtige Punkte an Pässen nach Kaschgar (Ost-Turkestan). Im Jahre 1867 wurde das bis dahin dem Generalgouvernement Orenburg unterstellt gewesene mittelasiatische Gebiet als selbstständiges General-Gouvernement Turkestan organisirt. General von Kaufmann trat an die Spitze desselben.

In dem Chanate Bochara drängten inzwischen die Ulemas energisch auf die Fortsetzung des Kampfes bis zum Aeußersten gegen die ungläubigen „Urussen". Der Emir betrieb mit fieberhafter Eile die Befestigung von Samarkand und concentrirte dann seine Streitkräfte am linken Ufer des Serafschan. General Kaufmann stand im Mai 1868 mit seinen 3500 Mann bei Tasch-Kuprink auf der Straße nach Samarkand. Die bedrohlichen Maßnahmen des Feindes veranlaßten ihn, die Initiative zu ergreifen und gegen das bocharische Heer vorzugehen. Angesichts des Gegners durchwateten die Russen den Fluß Serafschan, ohne sich durch das Feuer der

Digitized by Google

auf den gegenüber liegenden Höhen aufgestellten zahlreichen feindlichen Artillerie aufhalten zu lassen. Mit Ungestüm warfen sich dann die russischen Truppen auf die Bocharen und jagten sie in die Flucht. Am folgenden Tage zog der Sieger in Samarkand ein und besetzte die Citadelle. Hier ließ General von Kaufmann sein Kriegsmaterial und die Feldspitäler unter dem Schutze einer Besatzung von 700 Mann zurück, während er selbst die Verfolgung des Feindes wieder aufnahm. Die Einwohner von Samarkand hielten aber die Abwesenheit der russischen Hauptmacht für eine günstige Gelegenheit, um die Stadt vom Feinde zu befreien. Sie öffneten den aus Schachrisebs herabgestiegenen kriegerischen Bergbewohnern die Thore und machten sich an die Belagerung der Citadelle, deren schwache Besatzung sich plötzlich von etwa 10000 Mann angegriffen sah. Mit rühmlicher Tapferkeit führten aber die Russen vom 14. bis 20. Juni die Vertheidigung durch. Alles, was nur noch ein Gewehr zu heben vermochte, selbst die Kranken und Verwundeten hielten die über einen Kilometer langen Wälle mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit besetzt. Nach einem erbitterten und schweren Kampfe von sechs Tagen und sechs Nächten wurde endlich die brave Besatzung, von der bereits mehr als ein Drittel getödtet war, durch das Wiedereintreffen des Generals Kaufmann aus ihrer äußersten Bedrängniß befreit. Das russische Corps hätte sich den ernstesten Gefahren ausgesetzt gesehen, wenn der Platz in die Hände der Sarten gefallen wäre. Damit würden die Russen ihres ganzen Materials beraubt und von der Rückzugslinie abgeschnitten worden sein. Zur Strafe für den Verrath wurde Samarkand drei Tage lang der Plünderung preisgegeben. Der Emir von Bochara erkaufte jetzt reumüthig den Frieden. Rußland erklärte sich bereit, die Selbstständigkeit des Chanats zu erhalten, annectirte jedoch den mittleren Lauf des Serafschan mit Samarkand und Katta-Korum.

Waren somit Chokand und Bochara zu Vasallenstaaten Rußlands geworden, so blieb jetzt noch Chiwa zu unterwerfen. Das Unternehmen gegen dieses Chanat wurde aber auf das Sorgsamste und von langer Hand vorbereitet. Zunächst setzten sich die Russen am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres fest. General Stoljetow gründete 1869 an der Stelle eines kaukasischen Fischerdorfes die Militärstation von Krasnowodsk. Im Frühjahr 1870 besetzte man das in dem transkaspischen Großen Balkan gelegene Tasch-Arwat mit den beiden Etappenposten Michael und Mulla-Kari. Im Herbst desselben Jahres führte eine Expedition schon 200 km weiter nach Osten. Fernere Recognoscirungen in der Richtung auf den See Sary-Kamysch fanden 1871 statt. An der Mündung des Atrek wurde das Fort Tschikischlar angelegt. Im März 1873 trat Rußland dann in den Krieg gegen Chiwa ein.

Die Gesammtstärke der für das Unternehmen bestimmten russischen Truppen betrug 14 300 Mann. Dem General-Gouverneur von Turkestan, General v. Kaufmann in Taschkent, wurde der Oberbefehl übertragen. Das

Digitized by Google

Expeditions-Corps war in sechs Colonnen formirt, die von Norden, Osten und Westen auf weit auseinander liegenden Wegen nach der im Centrum befindlichen Culturoase vorrücken sollten. Die Ausgangspunkte der verschiedenen Abtheilungen waren: Taschkent, Fort Perowski, 500 km nordöstlich von ersterem gelegen, Fort Kazalinsk, weitere 300 km entfernt, Embinskoje, 400 km nordwestlich von Kazalinsk, Alexandrowsk, über 700 km südwestlich von Embinsk, und Krasnowodsk, mehr als 500 km südlich von Alexandrowsk, und zwar Luftlinie gerechnet. Zieht man ferner noch in Betracht, daß es nicht selbstständige Armeen waren, die hier 40 bis 100 deutsche Meilen von einander entfernt, nach dem gleichen Operationsziele hinstreben sollten, sondern kleine Detachements von 2000 bis 4000 Mann, so müssen die ungeheueren Schwierigkeiten, mit denen das ganze Unternehmen zu kämpfen hatte, erst recht klar werden, namentlich da die obwaltenden Umstände erforderten, daß die einzelnen kleinen Colonnen noch endlose Trains mit sich führen mußten. Der Plan für die Expedition war aber mit großer Sachkenntniß und äußerst geschickt entworfen worden. Die verschiedenen Abtheilungen trafen trotz aller Hindernisse, die überwunden werden mußten, bis auf nur eine von ihnen, gleichzeitig vor der Hauptstadt Chiwa ein. Einzig und allein die von Krasnowodsk vorgegangene Colonne hatte nicht durchzudringen vermocht, dabei aber doch ihren Hauptzweck erfüllt, nämlich das ganze Unternehmen gegen die Beunruhigungen durch die Teke-Turkmenen zu sichern.

Die Abtheilungen des Corps von Turkestan setzten sich zunächst am 13. März in Marsch. Das Gros davon, etwa 2650 Mann mit 6700 Kameelen stand unter dem Befehl des Generals Golowatschess und schlug von Taschkent aus die südliche Richtung ein. Dasselbe gelangte am 16. März an den Sir-Daja und nach dem Zuge durch die Hungerwüste, wo die Wasserbeschaffung bereits schwierig war, am 22. nach Dschijak. Von hier wurde dann in westlicher Richtung längs der Nordabhänge der Bergausläufer des Nuratau weitermarschirt. Die Truppe hatte dabei nicht blos mit Entbehrungen aller Art, sondern auch mit den zähen Temperaturwechseln und mit elementaren Gewalten zu kämpfen. In der Nacht zum 29. März wüthete z. B. ein Steppensturm und riß die Zelte des Lagers nieder, während bei 6° Réaumur Kälte ein Meter hoch Schnee fiel. Ungleich größere Strapazen noch brachte dann aber die Durchschreitung der Kisilkum-Wüste. Bei drückender Hitze und erstickendem Staube, der nur zeitweilig durch Regenschauer niedergehalten ward, ging der Marsch nahe der bocharischen Grenze durch die Sandwüste. Die Truppen erreichten trotzdem in bester Gesundheit Aristan bei Kaduk, dann Chalaata, wo als Stützpunkt die St. Georgs-Befestigung angelegt wurde. Auf dem verhältnißmäßig kurzen Wege von letzterem Orte nach dem Amu brachte jedoch der völlige Wassermangel das ganze Corps dem Verschmachten nahe. Nur das Auffinden einiger Brunnen schaffte noch Rettung. Am 18. Mai wurde

Digitized by Google

der Uebergang über den Amu-Darja (Orus) bei Scheicharik gewaltsam erzwungen, nachdem das turkestanische Corps in diesen unwirthlichen Gegenden 850 Kilometer in 67 Tagen zurückgelegt hatte.

Eine Abtheilung des Corps, 2500 Mann stark, mit 2800 Kameelen, war in zwei Colonnen von Kazalinsk und Fort Perowski aus vorgerückt, hatte sich dann bei Irbitkai am Jani Darja unter Oberst Golow in sich vereinigt und war bei Chalaata zur Colonne Golowatscheff gestoßen. Bei Irbitkai wurde das kleine Fort Blagawetschenskoje erbaut.

Das Corps von Embinskoje unter General Werewkin trat seinen Marsch am 7. April an, und zwar mit 2100 Mann und 2700 Kameelen. Ohne besondere Hindernisse erreichte es auf dem, 1839 dem General Perowski durch den Steppenwinter so gefährlich gewordenen, 670 km langen Wege am 17. Mai die Urgaspitze des Aralsees, durchschritt die ausgetrocknete Aibugirbucht und befand sich jetzt im Culturlande.

Eine kaukasische Abtheilung von 2400 Mann, welche unter Oberst Lomakin bei Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangischlak versammelt worden war, hatte einen 900 km weiten Weg bis zum Aralsee zurückzulegen und vereinigte sich dann am 26. Mai hinter Kungrad mit der Colonne Werewkin. Das felsenzerklüftete Plateau des Ust-Urt, das bis dahin für unpassirbar gegolten, hatte nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten geboten. Die vereinigten Colonnen Lomakin und Werewkin mußten dann aber im Culturlande zahlreiche feindliche Angriffe zurückweisen und Schritt für Schritt sich den Weg vorwärts erkämpfen. Am 27. Mai wurde die Stadt Chodscheili besetzt, wo 6000 chiwasische Krieger gestanden hatten, und am 30. Mangit gewaltsam genommen.

Eine zweite kaukasische Abtheilung war unter Oberst Markosow von Krasnowodsk aus vorgegangen, um in dem sogenannten alten Bett des Orus gegen Chiwa vorzudringen. Von Igdi an stieß sie aber schon auf endlose Flugsandhügel, fand keine Brunnen und sah sich demnach zur Umkehr genöthigt. Indessen hatte Markosow mit seinen 2400 Mann hinter Igdi einen Angriff der Turkmenen so energisch zurückgewiesen, daß dieser mächtige Wüstenstamm infolge dessen davon Abstand nahm, dem Chan von Chiwa zu Hilfe zu eilen.

Das Unternehmen gegen Chiwa sollte durch eine bei Kazalinsk ausgerüstete russische Flottille von 2 Dampfern und 3 anderen Fahrzeugen, mit insgesammt 19 Geschützen, unterstützt werden. Dieselbe vermochte jedoch nicht zur Action zu gelangen, da sie bereits oberhalb Kungrad im Taldikarn Halt machen mußte.

Das gesammte Corps des Generals von Kaufmann vereinigte sich am 10. Juni unter den Mauern von Chiwa in der Stärke von 12 000 Mann. Nach einem kurzen Gefechte in den Vorgärten und nachdem durch das Artilleriefeuer eine Bresche in die Stadtmauer gelegt worden, bot Chiwa, wo bereits eine Insurrection ausgebrochen war, die unbedingte Unter-

Digitized by Google

werfung an. Der Chan sollte die Verwaltung des Landes behalten, jedoch unter russischer Oberaufsicht. Der wichtigste Erfolg für die Russen war aber die mittelst Urkunde und Proclamation erklärte vollständige Aufhebung der Sklaverei in diesen Gegenden. Durch diese Maßregel wurde das Freundschaftsband zwischen China und den Räubern der Steppe, den Turkmenen zerrissen.

Ehe es jedoch zum thatsächlichen Friedensschlusse kam, mußte von den Russen noch ein Feldzug in das Land zwischen Chazawat und Alt-Urgendsch, westlich der Orte Ambar und Taschauz, gegen die Jomuden-Turkmenen unternommen werden. Dieser wilde Wüstenstamm bildete die größte Plage der benachbarten Landstriche. Er brandschatzte die friedliche Landbewohnerschaft von Chiwa und spielte sich trotzdem den Russen gegenüber als Befreier der Chiwesen auf. General von Kaufmann dictirte demnach den Jomuden, um sie die russische Ueberlegenheit fühlen zu lassen, eine Contributionsstrafe zu und entsandte behufs deren Beitreibung den General Golowatschess mit 8 Compagnien, 8 Sotnien Reiterei, 10 Geschützen und 1 Raketenbatterie in die Niederlassungen der Turkmenen. Schon am 21. Juli kam die russische Abtheilung in Contact mit dem Feinde, zu einem großen und blutigen Gefechte führte aber ein Angriff, den die Jomuden am 25. bei Tschandir mit starken Reiterschaaren gegen die Russen unternahmen. Trotz des gegen sie gerichteten mörderischen Kartätschen- und Schützenfeuers stürzten sich die wilden Steppenreiter wiederholt in die Reihen der Russen hinein, während es einem Theile von ihnen durch Umgehung der Stellung des Gegners gelang, sich der beim Nachtrab befindlichen russischen Kameele zu bemächtigen. Schließlich nöthigte aber das ruhige und sichere Feuer der Russen die Jomuden doch zur Flucht, und auch die erbeuteten Kameele wurden ihnen wieder abgenommen. Sie versuchten dann zwar noch einen zweiten Angriff, wurden jedoch abermals zurückgejagt und von den Kasaken bis in die Nacht hinein verfolgt. Trotz dieser Niederlage wagten die Turkmenen schon zwei Tage später, die Russen in ihrem Lager von Alaly und Kysyl-Tschakata anzugreifen. Vor Tagesanbruch des 27. Juli warfen sich etwa 10 000 Jomuden mit einer bei den centralasiatischen Moslems bis dahin noch nicht gekannten Energie und Tapferkeit auf das kleine Corps Golowatschess. Die Steppenreiter hatten auf den Kruppen der Pferde je einen zweiten Mann hinter sich sitzen: diese Leute waren barfuß und nur mit einem Hemde bekleidet, dessen Aermel heraufgestreift waren; sie bildeten eine besondere Kategorie von Kriegern, es waren Fanatiker, die sich ausschließlich dem Tode geweiht hatten. Wenige Schritte vor der russischen Linie sprang der auf der Pferdekruppe sitzende Mann ab und stürzte sich, nur mit blanker Waffe in der Hand, gegen die russischen Bajonette. Mann gegen Mann, Brust an Brust wurde gekämpft. Die Feuerwaffen wurden für die Russen fast unanwendbar, nur die blanke Waffe allein konnte gebraucht werden. Es entstand ein fürchterliches Handgemenge und blutiges Gemetzel. Nach-

Digitized by Google

dem der Kampf in dieser Weise den ganzen Morgen über fortgewüthet hatte, gelang es endlich der russischen Kaltblütigkeit und Disciplin, die Oberhand über die mehrfache Ueberlegenheit des wilden Gegners zu gewinnen. General Golowatscheff befand sich aber mit seiner kleinen Schaar in dem Gebiete der Jomuden in einer so bedenklichen Lage, daß General von Kaufmann sich veranlaßt sah, am 27. Juli mit dem Rest seines Corps nachzurücken. Golowatscheff zerstörte dann noch am 29. drei Wagenburgen des Feindes, wodurch dieser an 3000 Fuhrwerke und 9000 Kameele verlor. Die Jomuden waren jetzt gedemüthigt und versprachen zu bezahlen. Man nahm ihnen Geiseln ab, doch wurden nach dem Abzuge der russischen Truppen die Turkmenen freilich wieder ebenso unbotmäßig, als sie vorher gewesen waren.

Der Kampf mit Chiwa hatte aber sein Ende erreicht. Am 24. August wurden die Friedensbedingungen unterzeichnet. Alle Besitzungen der Chiwesen am rechten Ufer des Amu-Darja und das Delta dieses Flusses bis zum Amu-Taldik wurden dem russischen Gebiete einverleibt. Im Uebrigen ward Chiwa ein Vasallenstaat Rußlands. Gegenüber von Chanka und dem Uebergangspunkte über den Amu errichteten die Russen in der überaus fruchtbaren Gegend die Festung Nowo-Alexandrowsk, wo fortan der Sitz der militärisch organisirten Verwaltung des neuen Gebiets sich befand. Der Rest des Corps Kaufmann trat vom 24. bis 28. August den Rückmarsch in der Richtung auf Mangischlak, Orenburg und Taschkent an. Die ersten beiden Orte wurden in 30 Tagen, der letztere nach 42tägigem Marsche erreicht. Die Russen hatten die Zeit ihrer Anwesenheit in Chiwa zu vielseitigen wissenschaftlichen Expeditionen benutzt, die dann auch weiter fortgesetzt wurden und deren Erfahrungen später die endgiltige Bewältigung der Turkmenen sehr erleichtern sollten.

Im Jahre 1876 kam es dann nochmals zu einem Kriege Rußlands mit Chokand. Dieses Chanat wurde jetzt vollständig unterworfen und als Provinz Ferghana dem General-Gouvernement Turkestan einverleibt. Rußland breitete sich demnach bereits über den größten Theil von Centralasien aus, vom Kaspischen Meere im Westen bis zum Issikul-See im Osten, von Sibirien im Norden bis zu den Turkmenen-Sandsteppen im Süden.

Aber auch hier mußte russischerseits schließlich mit Energie vorgegangen werden, wenn das Ansehen des Zarenreiches bei den mittelasiatischen Völkerschaften auch ferner gewahrt bleiben sollte. Hatten schon 1873 die Turkmenen eine Hauptrolle als Stütze des Chans von Chiwa und als Gegner der Russen gespielt, so setzten sie auch später noch das Räuberwesen fort und dehnten ihre Züge nicht selten bis in die Nähe der russischen Befestigungen des transkaspischen Militärbezirks aus. Obwohl die von den Russen seit 1874 wiederholt unternommenen Expeditionen von Krasnowodsk aus eigentlich glücklich verliefen waren, indem 1876 Kysyl-Arwat erobert,

Digitized by Google

1878 Tschad besetzt worden, so hatte der Hauptzweck, die Turkmenen zur Botmäßigkeit zu zwingen, doch nicht erreicht werden können. Man war russischerseits immer wieder in den Bereich des eigenen Territoriums zurückgegangen, und die Steppenbewohner hatten dies als ein Zeichen der Schwäche angesehen. Die Russen beschlossen demnach eine letzte Expedition, um die Turkmenen endgiltig zur Ruhe zu bringen. Mit Anfang des Jahres 1879 begannen die nöthigen Vorbereitungen. Wie bei den Unternehmungen in Mittelasien in der Regel, schien es sich auch hier wieder mehr um einen Kampf mit den geographischen und topographischen Verhältnissen des Landes handeln zu sollen. Waren die von diesen gebotenen Schwierigkeiten überwunden, so glaubte man auch den Widerstand der Bewohner leicht bewältigen zu können. Zum Ausgangspunkte der Expedition wählte man Tschikischlar an der Atrekmündung. Von hier aus war nur eine Wüstenstrecke von etwa 50 Kilometern bis zur Teke-Oase zu durchschreiten. Das für das Unternehmen bestimmte Corps wurde aus 16 Bataillonen, 2 Escadrons und 18 Sotnien Reiterei, 26 Geschützen, 1 Raketenbatterie und 1 Sappeurcompagnie kaukasischer Truppen unter General Lazarew gebildet. Diesem Befehlshaber war General Lomakin als Adlatus beigegeben. Der Transport der Truppen nach Tschikischlar begann Anfangs April, war aber in Folge der großen Landungsschwierigkeiten erst Ende Juni beendet. Auch die Beschaffung des erforderlichen großen Trains machte viel Schwierigkeiten. Namentlich kostete es nicht wenig Mühe, die nöthigen Tausende von Kameelen aufzubringen. Dazu kamen noch 1500 Karren mit 1700 Pferden. Auch die Ausrüstung und die Verpflegung der Truppen verlangten besondere Maßnahmen. Nach Abrechnung der Etappentruppe blieben dann 7 Bataillone, 2 Escadrons Dragoner, 7 Sotnien Kasaken mit 13 Geschützen und 1 Sappeurcompagnie zum Vormarsche verfügbar.

Am 6. Juni ging eine Avantgarde unter Oberst Fürst Dolgorucki in der Richtung auf Tschad voraus. Ihre Hauptaufgabe war, für die nachfolgenden Truppen den Weg möglichst gangbar zu machen. Dem Atrek und von Tschad aus dem Sjumbar folgend, erreichte Dolgorucki am 17. Juni Dusolum an letzterem Flusse. Die Entfernung von 208 Kilometern war in 12 Tagen zurückgelegt worden. Zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen mit Tschikischlar hatte man Etappenposten längs des Atrek und Sjumbar etablirt. In Tschad wurden Magazine, ein Artilleriepark und ein Hospital des Rothen Kreuzes angelegt. Nachdem die Avantgarde ihre Aufgabe, den Weg zu bahnen, gelöst hatte, marschirte sie in der Richtung auf die Teke-Oase weiter. Entgegentretende Turkmenen-Schaaren wurden verjagt. Dolgorucki erreichte am 6. August Bendessen und ging mit der Cavallerie nach Bami vor. Zur Verfolgung der in nördlicher Richtung zurückgegangenen Teke-Turkmenen wurden zwei kleine Abtheilungen entsandt, welche den Feind beim Brunnen Kara Singer bezw. beim Aul Rias wieder erreichten und ihm 1200 Kameele und 6000 Hammel abnahmen.

Digitized by Google

Das Gros des russischen Expeditionscorps hatte inzwischen noch qualvolle Wochen im Lager von Tschikischlar ausharren müssen, bei schlechtem, ungesundem Wasser und einer Hitze, die 44 Grad Réaumur erreichte. Erst am 30. und 31. Juli vermochte dasselbe der Avantgarde zu folgen. General Lazarew hatte krankheitshalber zurückbleiben müssen. Am 5. August hatte das Gros Tschad und am 9. Disolum erreicht. Die Märsche waren in Folge der Hitze von oft 46 Grad und des meist salzhaltigen Wassers überaus beschwerlich. Am 19. August wurde Chodschakala erreicht. Bei Chorolum beginnt ein hügeliges Terrain, das nach und nach in Kalkberge übergeht, die sich in dem Kopet-Dagh bis 3100 Fuß Höhe erstrecken. Das Ersteigen des Gebirgsstockes auf schmalen Saumpfaden längs tiefer Abgründe und schroffer Felswände war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die Geschütze mußten durch Mannschaften fortgeschafft werden. General Lazarew war seinen Truppen bis Tschad nachgefolgt, hier aber seinen Leiden erlegen. General Lomakin übernahm vorläufig den Oberbefehl und beschloß, von Chodschakala, das zum Etappenort gemacht wurde, den Einmarsch in die Teke-Oase sofort fortzusetzen. Am 22. und 23. August trat man die Bewegung an. Die Avantgarde des Fürst Dolgorucki bestand aus drei Bataillonen, der Sappeur-Compagnie, 4 Schwadronen, 5 Geschützen und der Raketenbatterie, General Graf Borch führte die zweite Colonne von 3 Bataillonen, 3 Sotnien und 3 Geschützen. Der in dem gebirgigen Gelände äußerst mühselige Marsch ging über Bami, Benrma, Artschman, Darnm nach Jarodscha. Man stieß dabei nur auf vereinzelte Abtheilungen von Tekes. Alle Auls waren verlassen. Nach den eingegangenen Nachrichten sollten sich die Turkmenen nach Geoktepe zurückgezogen haben und hier erst Widerstand leisten wollen. Am 27. wurde von den Russen Jarodscha erreicht, und am 28. war das Marschziel Geoktepe. Einige Kilometer vor letzterem Punkte zeigten sich in beiden Flanken der russischen Colonne berittene Tekes. Am Fuße des Kopet-Dagh bei dem Aul Jegman Batyr waren größere Massen des Feindes versammelt, die dann die Colonne Borch angriffen, jedoch zurückgeworfen wurden. Auch die gegen die Avantgarde vorgehenden Turkmenen vermochten der russischen Reiterei nicht Stand zu halten und den Vormarsch nicht zu verhindern. Geoktepe bildet einen der wichtigsten Punkte der Teke-Oase und war mit Dengiltepe zu einer Festung vereinigt. Eine Thonmauer von 5 bis 7 Meter Höhe und etwa 2 Meter Breite, sowie ein davor liegender 1½ Meter tiefer und 5 Meter breiter Graben schlossen einen großen Raum ein, in welchem etwa 9000 Kibitken (Zelte) für die geflüchtete Einwohnerschaft der Achal-Oase aufgestellt waren. Rings um die Festung lagen noch kleinere Forts, Kala genannt. Sie waren quadratisch angelegt, mit einer Seitenlänge von 100 Metern; ihre Mauern hatten ebenfalls eine Höhe bis zu 7 Metern und einen Graben vor sich. Die nördlichste der beiden auf der Westseite gelegenen Kalas war mit der Hauptbefestigung durch einen Wall verbunden. Südlich davon lag eine befestigte Mühle. Unmittel-

Digitized by Google

bar an dem in dieser Gegend gänzlich unzugänglichen Kopet-Dagh liegt der Aul Jangikala, in welchem die Bewohner der anderen verlassenen Auls versammelt waren.

Gegen Mittag traf die russische Avantgarde vor der Festung ein und ließ durch ihre Artillerie die nördliche und die Mühlenkala unter Feuer nehmen. Die Turkmenen erlitten bedeutende Verluste, ergänzten sich aber immer wieder durch neuen Zuzug aus der Festung. Die nördlich der letzteren auftretenden Tekes wurden durch die russische Cavallerie und Artillerie trotz verzweifelter Gegenwehr und trotz eines Ausfalls feindlichen Fußvolks zurückgetrieben. Auch eine Kala östlich von Geoktepe wurde genommen, so daß man die rückwärtigen Verbindungen bereits beherrschte. Auf der Westseite war es aber inzwischen der russischen Infanterie gelungen, sich der vorgeschobenen Befestigung zu bemächtigen. Vor dem Angriffe gegen den Hauptwall sollte indessen das Eintreffen der zweiten Colonne erst abgewartet werden. Diese war um 3 Uhr Nachmittags zur Stelle, doch befanden sich die Mannschaften in Folge der Hitze von 40 Grad in äußerst erschöpftem Zustande. Die Abtheilung Borch wurde nach der Nordseite der Festung dirigirt, ihre Geschütze verstärkten das Feuer der Avantgarden-Artillerie. Es war somit die ganze West- und Nordfront und theilweise auch die Ostfront von Geoktepe umfaßt. Gegenüber der Nordwestecke waren 1 Bataillon und 2 Sotnien als Reserve zurückgehalten. Dahinter standen die Trains mit ihrer Bedeckung versammelt. Nach den bei den früheren Expeditionen gemachten Erfahrungen glaubte General Lomakin auf einen weiteren ernsten Widerstand der Turkmenen nicht rechnen zu brauchen, und so beschloß er denn, noch an demselben Tage die Entscheidung herbeizuführen, zumal seine Truppen in Bendessen nur auf 14 Tage verproviantirt waren. Um 5 Uhr Nachmittags wurden die russischen Truppen zum Sturm vorgeführt. Der Hauptwall der Nordfront war bald in ihren Händen, der Vertheidiger wurde hier mit dem Bajonett vertrieben. Ein weiteres Vordringen gegen die von den Tekes auf das Hartnäckigste vertheidigten Kibitken war aber nicht möglich. Auf das Aeußerste erschöpft und bedeutend in der Minderzahl, unterlagen die Russen trotz aller Tapferkeit dem besonders im Nahkampfe sehr gefährlichen Feinde. Der russische Angriff wurde sowohl hier, wie auf der Westseite, wo nur unter den größten Schwierigkeiten der Hauptwall hatte erstiegen werden können, vollständig abgeschlagen. Große Massen des Vertheidigers warfen sich jetzt auf die zurückfluthenden Russen, und nur das Eingreifen der Reserven rettete dieselben vor völliger Vernichtung. Die Verluste bei den russischen Truppen waren verhältnißmäßig bedeutend. Die im Gefecht gewesenen 134 Offiziere und 2890 Mann zählten an Todten und Verwundeten 27 Offiziere und 411 Mann. Die Tekes sollen allerdings Tausende verloren haben.

Am 28. August Abends hatte General Lomakin noch in der Nähe der Festung das Bivouac bezogen, doch schon bei Tagesanbruch ging er bis nach

Digitized by Google

Karakays, 10 Kilometer weit, zurück. An eine Wiederholung des Angriffes konnte vorläufig wohl nicht gedacht werden. Andererseits erlaubten die unzureichenden Verpflegungs-Vorräthe nicht, von den militärischen Stützpunkten länger entfernt zu bleiben, da es auch an der Möglichkeit fehlte, Verpflegungsmittel von dort heranzuziehen. Es blieb also nur übrig, sich auf die Operationsbasis zurückzuziehen. Am 30. August wurde der Rückmarsch angetreten. Der Transport der Verwundeten, für welche nur ganz ungenügende Fortschaffungsmittel vorhanden waren, zwang zu kleinen Märschen, so daß die Ankunft in Tschikischlar sich sehr verzögerte. Erst Ende December trafen aber die Truppen im kaukasischen Militärbezirk wieder ein.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Thomas Huxley.

Von

Alexander Tille.

— Glasgow. —

Wie in der Völkergeschichte sich ein Stamm leise, fast unmerklich, emporarbeitet und ausbreitet, bis er dann mit einem Schlage als Macht, vielleicht sogar als Weltmacht, auf den Schauplatz der Staaten tritt, die miteinander im Wettbewerb um die Erdherrschaft stehen, so ist es auch auf dem Gebiete der Weltanschauungsgeschichte. Während hier eine Reihe Gewalten, oft auch nur eine einzige, dem äußeren Anschein nach unbestritten das ganze Feld beherrschen, bildet sich mitten unter ihnen eine neue Macht empor, die kaum Jemand bemerkt, und die, wo sie bemerkt wird, höchstens Spott einheimst, bis sie plötzlich bei einem äußeren Anlaß als Weltanschauungsmacht in den Vordergrund tritt und die anderen Mächte siegreich zurückwirft. Als am Ende des 15. Jahrhunderts Christoph Colon Amerika entdeckte und bald darauf die Kugelgestalt der Erde positiv durch die erste Erdumsegelung nachgewiesen wurde, war die Erde in den Köpfen weniger Begabter zu einer im Raume frei schwebenden Kugel geworden, die den Mittelpunkt des Weltalls bildete, auf der aber doch für geographische Begriffe wie Hölle, Paradies, Ende der Welt nicht mehr so recht Raum war. Als dann Kopernikus im folgenden Jahrhundert der Erde diese stolze Mittelstellung nahm und sie als einen der Planeten in einem Kreise um die Sonne laufen ließ, und unmittelbar darauf Kepler die Gesetze der Planetenbewegung entdeckte, durch die aus jenem Kreise eine Ellipse ward, da nahm bei wenigen großen Geistern die Vorstellung ein Ende, als ob die Erde der Mittelpunkt des Weltalls sei und als solcher unter der ganz besonderen Obhut des Weltgottes stünde. Als dann Newton die Gesetze des Falles ergründete und die Mondbahnen auf sie zurückführte,

Digitized by Google

da zog in diesen Anschauungskreis die Vorstellung der Gesetzmäßigkeit ein, wie sie noch niemals darin geherrscht hatte. Galileis astronomische Entdeckungen und physikalische Forschungen, die Mechanik von Stevinus und die Magnetenlehre Gilberts trugen diese Idee einer unbegrenzten Gesetzmäßigkeit durch das Gesammtgebiet der unorganischen Natur, während trotz der anatomischen Forschungen in Frankreich und Italien das Gebiet der Physiologie davon so gut wie unberührt blieb, bis Harvey (1619) die Entdeckung des Blutkreislaufes machte. Es kann die Frage sein, ob die fast gleichzeitige Entdeckung der Logarithmen durch Napier (1614) oder die Entdeckung Harveys schließlich die weittragende ist. Aber das Eine ist sicher, daß erst Harveys Entdeckung in den engsten Fachkreisen der Mediciner der Vorstellung ein Ende bereitete, daß der menschliche Körper der Tummelplatz immaterieller Dämonen sei, die auf ihm ihre Kämpfe ausführten und ihre Feste feierten, was sich dann als Bauchgrimmen, Zahnschmerz oder Lachlust und Behaglichkeit zum Ausdruck brächte. Erst am Ende des nächsten Jahrhunderts kam durch die Kant-Laplace'sche Weltentwicklungshypothese ein neues Element in diese Vorstellungskreise der Gelehrten. Nachdem man zunächst im Universum Ordnung geschaffen hatte, begann man sich jetzt mit seiner möglichen Geschichte zu beschäftigen.

Diese wissenschaftlichen Entdeckungen haben mit der Geschichte der volksthümlichen Weltanschauung von 1500 bis 1800 kaum Etwas zu thun. Dieselbe ist vielmehr wesentlich von den Resten altgermanischer Weltanschauung (namentlich in ethischer Hinsicht) und dem Christenthum beherrscht, das den germanischen Stämmen dereinst als fertiges Lehrgebäude entgegengebracht worden war. Seit dem 17. Jahrhundert wirkt dann die Vorstellungswelt und Auffassungsweise des griechisch-römischen Alterthums ein wenig ein, indem sie aus den gebildeten Kreisen herunterrieselt. Im Kerne aber bedeutet das 16., 17. und 18. Jahrhundert für die breiten Schichten des Volkes noch immer eine Zurückdrängung der conservativen germanischen Weltanschauungselemente und ein Vordrängen namentlich asketisch-düsterer Vorstellungen und der christlichen Lehre von der Gleichheit der Menschen untereinander, die schließlich zu den demokratischen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts führte. Ja selbst die Weltanschauungsentwicklung der höheren Stände ist in keiner Weise abhängig von jenen Fortschritten in der Naturwissenschaft. Sie wird im Gegentheil von denselben Gewalten geschaffen, von denen diese geschaffen werden, steht also neben ihnen. Der Deismus mit seinem Lux naturae ist ganz und gar kein Erzeugniß naturwissenschaftlicher Entdeckungen, und ebenso wenig ist es der Offenbarungsunglaube des Lessingalters. Zwischen der Entwicklung der Philosophie und der Weltanschauung der Gebildeten bestehen dagegen in jenen Tagen enge Beziehungen, weit engere als heute, und fast jede Phase jener findet im Laufe eines Jahrzwanzigst in dieser einen Nachhall. Seitdem das Christenthum in den Gebildeten zurückgeht — in Deutschland fast genau seit dem

Digitized by Google

Ende des 30jährigen Krieges, in England seit etwa einem Menschenalter eher — hält sich die Masse der Gebildeten an die nicht weniger dogmatischen Offenbarungen der abstracten Dichtung aus Ideen, die sie Philosophie nennt, und glaubt dabei, sich einzig von der gottgegebenen Vernunft leiten zu lassen. Als Goethe sich eingehend mit allerlei naturwissenschaftlicher Fachlitteratur beschäftigt und hie und da sogar versucht, seinen Gedanken darüber poetischen Ausdruck zu geben, wie in der Metamorphose der Pflanzen und der Thiere, da verstehen ihn seine Zeitgenossen einfach nicht, während sie Schiller zujauchzen, wie er im „Verschleierten Bild zu Sais" die mittelalterliche Vorstellung von der Gottgefälligkeit des Nichtforschens, des Sichbescheidens mit seiner Unwissenheit, verherrlicht; denn selbst die Naturschwärmerei der Mitte des 18. Jahrhunderts hat die rein litterarische Bildung nicht zu überwinden und der Naturforschung die Herzen der Gebildeten nicht zu erschließen vermocht.

Erst als im 19. Jahrhundert die Entdeckungen sich mit ungeahnter Schnelle folgten, als die Molecularhypothese breiteren Boden gewann und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ganz neues Licht auf den Kraftbegriff warf und das Aequivalent von Wärme und Arbeit entdeckt ward, als Herbart den Begriff der Lebenskraft zerstörte und die Seele zum Vorgang machte, als Lyells Theorie der Continuität geologischer Veränderungen Annahme fand und Lamarck der Vererbung erworbener Eigenschaften Anhänger gewann, da begann sich in der Naturwissenschaft eine gewaltige Spannung vorzubereiten, die zu einer machtvollen Explosion in das Gebiet der allgemeinen Weltanschauung hineinführen mußte. Aber noch fehlte der zündende Funke. Er erschien endlich 1859 mit Darwins „Ursprung der Arten". Er vereinigte im Nu die verschiedenartigen vereinzelten Entdeckungen, die sich in dem großen Kellergewölbe der Naturforschung unter dem Tempel der mittelalterlichen Weltanschauung aufgehäuft hatten, zu einer Sprengmasse von Riesenkraft. Langsam hob sich der Tempel unter dumpfem Dröhnen, und seitdem sieht das Abendland eine Säule nach der anderen niedersinken und einen Bogen nach dem anderen einstürzen; und was das Schlimmste ist: der Grundbau ist von der tiefsten Tiefe aus zerstört und zerborsten, und nur das Dach hält sich noch nothdürftig im Gleichgewicht, weil geschäftige Zimmerleute es immer gleich da abtragen, wo der Unterbau zusammengestürzt ist. Aber schon fragen die Kinder: „Wann dürfen wir alle Tempelstücke zum Spielen nehmen?" Und die Antwort lautet: „Wenn die großen Leute damit nichts Ernstes mehr werden anfangen können; und das wird bald sein."

Bis zum Jahre 1830 kann man noch nicht von einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung reden. Soviel auch Bausteine zugebauen sind: der Meister fehlt noch, der sie zum Tempel baut, und wenn man gleich heute bauen wollte, man müßte morgen wieder einreißen; denn das Gebäude beleidigte das Auge, es hätte keinen Stil. Solange man noch mit

Digitized by Google

der Schöpfung der einzelnen Arten der Thier- und Pflanzenwelt zu rechnen hatte, solange diese für unabänderliche Typen galten, von einander durch Klüfte getrennt, die eine übernatürliche Hand befestigt hatte, — so lange konnte man ebenso gut von demselben Gott, der all das vollbracht hatte, jeden Regenschauer senden, jeden Magneten Eisen anziehen und jedem Menschenwesen eine Seele einhauchen lassen. Erst die Idee der Entwickelung hat dem Tempel der Naturwissenschaft seinen Stil gegeben, und darum giebt es eine naturwissenschaftliche Weltanschauung erst seitdem diese Idee Boden fasst, ja eigentlich erst, seit sie in Tagesklarheit vor aller Welt Augen liegt. Diese Weltanschauung ist heute noch nichts weniger als abgeschlossen; aber die Weltanschauungsgeschichte kennt keinen zweiten Fall, in dem soviel auf dem Felde des Ausbaues einer neuen Weltanschauung in einem einzigen Menschenalter geleistet worden wäre, wie seit 1859. Karl Darwin gebührt der Ruhm, den Stil des Flügels der organischen Welt allein entworfen zu haben, aber er hat für die Umbildung der Weltanschauung seiner Zeit selbst wenig geleistet. Dazu fehlte ihm vor Allem der künstlerische Sinn, der die Vorbedingung jeder litterarischen Wirkung auf die weiten Kreise des Volkes ist, und die weite Umfassendheit des geistigen Gesichtkreises. Er ist Zeit seines Lebens der Fachmann geblieben, der den „Ursprung der Arten" geschrieben hatte, und hat den Streitfragen der eigenen Zeit immer fast hilflos gegenübergestanden. Aber was er seinem Vaterlande und der Culturmenschheit nicht zu geben vermochte, das hat ihnen ein Freund und Landsmann gegeben, Thomas Henry Hurley. Er ist trotz Herbert Spencer, des Philosophen des Lamarckismus, der erste darwinistische Philosoph Englands und zugleich dessen größter Weltanschauungskämpfer im 19. Jahrhundert. Er ist mehr als der Popularisator des Darwinismus, er ist ein selbstständiger Denker und selbstständiger Forscher, und durch seine Klarheit und Vornehmheit des Denkens zugleich echt volksthümlich. Er führt nirgends eine Sprache, wie sie Karl Vogt in seinem gegen Rudolf Wagner gerichteten Buche „Köhlerglaube und Wissenschaft" (1855) oder gar in seinen späteren unzähligen Feuilletons anschlägt. Auch wo ihn der Gegner reizt, steigt er niemals auf ein niedriges Niveau herab. Auch er kann spotten, aber sein Spott verletzt nicht wie der Vogts, und an Klarheit und unerbittlicher Logik ist er seinem feurig-romantischen deutschen Mitkämpfer überlegen. Für die moderne englische Theologie mit ihrem Gezänk zwischen den einzelnen Secten bedeutet Hurley ein reinigendes Gewitter. Wie ein solches alle Staubtheilchen aus der Luft wegwäscht, mögen sie nun von den Straßen, den Feldern oder aus den Rauchfängen aufsteigen, so hat er ihre Streitfragen niedergeschlagen, um sie allesammt auf das Studium der wissenschaftlichen deutschen Bibelkritik hinzuweisen.

Hurley nimmt in mehr als einer Hinsicht in dem England des 19. Jahrhunderts die Stelle ein wie Lessing in dem Deutschland des 18. Er ist derselbe streitbare Recke wie Jener, derselbe überzeugungstreue Ehren-

Digitized by Google

mann, derselbe scharfsinnige Kopf und derselbe mitleidlose Spötter über aufgeblasene Dummheit. Wie der Pastor Goeze in Lessings „Ariomata" und Klotz in den „Briefen antiquarischen Inhalts" fortlebt, so wird wahrscheinlich eine Zeit kommen, wo man Henry Georges „Fortschritt und Armuth" nur noch aus dem Strafgericht kennt, das Hurley in den beiden Essays über „Natürliche und politische Rechte" und über „Capital, die Mutter der Arbeit" über den amerikanischen Maulhelden hat ergehen lassen. Die Art und Weise, wie Hurley das Theorem der Bodenverstaatlichung in dem einen und die Capitaltheorie Georges in dem anderen Essay in kleine Stücke schlägt, ist echt lessingisch. Wer diese Vernichtung eines Litteraten mit angehört oder durchgelesen hat, der ließe sich sicherlich nicht so gern mit dem Autor von Progress and Poverty, das nach Hurleys Worte mehr Armuth enthält als Fortschritt, auf der Straße sehen. Georges Voraussetzungen sind falsch, seine Beispiele sind falsch, seine Schlüsse sind falsch, seine Beweisführung ist confus, er widerspricht sich unausgesetzt, und an hundert Stellen schwafelt er einfach baren Unsinn, sein ganzer Bücherkram ist keinen Heller werth; das ist das Ergebniß dieser Kritiken, wenn anders man diese Blitze und Donnerschläge Kritiken nennen kann. Aus dieser zermalmenden Schärfe, die die scharfgeschliffenen Spitzen des Witzes noch tödtlicher machen, spricht der heilige Zorn der Entrüstung über alles Halbwissen und Falschwissen, alles demagogische Phraseliren und allen nichtigen rhetorischen Putz über halbverstandene, unbewiesene, unbeweisbare, widersinnige, unsinnige Speculationen. „Ein ökonomisches Problem vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet" nennt sich „Capital, die Mutter der Arbeit"; aber aus diesen Blättern spricht nicht blos der Physiologe, obgleich auch dieser sein Wissen verleiht, sondern der Mann von weitem Weltverständniß und riesigem Wissen, von leuchtender Verstandesschärfe und sieghafter Klarheit. Dieselben Züge, die den Publicisten, Bibliothekar und Dichter Lessing dereinst in Allem, was er schrieb, so hoch über seine Zeitgenossen hinaus hoben, heben den Naturforscher und Philosophen Hurley darüber hinaus.

Allerdings hat Hurley zur Biologie und Paläologie hochbedeutsame Beiträge geliefert, und auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und der Physiologie die Ergebnisse der modernen Forschung in mustergiltiger Weise zusammengefaßt; allerdings dankt ihm der höhere naturwissenschaftliche Unterricht Großbritanniens seine Organisation und der niedere fast sein Dasein; allerdings lebt seine Lehrthätigkeit in tausenden von Aerzten, Naturwissenschaftlern und Lehrern dauernd fort; aber sein eigentlicher Ruhmestitel gründet sich doch auf die neun Kleinoctavbände in rothbraunem Leinwandband, die den bescheidenen Titel tragen Collected Essays by T. H. Huxley. Sie sind derjenige Theil seines Lebenswerkes, durch den Hurley in lebendige Fühlung mit seiner Zeit und seinem Volke getreten ist, sie enthalten seine Beiträge zur Fortentwickelung der allgemeinen Weltanschauung. In ihnen spricht der Mann, der da erklärt hat, die Wissenschaft sei nur erzogener

Digitized by Google

und organisirter gesunder Menschenverstand, der sich von dem einfachen Menschenverstande nur unterscheide, wie der Veteran vom Rekruten, in Scherz und Ernst, mit sprudelndem Mutterwitz und würdiger Weisheit, aus dem Schatze eines reichen Wissens und eines reichen Lebens zu seinen Zeitgenossen, die niemals Untersuchungen über ozeanische Hydrozoen gemacht und niemals vergleichende Anatomie studirt haben. Sie stehen in tausenden von englischen Familien auf dem Bücherbrett, und sie sind das bedeutsamste volksthümlich-philosophische Werk, das das England von heute besitzt. Aus ihnen spricht Huxley, der Philosoph, der seiner Zeit vordenkt, ihrem Denken seine Bahnen weist, und ihr Führer ist in der Fortentwicklung ihrer Weltanschauung. In einem Jahrhundert wird es Zeit sein, zu bestimmen, wieviel von dem, was diese Bände umfassen, in die allgemeine Anschauung der Culturmenschheit übergegangen ist. Alles was wir heute zu thun vermögen, ist, uns zu vergegenwärtigen, aus welchem Borne diese Ströme entsprungen sind und gegen welche anderen Fluthen sie angebraust sind, um sie entweder mit sich fortzureißen oder in ihnen spurlos zu verschwinden. In Hinsicht auf diese Leistungen ist Huxley von Freunden und Feinden, die außer Stande waren, sich eine Weltanschauung vorzustellen, die nicht blind von einer dogmatischen Religion abhängig war, „ein Theolog antitheologischer Richtung" genannt worden, d. h. in etwas genaueres Deutsch übersetzt, ein Weltanschauungskämpfer, der außerhalb der dogmatischen Voraussetzungen der Kirchenfrommen stand. Er ist einer der größten Lehrer seines Volkes und einer der größten geistigen Führer seiner Zeit gewesen und hat sein Denken vorsätzlich den schwersten, größten und letzten Weltanschauungsfragen, dem Woher? und Wohin? des Menschen, den socialen Kernfragen, den Grenzen der menschlichen Erkenntniß und der Geltung des Sittengesetzes gewidmet. So umfaßte sein Interesse ungefähr dasselbe Gebiet, über das die „herrschende" Religion noch immer die Alleinherrschaft zu haben behauptet, und insofern war er ein „Theolog". Aber von dogmatischem Geiste war kaum eine Spur in ihm. Einzig hinsichtlich der Anwendung der Entwickelungslehre auf die Ethik ist er an den eigenen Vorurtheilen gescheitert. Auf allen anderen Feldern, auf denen er einer entschiedenen eigenen Meinung Ausdruck verliehen hatte, ist er der weiteren Entwicklung der Forschung mit gespanntem Auge gefolgt und hat neue Ergebnisse nur allzu gern angenommen, wie die zahlreichen späteren Anmerkungen zu seinen früheren Essays beweisen. Er hatte das Glück, auf einem großen, umfassenden Gebiete, gerade demjenigen Gebiete, das am bestimmendsten auf die geistige und sociale Welt des 19. Jahrhunderts eingewirkt hat, die gründlichsten Fachkenntnisse zu besitzen, und sein Leben fiel in die Zeit, in der dessen größte Entdeckung, die Erklärung der Aufwärtsentwickelung des organischen Lebens, gemacht wurde. Als der „Ursprung der Arten" erschien, war Huxley 34 Jahre alt, hatte in London bereits eine wichtige Lehrstellung inne und sich als selbständiger Arbeiter auf dem Ge-

Digitized by Google

biete der vergleichenden Anatomie bereits einen geachteten Namen erworben. So war ihm die Möglichkeit gegeben, vom ersten Tage an, wo ihm die Erkenntniß der Riesenbedeutung der Entdeckung aufgedämmert war, nachdrücklich für sie einzutreten und sie durch eigene Leistungen fortzubilden.

Thomas Henry Hurley war geboren am 4. Mai 1825 zu Ealing, damals einem kleinen stillen Landstädtchen anderthalb Stunden von London, heute einem Vorort Londons mit über 30 000 Einwohnern. Sein Vater war Lehrer an einer dortigen Schule, die in hohem Ansehen stand. Seiner eigenen Aussage nach hat er von seinem Vater kaum irgend welchen Zug ererbt außer einem heißen Temperament, „jenem Maße von Zähigkeit in der Verfolgung eines Zieles, das unfreundliche Beobachter manchmal Eigensinn nennen," und einem bedeutenden Zeichentalent, das er zwar niemals künstlerisch ausgebildet hat, durch das aber der Anschauungsreichthum seiner wissenschaftlichen Vorlesungen bedeutend gefördert worden ist. Seine Schüler erzählen voll Bewunderung, wie er seine Vorlesung mit einem abenteuerlichen Krakel an die Wandtafel begann, der Allen unverständlich war, wie er dann während des Sprechens im Laufe einer halben Stunde oder Stunde Strich für Strich eintrug, bis schließlich das deutlichste, schärfst umrissene biologische Bild vor den Augen seiner Zuhörer lag, das mit seiner Hervorhebung alles Typischen unauslöschlich in ihrem Gedächtniß haftete. Mehr hat ihm zu seiner Eigenart seine Mutter gegeben: „Physisch und geistig," erzählt er, „bin ich vollständig meiner Mutter Sohn, bis herab zu besonderen Handbewegungen, die bei mir hervortraten, als ich das Alter erreicht hatte, das sie gehabt hatte, als ich sie an ihr bemerkte . . . Meine Mutter war eine schlanke Brünette von erregter und thatkräftiger Gemüthsart und hatte die durchdringendsten schwarzen Augen, die ich jemals in einem Frauenkopfe gesehen habe. Bei nicht tieferer Bildung, als sie die Frauen der Mittelklasse in ihren Tagen hatten, besaß sie eine ausgezeichnete Begabung. Ihr bezeichnendster Kennzug war jedoch die Blitzesschnelle ihres Denkens. Wenn Jemand die Bemerkung machte, sie habe nicht eben viel Zeit darauf verwendet, um zu einem Schlusse zu gelangen, so sagte sie: ‚Ich kann mir nicht helfen, mir blitzt's nur so auf.' Diese Eigenthümlichkeit ist in ihrer vollen Stärke auf mich übergegangen; sie ist mir oft nützlich gewesen, sie hat mir oft schlimme Streiche gespielt, und sie ist immer eine Gefahr für mich gewesen. Und doch, hätte ich meine Tage noch einmal zu durchleben, ich würde mich von Nichts unlieber scheiden, als von meinem Erbe an Mutterwitz."

Als Knabe predigte er Sonntags den Dienstmädchen in der Küche, und lächelnd fügt er dem Bericht dieses Zuges bei: „Das ist das früheste mir erinnerliche Zeichen von jenen starken, kirchlichen Neigungen, die mir mein Freund Herbert Spencer stets zugeschrieben hat, wenn ich auch selbst der Meinung bin, daß sie zum größten Theile latent geblieben sind." Seine Neigung ging darauf, Ingenieur zu werden, aber das Geschick wollte es

Digitized by Google

anders. Noch sehr jung, begann er unter einem Schwager, der Mediciner war, Medicin zu studiren; aber die Medicin als Heilkunst kümmerte ihn nicht sonderlich. Physiologie — die Ingenieurkunst der lebendigen Maschinen — war das Einzige, was seine Theilnahme dauernd zu fesseln vermochte, und das ist sein ganzes Leben so geblieben. Der Philosoph in ihm konnte sich nun und nimmer mit den bloßen Einzelheiten bescheiden, und er war sich dessen nur allzugut bewußt: „Obgleich die Naturwissenschaft mein eigentlicher Lebensberuf geworden ist, so wohnt doch schrecklich wenig vom echten Naturforscher in mir. Ich habe niemals Etwas gesammelt, und die Einzelforschung ist stets eine Last für mich gewesen. Wirklich am Herzen gelegen hat mir dagegen der architektonische und mechanische Theil der Arbeit, das Herausarbeiten des wunderbar einheitlichen Planes in den tausenden und abertausenden von lebendigen Constructionen und die Modificationen ähnlicher Apparate, um sie zu verschiedenen Zwecken geeignet zu machen."

Nach einer Vergiftung, die er sich bei einer Section zugezogen, und deren Folgen er noch Jahre lang in heftigen inneren Schmerzanfällen zu tragen hatte, vollendete er sein medicinisches Studium an der Charing Cross School of Medicine, wo damals Wharton Jones Physiologie lehrte. Er war der erste und einzige Lehrer, dessen Wissen und Methode auf den siebzehnjährigen Studenten einen nachhaltigen Eindruck machte. Durch eifrige Arbeit suchte er sich den Beifall des Lehrers zu erwerben, und es gelang ihm, dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jones ermuthigte ihn zur Veröffentlichung seines ersten naturwissenschaftlichen Aufsatzes, ja corrigirte dem nachmaligen Meister des Stiles und dem formvollendetsten naturwissenschaftlichen Schriftsteller des folgenden halben Jahrhunderts die kleine Arbeit stilistisch durch, die endlich in der Medical Gazette 1845 erschien. Eben hatte Huxley — mit 20 Jahren — sein obligatorisches medicinisches Studium vollendet, und im Anfang 1846 bestand er das erste Examen eines Baccalaureus der Medicin an der University of London. Das Examen eines Magister der Chirurgie konnte er noch nicht mitmachen, da er dafür noch zu jung war. Gleichwohl trat die Nothwendigkeit an ihn heran, sich sein Brot zu verdienen, und so begann er seine Laufbahn im selbstständigen Leben gleich den meisten jungen englischen Aerzten als Schiffsarzt. Er wandte sich brieflich an den Generaldirector des ärztlichen Dienstes in der Kriegsflotte, bestand sein Examen als Militärarzt und ward zunächst sieben Monate Assistenzarzt am Haslar-Hospital und dann Assistenzarzt auf der Rattlesnake, die ihn durch ferne Meere trug.

„In jenen Tagen," so berichtet er, „war das Leben auf den Schiffen der Kriegsflotte sehr verschieden von dem heutigen, und das unsere war ausnahmsweise hart, da wir oft Monate lang keinen Brief erhielten und außer uns selbst keinen civilisirten Menschen sahen. Dafür hatten wir freilich das Glück, so ungefähr die letzten Reisenden zu sein, die noch auf Leute trafen, die Nichts von Feuerwaffen wußten — so an der Südküste

Digitized by Google

von Neuguinea — und mit einer bunten Menge interessanter wilder und halbcivilisirter Stämme Bekanntschaft machten. Aber selbst abgesehen von derartigen Erfahrungen und der Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mir bot, ist mir persönlich diese Seefahrt von außerordentlich hohem Werthe gewesen. Es war heilsam für mich, unter strenger Disciplin zu sein, durch das Leben vom Nothwendigsten mitten in der Wirklichkeit des Daseins zu stehen, herauszufinden, wie außerordentlich lebenswerth doch das Leben erscheine, wenn man von seiner Nachtruhe auf einer weichen Planke und mit dem Himmel als Baldachin aufwachte und zum Frühstück nur Kakao und Biscuits mit Mehlwürmern vor sich sah; und ganz besonders für eigene Ergebnisse arbeiten zu lernen, selbst wenn Alles zum Kuckuck ging und ich selber mit."

Vier Jahre lang fuhr der junge Assistenzarzt auf der „Klapperschlange" durch die Südmeere, von einer Station zur anderen, und auf dieser Reise legte er in sich selbst den Grund zum selbstständigen Naturforscher und außerhalb den Grund zu seinem wissenschaftlichen Namen. Beitrag auf Beitrag ging an die Linnean Society ab, aber keine Antwort kam. 1849 endlich arbeitete er eine umfänglichere Abhandlung aus und sandte sie an die Royal Society. Aber auch über diese hörte er keine Silbe. Um so größer war seine Ueberraschung, als er sie bei seiner Rückkehr nach England Ende 1850 nicht nur angenommen, sondern sogar gedruckt fand. Ein gewaltiges Bündel Sonderabzüge lag für ihn bereit.

Die nächsten drei Jahre ward Hurley in London beschäftigt. Als er aber dann wieder Befehl erhielt, sich einzuschiffen, gab er den ärztlichen Dienst in der Flotte auf und bemühte sich um mehrere Professuren der Physiologie und vergleichenden Anatomie, jedoch vergebens. Sein Freund Tyndall und er bewarben sich nach englischer Sitte um zwei Professuren an der Universität Toronto, aber zu ihrem Glücke wurden sie nicht gewählt. Als endlich 1854 Edward Forbes von London nach Edinburgh berufen wurde, erhielt Hurley dessen Docentur der Paläologie und Naturgeschichte an der Geologischen Inspection angeboten. Von der Paläologie fühlte er sich jedoch so wenig angezogen, daß er dem Generaldirector der Geologischen Inspection erklärte, Fossilien seien ihm gleichgiltig, und er werde die Docentur für Naturgeschichte aufgeben, sobald er eine physiologische Professur erhalte; dennoch hat er sie bis 1885 bekleidet, und ein großer Theil seiner Arbeiten hat sich auf paläologischem Gebiete bewegt. Selbst seine Collected Essays enthalten einen Band: Discourses Biological and Geological. Damit trat Hurley seine akademische Laufbahn in London an, und trotz der zahlreichen glänzenden Anerbieten, die ihm von auswärts gemacht wurden, hat er London niemals verlassen. Das öffentliche Sprechen war ihm anfangs in hohem Maße unangenehm, aber nach und nach gewöhnte er sich daran und ward der klare, eindringliche, selbstsichere Lehrer, der Tausenden von englischen Aerzten und Naturwissenschaftlern den Begriff der Wissenschaftlichkeit

Digitized by Google

vermittelt hat, der zu feierlichen Gelehrtenversammlungen mit derselben Meisterschaft sprach wie zu den rußhändigen Arbeitern bei populären Vortragsabenden und der in seiner populären Beherrschung seines Lehrstoffes selbst in England einzig dastand.

Huxley verdankt seiner Ausbildung als Mediciner mehr, als er vielleicht gewußt hat. Es ist die Frage, ob er mit einer speciell auf seinen Beruf zugeschnittenen Vorbildung, selbst wenn es eine solche in den Tagen seiner Jugend gegeben hätte, der umfassende Geist geworden wäre, den die Welt in ihm bewundert hat. Gerade weil sich nachmals, als er in's selbstständige Leben eintrat, sein Interessenkreis so stark specialisirte, wurde es für ihn so bedeutsam, daß er auf mehreren Gebieten außerhalb desselben Einzelkenntnisse besaß, wie sie Darwin sein Leben lang vergeblich ersehnt hat. Heute scheint es unglaublich, daß der Begründer der Entwicklungslehre auf dem Felde der vergleichenden Anatomie nur die bruchstückhaftesten Kenntnisse hatte; aber eben deswegen ward es von so unendlicher Bedeutung, daß sie das Specialgebiet des Mannes war, der zuerst eine umfassende Classification der Lebewesen auf der Grundlage von Darwins Grundsätzen versuchte.

Die seltsamen Glasthiere der südlichen Meere hatten seine Aufmerksamkeit in dem Maße gefesselt, daß er die Siphonophoren zum Gegenstand einer Einzeldarstellung gemacht hatte, der er den Titel „Die oceanischen Hydrozoen" gab. Damit that er von mehr als einem Gesichtspunkte aus einen außerordentlich glücklichen Griff; denn gerade diese Thiere sind es gewesen, was den Einblick in die Entwicklung der Hauptgruppen der Lebewesen im Laufe des letzten halben Jahrhunderts so riesig gefördert hat. Nehmen sie doch eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen den zwei anderen Thiergruppen ein, den einschichtigen und den dreischichtigen, und sind deshalb so wesentlich für die Erkenntniß des Stufenganges des Lebens auf der Bahn allmählicher Entfaltung. Hatte Linné durch seinen unermüdlichen Classificationseifer in der organischen Welt ein wenig Ordnung geschaffen und einen Ueberblick ermöglicht, so hatte Buffon mindestens die Grundlage für den modernen Begriff der Biologie als Wissenschaft gelegt und Cuvier die vergleichende Anatomie und Paläontologie begründet. Durch Lamarck war der Begriff der Entwicklung wieder lebendig gemacht und die Zoologie der wirbellosen Thiere in den Vordergrund geschoben worden. Huxley verglich in seiner Arbeit bereits ganz richtig die Zweischichtigkeit des Baues seiner Glasthiere mit der Zweischichtigkeit, durch welche das höhere Thier vom Wurm bis zum Menschen in seiner embryonalen Entwicklung geht, ein Vergleich, der erst nachmals, nachdem Huxley selbst, auf Darwins Entdeckung fußend, der vergleichenden Anatomie eine neue Grundlage gegeben hatte, seine volle Bedeutung erhielt.

Jetzt, nach seiner dauernden Niederlassung in London, standen Huxley die riesigen Sammlungen der englischen Hauptstadt zu Gebote, und seine

Digitized by Google

Thätigkeit an der Bergakademie ließ ihm reichlich Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Das ward für ihn von großer Wichtigkeit; denn einmal bot es ihm die Möglichkeit, sich in das neue Lehrfach, das er zu vertreten hatte, gründlich einzuarbeiten, und sodann gestattete es ihm, eine Reihe Specialuntersuchungen vorzunehmen, die ihn als Forscher hohen Ranges zeigen. Sie alle erhielten ihren Kernpunkt erst von der Entwicklungslehre, die mit den Jahren 1858 und 1859 auf den Schauplatz trat.

Als Charles Darwin am 1. Juli 1858 der Linnean Society seine eigene Arbeit „Ueber die Tendenz der Arten, Varietäten zu bilden, und über die Fortsetzung der Varietäten und Arten durch das natürliche Mittel der Auslese" zugleich mit dem Essay von Alfred Russel Wallace: „Ueber die Tendenz der Varietäten, unendlich von der Urform abzuweichen," vorlegte, war Hurley nicht zugegen. Aber die neue Lehre gewann schnell Boden, und Hurley selbst hatte sie sich schon zu eigen gemacht, als am 24. November 1859 die erste Auflage des Werkes „Ueber den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf um's Dasein" erschien.

Mit dem ihm eigenen Humor berichtet er uns von jenem Tage, an dem „Der Ursprung der Arten" geboren ward. „Wer sich von seinem Gedächtniß so weit zurücktragen lassen kann, der wird sich darauf besinnen, daß das neugeborene Kind außerordentlich lebhaft war, und daß eine große Anzahl ausgezeichnete Leute die Kundgebungen seiner kräftigen Eigenart als bloße Unart auffaßten. Um seine Wiege gab es ziemliche Unruhe. Meine Erinnerungen an diese Zeit sind besonders lebhaft, denn ich hatte eine zarte Zuneigung zu dem Kinde gefaßt, das mir außerordentlich viel zu versprechen schien, und so war ich einige Zeit in der Eigenschaft als Unteramme bei ihm thätig und erhielt so mein Theil von den Stürmen, die das Leben des jungen Geschöpfes bedrohten. Das war für einige Jahre fraglos heiße Arbeit. Wenn man jedoch in Betracht zieht, wie außerordentlich unangenehm das Auftauchen des Neulings allen denen gewesen sein muß, die sich nicht auf den ersten Blick in ihn verliebten, so kann man es unserer Zeit zu ihren Gunsten anrechnen, daß der Kampf nicht heftiger war und der bittere und gewissenlose Widerstand so rasch abgestorben ist, wie er ist."

Wenn wir uns heute kaum mehr vorzustellen vermögen, wie gegen den „Ursprung der Arten" in den sechziger Jahren ein derartiges Wuthgeheul losbrechen konnte, wie ein Darwin sich scheuen konnte, seine „Abstammung des Menschen" zu schreiben, und ein Mann wie Hurley für seine „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" von allen Christenmenschen mit einer Art Bann belegt zu werden vermochte, so ist das gerade der gewaltigste Beweis für die riesige Wirkung dieser Bücher und dieser Männer. Was anders hat den Umschwung geschaffen, kraft dessen heute Jemand, der mit seinem Denken noch nicht auf dem Boden der Entwicklungslehre steht, kaum mehr

Digitized by Google

für einen Gebildeten gelten kann? Der jüngeren Generation ist die Idee der Entwicklung zur selbstverständlichen Voraussetzung des Denkens geworden, und sie zuckt über Jeden die Achseln, der von dem alten Standpunkt einer Stillstandsweltanschauung aus die Welt der Thatsachen und Ideen betrachtet. Und gerade die allgemeine Weltanschauung in England dankt diesen Wandel weit mehr Huxley als Darwin. Keinen Band des „Nineteenth Century," der „Contemporary Review" oder der „Fortnightly Review" kann man in die Hand nehmen, ohne irgendwie das Wehen von Huxleys Geist zu verspüren, der dem Schiffe der geistigen Zeitkämpfe die Segel bläht. Und wer da weiß, welchen Factor diese Monatsschriften in dem geistigen Leben Großbritanniens bedeuten und wie dort alle die großen Fragen des Tages in der Monats- und Vierteljahrspresse ausgefochten werden, der wird darauf doppeltes Gewicht legen. Ueberdies waren diese Zeitschriften nicht Huxleys einziger Kampfplan. In seiner engeren Berufsthätigkeit, in seinen Werken, in volksthümlichen Vorlesungscursen, als Reformator des Unterrichtswesens und als Mitglied einer großen Anzahl öffentlicher Körper von dem Directorium des Britischen Museums bis zur Universitätsreformcommission und dem Londoner Schulausschuß ist er im gleichen Sinne unaufhörlich thätig gewesen.

In der ersten Auflage des „Ursprungs der Arten" hatte Darwin geschrieben: „In ferner Zukunft sehe ich freies Feld für weit wichtigere Forschungen. Die Psychologie wird auf eine neue Grundlage gestellt werden, auf diejenige der nothwendigen Erwerbung jeder geistigen Kraft und Fähigkeit Schritt für Schritt. Auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte wird dann Licht fallen." Das ist eine gelegentliche nebensächliche Bemerkung, die sich auf ferne Zukunft bezieht, und wenn sie die Abstammung des Menschen von dem affenartigen Proanthropos einschließen soll, dann schließen auch Buffons Sätze, wie: „Die Natur ist nach meiner Behauptung in einem Zustand beharrlichen Flusses und beharrlicher Bewegung" den Satz von der Veränderlichkeit der Arten ein. Huxley hindert wohl nur seine Bescheidenheit daran, in dieser Bemerkung Nichts weiter zu sehen als ein hingeworfenes Wort. Denn ihm selbst gebührt das Verdienst, zuerst und mit voller Klarheit diese wichtigste aller Folgerungen aus der Entwicklungslehre gezogen zu haben, und zwar bereits 1860. In diesem Jahre hielt Huxley sechs Vorlesungen für Arbeiter über die „Beziehungen des Menschen zu den nächstniederen Thieren" und 1862 zwei weitere vor dem Philosophischen Institut in Edinburgh. So konnte er bereits 1863, als er sein kleines Buch „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" veröffentlichte, sagen, seine Anschauungen möchten richtig oder falsch sein, sicherlich hätte er sie sich nicht übereilt gebildet. Darwin ahnte 1859 kaum, welche Bedeutung sein Buch für die Geschichte der allgemeinen Weltanschauung bekommen werde. Huxley hatte jedoch mit seinem philosophischeren Geiste diesen Punkt sofort erkannt. So schrieb er damals: „Die Frage der Fragen für die Menschheit, das Problem, das allen anderen zu Grunde liegt, ist die Be-

Digitized by Google

stimmung des Platzes, den der Mensch in der Natur einnimmt, und seiner Beziehungen zum All. Woher unsere Rasse gekommen ist, was die Grenzen unserer Macht über die Natur und der Macht der Natur über uns sind, welchem Ziele wir zustreben — das sind die Probleme, die sich von Neuem und mit unverminderter Theilnahme jedem Menschen aufdringen, der zur Welt geboren wird." Der tiefgebildete Zoolog Hurley, dessen Lieblingsfach vergleichende Anatomie war, war auf diesem Felde Darwin entschieden überlegen.

In seinen „Zeugnissen für die Stellung des Menschen in der Natur" zeigte Hurley durch genaue anatomische Vergleichung, daß der Unterschied zwischen dem Menschen und den höheren Affen viel kleiner sei als der zwischen den höheren und den nächstniedrigeren Affen, und die Abbildung, welche das Skelett des Gibbon, Orang, Chimpanse, Gorilla und Menschen neben einander zeigt, verfehlte nicht, Entsetzen zu erregen. In dem zweiten Capitel, „Die Beziehung des Menschen zu den nächstniederen Thieren" stellte er zum ersten Mal jenen Stammbaum der Lebewesen auf, wie ihn dann Karl Vogt in seinen „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" (1863) übernahm und Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1869) und in seiner „Anthropogenie" grundlegend ausbaute. Und in dem dritten Capitel beschäftigte er sich mit den fossilen Menschenresten, deren populärste deutsche Darstellung nachmals Ludwig Büchner in dem ersten Theile seines Buches: „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft" (1869) gegeben hat, und die von höchster Bedeutung sind, weil sie die Lücke zwischen dem heutigen Menschen und den Affenarten der grauen Vorzeit ausfüllen. Mit diesem Buche zog Hurley die wichtigste Folgerung aus der Entwicklungslehre und begründete die Affentheorie oder Affenabstammung des Menschen in einer Weise, daß sie seitdem von der vergleichenden Anatomie nicht wieder in Zweifel gezogen worden ist, und sich ihm Darwin mit seiner „Abstammung des Menschen" (1871) vollständig anschließen konnte.

Diesem Werke folgten eine große Fülle anderer Arbeiten, die sich fast auf das gesammte Thierreich erstrecken, die Wirbelthiere jedoch bevorzugen, bald größer, bald kleiner, bald Einzelheiten feststellend, bald Ergebnisse verschiedener Felder zusammenfassend und dabei niemals den großen Gesichtspunkt der generellen Entwickelung aus dem Auge verlierend, und daran schlossen sich eine Reihe zusammenfassender Arbeiten, die in erster Linie zu Handbüchern für den akademischen Unterricht bestimmt waren.

Er begann mit seinen „Vorlesungen über vergleichende Anatomie" 1864 und ließ diesen weitere Lehrbücher folgen. Sein „Handbuch der Anatomie der Wirbelthiere" (1871) und sein „Handbuch der Anatomie der wirbellosen Thiere (1877) sind die Grundlage des akademischen Unterrichtes der vergleichenden Anatomie in ganz Großbritannien geworden. Seine Physiographie (1877) ist eine Einleitung in das Studium der Natur, wie Deutschland

Digitized by Google

keine besitzt, und all die kleinen Arbeiten wie „Der Kreis oder das Studium der Zoologie“ (1861) sind als gemeinverständliche Einführungen in ein schwieriges Gebiet wahrscheinlich unübertroffen. Von dem, was Jeder weiß, führt Huxley seine Zuhörer zu dem Wissen, das man wohl von einem Durchschnittsarzt erwarten kann, von da aus zu den Grundzügen aller Zoologie und schließlich zu ihren letzten Problemen und weittragendsten Verallgemeinerungen. „Ein Stück Kreide“ (1868), „Hefe“ (1871), „Die Kohlenbildung“ (1870) sind nahezu gleiche Meisterstückchen. Der englische Gebildete, der heute über die allgemeinen Ergebnisse der Challengererpedition oder über den Umschwung in der geologischen Forschung sich zuverlässig belehren will, ohne selbst eine ganze Fachlitteratur zu studiren, wendet sich an Huxleys „Biologische und Geologische Discurse“.

Wie Huxley als vergleichender Anatom Karl Gegenbaur nicht erreicht, so steht er als systematischer Biolog auch Darwins größtem Jünger, Ernst Häckel, nach. Mit dessen „Genereller Morphologie“, „Anthropogenie“, oder selbst dessen populärer „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ kann sich keines seiner Werke messen, wie die Leistungen dieses Baumeisters des Systems der gesammten Lebewelt überhaupt in der Gegenwart unübertroffen dastehen, aber darum steht Huxley doch unter den Bahnbrechern des Darwinismus in der ersten Reihe, wenn auch der Schwerpunkt seiner Leistungen in seiner Arbeit für die Weltanschauungsentwicklung seiner Zeit liegt.

Als Huxley sein akademisches Lehramt in London antrat, war es um die naturwissenschaftliche Bildung Großbritanniens schlimm bestellt. Die englischen Universitäten hatten noch nicht einmal selbständige naturwissenschaftliche Professuren, außer so weit es das medicinische Studium unbedingt forderte. Auf den großen Gymnasien Englands in Eton, Harrow, Winchester gab es überhaupt noch keinen naturwissenschaftlichen Unterricht; die technische Bildung war noch in den Kinderschuhen und machte eben ihre ersten schüchternen Laufversuche. Staatliche Volksschulen gab es noch nicht. Das gesammte Schulwesen war dem Privatunternehmen überlassen und stand auf der niedrigsten Stufe. Ueber Elementarunterricht und Bibelstunde kam man nur in den größeren Städten hinaus, und wo Sprachunterricht ertheilt wurde, da bezog er sich einzig auf Latein und Griechisch.

1854 sprach Huxley in der St. Martins Hall in London zum ersten Male über naturwissenschaftliche Bildung. „Ueber den erzieherischen Werth der naturgeschichtlichen Wissenschaften“ lautet der Titel ein wenig steif; und seitdem hat er dieses Feld nicht mehr aus den Augen verloren. Ob er 1868 in der Arbeiter-Akademie in Südlondon über liberale Bildung und ihre Quellen sprach, ob er 1880 mit seiner Rede „Naturwissenschaft und Geistesbildung“ das Mason College in Birmingham eröffnete, ob er 1884 als Lord Rector der Universität Aberdeen über Universitäten in Wirklichkeit und das Ideal von Universitäten sprach, oder 1876 die John Hopkins Universität in Baltimore mit seiner Rede über „Universitätsbildung“ er-

Digitized by Google

öffnete, ob er über das Studium der Biologie, den Elementarunterricht in der Physiologie, über das medicinische Studium, über die Stellung des Staates zum Aerzteberuf, über die Beziehung der biologischen Wissenschaften zur Medicin oder über technische Ausbildung sprach: allüberall war sein Streben darauf gerichtet, den Naturwissenschaften zu der Stellung in der modernen allgemeinen und gelehrten Bildung zu verhelfen, die ihrer Bedeutung für die Begründung einer eigenen Weltanschauung, für die Ausbildung des Geistes und die Schärfung und Uebung der Sinne entspricht. Um zu diesem Ziele zu gelangen, hat er keine Mühe und keine Anstrengung gescheut und ist über vierzig Jahre lang der Führer der mächtigen Bewegung zur Modernisirung der Bildung in Großbritannien gewesen. Im Londoner Schulausschuß hat er den Kampf gegen den Religionsunterricht mit seinen mythologischen Tendenzen gefochten, und als es 1870 darüber zum Wahlkampfe kam, seine Sache in zäher Arbeit zum Siege geführt. Keinem einzelnen Manne verdankt England so viel hinsichtlich der Ausbreitung der naturwissenschaftlichen Bildung im letzten Menschenalter. Er hat seinem Volke die Lehrer ausgebildet, das Schulgesetz reformiren helfen, die Unterrichtspläne umgestaltet und in der höheren Bildung der Bücherweisheit manchen kräftigen Stoß versetzt. Wenn Latein und Griechisch in dieser Zeit ein gutes Theil von ihrem Monopol eingebüßt haben, so gehört das auch auf Hurleys Rechnung.

Ebenso gut wie Latein und Griechisch könnte man ja Paläontologie zum Kern der höheren Schulbildung machen! „Und es ist wunderbar, eine wie genaue Parallele zu der klassischen Bildung sich mit der Paläontologie ziehen ließe. Erstlich könnte ich ein so trockenes, in seiner Terminologie pedantisches und dem jugendlichen Geiste so widriges osteologisches Lehrbuch aufbauen, daß ich die neueren berühmten Hervorbringungen von Schuldirectoren in all diesen Vorzügen damit aus dem Felde schlüge. Dann könnte ich meine Jungens auf leichte Fossilien eindrillen und all ihre Gedächtnißkraft und ihren Verstand durch die Anwendung meiner osteogrammatischen Regeln auf die Auslegung oder Construction dieser Bruchstücke an's Licht bringen. Denen, die in den höheren Klassen säßen, könnte ich dann einzelne Knochen geben, um aus ihnen Thiere zu bauen, und dem, der es in der Erzeugung von Ungeheuern in der genausten Uebereinstimmung mit den Regeln am weitesten brächte, könnte ich gute Censuren und Prämien geben. Das entspräche dem Versemachen und Aufsätzeschreiben in den todten Sprachen. Wenn ein großer vergleichender Anatom diese Leistungen sähe, so möchte er allerdings seinen Kopf schütteln oder lachen. Aber wie? Würde eine derartige Katastrophe vielleicht die Parallele zerstören? Was würde wohl Cicero oder Horaz über die Erzeugung der besten derartigen Schulleistungen sagen? Und würde sich Terenz nicht die Ohren zuhalten und hinauslaufen, wenn er bei der englischen Aufführung seiner eigenen Stücke zugegen sein könnte?"

Digitized by Google

Trotz der zahlreichen Kämpfe, in die Huxley verwickelt ward, hat vielleicht keiner seiner bedeutenden Zeitgenossen weniger Feinde gehabt als er. Nachdem er einmal den theologischen Haß überwunden hatte, den ihm seine Affentheorie eingebracht hatte, und man nur noch aus dem Versteck auf ihn schimpfte, hat er selbst bei seinen natürlichen Antagonisten Anerkennung, ja Bewunderung gefunden. In jeder großen, nicht politischen Tagesfrage pflegte man auf seine Meinungsäußerung zu spannen und seinen Worten zu lauschen. Jede wissenschaftliche Ehre ist ihm zu Theil geworden. Jede Ehre, die ihm genehm gewesen wäre, hätte ihm sein Volk unter liberaler wie unter conservativer Regierung gegeben, aber er hatte seine eigene Anschauung über diese Dinge und hätte den Lordstitel sicherlich freundlich abgelehnt: „Ich habe persönlich," schrieb er vor einem Vierteljahrhundert, „keinerlei Vorliebe für Akademien nach continentalem Muster und noch weniger für das System, ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, der Litteratur oder Kunst mit Orden und Titeln zu schmücken oder sie durch Sinecuren zu bereichern. Die Männer der Wissenschaft brauchen nur ihren anständigen Tagelohn für mehr als ein anständiges Tagewerk, und die Meisten von uns würden wohl außerordentlich zufrieden sein, wenn wir uns für unsere unablässige Anstrengung bei Tag und bei Nacht das Gehalt verdienen könnten, das in England ein Finanzkammersecretär erster Klasse bezieht, ohne daß er darum seine Fähigkeiten irgendwie sichtlich anzustrengen hätte. Der einzige Adelsstern, der nach meinem Urtheil einen Philosophen kleidet, ist jener Rang, den er in der Achtung seiner Fachgenossen einnimmt: denn sie sind die einzigen zuständigen Richter in solchen Dingen. Newton und Cuvier haben sich erniedrigt, als der Eine den Adel annahm und der Andere ein Baron des Reiches wurde. Die großen Männer, die wie Michael Faraday und George Grote in ihr Grab stiegen, scheinen mir die Würde der Wissenschaft sehr fein und richtig verstanden zu haben, als sie allen derartigen unechten Putz ablehnten."

Wer Huxley einseitig als Naturforscher bezeichnen wollte, thäte bei aller Bedeutung dieses Wortes ihm Unrecht. Ihm selbst schien es, als fühlte er sich von der Ingenieurkunst am stärksten angezogen, aber im Kerne seiner Begabung war er Philosoph und ein Philosoph hohen Ranges. Ein fertiges „System" in acht Bänden hat er allerdings nicht hinterlassen, aber zum Baue der modernen Weltanschauung hat er wahrscheinlich mehr Bausteine geliefert als jeder andere Zeitgenosse. Und dazu befähigte ihn außer seinem umfassenden Wissen seine philosophische Begabung und seine philosophische Bildung.

Für Huxley ist Descartes der Vater der modernen Philosophie. „Sein allgemeines System von den Dingen, seine Vorstellungen von wissenschaftlicher Methode und von den Bedingungen und Grenzen der Gewißheit sind weit wesentlicher und bezeichnender modern als die eines seiner unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger." Er ist der würdige Nachfolger des

Digitized by Google

ersten Agnostikers Sokrates, der es nicht bis zu eigentlichen Schülern gebracht hat, und eine Generation nach dem bereits jenes wildes Spiel der Einbildungskraft einsetzt, das Plato kennzeichnet. „Die Platonische Philosophie ist wahrscheinlich das riesigste Beispiel des unwissenschaftlichen Gebrauches der Phantasie, das es giebt, und die Menge Schaden, die seine Ideenlehre auf der einen Seite und seine unselige Theorie von der Gemeinheit der Materie auf der anderen unmittelbar oder mittelbar dem klaren Denken gethan haben, ist schwerlich abzuschätzen." Ihm steht der moderne Geist gegenüber. Er ist nicht „ein Geist, der stets verneint und seine Lust einzig am Niederreißen findet. Ebensowenig freilich einer, der lieber Luftschlösser baut als ganz auf das Bauen verzichtet. Es ist der Geist, der da arbeitet und arbeiten wird „ohne Hast und ohne Rast", eine Wahrheit nach der anderen einerntet in seine Scheuern und den Irrthum mit unauslöschlichem Feuer vertilgt."

„In der Reform der Philosophie seit Descartes," meint Hurley, „sind wohl die größten und fruchtbarsten Ergebnisse der Thätigkeit des modernen Geistes — vielleicht seine einzigen großen und dauernden Ergebnisse — diejenigen, welche Berkley und Hume zuerst in ihren Werken geboten haben. Der eine hat den Grundsatz von Descartes, daß absolute Gewißheit nur der Kenntniß der Thatsachen des Bewußtseins eignet, bis zu seinem logischen Ergebniß durchgeführt; der Andere hat die Kritik des Cartesius auf das ganze Reich der gewöhnlich als Wahrheiten hingenommenen Sätze ausgedehnt und nachgewiesen, daß wir in der Mehrzahl der wichtigen Fälle von dem Besitze klarer Erkenntniß soweit entfernt sind, daß wir sagen können, wir besäßen überhaupt keine; daß es deswegen unsere Pflicht ist, stillzuschweigen, oder mindestens uns zum Aufschieben des Urtheils zu bekennen."

In Hinsicht auf die vielen Fragen, auf welche wir empirisch noch keine Antwort zu geben vermögen, nennt sich Hurley einen Agnostiker, seine Denkweise Agnosticismus. Das Wort ist natürlich dem direkten Gegensatz zu den gnostischen Secten der frühen christlichen Kirche entsprungen; und der Begriff rechtfertigt sich damit, daß es besser sei, uns unser Unvermögen, die letzten Weltanschauungsfragen zu beantworten, einzugestehen, als uns durch eine dogmatische scheinbare Antwort über unsere Unwissenheit hinwegzutäuschen. Und nicht nur dies: über viele rein geschichtliche Fragen wissen wir absolut Nichts. So wird uns wahrscheinlich die geschichtliche Gestalt des Rabbi von Nazara für immer in Dunkel gehüllt bleiben. Auch hier ist es besser, wir machen uns nicht mit Hypothesen bloßen Wind vor, sondern bescheiden uns mit unserem Nichtwissen.

Dieses ehrliche Eingeständniß der Unzulänglichkeit der eigenen Erkenntniß, der wahre Agnosticismus, ist aber nur der Vater des Wunsches nach mehr Wissen, nicht sein Dämpfer, und es wäre Thorheit, mit der Theologie gewisse Erscheinungsgebiete als der menschlichen Erkenntniß überhaupt un-

Digitized by Google

zugänglich zu verschreien. Im Gegentheil, in manchen Punkten wissen wir weit mehr, als die Kirche zugestehen will, und dies gilt vor Allem von der natürlichen Grundlage des Lebens.

Am 8. November 1868 hielt Hurley in Edinburgh einen Sonntagsvortrag über Protoplasma. Das war damals ein starkes Stück und um so mehr, als sich der Vortrag in seinem Kern gegen das Gespenst einer „Lebenskraft" wandte, das in Deutschland damals schon geraume Zeit durch Herbart seinen Todesstoß erhalten hatte. Jene stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindung ist „lebendig", sie ist der alleinige Träger des Lebens, Leben ist ihre Eigenschaft, ihr Merkmal, und obgleich wir noch nicht im Stande sind, auf chemischem Wege lebendiges Protoplasma zu erzeugen, so ist doch die Hoffnung gerechtfertigt, daß das dereinst noch gelingen werde. Als Hurley 1870 zum Präsidenten der British Association erwählt wurde, gab er in seiner Präsidentenansprache über „Biogenesis and Abiogenesis" den geschichtlichen Hintergrund der Frage, indem er die Entwicklung der Keimtheorie von Francisco Redi bis in die Gegenwart verfolgte.

Allerdings giebt es auch in Deutschland eine Richtung, die, sich hinter nicht wegzuleugnende erkenntnißtheoretische Thatsachen verschanzend, von einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Geist und Materie redet und die von dem Gesichtspunkte aus, daß uns das Wesen alles Stofflichen absolut unerkennbar bleibt, mag man die Materie nun in „Kraftpunkte" oder in materielle Atome auflösen, sich selbst Idealismus nennt — aber hier ist das alte Wort in einem neuen Sinne gebraucht; es ist nicht mehr der Gegensatz zwischen Stoff und Geist, oder Welt und Gott, wie ihn die Theologie des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet hat, nachdem sie den Gegensatz zwischen Gott und Teufel von der fortschreitenden Bildung aufzugeben gezwungen worden war. Die Zunahme erkenntnißtheoretischer Erfahrung hat diese Kluft vielmehr überbrückt, und diese Ueberbrückung kommt zum Ausdruck in einem Worte, das Büchner und Wundt, Häckel und Du Prel in gleicher Weise brauchen und das von Goethe poetisch verklärt worden ist: in dem Worte Monismus. Eine „Weltanschauung auf monistischer Grundlage", mag sie sich nun als naturwissenschaftliche oder als übersinnliche bezeichnen, hat sich bereits zum Stichwort herausgebildet. „Monistisch" ist das Kampfwort gegen den dogmatischen Dualismus geworden, den die Juden einst den Persern entlehnten und der seit drittehalb Jahrtausenden sich unaufhaltsam ausgebreitet hat. Noch liegt er in allerhand Sprachkrystallen festgefroren vor uns, und sobald sind wohl seine Spuren nicht aus dem Denken Europas wegzuwischen. Aber die Wissenschaft weiß bereits, daß Seele und Leib, Geist und Materie, Kraft und Stoff nur Abstractionen sind, die nicht als objective Thatsachen gelten können, weil sie unserem Erkenntnißstandpunkte nicht mehr entsprechen. Kennen wir doch keinen unbewegten Stoff, keinen materielosen Geist und keine Seele ohne Leib. Erst mit dem selbstständigen Zellenleben entsteht

Digitized by Google

was wir in seinen höheren Entwicklungen als Seele bezeichnen. Mit den einzelnen Dogmen der überlieferten Religion rechtet die deutsche Wissenschaft nicht mehr. Ihr letztes Princip ist es, was sie noch zu bekämpfen hat. England dagegen ist von dem Worte Monismus als Kampfwort kaum noch berührt. Das nachgelassene kleine Buch von George John Romanes „Mind and Motion and Monism" hat in England ein Unverständniß gefunden wie kaum je ein anderes philosophisches Buch. Romanes war der Weltanschauung seiner Epoche zu weit voraus, um bei seinem Volke Anklang zu finden. Und dennoch ist auf die Dauer dieser Anschauung der Sieg sicher. Wie Albert Lange einst sagte: „Immer wieder wird die Menschheit den Mann freudig begrüßen, der es versteht, in genialer Weise alle Bildungsmomente seiner Zeit benutzend, jene Einheit der Welt und des Geisteslebens zu schaffen, welche unserer Erkenntniß versagt ist," so kann auch nie eine Weltanschauung, die wesentlich in einem großen Fragezeichen besteht, die Weltanschauung der Massen, der Völker, der ganzen Culturmenschheit werden; sondern diese kann immer nur in einer positiven Ueberzeugung bestehen. Der Agnosticismus mag eine noch so wichtige Phase im englischen Geistesleben von gestern und heute bedeuten, die neue Weltanschauung ist er noch nicht. Soweit er nicht eine bloße Ermüdungserscheinung des Denkens darstellt, die es dem Gegner in die Schuhe schiebt, den Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauung anzutreten, ist er bewußter Skepticismus, wie er in Zeiten heftiger Weltanschauungskämpfe häufig auftritt, wie er aber noch niemals eine mehr als vorübergehende Rolle in der Weltanschauungsentwicklung gespielt hat.

Aber damit soll dem Agnosticismus, der in Großbritannien zwei Millionen Anhänger zählen soll, sein geschichtliches Verdienst durchaus nicht abgesprochen werden. In Zeiten hochgespannten Wunderglaubens kann der Skepticismus ebenso am Platze sein wie in Zeiten der Aufschließung großer unbekannter Naturgebiete die kühne Hypothese, das Hinausgehen über die bereits ganz sicher gestellten Ergebnisse und die Hingabe an ein großes Princip. Thatsächlich hat ja auf diesem Wege die ungeheure Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntniß stattgefunden. Bevor die Idee nicht vorhanden ist, läßt sich schlecht planmäßig experimentiren. Der Agnosticismus ist ein wichtiges Glied namentlich in der religiösen Entwicklung des englischen Volkes, und wer den starren passiven Widerstand kennt, den dieses Volk zu leisten vermag, der wird seine Bedeutung zu schätzen wissen.

Die Stellung der breiten Schichten der englischen Bevölkerung zu den Einzelheiten der religiösen Ueberlieferung vor anderthalbem Menschenalter war eine ganz eigenartige und ist es zum Theil noch jetzt. In Folge der Bibelstunden der confessionellen Schulen, deren Schwerpunkt in der Einprägung des genauen Inhalts des alten und neuen Testamentes lag, war der Durchschnittsbrite und vielleicht noch mehr die Durchschnittsbritin mit den heiligen Schriften ihrer Religion in einem Maße vertraut, wie man es

Digitized by Google

selbst in deutschen protestantischen Pfarrhäusern wahrscheinlich selten finden würde. Liegt doch der Schwerpunkt des deutschen protestantischen Religionsunterrichtes auf ganz anderem Gebiete, nämlich in der Einprägung des Lutherischen Katechismus, in der Erlernung einer großen Anzahl von Bibelsprüchen, d. h. kurzen Citaten meist sehr allgemeinen Inhalts, und in der Kenntniß der „biblischen Geschichte", d. h. einzelner, besonders anziehender Erzählungen, die in besonderen Lehrbüchern vereinigt sind und nur eine Auswahl darstellen. Diese Vertrautheit der englischen Gebildeten mit den heiligen Schriften selbst mußte nothgedrungen dazu führen, daß, wo immer eine Kritik der heiligen Ueberlieferung auftauchte, sie sich gegen die Einzelheiten der biblischen Erzählungen wandte. Während in Deutschland der kritische Vorstoß, ganz der abstracteren Begabung des Deutschen entsprechend, durch Feuerbach und Strauß principiell, theoretisch, auf den Kernpunkt der religiösen Tradition gerichtet ward, löste sich in England der Angriff in eine endlose Menge Einzelgeplänkel über jeden besonderen Punkt auf. Da jedoch die Angreifer in Folge dessen fast immer theilweise auf demselben Boden standen wie die Angegriffenen, so verlor sich fast jeder solche Streit in die Erörterung von Nebenpunkten, was langsam zu der Betrachtung der Frage führte, ob wir über Gott und göttliche Dinge überhaupt Etwas wissen können. Hier war nun Kants Einfluß etwa seit der Mitte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts entscheidend. Wenn unserer Erkenntniß einmal Grenzen gesetzt sind, und wir Nichts zu denken vermögen, was über Raum und Zeit hinausliegt, dann ist alles Göttliche mindestens unserem directen Erkenntnißvermögen unzugänglich. Gelingt es, den Nachweis zu führen, daß die Dinge, über die die Theologen Etwas zu wissen vorgeben, wie persönliche Unsterblichkeit, Dreieinigkeit der Gottheit, Beziehungen des Menschen zu einer übernatürlichen Welt, ja deren Vorhandensein überhaupt, jenseits der Grenzen unseres heutigen Erkenntnißvermögens liegen — dann, ja dann ist der gesammten „positiven" Theologie der Boden unter den Füßen weggezogen. Dann ist sie auf ihrem eigensten Felde geschlagen, mit Waffen, die sie selbst oft gebraucht und deren Berechtigung sie damit anerkannt hat.

Diesen Kampf in Großbritannien aufgenommen zu haben, ist das Werk des Agnosticismus, dessen Bedeutung für das Inselreich in Deutschland bisher kaum verstanden worden ist. Ist Agnostiker gleichbedeutend mit „verschämter Atheist?" hat man gefragt. Praktischer Atheist ist der Agnostiker allerdings, d. h. er lehnt jede Folgerung aus dem für ihn nicht bewiesenen Vorhandensein eines Gottes für das praktische Leben ab; aber von dem dogmatischen Atheismus eines Charles Bradlaugh ist er weit entfernt. Der Agnosticismus, der, ohne sich zu einem Ignorabimus zu versteigen, sich achselzuckend hinter das Ignoramus verschanzt, hat in mancher Hinsicht Wunder gethan. Obgleich er in theologischen Kreisen dem Atheismus gleich gehaßt wird, ist er doch weit mehr Methode als Dogma und hat dadurch, daß er den

Streitpunkt von dem Gehalt der Dogmen und dem Wortlaut der Bibel in die historische Kritik verlegte, den religiösen Kämpfen Großbritanniens viel von ihrer Schärfe genommen. Um in diesen kritischen Fragen mitreden zu können, muß man schon ein ganzes Theil positiver Kenntnisse haben, und in der Zeit, wo man sich dieselben erwirbt, kühlt sich der Fanatismus für einen bestimmten Glaubenspunkt gewöhnlich ziemlich stark ab, und sicher nicht zum Nachtheile der Lernenden. Wenn wir gar nicht hinreichende Mittel haben, um das Original des „Wortes Gottes" festzustellen, wie können wir uns da über seinen Inhalt streiten?

Niemand kann ernstlich diesem Umschwung die Augen verschließen. Hurley selbst sagte einmal kurz vor seinem Tode: „Vor dreißig Jahren galt eine Kritik über „Moses" bei den meisten achtbaren Leuten für eine Todsünde. Jetzt ist sie zum Range eines bloßen Peccadillo hinabgesunken, mindestens wenn sie vor der Geschichte Abrahams Halt macht." Die Sagen des neuen Testamentes gelten bei der großen Masse der Gebildeten dagegen immer noch für über alle Kritik erhaben, und ihre Voraussetzungen sind noch immer zum großen Theile zugleich die der volksthümlichen Weltanschauung von heute. Gegen sie wendet sich Hurley in dem Bande „Naturwissenschaft und christliche Ueberlieferung" mit voller Schärfe. Was ihm vor Allem als wünschenswerth erscheint, ist die Klarlegung der Thatsache, „daß die Dämonologie des Urchristenthums jeder Grundlage bar ist". „Und hier ist es vielleicht angebracht, zu wiederholen, was ich anderorts immer wieder und wieder betont habe, daß aprioristische Vorstellungen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Verhandenseins einer Geisterwelt, wie sie das echte Christenthum voraussetzt, keinen Einfluß auf mein Denken haben. Für mich ist die Sache nur eine Frage des Beweismaterials: genügt das Beweismaterial, um die Theorie zu tragen oder nicht? Nach meinem Urtheil ist es aber nicht nur ungenügend, sondern ganz ungereimt bedeutungslos. Und aus diesem Grunde müßte ich die Theorie verwerfen, selbst wenn es keine positiven Gründe für die Annahme einer vollständig anderen Weltanschauung gäbe." Und er ist der Ueberzeugung, daß die geschichtliche Entwicklung der Menschheit zum großen Theil in einer Beseitigung des Uebernatürlichen aus seiner ehemals beherrschenden Stellung besteht. Die Frage, wie weit dieser Vorgang sich fortzusetzen hat, ist nach seiner Anschauung die große Streitfrage unserer Zeit. „Die Phraseologie des Supranaturalismus mag den Leuten noch auf den Lippen schweben; in Wirklichkeit aber bekennen sie sich zur Naturwissenschaft. Der Richter, der am Sonntag mit andächtiger Aufmerksamkeit dem Satze lauscht: „Eine Hexe sollst Du nicht leben lassen," weist am Montag eine Anklage einer alten Frau wegen Beherxung einer Kuh als albernes Zeug ab. Der Director eines Krankenhauses, der den Exorcismus für die vernünftigen Behandlungsweisen einführte, würde nicht lange in seiner Stellung bleiben. Selbst Kirchenbuchführer bezweifeln den Nutzen des Gebetes um Regen, so lange der Wind von Osten kommt,

Digitized by Google

und der Ausbruch einer Seuche läßt die Menschen nicht mehr in die Kirche, sondern nach — den Abzugsröhren gehen. Trotz der Gebete für den Erfolg unserer Waffen und die Tedeums für den Sieg glauben wir in Wirklichkeit an starke Bataillone und trockenes Pulver, an die Kenntniß der Kriegswissenschaft, an Thatkraft, Muth und Disciplin. In diesen wie in allen anderen praktischen Dingen handeln wir nach dem Spruche Laborare est orare, geben zu, daß von dem Denken beherrschte Arbeit die einzig annehmbare Andacht ist und daß wir es einzig mit der Natur zu thun haben, mag es eine übernatürliche Welt geben oder nicht."

Tritt Hurley auch nicht planmäßig für die monistische Weltanschauung ein, so weist er doch überzeugend nach, daß der Glaube an einen Dualismus in der Erfahrung nicht die mindeste Grundlage habe, und thut so auch sein Theil für die Ausbreitung des Monismus. Ganz unabsichtlich aber hat er Etwas geleistet, was ihm die englische Theologie herzlich danken sollte. Durch seinen Hinweis auf die deutsche Bibelkritik mit ihren bewundernswerthen Ergebnissen hat er sie aus dem Sectengezänk erlöst und in die Bahn der geschichtlichen Forschung gewiesen. Das hat das Universitätsstudium der Theologie wieder belebt und in dem Lande, das eben daran geht, seine drittletzte und vorletzte Kirche zu entstaatlichen, den Sinn für die Einheit der christlichen Kirchen neugeweckt und der Theologie wieder bedeutendere Geister zugeführt, so daß eine Reform der Dogmatik von innen heraus wieder zur Möglichkeit geworden ist. Die staatlich unterstützten Gemeindeschulen Großbritanniens haben keinen obligatorischen Religionsunterricht, und das trägt in ziemlichem Maße dazu bei, die aufwachsende Generation den Dogmen der einzelnen Bekenntnisse zu entfremden, so daß eine religiöse Bewegung, welche die dogmatischen Formen verflüchtigt, sich in Großbritannien bereits heute vorbereitet.

Hatte Hurley anfangs die Polemik verabscheut und gemieden, so ward ihm das Kämpfen und Streiten nach und nach zu einer lieben Gewohnheit. Und 1889 konnte er sagen: „Zum Schaden meiner Behaglichkeit bin ich die letzten 30 Jahre viel in Streitigkeiten verwickelt gewesen, und die einzige Vergütung für den Zeitverlust und die Geduldproben, die das mit sich gebracht hat, ist, daß ich die Polemik nach und nach als einen Zweig der schönen Künste habe betrachten lernen und ein unparteiisches und künstlerisches Interesse an ihrer Führung nehme." In seinen Auslassungen war Hurley scharf und oftmals sarkastisch, aber niemals grob. Seine Kritik hatte immer eine scharfe Spitze. In dem Essay „Gladstone und die Genesis" schrieb er: „Sokrates soll von den Werken Heraklits gesagt haben, wer sie zu verstehen versuche, solle ein delischer Schwimmer sein, aber was er seinerseits verstehen könnte, sei so ausgezeichnet, daß er geneigt sei, auch an die Trefflichkeit dessen zu glauben, was er unverständlich fände. Bei dem Versuche, des Sinnes in diesen Seiten Gladstones Herr zu werden, hat mich oftmals ein Gefühl überschlichen wie Sokrates, und dennoch nicht ganz dasselbe.

Digitized by Google

Was ich thatsächlich verstehe, ist mir so sehr als das Gegentheil des Guten erschienen, daß ich mir manchmal einen Zweifel an der Trefflichkeit dessen gestattet habe, was ich nicht verstehe." Zum Wohle Englands werden die großen Streitfragen der Socialpolitik wie der äußeren Politik von Sachkundigen in den großen Monatsschriften ausgefochten, und wohl auf keinem Gebiete zeigt sich die britische Kampflust deutlicher, obwohl diesen Arbeiten die Bitterkeit ähnlicher Auseinandersetzungen in Deutschland gänzlich fehlt. Trotz seiner Tapferkeit im Kampfe hat sich Hurley von den politischen Kämpfen seines Landes völlig fern gehalten, bis die Home Rule Bill auf dem Plane erschien. Aber da hielt es ihn beinahe nicht länger: „Ich habe mich," schrieb er, „mein ganzes Leben lang sorgsam außerhalb des politischen Gebietes gehalten, und jetzt ist es zu spät, daran zu denken, mich jetzt noch dahin zu begeben. Aber wäre ich ein Politiker, ich würde diese Bill bekämpfen, solange ich Leben in mir spürte . . . Regierung vermittelst der durchschnittlichen Meinung ist nur ein Umweg, auf dem ein Volk zum Teufel geht."

Gerade so wie sich die Theologie zur Naturforschung verhält, verhalten sich die socialen Theorien, die heute gang und gäbe sind, zu einer wirklichen Socialwissenschaft. Wenn es ein Gebiet giebt, auf das man die Entwicklungslehre mit überwältigendem Erfolge anwenden kann, so ist es dasjenige des Socialen. Ueber Fragen aus diesem Gebiete hat Hurley ein paar Essays geschrieben, die zu dem Besten gehören, was alle Zeiten hier geleistet haben, und die zugleich Zeugniß für die Kraft und Schärfe seines Denkens ablegen. In einer Arbeit „Ueber die natürliche Ungleichheit der Menschen" fordert er die Gleichheitsmanie Rousseaus und der modernen Demokratie wie des Socialismus vor den Richterstuhl der Naturwissenschaften und zeigt, daß die Menschen an Alter, Geschlecht, Gesundheit, Kraft, Begabung, Fleiß, Thatkraft, Leistungsfähigkeit nicht gleich sind und niemals gleich gewesen sein können, daß es also vollkommen sinnlos ist, einem vollkräftigen Mann und einem Säugling gleiche Rechte zuzuerkennen, und daß insonderheit das „allgemeine Menschenrecht auf den Grund und Boden" Nichts ist als eine leere Phrase. In einer zweiten Arbeit „Natürliche und politische Rechte" zeigt er ferner, daß in der Natur alles Recht gleich Macht ist, daß es nur ein ethisirender Ausdruck ist, wenn der Mensch beim Thiere von einem „Recht auf Nahrung" spricht. Die Tigerin hat das Recht, Alles zu fressen, was sie erjagen und tödten kann, und der Mensch hat das Recht, die Tigerin mit dem dreikalibrigen Dicklänfer zu erschießen, wenn er sie nämlich trifft und nicht zuvor von ihr gefressen worden ist. Politische Rechte hingegen sind das Aequivalent für gewisse politische Pflichten, und es ist völlig ungereimt, beide verschiedenartigen Gruppen „Rechte" in einen Topf zu werfen und denselben fleißig umzurühren. Mit diesen Aufsätzen hat Hurley ein epochemachendes großes Reinemachen im Haushalt der landläufigen Sociologie abgehalten, nach dem sich der Schmutz nicht so leicht

Digitized by Google

wieder festsetzen wird, und unter den Ueberwindern des Rousseauismus und der Demokratie wird ihm immerdar eine Ehrenstelle sicher sein. Aber er ist auch noch ein gutes Stück weitergegangen.

Allerdings hat dieser streitbare Kämpfer gegen alles aprioriſche Philosophiren sich auf dem Gebiete der Sociologie noch nicht ganz von derlei aprioriſchen Voraussetzungen frei gemacht. Daß jeder Mensch nur insoweit frei sein soll, als er nicht die gleiche Freiheit Anderer stört, sollte doch erst bewiesen werden. Daß die Gesellschaft ein sittliches Ziel habe, in dessen Erreichung sich die Sittlichkeit verkörpert, daß das Ziel der Regierung das Wohl der Menschheit sei, das alles sind Reste jener Denkweise, die er bekämpft, aber sie betreffen fast alle den Staatsbegriff, über den er mit Spencers einseitigen Theorien abzurechnen hatte, und berühren kaum ernstlich die Gesellschaftsordnung, deren Kernzüge Hurley scharf erfaßt hat. Mag er hier auch noch nicht das letzte Wort gesprochen haben: auf dem Wege von der speculativen Sociologie, die das Heraufführen eines bestimmten, aus ethiſchen (und zwar sklavenmoraliſchen) Betrachtungen abgeleiteten socialen Zustandes in eine Gemeinschaft als ihr letztes und einziges Ziel betrachtet, zur Volksstandswirthschaft, deren letztes Ziel das Sichbehaupten und Wachsen der stärksten Gemeinschaften ist, ist Hurley zweifelsohne. In dem Essay über den „Kampf um's Dasein in der menschlichen Gesellschaft" spricht er sich darüber ausführlich aus. Wenn England künftig noch Brot haben will, „dann ist die augenfällige Vorbedingung, daß unsere Producte besser als die anderer Länder sein müssen. Nur aus einem einzigen Grunde zieht man unsere Waaren denen unserer Rivalen vor: unsere Kunden müssen sie zu dem gleichen Preise besser finden als andere. Das heißt, wir müssen mehr Kenntniß, Geschick und Fleiß auf ihre Erzeugung wenden, ohne daß damit die Productionskosten entsprechend wüchsen. Und da der Arbeitslohn einen bedeutenden Bestandtheil dieser Kosten bildet, so muß der Lohnsatz innerhalb bestimmter Grenzen bleiben. Allerdings sind billige Production und billige Arbeit keineswegs gleichbedeutend; aber ebenso wenig können die Löhne über ein bestimmtes Maß hinauswachsen, ohne die Billigkeit der Waaren zu vernichten. Und die Billigkeit und als eine ihrer ersten Voraussetzungen ein mäßiger Arbeitslohn ist somit wesentlich zu unserem Siege im Wettbewerb auf den Märkten der Welt." Erzieht die Arbeiter zu enormen Leistungen, und Ihr werdet ihnen auch enorme Löhne zahlen können; und sie werden trotz derselben ihre Mitbewerber in der Weltconcurrenz ausstechen; das ist die unmittelbare Folge daraus. In der gesammten Natur kommt der Fortschritt nach dem heutigen Stande der Wissenschaft einzig durch die natürliche Auslese der Tüchtigeren zu Stande. Wenn man die Arbeitsleistung eines ganzen Volkes auf eine höhere Stufe heben will, so muß man naturgemäß zu allererst an das gleiche Mittel denken, an die sociale Auslese, kraft deren die tüchtigsten Arbeiter überleben und reichliche Nachkommenschaft erzeugen, während die

Digitized by Google

untüchtigsten womöglich schon vor dem Heirathsalter zu Grunde gehen. Einen zweiten Punkt, von secundärer Bedeutung allerdings, bietet dann die technische Schulung und Ausbildung möglichst aller vorhandenen Arbeiter.

Obgleich Huxley an mehr als einer Stelle einer Reihe Thatsachen gedenkt, deren Durchführung naturgemäß die in's Stocken gerathene sociale Auslese neu beleben muß, so sieht er doch hier in der Hauptbetrachtung ganz davon ab. Trotz aller scharfen Worte, die er gegen die natürliche Gleichheit der Menschen richtet, wurzelt in ihm die Ueberzeugung von der natürlichen Ungleichheit der Arbeiter und ihrer Leistungen nicht so tief, daß er sie zur Grundlage socialaristokratischer Reformvorschläge machen könnte, mittels deren sich zugleich jene sociale Stabilität erreichen ließe, die ihm so wünschenswerth scheint. Was ihn im Kerne an der Umbildung der Sociologie zur Volksstandswirthschaft hindert, das ist sein Glaube an die Möglichkeit einer Uebervölkerung, den er nicht zu überwinden vermocht hat. Vor einem Jahrhundert hat Thomas Robert Malthus dieses Gespenst des Alterthums wieder aus dem Grabe geweckt, und seitdem ist es wieder umgegangen, bis in Deutschland Rodenhausen dagegen zu Felde gezogen ist. Darwin hat die Erkenntniß von der unendlichen Vermehrung alles Lebendigen einen bedeutsamen Dienst geleistet, indem sie ihn auf die Bedeutung des Daseinskampfes hinwies und ihm so die Idee der Auslese der Tüchtigsten brachte. Aber ein Ueberschießen der Bevölkerung über den Nahrungsspielraum ist nur eine Fiction, die in der Wirklichkeit gar nicht vorkommen kann, weil mehr Menschen, als Nahrung finden, ja nicht leben können; und es ist ganz sinnlos, diese Fiction in socialwissenschaftlichen Erörterungen als Thatsache zu betrachten.

Mit Recht weist dagegen Huxley den Anspruch des Einzelnen auf den vollen Ertrag seiner Arbeit ab, wenigstens in so weit sich derselbe in aprioriſcher Weise begründet.

„Ich glaube nicht, daß es zu viel gesagt ist, daß von allen in dieser seltsamen Welt landläufigen socialen Täuschungen die dümmsten diejenigen sind, welche annehmen, Arbeit und Capital ständen sich nothwendigerweise feindlich gegenüber; alles Capital werde durch Arbeit erzeugt und sei deshalb von natürlichen Rechts wegen das Eigenthum des Arbeiters; der Besitzer des Capitals sei ein Räuber, der den Arbeiter beraubt und sich selbst das aneignet, an dessen Hervorbringung er keinen Antheil hat.

„Im Gegentheil, Capital und Arbeit sind nothwendigerweise enge Verbündete. Capital ist niemals einzig ein Erzeugniß menschlicher Arbeit. Es besteht getrennt von menschlicher Arbeit und ist deren nothwendige Voraussetzung. Es giebt das Material, auf das die Arbeit verwendet wird. Die einzige unentbehrliche Form des Capitals, dasjenige Capital, was zur Ernährung dient, läßt sich nicht durch Menschenarbeit erzeugen. Der Mensch vermag einzig seine Bildung durch die wirklichen Erzeuger zu fördern. Es giebt keine wirkliche Beziehung zwischen dem Betrag Arbeit, der auf

Digitized by Google

einen Gegenstand verwandt worden ist, und seinem Tauschwerth. Der Anspruch der Arbeit auf das Gesammtergebniß von Verrichtungen, die erst durch das Capital möglich werden, ist einfach eine apriorische Ungerechtigkeit."

Das sind die Ergebnisse, zu denen Hurley durch die Neubetrachtung der Fragen geführt wird, die Henry George mit blödem Gefasel durcheinander rührt, und sie zeigen am deutlichsten, worin die Bedeutung dieser Essays liegt. In seiner Hand ist eine Kritik Henry Georges nicht mehr eine Kritik Henry Georges, sondern sie wird zur Kritik der socialen Gesammtbestrebungen seiner Zeit. Das unglückliche Object, das er gerade beim Schopfe erwischt und gründlich abschüttelt, zittert nicht allein unter diesen Armbewegungen, sondern in ihm zittern alle diejenigen mit, die durch starke oder dünne Fädchen mit ihm verbunden sind, der Boden, auf dem es steht, und der Baum, an dem es sich in seiner Verzweiflung anklammert. Es ist Wenigen gegeben, so das, was eine ganze Zeit aufrührt, aus dem zufälligen äußeren Gewande herauszulösen und es rein und ungetrübt durch persönliche Neigung oder Abneigung vor den Richterstuhl des Denkens zu zerren.

Der Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alle modernen Denkgebiete mit dem Geiste der modernen Naturwissenschaft und insonderheit der Entwicklungslehre zu durchdringen, konnte unmöglich bei der theoretischen Weltanschauung stehen bleiben. Das Gesammtgebiet des Aesthetischen hat er allerdings nicht in den Kreis seiner Forschung gezogen, wohl aber den Zweig davon, der für den Menschen die grösste praktische Bedeutung hat, das Ethische. Am 18. Mai 1893 trat er als Romanes Lecturer im Sheldonian Theater in Oxford mit einer bedeutsamen Arbeit über „Ethik und Entwicklung" vor eine gelehrte Zuhörerschaft, und der Sturm, den er damit hervorrief, hat ihn fast bis an sein Lebensende umbraust, mindestens bis zur Ausgabe des letzten (neunten) Bandes seiner Gesammelten Essays 1894. „Ethik und Entwicklung und andere Essays" nennt sich der Band, und in ihm antwortet der streitbare Greis auf die zahlreichen Angriffe aus allen Lagern. Er, der mit kühnen kritischen Keulenschlägen die speculativen Voraussetzungen der populären Socialtheorien zermalmt hat, er steht hier vor der Frage: welche unmittelbaren Folgen muß die bedingungslose Annahme der Entwicklungslehre für das Gebiet der Ethik haben? und er sucht sie in seiner Weise zu beantworten.

In seiner „Abstammung des Menschen" hat Charles Darwin sich auch mit der Bedeutung der humanen Sittlichkeit für den Aufstieg des Menschen beschäftigt, wenn auch nur flüchtig. Er, der große Verkünder der natürlichen Auslese als des gewaltigsten, fast alleinigen Fortschrittshebels — gerade dieser Punkt schied Darwin ja von Lamarck, der gleich Sir Francis Galton und William Bateson heute allen Nachdruck auf die Vererbung erworbener Eigenschaften legte — sah sich hier vor dem Problem: Welche Rolle spielt die natürliche Auslese in dem Stück Menschheitsentwicklung, das wir in engerem Sinne Geschichte nennen? Welche Rolle spielt sie im modernen

Digitized by Google

Völkerdasein, und in welchem Verhältniß steht sie zu unseren sittlichen Anschauungen? Den großen Biologen haben seine demokratisch humanen Ideale daran verhindert, die unmittelbare Folgerung für die moderne Ethik aus seinem Gesetz der Auslese zu ziehen, und obwohl seine Aussprüche über diesen Punkt ein sichtliches Schwanken des Standpunktes verrathen, so ist es ihm doch nicht gelungen, hier endgiltige Klarheit zu schaffen.

„Socialer Fortschritt bedeutet Außerkraftsetzen des Waltens der Naturmächte und das Dafüreinsetzen von etwas Anderem, das man das Walten der ethischen Mächte nennen kann." Aber dieses Außerkraftsetzen des Waltens der Naturmächte bedeutet einen Kampf. Das Humansittliche „kann sich darauf verlassen, daß es mit einem zähen, machtvollen Gegner zu rechnen haben wird, so lange die Welt steht". Darum ist die Annäherung der Menschheit an das humane Ideal nicht von dem Nachahmen des Naturwaltens zu erwarten, wie Spencer meint, und auch nicht von der Flucht vor diesem Walten, wie sein Schüler Fiske denkt, sondern von dem Kampfe gegen dieses Walten. Naturwalten und humane Sittlichkeit sind unversöhnliche Gegner, Jedes bedeutet einen Mißton für die Gefühlswelt, in der das Andere heimisch ist.

Diese scharf zugespitzte Fragestellung allein erklärt den Sturm, der auf diese Darlegungen hin in der englischen periodischen Litteratur gegen Huxley von beiden Seiten her losbrach. Die gesammte humane Ethik seines Heimatlandes, ja die kirchliche Ethik hatte sich bereits daran gewöhnt, die Thatsachen der natürlichen Entwicklung zur Stützung der eigenen ethischen Wünsche zu verwenden. Wie der Socialismus eines Bebel mit seinen ultrademokratischen Grundsätzen sich auf das aristokratische Princip der organischen Entwicklung durch natürliche Auslese beruft, so hatte man sich auf theologischer Seite bereits entschlossen, zur Verfriedlichung der künftigen Menschheit sich in Zukunft nicht nur religiöser Mittel, sondern auch der physiologischen Aufhäufung altruistischer Züge zu bedienen. Andrerseits erschien es selbstständigen Denkern gar nicht so ausgemacht, daß sich das allgewaltige Walten der Naturmächte vor den ethischen Wünschen der heutigen Culturmenschen zu beugen habe. Wie, wenn sich diese humanen Wünsche vielmehr vor dem Walten der Naturmächte zu beugen hätten? Wenn die Mitleidsmoral der beiden letzten Jahrtausende mit ihrem Gefolge von vermehrter Krankheit, vermehrtem Leiden, mit ihrer Tendenz zur Sistirung der natürlichen Auslese nur eine trübe unheilvolle Episode in der Geschichte der menschlichen Aufwärtsentwicklung gewesen wäre, nur ein Mißgriff, das humane Ideal ein falsches Ideal, das nothwendig zum Niedergang der Gattung führen müßte?

Wie seine theoretische Ueberzeugung, der Agnosticismus, so führt auch seine ethische Ueberzeugung, der Humanitätsutilitarismus, zu einem großen Fragezeichen. Sie sind beide nicht als die endgiltigen Lösungen jener Riesenfragen zu betrachten, aber dennoch haben sie eine gewaltige Bedeutung.

Digitized by Google

Denn ihre Fragezeichen sind die Fragezeichen der Zeit, die Fragezeichen der modernen Weltanschauungskämpfe. Und wie der Agnosticismus, die Religion der Bescheidenen, durch den deutschen Monismus überwunden worden ist, so der Humanitätsutilitarismus durch den deutschen Gattungsutilitarismus, der nicht mehr in der friedlich-demüthig-milden, sondern in der frohen, starken, gesunden, leistungsfähigen Menschheit sein Zukunftsideal sieht. In ihm und seinem neuen Ideal ist die Entwicklungslehre wirklich auf die Sittlichkeit angewandt, denn in ihm ist das Friedensideal der Humanität durch das Kampfideal der schönen Stärke ersetzt.

Die Pflanze kämpft. Sie will die ganze Erde
Erobernd überziehn mit ihren Kindern;
Und jede will's, und jede hilft verhindern,
Daß alles Land zur öden Haide werde.

Der Hirsch beweist in tödtlichem Gefecht,
Daß er der Stärkste sei; dann darf er werben.'
Des Schwächlings Bildung soll sich nicht vererben,
Und schöne Stärke nur ist Daseinsrecht.

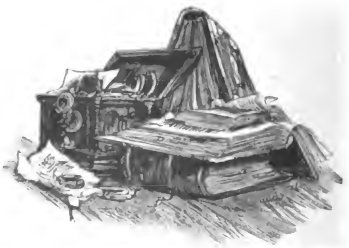
In dem Schwingen seines Schwertes in den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart liegt Hurleys Bedeutung, und er selber hat das gefühlt, gewußt und gewollt. Nur wer sich darüber klar ist, daß dies das Höchste ist, was der Einzelne seiner Zeit leisten kann, kann schreiben, was Hurley an den Schluß seiner Selbstbiographie setzte:

„Am allerwenigsten würde es sich für mich schicken, von meinem Lebenswerk zu sprechen oder jetzt am Abend zu sagen, ob ich nach meiner Meinung meinen Lohn erhalten habe oder nicht. Die Menschen sollen parteiische Richter über sich selbst sein. Vielleicht ist das bei jungen Männern richtig, bei alten schwerlich. Beim Rückblick erscheint das Leben schrecklich verkürzt, und der Berg, den man sich in der Jugend zu erklimmen vornimmt, erweist sich, wenn man dann athemlos seinen Gipfel erreicht, nur als der Ausläufer eines unendlich höheren Gebirgszuges. Wenn ich aber von den Zielen sprechen darf, die ich mehr oder weniger bestimmt im Auge gehabt habe, seit ich mein Hügelchen zu ersteigen begann, so sind sie kurz die folgenden gewesen: Die Förderung und Vermehrung der Naturerkenntniß und die Anwendung wissenschaftlicher Forschungsmethoden auf alle Gebiete des Lebens, soweit es eben in meinen Kräften steht. Denn in mir und mit mir ist die Ueberzeugung groß geworden und mit meiner eigenen Kraft gewachsen, daß die einzige Linderung, die es für die Leiden der Menschheit giebt, ist, im Denken und Handeln Wahrhaftigkeit zu üben und der Welt entschlossen in's Gesicht zu schauen, wie sie sich zeigt, wenn man die Hülle des Glaubenstruges abgestreift hat, unter der fromme Hände ihre häßlichen Züge versteckt haben.

In dieser Absicht habe ich den verständigen oder unverständigen Ehrgeiz nach wissenschaftlichem Ruhme, den ich mir vielleicht verstattet habe

zu anderen Zwecken zu hegen, der Vervolksthümlichung der Naturwissenschaft; der Entwicklung und Organisirung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes; der endlosen Reihe Schlachten und Scharmützel über die Entwicklungslehre und der unermüdlichen Bekämpfung des kirchlichen Geistes, des Kirchenthums untergeordnet, das in England wie sonst allerwärts, es sei welches Bekenntnisses es wolle, der Todfeind der Wissenschaft ist.

Im Streben nach diesen Zielen bin ich nur Einer von Vielen gewesen, und ich würde überzufrieden sein, wenn man meiner als eines dieser Kämpfer gedenkt oder auch nicht gedenkt. Umstände, unter die ich mit Stolz die ergebene Liebe zahlreicher Freunde rechne, haben dazu geführt, daß ich zu verschiedenen hervorragenden Stellungen gelangt bin, unter denen die eines Präsidenten der Royal Society die höchste ist. Es wäre falsche Bescheidenheit meinerseits, wenn ich angesichts dieser und anderer wissenschaftlicher Ehren, die mir zu Theil geworden sind, thun wollte, als wäre ich auf der einmal eingeschlagenen Bahn nicht vorwärts gekommen, weil ich sie nicht ganz aus eigner Wahl betreten habe, aber ich würde schwerlich diese Dinge als Zeichen für irgendwelche Leistungen betrachten, wenn ich nicht hoffen dürfte, jenen Weltanschauungsumschwung einigermaßen gefördert zu haben, den man die Neue Reformation genannt hat."



Digitized by Google

Modeblumen.

Von

Hans Hermann.

— Breslau. —

in fideler Ort, das muß man ſagen."

„Und ein anſtändiger! Nicht gegen gemeine Fettanſätze oder ekelhafte Tuberkeln, blos gerade gegen ſo'n feudalen, reinlichen Rheumatismus oder dito Knochenbruch —"

„Und gegen noch ein feudales, reinliches Leiden: die Langeweile —"

„Nicht zu vergeſſen! — Na, was iſt denn da los?"

Die Frage war nicht unberechtigt. Arm in Arm waren ſie die auf den Kurplatz mündende Hauptſtraße des rheiniſchen Weltbades hinuntergeſchlendert, die beiden Cavaliere, die einander von Berlin her kannten und ſich, überrüdet und doch Ruhe fliehend, hier wiedergefunden hatten. Nun hemmte ihre Schritte der Anblick einer Gruppe von Reitpferden, die vor dem Portale des erſten Hotels des Kurortes von Grooms zum Abritt bereit gehalten wurden. Das elektriſche Licht, welches zu dieſer Abendſtunde taghell den weiten, mit feinen Blumenanlagen, Fontainen und Colonnaden einem märchenhaften Luſtgarten gleichenden Platz überfluthete und ebenſo aus dem palaſtartigen Hauſe herausdrang, ließ jede Schnalle an Sattelzeug und Livrée aufblitzen.

„Was tauſend, ein Damenſattel? Sollte am Ende gar ſie — — Ich hatte doch ihre Erlaubniß, Sie ihr heute Abend beim Feſt vorſtellen zu dürfen! Aber es iſt ihr ja Alles zuzutrauen!"

Wie zur Beantwortung dieſer Rede erſchien im ſelben Augenblick eine Dame, begleitet von mehreren Herren, im Portale, Alle zum Ausritt gerüſtet.

„Wahrhaftig! Was heißt das nun wieder —?" das halb mißbilligend, halb beluſtigt klingende Murmeln erſtarb aber im Nu, und eine

Digitized by Google

ostentative Begrüßung tönte aus demselben Munde! „Aber was sehe ich, gnädige Frau wollen noch zu so später Stunde zu Pferde, anstatt, wie versprochen, mit Ihrer Gegenwart die italienische Nacht zu verherrlichen?“ wurde jener hinzugefügt.

Die Dame lächelte kalt und spöttisch. „Italienische Nacht hin, italienische Nacht her! Ich ward inne, daß zufällig auch ein Mond am Himmel steht und will lieber den genießen. Ein Mondscheinritt — denken Sie nur! Meine Verehrer — hm — ließen sich auch wirklich dazu aufbieten! Wollen Sie mitsein? Aber nein, bleiben Sie nur! Sind ja à quartre épingles für die italienische Nacht. À quatre épingles und, comme toujours, auf der Höhe — bis auf die neue Blume im Knopfloch!“

„Gnädigste laden ein und heben Ihre Einladung auf in einem Athem! Was bleibt Einem da übrig, als zu bleiben?!“

„Nichts weiter. — Ehe Sie mit Ihrem Adjustement soweit wären, verständen sich die Gäule.“

„Aus schönem Munde hat der Cavalier alle Vorwände gelten zu lassen!“

„Und maskirt hinter Höflichkeit — Schwächen!“

„O — oh — aber —“

„Geschwind, geschwind!“

„Aber —“

„Einiges Gigerlthum können Sie sich beim besten Willen nicht ableugnen!“ — Nicht?“

„O — oh—: aber, es wäre ja allerdings das erste Mal, meine Gnädigste, daß ich die Ehre hätte, mit Ihnen zusammenzutreffen, ohne daß Ihr Arsenal um eine Waffe reicher wäre! Glaube, haben nun wieder blos aus der harmlosen Blume eine gegen mich geschmiedet. Was soll man denn mit so einem bislang noch ordenslosen Knopfloche anfangen?“

„Ob man sich jemals selbst erkennt?“

„Und nun belieben gnädigste Frau gar noch, in aller Schlemmigkeit philosophiren zu wollen! Oh — ah!“

„Versehen, reines Versehen — wirklich. Uebrigens: schmiede meine Waffen aus consistenterem Material — wird einem ja genug dazu geliefert.“

„Man weiß factisch nicht mehr, was man sagen soll.“

„So? Sehen Sie mal an! Aber ich bin gut: um Sie aus der Verlegenheit zu reißen, um doch mal Ihr Licht leuchten zu sehen, eine ganz schulmädchenhafte Frage: „Wo stammen denn eigentlich die Dinger her?“ Die goldene Krücke des Reitstöckchens tippte gegen das wunderbar getönte, große Chrysanthemum in des Herrn Knopfloch.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, werden Sie nicht gründlich! Da so immer wärter.“

„Wieder eine Niete!“

Digitized by Google

„Die Blume? Ja, sie duftet nicht."

„Ah, sehr gut — wieder!"

„Aber sehen Sie nur, wie tadellos schön in Farbe und Form."

„Ja, ja: tadellos!" — Uebrigens wenn ich nicht irre: größtentheils Kulturproduct das!"

Er stand vor ihr in devoter Haltung, die Blume in der Hand.

„Sie wollen sie mir wohl gar verehren — aus Ihrem Knopfloch heraus? Zu liebenswürdig!" Sie nahm die Blume und steckte sie — dem Pferde in's Kopfgestell.

„Danke gehorsamst," klang es pikirt.

Sie lächelte noch kälter, noch spöttischer und saß auf. —

Ihre Begleiter waren wie auf Commando im Sattel, mit klingendem Hufschlag trabte die Cavalcade über den Platz weg, die Straße hinunter. Der ganze Wortwechsel hatte bei der sprudelnden Redeweise der Dame kaum Minuten gedauert.

Der Herr faßte den Freund, der mit der gequälten Miene eines wohlgesitteten Menschen, der gern vorgestellt sein möchte, dabei gestanden hatte, für den aber keine Secunde abgefallen war, wieder unter den Arm.

„Ein pikantes Weib."

„Wo stammt das Ding eigentlich her?"

„Um Gotteswillen, werden Sie nicht gründlich. Da so zimmerwärtser."

„So, so."

„Na, so schlimm ist es nicht. Gattin des bekannten sportsfreudigen Nabob Oppenstedt —"

„Ach was!"

„Natürlich unglückliche Ehe — unbefriedigte Seele, so was. Nicht gerade Schönheit, aber —"

„Pikant."

„Ganz recht."

„Kulturproduct größtentheils, auch das, mein Lieber."

„Stimmt! Doch was thut's."

„Man amüsirt sich —"

„Jawohl."

„Läßt sich gelegentlich auch etwas am Narrenseil führen —"

„Oder thut doch so!"

„Wieder um sich zu amüsiren."

„C'est ça!"

„C'est ça!" —

Die Herren betraten das Kurhaus. Ein salutirender Portier — eine hohe, ernste, weiße, säulengetragene Marmorhalle, galonirte Diener darin Spalier bildend — ein Saal, schimmernd von Gold, Glühlicht und Wandgemälden — und dann —

Digitized by Google

Wenn ein Blumenbeet im Sonnenlichte wogt — gewiß ein hübscher Anblick! Dieser hier war dem vergleichbar, und manches Auge hätte ihn jenem vorgezogen. So that das, mit welchem ihn die beiden Cavaliere in sich aufnahmen; obgleich er fern davon war, sie etwa in Begeisterung zu versetzen! Und das war er:

Eine Menschenmenge. Aber nicht so ein Armvoll, zusammengestrichen auf plumpe Riesenweise von der Erdoberfläche herunter in einen wunderbaren Sack, auf's Gerathewohl: nein, eine mit spitzem Finger auserlesene, behutsam in diesen Zaubersack versetzte, behutsam nach dem Rhythmus rauschender Töne darin auf- und abgeschwungene Menschenmenge. — Das war keine Riesenfaust, das war eine Feenhand, die das that! Und daß die das schöne Geschlecht überwiegend gewählt hatte, das war's, was die Aehnlichkeit mit dem Blumenbeete hervorrief. Zuweilen blitzte ein Leuchtkäfer darin auf, eine Uniform — was von dunklen, farblosen Lebewesen sich darin bewegte, wirkte zur Folie dienendem Schatten gleich. Aber das Licht, das sich über Alles ergoß! Das einer bengalischen Flamme war's, in rothe Gluth tauchend Gebüsche wie Bäume, Wasserspiegel wie Wasserstrahl, Gewänder wie Angesichter. Zauberhaft.

Die Beiden steuerten unentwegt mitten hindurch.

„Hier harrt manches Blümlein des Gepflücktwerdens. Könnte mir stehenden Fußes einigermaßer voluminösen Ersatz verschaffen."

„Haben aber nicht die Absicht."

„Noch nicht! Und dann, der Genre — — Aber nichtsdestoweniger — kommen Sie doch mal —"

„Ich bitte Sie — junge Mädchen!"

„Ja, ja. Sehe aber, ist aber auch der einzige Tisch, wo noch Platz." —

Die Präsidentin rückte sich, ganz unmerklich natürlich, in Positur und warf dann, ebenso unmerklich natürlich, einen prüfenden Blick auf das Treigestirn ihrer Töchter; sie hatte aus einer Schwenkung der Herren, indem sie anscheinend gleichgiltig die langgestielte Lorgnette sinken ließ, bereits errathen, was bevorstand.

Hier wurde kein vorstellungsbedürftiges männliches Individuum übersehen; hier erfolgte demnächst eine Einladung ohne jeden Widerruf zu dem Thee, welchen die Damen nippten; hier bestellte die Mutter „noch zwei Tassen", schenkte die älteste Tochter ein, reichte die zweite die Sahne, die dritte den Zucker. Hier kam alsbald eine Unterhaltung in Fluß, angeregt, doch vernünftig; die Mutter war liebenswürdig, die Töchter wußten — ohne je zu fragen! — über Alles zu reden, über Alles! — verfehlten jedoch dabei nicht, zuweilen in kleine nette Kindlichkeiten zu verfallen, und waren zu alledem ausnahmslos bildhübsch und so chic wie möglich —

Raketen und Schwärmer knatterten dazwischen, ein Feuerwerk, als wolle es Himmel und Erde in Brand stecken, spielte sich ab um die im

Digitized by Google

Gewoge liegende Insel dieses Tisches. Fiel kein zündender Funke ab für sie?

„Allerliebst," sagte der eine der Herren zum anderen, als gerade wieder bewundernde Ausrufe der Damen ertönten. Dann empfahlen sich Beide. —

„Wirklich allerliebst."

„War aber Zeit —"

„Daß wir gingen."

„Allerdings!"

„Ja, ja — allerliebst, aber —"

„Auf den Mann dressirt wie der wüthendste Hofhund."

„Offenbar!!"

„Und werden kaum reüssiren."

„Kulturproducte größtentheils — wie die Pikante —"

„Und der Mißerfolg kommt schließlich über die wohlgezogene Allerliebstheit wie das Alter über die degagirte Pikanterie —"

„Bleibt — Oede."

„À qui la faute?!"

„À qui la faute?!"

Sie schlenderten noch eine Weile durch die Menge, wogten mit. Auch sie so ein paar Gestalten, mit spitzen Fingern auserlesen.

„Die Lawn Tennis-Heldin."

„Freie Amerikanerin!"

„Der 's aber doch höllisch zu Kopie gestiegen —"

„Daß sie in Homburg mit der Großherzogin von Nautenburg gespielt hat — haha!"

„Und die Russin —"

„Trau' nicht recht: Nihilistin."

„Aber zähmbare scheinbar — haha!"

„Mit der Mutter —"

„Parire, eine angenommene."

„Schnöde!"

„Freut euch des Lämpchens und wenn's pedigreelos glüht!"

„Arm in Arm, die Beiden!"

„Was man aus Liebe thut! Jede wartet auf den Apfel. Das Prinzchen ist das Bindeglied."

„Benimmt sich aber mit mehr Geschick als weiland Prinz Paris, Hoheit."

„Na hören Sie — auch viel leichter bei denen! Nehmen's nicht so ernst wie die olympischen Damen."

„Sehr praktisch —"

„Zum Flirten!"

„Zum Flirten!" —

Digitized by Google

Und sie bemühten sich vergebens, den dichten Kreis zu durchbrechen, der zwei Damen von eigenartiger, in Bezug auf Alter untarirbarer Schönheit escortirte:

„Wollen uns doch 'rauspürschen —"

„Natürlich —"

Es gelang ihnen nicht. —

„Pech."

„Pech." —

Ein Rollstuhl, eine Wolke von lichter Seide und Spitzen darin, schob sich ihnen entgegen.

„Drücken wir uns um die Bühlen."

„Das war nun ein Stern — der Junge dachte, er kanterte einfach in den Himmel —"

„Und hat sich ein Bündel Nerven aufgeladen."

Aber selbst das „Bündel Nerven" machte sich noch anmuthig genug, um nicht die Harmonie der prächtigen Scene zu stören. —

„Na, haben wohl genug von dem Zauber."

„Bon, gehen wir ins Café."

Dieses fashionable Local lag an der Hauptstraße. Sie gingen über den taghellen Kurplatz und bogen um die Ecke. Die Musik drang deutlich bis hier herüber, in Walzertacten — der Tanz begann jetzt.

Plötzlich schoß etwas Großes, Dunkles vor ihren Augen durch die Luft, abwärts. Ein dumpfes Aufschlagen, und es lag zu ihren Füßen!

Es war eine menschliche, eine weibliche Gestalt, was schwarz, unförmlich und regungslos von dem glatten, lichten Trottoir sich abhob; die Kleider verriethen es. Kaum daß die Beiden das erkannt hatten, so wurden Stimmen laut im Hause, vor dem sie standen, Leute kamen herausgestürzt, ein Menschenauflauf sammelte sich von der Straße her im Nu um die Stelle. Die Person hatte man aufgehoben, aus wirrem Durcheinanderrufen, aus hastiger Frage und Antwort konnten sich Uneingeweihte ungefähr zusammenreimen, wer sie war. Die junge Aerztin nämlich, die den hochherrschaftlichen zweiten Stock innehatte, und deren Schild so groß und reclamehaft unten an der Hausthüre prangte. Ob das 'etwas genützt hatte? Man hätte es meinen sollen, wenigstens sah man sie alle Tage in Equipage „in die Praxis" fahren — eine nicht unschöne, sehr elegante Erscheinung, den beiden Cavalieren war sie schon angenehm aufgefallen.

Doch nun hatte sie sich aus dem Fenster herausgestürzt.

Sie war nicht todt, regte sich, schlug große, unheimliche Augen auf. Ein unartikuliertes Stammeln — dann mochten es Schmerzempfindungen sein, die sie aufstöhnend wieder in Ohnmacht sinken ließen. Als man sie schon im Hauseingange hatte, wurde ein älterer, Herr Doctor angeredeter Herr an ihre Seite geschoben. „In die Klinik," befahl der nach wenigen Secunden. „Holt doch ihre Schwester — Clavierlehrerin, Rothegasse 4

Digitized by Google

wohnhaft," schrie eine Stimme aus der Portierloge. Jemand mußte die Genannte aber schon benachrichtigt haben; sie war es wohl, die jetzt die lebendige Mauer um die Unglücksstätte durchbrach. Eine schmächtige Gestalt in schlotterndem Regenmantel, ein spitzes Gesicht hinter zerfetztem Schleier — aber Beides von stoischem Gleichmuth in Haltung und Ausdruck der Katastrophe gegenüber! Bemerkenswerth.

Und sie sprach ein paar ruhige Worte mit dem Arzte, diese Schwester. Träger sollten mit einem Krankenkorbe kommen, die Verunglückte zu holen — und schickte sich dann ebenso ruhig an, in einem Winkel des eleganten Hausflurs einstweilen eine Art Lager für dieselbe herzustellen.

Die beiden Cavaliere hatten natürlich ritterlich Hand angelegt und thaten es auch jetzt. Sie ständen überhaupt ganz zu des Fräuleins Diensten, versicherten sie mit so vollendeter Höflichkeit der verkümmerten fadenscheinigen Clavierlehrerin, wie sie es einer Dame der großen Welt gethan haben würden. Tadellos.

Jene dankte kurz. Der eine bemerkte dann noch flüsternd, daß der Sturz Gott sei Dank verhältnißmäßig gut abgelaufen zu sein scheine; es sollte ein discreter Trost sein.

„Sehr gut," nickte das Mädchen da — sie maß plötzlich die ganze Erscheinung des Sprechers mit einem scharfen Blick — „sehr gut. Denn erstens kann sie immer noch sterben. Zweitens, wenn sie nicht geistesgestört ist und kein Krüppel bleibt, wird sie nun vielleicht eine Berühmtheit. Und endlich wenn Beides oder Eines von Beidem der Fall ist, nun, so geht's auch nur in einem Elend hin."

Sie hatte hart und langsam und beinahe, als sage sie eine Lection her, die sie schon lange auswendig wisse und unwillkürlich auch einmal anbrächte, gesprochen; nun kamen die Träger; sie wandte sich ihnen zu. —

Nach wenigen Minuten war der elegante Hausflur leer. Aus dem Knäul, der sich dem düstern kleinen Zuge nachschob, lösten sich die beiden Herren und setzten ihren alten Weg fort. Diesmal hatten sie Nichts zu bemerken. Im Café tranken sie Sect — deutschen; seit der französische an maßgebender Stelle aus dem Sattel gehoben, war jener zeitgemäß.

Er schämmte — und hat seinen Bodensatz, so selten die Trinker auch Etwas davon gewahr werden. Wenn ihnen das aber ja einmal geschieht, so empfinden sie es natürlich unangenehm — ungefähr so wie die beiden Zecher an den zierlichen blumengeschmückten Tischlein deck Dich des Café Impérial den Eindruck der Scene empfunden hatten, die sie eben miterlebt.

Sie waren übrigens schon über denselben hinweg, steckten auf einmal die Köpfe dichter zusammen. Der Eine erzählt dem Andern eine ganz kleine Hofgeschichte — dabei ist es mitunter klug, die Köpfe dichter zusammenzustecken — welche eine jugendliche Künstlerin, deren Talent in Frage stand, die aber mit hohen Aufträgen beehrt wurde, zur Heldin hatte . . .

Digitized by Google

Zwiſchen Schaum und Bodenſatz aber kreiſt und perlt der klare kraftvolle Wein. Und das iſt gut. — — —

Außerhalb der Stadt hatte die Cavalcade vorhin ein noch ſchärferes Tempo angelegt; die in das Kopfgeſtell des Damenpferdes geſteckte Blume lag bald am Wegrand.

Durch die Luft ſchwirrte ein Geiſtchen. Eben hatte es auf dem Kryſtallrande eines Champagnerkelchs im Café Impérial gehockt, bald goldig ſchillernd und ſchön, bald aſchgrau und häßlich, immer die Backen aufgeblaſen wie ein Poſaunenengel. „Zeitgemäß, zeitgemäß,“ hatte es alſo genickt und ſich in die Bruſt geworfen. „O Zeitgeiſt, mißgeſchlachteter Geſelle, nicht anders zu packen denn wie die Pyramide des Cheops von den Händen eines Säuglings, verliere Dich, verliere Dich — vor mir, dem Geiſtlein des Zeitgemäßen, Zeitgemäßen — deſſen Domäne ſind Schaum und Bodenſatz, Schaum und Bodenſatz — denn die ſind charakteriſtiſch, modern, — charakteriſtiſch, modern — — modern —“

Und dabei hatte es die Backen noch einmal tüchtig aufgeblaſen, und nach dem klaren, perlenden Weine hatte es geſchielt mit ſcheelen Blicken.

Hier in der freien Natur war es viel weniger aufgeblaſen. Plötzlich aber ſtürzte es ſich auf die Blume herab: „Du wirſt auch mit in den Bodenſatz geſtampft wie alle die anderen lieben, duftloſen, charakteriſtiſchen, modernen —“

„Armen,“ lächelte der Mond mitleidig, und ſie in ihres Daſeins letztem Augenblicke noch verklärend, küßte er ſie mit ſeinem reinen Himmelslicht — weil ſie doch trotz alledem eine Blume blieb.

Aber das war in den Augen des Geiſtleins, das die Arme prahleriſch hinter ſein Ohr geſteckt hatte, ebenſo uncharakteriſtiſch und unmodern wie der klare, kraftvolle Wein zwiſchen Schaum und Bodenſatz.

Digitized by Google

Mont Saint Michel.

Ein Reisebild.

Von

Richard Beck.

— Zwickau i. S. —

In weiter Bucht des blauen Meeres erhebt sich unweit der Küste Frankreichs, südwestlich von der Hafenstadt Granville, dort, wo die Marken der Bretagne und der Normandie einander berühren, weithin über die unendliche Ebene sichtbar der historisch denkwürdige, in Sage und Dichtung vielbesungene Mont St. Michel. Kirche und Palast, Burg und Gefängniß, Kloster und Dörflein sind auf dem Granitkegel mitten in der See auf- und übereinander gethürmt; die scharfen gothischen Pfeiler und Streben, ehedem in einen spitzen Thurmhelm endend, gestalten die Silhouette pyramidal und verleihen dem ganzen Gebilde das wunderbare Aussehen einer romantischen Felsenburg, eines versteinerten Schlosses, eines „Wunders" unter den Bauwerken von Menschenhand. In Frankreich als Wallfahrtsort seit mehr denn 1000 Jahren hoch gefeiert und längst ein Zugstück ersten Ranges für die reiselustigen Bewohner der beiden Canalländer, hat der Berg etwa seit einem Jahrzehnt auch in Deutschland seine Verehrer gefunden, ab und zu schaut man sein Bild in einer unserer größeren illustrirten Zeitschriften, hie und da liest man einen mehr oder weniger phantastisch geschriebenen Feuilletonartikel über „das Wunder des Canals".

Für den Schreiber dieser Zeilen, der die Osterzeit in Paris verlebte, stand es von vornherein fest, die lang ersehnte Stätte zu besuchen, die officielle Mittheilung, daß vom 8. April ab Rundreisebillets mit 6tägiger Giltigkeit zwischen Paris und Mont St. Michel ausgegeben würden, gab die beste Gewähr für eine möglichst bequeme Verwirklichung des Planes, wenngleich sie die Illusion, etwa eine selige Oede menschenleeren Daseins zu betreten, unbarmherzig zerstörte. Aber schön und großartiger Reize voll gestaltete sich trotzdem die unternommene Fahrt, und begünstigt vom herrlichsten in azurner Bläue über die Fluren und die Meerfluth sich wölbenden Osterhimmel, hat sie dem Reisenden einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Man benutzt zu dem Ausfluge, der sich in drei Tagen bequem machen läßt, den Schnellzug, der in Paris auf der gare Montparnasse früh 8 Uhr 30 Min. abgeht. Die Bahn durchläuft zunächst die Banlieue von Paris und mit ihr die einzig landschaftlich reizvolle Strecke. Hat man den Eiffelthurm aus dem Gesicht verloren, zur Rechten den letzten Blick auf den Königspalast von Versailles und die Apollo-

Digitized by Google

fontaine im Park geworfen, so führt der Zug durch das ewige Einerlei der Normandie; nur die lieblich gelegene Stadt Dreux mit der weithin sichtbaren Grabcapelle der Orléans, die die irdischen Ueberreste des letzten Königs aus dem Hause Philipps Egalité, Ludwig Philipps birgt, bringt eine willkommene Abwechselung in die ebene Landschaft, die wohl fruchtbar und obstreich, Güter und Gehöfte in Menge zeigt, aber im höchsten Grade eintönig und ermüdend auf den Reisenden wirkt. In Argentan hält der Zug zu kurzer Mittagsrast, dann geht's in rasendem Tempo weiter durch gleich einförmige Triften bis Folligny. Hier zweigt eine Seitenlinie ab, die den Reisenden seinem Ziele zuführt; er erreicht zunächst Avranches und kommt damit in die Nähe des Meeres, schon jetzt der Seewind ein und kündet durch sein Brausen, daß die Küste nicht mehr fern ist. Es lohnt sich für den Wanderer, in Avranches auszusteigen, der Ort ist voll von historischen Erinnerungen. Bis 1498 war er in englischem Besitz, im Aufstand der Vendéer während der großen Revolution eroberten die Rebellen 1793 nach schweren Opfern das Städtchen, in der Kathedrale, die sich auf dem Gipfel eines Hügels erhebt, beugte der König von England, der stolze Heinrich II. seine Knie vor dem Abgesandten des Papstes und bezeugte demüthige Buße und Reue für den an dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, verübten Mord. Für den Geschichtsforscher birgt die Bibliothek des Hôtel de Ville reiche handschriftliche Schätze, 15 000 Bände, die ehedem auf dem Mont St. Michel ruhten. Steigt man auf den Hügel, der die Kathedrale trägt, so hat man weite Umsicht über die Bai von Granville, vor dem Auge des Beschauers erhebt sich in der Ferne der Mont St. Michel und macht wohl den Wunsch rege, schon jetzt nach dem ersehnten Eiland zu gelangen, aber die Partie ist von dieser Seite hyr wegen der Fluthverhältnisse gefährlich und schwierig zu unternehmen, wir kehren um, besteigen den Zug wieder und verlassen ihn erst in Pontorson, wo ein Wagen unser wartet, uns nach unserem Ziele zu bringen.

Es ist wahr, der ersehnte Kunst- und Naturgenuß muß theuer erkauft werden; wir sind mit unserem Handgepäck dank der verhältnißmäßig großen Anzahl Ostergäste auf ein Minimum von Platz im Wagen beschränkt, der Weg, der mit Gespann zurückgelegt werden muß, ist etwa $1^1/_2$ Stunde weit, die Fahrt geht durch eine wirkliche Wüstenei, in der selbst das dicht am Strande gelegene Dorf Moidrey keine Oase abgeben kann; dazu streicht über die kalkige durchgebrannte Landstraße eine frische Südbrise und überschüttet Wagen und Insassen mit Lasten weißen Staubes und schweren Schmutzes. Nach Verlauf einer Viertelstunde lüften wir ein wenig die schweren Vorhänge aus Segeltuch, da liegt vor uns in der Ferne im Meer der ersehnte Mont. Schon sehen wir die gothischen Streben; wie eine Pyramide im Sonnenlicht funkelnd und glitzernd ragt er in der weiten Fluth, immer heller und größer tritt der Michelsberg zu Tage. Kurz vor dem Meeresstrande gewinnt die Illusion volles Leben, so mag die Zauberburg Montsalvatsch, so der Brünhild Burg auf Isenstein in der Phantasie der höfischen Dichter ausgesehen haben, wie jetzt die breitbasige, mit Häusern, Mauern, Thürmen und Zinnen dicht besetzte Masse! — Einst lag das Eiland, auf dessen einer Seite gar ein Stückchen Wald Gemäuer und Gestrebe durchwächst, rings vom Meere umgeben, der bequemere Reisecomfort hat Fels und Land mit einer festen Digue, einem Deich, verbunden, auf dem der Reisende sonder Fährniß im Wagen hinübergelangen kann. Nur um zur Dorfgasse am Fuße des Felsens zu kommen, muß der Wagen von der Digue links abbiegen und durch den Meeressand, der jetzt trocken ist, — erst gegen Abend kommt die Fluth — seinen Eingang zum Dorfe suchen. Abwechselnd wöchentlich herrscht hier großes und kleines Meer, zweimal täglich kommt die Fluth, jedesmal 6 Stunden anhaltend, dann liegt das Eiland von den Wogen umtost. Noch lag der Zugang ziemlich trocken zu Tage, als wir einfuhren und an einem alten großen Steinthor, der wappengezierten porte du roi, deren Bogen die Dorfgasse überspannt, Halt machten. Jetzt überschauten wir auch Dorf St. Michel, das unter dem sicheren Schutze mächtiger Steinwälle, gekrönt von der kleinen Pfarrkirche, am Fuße des Berges sich schlangengleich hinwindet.

Digitized by Google

Seit langen Jahren befindet sich der erste Gasthof im Dörfchen in den Händen der Familie Poulard, d. h. Poulard aîné, denn es giebt auch noch eine ganze Anzahl anderer Gasthäuser unter derselben Firma, die aber des originellen Anstriches und der Vorzüglichkeit entbehren, die jener Herberge eigen sind. Der erste Eintritt in das wohnliche Haus, der mächtige, granitene Kamin, in dem ein Paar kräftige Hammelgigots am Spieße schmorten, rief alte, liebe Erinnerungen an Capri wach, und als Madame Poulard uns patriarchalisch und auch wieder tout moderne, empfing, bewillkommnete und die Zimmer anwies, da war man sofort wie zu Hause. Lieber Leser, kennst Du auf Capri die bekannte Kneipe zum Kater Hidigeigei an der Piazza des Nestcheus? Kennst Du da den Signor Padrone und Signora Padrona? Uebersetze Dir Beide in's Französische, und Du hast Monsieur und Madame Poulard vor Dir. So bedeutend ist der Conflux von Fremden auf dem felsigen Eiland, daß unser Hôtel zwei Dependenzen, das „rote" und das „weiße" Haus, hat; wir erhielten unsere Wohnung in ersterem, etwa 50 Stufen zum Theil von sehr zweifelhafter Qualität führten uns herauf; so erhielten wir einen Vorgeschmack der morgenden Kletterpartie. Der Wind war so heftig, daß wir beständig Gefahr liefen, unserer Kopfbedeckungen beraubt zu werden. Oben angekommen, wies uns Marie, der emsige dienstbare Geist des Hauses, immer im schwarzen Kleid, den Kopf mit dem bleuden weißen normannischen Häubchen bedeckt, unser Zimmer an, das außen ein Balkon umlief, der eine wonnige Aussicht auf das Meer und entzückende Einsicht in das Gewirr alter Häuser gestattete, das am Fuße des Berges sich ausbreitete. Ein unentbehrliches Requisit der Einrichtung unseres Zimmers bildete eine Papierlaterne, den Weg über die felsigen, ausgetretenen Stufen hinab nach dem Speisesaal zu beleuchten. Nachdem wir uns von den fest haftenden Staubmassen gesäubert hatten, stiegen wir unsere Felstreppen hinab, bei dem wehenden Winde wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, und machten einen Ausflug in die Dorfgasse. Welch' ein interessantes Gewinkel! Schwalbennestern gleich scheinen die Häuser in die mächtigen Festungsmauern eingeklemmt, die gepflasterte Dorfgasse vertieft sich in der Mitte, um dem Wasser und dem Unrath Abfluß zu geben. Das ganze Dorf ist ein großes Hôtel und ein großer Bazar, in dem man Andenken an den Mont St. Michel in jeder Qualität kaufen soll, Post und Telegraph, die sicheren Kennzeichen moderner Cultur, fehlen nicht und stehen in seltsamem Contrast zu dem Stück echten Mittelalters, das unserem Blicke sich darbietet. Uns zu weit von Madame Poulards gastlichen Räumen zu entfernen, verbot die hereinbrechende Dunkelheit und der nahe bevorstehende Beginn des Diners, das wir uns heute redlich verdient hatten. Bei der Rückkehr zur porte du roi gewahrten wir auch schon die Fluth, welche jetzt die Insel mit Ausnahme der Digue umbrandete. Bei Tische machte die Frau Wirthin die Honneurs, während die beiden Töchter des Hauses, die in Toilette und Frisur die Pariser Pension, die sie besucht hatten, nicht verleugnen konnten, die Speisen herumreichten. Nach Tische vereinte der Kaffee um den Riesenkamin eine wesentlich anglo-französische Gesellschaft, Deutsche kommen nur selten hierher. Nach 10 Uhr ward die Laterne ergriffen und der lustige Weg über die Treppen nach der Wohnung angetreten; die Osternacht war sternenhell und mondbestrahlt, sie ließ ein herrliches Wetter zur Besichtigung der Festung und des Heiligthums von St. Michel erwarten.

Von 9 Uhr Vormittag ab werden den Fremden die Baulichkeiten gezeigt, es hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammengefunden, und die Kletterpartie sollte jetzt beginnen, zuvor aber ward ein Spaziergang um die Wälle unternommen, die eine Reihe herrlicher Aussichtspunkte über Meer und Küste bieten. Die denkwürdige Geschichte unseres Eilandes beginnt mit dem Jahre 709, da Bischof Aubertus von Avranches die große Abtei gegründet haben soll, 763 erhielten sie die Benediktiner, deren Aebte sie zu jenem merkwürdigen Wunderwerke ausbauten, das heute den Felsen bedeckt; romanische Massen mit gothischen im bunten, wirren Wechselspiel, spitzbogige Galerieen und Giebel, Netzwerke von Fialen und Wimpergen kleben am Gipfel und an den Seiten

Digitized by Google

des Berges. Die historischen Erinnerungen sind natürlich außerordentlich reich und mannigfaltig, sie drängen sich dem Beschauer bei jedem Schritte auf. Im großen 100jährigen Kriege zwischen Frankreich und England ward das Heiligthum zur Festung, die von den Engländern oft vergebens bestürmt und durch ein auf der kleinen Nachbarinsel Tombelaine angelegtes Fort ohne Erfolg bedroht ward, die Veste ist immer jungfräulich geblieben, nie vom Feind überwunden worden. 1469 ward auf der Insel von König Ludwig XI. der Orden des heiligen Michael gestiftet. Lange Zeit, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, galt die Abtei auch als Staatsgefängniß, aus dem ein Entweichen nicht möglich war: hier schmachtete im eisernen Käfig auf Befehl Ludwigs XV. Victor de la Castague. Bis zum Jahre 1886 war der Berg Wallfahrtsort, seitdem sind alle Bauten daselbst der Verwaltung des Ministeriums der schönen Künste unterstellt, die Wallfahrten haben aber deshalb nicht aufgehört, sondern finden noch der mit den uralten Processionsfahnen reich ausgeschmückten Dorfkirche der Insel statt, die als höchstes Heiligthum die massiv silberne Statue des drachentödtenden Erzengels birgt, die einst die Abtei zierte.

Die Unbilden der Witterung, denen die Baulichkeiten des Berges jeder Zeit ausgesetzt sind, erfordern fortwährende Reparaturen und machen das Wunder von St. Michel zu einem sehr theuren Besitze des französischen Staates. Große Baugerüste fehlen hier nie, sie gehören zum Gesammtbilde der Localität. Sämmtliche Berichterstatter überbieten sich in der Schilderung der Anstrengung, welche die Besichtigung verursachte, vor allen Dingen der vielen hohen und schlechten Treppenstufen, die man dabei hinauf- und hinabzuklettern hat. Gewiß ist dem so, aber es liegt in dieser Art Besteigung gerade ein gewisser Reiz, zudem wird man durch eine Anzahl der schönsten Ausblicke für das mühselige Auf- und Niedersteigen wenigstens etwas entschädigt. Leider ist es augenblicklich ganz unmöglich, die berüchtigte Platform, die einstmals wohl den hohen Thurm, der das Ganze krönte, trug, und die bekannte „Spitzentreppe“ (escalier de dentelle), so genannt wegen des reichen gothischen Maßwerkes, das sie zierlich wie Spinnwebe schmückt, zwischen dem Gewirr der Strebebögen und Fialen des Chores zu ersteigen, denn auch hier finden weitläufige Reparaturbauten statt, die das Hinaufsteigen verbieten. Somit ist auch die Gefährlichkeit der Besteigung, die zu schildern die Reisebeschreibungen nicht müde werden, in das Reich der Fabel verlegt. Was man aber sieht, ist wahrlich interessant genug, um die Bezeichnung „Merveille“ für einen Theil des Riesenbaues zu rechtfertigen. Wir gelangen zunächst in die Kirche, die im 11. Jahrhundert vom Abt Hildebert II. begonnen, 1138 vollendet wurde, natürlich im romanischen Stil, den einzelne Theile des Gebäudes noch heute zeigen. Feuersbrünste und Einstürze erforderten einen gothischen Neubau des hohen Chores. Alte Sculpturen zieren noch die Wände der Kirche, wir gewahren eine sehr bezeichnende Darstellung des Sündenfalles und in Reliefdarstellung das Schiff der Kirche auf den Wellen schaukelnd, ein Seitenstück zu Giottos Navicella. An die Kirche schließen sich verschiedene Säle an, sämmtlich nur durch Massen von Treppen und Stufen erreichbar, und der berühmte zierliche Kreuzgang, dessen Hängebreiecke über den gekämpferten Säulencapitälen mit wundervollen Bandmustern, jedes anders, geschmückt sind. Die Innenseite des Kreuzganges deckt leider ein modernes Ziegeldach in schreienden bunten Farben, das zwar das zerstörte Dach genau nachahmen soll, aber durch den Glanz seiner Neuheit unangenehm mit dem ehrwürdigen alten Gemäuer contrastirt. Die ganze Kirche scheint am Felsen zu kleben, vor Zusammenbruch schirmen sie, insbesondere den hohen Chor, durch die Pracht seiner Details den Hauptzierat des ganzen Berges, kolossale Unterbauten von einer Größe und Stärke, wie dergleichen nur noch in Assisi, in der Gruftkirche des heiligen Franz, gefunden werden. Die Last der Kirche tragen die „gros Piliers“, die dicken 13 Fuß im Durchmesser haltenden Pfeiler, zu denen man durch eine lange Treppenflucht gelangt. Die meisten Gewölbkammern dieser Substructionen sind nun zu Nutzräumen verwendet, die wichtigsten derselben sind: das Promenoir der Mönche, ein kühles Gemach, von mächtigen Säulen

Digitized by Google

gestützt, auf denen weitausladende Kreuzgewölbe ruhen, ferner die Krypta des Aquilon; endlich befinden sich hier auch die schauderhaften Räume der Gefängnisse für Staatsverbrecher, in die ebensowenig, wie in die entsetzlichen Gefängnisse im Dogenpalaste von Venedig, ein Lichtstrahl sich verirren kann. Weitere Stufenfolgen führen zu dem Refectorium, dem ehemaligen Speisesaale der Mönche, welches zwei Riesenkamine zieren; zur Salle des hôtes, dem Raum, der zum Empfang der Gäste bestimmt war, den leichtere, verhältnißmäßig zierlich ausladende, von dünnen Pfeilern gestützte Kreuzgewölbe tragen. Eine abermalige Treppenflucht geleitet in den Rittersaal (la sallo des chevaliers), eine herrliche gothische Halle, die elf kolossale Pfeiler in vier Schiffe theilen, vollendet unter dem kunstsinnigen Abte Thomas des Chambres (1218—1225). In diesem Saale stiftete 1469 König Ludwig XI. den Orden des heiligen Erzengels Michael; wenn auch der Sitz des Ordens schon 1557 nach Vincennes verlegt wurde, so erhielt doch der Saal von der Stiftungsfeierlichkeit seinen Namen. Unter dem Rittersaal wölben sich die weiten Kellerräume, bestimmt, Proviant und Getränke in großen Massen aufzunehmen, um langen Belagerungen Trotz zu bieten, wie sie der Mont St. Michel im hundertjährigen Kriege der beiden Canalmächte so oft auszuhalten hatte.

Nach anderthalbstündigem, mühseligem Herauf- und Hinabklettern Tausender von Stufen gelangten wir wieder in's Freie mit dem Bewußtsein, ein Stück Mittelalter gesehen zu haben, wie es so ausgezeichnet erhalten nicht häufig in Europa vorkommt. Nach einem trefflichen Dejeuner, bei dem die historische Omelette nicht fehlte, kehrte der größte Theil der Anwesenden dem gastlichen Hause Madame Poulards wieder den Rücken, um neuen Ostergästen Platz zu machen. Nur zu bald hatten wir die phantastische Pyramide des unvergleichlich malerischen Berges wieder hinter uns und fuhren nach Granville an den Meeresstrand, um von dort aus am nächsten Tage den Schnellzug wieder zu besteigen, der uns in jäher Eile wieder nach der französischen Hauptstadt führen sollte.

Digitized by Google

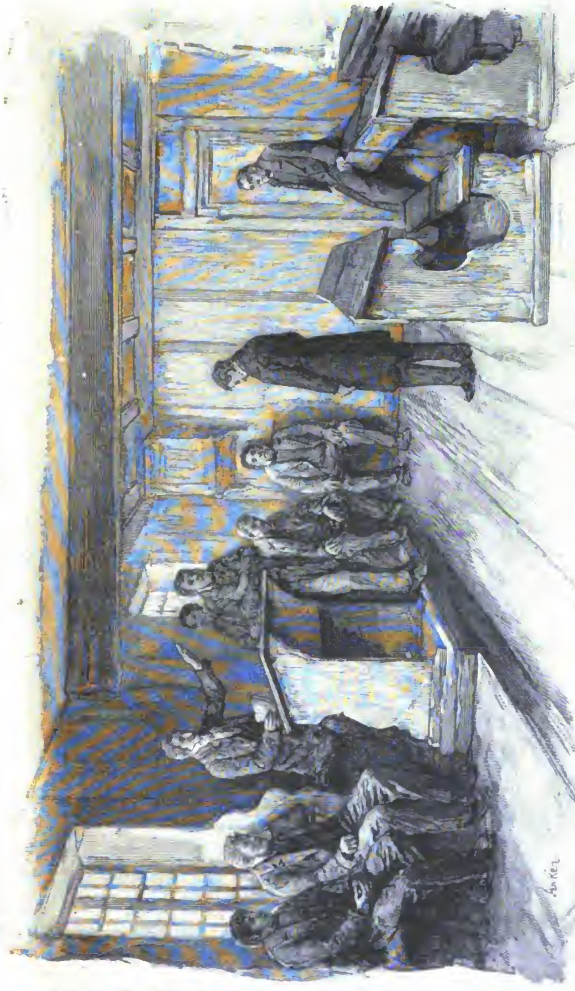
Die Ernte.

Illustrirte Bibliographie.

Jeremias Gotthelf, Ausgewählte Werke. Erste illustrirte Prachtausgabe. Nach dem Originaltexte herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Vorwort von Dr. K. Schenk, Mitglied des schweiz. Bundesrathes. Mit 200 Illustrationen von A. Anker, H. Bachmann, W. Ligier. Chaux-de-Fonds, Verlag von F. Zahn.

Ein angesehener Litterarhistoriker und Dichter weist in seinem in diesem Hefte veröffentlichten Essay gegenüber den Ansprüchen moderner litterarischer Revolutionäre, als die Vertreter einer neuen, auf wesentlich anderen Grundlagen ruhenden Dichtung betrachtet zu werden, darauf hin, daß die Weisheit Ben Akibas auch auf dem litterarischen Markte Geltung habe. Der Fortschritt, der in der modernen Bewegung liegt, soll damit gewiß nicht in Abrede gestellt werden, und ihre Ausrüchse dürfen uns nicht blind machen gegen die Verdienste ihrer Träger. Daß aber diejenigen von ihnen, welche glaubten etwas im Principe ganz Neues, noch nicht Dagewesenes zu verkünden, in schwerer Selbsttäuschung befangen waren resp. sind, dafür liefert Gottschall in seiner Parallele zwischen den „Modernen“ und den Stürmern und Drängern des vorigen Jahrhunderts sehr lehrreiche Beispiele. Auch der Dichter, mit dem wir uns anläßlich einer Neuausgabe seiner Werke wieder zu beschäftigen angeregt werden, könnte als Beispiel dienen. Als der als der Vater und das Haupt des extremen Realismus gefeierte Emile Zola geboren wurde, im Jahre 1840, waren bereits mehrere Bände von einem Schweizer Dichter erschienen, der bald als ein Meister realistischer Darstellung und als ein epistes Talent ersten Ranges gepriesen wurde. Ja, der Realismus Jeremias Gotthelfs oder Albert Bitzius' ist mitunter sogar so kräftig, so ungenirt, daß der wärmste Verehrer Zolas davon befriedigt sein könnte; die bekannte Schilderung des Kampfes der beiden misstriefenden Mägde in „Uli der Knecht“ könnte von dem französischen Meister geschrieben sein; und in der übermäßigen Berücksichtigung des descriptiven Elements steht ihm Jeremias Gotthelf nicht nach. Freilich, im Allgemeinen hält sich der Realismus Gotthelfs von den Maßlosigkeiten Zolas frei; er ist nicht einseitig auf die Nachtseiten und die pathologischen Erscheinungen des menschlichen Lebens beschränkt; der Schweizer Pfarrer, der in engster Berührung mit dem Bauern gelebt, schildert das ländliche Leben ganz anders und sicher nicht weniger wahr und treu, als Zola es in seinem von Gräueln erfüllten Roman „La Terre“ gethan; andererseits ist seine naive, realistische Widerspiegelung der bäuerlichen Welt von der sentimentalen Auffassung des durch die Brille des Spinozismus blickenden Berthold Auerbach, dessen Erfolge auf dem Gebiete der Dorfgeschichten in dieselbe Zeit fallen, wesentlich verschieden.

Digitized by Google



Der Schullehrer vor der Commission.

Aus: Jeremias Gotthelf: „Ausgewählte Werke." Illustrirte Prachtausgabe. Herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Verlag von A. Hahn, Thorn-de-Fonds.

Digitized by Google

In Jeremias Gotthelfs Schriften ist zum Schaden ihrer künstlerischen Wirkung neben dem Dichter sehr häufig der Parteimann und der Prediger lebendig: lang ausgesponnene Betrachtungen, pastorale Ergüsse, breite, trocken-lehrhafte Beschreibungen unterbrechen die Handlung und ermüden den Leser; und die Beziehungen auf Personen und Zustände aus der näheren Umgebung des Dichters, die auch nur dieser vertraut und interessant waren, haben dem Dichter in der Werthschätzung und der dauernden Gunst bei dem nichtschweizerischen deutschen Publicum starken Abbruch gethan. Diese Mängel haben es auch verschuldet, daß Gotthelf, kaum vierzig Jahre nach seinem Tode, außerhalb der Grenzen seiner engeren Heimat mehr jene mumienhafte Unsterblichkeit in den Litteraturgeschichten, als jene lebendige Unsterblichkeit, die in der fortdauernden, unmittelbaren Wirkung der Werke auf empfängliche Gemüther besteht, genießt. Und das ist zu bedauern, denn Gotthelf ist mit allen seinen Schwächen ein hervorragender epischer Dichter und ein Volksschriftsteller ersten Ranges, der als solcher erziehend und erhebend

Madeli als Frau Schulmeister.
Aus: Jeremias Gotthelf: „Ausgewählte Werke". Illustrirte Prachtausgabe.
Herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Verlag von F. Zahn, Chauvet-Fonds.

auch heute noch zu wirken vermag, wenn man ihn in reiner Gestalt, in dem wahren Gehalt seiner Natur dem Volke nahe bringt. Und dies geschieht durch eine neue Ausgabe seiner besten Werke durch Professor Otto Sutermeister. Der Herausgeber, der sich über die angedeuteten Mängel in den Werken Gotthelfs wohl klar war, hat es unternommen, dieselben zu beseitigen, nicht, indem er eine sogenannte „Bearbeitung" lieferte — davon hielt ihn die richtige Pietät für das Wort des Dichters ab — sondern indem er einfach jene störenden episodischen Partieen entfernte. Dies konnte hier ohne Gefahr geschehen, da bei Gotthelf die Tendenz nicht das Kunstwerk durchdringt, sondern gemeinhin nur äußerlich angehängt und eingefügt ist. Der Herausgeber konnte also diese wilden Ranken entfernen, ohne in den Organismus des Werkes schädigend einzugreifen. Außerdem bietet O. Sutermeisters Ausgabe noch nach einer anderen Seite hin eine Vereinigung, indem sie die erste ursprüngliche Lesart, den unverfälschten Originaltext im Gegensatz zu den späteren für Deutschland speciell berechneten Ausgaben und zu den vielfachen Nachdrucken giebt.

Digitized by Google

Pfarrhaus von Lützelflüh.

Aus: Jeremias Gotthelf: „Ausgewählte Werke." Illustrirte Prachtausgabe. Herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Verlag von F. Zahn, Chaux-de-Fonds.

Die Verlagshandlung F. Zahn in Chaux-de-Fonds hat das verdienstliche Unternehmen des Herausgebers in freigebiger Weise unterstützt, indem sie die Ausgabe von Gotthelfs ausgewählten Werken zu einer vornehmen Prachtausgabe gestaltete, vor Allem durch die Heranziehung dreier hervorragender Schweizer Künstler: A. Anker, H. Bachmann und W. Vigier, welche 200 vortreffliche Illustrationen geliefert haben. Die Ausgabe wird enthalten: Leiden und Freuden eines Schulmeisters; Uli der Knecht; Uli der Pächter; Der Bauernspiegel; Der Sonntag des Großvaters; Elsi die seltsame Magd; Anne Bäbi Jowäger und erscheint in 20—22 monatlichen Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 1,20 Mk. — Die schöne Ausgabe sei hiermit bestens empfohlen. O. W.

Erinnerungen von Felix Dahn.

Viertes Buch, 2. Abtheilung (1871—1888). Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Nach den packenden Schilderungen der ersten Abtheilung dieses Buches, das uns das Jahr 1870, insbesondere die Schlacht bei Sedan, meisterhaft zur Anschauung brachte, hätte man eine Erlahmung des Interesses für den vorliegenden Band befürchten können. Der Dichter hat diese Befürchtung — wenn sie vorhanden war — auf's Glänzendste zu nichte gemacht; ja, ich kann nicht leugnen, daß dieser letzte Band — wenigstens für meinen Geschmack — seine Vorgänger an Fülle des Interessanten, an Reichthum des Charakteristischen noch übertrifft. Es ist der Lebensabschnitt, in welchem der Dichter den Höhepunkt seines dichterischen und wissenschaftlichen Könnens und Wirkens erreicht, den Höhepunkt zugleich seines Liebes- und Lebensglückes. In Königsberg, wohin er am 19. Juni 1872 berufen worden ist, sind fast alle die großen historischen, philosophischen und juristischen Arbeiten, dazu die bedeutendsten poetischen Werke, die zum Theil schon in Würzburg, ja in München geplant und begonnen waren, ausgeführt und vollendet worden. Ueberschaut man die nach Zahl und Umfang, nach wissenschaftlicher und poetischer Gediegenheit außerordentliche Menge von Werken, so fragt man sich staunend: wie ist es möglich, daß die Kraft eines Menschen, der dazu ein

Digitized by Google

schweres, verantwortungsreiches und zeitraubendes Amt verwaltet, ausreichen konnte, das Alles hervorzubringen? Die Antwort lautet: nur, wer wie Dahn keine Stunde des Tages, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ungenutzt vorüberläßt, wer die Stunden der Muße, der Erholung auf's Aeußerste beschränkt und seine Zeit so eintheilt, daß jedem Tage gewissermaßen ein genau innegehaltenes Programm zu Grunde liegt, nur der wird im Stande sein, bei gleicher Begabung gleich Großes zu schaffen.

Nachdem Dahn die näheren Umstände seiner Uebersiedelung nach Königsberg berichtet, entwirft er von Land und Leuten in Preußen und insbesondere von der Hauptstadt und ihren Bewohnern eine höchst anschauliche, mit köstlichem Humor durchsetzte Schilderung, die trotz mancher satirischen Randglossen von wärmstem Wohlwollen und aufrichtigster Anerkennung getragen ist. Kommt er doch am Schlusse derselben zu dem Resultat: „In Königsberg liegt doch wohl der Schwerpunkt meines Lebens, und meine dankbarsten Erinnerungen gelten — neben denen an die glückliche Knabenzeit im Elterngarten zu München — der lieben alten Pregelstadt: ganz besonders auch um der Erinnerungen willen, die sich an meine Thätigkeit als Lehrer, an das herzerquickende Verhältniß zu meinen preußischen Schülern knüpften."

Hier in Königsberg war es auch, wo er nach jahrelangem Kampfe mit widrigen Verhältnissen den Bund für's Leben mit Theresen schließen durfte, die ihm seine Häuslichkeit zur Stätte echtesten, unvergänglichen Glückes machte. Die Schilderungen dieses trauten Zusammenlebens und Zusammenarbeitens sind von ganz besonderer Wärme und Anmuth durchdrungen. Erfreulich ist dabei auch, wahrzunehmen, wie von Jahr zu Jahr die Anerkennung und der Ruhm des Dichters wächst und mit ihm zugleich die materiellen Verhältnisse sich fortdauernd günstiger gestalten. Der große Kreis von Freunden und guten Bekannten, die sich allmählich um ihn schaaren, beweisen außerdem, daß nicht nur der Dichter und Gelehrte die wohlverdiente Anerkennung gefunden, sondern daß man vor Allem auch den Menschen oder vielmehr das Ehepaar Dahn von Herzen liebgewonnen hatte.

In die Schilderung aller dieser Verhältnisse, die von des Dichters Stellung in der Gesellschaft, in der Universität, im öffentlichen Leben und in der Politik Kunde geben, sind eine Masse reizender kleiner Anekdoten eingeflochten, die Dahn so meisterlich zu erzählen versteht. Wer Gelegenheit gehabt hat, ihn mündlich solche Anekdötchen vortragen zu hören, der wird ihn bei der Lectüre dieses Buches gewiß an vielen Stellen leibhaftig vor sich sehen, wie er, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, mit erhobenem Zeigefinger und dem ernstesten Gesicht von der Welt die schelmischsten Dinge zum Besten giebt, die allemal das herzlichste Lachen der Zuhörer wachrufen. Hierbei sei auch eines liebenswürdigen Charakterzuges Dahn's erwähnt, den er mit manchem anderen deutschen Dichter theilt: seine Liebe zur Thierwelt, insbesondere zur gefiederten. Wer dächte hierbei nicht an die rührenden Klagen, die Friedrich Hebbel seinem Tagebuche anvertraute beim Tode seines Hündchens und seines Eichhörnchens?!

Alljährlich in den großen Universitätsferien unternimmt Dahn mit seiner Frau Reisen nach dem Süden oder an die Nordsee, von denen er mancherlei interessante Einzelheiten zu berichten weiß. Zu diesen gehört vornehmlich eine mehrstündige Unterredung mit König Ludwig II. von Bayern, der den Dichter von Partenkirchen aus nach seinem Bergschloß Schachen abholen ließ. Dieses Zwiegespräch, in dem der König mit einer geradezu verblüffenden Offenheit über Staatsverhältnisse und Persönlichkeiten sich ausließ und der Dichter ebenso offen und unerschrocken antwortete, gehört zu dem Packendsten, das ich je gelesen. Schade, daß der Dichter durch nothwendige Rücksichtnahme gehindert war, ein anderes Zwiegespräch — mit dem Fürsten Bismarck — das er nur andeutungsweise wiedergiebt, ausführlich zu berichten: das wäre vielleicht noch interessanter gewesen, als jenes mit dem unglücklichen König.

In Königsberg nimmt Dahn auch zuerst Fühlung mit dem Theater, auf dem er schöne, ja glänzende Erfolge davontragen sollte. Daß sie trotzdem nicht von Dauer blieben, erfüllt den Dichter mit gerechtem Unmuth. Es ist in der That nicht recht begreiflich, weshalb seine Stücke, die abgesehen von ihrem poetischen Gehalt, doch durchweg einen starken theatralischen Zug haben und ihre Wirkung bei einigermaßen guter Darstellung nie verfehlen, so ganz von der deutschen Bühne verschwinden konnten. Aber freilich — „beim Theater kommt immer Alles anders", wie der alte Laube zu sagen pflegte, besonders in Deutschland, es bietet Räthsel, die kein Verständiger zu lösen vermag.

Digitized by Google

Es ließe sich noch viel Schönes und Gutes über das vorliegende Buch, das trotz der Versicherung des Dichters hoffentlich nicht das letzte seiner Erinnerungen sein wird, sagen; hier muß es genügen, darauf aufmerksam gemacht zu haben: geht hin und leset selbst!

Geschmückt ist das Buch durch ein Bildniß des sechsjährigen Felix Dahn, ein allerliebstes Kinderportrait, auf dem uns dieselben Augen entgegenleuchten, die heute noch des Mannes Antlitz beleben: Dichteraugen altern eben nicht. Ferner bietet das Buch ein wohlgetroffenes Bild Theresens und eine Darstellung des gemeinschaftlichen Arbeitszimmers im Hinter-Tragheim zu Königsberg.

Faßt man das Endergebniß der fünf starken Bände zusammen, in denen der Dichter von seinem Leben berichtet, so muß man sagen: es ist eines der glücklichsten, das man sich denken kann, voll Mühe und Arbeit, voll redlichsten, edelsten Strebens, reich an Segen und Erfolgen der schönsten Art. Hoffen wir, daß noch viele Jahre ihm das alte Glück treu bleibt. — e.

Bibliographische Notizen.

Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt. Von Dr. A. Pick. Erfurt, Verlag von Karl Villaret.

Daß die classische Biographie Gneisenaus von Pertz und Delbrück hier nur noch ergänzt und erweitert werden kann, ersieht man aus dem vorliegenden kleinen Schriftchen. Der Mensch Gneisenau besonders tritt hier in eine helle Beleuchtung. Der sorgende und theilnehmende Freund, der liebende und aufopferungsfähige Gatte, der wohlwollende Gönner, der wohlthätige Menschenfreund, sie Alle enthalten Eigenschaften, die unserem genialen Feldherrn durchaus eigenthümlich sind. Es ist geradezu ein Genuß, die Briefe zu durchmustern, die er an seinen alten Jugendfreund Siegling geschrieben hat. Daß auch eine liebenswürdige Bonhommie, hier und da ein Fünkchen Ironie dem Feldmarschall nicht fremd ist, zeigt sich an vielen Stellen der Briefsammlung. „Wenn so ein paar Gelehrte reisen, da wird gewöhnlich etwas vergessen oder gestohlen." Aber der hier so leise spöttelt, hatte selbst eine tüchtige Ader von einem deutschen Gelehrten und Professor in sich; aus ihr erklärt sich nicht zum Mindesten, daß Gneisenau nach langem Warten so schnell vorwärts gekommen ist. Wd.

Erzherzog Carl von Oesterreich. Ein Lebensbild. Von H. R. von Zeißberg. I. Bd. 1. und 2. Hälfte. Wien und Leipzig W. Braumüller.

Es ist mehr als ein Lebensbild, das hier geboten wird, es ist schließlich im zweiten Theil des 1. Bandes eine Geschichte Oesterreichs in der nachtheresianischen Zeit, in der dieses Land sich zu einem modernen Staate entwickelte. So verfolgen wir den Erzherzog durch die Kinder- und Jugendjahre, durch das Elternhaus bis auf die belgischen Schlachtfelder, wo die französische Revolution sich in kriegerischen Eruptionen Luft machte und dem Prinzen Gelegenheit gab, sich im Kriegshandwerk so auszubilden, daß er wohl befähigt war, später als Reorganisator des österreichischen Heerwesens aufzutreten.

Man darf mit Spannung den nächsten Bänden des Werkes entgegensehen; müssen sie uns doch zeigen, wie der „Sieger von Aspern" die Arbeit seiner Mannesjahre erfaßt und durchgeführt habe.

Welch umfassender Fleiß auf dieses Werk verwandt ist, und welches ungeheure Material ihm zu Grunde liegt, geht unter Anderem aus den mehr als 2000 Anmerkungen umfassenden Quellennachweisen hervor, die am Schlusse jedes Bandes angefügt sind. Wd.

Fürst Bismarck und seine Zeit. Von H. Blum. 3. und 4. Bd. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser hat sich mit großer Liebe in den gewaltigen Stoff versenkt, den es zu bewältigen giebt, wenn es gilt, einen Bismarck und die von ihm beherrschte Zeit in's rechte Licht zu rücken. Um so schwieriger ist diese Aufgabe, als Sybel's classisches Werk vorliegt. Aber Blum wendet sich offenbar an ein größeres Publicum, als Sybel's von diplomatischem Geiste getragene Darstellung beanspruchen kann. Ich glaube in der That, daß durch

Digitized by Google

Blums interessante Schilderungen die Kenntniß von dem Leben und Wirken des gewaltigen Staatsmannes ein geistiges Gemeingut des gebildeten deutschen Volkes werden kann. Druck und Ausstattung lassen Nichts zu wünschen übrig. Mögen sich die folgenden Bände den vorhergegangenen würdig anschließen! Wd.

Politische Schriften von 1848—1868. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Die hier gebotenen Leitartikel aus dem Jahre 48, die politischen Essays und Streitschriften, welche schon früher gedruckt worden sind, konnten mit Recht von Bamberger zu einem Bande vereinigt werden. Sind sie doch alle Zeit- und Spiegelbilder einer gährenden Epoche, in der sich der Constitutionalismus endgiltig zum Leben hindurchrang und Preußen, das vielgehaßte Preußen, immer mehr in die Führerstellung Deutschlands hineinwuchs.

Darin liegt der Reiz dieser Aufsätze, daß sie die Zeitstimmung wiederspiegeln, der viele denkende Köpfe damals huldigten. Die Darstellung ist immer packend und geistreich, mag Bamberger von dem Revolutiönchen in der Pfalz von 1849 ergötzliche Bilder entwerfen, mag er sogar in französischer Sprache den Galliern beibringen, daß sie den Herrn von Bismarck durchaus falsch beurtheilen; Bamberger ist als Parlamentarier durch seine sachlichen, scharfsinnigen und häufig von philosophischem Geiste durchdrungenen Reden bekannter geworden denn als Schriftsteller. Daß er aber zu einem solchen große Fähigkeiten besitzt, beweisen auch diese kleinen Schriften aus einer ungestüm vorwärts drängenden Zeit.

Wd.

Rußland unter Kaiser Alexander III. sowie Politik und Aufgaben Nikolais II. Von F. Neubürger. Berlin, M. Driesner.

Der Titel entspricht nicht ganz dem Inhalt; wir erfahren mehr von Alexander II. als von seinem Sohne. Und das mit vollem Rechte. Denn die nennenswerthen Neuerungen, dazu bestimmt, das große Slavenreich den westlichen Staaten Europas näher zu bringen, sie sind von Alexander II. ausgegangen. Doch das nur nebenbei. Was da erzählt wird von dem russischen Druckerei- und Zeitungswesen, von den Chicanen der Behörden gegen Untergebene, von Kirche, Verfassung und Staat, von dem leichtsinnigen, mehr und mehr verarmenden Adel, von dem alkoholisirten, halb verthierten Bauern, das Alles sind wunderbare Dinge, die den anderen Europäern kaum bekannt sein dürften. Es liest sich wie eine Tragödie, jene Schilderung von der Bauern-Emancipation Alexanders II., von seinem redlichen Streben, seinen Unterthanen alle Errungenschaften der modernen Cultur in Verfassung, Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen. Und die Antwort darauf? Die Dynamitbombe der Nihilisten!

Acutes Interesse dürfen die Partien des Buches beanspruchen, wo die Möglichkeiten eines Krieges zwischen Rußland und Deutschland und seine Folgen erwogen werden. Gewiß, der russische Soldat wäre unwiderstehlich ohne den — Schnaps; der russische Bauer ist intelligent, arbeitslustig und fähig ohne den — Schnaps. Rußland hat unermeßliche Schätze, aber sie sind nicht gehoben und können also gegen Niemand ausgespielt werden. Aber hat denn Rußland ein Interesse daran, einen Waffengang mit Deutschland zu wagen? Der Verf. verneint das und fügt hinzu, daß beide Mächte dabei nur verlieren und Nichts gewinnen könnten.

Die Ausführungen des Verf. tragen den Stempel sorgsamer Studien an der Stirn, weshalb man ihnen gerne Glauben schenken mag, um so mehr, als ein zwanzigjähriger Aufenthalt im Lande und der Verkehr mit allen Bevölkerungsklassen nur dazu beitragen konnte, den Schilderungen des Verf. sicheren Untergrund und ein bestimmtes Colorit zu verleihen. Möchten die Prophezeiungen des Verf. auch bezüglich der Regierungsgrundsätze des jungen regierenden Zaren sich bewahrheiten! Dann wäre von der wilden Ehe zwischen Galliern und Slaven für Deutschland wenig zu fürchten. Wd.

Geschichte Siciliens. Von E. A. Freeman. Deutsche Ausgabe von B. Lupus. 1. Bd. Mit dem Bildnisse des Verfassers und fünf Karten. Leipzig, B. G. Teubner.

Der Uebersetzer und Herausgeber hat sich ein Verdienst um die Wissenschaft damit erworben, daß er des berühmten englischen Forschers Werk auch einem größeren deutschen Publicum zugänglich gemacht hat. Zwar ist es nur ein Torso, der bei dem vorzeitigen Tode Freemans geboten werden kann; aber auch so erhalten wir einen deutlichen Begriff von der Kraft und poeti-

Digitized by Google

schen Lebendigkeit der Darstellung des Verfassers, der durch seinen langen und wiederholten Aufenthalt auf dem herrlichen Sicilien in die Lage gesetzt war, so zu schildern, wie er es mit eigenen Augen erschaut hatte. Zwar haben wir es in diesem Bande mit der ältesten Geschichte der Mittelmeerinsel, mit ihren Urbewohnern und der Besiedelung durch Phönizier und Griechen zu thun, aber die topographischen Schilderungen haben auch für die Jetztzeit noch ihre Bedeutung, und wer jemals auf den Höhen der Achrodina bei Syrakus oder auf der trümmerbesäten Umgebung von Akrogas, dem heutigen Girgenti, gestanden hat, der wird der scharfen Beobachtung und der deutlichen, noch heute geltenden Charakteristik von Städtebildern, wie sie Freeman bietet, seine Bewunderung nicht versagen können.

Sicilien stand einst im griechischen und römischen Zeitalter im Mittelpunkte des damaligen Welthandels. Heute, seitdem die Insel jahrhundertelanger Vergessenheit anheimgefallen war, zieht der moderne Weltverkehr nach Ostindien, an ihren Gestaden dahin, heute bildet sie jahraus jahrein das Wanderziel ungezählter Tausende von Gebildeten! Diesen sei besonders Freemans Werk warm an's Herz gelegt.

Wd.

Die Nothwendigkeit einer europäischen Abrüstung und Steuerentlastung. Von Dr. K. Walcker, Doc. d. Staatsw. an der Universität Leipzig. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel.

Der Inhalt der Schrift entspricht wenig dem Titel. Richtiger wäre es gewesen, wie es der Verfasser ursprünglich vorhatte, als Titel zu wählen: „Die Friedensgesellschaften, Kritik und Reformvorschläge." Was nun die Kritik der Friedensgesellschaften anbetrifft, so scheint dem Verfasser die Grundidee, von der dieselben ausgehen, nicht voll zum Bewußtsein gekommen zu sein, und so kämpft er häufig gegen Windmühlen. Das, was er über die Schiedsgerichte sagt, halten wir für größtentheils völlig verfehlt. Und wenn er hier von Utopien spricht, so verdienen unserer Meinung nach seine eigenen Vorschläge diesen Namen weit mehr. Jedenfalls würden dieselben eine Verwirklichung erst erfahren können nach langer Vorarbeit durch die Friedensvereine. Uebrigens verkennt der Verfasser die hohe Bedeutung der Friedensbewegung durchaus nicht.

Wp.

Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Von Dr. K. Walcker, Doc. d. Staatsw. a. d. Universität Leipzig. 3. völlig umgearb. Aufl. — 5 Bd. d. Handbuch der Nationalökonomie. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung.

Nach der Vorrede soll die Arbeit „eine Art Grundriß zu Vorlesungen und Studien über die Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus sein". Dafür mag sie brauchbar sein; als Grundlage für das Selbststudium allerdings wohl nur durch die reichlichen Litteraturnachweise.

In dem zweiten der beiden angefügten „Excurse" ereifert sich der Verfasser gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht und für ein Socialistengesetz. Wir können nicht behaupten, daß uns dieser Exkurs sonderlich imponirt hätte.

Wp.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Von F. W. Higginson. Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. Neuwied und Leipzig, Aug. Schupp.

Physiologie, Temperament, Heim, Gesellschaft, Erziehung, Beschäftigung, Stimmrecht, werden jedes in einer Reihe kurzer, lose zusammenhängender, fast selbstständiger Capitel besprochen, die sich aber gut lesen und anregend wirken, ob wir ihnen zustimmen können oder zum Widerspruch gereizt werden.

Wp.

Bahn frei! Ein Wort für unsere Frauen. Von Dr. phil. Moritz Popper. Prag, J. G. Calve.

Das Schriftchen würde noch besser für seinen Zweck wirken, als es in der That schon thut, wenn der Verfasser sich von einzelnen Uebertreibungen in Inhalt und Ausdruck freigehalten hätte.

Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstraße und Reiseroute. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Abbildungen, darunter zahlreichen Vollbildern und 50 Karten, letztere zum Theil in Farbendruck. In 30 Lieferungen zu 50 Pf. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Der durch zahlreiche Schriften, namentlich auf geographischem Gebiete, bekannte und beliebt gewordene Verfasser hat hier ein besonders gelungenes, umfangreiches Werk geliefert. Er entrollt in demselben gleichsam die Lebensgeschichte des größten

Digitized by Google

Stromes Mittel-Europas, von den romantischen Thälern des Schwarzwaldes bis an das Schwarze Meer — fast vor die Thore Constantinopels. — Der Verfasser theilt das Werk in 4 Haupttheile — in einen hydrographisch-naturwissenschaftlichen, einen historischen, einen nautisch-technischen und einen schildernden Theil. Jeder dieser Theile zerfällt in eine Anzahl Abschnitte. In den bis jetzt hier vorliegenden fünfzehn Lieferungen sind die Theile 1 und 2 beendet und ist mit dem nautisch-technischen Theil begonnen. In belehrender und zugleich unterhaltender Weise sind im ersten Theile, nach einem geologischen Ueberblick, mit großer Sachkenntniß die Wasserstandsverhältnisse, die Bodenplastik und das organische Leben in und an der Donau geschildert, während der zweite Theil in seiner geschichtlichen Abhandlung, von den Spuren der Argonauten angefangen, die Wandlungen verfolgt, welche das Römerthum im Donaugebiete sowie die Völkerwanderung zur Folge hatte. Daran schließt sich die Staatenbildung, die Türkenkriege und die geschichtlichen Ereignisse bis in die Neuzeit. Besonders ausführlich und viel Neues bringend ist der prähistorische Abschnitt gehalten, wie überhaupt das Ganze eine große Auffassung von der historischen Bedeutung der Donauländer durchzieht. — Das Werk ist durch zahlreiche Abbildungen und Karten in tadelloser Ausführung vorzüglich ausgestattet und kann somit warm empfohlen werden.

K.

Das Gold des Nordens. Ein Rückblick auf die Geschichte des Bernsteins. Von Paul Moldenhauer. Danzig, Carl Hinstorff.

Die recht lesenswerthe Schrift giebt eine interessante Darstellung des Wissenswerthesten über Natur und Geschichte des Bernsteins. Nicht befreunden können wir uns mit den Anschauungen des Verfassers über die Entstehung der Eiszeit. Die Zahlangaben auf pag. 28 über die Höhe der Diluvialfluthen können leicht mißverstanden werden.

Wp.

Das Leben des Meeres. Von Dr. Conr. Keller. Leipzig. Heft 2—12. T. O. Weigel Nachf. (Chr. Tauchnitz.)

Die vorliegenden Hefte des schon früher von uns angekündigten Lieferungswerkes behandeln in einer Anzahl von Capiteln eine Reihe interessanter allgemeiner biologischer Fragen wie Genossenschaftsleben, Schmarotzerthum, Farben der Meeresthiere, Meeresleuchten, Wanderungen der Meeresthiere, Strandfauna, Hochseefauna, Thierleben der Tiefsee ꝛc., um dann zur speciellen Zoologie überzugehen. Es sind bis jetzt systematisch behandelt die Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fische, Mollusken, Würmer, Nesseltiere und ein Theil der Urthiere. Zahlreiche gute Holzschnitte und eine Reihe von wunderbaren Farbentafeln erläutern den Text.

Wp.

Wetterbüchlein. Praktische Anleitung zur Beobachtung und Voraussage des Wetters von Carl Burgwedel. Mit 24 Abbildungen. Dresden, Meinhold und Söhne.

Im Vorwort motivirt der Verfasser die Veranlassung zu seiner Schrift durch die Erwägung „daß es an einer kurzen und leichtfaßlichen Anleitung zur Beobachtung und Voraussage des Wetters immer noch fehle." Nun sind aber innerhalb der letzten 10 Jahre gerade eine Menge derartiger kleiner Schriften erschienen, die dasselbe Ziel verfolgen, das der Verfasser sich gesteckt hat. Von diesen Schriften scheint der Verfasser keine Kenntniß zu besitzen, oder er ist der Ansicht, daß sie das vorgesteckte Ziel nicht erreicht haben. Der Verfasser bespricht zunächst die Luftströmungen, Wolken und Niederschläge und wendet sich dann den synoptischen Wetterkarten zu, denen der weitaus größte Inhalt des Büchleins gewidmet ist. Es ist daher auch erklärlich, wenn der Verfasser am Schluß betont, „daß nur mit Kenntniß der Wetterlage eines großen Gebietes eine Voraussage des Wetters möglich ist". Fast möchte es nach den Auslassungen des Verfassers scheinen, als wären mit Hilfe der synoptischen Karten 100% Treffer in der Wettervoraussage zu erzielen, was jedoch in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Viel zu wenig Werth legt der Verfasser auf die specifisch localen Verhältnisse, die aber von hervorragender Wichtigkeit sind. Alle diejenigen Wetterbeobachter, denen die telegraphischen Berichte über die Wetterlage in Europa hinsichtlich der barometrischen Maxima und Minima nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht zugänglich sind, bleiben auf die reine Localprognose angewiesen. Einzelnes, wie zum Beispiel das Hygrometer, auch das Gewitter ist nur oberflächlich behandelt, und doch sind gerade die elektrischen Erscheinungen bei der Wettervorherbestimmung im Frühjahr und Sommer von größter Bedeutung. Ganz anerkennenswerth ist dagegen die Besprechung

Digitized by Google

der allgemeinen meteorologischen Verhältnisse, sowie im Speciellen die Erläuterung über die Theildepressionen und die Auswahl von Beispielen über einige wichtige Wetterlagen. Am Schluß bespricht der Verfasser noch „Falbs kritische Tage". Dem hierüber Gesagten kann man nur zustimmen.

K.

Der kleine Samariter. Aerztlicher Rathgeber bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen von Dr. Schulz. Dresden und Leipzig, Lehmann.

In den Zeitungen liest man fast täglich Nachrichten über in Wohnungen, in öffentlichen Lokalen oder auf der Straße vorgekommene, oft gefahrdrohende Erkrankungen, bei denen zumeist schleunige Hilfe ein dringendes Erforderniß ist. Ein Arzt ist aber gewöhnlich nicht gleich zur Stelle, und es kommt daher darauf an, bis zu seinem Eintreffen die gefährlichen und die Umgebung oft beängstigenden Erscheinungen schnell und sicher zu beseitigen. Hierüber den Laien zu belehren und ihm die erforderliche Aufklärung zu geben, damit er sofort thatkräftig eingreifen kann, hat sich der Verfasser mit dem Motto: „Schnelle Hilfe, beste Hilfe!" zur Aufgabe gestellt, deren Lösung ihm durchaus gelungen ist. Im ersten Abschnitt behandelt er die plötzlichen Erkrankungen und im zweiten Abschnitt die Unfälle und Verletzungen und die Art der Desinficirung. Ein ausführliches Register am Schluß erleichtert die Uebersicht. Das gut ausgestattete Buch kann bestens empfohlen werden.

K.

Die körperliche Erziehung der Jugend. Von Angelo Mosso, Professor der Physiologie zu Turin. Uebersetzt von Johanna Glinzer. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leop. Voß.

Von Neuem ist in den letzten Jahren der schon für entschieden gehaltene Kampf über die Frage entbrannt, ob wir mit dem „Turnen" auf dem richtigen Wege zu einer geeigneten Körperpflege uns befinden, immer neue Stimmen lassen sich hören, die zum Mindesten der Alleinherrschaft der Turnerei gegenüber eine größere Beachtung des Bewegungsspieles fordern; immer mehr Leute beginnen ketzerische Meinung über den Werth der Turnerei zu äußern.

Mit dem vorliegenden Werke tritt auch der Verfasser, einer der berühmtesten italienischen Physiologen in den erwähnten Kampf ein, und wir sind gewiß, daß das Werk ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregen wird.

Der Verfasser stellt sich auf den bisher allzuoft außer Acht gelassenen Standpunkt, daß die Streitfrage, welche die Körpererziehung behandelt, von Militärpersonen, Schulmännern oder Turnlehrern allein nicht zum Austrag gebracht werden kann, daß es vielmehr die Aufgabe der Physiologie ist, sich mit dem Turnen zu beschäftigen und ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Und schwere Anklagen sind es, welche der Verfasser gegen das Turnen vom Standpunkte seiner Wissenschaft erheben muß; eben so viele und überwiegende Gründe für eine natürliche Bewegungsgymnastik holt er aus dem Arsenale dieser Wissenschaft hervor. Diesen Ausführungen gegenüber ist ein Todtschweigen des Buches oder ein Versumpfenlassen des Kampfs nicht möglich. Der Kampf muß durchgefochten werden, und wir glauben, daß er mit einer Niederlage des heutigen Turnens enden wird.

Aber nicht allein für den Turnlehrer und für alle die, welche sich mit der körperlichen Erziehung der Jugend berufsmäßig oder aus Liebhaberei befassen, ist das Werk unentbehrlich, auch für militärische Kreise ist es von hoher Bedeutung, denn auch der körperlichen Ausbildung der Soldaten, ihrer Erziehung zum Ertragen von Strapazen widmet der Verfasser auf Grund seiner Eigenschaft als Physiologe und Militärarzt einen großen Theil desselben.

Um einen Ueberblick über den reichhaltigen Inhalt zu geben, lassen wir die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte folgen: 1) Die körperliche Erziehung in Italien im Zeitalter der Renaissance. 2) Die moderne englische Erziehung. 3) Die körperliche Erziehung auf den Universitäten. 4) Die Colleges und die Stundenpläne in den Schulen Englands und des Continents. 5) Die Entwicklung des Turnens. 6) Beurtheilung des deutschen Turnens. 7) Das athletische Turnen. 8) Die militärische Ausbildung und die „bataillons scolairos". 9) Das Schießen nach dem Ziel. 10) Der Tornister. 11) Die Märsche.

Die Uebertragung in das Deutsche ist meisterhaft, Papier und Druck gut. — Kurz ein nach jeder Richtung hin empfehlenswerthes Buch, das in der Bibliothek keines Mannes, der sich mit körperlicher Erziehung beschäftigt, fehlen sollte.

Wp.

Digitized by Google

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.
Comenius-Blätter für Volkserziehung. Leipzig, R. Voigtländer.

Wir freuen uns, constatiren zu können, daß die Comenius-Gesellschaft ihre früher von uns dargelegten Ziele unermüdlich weiter verfolgt, daß sie immer neue Wege sucht, um die Aufgaben, die sie sich stellt, zu lösen. Die „Monatshefte" bringen nach wie vor gediegene wissenschaftliche Arbeiten zur Comeniusforschung, die „Comenius-Blätter", welche an die Stelle der früheren „Mittheilungen" getreten sind, stellen sich vorwiegend auf den Boden der allgemeinen Volksbildung und Volkserziehung, dieses wichtigen Factors auf dem Gebiete der socialen Frage. Sie erstreben Unterstützung und Zusammenfassung aller Bestrebungen auf diesem Gebiet, Errichtung von Volkshochschulen; Erhebung der Sittenlehre zu selbstständigem Lehrgegenstand, die allgemeine Volksschule unter Wahrung der Freiheit des Privatunterrichts, Selbstverwaltung auf dem Gebiet der Schule, Erweiterung der Frauenrechte, Pflege des Genossenschaftswesens ꝛc.

Wir rufen der C.-G. zu ihren Bestrebungen ein herzliches Glückauf zu.

Wp.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn. Nach dessen Abgang an die Universität. Von ***. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der unbekannte Verfasser theilt in Briefform eine Summe von Lebensregeln mit, die wir Allen, für die sie bestimmt, d. h. Denjenigen, die berufen sind, der heranwachsenen männlichen Jugend Lehren zu ertheilen, und dieser selbst, sofern sie die löbliche Absicht hegt, sich auf die rechten Wege leiten zu lassen, als sehr beachtenswerth rühmen können. Ein Sohn ist auf die Universität gezogen, und der Vater schreibt ihm in dem warmen Tone eines älteren Freundes in einzelnen Briefen, was in jenen Lebensjahren, in denen die Studiensemester sich vollziehen, als anstrebenswerth, als nützlich oder schädlich für die Lebensentwickelung des Einzelnen zu erachten ist. Der Verfasser geht von der, leider, unleugbaren Thatsache aus, daß in ein immer größeres Mißverhältniß die Neigung zu leichtem, mühelosem Lebensgenuß mit einer ideellen Richtung des Denkens und Handelns tritt; daß immer verschobener werden die Grenzen von Gut und von Böse, und über die Pflege der körperlichen und moteriell geistigen Kräfte immer mehr die Cultur jener Regungen in den Hintergrund tritt, für die man, sprachgebräuchlich, das Gemüth als Organ bezeichnet. Diese Tendenz, in der jene Briefe geschrieben, können wir gar nicht laut genug als richtig anerkennen, können nicht lebhaft genug den Wunsch aussprechen, daß ihr Inhalt in allerweitesten Kreisen, die Richtung angebend, in der gerathen und gestrebt werden sollte, bekannt werden möchte! Aber auch viele Einzelheiten finden unseren vollen Beifall und flößen uns große Werthschätzung für das klare Denken, die reifen Anschauungen ihres Autors ein. Nur ein Punkt hätte vielleicht eine eingehendere Berücksichtigung finden können: In dem Briefe, der als Thema hat „Der falsche Freund als Versucher" werden auch jene mannigfachen Versuchungen, für die ein junger Mann am leichtesten und häufigsten zugänglich ist, die weitreichendste Gefahr des Jünglingsalters, berührt. Der Vater hofft, daß sein Sohn ästhetisches Gefühl genug besäße, um der gröbsten Art der Verlockung, und Rechtssinn genug, um jenen verführerischen Gelegenheiten, an die sich Verpflichtungen knüpfen könnten, zu widerstehen. — Hier läßt der treffliche Vater weniger seinen wägenden Verstand, das Resultat seiner Erfahrungen, als vielmehr den Wunsch nur zum Ausdruck gelangen.

A. W.

Majestät. Roman von Louis Couperus. Dresden, Heinrich Minden.

In einem Phantasiestaat, der nirgends auf der Landkarte zu finden ist, herrscht eine Dynastie, deren Stammbaum wir vergeblich im Gothaer Almanach suchen würden, und doch begegnen wir in der Herrscherfamilie selbst, sowie in dem sie umgebenden Hofadel manchem vertrauten Zug, der uns an Erscheinungen erinnert, welche im europäischen Staatenleben der Neuzeit eine Rolle gespielt haben; — der Roman ist als eine parodistische Studie über höfisches Leben im Allgemeinen und Kronprinzenschicksal im Besonderen aufzufassen, und der Verfasser hat seine Aufgabe mit psychologischer Gründlichkeit bearbeitet, indem er versucht, das Seelenleben dieser auf schwindelnder Höhe stehenden Persönlichkeiten zu erforschen und zu motiviren. Der Roman ist aber viel zu gekünstelt, um ein wärmeres Interesse erwecken zu können, und die Ausdauer des Lesers wird auf eine recht harte Probe gestellt, um dem Verfasser auf den weiten Irrgängen, den seine

Digitized by Google

Phantasie einschlägt, folgen zu können, zumal Zweck und Ziel desselben auch am Schlusse ziemlich im Unklaren bleiben. mz.

Der Roman einer Träumerin. Von Maria Solina. Dresden, E. Pierson.

Der Roman umfaßt das Schicksal einer Frau, die aus einem zahlreichen Schwesterkreis als unreifes Mädchen in eine Versorgungsehe gedrängt wird, in welcher sie die schönsten Jahre ihres Lebens gedankenlos verträumt, bis sie in einem Alter, in welchem Andere die Herzenskämpfe längst hinter sich haben, zum Bewußtsein ihrer Rechte an das Glück erwacht. Die Ehe wird nun gelöst, und da sie den Mann ihrer Liebe nicht besitzen kann, so ist sie gezwungen, sich in Abhängigkeit zu begeben, um auf diese Weise, frei von unwürdigen Fesseln, sich selbst leben zu können. Die sehr dürftige Handlung ist in diesem kurzen Auszug wiedergegeben, alles Uebrige ist ein Spielen mit Gefühlen, die alle mehr oder minder unnatürlich sind; überhaupt sind die handelnden Personen keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern künstlich construirte Marionetten, mit denen die Verfasserin nach Belieben manövrirt; — derartige Belletristik wirkt auf unreife Gemüther nur verwirrend, gereifte Leser dürften schwerlich Geschmack an derselben finden. mz.

Der Weg zum Frieden. Von O. Heller. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Der in einer spannend entwickelten Exposition das Interesse des Lesers erweckende Roman hält in seinem Fortgange nicht das, was er im Beginne verspricht; dazu ist der Held der Erzählung eine zu abenteuerliche, romanhafte Persönlichkeit, und seine Schicksale, sowie seine endliche Weltflucht liegen zu weit ab von dem Gebiet des Glaubhaften, um nicht das anfängliche Interesse erlahmen zu lassen. O. Heller verfügt über ein gewandtes Erzählertalent; es ist zu bedauern, wenn dasselbe auf Abwege geräth und auch den Mangel an Naturwahrheit unbefriedigt läßt. mz.

Lieder eines Menschen. Von Ludwig Scharf. München, Dr Albert und Comp., Separatconto.

Entschiedene Begabung, aber auch unangenehm berührendes Kraftmeierthum spricht aus den „Liedern eines Menschen". Faust'sches und Heine'sches finden sich in dem Buche, Himmelstürmendes und Weltverachtung. Ein sonveränes Hinwegsetzen über Gedankenlogik und Form läßt kaum ein einziges Gedicht zur vollen Wirkung kommen. Die Eigenart eines Dichters vermag wohl Interesse zu erwecken; wenn er aber nicht versteht oder sich dazu nicht verstehen will, dieselbe auch in wirkliche Kunstschöpfungen umzusetzen, so erlahmt dasselbe. Wenige Lieder, wie Sturmeswehen (S. 14.), Gebet eines Menschen (61), können mit ungetrübter Empfindung gelesen werden. ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bendler G., Der Eine, Roman in zwei Bänden. Berlin, F. Fontane und Co.

Bethusy-Huc, V., Gräfin, Alte und Junge. Roman. Dresden, C. Reissner.

Reden des Fürsten Bismarck, II. Band. Herausg. von H. Kraemer. Halle a./S., O. Hendel.

Bormann, E., Neue Shakespeare-Enthüllungen Heft I. Leipzig, E. Bormann.

Brieger, A., Ausgewählte Gedichte. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Buchwald, G. und J. v., Villa Mühl und mehr. Zweite Auflage. Leipzig, R. Friese.

Busse, C., Neuere Deutsche Lyrik. Halle a./S., O. Hendel.

Busse, H. H., Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. Ihre Entwickelung und ihr Stand. Eine orientirende, kritische Darlegung. München, K. Schüler, (A. Ackermann's Nachflg.).

Calmoleone, L., Der Rufer im Streite. Drama in drei Acten. Triest, F. H. Schimpff.

Daudet, A., Die kleine Kirche. Ein Ehe-Roman. Autorisirte Uebersetzung v. Wolfgang Alexander Meyer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Dayot, A., Napoleon I. in Bild und Wort, übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Liefrg. 4—6. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Dincklage, F., Frhr. v., (Hans Nagel v. Brawe) Baroness Dr. Roman. Dresden, C. Reissner.

Duboc, J., Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. Dresden, H. Henkler.

Eschen, M. v., Inmitten der Bewegung. Socialer Roman. 2 Bände. Dresden, C. Reissner.

Friesius, W., Die Waffen nieder! Schauspiel in fünf Aufzügen. Zum 25. Gedenkjahre des grossen Krieges. Leipzig-Anger, R. Lindner.

Goldschmidt, M., Neue Singgedichte. Frankfurt a./M.-Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Groller, B., Zehn Geschichten. Dresden, E. Pierson.

Hartmann, L., Richard Wagner's Tannhäuser-Festschrift zum Gedenktage der ersten Aufführung am 19. October 1845 in Dresden. Dresden, R. Bertling.

Hafner, J., Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft. An Eduard von Hartmann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. J. Richter.)

Hartung, V., Im Reigen, Neue Lieder. Glarus, B. Vogel.

Jensen, W., Jenseits der Alpen. Novellen. Dresden, C. Reissner.

Keller, C., Das Leben des Meeres. Liefg. 14—16. Leipzig, T. O. Weigel's Nachf.

Klinckowström, A. v., Diebe. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, C. Reissner.

Kloss, I. E., Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Litteratur. Dresden, E. Pierson.

Knackfuss, H., Dürer. Mit 127 Abbildungen von Gemälden, Holzschnitten und Handzeichn. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Kraska, J., Ein Unglück. Soziales Schauspiel aus der Gegenwart, in zwei Aufzügen. Düsseldorf, Bleifuss & Co.

Kretzer, M., Ein Unberühmter und andere Geschichten. Dresden, E. Pierson.

Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. von Karl Schneidt. II. Jahrgang. No. 52. Berlin, H. Storm.

Die Kunst-Halle, Zeitschrift für die bildenden Künste und das Kunstgewerbe. Jahrgang I. No. 1. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Die österreichische Landwehr. Eine kritische Studie von einem ehemaligen österreichischen Offizier. Braunschweig, Rauert & Rocco Nachfg.

Loti, P., Madame Chrysanthème, Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Malling, M., Ein Roman vom ersten Consul. (Bibliothek der Gesammtlitter. No. 886—888). Halle a./S., O. Hendel.

— Die Frau Gouverneurin von Paris. Bilder vom Französischen Kaiserhofe 1807. Kopenhagen, A. F. Höst & Sohn.

Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache, Lieferung 17. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdl.

Nachrichten aus dem Buchhandel und den verwandten Geschäftszweigen Festnummer. Leipzig, Börsenverein der Deutschen Buchhändler.

Newald, J., Friedrich Schlögl. Erinnerungen an einen alten Wiener. Ein Gedenkblatt zur dritten Wiederkehr seines Todestages. Wien, Im Selbstverlage des Verfassers.

Nossig, A., Ueber die bestimmende Ursache des Philosophirens. Versuche einer praktischen Kritik der Lehre Spinozas. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Pietschker, K., Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Potsdam, R. Hachfeld.

Presber, R., Das Fellahmädchen und andere Novellen. Berlin, F. Fontane und Co.

Preser, C., Das Arminslied. Grossenbain und Leipzig, Baumert und Ronge.

Preuschen, H. v., Via Passionis. Lebenslieder. Dresden, Carl Reissner.

Reform, Ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. Lief. 17—18. Königsberg i. Pr., Braun und Weber.

Rigutini, G. und **Bulle**, O., Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 4. Lieferung. Leipzig, B. Tauchnitz.

Riotor, L., Le Sceptique loyal. Paris, Bibliothèque Artistique et Littéraire.

Roderich, A., Künstlerfahrten. Humoresken. Illustrirt von C. Sellner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schneidt, K., Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. II. Jahrgang. Lieferung 48—51. Berlin, W. H. Storm.

Schultz, A., Kunstgeschichte. Lieferung 5. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdl.

Schulze-Schmidt, B., L'Omicida. — Il Briccone. Zwei Novellen. Dresden, C. Reissner.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen und Karten. Liefrg. 11—15. Wien, A. Hartleben.

Settegast, Prof. Dr. H., Woher—wohin? Eine freimaurerische Betrachtung. Berlin, E. Goldschmidt.

Skram, A., Agnete. Drama in drei Acten. Deutsch von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Spitteler, C., Balladen. Zürich, A. Müller.

Stegemann, H., Des Horatius schönste Lieder. Basel, B. Schwabe.

Struck, Dr. F., Die ältesten Zeiten des Theaters zu Stralsund 1607—1834. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Stralsund, Verlag der Königlichen Regierungs-Buchdruckerei.

Struck, Dr. W., Das Bündniss Wilhelms von Weimar mit Gustav Adolf. Ein Beitrag zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Stralsund, Verlag der Königlichen Regierungs-Buchdruckerei.

Suttner, A. G. v., Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. Dresden, E. Pierson.

Victoria. Illustr. Zeitschrift für vaterländisch. Sport und kriegsgemässes Radfahren. Heft 1. Berlin, Hacke und Grützmacher.

Vincenti, C. v., Erlebtes und Fabulirtes. Dresden, E. Pierson.

Wittig, G. C., Urkunden und Belege zur Günther-Forschung. Striegau, A. Hoffmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1895er. Frische Füllung. 1895er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58°0 R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41° "
Theresienbrunn	47° "
Neubrunn . .	47° "
Marktbrunn .	34° "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33° "
Kaiserbrunn.	39° "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad I/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Ermässigung der Preise für

Apollinaris

Natürlich kohlensaures Mineral Wasser.

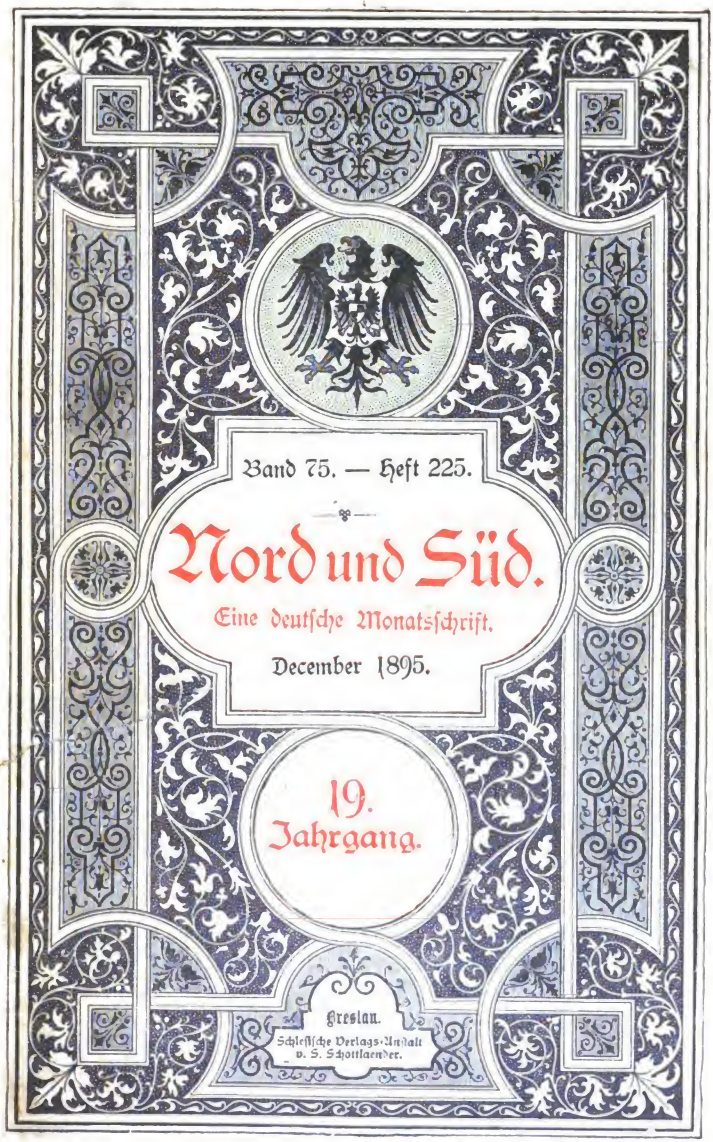
Im Einzelnverkauf wird das obige Wasser, jetzt wie folgt berechnet :—

	Inclusive des Gefässes.	Vergütung für das leere Gefäss.	Netto-Preis des Wassers.
1/1 Flasche	30 Pf.	5 Pf.	25 Pf.
1/2 Flasche	23 „	3 „	20 „
1/1 Krug	35 „	5 „	30 „
1/2 Krug	26 „	3 „	23 „

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.

Digitized by Google



Band 75. — Heft 225.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1895.

19. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

December 1895.

Inhalt.

Seite

Emil Schoenaich-Carolath in Palsgaard-Juelsminde bei Horsens (Dänemark).
Philemon und Baucis 277

Richard Koehlich in Breslau.
Ein fürstlicher Dichter. (Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.) 288

Joseph Joesten in Köln.
Aus Düsseldorfs Glanzepoche. Ungedruckte Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy) 308

E. Maschke in Breslau.
Rußland in Centralasien. (Schluß.) 316

Bertha Katscher in Baden (Nieder-Oesterreich).
Freidenkerin und Theosophin 337

August Wünsche in Dresden.
Der deutsche Michel mit seinem mythologischen Hintergrunde 349

Friedrich Wegmüller in München.
Der Witz. Eine ästhetische Studie 358

Mite Kremnitz in Bukarest.
Sein Brief. Novelle 370

Bibliographie. 402
Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalitte[illegible] (Mit Abbildungen.)

Bibliographische Notizen .....

Hierzu ein Portrait: Prinz Emil zu Sc[illegible] Carol[illegible]
Radirung von Franz Rorich in [illegible]

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in [illegible]
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 [illegible] ——
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilagen zu diesem Hefte
von

Andr. Fred. Höst & Sohn in Kopenhagen. (Malling, Die Frau Gouverneurin von Paris.)
C. O. Lehmann in Dresden N. (Schulz, Der kleine Samariter.)
J. Neumann in Neudamm. (Bölsche, Entwickelungsgeschichte der Natur.)
Chr. Herm. Tauchnitz in Leipzig. (Empfehlenswerthe Geschenkwerke.)
Adolf Titze in Leipzig. (Empfehlenswerthe Geschenkwerke.)
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau. (Weihnachtskatalog.)

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXV (October bis December 1895), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Digitized by Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV

elegant broschirt zum Preise von ℳ. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von ℳ. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224

zum Preise von ℳ. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXIV. (Juli bis September 1895)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV

zum Preise von ℳ. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

.....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Emil Schmaich'arolath.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. — December 1895. — Heft 225.

(Mit einem Portrait in Radirung: Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Philemon und Baucis.

Von

Emil Schoenaich-Carolath.

— Palsgaard-Juelsminde bei Horsens (Dänemark). —

Baucis:

Philemon! Philemon!
Die Sonne ſticht, ſchwarz ragt der Lorbeerhain,
Von fernen Höh'n naht eine Wetterwolke,
Birgt, veilchenfarben, ferner Blitze Schein.
Die Ziegen blöken ruhelos am Rain,
Und er, der Gute, ging zum Schnittervolke.
Mich bangt um ihn . . kein Sichelton durchſchwirrt
Die ſchwüle Luft mit frohgeheimem Laute,
Dies Schweigen lähmt.

Philemon:

Gruß Dir, Du ſorglich Traute.
Den Klippenſaum hab' mühvoll ich durchirrt,
Die Böcklein abwärts ſcheuchend zu den Wieſen,
Sie naſchen gern am jungen Schotenkeim
Der goldgebrämten giftigen Cythiſen.
Gleich bracht' ich Futter für die Thiere heim.
Jetzt möcht' ich, müd' vom ungewohnten Steigen,
Dankbar die Stirn dem Hüttenſchatten neigen.

Baucis:

Dem Schatten nicht, komm in den Sonnenſchein,
Die Holzbank trag' ich in den Glanz hinein,
Es ruht ſich gut an eigner Hüttenſchwelle.

Digitized by Google

Philemon:

Ach, theure Gattin, wo Dein Lächeln weilt,
Herrscht Gabenfülle, süße Daseinshelle.

Baucis:

Ja, wir sind glücklich, doch — die Zeit enteilt.
Oft spricht mein Herz in ruhelosem Schlage:
Ein Ende droht dem allerschönsten Tage,
Längst wurden schräg an unsrem Pfad die Schatten.
Ach, altersgrauer, treuer Weggefährte,
Daß doch die Jugend ewig, ewig währte!

Philemon:

Vergiß nicht, Liebste, wie so gut wir's hatten.
Was Götterhuld uns Sterblichen erlaubt,
Du streutest es als sanften Rosenregen
Mildherzig, freundlich auf mein altes Haupt.
Dein Thun war Glück, Dein Tageswerk war Segen,
Und täglich noch nimmt Deine Güte zu.

Baucis:

Der Stärkste, Beste, Schönste warst stets Du.

Philemon:

Dem Tage Preis, der Dich mir angetraut.
Wir liebten uns, doch zwischen kahlen Myrten
Schlich Hungersnoth, die Eumenidenbraut.
Poseidon doch hat unsern Gram erschaut:
Im wilden Südsturm brandeten die Syrthen
Glau, gischtbekränzt zum Klippenstrande her . .

Baucis:

Da rissest Du, zu retten uns von Mangel,
An hochgeschwungener, dreigezackter Angel
Den silberfetten Thunfisch aus dem Meer.
Ich aber floh schnellfüßig von den Klippen
Und küßte Dich, deß Arm noch straff vom Fang,
Salzüberschäumt, den Nacken mir umschlang,
Helljubelnd auf die Triumphatorlippen.

(Ein Wanderer erscheint.)

Philemon:

Wie warst Du schön! Wir schritten durch die Nacht,
Auf fremden Bergen hielten Hirtenfeuer
Hochroth und einsam stille Höhenwacht.
Im Süden stand, goldäugig, erdenfern,
Des Liebesglückes großer Funkelstern.
Ans palmenüberdunkeltem Gemäuer
Hob sich das Moosdach, unser Erdenheim;

Digitized by Google

Du trankeſt ſchen vom ſelbſtgebrauten Seim,
Dann, ſchluchzend, bang, im heißen Roſenhage —

Baucis:

O ſchweig, o ſchweig . .

Philemon:

Starb uns in Seligkeit
Der jungen Sehnſucht herbe, letzte Plage.

Baucis:

Sie ging dahin, die nie verſchmerzte Zeit.

Philemon:

O kehrt zurück, ihr honigſchweren Tage.

Baucis:

Wie ward er alt. Ihm ſenken ſich die Lider,
Er nickt, er ſchläft. Ach, käm' die Jugend wieder!

Der Wanderer:

Ihr Friedlichen! Euch fiel ein ſeltnes Loos.
Ach, daß ſie ſchlügen, treuer Liebe Flammen
Um jedes Herz, auf jedem Herd zuſammen,
Dann tagten Lenze, herrlich, zukunftsgroß.
Dann könnten Götter dieſe Welt erwählen
Um, ungeſtraft, ſich Menſchen zu vermählen.

Weich' mir vom Haupte, großer Sonnentraum.

Beut Eure Hütte dem Verirrten Raum?

Baucis:

Ein Gaſt, ein Gaſt! Seit ſich zum Dorfe ſenkt
Der Händler Pfad, ward uns kein Gaſt geſchenkt.
Dem Tage Heil, der Dich uns zugeführt —
Philemon, flink, jetzt wird der Topf gerührt.

Philemon:

Ein Gaſt? Vernehm ich recht? Freund, nimm vorlieb,
Gleich flammt das Reiſig. Ruhe Dich im Seſſel,
Und, Baucis, was Du Gutes haſt, das gieb.

Baucis:

Zum Feuer hebe mir noch raſch den Keſſel,
Dann tummle Dich. Vom Gärtlein bring herbei
Mir reichlich Minze, Rüben und Salbei,
Gleichzeitig ſchaff' den Miſchkrug aus dem Keller,
Trag' ſänftlich ihn, dann hält der Wein ſich heller,
Und hol' mir endlich, wenn Du fertig biſt,
Vom Dach dies Rauchfleiſch, das ich längſt vermißt.

Digitized by Google

Philemon:

Laß, Baucis, mir den Herd nur nicht erkalten!

Baucis:

Hier steht der Tisch, doch ach, gar speisenleer.

Der Wanderer:

Ihr lieben, guten, mildgesinnten Alten,
Mich zu bewirthen fällt nur Reichen schwer.
Verächtlich oft wies ich vom Lebenstische
Des Reichthums fette, goldgeschuppte Fische,
Denn Selbstsucht war des Prunkgelages Kern.
Doch Ihr bewirthet sonder Arg und gern,
Drum brech' ich derb von Euerm Kleienbrote,
Und es behagt mir Euer Wein, der rothe.

Baucis:

Wie treulich ehrt er uns're rauhe Kost!
Hör' an, Philemon! Unter'm Heerdesrost
Briet heut ich Aepfel; wollt' Dich überraschen.

Philemon:

O Gute, nimm sie hurtig aus den Aschen
Und wisse denn: im Bienenstock verwahrt
Liegt Honig noch, den ich Dir aufgespart.
Bring' Alles her, den Fremden wird's erfreuen.

Der Wanderer:

Ihr Guten gebt; es soll Euch nicht gereuen.
Gern mag ich rasten, wohlbetischt und warm,
Doch flammt ob Unbill, unterwegs erlitten
Im Hirtendorf, zu Haupt mir jäher Harm.
Fluch jenem Ort, den quer mein Stab durchschnitten,
Dies Volk ist schlecht.

Philemon:

Hart auf Erwerb versessen,
Doch schlecht? O nein.

Der Wanderer:

Freund, Schulden zu bemessen,
Ist Richteramt und ziemt nur mir allein.
Als Bettler kam ich, weil aus Bettlerwunden
Ein heil'ger Strom zur Menschheit niederquillt,
Bis daß der Gottheit Liebesdurst gestillt.
An jenem Strom, der suchend heimwärts geht,
Harrt, Weltenschicksal wägend, der Prophet.
Mich hetzten sie mit magergelben Hunden,
Die Sichel schor den goldnen Gerstenhag,
Mir ward, statt Speise, Hohnwort, Knüttelschlag.

Digitized by Google

In jedem Haus, dem ich mein Heil befahl,
Hielt die Genußſucht breit ihr Bacchanal,
Dort lagen ſie, die graſſe Selbſtſucht fängend,
Am Futtertrog, vergleichbar ſchwarzen Stieren,
Die, wiederkäuend, träg, im Nahrungsgieren
Dem großen Schlachttag ſtumpf entgegen äugen.
Der Tag kommt bald.

Baucis:

Es bricht Gewitterglanz
Vom Blick des Fremden. Rieth' ich ſeinen Willen!

Philemon:

Noch hungrig blieb er wohl. Baucis, im Stillen
Erwog mein Sinn: wir opfern ihm die Gans.

Baucis:

Das treue Thier? Weh, wenn ſein Zahn ſie nagte,
Sie ward uns Freund, die kluge, hochbetagte.

Philemon:

Ach, Gaſtpflicht mahnt, wir müſſen ſtandhaft ſein;
Das Meſſer ſchärfe ſacht am Keſſelſtein,
Ich will alsbald mit unſres Feſtes Brocken
Aus ihrem Stall die Hausgenoſſin locken.
Dann, ahnungslos, wenn ſie das Mahl genießt,
Trifft ſie der Tod, der jedes Glück beſchließt.

Ich habe Muth! Doch, Baucis, immerzu
Wär' es mir lieber, ſchlachteteſt ſie Du.

Baucis:

Ich? Nimmermehr, herzloſes Ungeheuer!
Doch . . . Du haſt Recht. Das finſtre Werk geſcheh'.
So ſchlachte ſie, doch thu dem Thier nicht weh.

Der Wanderer:

Welch heil'ger Duft umflort ihr Hüttenfeuer.
An dieſes Herds verglommner Liebesſpur
Erſtarkt mein Wunſch nach Glück auf Erdenflur.

Halt ein! Nach Speiſe lüſtet's mich nicht mehr,
Nach Euren Herzen doch trag' ich Begehr.
Wir wollen traulich um den Tiſch uns reihen,
Und redefroh, der Raſt ein Stündlein weihen.
Sprecht. Eures Lebens langgemeſſ'ne Zeit
Schuf Euch viel Schweres?

Philemon:

Herr, nur Dankbarkeit.

Baucis:

Der Gute hier trieb uns vom Haus die Plagen,
Mit ſolchem Gatten ließ ſich Alles wagen.

Digitized by Google

Philemon:

Doch ohne Baucis hätt' ich's nicht ertragen.

Baucis:

Traut nicht dem Wort — die Liebe sprach darein.

Der Wanderer:

Freund, Euer Glück berauscht gleich jungem Wein.
Deß herber Duft hat meinen Mund beflügelt,
Nun traut Euch Wünsche, zahlreich, ungezügelt.
Den Wirthen zollt der Gastfreund ein Geschenk,
Des guten Brauchs, des alten, seid gedenk . . .

Philemon:

Ja, damals gingen Götter noch auf Erden

Der Wanderer:

Nicht traumhaft lallt die gute goldne Zeit
Aus Märchenmund, — sie lebt, sie prophezeit.
Ihr Priester naht, es reißt sein Mantelschooß,
Und blendend klafft vor frommen Hüttenheerden
Der Wunscherfüllung Goldschatz königsgroß —

Philemon und Baucis:

O laß noch einmal, einmal jung uns werden!

Der Wanderer:

Wie steigt so wild mir Schöpferkraft zu Haupt,
Ein Sonnenstrom, der jedes Bett verloren,
Der ungebändigt, spottend jeder Furt,
Ein jedes Herz, das werth der Neugeburt,
Heimrauschend trägt zu weißen Siegesthoren.

Gewährung soll Euch sein, weil Ihr geglaubt.
Philemon, geh, und taste Dich am Stocke
Zum heißen Gärtlein, aus der Bienenglocke
Brich Dir den letzten süßen Honigseim.
Dann auf dem Bänklein ruhe, wunschvergessen,
Denn nur ein Schlaf im Schatten von Cypressen,
Der kurze Schlaf bringt Jugend wieder heim.
Nun neige sanft Dein Haupt dem kühlen Laube . . .

Baucis:

Sein Fuß ward schwach, er glitte leicht im Staube.
Herr, er ist alt, ich laß' ihn nicht allein.

Der Wanderer:

Auf, mir zu Füßen flattre, fromme Taube,

(exit Philemon)

Ich und mein Werk, wir müssen einsam sein.
Nur, wer sich tief der Einsamkeit befahl,
Hört rauschend nahn des Singschwans Goldgefieder,
Und jubelnd steigt aus süßer Schöpferqual
Sein Werk hervor, sein Kind, sein Lied der Lieder.

Digitized by Google

Noch zweifelt er, durchſchüttert, ſturmverſtört . . .
Brich denn herab zum morſchen Myrtenſtamme,
Du grüner Lenz — hier ward ein Glück erhört,
Den Götter Heil, und Phrygiens Sonne flamme.

(Verwandlung.)

Baucis:

Wie ward mir? Wonne faßt mich. Uferlos
Verſinkt die Nacht, es ſchwimmt durch Frühlingsweite
Mein Herzſchlag hin, ſo reich, ſo jubelgroß.
Wie bin ich ſelig, ſelig ich Befreite.
Nun kehre heim, mein erſter Liebesruf,
Zu deſſen Bruſt, der neu das Glück mir ſchuf,
Der Jugend, Jugend mir zurück gegeben.

Der Wanderer:

Viel höher noch ſoll Dich mein Arm erheben.
So juble denn, Du meiner Träume Kind,
Berauſche Dich am jungen Lenz, erwache,
Mit herb gebäumten rothen Lippen lache
Dein Liebeswort dem friſchen Lebenswind.
Du biſt erwählt, biſt Göttern angenehm,
Auf Deiner Stirn, im Zeichen jungen Ruhmes
Trag froh die Krone des Hellenenthumes,
Der ew'gen Schönheit Strahlendiadem.
Den Schöpfer bannt ein tiefer Hoheitsglaube
Vor ſein Geſchöpf, daß er bewundernd ſtehe . . .

Baucis:

O gieb, daß nie von meinem Haar zum Staube
Zurück Dein Kranz, Dein blüthenrother, wehe.

Der Wanderer:

Erzittre nicht. Zu meinen Füßen zieht
Der Sonnenball, und hinter Myrtenbäumen
Bleibt er, gluthſtarrend, haften am Zenith,
Um ewig über unſerm Glück zu träumen.
Erhöre mich, dann wird dies Wunder Dein,
Und meine Kraft verbürgt Dir Herrſcherehren;
Unſterblich ſollſt, mir anvermählt, Du ſein.
Dein Liebeskuß ſoll uns den Ruhm beſcheeren
Als Erſtlingsſohn; der ſchütte kraftgeſchwellt
Sein gleißend Füllhorn auf die ſchwarze Welt.
Doch Opfer nur, die vorbedingungslos
Trifft vom Olymp der heil'ge Blitzesſtoß,
So ſchmelz' ich Dir die ſpröden Panzerhüllen,
So raff' ich jubelnd Deinen jungen Leib
Im Blüthenſturm hinweg, mein Werk, mein Weib.

Digitized by Google

Baucis:

Weh mir, laß ab ... Dein Wunsch birgt kein Erfüllen.
Vernichtend, unermeßlich war der Wahn
Und tief der Schmerz, den Du mir angethan!

Der Wanderer:

Lähmt Zagen Dich? Willst Du dem Glück entrinnen?
Kannst Du die Gluth, die Dir um's Haupt ich flocht,
Vergleichen mit des Hüttleins Lampendocht?
Bist Du so klein? Baucis! Kamst Du von Sinnen?

Baucis:

O habe Dank, daß Du mich recht benannt
Und mir den Erdenheimruf zugesandt,
Wo bleibt Philemon?

Der Wanderer:

Du dem Staub Getreue,
Die Du zum großen Sonnenfluge träg.
Schon hängt an Deinem Lippensaume schräg
Und schwer des Glückes Gegenlast, die Reue.
Ach, daß Dein Herz so schwer sich lösen kann
Vom Ehejoch, dem plumpen Zweigespann.
Dein Gatte nahe, dann mit Schmerz und Grauen
Wirst Du das Zerrbild Deiner Schönheit schauen.

Philemon:

Zum ersten Mal hat Baucis mein vergessen,
Doch, sorglich wohl, schafft sie dem Fremden Dank.
Auch mir gewiß bringt sie zur Gartenbank
Nebst dem gewohnten milden Schlummertrank
Ein Bröcklein Abhub, der da blieb vom Essen.

Baucis:

Versucher! Fliehe Deines Wegs allein,
Dir ward die Welt; dies welke Haupt bleibt mein.

Der Wanderer:

So willst Du, taub dem Auferstehungsruf,
Zum Staub zurück, der Armuth nur Dir schuf?
Du, die bestimmt zu großer Siegesreise,
Entweichest mir, Dich flüchtend zu dem Greise,
In seiner Last mühselig heimzutragen
Siechthum und Sünde, Tod und Bettlerplagen,
Die Stirn gefurcht, wenn Erdensonnen stechen?
Nein, Liebesrosen, volle, sollst Du brechen.
An meine Brust, auffchauernde Gestalt,
Ich bin die Kraft, bin Leben, bin Gewalt,
Empor zu mir! In zügellosen Flammen,
In ew'ger Jugend stürmen wir zusammen,

Digitized by Google

Daß der Olymp ſich unſerm Glück vermähle!
Dort ſchläft der Greis — hier ſteht Dein Gott: Nun wähle.
Sieh dies Geſchöpf, von Alterslaſt gedrückt . .

Baucis:

Reiß mir vom Haar den Kranz, der mich berückt
Ein Siegesheld in Deinem Himmel bleibe,
Allein auf Erden laß den Mann beim Weibe.

Der Wanderer:

Mein Werk mißlang. O großer Liebespfeil,
Den ſehnend ich, von Beutedrang geblendet,
In wilder Kraft der Menſchheit zugeſendet,
Du kehrſt zurück, flugzitternd, ohne Heil.
Du flatterſt heim, von Herzblut tief geröthet,
Doch mein Blut iſt's, und mich haſt Du getödtet.

Baucis:

Wach auf, Philemon. Sieh, hier weilt ein Mann,
Der darbend kam, der uns als Gaſt gehörte,
Der zauberkundig, durch Beſchwörungsbann
Dein Weib verlockte, meinen Sinn bethörte.
Umgarnend warf des Perlenfiſchers Hand
Mir über's Haupt der Schönheit Netzgewand,
Verſtrickend mich im goldnen Maſchenregen,
Und um ein Haarbreit wär' ich unterlegen.
So lohnt der Fremdling Obdach, Labetrank.

Der Wanderer:

Nun ſoll, Philemon, einmal noch in Brauſen
Der Jugend Südwindſtoß Dich überſauſen.

Philemon:

Den roſt'gen Jagdſpeer fäll' ich, Dir zum Dank!
Durch dieſen Stahl, der Wolfsblut oft geleckt
An meiner Schwelle ſeiſt Du hingeſtreckt,
Noch wehrt mein Arm lichtſcheuem Raubgelichter.

Der Wanderer:

Unholdes Paar, deß Blick der Irrthum deckt,
Vor Euch ſteht Zeus, der große Herzensrichter.
Erhebet Euch, und wiſſet: mild gebucht
Ward Eure Schuld; Gott ſelbſt hat Euch verſucht.
Erneuter Jugend blitzend Stirngeheng
Es war zu groß, zu herrlich dies Geſchenk.
Gerüttelt ſeid, im Sturm von Haß und Lieben
Ihr ſchuldlos nicht, doch menſchlich wahr geblieben;
Ich bin Euch hold, und eh der Abendſchatten
Von dieſer Stätte meine Wegſpur weht,
Will ich erhören Euer Nachtgebet
Und einen Wunſch, den letzten, Euch verſtatten.

Digitized by Google

Philemon und Baucis:

Nimm uns vom Haupt die Gluth der ew'gen Lenze,
Laß uns, nicht ahnend unsres Lebens Grenze,
An einem Tag, in einem Kusse sterben.

Der Wanderer:

Es sei, doch Jugend sollt Ihr dennoch erben.
Auf Erden schon wird Eurer Liebe Strom
Unsterblich fluthen, wird in Dichtersagen
Zurück zur Welt, der götterlosen, tragen
Des Griechenlorbeers herbes Duftaroma.

Nun, kehre Jugend, die mein Bann beschwor,
Kehr jubelnd heim zum rothen Rosenflor,
Zu Frühlingssonnen, die sich niemals wenden.
Laß dieses Paar erfüllen und vollenden
Ihr Loos, das tragisch dunkle, Mensch zu sein.

Kehrt heim und ruht im Erdensonnenschein.

Philemon:

War Alles Traum?

Baucis:

O Glück des Auferwachens!

Philemon:

Nicht ist's denn wahr, daß wild ich schwang den Spieß.

Baucis:

Und Täuschung bleibt es, daß mein Herz Dich ließ.

Philemon:

Dein Herz? mich? — Komm, mein Mund quillt frohen Lachens.
Wir wollen plaudern, auf dem Bänklein ruht
Im Sonnengold es sich so gut, so gut.

Baucis:

Ein Kranichpaar im Aether seh ich kreisen,
Es strebt im Heimweh neuem Frühling nach.

Philemon:

Mein Blick erlosch, mein Aug' ward trüb und schwach.
Der Götter Huld beschirm' ihr Heimwärtsreisen,
Mög' ihnen bald auf frommer Hütten Dach
Ein neues Nest, ein sturmessichres, werden.
Wir aber freun' noch friedsam uns der Erden.

Baucis:

Zwei Kinder sind wir, die durch's Ernteland
Nach langem Fest heimwandern Hand in Hand.

Philemon:

Und deren Lippen, eh' sie müd' sich schlossen
Am Wegesaum, im letzten Sonnenbrand,
Für Alles danken, das sie reich genossen.

Digitized by Google

Der Wanderer:

Aus ſo viel heil'gem Sterbefrieden rauſcht
Auch mir zu Haupt ein großes Abſchiedsahnen,
Es zieht heran auf Offenbarungsbahnen
Ein neuer Lenz, der Gottheitskränze tauſcht.
Aus ferner Luft hör' ich, prophetiſch, klingen
Ein großes Flattern von Erlöſerſchwingen,
Ein Demuthsgott wird wandeln durch die Zeit,
Um ſtill, im blut'gen Ueberwinderkleid,
Im Frührothlicht den Stein vom Grab zu heben,
Nur dieſer Gott, nur er, wird ewig leben.

Dann brich zuſammen, Griechenherrlichkeit!
Und dennoch ſchlugſt aus trümmerſchweren Wogen,
Du zum Olymp der Dichtung Strahlenbogen,
Und dennoch wirſt Du, voll gewalt'ger Pracht,
So weit die Sonne flammend niederlacht,
Soweit der Sturm brauſt, dieſer Welt voll Trauer
Heimwälzen Deiner Schönheit Sehnſuchtsſchauer,
Dies, Hellas, war Dein Glanz, bleibt Deine Macht.

Die Beiden dort im blühenden Jasmine
Küß ſanft vom Leben, Freundin Proſerpine,
Doch ihrer Herzen heilig langen Traum
Beſchatte ſtill, von ew'ger Liebe rauſchend,
Im Spiel des Blattwerks Koſeworte tauſchend,
Ein kraftgeſchwellter ſchwarzer Lorbeerbaum.

Ich aber will, gelehnt am Pilgerſtab,
Dich ſegnen, Stätte, die mir Obdach gab.
Den wilden Wunſch, der mir zu Haupt geſchoſſen,
Trug ich zu Grab auf goldnen Sonnenroſſen,
Zerbrochen ſtarrt der Sehnſucht Flammenſpeer.
Auf unerfüllten großen Schöpferpfaden
Sinkt im Getümmel jauchzender Najaden
Der Gott zurück in's frühlingsgrüne Meer.

Digitized by Google

Ein fürſtlicher Dichter.

(Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.)

Von

Richard Koehlich.

Breslau.

Wirklich große Dichter ſind ohnehin ſpärlich geſäet, zumal in jenen hohen Regionen, wo ein auf das reale Leben gerichteter Ehrgeiz, verbunden mit ſorgloſem Lebensgenuß, die künſtleriſche Art der Weltbetrachtung, vor Allem die Reflexion, zurückdrängt. Zu den beiden großen und hochſtehenden Poeten, die unſer Jahrhundert trotzdem hervorbrachte, zu Byron und Platen, tritt, von Wenigen erſt, von dieſen aber intenſiv gewürdigt, ein dritter, zeitgenöſſiſcher: Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Wir wollen zu dieſer an ſich rein äußerlichen Zuſammenſtellung von vornherein bemerken, daß der Neuromantiker mit dem Grafen Platen, deſſen weltlitterariſche Bedeutung vor Allem in ſeinen Verdienſten um die Formreinheit und erſt in zweiter Reihe auf ſeiner — vorwiegend ariſtophaniſchen — Begabung beruht, wenig oder Nichts gemein hat; deſto mehr mit dem Briten, wie ſich ſchon aus einem flüchtigen Blick auf die fauſtiſchen Probleme und das erotiſche Milieu der beiden Künſtler ergiebt. Eine in's Detail gehende Vergleichung wollen wir uns für den Schluß aufſparen. — Carolath iſt am 8. April 1852 in Breslau geboren, wo er unter dem Einfluß ſeiner Mutter, einer hochbegabten Frau, die auch als Ueberſetzerin ernſter wiſſenſchaftlicher Werke thätig war, eine vielſeitige und gründliche Bildung erhielt. Seine Offizierslaufbahn, die er in Colmar im Elſaß abſolvirte, war wohl auch aus dieſem Grunde nur von kurzer Dauer; denn das wenig anregende Garniſonleben konnte der reichen Individualität des Jünglings nicht genügen. Ganz allgemein iſt die Verfolgung geiſtiger Intereſſen, verbunden mit einer leidenſchaftsloſen, unbefangenen Weltbetrachtung, die gelegentlich auch die Grenzen der üblichen Standes-

Digitized by Google

interessen nicht achtet, traditionell im Geschlechte der Schoenaich-Carolath. Wir erwähnen hier beiläufig den Prinzen Heinrich, den Reichstagsabgeordneten für Guben. Litteraturkenner werden sich auch eines Herrn von Schönaich erinnern, der als Gottschedianer freilich über den Zopf der vorlessing'schen Epoche nicht hinausgekommen ist. — Prinz Emil machte es wie der unglücklich liebende Versen am Schluß von „Thauwasser": er ging auf Reisen, „von denen man meist nicht wiederkehrt". Er saß am Lagerfeuer der Sioux, er ritt im Sammt der Sahara, er jagte die Raubthiere des Orients — und noch heute erzählen dem Gaste auf Schloß Palsgaard so manche Trophäen von den Gefahren, denen sich ihr Besitzer entgegengestellt hat. Nach zwei Jahren kehrte er zurück, und was er heimbrachte, war außer den reichhaltigen Sammlungen vor Allem die Kenntniß fremder Länder, ihrer Völker und Sprachen, auf deren Basis das vornehm schöne, exotische Milieu der reifsten Carolath'schen Dichtungen beruht. Und nun begann in dem stillen, wälderumrauschten Palsgaard am großen Belt, auf dänischem Boden, ein Ringen und Schaffen, dem die Krone künstlerischer Vollendung beschieden ward, als der große Dichter in glücklicher Ehe mit einer Dame aus altem baltischen Adel auch sein Menschenglück fand. Es war, bei der Jugend und wildgährenden Gemüthsstimmung des Prinzen, nahezu selbstverständlich, daß er für seine erste dichterische Bethätigung die subjectivste Kunstform, die Lyrik, wählte. So entstanden die „Lieder an eine Verlorene". Es ist kein Wunder, daß hier der Poet nur Töne der Resignation oder des wilden Schreis nach Selbstvernichtung (Cyclus „Westwärts", der von Freiligraths ausgewandertem Dichter stark beeinflußt ist) findet, daß man von der erlösenden und befreienden Wirkung, die der Goethe'schen — und von den Neuern auch der Greif'schen — Lyrik zu eigen ist, Nichts verspürt. Jede starke Begabung ist positiv; deshalb konnte auch Carolath bei dem rein negativen Resultat der „Lieder" nicht stehen bleiben, die auch, technisch betrachtet, seiner eminenten Schilderungskraft nicht den genügenden Spielraum boten. Vor Allem aber ließ sich das faustische, grüblerische Element nicht in den engen Rahmen des Liedes zwingen.

Ein Dutzendtalent hätte seinen Schmerz in zahllosen Varianten ausgesungen und wäre dann verstummt; Carolath verallgemeinert sein subjectives Empfinden und dessen Ursache und gelangt so zur Menschheitsdichtung. Er sieht sich um und findet auf der weiten Erde kein Fleckchen, das frei wäre von Thränen, die um eine Frau geweint. Und er wirft in der gigantischen „Sphinx" das Problem auf: warum ist die Frau falsch und treulos? Die Sphinx, das Weib, selbst weiß die Antwort nicht, aber der weise Jude, den der verzweifelte Guy fragt, löst das Räthsel in dem wunderbaren Gleichniß vom Schöpfer und dem Beduinen, auf das ich später zurückkommen werde. Die Handlung des genialen Gedichtes selbst bringt keine Lösung, denn Guy, der Mann, geht an Santa, dem Weibe, zu

Digitized by Google

Grunde, indem er sich auf dem Lager der schönsten Frau, satt vor Ekel, selbst den Tod giebt; so ist vorher umgekehrt die engelreine „Angelina“ an der Lüsternheit des Mannes zu Grunde gegangen. Der ringende Künstlergenius suchte nach einer harmonischen Lösung dieses Kampfes zwischen Mann und Weib; er fand ihn in der erhabenen Menschheitsdichtung „Don Juans Tod“. Es ist ebenso charakteristisch wie rühmlich für den Poeten, daß er, seine eigenen Pfade wandelnd, zu demselben Schlusse gelangt wie der reife Goethe im Faust: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ und „das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ So wird auch Don Juan, der sündige Genußmensch, erlöst durch die opferfreudige Liebe eines reinen Weibes, mit der er, zum ersten Male im Leben freiwillig auf den brutalen Liebesgenuß verzichtend, in sühnenden Flammen eingeht zur ewigen Heimat. Das Verhältniß der Geschlechter, das bisher in dichterischer Verklärung im Mittelpunkt von Carolaths Schaffen stand, hat nun seine endgiltige Lösung gefunden und damit zugleich den Reiz zu weiterer Behandlung verloren. Was er schon in seinem Erstlingswerke ahnungsvoll verkündete, daß nach Ueberwindung des eignen kleinen Leides sein Herz der weiten Welt, der Menschheit angehören solle; was er in der „Sphinx“ klar aussprach, daß von der Frau der Ideenflug empor zur Freiheit führe — das wird zur Erfüllung in der düsteren Novelle „Bürgerlicher Tod“, in der er mit edler Herzenswärme für die Unglücklichen, die unsere socialen Zustände in Elend und Tod treiben, eintritt. Die parallele Erzählung „Adliger Tod“, in der er sich gegen die vielfach begegnende Gleichgiltigkeit und Genußsucht des Adels wendet, hat dem Prinzen natürlich viele Gegner erworben, wie wir leider auch in sonst sehr guten kritischen Rubriken sahen, und auch die obenerwähnte Novelle hat man vielfach als eine Tendenzschrift bezeichnet, und Vorurtheil und böses Gewissen haben ihr wohl gar einen aufreizenden Charakter zugeschrieben. Eine Tendenz hat sie allerdings, aber die denkbar edelste: die Rückkehr zum Evangelium der Liebe, die nach des Dichters Anschauung allein unsere furchtbaren socialen Mißstände heilen kann. Wenn freilich der passive Held, der Schreiber Witthof, unter der ganzen Summe staatlicher und privater Lieblosigkeit und Brutalität zusammenbricht, so wird mancher vielleicht diese Cumulation construirt nennen, und doch macht sie — leider — einen nur allzu wahrscheinlichen Eindruck. Es ist der Geist des schuldlosen Elends, das verhöhnt, mißhandelt, durch die Lande schreitet, es ist Geist vom Webergeiste. Carolath läßt seinen unseligen Helden ausdrücklich die Gemeinschaft der Socialdemokratie meiden, die ihn wahrscheinlich gerettet hätte, und als äußerste Consequenz zieht er nicht, wie Hauptmann es that und und thun mußte, die Revolte, sondern die Weltflucht, den Selbstmord. Traurig genug, daß zwei hervorragende Dichter zu so furchtbaren Schlüssen unabweislich gelangen mußten. Carolath selbst nannte uns gegenüber das Buch „kein Werk der Kunst, ein Werk des Herzens nur“; er möchte es

Digitized by Google

also wohl nicht als einen Bestandtheil, sondern eine Parallele seines rein künstlerischen Schaffens betrachtet, und das zeugt von richtiger Einsicht; denn seine Muse ist da zu Hause, wo sie in Gold und Purpur schreitet, ein fremdartiges, wunderschönes Weib, nicht wo sie als graue Frau Sorge durch Nacht und Elend wandeln muß. —

Mit der obigen Schilderung des Entwicklungsganges, in seinen Hauptstationen, glauben wir, gewissermaßen das Skelet gegeben zu haben, an das sich die Details der folgenden Analyse zwanglos angliedern mögen.

Ueber das Erstlingswerk des fünfundzwanzigjährigen Dichters, die „Lieder an eine Verlorene", läßt sich wenig mehr sagen, als daß sie ein vielversprechendes Talent bekunden. Bei dem Cyclus „Westwärts", der einen erheblichen Theil des Buches einnimmt, hat offenbar Freiligraths ausgewanderter Dichter zu Pathen gestanden; die eine Nummer ist stark von Lenaus Ahasverdichtungen beeinflußt. Von der zauberischen Farbenpracht und der Schilderungskraft, die dem reifen Carolath eigen ist wie wenigen Lebenden, ist nur erst der Keim vorhanden, und häufig ringt der Poet mit der Sprödigkeit des Ausdrucks. Dazwischen aber treffen wir auf frappante Bilder und immer auf echt dichterische Empfindung. Die gleiche Signatur trägt der rein lyrische Theil; doch seien hier als Perlen erwähnt das Lied „grauer Vogel über der Haide" und die Schlußstrophe (vor einem Dichterdenkmal): „er ist so groß geworden und hat es so weit gebracht, weil ihn ein ganz kleines Mädchen einst endlos elend gemacht." —

Doch schon in den „Liedern" zeigt der Autor einmal die Löwenklaue, in „Sulamith", die auf der Höhe seiner reifen Schöpfungen steht. Er führt Satan ein, nicht als das böse Princip, sondern als den gefallenen Lichtengel, der mit Gott hadert, weil er die Schöpfung für ein Stümperwerk hält, weil er die Menschen unwerth erachtet der göttlichen Liebe, die sie mit Weihrauch umschwelten, im Herzen aber frech durch Koth schleiften — als wüste Travestie. Und scheinbar soll Satan Recht behalten. Im Staube krümmt sich verschmachtend ein Bettler; — da naht mit flatternden Fahnen und dem Palladium eine Pilgerschaar, unter Führung der Priester, zum heiligen Grabe. Ueber den Elenden weg schreitet achtlos ihr Fuß, klingt der Ruf der Priester: auf nach Jerusalem! und hunderstimmig schallt die Osterhymne: Christ ist erstanden! Satan triumphirt: Du weißt Nichts mehr von Liebe, Du schöne Welt; nun bist Du mein, ganz mein. Da zieht desselbigen Weges ein Maronitenweib mit ihrem Kinde, und als sie den Verschmachtenden sieht, legt sie den Säugling zur Erde und bettet das wüste Greisenhaupt an ihre keusche sanftgeschwellte Brust. Dann verhüllt sie ihr weinendes Gesicht und weist dem Neubelebten den Weg.

„Und Satan blickte regungslos ihr nach
Mit den entgötterten, verlor'nen Augen."

Das Gedicht ist in dem für seinen packenden Inhalt zutreffendsten Versmaß, dem Blankvers, geschrieben; und wir selbst hatten vor einigen

Digitized by Google

Jahren in einem litterarischen Kreise Gelegenheit, die tiefe dramatische Wirkung zu erfahren, die es beim Vortrage durch einen bekannten Recitator ausübte.

Mit der Novelle „Thauwasser" betrat Carolath zum ersten Male das Gebiet der Prosa. In Deutschland ist das interessante und feinsinnige Buch nahezu verschollen; dagegen hat es neuerdings jenseits des Canals unter dem Titel „Melting snow" die gebührende Würdigung seitens des Publicums und der Presse gefunden. Die Benennung erscheint auf den ersten Augenblick nicht recht verständlich. Thauwasser — das sind die Wasser der Schneeschmelze, die das erste, das schönste Grün des Frühlings begraben, weil es seine Zeit nicht abwarten konnte; so gehen auch die heiligsten, innigsten Gefühle junger Menschenherzen in der plumpen, eisigen Welt zu Grunde. Wohl war dieses erste junge Grün das beste, das köstlichste, was der Frühling bot; aber es mußte sterben, denn es hat gefehlt gegen das Gesetz der mählichen Entwickelung. So ist es auch ein Naturgesetz, daß wir an unsern heiligsten Empfindungen zu Grunde gehen müssen. So etwa äußert sich der unglücklich liebende Dichter Versen, hinter dessen Maske Carolath selbst unschwer zu erkennen ist. Aber Versen-Carolaths Anschauung ist doch nicht ganz richtig; nicht das Naturgesetz trennt Giacinta und Vent; das thun die socialen Verhältnisse. Es ist nicht eigentlich das uralte Motiv von den Königskindern und von Romeo und Julia, sondern ein viel brutaleres: das Geld. Wenn nicht der junge Student sein mathematisches Staatsexamen machen müßte, um den Vater, einen orthodoxen lutherischen Pastor und die zahlreiche Geschwisterschaar zu erhalten, wenn nicht die reizende und geniale Sängerin just bei ihrem Debüt durch ihr Brustleiden der Aussicht auf Ruhm und Gold entsagen müßte, kurz, wenn nicht der brutale Mammon wäre, so könnten sie der hämischen, tückischen Welt lächelnd den Rücken kehren und glücklich werden. In kurzer seliger Stunde haben sie einander angehört; „über sie hin gingen die Thauwasser". Giacinta heirathet den Hofrath, ihren väterlichen Gönner, und wird eine schöne stille Frau, die eines Tages, vielleicht nach langen Jahren, erkennen wird, daß sie innerlich längst gestorben ist. Der einst so trockene Mathematiker, welcher von Poesie so verächtlich dachte, wird im heiligen Schmerze selbst zum Dichter, dem eine Handvoll Lieder an Giacinta fast den Ruhm gebracht hätte, dann verstummt auch er. Und Versen geht auf Reisen, von denen man meist nicht wiederkehrt. Eigentlich sind sie Alle untergegangen in den Thauwassern, schließt der Dichter; uns will bedünken, als sei am Naturgesetz und an seinen heiligsten Empfindungen nur Versen untergegangen. —

Das Buch ist in edlem, classisch schönem Stile geschrieben, — eine Seltenheit in unserer Zeit, die zu Nichts Zeit hat, auch nicht zur Feile; — es ist reich an psychologisch feinen Zügen auch in solchem Genre, das eigentlich außerhalb der Sphäre dieses Dichters liegt, und es ist besonders

Digitized by Google

bedeutsam durch die hohe Auffassung von dem Wesen echter Kunst. Die Kunst ist ein Nessusgewand, das seinen Träger verbrennt; man kann sie nicht ablegen wie ein Kleid, man muß sich ihr verschwören mit Leib und Seele — so äußert sich vor der Undineaufführung Rossi-Kühleborn zu der koketten Darstellerin der Bertalda. Und Bent, der die Poesie als nutzlose Spielerei bezeichnet, erhält von der Geliebten die ernste Entgegnung: ein fröhliches Herz fand niemals ein großes Lied . . . man soll die Poesie achten, wenn man schon das Unglück hat, sie nicht zu lieben. Und Bent geht in seine Kammer und wählt sich zwei Schemata: Bürgers Lenore und Horaz' integer vitae, um auch einmal zu dichten; denn — sagt er sich — die Hauptsache ist die Form, das System, das Uebrige wird schon von selbst kommen. Es kommt aber Nichts, und der junge Student gelangt nachdenklich zu der Einsicht, daß zur Poesie doch noch etwas mehr gehöre als Rhythmus und Reime. — Humor ist sonst die schwächste Saite des großen Dichters; mit dieser erquickenden Episode aber hat er ein kleines Cabinetstück geliefert.

Das nächste Buch waren die 1883 erschienenen „Dichtungen". Da sie jedoch in der 2. der 1893er Auflage an Inhalt und Werth derart erweitert sind, daß sie sich als ein neues Werk präsentiren, und da sie das Allervorzüglichste enthalten, was der Dichter überhaupt schrieb, so wollen wir sie, im Sinne des crescendo, an den Schluß setzen und ihnen zugleich den allerweitesten Raum gewähren. 1884 erschien das zweite Prosawerk, die „Geschichten aus Moll". Die Specification dieses Titels enthält der Theil des Motto: la storia d'infelici amori, la triste melodia. Die zehn kleinen Erzählungen, Märchen und Novelletten sind fast durchgehend auf dieses Motto gestimmt — mit Ausnahme des socialen Nachtstücks „Am Strome", dessen umgestaltetes und erweitertes Motiv später in der Eingangs erwähnten Novelle „Bürgerlicher Tod" wiederkehrt, und des „Nachtfalter", in dem der Poet an dem Gleichniß einer verbrennenden Phaläne den Kampf des ideal veranlagten Künstlergeistes gegen die dumpfe, behäbige Gleichgiltigkeit der Mittelmäßigen behandelt. In den acht übrigen Pièçen erklingt immer wieder das Leitmotiv der „Thauwasser", das Motiv vom Naturgesetz, das uns gerade an den heiligsten Empfindungen zu Grunde gehen läßt. In den Geschichten aus Moll wie in vielen der reifsten Gedichte, die zum Theil eine lyrische Exegese der Prosaschöpfungen bilden, am frappantesten in der „Sphinx" — überall kehrt der Gedanke wieder, daß über die kurzen, einmal genossenen Augenblicke höchster irdischer Seligkeit die Thauwasser brausen. Und wenn doch einmal, wie in „Don Juans Tod", die Vereinigung erfolgt, dann geschieht es gerade auf Kosten dieses irdischen Glücks; denn Juan und Diava feiern in selbstgewähltem Flammentode eine rein seelische Vermählung. Diese Auffassung, die für Carolath typisch ist, deckt sich zugleich mit derjenigen des deutschen Volksliedes, in dem das Motiv von Scheiden

Digitized by Google

und Meiden eine weitherrschende Rolle spielt. Und in der That ist Carolath ein durch und durch deutscher Dichter, der im lachenden Sonnenschein, unter dem blauen Himmel, den Pinien und dem Lorbeer des Südens immer von deutschen Frauen, von deutschen Tannen, von nordischen Stürmen und Schnee träumt. Bezeichnend ist hierfür die wundervolle Schlußstrophe des Gedichtes „Letzter Tanz", in dem der heimkehrende Poet die Jugendgeliebte als eben getraute Gattin eines Andern sieht:

„Ich wollte, wir irrten im nordischen Land,
Von Keinem geliebt, von Keinem gekannt,
Im Schneesturm über die Haide;
Und daß Du ruhtest unbewußt
In meinem Mantel, an meiner Brust,
Und daß wir stürben Beide."

Auch sonst hat der Dichter in „Deutschland", „Gruß an Deutschland" gerade seiner Heimatsliebe ein rühmliches Denkmal gesetzt. Es ist eben nur der schönheitstrunkene Künstlergeist, der deutsches Empfinden gern in ein fremdschönes, erotisches Milieu kleidet, der den Edelstein in die schillernde Fassung zu fügen liebt. So kehrt auch — um auf die „Geschichten aus Moll" zurückzukommen — gleich in der ersten Skizze der Ritter zur Heimat wieder, um auf den Trümmern seines verrathenen Jugendglücks zu sterben — oder, wie sich die Adlerparabel ausdrückt, er breitete seine Schwingen und flog in die Nacht hinaus, in die schöne, sternenleere Nacht, aus der es kein Erwachen giebt. An der Schwelle des Todes bietet sich ihm ein reines, liebendes Herz, aber er weist es zurück, denn es ist mit einer großen Liebe wie mit der Abendsonne; ehe sie untergeht, ist sie schöner und herrlicher denn je. Und ebenso handelt der „König, der sich todtgelacht hat", weil er nach seiner betrogenen Jugendliebe nicht mehr glauben kann. In „Schön-Lenchen" wird der geliebte, aber verschmähte Junker zum Asketen, der die Beichte jener Frau ungekannt hört; er entläßt sie mit den Worten: „Zieh' hin, Helene, Dir ist vergeben." Das tiefsinnige Märchen „Die Königin von Thule" drückt die Auffassung von dem Zauber gerade der verrathenen Liebe sehr treffend aus. Die Buhle des Goethe'schen Gedichtes muß treulos gewesen sein, meint Gunther Stormeck, denn nur eine Frau, die uns verrathen hat, die uns unendlich wehe gethan, lieben wir bis zum Tode. In der Erzählung „Entlang den Hecken" entsagt das liebende Mädchen freiwillig, um durch einen tiefen Schmerz den Geliebten zur Höhe der Künstlerschaft zu führen — ganz im Sinne der obigen Stelle aus „Thauwasser": ein fröhliches Herz fand niemals ein großes Lied. Und derselbe Gedanke kehrt, zur höchsten Tragik verschärft, als Charlotte Stieglitz Motiv wieder in „Lia". Aber Lias freiwilliger Tod ist nicht nutzlos, wie das Opfer der Stieglitz; denn Giulio wird ein echter Künstler, wenn er auch ein einsamer Mann bleibt, der sein Lebensglück begrub.

Digitized by Google

Das bedeutendste Stück der Sammlung aber ist unstreitig die dramatisch bewegte Erzählung „Die Rache ist mein". Graf Barinski hat seiner geliebten Raïssa entsagt, um einer hochherzigen Regung willen; er erhebt eine scheinheilige Verworfene zu seiner Gattin, um sie aus ihrer schlechten Umgebung zu retten, wie er meint. Spät gelangt er zu der wahren Einsicht, bei einem Zusammentreffen mit Raïssa, die aus verschmähter Liebe inzwischen seinen Vetter Trekuroff geheirathet hat, entdeckt er sich der Jugendgeliebten, und die Leidenschaft Beider flammt in einer schwachen Stunde unheilvoll auf. Dann trennen sie sich; Barinski zieht als General in einen schweren Krieg. Bei seiner Truppe steht auch ein junger Offizier, Trekuroff; er ist die Frucht jenes leidenschaftlichen Zusammentreffens im Park. Sein Wohl legt die Mutter in einem Briefe dem Geliebten dringend an's Herz; wenn er aus dem schrecklichen Kriege wiederkehre, wolle sie an Gottes Verzeihung glauben, dann wollen auch sie, entsühnt, sich wiedersehen. Dieser Brief in seiner schlichten, einfachen Größe gehört zum Besten, was Carolath geschrieben; er steht auf gleicher Höhe mit dem berühmten Briefe am Schlusse von „Frau Fönss" des Dänen Jakobsen, des großen Dichters von „Mogens" und „Niels Lyhne". Barinsky will den jungen Mann, der natürlich ohne eine Ahnung von seiner wirklichen Herkunft lebt, zum Stabe kommandiren, um ihn den Gefahren der Schlacht zu entziehen; er läßt ihn am Vorabend in sein Zelt kommen und weiß dort sein Vertrauen zu wecken, sodaß ihm Trekuroff auch seine geheime Liebe entdeckt. Es ist dieselbe Verworfene, die einst den Grafen in ihre Netze zog. Uns will dies nach einer Zeit von etwa zwanzig Jahren etwas unwahrscheinlich bedünken, wir meinen, daß für eine moderne Erzählung der Dichter mit dem Alter seiner Personen etwas gar zu — sagen wir — homerisch verfahren sei; aber schließlich kann man sich mit der Thatsache beruhigen, daß es ja wirklich Frauen gab, wie die berühmte Ninon, die ihre Reize bis in's hohe Alter bewahrten. Trekuroff, eine ungebändigte Tigernatur, beharrt bei seinem Vorsatze, jene Frau heimzuführen, und wenn er über die Bahre der Mutter schreiten müßte, und als sie der General eine Ehrlose nennt, zieht er gegen diesen in höchster Wuth seinen Degen — gerade in dem Augenblicke, als die Offiziere des Kriegsraths in's Zelt treten. Dem Kriegsgesetz kann der Höchstcommandirende sein Opfer entziehen; aber er will wenigstens Raïssa schützen — vor ihrem und seinem Sohn. Noch einmal ziehen vor seinem Auge verblühtes Glück und letzte Hoffnungen vorüber, die er mit eigener Hand in's Grab stoßen muß; dann erhebt er sein vornehmes todtblasses Antlitz und commandirt mit fester Stimme: „Nicht zum Stabe! Zum ersten Bataillon der ersten Angriffsstaffel!" —

Was Carolath in den bisher gewürdigten Werken niedergelegt hat, würde genügen, seinen Namen mit größerem Rechte als manchen zehnmal aufgelegten Modedichter unter den Besten der zeitgenössischen National-Litteratur aufzuführen; ein monumentum aere perennius aber, die An-

Digitized by Google

wartschaft auf einen Platz in der Weltlitteratur hat er sich erst durch die „Dichtungen" geschaffen, in denen er als Lyriker wie als Schöpfer der Menschheitsdichtungen „Angelina" und besonders „Sphinx" und „Don Juans Tod" eine überragende Größe bekundet. Was uns den Lyriker Carolath vor Allem so fesselnd erscheinen läßt, ist die tiefe Innigkeit echter Empfindung, der die Spielerei mit anempfundenen Gefühlen fern liegt. Bei diesem Dichter ist jede Zeile erlebt, — freilich nicht in dem Sinne jenes findigen Staatsanwalts, der anläßlich des bekannten „Märchen"-Skandals äußerte, jedem Kunstwerke müsse nothwendig ein concretes Ereigniß zu Grunde liegen. Dann gäbe es allerdings nur noch eine naturalistische Kunst, und jedes noch so kleine erotische Gedicht z. B. müßte ein physisches Substrat zur Voraussetzung haben.

Im künstlerischen Sinne ist dies Postulat der plumpen Materie äußerst gleichgiltig; es genügt — und dies wird auch mit wenigen Ausnahmen die Regel sein — wenn die dichterisch erfaßte Situation seelisches Eigenthum des Schöpfers war. Mit dieser für jeden großen Lyriker unerläßlichen Eigenschaft verbindet Carolath eine weiche Melodik, eine kühne, bilderreiche Sprache und, nicht zuletzt, eine vornehme, edle Weltanschauung, die in Verbindung mit seinem fremdartig schönen und doch so heimisch traulichen Milieu eine Individualität ergeben, welche so stark und eigenartig ist, daß der Kenner die Lieder dieses Poeten unter Tausenden herausfindet, wie der junge, als Kritiker wie als Dichter gleich hervorragende Karl Busse in einer seiner zahlreichen, trefflichen Carolathstudien mit Recht behauptet hat. In formaler Beziehung hält sich der Dichter von allen Künsteleien fern. Fast ausnahmslos verwendet er, in verschiedenen Rhythmen, die gereimte, vierzeilige Strophe, und von strengern, schwierigern Formen gebraucht er nur das Sonett, dessen Quartette er bisweilen nach dem Reimschema der Siciliane behandelt. Origineller, dafür aber weniger glücklich, ist seine Neuerung, die beiden Dreizeiler an den Anfang und die Quartette an den Schluß zu stellen.

Carolath hat ganz Recht; denn der ungekünstelten Empfindung entspricht auch am besten der ungesuchte Ausdruck. — Wie weich und einschmeichelnd klingt gleich die erste Strophe der „Hollunderblüthen":

Es ist ein Apriltag im Süden,
Ein Tag gar süß zu verträumen,
Die Blüthen, die weißen, müden,
Gleiten still von den Bäumen.

Als Beweis für die kühne Bildlichkeit seines Ausdruckes diene eine Stelle aus „Don Juans Tod"; dort vergleicht er Diavas verschleierten Augenstrahl mit Lampen, die durch Alabaster brennen; und anderswo sagt er von der Geliebten, die ihn verrieth, das bunte Leben brause über sie dahin, wie die schimmernden Wogen über die versunkenen Städte Julin und Stavoren. — Durch sein gesammtes Schaffen

Digitized by Google

geht ein Zug edler und vornehmer Gesinnung (z. B. im Cyclus „Fatthume"):

Auf Wanderschaft von trüber Art
Zwang auch ich durch's Leben
Ein büßend Herz, dess' Wahlspruch ward
Geben und vergeben.

Diese Gesinnung läßt ihn auch fremdes Glück, das ihm geraubt ward, neidlos betrachten:

Ich aber will mit leergebliebner Hand
Dich segnen, Glück, das einem Andern reifte,
Und will die Stirn, die finstre, blitzgestreifte,
Aufrichten still zum ew'gen Erntelaud.

Die letzte Zeile ist charakteristisch für den reifen Carolath. An zahlreichen Stellen kehrt die Sehnsucht, der Glaube an eine ewige Heimat und einen ewigen Lenz wieder; der philosophische Zweifler wendet sich von Voltaire und Schopenhauer, unter deren Bann seine Jugend stand, ab und wird zum positiv Gläubigen, eine Metamorphose, die durch die Beichte und Buße „Abendgebet" ihren Abschluß findet.

Ich bin mir wohl bewußt, die lyrische Eigenart des Prinzen sehr unzureichend zum Verständniß gebracht zu haben; aber einmal erweist sich keine Poesieform gegenüber der Analyse so spröde wie gerade die musikverwandte Lyrik, und dann soll ja auch die Studie nicht ein Surrogat sein für die eigene Lectüre der Bücher, wie es in unserer Zeit der litterarhistorischen Werke leider üblich ist, sie soll im Gegentheil dazu nur anregen, darum muß ich dem perlenreichen lyrischen Theile der „Dichtungen" Valet sagen und mich begnügen, eine Perle wenigstens dem Leser vorzusetzen („Auch Du"):

Nun hast auch Du gelassen
Von Groll und edlem Streit;
Du fandest goldne Gassen
Der Weltzufriedenheit.

Mich mahnt Dein Herz, das helle,
Nun frei von Kampf und Weh,
An eine Riesenwelle,
Die müde ward der See;

Die sich im Ueberborden
Einst aus dem Meer gewiegt
Und nun, zum Teich geworden,
Tiefblau im Walde liegt.

Wohl deckt mit Blüthenflocken
Mittsommers sie das Rohr,
Wohl tönt's wie ferne Glocken
Aus ihrem Grund hervor,

Wohl nicken grüne Erlen
Darüber schlummerschwer; —
Doch hat sie keine Perlen
Und keine Stürme mehr.

Zwischen der Lyrik und den drei großen Dichtungen steht als Mittelgruppe eine Anzahl kleinerer, deren hervorragendste die grandiose Gedankendichtung „Ein Bild" ist. Sie ist ein Schönheitshymnus von so wunderbarer, reifer Pracht und Tiefe, daß die Gesammtlitteratur ihr wohl wenige

Digitized by Google

zur Seite stellen kann. An reifer Künstlerschaft übertrifft sie selbst Gastons wundervolle Schönheitsapostrophe in „Angelina" und wird nur von „Don Juans Tod" und den abgeklärtesten Episoden der „Sphinx" erreicht.

„Angelina" ist das Lied von dem uralten Fluche der Schönheit:

Weh' ihm, dem Kind, das ausgesendet ward
Ein reiches Kleinod wunderseltner Art
Durch einen Wald, einsam bei Nacht zu tragen.

Wohl zieht es aus, singend im Abendroth;
Es kehrt nicht heim, am Morgen liegt es todt,
Erwürgt, beraubt im fröstelnden Gehege.

sagt Gaston. Die Schönheit ist eine reine, hohe Göttin; wir aber, der Verdammten blasse Schaar, schlingen nach ihr den Todestanz:

Und nicht umsonst; Du wirfst Dich vom Altar
In unsre Arme, Kind mit blondem Haar,
Schön wie einst Eva. Göttin halb, halb Dirne
Neigst Du das Haupt, in Sehnsucht gluthbedeckt;
Wir aber mit den Lippen staubbefleckt
Küssen die Gottheit fort Dir von der Stirne.

In den angeführten Versen ist das Leitmotiv der Dichtung klar ausgedrückt. Meisterhaft versteht es der Dichter, schon für die Abwesende unser Interesse wachzurufen, indem er sie zum Mittelpunkt des Gesprächs einer Künstlerschaar in einer römischen Osteria macht. Einer der Gäste schwingt sich sogar zu einer Improvisation auf:

O sprecht, seid Ihr die Waldesfee,
Egeria Philomele?
Oder seid Ihr das Fräulein, das Fräulein vom See
Mit der verlorenen Seele?

Seid Ihr ein Engel, der leuchtend kam
In's schmerzende, lastende Leben,
Um einer Welt voll Weh und Gram
Die Liebe zurück zu geben?

Und er antwortet sich selbst:

Ich trage der Schönheit Kronengeflecht,
Bin Lilith wie Melusina,
Und nur ein entgöttertes Menschengeschlecht
Nennt mich Angelina.

Und als das herrliche, unschuldige Blumenmädchen selbst eintritt, um ihre Waaren anzubieten, läßt der Dichter auf ihrem Scheitel einen unsichtbaren Heiligenschein ruhen:

Den konnte nur ein todtes Mütterlein
In Angst und Schmerz darum gebetet haben.

Selbst der geniale Gaston, der weise Menschenkenner, der dem Mädchen heimlich auf seinen nächtlichen Wegen folgt, muß mit Beschämung

Digitized by Google

sehen, wie sie tröstend und spendend am dürftigen Lager eines armen fremden Kindes kniet. So schließt der erste Theil scheinbar in sonnigster Perspective. Um so düsterer und niederdrückender hebt sich dafür der zweite ab, in welchem Carolath zeigt, daß er, wo es der Zweck gebieterisch fordert, auch ein Meister naturalistischer Darstellung sein kann. Angelina ist doch gefallen, und der Künstlerschwarm, der von einem Feste heimkehrt, um sich in verrufenen Häusern zu verlieren, pocht auch an ihrer Thür. Eine Martha Schwerdtlein, aber in viel mehr gesunkener Ausführung, thut auf und weist höhnisch die späten Gäste an eine gegenüberliegende Pforte. Diese wird aufgesprengt, und mit Entsetzen sieht sich die trunkene Schaar in einer Kirche, vor deren Hochaltar ein Sarg steht. Im Nu ist die wüste Rotte zerstoben, und der Dichter allein steht dem verlorenen Kinde gegenüber. Da ist es ihm, als blickte selbst das Bild der Schmerzensreichen gnadenvoll auf die Todte herab, und er findet Töne echter Menschlichkeit:

Schlaf' wohl, verblühtes Kind.
Es müssen Blumen sein
Im Scharlachschmuck der Schönheit aufzuflammen
Am Straßenrande. Dir wird Gott verzeihn; —
Uns Andre doch, mög' er uns nicht verdammen.

Da nahen Knaben, die mit neuen Blumen den Altar schmücken; der Morgen bricht an, der Ostermorgen, und machtvoll verkünden die Glocken: Christus ist auferstanden.

In „Angelina" ging das Weib am Danaergeschenk ihrer Schönheit und am Manne zu Grunde; die nächste große Dichtung „Sphinx" bringt gewissermaßen die Sühne des Mannes, der voll Ekel an der genossenen Schönheit des Weibes zu Grunde geht. Die „Sphinx" steht an Tiefe und Größe der Gedanken, an packender Darstellungskraft, an berückender Diction, die uns wie im Fiebertaumel fortreißen, den reifsten Werken Byrons ebenbürtig zur Seite; der lyrische Schmelz ihres ersten Theils wird von dem Engländer wohl nur in dem Anfange von „Parisina" erreicht. Mehr noch als in „Angelina" herrscht eine wildgeniale Zerrissenheit, die an blitzdurchflammte Sturmnächte gemahnt. Auch auf die „Sphinx" passen die Worte der ersten großen Dichtung: sie ist wie ein Gebet, das glücklich anhob und geendet ward in einem Aufschrei ... auch ihr fehlt nicht das „Fragezeichen am Schluß eines gewaltigen Gedichts."

Mit einem lieblichen Idyll, das den tragischen Kern der Dichtung um so schärfer hervortreten läßt, setzt die grandiose Schöpfung ein. Gleich die Einführung des jungen, schönen Grafenkindes Santa zeigt den reifen Meister.

Sie lief im weißen Kleide,
Ein fröhlich Kind, sorglos durch Busch und Gras,
Frei flog ihr Haar, und aus dem Antlitz blaß
Blitzten so selig ihre Augen beide.

Digitized by Google

Sie will Abschied nehmen von ihrem Guy, der in den Kampf hinauszieht und dem sie das Versprechen ewiger Treue giebt:

Ewig,
Sprach sie ganz ernst, und wunderseltsam klang
Aus ihrem Kindermunde dieses — Ewig.
— — — — — — — — — —

Noch einmal hielt der Tag, der glückdurchsonnte
Verzögernd Rast und strahlte letzten Frieden
Auf jene Kinder, deren Glück hienieden
Versank am dunklen Lebenshorizonte.

Scharf und düster hebt sich die folgende Episode ab. Es ist Herbstnacht, im Feindsland, am Lagerfeuer der Dragoner. Wie zufällig liest einer der Offiziere einen Brief vor, des Inhalts, daß sich das schöne Grafenkind Santa auf Antrieb des Papstes mit dem alten, aber reichen und hochgestellten Kammerherrn Valbi vermählt hat; gerade jetzt ist die Hochzeitsnacht. Von der Erde springt ein Schläfer auf; es ist Guy; er sammelt sein Reiterfähnlein und stürzt in die Nacht hinaus, dem Feinde entgegen, um den Tod zu suchen. Wie durch ein Wunder bleibt er unversehrt und kommt nun zu dem weisen Juden Rabbi Zephanja, der ausgewiesen vor dem Thore der Stadt haust. Dem großen Alchymisten erzählt er schlicht seine Jugendgeschichte (in den Versen: reich, vornehm, jung trat ich hinaus in's Leben u. s. w., auf die ich ausdrücklich hinweise, weil sie Carolaths eigene Jugendentwickelung bezeichnen) und heischt Genesung. Er legt ihm die Fragen vor: warum ist die Frau urfalsch und treulos? Was sendet Gott ein Kind, das durstig ist, in einen weiten Garten, darin die Brunnen rings vergiftet sind? — Die Antwort, die der Fürstensohn erhält, ist an Kühnheit und Größe des gewählten Bildes fast ohnegleichen:

Wenn sein lechzend Roß
Mit Wasser tränkt der kluge Beduine,
Thut in's Gefäß er eine Hand voll Sand,
Das Naß zu trüben. — Siehe, also that
Der weise Schöpfer: in den klarsten Quell
Der Lebenswüste that er emsig Schlamm
Mit vollen Händen, in den schönen Leib,
Den süßen, sinnbethörenden, des Weibes
Goß er Gemeinheit. — Ja, der Schöpfer ist
Ein kluger Hirte; allzu tiefer Trunk
Schadet dem Thiere.

Aber Guy entgegnet: die lechzende Creatur wird auch Trübung und Schlamm todachtlos schlingen; auch er will trinken mit dem Empörungsschrei: mich dürstet! dürstet! Er will es sehn, das hohe Bild von Sais, In seinem Arm entblößt gleich einer Lais. Er will den schuldigen Schöpfer im Geschöpf durch Staub schleifen und rachesatt zu Grunde lachend gehn. So stürzt er davon. — Die nächste Scene zeigt Santa im prunkvollen

Digitized by Google

Schlafgemach. Auch sie ist nicht glücklich; sie denkt mit Wehmuth an den Jugendgeliebten und die glücklichen sorglosen Kindertage.

Mein Herz wird alt,
Sie sprach es leise, könnt' ich schlafen, sterben,
Mit jenem Traum, mit Dir, o Guy!

Da springt weit auf die Thür, und der Todtgeglaubte steht vor ihr. Santa sucht Ausflüchte für ihren Treubruch; aber Guy donnert ihr verächtlich entgegen:

Das Grafenkind mit der Madonnenstirne
Für Gold verkauft! Verkauft! Nun, welsche Dirne,
Wie theuer bist Du?

Noch einmal bäumt sich Santas Grafenblut gegen die unerhörte Beschimpfung auf; sie giebt vor, den Jüngling nie ernst geliebt, jenen Schwur nur tändelnd gegeben zu haben. Aber Guy läßt sich nicht beirren.

Du liebtest mich und liebst mich noch — sag: Ja! . . .
Ja, sprach sie tonlos, ja.

Warum sie ihn verrathen hat — sie „weiß es nicht". Guy glaubt ihr, aber er ist nicht der Mann, zu verzichten; ganz im Sinne jener Worte in der Rabbiscene will er nun den Schöpfer im Geschöpf durch Staub schleifen, den Schöpfer, der um das Göttliche im Weibe als Hülle ein kaltes Marmorkleid schlug.

Ich aber bin aus wildem Blut entflammt.
Dies Anwellicht, das matt und rosig flammt
In Deines Leibes marmorweißem Bau,
Ich will's besitzen, wunderschöne Frau;
Küssend ersticken, jubelnd löschen aus
Das rothe Licht, entweihn das Gotteshaus,
Auf die zerrissnen schweren Altardecken
Zu langem Schlafe wunschlos dann mich recken
Und sterbend, als ein satter Rächer sagen:
Im schönsten Weib, deß Auge je geblaut,
Neidvoller Gott, hab' ich die Sphinx erschaut
Und hab' Dein Werk, Dich selbst in ihr, zerschlagen.

— — — — — — — — — — —

Dem Weib, das irr, berauscht von Liebesfülle,
Im Arm ihm hing, hat bebend er gerissen
Vom weißen Leib die starre Atlashülle
Und es geschleudert in des Prunkbetts Kissen.
Ein Laut, ein Klagwort, girrend, wundersacht . . .
In einer Fluth fahlblonder Lockenhaare
Versanken sie, rings herrschte wunderbare
Jasmindurchhauchte, purpurfinstre Nacht.

Es dürfte nicht viel Poeten geben, die eine solche Situation derart bemeisterten, wie es hier Carolath gethan hat. Allen Realisten, Naturalisten

Digitized by Google

und sonstigen „isten", die ihre Unfähigkeit hinter dem klingenden Namen eines Systems verstecken, wäre überhaupt zu rathen, daß sie bei dem Schöpfer der „Sphinx" in die Schule gingen, um zu lernen, daß der Schaffende schlechtweg ein Dichter sein soll. —

Der Morgen graut über dem schlummernden Paare. Santa träumt von einem Glück ohne Ende:

Doch seine Brust ging schwer, es brach ein Schrei
Daraus hervor, der klang: Lebwohl — vorüber,
Du Schloß mit dem steinernen Wappenthor
Und den dunklen Eiben darüber!
Ihr wellenden Seen, windwogender Tann,
Lebt wohl, ihr Hochlandshaiden!
Es segnet im letzten Scheiden
Euch ein verlorener Mann.

Aus diesem Traum schreckt Guy auf zum Bewußtsein der Wirklichkeit. Und nun tritt mit einem Schlage die Peripetie ein, die sich in den Worten äußert: Sieh voll mich an, gieb mir die Jugend wieder! Seiner Seele Schwingen lähmt Ekel, es bricht sein Herz vor schalem Abscheu; nun, da Stillung hätte der wilde Wunsch, verlor er seinen Schmerz, das Diadem. Er greift zum Dolche, da bannt ihn eine seltsame Vision. Er meint zu sehen, wie Santa sich vom Purpurpfühl erhebt, wie ihre Züge das fremde, kühle Lächeln der Sphinx annehmen; er fühlt, wie die Seele der Schläferin, ihr selbst unbewußt, ihm das Räthsel des Weibes entschleiern will.

Was Du gesucht, so sehnsuchtsvoll, so bange,
Dies tiefe Etwas ist ein Strahl von Licht,
Den Gott ihr gab, daß man ihn heiß verlange
Und doch auf Erden finde nicht.
— — — — — — — — —

In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug,
Der unbeschreibliche, ein ew'ges Sehnen
In uns erwecken, daß wir aufwärts dehnen
Zu Gott empor des Lebens Probeflug.

Auch der Held der letzten Menschheitsdichtung (Don Juans Tod) sucht in seinem Wollustdrange diesen „Strahl von Licht"; darum zählt auch er — wie wir später sehen werden — zu den Großen, darum ist auch er erlösungsfähig.

Aber die Wollust ist vergänglich, und nur der Schmerz der Entsagung führt zu einsamen Höh'n; das war der Sinn in den Worten des Rabbi:

Wer je das Weib verkämpft, verschmerzt, verwunden,
Steht einsam da, nicht mehr an Gott gebunden,
Denn von der Frau führt der Ideenflug
Empor zur Freiheit.

Digitized by Google

So heißt es auch hier in der Sphinxvision:

Nur Wenigen schlägt Liebe tiefe Wunden,
Doch jede Wunde wird ein Ritterschlag.
Heil dem, der Glück beim Weibe nie erfunden
Und aus der Tiefe dafür segnen mag.
Das Ewig Weibliche ist Schmerz ohn' Ende;
Wer also groß, daß ohne Groll und Spott
Er schweigend sich von Erdensonnen wende,
Steht freilich einsam da, doch eins mit Gott.
— — — — — — — —

Das Leben ist ein starker Wanderflug
Zu Gott gerichtet, und auf allen Wegen
Trägt uns des Schmerzes großer Athemzug
Der Heimat zu, dem ew'gen Lenz entgegen.

Auch Guy war auf diesem Wege, ehe er seinen Schmerz wegwarf, das Diadem. Er ist aber doch zu groß, um sich nun nach Art der großen Masse an dem schönen Bollwerk: Leib des Sphinxräthsels genügen zu lassen, und darum muß er sterben. Aber noch ein versöhnender Lichtblick fällt in sein Scheiden. Santa-Sphinx kündet ihm, daß nach Allem, wenn die Geschlechter der Menschen von der Erde verweht sind, wenn der letzte Wollustschrei verhallt ist, auch das Räthsel des Weibes sich lösen wird: als Liebe:

Dann wird die Sphinx erlöst, gebenedeit,
Gleich Memnonssteinen, die tiefbebend klingen,
Das Hohelied versöhnter Ewigkeit,
Ein großes Liebeshalleluja singen.

So heißt es auch ähnlich in der herrlichen Gedankendichtung „Ein Bild“:

Was Schönheit hier von Schmerz und Abschied sprach,
Das klingt — wie bald — gleich fernen goldnen Stimmen,
Die rufend über breitem Strome schwimmen,
In der Unendlichkeit als Liebe nach. —

Dann verschwindet die erhabene Vision. Um den Mund der Schläferin spielt wieder wie vordem „ein stumpfes Lächeln satter Seligkeit“. Fahlgrau bricht der Morgen herein; der letzte Stern sinkt in die See, und mit ihm entflieht auch Guys Leben.

Zur Seite warf er Santas Haar, das blonde,
Und führte tastend, ohne Laut noch Wort,
Den Dolch in's Herz; so senkt sich eine Sonde
Langsam und still in einen leeren Ort.

Wir haben dem Dichter selbst, so oft es anging, das Wort gegeben und können trotzdem das Bedauern nicht unterdrücken, daß wir nicht das ganze Werk selbst an Stelle jeder commentirenden Zeile abschreiben durften, vor dem wir nach einer kleinen Ausstellung, gegen die theilweise ermüdende Breite der Rabbiscene, die kritische Feder in Demuth aus der Hand legen.

Digitized by Google

Ein geistreiches Wort sagt, daß es Theaterstücke gebe, vor denen nur das Publicum durchfallen kann. Die „Sphinx" ist schon in der ersten Auflage der Dichtungen (1883) enthalten; das Volk der Dichter und Denker hat es also fertig bekommen, vor dieser Titanenschöpfung ein ganzes Decennium lang durchzufallen — und das ist tausendmal unverzeihlicher, als die Ablehnung einer Theaterpremière, die mit unzähligen Factoren des Zufalls zu thun hat, durch welche, selbst dem besten Stücke gegenüber, auch der reife Kunstverstand einmal beirrt werden kann. —

„Angelina" wie „Sphinx" fassen die Liebe, die Vereinigung der Geschlechter, als einen Kampf auf, in dem ein Theil zu Grunde geht; es lag nahe, im künstlerischen Sinne einen Ausgleich herbeizuführen, die Dissonanzen, in denen die beiden mächtigen Schöpfungen jäh abbrechen, in einen Accord, wenn auch in Moll, aufzulösen. Diese Lösung bringt „Don Juans Tod". Carolath war beim Aufbau dieser Dichtung auf die buddhistisch-schopenhauersche Weltanschauung oder auf den christlichen Mysticismus angewiesen; ein Drittes ist kaum denkbar. Und hierin, in der reinen Abstraction, liegt die Klippe jeder Gedankendichtung, denn, wie Antäos, schöpft auch der Poet seine Kraft aus der Erde. Es ist kein Zufall, daß inferno der bedeutendste Theil der Divina commedia ist, daß Goethe mit seiner magna peccatrix und mit dem ganzen mystisch-symbolistischen Schlusse nicht viel anzufangen wußte. Und doch war Carolath gerade auf das Grethchen-Motiv hingedrängt. Aber Grethchen einerseits ist schon eine Gefallene, Faust andererseits nicht der reine Genußmensch, sondern vor Allem der große Denker mit einem Don Juan-Zuge. Die Gegensätze waren noch nicht genügend verschärft, wenn die Katharsis mit voller schlagender Kraft zur Wirkung kommen sollte. Deshalb ist auch Diava, die jungfräuliche Königin vom Kaukasus, das madonnenhafte, nie gefallene Weib; deshalb steht ihr und dem strengen Prälaten der absolute Genußmensch, der sündenbefleckte Spanier gegenüber, mit dessen unerbittlich consequenter Durchführung zugleich die irdische Substanz, der Erdgeruch der Dichtung, gerettet wird. Don Juan kennt keine andere Liebe, als die des Genusses; auf Erden erkennt er nur ein Ziel: das Weib, am Weibe nur ein Göttliches: den Leib; nicht ein Weib will er, sondern alle Weiber; armsel'ge Beute wär' ihm eine Frau, und Nichts verabscheut er so in den Tod, als Hochzeitsgefasel und Philosophiren. Und doch zählt auch er, wie es ausdrücklich heißt, zu den Großen. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Ich erinnere blos an Grabbes wildgeniales Drama, an die Worte des Teufels, daß Faust und Don Juan auf zwei Wegen karren — zu demselben Ziele. Carolath hat die Verwandtschaft der beiden heterogenen Charaktere in sonnenhelle Beleuchtung gerückt. Aus der erzwungenen Verbindung der Venus mit dem ewigen Wanderer Ahasver, aus der Verschmelzung der irdischen Wollust mit der nebelhaften Abstraction läßt er zwei Sprossen hervorgehen:

Digitized by Google

Das Priesterthum der Lust, des Sangs, der Dirnen
Schuf Don Juan; sein Zwillingsbruder Faust
Als Fürst weltferner Hochgedanken haust
In deutschen Herzen, deutschen Dichterstirnen.

Der freierfundene Mythus dieser seltsamen Augenblicks-Vermählung gehört in seiner genialen Idee, wie in deren classisch schöner Ausführung zu den herrlichsten Emanationen einer großen, freien Künstlernatur. Und mit richtigem Blicke hat der Poet sein Gemälde nicht auf den grauen Hintergrund buddhistischer Entsagungslehre, sondern auf den concretern, farbenreicheren des Christenthums, mit seiner dem Leben verwandten Jenseitstheorie, gezaubert. Wir mußten bei diesen Ausführungen länger verweilen, weil es galt, Schwierigkeiten der Conception aufzudecken, an denen mancher andere große Dichter vielleicht gescheitert wäre.

Die Fabel selbst ist einfach und klar. — In bangen Träumen schon hat Diava den nachtgeweihten Sünder erblickt, wie er nach ihr, dem lichtumstob'nen Kinde, Reltang heischend, die Hände streckt. Da theilt sich der Vorhang, und Don Juan selbst steht vor der Grusenfürstin. In tollem Ansturm hat er, der einzelne Mann, die Wachen überrannt und ist in die Königsburg gedrungen. Das nachdrängende Volk, die Heerführer, der Prälat, fordern einstimmig den Tod des Frevlers. Diava, die schon seit ihren bangen Träumen unter dem Banne des finsteren „Seelenbräutigams" steht, will ihn retten, indem sie ihn zum Gemahle erhebt. Der Fremde aber, dem die Frauen Nichts sind als „Eintagsglückgestalten", will vom Weibe nur Sinnengenuß, alle Fesseln sind ihm gleichbedeutend mit Nichtsein, Tod. Tod, dieses letzte Wort greift — ein äußerst feiner Zug — das wüthende Volk auf; nach kurzem, tollen Kampfe wird Don Juan gebunden, und nun kann ihn Nichts mehr retten, selbst nicht die Fürsprache der jungen Königin; der Prälat läßt sein Opfer nicht mehr los. Nur Eins erreicht sie, daß der Gefangene zur stillen Einkehr in die Schloßcapelle geführt werde, bevor der nächste Morgen ihn auf dem Schaffot sieht. Nach einem bedeutenden, echt dramatischen Zwiegespräch mit dem Prälaten bleibt er allein mit der Fürstin, die seine Fesseln gelöst hat. Hier erzählt er das Geheimniß seiner Herkunft. Meisterhaft schildert nun der Dichter die erwachende Todesangst des trotzigen Mannes, der sein Schaffot zimmern hört und der keinen Trost schöpfen kann aus einem Leben voll Sünde. Und doch will er, zum letzten Male sich selber treu, selbst die Todesnacht als Hochzeitsnacht feiern. Doch immer mehr fühlt er vor Diavas Augenstrahl den wilden Wunsch zerrinnen, der ihm bisher im Blute getobt hat vor jedem Weib, das er noch nicht besessen. Und als sie ihn angstvoll forschend fragt:

Begehrst Du mich, soll Dir mein Leib gehören?
Jetzt wäge wohl! Leib oder Seele? Sprich!

Da sinken die letzten Schlacken.

Digitized by Google

Die Seele, rief er, denn ich liebe Dich
Und will Dir folgen durch die Seligkeiten. —
An seine Brust zog der verlorene Sohn
Diava sacht, dann hob er den geweihten
Kelch empfangen Lichtes schweigend vom Ikon.

Er schleudert das Feuer in's Heiligthum; durch die Flammenpracht klingen noch einmal, wie siegendes Osterläuten, Diavas Erlöserworte:

Und harrte Deiner an der Himmelspfort
Um Deiner Sünden der Dämonen Schaar,
Und nennt Dich tausend Mutterflüche händen,
Zurück scheucht' ich sie mit erhob'nen Händen.
Es wird erfüllt, was Lebenstraum mir war.

Dann begraben die Flammen den entsühnten, dämonischen Mann und seine reine Todesbraut.

Es sank die Burg, durch's Land die Glocken klangen,
Und als die Flammen Halleluja sangen,
Ist mit dem finstern Seelenbräutigam
Erlöst Diava himmelwärts gegangen. —
Wen Liebesmacht in feurigem Gefährt
Auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, deß Frühling ewig währt.

So klingt ohne das „Fragezeichen am Schluß eines gewaltigen Gedichts" (Angelina) die erhabene Schöpfung rein und versöhnend aus, auf die unser deutsches Schriftthum vielleicht noch stolz sein wird, wenn manche „Größe" längst der verdienten Vergessenheit verfallen ist. Die vier Schlußzeilen der Dichtung enthalten allein eine Welt von Schönheit und Größe. In reifer Künstlerschaft ist es mit der herrlichen Gedankendichtung „Ein Bild" das Höchste, was Carolath geschaffen hat, desgleichen an Vollendung der Technik; während „Angelina" häufig, die „Sphinx" in der Rabbiscene, todte Punkte aufweist, schreitet „Don Juans Tod" in rastloser Entwickelung ehern und geschlossen wie ein Drama dahin. An genialen Episoden wird es vielleicht von der „Sphinx" noch übertroffen; aber die höchste Palme erringt allezeit das Genie, gebändigt durch Kunstverstand . . . sonst wäre Grabbe unser größter Dichter, nicht Goethe. —

Morituri te salutant — Prinz Schönaich-Carolath.

Wir hatten am Eingange die Verwandtschaft des Prinzen mit Lord Byron angedeutet, und wir glauben unsere Studie nicht besser als mit einer kurzen vergleichenden Analyse schließen zu können. — Beide sind von hoher Geburt, die ihnen ebenso einen weiten und tiefen Blick in das menschliche Leben gestattet, als sie ihnen die Hindernisse, die sich sonst dem Fluge des Genius entgegenthürmen, aus dem Wege räumte; Beiden war es vergönnt, ihre Subjectivität ausreifen zu lassen, ohne sie einer wirthschaftlichen Pression oder den Launen eines vielköpfigen Publicums unterordnen zu müssen.

Digitized by Google

Gleich hierbei sei jedoch ein weittragender Unterschied hervorgehoben. Carolath wuchs in einer glücklichen Hänslichkeit heran und hat sie wiederum im reifen Mannesalter sich selbst geschaffen; Byron mußte sie als Kind wie als Mann entbehren, und für diesen Mangel hat ihn weder sein Genie noch sein Reichthum und Rang entschädigt; er ist sein Verhängniß geworden. Aber der Parallelen sind noch genug. Beide wurden von innerer Unrast in die Ferne getrieben, aus der sie jene weitumfassende Kenntniß fremder Länder und Völker heimbrachten, die den Inhalt ihrer Dichtungen in ein fremdes, exotisches Milieu zu bannen liebt. Beide suchen mit Vorliebe Faust- und Don Juanartige Probleme auf, und es ist kein Zufall, daß Carolath sich zu der Harmonie durchrang, die dem Schöpfer von „Manfred" und „Don Juan" versagt blieb. Beide unterziehen sich den aufreibendsten Strapazen: Byron durchschwimmt trotz seines Klumpfußes den Hellespont, Carolath trotzt den klimatischen Einflüssen und den Aufregungen gefährlicher Jagden. Und — last not least — Beide beschließen, so weit man bei dem Prinzen schon von einem Abschluß sprechen kann, ihre dichterische Thätigkeit in rein menschlicher Weise: der Brite im praktisch-nationalen Sinne durch die Hingabe an ein unterdrücktes, für seine staatliche Freiheit ringendes Volk, der Deutsche im theoretisch-internationalen Sinne durch die Hingabe an die Unterdrückten und nach menschlicher Freiheit Ringenden überhaupt. Aber den Kämpfer von Missolunghi umstrahlt eine ewige Gloriole: wie der frühgeschiedene Sänger des Tell ging er im Zenith seines Genius von der Erde und erregt achillensgleich eine ewige Sehnsucht. Was Carolath aber nach „Don Juans Tod" auf reformatorischen Gebiete u. s. w. geschrieben hat, ist im künstlerischen Sinne als ein großer Rückschritt zu bezeichnen, und es bleibt nur zu wünschen, daß er in die verlassenen Bahnen wieder einlenken möge; denn dort, auf dem Gebiete des Reinmenschlichen, nicht in der Schilderung trauriger socialer Verhältnisse, so sehr sie auch den edlen Menschen ehrt, liegt die Stärke seiner gewaltigen Begabung, die schon aus rein technischen Rücksichten ein Gebiet meiden sollte, auf dem sie all die Wunderfarben ihrer Palette nicht zu verwenden vermag. Und wie diese Farben leuchten, als hätte sie Makarts Pinsel gezaubert! Es wäre schließlich thöricht, wollte man jetzt schon die dichterische Zukunft eines Lebenden, zumal wenn dieser erst 43 Jahre zählt, anticipiren. Und übrigens — was diese Zukunft auch bringen mag, kann sie doch Nichts ändern an der Perspective: Der Schöpfer der „Sphinx" und von „Don Juans Tod" gehört der Weltlitteratur.

Digitized by Google

Aus Düsseldorfs Glanzepoche.

Ungedruckte Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy*).

Von

Joseph Joesten.

— Köln. —

Wohl wenige deutsche Städte haben in ihren Mauern ein so vielseitig angeregtes geistiges Leben in einem verhältnißmäßig kurzen Zwischenraum zur Entfaltung und Blüthe kommen sehen, wie Düsseldorf.

Die unvergleichliche Gartenstadt hatte sich schon durch die Wirksamkeit des alten Burgmüller, des Vaters des allzufrüh dahingeschiedenen Componisten Norbert Burgmüller, einen wohlverdienten Ruf auf musikalischem Gebiete erworben, der dort in den weitesten Kreisen den Grund zu einer geregelten musikalischen Bildung zu legen und den Eifer für die Tonkunst nach Kräften zu beleben bestrebt war. In Karl Immermann hatte die deutsche Dichtkunst und Bühne ihren großen Apostel wiedergefunden, der gerade hier mit glücklicher Hand seine reformatorische Thätigkeit entfaltete.

Seit dem Jahre 1826, in welchem Wilhelm von Schadow mit seiner jungen Künstlerschaar in Düsseldorf einzog, schien hier eine neue Blüthe der Kunst aufzugehen. Aus dieser Schule gingen ein Lessing, Sohn, Bendemann, Hübner, Schrödter und Schirmer hervor, deren Charakter wesentlich der romantischen Dichtung entsprach. Auch der jugendliche Ferdinand Theodor Hildebrandt, der nachmalige Lehrer und Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie (geb. 2. Juli 1804 zu Stettin, gest. 29. September 1874 zu Düsseldorf), kam mit Schadow nach Düsseldorf.

*) Vgl. Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1865. 2 Bände. Herausgegeben von Dr. Julius Rietz und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen von Ferdinand Hiller. Köln 1878. Verlag von Du Mont-Schauberg.

Digitized by Google

In diesen Kreis trat im Jahre 1832 zum ersten Mal, auf einer Reise nach Paris zum Besuche der rheinischen Kunststadt, der jugendliche Felix Mendelssohn-Bartholdy. Nach Jahr und Tag zog Mendelssohn schon als Musikdirector in Düsseldorf ein. Er fand zunächst schwierigere Verhältnisse vor, als er erwartet hatte und in dem Privatkreise seines elterlichen Hauses gewohnt war. Schon die ersten Concerte machten ihm viel Arbeit. Erst als Chor und Orchester Freude an der Sache und Achtung vor dem unermüdlichen Fleiße ihres Leiters empfanden, kam auch ein rechter Zug in die Sache. Zu diesen anstrengenden Geschäften hatte Mendelssohn mit der Zeit auch die Leitung der Oper bei dem neuen Theaterunternehmer Karl Immermann übernommen und war hierdurch mit einem Schlage als „Dreiundzwanzigjähriger" der Liebling der ganzen Stadt geworden.

Aber auch in seinen persönlichen Beziehungen entwickelte er nach dem Urtheile der Zeitgenossen eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, Munterkeit und Beweglichkeit. Anregend und belebend, wie sein künstlerischer Geist war, gab er überall mehr, als er nahm. So war es denn kein Wunder, daß um diesen Liebling der Götter sich eine Schaar von Freunden, Anbetern und Gönnern sammelte. Mendelssohn sah sich jedoch nach geraumer Zeit veranlaßt, von der Direction der Düsseldorfer Oper zurückzutreten.

Wolfgang Müller von Königswinter hat das Verdienst, in seinem bekannten Werke: „Erzählungen eines rheinischen Chronisten, Karl Immermann und sein Kreis", Band 1, S. 48 (Leipzig, Brockhaus) die Gründe, welche für Mendelssohn hierbei entscheidend waren, in das rechte Licht gesetzt zu haben. „Das Wahre an der Sache ist" — so läßt er Mendelssohn selbst sagen — „daß mir die Arbeit über den Kopf wächst. Jedermann weiß, wieviel ich mit den Concerten zu thun habe. Allerdings wurde ich in einem schwachen Augenblicke zu dem Versprechen hingerissen, die hauptsächlichsten Opern zu leiten, weil meine Freunde mich dazu drängten. Nun bin ich aber zu der Einsicht gelangt, daß ich mehr versprochen habe, als ich leisten kann. Ich verliere mich und meine Compositionen über all' dem Schaffen und Wirken in der Außenwelt. Da nun auch mein Freund Julius Rietz, den wir für die Direction der Oper im Allgemeinen von Berlin berufen haben, sich überaus wacker und tüchtig erweist, wie ich es nicht anders erwartete, und da ich also durchaus überflüssig geworden bin, so hielt ich es an der Zeit, mich zurückzuziehen, um an meinem Oratorium Paulus zu arbeiten. Ein Künstler, der Etwas vor sich bringen will, darf sich aber nicht zu sehr zerstreuen. Ich habe bis jetzt noch zu wenig geleistet. Mit meinen Liedern und Clavierstücken ist erst der Weg zu einzelnen Herzen gebahnt. Mit meinem neuen Werke hoffe ich mir das Volk zu gewinnen, so Gott will!"

Mendelssohn, der sich in seinem Vertrage nur auf Zwei Jahre verpflichtet hatte (vergl. Lampadius, „Felix Mendelssohn-Bartholdy", Leipzig 1848, S. 43), ging 1835 nach Leipzig, um die Direction der Gewandhaus-

Digitized by Google

Concerte zu übernehmen. Noch in demselben Frühjahr hatte er das Musikfest zu Köln und am 2. Juli 1835 sein letztes Concert in Düsseldorf dirigirt. Auch die Eltern waren von Berlin herbeigeeilt, um den Triumphen ihres Sohnes beizuwohnen. Von den Zeitgenossen wird uns berichtet, daß selbst diejenigen, die Mendelssohn als einen fremden Eindringling angesehen und ihm manchen Verdruß bereitet hatten, durch sein Claviercapriccio in H-moll versöhnt gewesen, jeder Mund des Jubels voll und zugleich der Trauer kein Ende gewesen sei.

In Leipzig vollendete er seinen Paulus. Am 22. Mai 1836, einem Pfingstsonntage, wurde dieses Oratorium zum ersten Male in Düsseldorf (im Becker'schen Saale) aufgeführt. Seit Johann Sebastian Bach, Händel und Joseph Haydn hatten die Meisten diese Form verlassen. Mozart widmete sich vornehmlich der Oper und Beethoven der Sinfonie. Nun schlug am Rhein mit einem Schlage ein junger sechsundzwanzigjähriger Componist durch. Man überreichte bei dieser Gelegenheit dem Helden des Tages ein Prachtexemplar des Paulus, mit trefflichen Handzeichnungen von Hildebrandt, Adolf Schrödter, Julius Hübner, Eduard Steinbrück und Heinrich Mücke illustrirt.

Das erste Werk, welches Mendelssohn nach seiner Abreise von Düsseldorf vornahm, war, daß er in Frankfurt am Main die Proben des von seinem erkrankten Freunde Schelble geleiteten Cäcilienvereins fortführte. Hier lernte der „Sohn der himmlischen Cäcilia" auch seine spätere Gattin, Cäcilia Jeanrenaud, kennen.

Aus dieser sonnigen Zeit des jugendlichen Schaffens und Strebens stammt ein Briefwechsel*) aus dem Nachlasse des treuen Freundes des großen Tondichters, des Professors Ferdinand Theodor Hildebrandt, zu Düsseldorf. Wahre Freundschaft verband die beiden Künstlernaturen bis an ihr Lebensende. Ging das Leben des Einen in sich rund und fertig abgeschlossen dahin, so waren dem Anderen im Laufe der Jahre, die er den Freund überlebte, mannigfache Prüfungen und Schicksalsschläge nicht erspart geblieben.

Diese Briefe sind geeignet, den Künstler und Menschen ihres Schreibers in einem klaren und ruhigen Lichte erscheinen zu lassen und über manche Vorgänge und Persönlichkeiten aus der damaligen Düsseldorfer und Leipziger Zeit Aufschluß zu geben. In dieser Hinsicht dürften sie auch das Bild der Persönlichkeit des großen Mannes, wie es aus den Briefsammlungen von Julius Rietz und Ferdinand Hiller uns entgegentritt, einigermaßen ergänzen.

Die Briefe aus Leipzig und Frankfurt vom Jahre 1835 und 1836 stammen aus des Meisters Jugendzeit, die Briefe vom Jahre 1847 sind

*) Diese Briefe sind mir von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt worden.

Digitized by Google

wenige Wochen vor dem am 4. November 1847 erfolgten Tode Mendelssohns geschrieben.

Ich glaube daher den vielen Freunden der beiden Künstler und Freunde einige dieser Briefe von allgemeinerem Interesse bekannt geben zu sollen:

Leipzig, den 31. October 1835
(während die Glocken schön zum Reformationsfeste läuten).

Lieber Hildebrand!

Habe vielen Dank für Deinen lieben, lieben Brief, für den ich Dir schon längst hätte danken und darauf antworten sollen (wäre es auch blos aus Eigennutz gewesen, um bald wieder einen zu bekommen) aber ich war die Zeit her sehr gehetzt und angestrengt und finde erst jetzt, da ich wegen einer kleinen Unpäßlichkeit das Zimmer hüten muß, die rechte Muße, um Deine freundlichen Zeilen so recht con amore erwidern zu können. Wohl war es eine gute Zeit, wo Du täglich an's Fenster kommen und in mein Frühstück hineingucken konntest, wo Du meinen Tagen dadurch gleich einen vergnügten Anfang gabst, und daran habe ich wohl oft schon gedacht, wenn ich leider ganz ungestört frühstücken konnte, überhaupt muß ich Deinen und Schirmer's Brief nicht gerade durchlesen, wenn ich Euch meinen neuen Aufenthalt ganz und gar loben soll; denn für die vielen frohen Stunden, die wir zusammen hatten, finde ich hier wohl keinen Ersatz und Nichts, was daran erinnern könnte. Dafür aber gestehe ich Dir, daß ich erst hier recht empfinde, wie sehr viel mir in musikalischer Hinsicht dort abging, wie viele und ganz unnütze Quälerei ich mit manchen Dingen hatte, die nun einmal eben durch den guten Willen der Einzelnen nicht zu schaffen sind, und wie ich mich also in Beziehung auf mein öffentliches Wirken hier zufrieden fühlen muß. Das Institut der Concerte, bei denen ich bin, besteht seit mehr als fünfzig Jahren, Alles ist im guten geordneten Gange, manche alte hergebrachte Gewohnheiten, die mich zuweilen rühren können, weil sie auf eine vergangene Zeit noch hindeuten, wie mich denn auch ein Zopf oder eine Perücke eines alten Herrn erfreuen kann — dabei ist das Orchester meistentheils jung und lebendig, ungemein sicher eingespielt, sogar einige berühmte Musiker darunter, ich habe einige meiner Ouvertüren mit mehr Ensemble und Genauigkeit gehört, als jemals sonst, und habe dabei das Vergnügen, daß sie selbst Abends jeden augenblicklichen Einfall und Wink des Taktstockes verstehen und ausführen. Wenn Du das mit manchen Proben und Aufführungen, die wir zusammen erlebten, vergleichst, so kannst Du Dir denken, daß mir es hier in musikalischer Hinsicht wohler ist — aber wenn so ein Stück Maler-Akademie nach Leipzig mitten unter die Lerchen ziehen wollte, so wäre es doch ein lustiges Leben. Das geht nun freilich nicht, und so suche ich mich zurückzuziehen und fleißig zu arbeiten. Wenn mir es gelingt, so denke ich mich gegen den Frühling aufzumachen und ein paar Monate zu Fuß zu gehen; daß ich dann jedenfalls über Düsseldorf komme und wohl mal eines Morgens hineingucke, wie der Herr Maler frühstücken thun — das steht fest. Dazwischen liegt noch viel Schnee und Hagel und 15 Abonnements-Concerte, (denn fünf sind erst vorbei) und hoffentlich manches Brieflein von Dir, und überhaupt eben ein paar lange Monate — aber ich freue mich doch schon jetzt darauf, sobald ich lebhaft daran denke. — Wie schlimm steht es aber mit der edeln Malerkunst zu Leipzig! Wer kam in der Messe her, und wird noch jetzt immer vom Abreisen zurückgehalten durch Bestellungen von Portraits? Wen hält Leipzig für ein geschicktes Kerlchen? Niemand anders als Professor Grünler*). Er malt mehrere dicke Buch-

*) Ehregott Grünler, Professor und Hofmaler in Zeulenroda, malte anfangs historische Bilder, warf sich später auch auf die Darstellung von Thieren (Schafen), die ihm besser gelangen, als jene.

Digitized by Google

händler mit ihren Frauen, und alle rühmen, daß man fast gar nicht zu sitzen brauche und doch seien alle Bilder gleich „zum Erkennen". Ich suchte mehrere mal sehr geringschätzig von ihm zu reden, aber ohne Erfolg. Neulich stellte ihn mir sogar einer vor, aber ich war der Düsseldorfer Akademie eingedenk, zu der ich halb und halb gehöre und ich betrug mich sehr grob und kurz, wegen der Wasserflüsse Babylons, und anderen Unfugs, den ich von ihm gesehen habe. Auch Genelli*) ist hier, schimpft auf ganz Leipzig, und die ganze Welt, und malt nichts. Neulich waren einige zwanzig Bilder ausgestellt, die vom Dresdener Kunstverein verlooft werden; das beste darunter war offenbar und nach allgemeinem Urtheile der Hans Sachs von Oer**); mich freute es noch apart, wie ich's so fertig und schön gestrickt sah, und mich der Zeit erinnerte, wo es halb unbemalt dastand, und ich Dir zum Portrait saß, und Du Oer Rathschläge mit der Fingersprache gabst, und ich die Nürnberger Thürme als Landschafter tadelte — es macht nun doch einen recht angenehmen Eindruck, und gefällt wie gesagt allgemein. Außerdem waren ein paar nette Gegenstände da, namentlich eines von Bürkel***), was mir indessen sehr obenhin gemalt schien, im Ganzen schien mir nur weniges Werth zu haben — ein Berliner Bild mit Pferden und Reitknechten war gräßlich langweilig — der eine Reitknecht muß als Würze eine Wäscherin umarmen — es bleibt doch langweilig. Dagegen habe ich ein Kupferwerk gesehen, das mich sehr amüsirt hat: es sind Pinelli's†) Bilder zum Gedicht Meo Patacca. Kennst Du das? Es erinnert gar zu sehr an Rom, mit allem Prachtvollen und Dreckigen durcheinander. Noch muß ich Dir von einer Sängerin (der Schwester des Malers Grabau)††) erzählen, die hier ist, und die Du einmal hören solltest, wenn sie Beethoven'sche Lieder singt. So etwas Vollkommenes ist mir selten bei einer deutschen Sängerin vorgekommen, und die Düsseldorfer Musensöhne würden schwärmen, wenn sie diesen glockenreinen Vortrag hören könnten. Wenn sie ein bischen hübsch wäre, und jünger, so müßte ich mich auf der Stelle verlieben und thäte den ganzen Tag nichts, als Lieder componiren, während ich jetzt an der Vollendung des Paulus fleißig arbeite. Aber verzeih, daß ich Dir so viel von mir und meinen Umgebungen erzähle, was Dich vielleicht gar nicht interessiren mag. Ich thue es aber mit Absicht, weil Du auch gar zu wenig, oder gar nichts von der Deinigen schreibst; bitte, lieber Hillenbart, hole das bald nach, und sage, was Deine Familie macht, ob die Prinzen noch leben oder schon gemordet sind, was Du für Bilder im Kopf hast, erzähle mir von Schadow's und von Euch allen, auch vom Theater und Immermann, da es mich interessirt, vom Singverein und dem Rath der Alten, und vor allen Dingen schreib mir bald mal wieder. Mit herzlichen Grüßen an Deine Frau und Marlechen bin ich

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

*) Bonaventura Genelli, Zeichner und Maler, geb. 27. September 1800 zu Berlin, gest. 13. November 1868 zu Weimar, ließ sich nach seiner Rückkehr von Italien, 1832 in Leipzig nieder, um dort für den Doctor H. Härtel einen Saal in dessen Gartenhause mit Fresken zu schmücken.

**) Theobald von Oer, der aus Westfalen stammt und später als Maler in Dresden wohnte.

***) Heinrich Bürkel, Genre- und Landschaftsmaler.

†) Bartholomeo Pinelli, Maler, geb. 1781 zu Rom, gest. daselbst 1. April 1835. (Meo Patacco, Dialect).

††) Der Landschafts- und Thiermaler Christian Grabau, geb. 1809 zu Bremen, der mit Vorliebe Wasserfälle darstellte und sich insbesondere durch seine Thierstücke auszeichnete.

Digitized by Google

Frankfurt a/M den 26. Juni 1836.

Lieber Hildebrand!

Hiebei erfolgt ein Brief der Firma Breitkopf & Härtel mit dem es so zusammenhängt. Sie schreiben an mich und baten ich möchte Dich bitten, Du möchtest erlauben, daß sie für ihre musikalische Zeitung Dein Portrait von mir in kleinem Format stechen (oder lithographiren) ließen. Ihre Absicht schien zu sein, Dein Bild in Leipzig copiren zu lassen, und da ich vor der Leipziger Portraitmalerei und -stecherei höllischen Respect habe, so schrieb ich ihnen zurück, sie würden besser thun, die Sache Dir mitzutheilen und anheim zu stellen; weil Du vielleicht in Düsseldorf selbst oder in Cöln solch einen Stich besorgen und besser machen lassen kannst, als sie in Leipzig. Sie fragen nun also bei Dir an, ob Du diese Gefälligkeit haben wolltest? Da denn doch das Portrait in jedem Falle herauskommen sollte, so wäre mir's natürlich lieber, wenn's gut würde, und dazu kannst Du genieß am besten verhelfen. Nimm die Belästigung nicht übel, die Dir dadurch entsteht, und thue mir und Härtel's, wenn Du es kannst, den Gefallen, Dich des Dinges anzunehmen, damit ich mit einem vernünftigen Gesicht in die Welt komme.

Wenn es möglich ist, so antworte ihnen recht bald auf ihre Bitte, und fielen dann zugleich ein paar Zeilen an mich mit ab, so wäre das freilich desto prächtiger; wenn auch weiter nichts drin stände, als was Du und die Deinigen machen, und wie es Schadow mit seiner Gesundheit geht.

Ich lebe hier sehr angenehm und mit vielen liebenswürdigen Leuten; doch brauche ich noch Zeit mich von den Düsseldorfer Arbeiten zu erholen, deren Anstrengungen ich erst hier zu fühlen anfing. Rossini's Anwesenheit hier hat alle Musiker in Alarm versetzt, und mir viele Freude gemacht, weil er der geistreichste, amüsanteste Gesellschafter ist, den man in der Welt finden kann. Auch Musik haben wir manches Mal mit einander gemacht, und ich werde Dir lustige Anekdoten von ihm zu erzählen haben; Schade daß Du sie nicht gleich selbst erzählen kannst; es wäre etwas für Dich. Er ist ein toller Prinz. Auch von der hiesigen Ausstellung werde ich mancherlei zu erzählen haben; ein charmantes Bild von Schelfhout*) war wieder da, und überhaupt mehrere hübsche Sachen. Die Madonna von Deger**) und die Landschaft von Pose schienen alle Frankfurter Kunstkenner sehr zu entzücken, und es wurde drüber viel gekannegießert hin und her. Gestern erhielt ich einen kurzen Brief von Woringen, worin er mir wieder alles mögliche Unangenehme über das Düsseldorfer Musikfest und Musikwesen nachträglich auszutrinken giebt; es wird wohl nicht so schlimm sein, wie er es ansieht, in keinem Falle aber sprich ihm davon.

Ich habe aber keine Schreiblaune, weil ich in 3—4 Wochen wieder in Düsseldorf zu sein denke und dann Alles besser mündlich sagen kann, einen Abend müssen wir dann wieder bei Dir mit Schirmer allein zubringen, und wenn noch Pflaumen da sind, so bitte ich Deine Frau, sie bis dahin aufzuheben.

Lebe nun wohl, Hildebart! Grüße mir Schirmer und Bendemann vielmal und lebe wohl.

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Frankfurt a/M, den 10 Sept. 1847.

Mein lieber Hildebrand! Habe vielen Dank für Deinen freundlichen Brief, den ich so eben bei meiner Ankunft hier empfing. Und sage auch Deinen Collegen vom Musik-

*) Andreas Schelfhout, Landschaftsmaler, geb. 1787 im Haag, gest. das. 1870.

**) Ernst Deger, Historienmaler, der mit den Brüdern Andreas und Karl Müller aus Darmstadt und Franz Ittenbach aus Königswinter die Fresken in der Apollinariskirche zu Remagen am Rhein und später die Fresken in der Schloßcapelle der Burg Stolzenfels gemalt hat.

Digitized by Google

Comité meinen Dank für das Vertrauen das sie mir durch ihre Anfrage beweisen. Daß mich die Sache, von der es sich handelt, lebhaft interessirt und daß ich daher gern den besten Rath geben möchte, der sich nur ersinnen läßt, das brauche ich Dir wohl nicht erst zu versichern. Aber es wird mir schwer werden; denn seit ich von Rietz' Abgang hörte, habe ich oft gedacht, wem ich wohl diese Stelle wünschte und habe niemand herausfinden können, der unbedingt paßte und für den sie unbedingt paßte. Ehe ich mich daher näher ausspreche, möchte ich Dich bitten mir zu sagen (es versteht sich unter dem Versprechen meiner Verschwiegenheit) wer sich bei Euch gemeldet hat. Vielleicht ist einer darunter, der besser paßt, als einer von denen an die ich gedacht hatte; und ist das nicht der Fall so will ich meine Vorschläge machen so gut ich kann.

Sollte sich keiner finden, der von allen, dem Verein und dem Comité gleich bei Nennung seines Namens per Acclamation angenommen würde, wolltet Ihr dann nicht vielleicht dem Beispiele des hiesigen Caecilien-Vereins und der Mainzer Vereine folgen und für jeden Bewerber einen Abend (oder mehrere) bestimmen, wo sie vor sämmtlichen Mitgliedern eine Probe ihres Dirigirens und Einstudierens, ihres Clavierspiels und ihrer ganzen Art ablegten, wonach dann die Wahl sich richten könnte? Solch ein Verfahren hat manches Tadelnswerthe, aber es ist nicht zu läugnen, daß beide Vereine, der hiesige wie der Mainzer, schon mehreremal sehr gut dabei weggekommen sind. Man zahlte den Bewerbern blos die Reisekosten hin und her, ließ sie nach Belieben ein Werk zum Einstudiren auswählen welches sie konnten oder worauf sie sich vorbereitet hatten, nahm auch (wenn ich nicht irre) irgend ein ihnen unbekanntes und bildete sich so sein Urtheil. Die Herren Schott in Mainz und irgend einer Deiner hiesigen Bekannten würden Dir gewiß alle Details darüber besser angeben können, wenn Du sie wissen wolltest.

Wünschest Du nun meine Antwort bald, lieber Hildebrand, so schreibe mir bald nach Empfang dieser Zeilen hieher, Adr. hôtel d'Angleterre. Ich bleibe noch 5—6 Tage hier; nachher ist meine Adresse wieder Leipzig. Wie gern ich Dir auf alle Deine Fragen mit meiner best n Auskunft zu Diensten bin, brauche ich nicht erst zu sagen.

Für die Idee mit der Partitur meines Elias und den Unterschriften darin für Rietz danke ich Dir und allen sehr herzlich; es hat mir sehr große Freude gemacht. Und daß Du alles dumme Zeug behältst, was mir beim Anschauen Deiner schönen Bilder durch den Kopf fährt und was ich folglich Dir auch gleich sage, das hat mich fast beschämt. Aber Du weißt ja, wie es gemeint, und wie sich niemand mehr darüber freut als ich, trotz der vielen curiosen Redensarten, die dabei zu hören sind. Hoffentlich sehe ich Deinen Othello recht bald; die Desdemona steht mir wohl immer vor Augen, seit ich Dein Bild kenne, und so muß es jedem gehen.

Nun grüße mir Frau und Kinder recht herzlich und sei von den meinigen gegrüßt. Immer

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Leipzig, den 1. October 1847.

Mein lieber Hildebrand!

Unter den neun Bewerbern, die Du mir in Deinem letzten Briefe nennst, steht Hiller so entschieden obenan, daß nach meiner Meinung kein Zweifel darüber sein kann. Er ist durch sein Talent, seinen Ruf und seine Uebung den andern von Dir Genannten, ja ich glaube Allen überlegen, die sich irgend in Deutschland für eine solche Stelle finden ließen. In dieser Ueberlegenheit liegt das einzige Bedenken, das ich dabei zu nennen wüßte: ich gestehe Dir offen, daß mir die Stelle nicht bedeutend, nicht umfassend genug für Hiller scheint, und daß ich daher nicht glaube, daß sie für ihn paßt (natürlich sage ich Dir dies unter uns, denn es würde manchen Dortigen verletzen, wenn er es erführe). Ich fürchte, daß Hiller auf die Länge mit der dortigen Wirksamkeit nicht zufrieden sein kann, und zwar aus musikalischen und noch mehr aus persönlichen Gründen — indeß er muß das am Ende besser beurtheilen können, als ein Anderer und was seine Kennt-

Digitized by Google

nisse und Leistungen, mit einem Wort seine künstlerische Befähigung zu dieser Stelle anlangt, darüber kann, wie gesagt, nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Von den Uebrigen ist eigentlich nur Hermann Schornstein, den ich aus früheren Zeiten als einen guten Musiker kenne; die Anderen sind mir so gut wie ganz unbekannt. Meinen Vorschlag mit der Concurrenz muß ich nicht recht deutlich gemacht haben; denn von öffentlichen Concerten, die als Probe dirigirt wurden, ist dabei die Rede nicht, sondern nur von den regelmäßigen, wöchentlichen Uebungen des betreffenden Vereins. Indeß braucht daran natürlich nicht weiter gedacht zu werden, wenn es sich von Leuten anerkannten Rufs und bewährter Tüchtigkeit handelt. Dabei bleibe ich aber, daß bei mehreren einander ziemlich gleichen Bewerbern es kaum ein besseres Mittel geben dürfte, die Frage zu entscheiden.

Den Auftrag wegen der Jenny Lind kann ich nicht unbedingt übernehmen. Ich habe sie zu lange nicht gesehen, um etwas von ihren Plänen zu wissen, und es fehlt mir augenblicklich an Gelegenheit, die Correspondenz mit ihr wieder anzuknüpfen. Vielleicht komme ich mit ihr wieder im Laufe des Herbstes zusammen, dann könnte ich sie darüber fragen; aber auch das kann ich dem Comité nicht versprechen.

Erst gestern Abend bin ich von Berlin wiedergekommen, und — — —

Hier bricht der Brief ab. An dieser Stelle ist vermerkt:

N. B. Die andere Hälfte dieses Briefes habe ich an die Kronprinzessin von England abgegeben. Hildebrandt.

Diese andere Hälfte muß wohl einen besonderen Werth durch ihren Inhalt gehabt haben, abgesehen davon, daß es einer der letzten Briefe des großen Tondichters vor seinem am 4. November 1847 erfolgten Tode ist. Nach der Dr. Rietz'schen Sammlung schrieb Mendelssohn noch einen Brief an seinen Bruder Paul, an den General von Webern in Berlin von Interlaken aus und am 25. October 1847 seinen letzten Brief von Leipzig aus an seinen Bruder Paul.

Digitized by Google

Rußland in Centralasien.

Von

E. Maschke.

— Breslau. —

(Schluß.)

Die Expedition von 1879 gegen die Achal-Teke war also vollständig mißglückt. Ein Unterschätzen des Feindes, in Folge dessen das ungenügende Recognosciren der feindlichen Festung, der Mangel an Belagerungs-Material und eine ganz unzureichende Vorbereitung des Sturmes selbst waren die Ursachen für den Mißerfolg der russischen Waffen.

Daß Rußland demnach für das nächste Jahr eine zweite Unternehmung gegen die Achal-Teke in Aussicht nahm, war wohl selbstverständlich. Nur durch einen vollständigen Erfolg konnten die gefährlichen Consequenzen der verunglückten Expedition wieder ausgeglichen werden. Das Ansehen Rußlands in Mittelasien war jedenfalls gefährdet, es mußte unter allen Umständen aufrecht erhalten, eventuell wieder hergestellt werden.

Im Frühjahr 1880 begann man mit den Vorbereitungen dazu. General Skobelew, ein thatkräftiger, in den centralasiatischen Feldzügen erprobter, erfahrener Offizier wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Er verstand dann, die 1879 begangenen Fehler zu vermeiden, aus den daraus hervorgegangenen Lehren aber Nutzen zu ziehen. Sehr wesentlich für das Gelingen des Unternehmens war die Veranlagung der Operationsbasis. Nicht blos von Tschikischlar aus, sondern auch von dem Michaelbusen des Kaspischen Meeres sollte gegen die Teke-Oase vorgegangen werden. Das beinahe gleich weit von diesen beiden Ausgangspunkten gelegene Bami war als Hauptetappenort ausersehen. Durch seine Lage in der Teke-Oase jenseits des Kopet-Dagh sowie durch seine Umgebung war es vorzüglich geeignet zu einem Centralstützpunkte. Schon am 10. Juni wurde es von einer kleinen Abtheilung

Digitized by Google

der Etappentruppen unter persönlicher Leitung des Generals Skobelew genommen, befestigt und entsprechend besetzt. Eine sechsmonatige Verpflegung für 8000 Mann, ferner 10000 Artillerie-Geschosse und 2 Millionen Patronen sollten auf den beiden Etappenstraßen dorthin geschafft werden. Es war daher die gründliche Instandsetzung der Wege vom Michaelbusen und von Tschikischlar her nothwendig. Durch die Anlage einer Eisenbahn vom Michaelbusen über Muliakara, Aidin, Achtschakuima in der Richtung auf Kysyl-Arwat wurde der Transport von Truppen und Material noch wesentlich erleichtert. Der Bau war freilich ein schwieriger, einmal der Terrainverhältnisse wegen und dann in Folge des weiten Transports aller dazu nothwendigen Materialien. Am 1. October 1880 waren 22 Kilometer, am 25. Januar 1881 aber 106 Kilometer fertig gestellt, während die ganze Strecke bis Kysyl-Arwat im September 1881 vollendet wurde. Während der Operationen gegen die Teke-Oase fand der Verkehr auf der transkaspischen Bahn aber nur bis Aidin — 84 Kilometer weit — mit Locomotiven statt, von dort ab bis Achtschakuima — 106 Kilometer weit — benutzte man sie als Pferdebahn. Wo der Bahntransport aufhörte, sowie von Tschikischlar ab und längs des Atrek und Ssumbar wurden Wagen oder Kameele verwendet. Die Beschaffung von 20000 dieser erforderlichen Lastthiere war allerdings mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Dieselben mußten selbst bis von Orenburg herbeigeschafft werden. Die Verpflegungsmittel kamen zum größten Theile aus Rußland, aber auch in Persien wurde Getreide aufgekauft. Die Etappenstraßen sicherte man durch Anlage von Befestigungen. Die Etappentruppen hatten für den Schutz der Transporte zu sorgen, die vom Mai bis zum December 1880 sehr häufig durch Angriffe seitens der Turkmenen gefährdet waren. Nach allen diesen vorbereitenden Maßnahmen begann erst im November der Transport der eigentlichen Expeditionstruppen vom Kaukasus her.

General Skobelew hatte aber bereits im Sommer die Feindseligkeiten eröffnet, soweit dies die nothwendige Erreichung von bestimmten Nebenzwecken erforderlich machte. Während 1879 vom General Lomakin vollständig außer Acht gelassen worden war, sich durch zweckmäßige Recognoscirungen Kenntniß über Stellung und Stärke des Gegners zu verschaffen, legte General Skobelew gerade darauf ein großes Gewicht. Bereits am 1. Juli ging er mit einer kleinen Abtheilung aus Bami auf Geoktepe vor. Am 5. erreichte er nach einigen kleinen Scharmützeln Jegani und Batyrkul. Unter dem Schutze vorgeschobener Trupps wurden, trotzdem letztere sich einer bedeutenden Masse feindlicher Reiter gegenüber sahen, am 6. die Befestigungswerke von Geoktepe recognoscirt und Terrainaufnahmen ausgeführt. Am 10. Juli traf Skobelew wieder in Bami ein. Geoktepe sollte von 10000, nach anderen Nachrichten von 40000 Teke-Turkmenen besetzt sein. Im November begann General Skobelew, sich vorwärts Bami Stützpunkte zu schaffen. So wurden am 27. Karys und Kelat, 30 Kilometer von Geoktepe,

Digitized by Google

den sich hartnäckig vertheidigenden Turkmenen entrissen, am 30. November Jegman-Batyrkul, 11 Kilometer vor der feindlichen Festung. Letzterer Ort wurde dann als „Samurskische Befestigung" zum Ausgangspunkte für die Operationen gegen Geoktepe selbst bestimmt und von hier aus die Etappenstraße nach Bami organisirt. Auch legte man in dieser neuen Befestigung bedeutende Depots von Verpflegung, Munition und Material an. 4000 Kameele und 100 vierspännige Wagen vermittelten den Verkehr zwischen hier und Bami. Es trafen jetzt auch die für die eigentliche Expedition bestimmten Truppen ein. Es waren dies 9 Bataillone, 8 Compagnieen und 2 Kommandos Infanterie, 10 Schwadronen Reiterei, meistens Kasaken, $1\frac{1}{2}$ Compagnien Sappeurs und endlich 75 Geschütze. Die Gesammtstärke des am 15. December in Samurskoje concentrirten Corps betrug 8000 Streitbare.

Zur Vervollständigung der am 6. Juli ausgeführten Recognoscirung wurde eine weitere solche am 4. December zur genauen Erforschung der Westfront von Geoktepe unternommen und hatte ein ziemlich heftiges Gefecht zur Folge. Da ferner Nachrichten bei den Russen eingingen, daß in der feindlichen Festung eine große Bewegung stattfände, wurden am 11. und 12. December die Aufklärungen wiederholt. An letzterem Tage sahen sich die Russen in ein heftiges Gefecht verwickelt; ihre Verbindung mit Samurskoje wurde sogar eine Zeit lang durch die Tekes unterbrochen, und erst ein aus dem Lager ausrückendes Detachement mußte dieselbe wiederherstellen. Nach den Resultaten der letzten Recognoscirungen war also nicht anzunehmen, daß die Turkmenen ihre Stellung hier ohne energischen Widerstand aufgeben würden. Andererseits war letztere zu stark, um sich ihrer mittelst eines forcirten Angriffes bemächtigen zu können. Abgesehen von den Reiterschaaren, die Geoktepe außerhalb vertheidigten und wohl an 7000 Pferde zählten, waren im Innern der Hauptbefestigung, in den Kibitken, noch gegen 40000 Personen untergebracht, die mehr oder minder als Vertheidiger in Betracht kamen. Die Außenwerke waren ferner mit vortrefflichen Schützen besetzt. Der im Nordosten von Geoktepe gelegene, befestigte und mit einer Haubitze armirte Hügel beherrschte aber die ganze Stellung.

General Skobelew entschloß sich demnach zu dem langwierigeren, aber dafür auch sicheren Wege der förmlichen Belagerung. Die Süd- und Ostfront der Festung schienen sich am meisten für den Angriff zu eignen. Um aber zunächst einen Stützpunkt im Süden zu haben, bemächtigte sich Skobelew am 20. December Jangikalas und schlug hier, 1800 Meter von der Südfront der Festung entfernt, sein Truppenlager auf. Schon an demselben Abende mußte von demselben ein Angriff der Tekes zurückgewiesen werden. Nachdem dann die Russen auch auf der Ostfront durch Einnahme der Kala dort sich festgesetzt hatten, wurde am 23. December mit Tagesanbruch die erste Parallele gegen die Südostecke der Festung auf 600 Meter Abstand

Digitized by Google

eröffnet. Die Belagerungsarbeiten nahmen jetzt ihren regelrechten Verlauf. Die nöthigen Communicationen wurden angelegt, und in der Nacht zum 28. December ward mit dem Bau der zweiten Parallele vorgegangen. Bis dahin hatten die Turkmenen die Arbeiten des Angreifers fast gar nicht gestört. Als aber am 28. mit Einbruch der Dunkelheit die russischen Tranchéen-Arbeiter wieder angestellt wurden, machte plötzlich die ganze Besatzung von Geoktepe einen Ausfall. Derselbe richtete sich namentlich gegen den rechten Flügel und den Rücken der Belagerungsarbeiten. Mit der blanken Waffe in der Hand stürzten sich die Tekes wie Rasende gegen die russischen Linien, sprangen auf die Brustwehren der Laufgräben und hieben von dort aus auf die Russen ein. Sie wurden dann allerdings zurückgeworfen, aber eine Fahne und ein Geschütz blieben in ihren Händen. Nachdem die Russen die Arbeit wieder aufgenommen hatten, erfolgte in der Nacht noch ein zweiter Ausfall, der jedoch durch das Shrapnelfeuer der Artillerie zurückgewiesen ward. Mit welcher Heftigkeit und Erbitterung vorher in den Laufgräben gekämpft worden, beweist namentlich das eigenthümliche Verhältniß bei den russischen Verlusten zwischen Todten und Verwundeten. Während von Letzteren die Russen nur 1 Offizier und 30 Mann zu verzeichnen hatten, waren 5 Offiziere, 95 Mann todt auf dem Platze geblieben.

Am 29. December wurde eine Gruppe von feindlichen Befestigungsanlagen, etwa 100 m vor der südöstlichen Ecke von Geoktepe, durch die Russen genommen, gegen die Festung in Vertheidigungszustand gesetzt und mit den Belagerungsarbeiten verbunden. In der Nacht zum 31. December machte der Feind abermals einen großen Ausfall, der den Russen wieder erhebliche Verluste brachte. Die Turkmenen behielten auch wieder ein russisches Geschütz in Händen. In derselben Nacht wurde aber die dritte Parallele eröffnet, und das russische Lager bis dicht an die erste Parallele herangeschoben. Am 5. Januar fand endlich noch ein dritter Ausfall der Tekes statt, der aber nicht mehr die Energie der früheren zeigte und leicht abgewiesen ward. Mit dem 9. Januar waren dann die projectirten Belagerungsarbeiten vollendet, bis auf einen Minengang, der gegen die Mauer auf der Südostseite der Festung vorgetrieben wurde.

Das russische Artilleriefeuer hatte inzwischen große Verheerungen in der Festung angerichtet, trotzdem ging aber der Feind auf die mit ihm angeknüpften Verhandlungen nicht ein. Nachdem daher bis zum 11. Januar auch die Mine zum Sprengen bereit gestellt und von der Artillerie eine Bresche in der Südfront der Festungsmauer vorbereitet war, wurde für den 12. der Sturm angeordnet. Es waren für diesen 23 Compagnieen bestimmt, während 25 die allgemeine Reserve bildeten. Der Sturm erfolgte in drei Colonnen, gegen die auf der Westfront gelegene Mühlenkala, gegen die Bresche auf der Südseite und die durch die Mine hergestellte Oeffnung auf der Südostseite. Nach hartem, schwerem Kampfe und heftigem Hand-

Digitized by Google

gemenge gelang es den Russen, sich in den Besitz der Mauer der Hauptbefestigung zu setzen und in das Innere einzudringen. Hier kam es dann zu einem fürchterlichen Gemetzel, dem sich die Tekes schließlich durch die Flucht zu entziehen suchten. General Skobelew ließ aber jetzt die bereit gehaltene Reiterei durch die Festung hindurch zur Verfolgung der in nördlicher Richtung nach der Steppe zu Fliehenden vorgehen. Gegen 8000 Tekes beiderlei Geschlechts wurden bei dieser Gelegenheit von den Dragonern und Kosaken noch niedergemacht. Im Innern der Festung fand man 6500 todte Turkmenen vor, gegen 4000 Weiber und Kinder waren in Gefangenschaft gerathen. Der Sieg der Russen war also ein vollständiger. Sie hatten ihn mit einem Verluste von 32 Offizieren und 366 Mann an Verwundeten und Todten erkauft. Die Belagerung von Geoktepe hatte 19 Tage gewährt. Trotz der heldenmüthigen Vertheidigung seitens der Teke-Turkmenen, trotz der ungeheuren Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche die Russen zu ertragen gehabt, hatte dennoch der Muth, die Tapferkeit und die außerordentliche Ausdauer der Letzteren obgesiegt. Von den 40 000 Turkmenen, welche in Geoktepe zusammengedrängt gewesen, war wohl die Hälfte zu Grunde gegangen. Durch diesen erfolgreichen Schlag war die Kraft und die Macht der Achal-Tekes, der bis dahin am meisten gefürchtet gewesenen Nomaden Centralasiens, endgiltig gebrochen worden.

Die Waffenthat von Geoktepe erhöhte aber auch das Ansehen Rußlands in den Augen sämmtlicher Asiaten. In Persien war außerdem das Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß die Russen die Nachbargebiete von dem räuberischen Steppenvolke befreit hatten. Seit Jahrhunderten den Ueberfällen der Turkmenen ausgesetzt, waren die friedfertigen und fleißigen Bewohner Irans bisher stets vergeblich bemüht gewesen, bei ihrem Könige und ihrer Regierung Hilfe und Schutz gegen dieselben zu finden. Jetzt wurde Rußland als der Befreier und Erretter des östlichen Persiens gepriesen. Die ganzen Länderstrecken entlang durch Chorasan, vom Scharud angefangen nach Meschhed und Sarachs, und namentlich in den Nachbarbezirken des neuerdings von Rußland unterworfenen Gebietes, vornehmlich in Kabuschan, Budschnurd, Deregög, war die Bevölkerung beflissen, ihre Sympathien für den nordischen Eroberer kundzuthun. Einer der Hauptvortheile aber, die Rußland aus der Unterwerfung des Achal-Teke-Turkmenenlandes erwuchsen, war die feste strategische und auch für die Handelsverbindungen sehr wichtige Position, die es an den Abhängen des Kopet-Gebirges gewonnen hatte. Das östliche Küstengebiet des Kaspischen Meeres ist, außer an den Ausmündungen der Flüsse bis Kysyl-Arwat hin unfruchtbares Land, vollständige Wüste. Bei letztgenanntem Orte erst beginnt die Bodencultur mit Hilfe der Bewässerung vom Gebirge her. Je weiter man aber ostwärts vordringt, um so reicher wird das belebende Element in den Bewässerungscanälen, um so fruchtbarer demnach der Boden, und um so mannigfaltiger und üppiger werden seine Producte. Im Alterthum führte bekanntlich die große Handels-

Digitized by Google

straße aus dem Innern Asiens nach dem Westen über die südlichen Abhänge des Kopet-Gebirges nach dem Kaspischen Meere, und trotz der Verwüstungen durch die Einfälle der Mongolen erfreuten sich Kahka, Mehne und Abiverd bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hin eines bedeutenden Rufes. Es war daher wohl anzunehmen, daß Rußland, im Besitze dieses reichen Landes, seine ganze Kraft darauf richten würde, die ehemalige Culturperiode wieder zu erneuern. Dieser Landstrich war viel leichter zu bevölkern und zu colonisiren, als die Eroberungen in Turkestan. Rußland mußte sich veranlaßt sehen, seine Ansiedlung hier zu beschleunigen, um in dem Gebiete östlich des Kaspischen Meeres festen Fuß zu fassen und sich die große Verbindungslinie herzustellen, die aus dem Innern Rußlands über das Schwarze Meer, durch den Kaukasus und über das Kaspische Meer bis an den Außenrand des Hindukusch sich erstrecken sollte. In der vollen Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Aufgabe hatte man den Kaukasus von Batum bis Baku mit einer Eisenbahn überbrückt. Während zur Unterwerfung der Turkmenen geschritten wurde, war gleichzeitig auch der Bau der transkaspischen Bahn in Angriff genommen worden. Nachdem aber die Eroberung des Turkmenenlandes vollbracht war, trug Rußland zunächst dafür Sorge, dasselbe zu pacificiren. Es gelang dies unter dem Nachfolger Skobelews, dem General Röhrberg, im vollsten Maße. Die Flüchtigen wurden zurückgerufen, und die wieder heimkehrenden Achal-Teke-Turkmenen boten jetzt das geeignetste Material für die Kernbildung einer Wüstenbevölkerung von friedfertigen Unterthanen Rußlands. So vermögen denn selbst die Widersacher Rußlands nicht abzuleugnen, daß infolge der Pacification des Turkmenenlandes schon nach wenigen Jahren die Bodencultur, die Industrie und der Handel dort einen großen Aufschwung genommen hatten.

Der Centralpunkt der russischen Verwaltung in dem neueroberten Lande wurde Aschkabad. Dasselbe bildete auch den Sammelort für die Handelsleute, welche dem russischen Invasionscorps auf dem Fuße gefolgt waren. Diese Kaufleute setzten sich zumeist aus Kaukasiern, Mohammedanern und christlichen Armeniern zusammen. Sie besaßen die Fähigkeit, sich mit den Turkmenen zu verständigen und wurden dadurch, daß sie unbelästigt bis in die fernsten Theile des Achal-Gebietes vorzudringen vermochten, die besten Verkehrsvermittler zwischen den Eingeborenen und den Eroberern. Aschkabad, der Mittelpunkt der neuen Handels- und Culturbewegung lockte aber nicht nur die schon der russischen Herrschaft unterworfenen Turkmenen an, sondern bald auch einzelne Glieder der noch unabhängigen Stämme dieses Volkes, wie die Teke aus Merw, der Tetschend-Oase und von den Salor- und Sarik-Völkern. Rußland richtete jedoch im richtigen Verständniß seiner Interessen seine Aufmerksamkeit zunächst auf Merw, das Hauptquartier der noch unabhängigen Teke-Turkmenen. Denn wenn die Achal-Teke auf 150 000 Seelen veranschlagt wurden, so schätzte man die Merw-Teke auf 250 000. Merw war im Alterthum, und zwar in der vormongolischen

Digitized by Google

Periode, ein großes Handelscentrum gewesen und eine bedeutende Stadt, die an den Ufern des Flusses Murghab gelegen, den geeignetsten Rastpunkt bot für die Karawanen zwischen Bochara und Persien. Das Heer des Dschengis Chan hatte dann die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus dem sich dieselbe nur als elender Ort wieder erhob.

Rußland bahnte jetzt also Handelsverbindungen mit Merw an; im Februar 1882 brach die erste Karawane von Aschkabad dorthin auf. Als Führer fungirte Alichanoff Avarski, aus einem Stamme in Dhagistan. Derselbe gehörte zu jener Klasse von Offizieren asiatischer Herkunft, die, ohne ihrer Religion untreu geworden zu sein, durch ihren gewonnenen Bildungsgrad und durch den Verkehr mit den moskowitischen Kameraden sich vollständig russificirt haben. Indem sie ihrem Namen ein „off" anhängen, nehmen sie auch officiell die russische Nationalität an. Solche russificirte Tataren, die sich dem russischen Staate schon oft als sehr nützliche Diener erwiesen haben, waren auch Velikhanoff, der berühmte Reisende in Kaschgar, ferner Naziroff, Tachiroff, Muratoff und der russische Kalmücke Dandukoff-Korsakoff. Der Pseudo-Kaufmann Alichanoff war nur vierzehn Tage in Merw, trotzdem vermochte er aber schon mit der Ueberzeugung zurückzukehren, daß es nur noch einiger Zeit und Geduld bedurfte, um dasselbe vollständig für Rußland zu gewinnen. Er hatte sogar von dem Turkmenen-Häuptling Machdum-Kuli-Chan das Versprechen zu erlangen gewußt, der Krönung Kaiser Alexanders III. beizuwohnen. Der Besuch des Chans in Moskau erfolgte dann auch thatsächlich. Während aber dieses Ereigniß vor sich ging, streckte General Komarow, der Nachfolger Röhrbergs, einen Fühler nach dem Südosten des Turkmenenlandes aus, indem er den Oberst Muratoff von Aschkabad 200 km weit nach der Tetschend-Oase entsandte, um von dort aus den Marsch um die nordöstliche Grenze Persiens vorzubereiten. Es sollte 140 km von Merw entfernt ein Vorposten gegründet werden für den Fall, daß die freundschaftlichen Verhandlungen nicht zum Ziele führten und die Eroberung von Merw durch Waffengewalt erfolgen müßte. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als eine überaus kluge. Anfang des Jahres 1884 ging Alichanoff im Auftrage Komarows nach Merw und verlas dort in öffentlicher Versammlung die Aufforderung, sich der russischen Herrschaft zu unterwerfen. Da die Mahnung den nöthigen Nachdruck erhielt durch den Hinweis auf die Anwesenheit der russischen Kasaken in der Tetschend-Oase, so erklärten sich die Vornehmsten des Teke-Volkes sofort zur Unterwerfung bereit. Die antirussische Partei unter Kadschar-Chan setzte dann zwar noch einigen bewaffeten Widerstand entgegen, wurde aber von den Russen niedergeschlagen und zersprengt. Von Mitte März an besetzte ein Theil der russischen Truppen Kalei-Churschid-Chan, und später wurde in dieser Gegend das Fort Nikolajewsk erbaut. So war Merw in die Hände der Russen gefallen, und Machdum Kuli-Chan wurde zur Belohnung Häuptling der Tetschend-Oase. Durch die Annexion von Merw und die

Digitized by Google

Unterwerfung des Teke-Volkes hatte sich Rußland aber auch fast die ganze turkomanische Nation unterthan gemacht. Alle Befürchtungen bezüglich weiterer Feindseligkeiten hatten ein Ende gefunden. Dem Beispiele der Tekes von Merw folgte schon nach kurzer Zeit der turkmenische Stamm der Saryks, und bald war auch die Atek-Oase unterworfen, welche sich von Giaurs bis Sarachi ausdehnt und die Verlängerung der Achal-Oase bildet.

Die Lage von Merw auf dem halben Wege zwischen Persien und Bochara macht dasselbe ferner zum besten Verbindungsgliede zwischen der transkaspischen Eisenbahn, der Handelsstraße von Serafschan und dem östlichen Persien. Die natürliche Folge dieser centralen Position war dann die Fortführung der genannten Bahn über Merw, Amu-Darja und Bochara bis Samarkand. Seit undenklichen Zeiten bestand eine Heerstraße zwischen den Chanaten Turkestans und Persien. Auch Rußland schien Anfangs diesem Wege nach Mittelasien folgen zu wollen. Die Richtung von Orenburg über den Orus bis zum Paropanisus bot aber jedenfalls für eine Armee aus dem Innern Rußlands zu viel Schwierigkeiten und Hindernisse. Auch war der Versuch der Anlage einer Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent von vorn herein gescheitert, trotz der Bemühungen des so unternehmenden von Lesseps, der sich bekanntlich mit dem kühnen Projecte getragen hatte, eine Schienenverbindung herzustellen, welche in neun Tagen von Calais nach Calcutta führen sollte.

Rußland hatte also schon lange geplant, seinen Weg nach Innerasien vom Schwarzen Meere durch den Kaukasus, über das Kaspische Meer und entlang der nördlichen Grenze von Persien zu nehmen. Die Eroberung der drei Chanate von Turkestan konnte in dieser Beziehung daher immer nur die Bedeutung haben, durch ihren Besitz sich eine feste Position im Rücken zu sichern. Die Ausdauer, Klugheit und das Geschick, mit welchen Rußland diese eigentliche Marschroute nach Mittelasien in Angriff genommen und verfolgt hat, dürften aber kaum ihresgleichen in der Geschichte der Eroberungen finden. Durch nahezu zwei Jahrhunderte war eigentlich der Plan mit Beharrlichkeit verfolgt worden. Während das übrige Europa noch in gänzlicher Unwissenheit über Land und Leute in dem Gebiete östlich des Kaspischen Meeres verblieben war, hatte Rußland sich eine ziemlich genaue Kenntniß zu verschaffen gewußt von der geographischen Situation und der Topographie des Landes, sowie von den Beziehungen seiner turkomanischen Einwohner untereinander. Nach der Unterwerfung der drei Chanate und der Jomuden vermochte dann aber Rußland sein Ziel mit voller Sicherheit zu verfolgen und zu erreichen.

Durch die Besitznahme von Merw hatte Rußland zunächst wohl auch die letzten turkmenischen Räuberbanden niederwerfen wollen. So lange diese nicht gebändigt wären, konnte auch von Ruhe und Ordnung in Transkaspien nicht die Rede sein. Wie alle anderen großen Staaten Europas muß auch Rußland durch seine asiatische Politik bezwecken, neue Absatzgebiete für seine

Digitized by Google

nationale Industrie zu finden. Dazu braucht es bei seinem unermeßlichen Besitze in der alten Welt allerdings keine überseeischen Colonieen. Wollte aber Rußland aus seinem centralasiatischen Gebiete endlich auch einigen Nutzen ziehen, so war es unumgänglich nothwendig, durch die Unterwerfung der turkmenischen Völker Sicherheit zu gewinnen und seine Grenzen bis in die Nähe civilisirter Staaten vorzuschieben, welche im Stande sind, die Ruhe in ihrem Innern aufrecht zu erhalten. Ist dieser Zweck einmal erreicht, verkehrt auf dem Orus eine Flottille, wird Taschkent mit der sibirischen Eisenbahn, Sarachs durch Schienenweg einerseits mit der transkaspischen Linie, andererseits mit Merw verbunden, dann beginnt für Centralasien eine neue Aera der Beziehungen, mit China durch Kaschgar und mit Persien durch die reiche Provinz Chorasan. Die Nomadenstämme Centralasiens bis zum Paropamisus und Hindukusch hin müssen daher nothwendig die Oberlehenshoheit Rußlands anerkennen, anstatt die Afghanistans, welches nicht die Macht hat, dieselben im Zügel zu halten. Auch wird Afghanistan selbst auf die eine oder die andere Weise der russischen Interessensphäre anheimfallen.

Den Schlüssel zu Afghanistan von Nordwesten her bildet aber das am Westende des Hindukuschgebirges gelegene Land Herat. Es war daher ein sehr richtiger strategischer Zug, daß Rußland von Merw Besitz nahm, um sich Afghanistan gegenüber eine Position zu sichern. So hatte auch Alexander der Große sich zuerst Merws, des alten Marghiana, versichert, ehe er das heutige Afghanistan betrat, und das Heer Dschengis Chans erst Merw eingenommen, ehe es Herat besetzte. Denselben Weg schlugen Timur, der Uzbeke Scheibani Chan und der Schah Nadir ein. Merw liegt mit seiner nahezu vollständigen Wasserverbindung 365 Kilometer von Herat entfernt. Die Eroberung Merws durch die Russen bedeutete demnach etwas ganz Anderes noch, als die Annexion einer Oase in einer Sandwüste. Sie stellte zunächst die geschlossene Verbindungskette der russischen Militärmacht her vom Kaukasus bis Turkestan. Mit der Annexion von Achal ist zugleich die Einverleibung von 100000 Mann der vorzüglichsten irregulären Reiterei vollzogen worden, und zwar concentrirt auf eine Entfernung von nur sieben Tagemärschen von Herat. Die Eroberung von Merw bedeutete ferner das erste Zusammentreffen von Kasaken und Afghanen, den gänzlichen Einschluß von Chiwa in das russische Gebiet und die Herabdrückung Bocharas von der unabhängigen Stellung eines Grenzlandes zu der Abhängigkeit einer einverleibten Provinz. Mit der vollständigen Unterwerfung der Turkmenensteppen ist ein Gebiet von 502800 Quadratkilometer abgeschlossen und Rußland in Centralasien um einen Ländercomplex von der Ausdehnung Frankreichs vergrößert worden.

Mit Merw hat Rußland, wie die Betrachtung der geographischen Lage dieses Ortes ergiebt, einen Punkt besetzt, in welchem die Fäden eines weitverzweigten Interessen-Netzes zusammenlaufen. Werfen wir einen Blick auf

Digitized by Google

das südlich davon gelegene Land, Herat, das bereits als Eingangsthor nach Afghanistan hier Erwähnung gefunden hat, so sehen wir dasselbe am Rande des Hindukusch derartig gelagert, daß dieses Gebirge im Osten den Verkehr zwischen Afghanistan und Centralasien hindert. Von den westlichen Ausläufern des Hindukusch fließen die Hauptströme des Landes herab. Der eine davon ist der Murghab, der am Nordabhange des Safedkoh-Gebirges entspringt, das von den Hezaren bewohnte Bergland durchschneidet, nördlich Pendschdeh mit dem Flusse Chuschk sich vereinigt und jenseits Maruschaks sich in die Ebene ergießt, die das Turkmenenland begrenzt. Zwischen dem Safedkoh (Paropamisus) im Norden und dem Siahkoh im Süden hat aber der Herirud in westlicher Richtung seinen Lauf, wendet sich bei Kuhsan gegen Norden und fließt dann längs der Grenze Persiens an Sarachs vorbei, nach der Tetschend-Oase. Das Land zwischen diesen beiden Flüssen ist überaus fruchtbar. Den wichtigsten Centralpunkt der Gegend bildet aber die am mittleren Herirud gelegene Stadt Herat, über welche die Hauptstraße nach Indien führt. Im südlichen Theile des Landstriches, zwischen den beiden genannten Flüssen, finden wir das Borchut-Gebirge, eine Fortsetzung des Safedkoh. Dasselbe nimmt gegen die persische Grenze hin an Höhe zu und stellt sich als einer der Hauptzweige dar, durch welche der Paropamisus mit dem Elburs vereinigt ist. Weiter nördlich stoßen wir auf die weniger hohe Kette des Elbirin-Kir, eine Reihe von Bergen, die sich bis Pul-i-Chatun hin erstreckt. Man hielt früher die Ausläufer des Paropamisus für eine unübersteigliche Schranke, hat dann aber erkannt, daß der höchste der Gebirgspäße hier sich nicht über 900 Fuß erhebt und daß man von Sarachs nach Herat selbst mit vierspännigem Fuhrwerk sehr gut gelangen kann. Die Wege sowohl über den Borchut, wie über den Elbirin-Kir sind zahlreich und bieten keine erheblichen Schwierigkeiten.

Das Vordringen der Russen gegen die Grenze von Herat, wobei sie sich gleichsam wie ein Keil zwischen Persien und Afghanistan hineinschoben und sich Sarachs bereits bemächtigt hatten, konnte unmöglich ohne Widerspruch seitens Englands bleiben, das bekanntlich selbst die Oberaufsicht über Afghanistan beanspruchte. Es fanden daher eifrige Verhandlungen zwischen London und Petersburg statt. Die beiden Cabinette kamen schließlich darin überein, durch Commissionen an Ort und Stelle die Grenzen zwischen Afghanistan und Rußland von Sarachs nach Chodscha Saleh am Oxus festsetzen zu lassen. Als aber die englische Commission im November 1884 am Herirud eintraf, fand sie zwar die erwarteten russischen Collegen nicht vor, wohl aber Pul-i-Chatun, 62 Kilometer südlich von Sarachs, von einem Piquet Kasaken besetzt. Doch nicht nur am Herirud war Rußland weiter nach Süden vorgedrungen, sondern auch in jener Gegend des Flusses Murghab, die noch im Besitze der Afghanen sich befand, suchte es Terrain zu gewinnen. Es wollte in der fruchtbaren Region der Umgegend des Paropamisus festen Fuß fassen, nachdem es von Merw aus die Wüste

Digitized by Google

nach Pendschdeh durchzogen hatte. Schon 1884 gedachte Major Alichanoff den Ort Pendschdeh zu besetzen, fand aber dort eine starke afghanische Besatzung vor und gab daher das Unternehmen vorläufig auf. Später wurde dann aber eine Abtheilung am Murghab gegen Süden vorgeschoben. Die Verhandlungen bezüglich der Grenzregulirung waren inzwischen fortgeführt worden. Um ein Resultat derselben zu sichern, hatte man das Abkommen getroffen, daß Russen, wie Afghanen ihre jeweiligen Stellungen in dem streitigen Lande vorläufig behalten sollten. Rußland war damit einverstanden gewesen, vorausgesetzt, daß keine unvorhergesehenen Zwischenfälle einträten. Im März 1885 kam es aber zu Streitigkeiten zwischen den Afghanen und Russen. General Komarow verlangte deshalb die Räumung des linken Chuschk-Ufers, was jedoch vom Gegner verweigert wurde. Am 25. März kam es in Folge dessen zum Kampfe. Die Afghanen wurden bei Chuschk geschlagen und zogen sich nach Herat zurück. Die Russen nahmen Pendschdeh in Verwaltung. Bezüglich der Stellung am Herirud wurde aber mit England vereinbart, daß Rußland auf den Zulfikar-Paß verzichtete und die Grenze sich nördlich davon hinziehen sollte. Dieselbe begann also am Herirud, 3 Kilometer nördlich Zulfikar, schnitt den Murghab zwischen Pendschdeh und Maruschak und erreichte bei Chodscha Saleh den Amu-Darja. Das ganze Gebiet von Pendschdeh verblieb bei Rußland. Letzteres hatte mit der ihm zugestandenen Grenzlinie zwar nicht die Stadt Herat, aber doch alle Hilfsquellen gewonnen, welche das ausgedehnte fruchtbare Gebiet nur irgend gewährt, und diese mußten ihm von noch größerem Werthe sein, als die Stadt und Festung selbst. Der an Rußland gefallene weite Landstrich war zum Theil schon cultivirt, die bis dahin noch unbebaut gewesenen Flächen konnten aber binnen Kurzem ertragsfähig gemacht werden. Mit der neuen Grenze gegen Herat hatte Rußland jedoch vor Allem einen guten Theil jener von ihm begehrten strategischen Position erhalten und vermochte sich erforderlichen Falls binnen 14 Tagen in den Besitz des noch fehlenden Abschnitts derselben zu setzen. Durch die transkaspische Eisenbahn ist Rußland in der Lage, seine Streitkräfte an der Linie Zulfikar—Pendschdeh vom Kaukasus her mit je einer Division per Woche verstärken zu können. Den Afghanen ist zwar im Vorchut und im Paropamisus hier und dort noch ein Paß in Händen geblieben, doch beherrschen die Russen sämmtliche dorthin führende Straßen. Diese Gebirgspässe sind zahlreich, die meisten auch leicht zu forciren oder auf Nebenpfaden zu umgehen. Von Sarachs durch das Thal des Herirud ist bis Herat eine Entfernung von 320 Kilometern zurückzulegen, von Zulfikar aus auf demselben Wege 220, von Kuhsan aus 99 Kilometer Weg. Pendschdeh ist von Sarachs 160 Kilometer entfernt, von Zulfikar 144, von Herat 224. Die Entfernung von Herat nach Akrobat beträgt 128, nach Bala Murghab 224 Kilometer. Nimmt man daher das sehr bescheidene Durchschnittsmaß von 20 Kilometer für den Tagemarsch an, so kann eine russische Division Herat von Pendschdeh aus in 11 Tagen, von

Digitized by Google

Zulfikar in gleicher Zeit und von Akrobat aus in 7 Tagen erreichen. Jedenfalls läßt sich behaupten, daß von den nächsten Punkten der Grenze aus mittelst Eilmärschen Herat in 8 Tagen genommen werden kann, die Cavallerie und die Kasaken-Batterie aber diesen Weg bereits in 4 Tagen zurückzulegen vermögen. Es ist wohl anzunehmen, daß Rußland nicht für immer in Pendschdeh und in Puli-Chatum stehen bleiben wird, sondern daß es diese beiden Punkte lediglich als letzte Etappen für ein gelegentliches weiteres Vorgehen nach dem Süden betrachtet. Rußland hat gegenwärtig in Transkaspien 2 Schützenbrigaden mit zusammen 8 Bataillonen, sowie 2 Reserve-Bataillone, ferner eine Terek Kasaken-Brigade zu 2 Regimentern mit je 6 Sotnien und 2 Escadrons Turkmenen, endlich noch 3 Batterieen, 2 Eisenbahnbataillone u. s. w. stehen. Da die beiden Reserve-Bataillone im Kriegsfalle sich auf 10 solcher erweitern, so dürfte dann die Gefechtsstärke der regulären Truppen hier etwa 22000 Mann betragen. Der außerdem vorhandenen bedeutenden Masse von irregulärer Turkmenen-Reiterei ist bereits Erwähnung geschehen.

Im Militär-Bezirk Turkestan befinden sich ferner 4 turkestanische Linien-Brigaden mit zusammen 20 Bataillonen, eine turkestanische Schützenbrigade von 4 Bataillonen, eine Artillerie-Brigade von 1 reitenden und 7 Gebirgsbatterieen, 1 Bataillon Festungs-Artillerie u. s. w. Die Kriegsstärke dieser Truppen wird 25000 Streitbare zählen.

Eine bedeutende Truppenmacht steht aber im Kaukasus zur Verfügung. Dieselbe setzt sich zusammen aus 5 Infanterie-Divisionen, 1 Schützenbrigade, 3½ Cavallerie-Divisionen und 5 Artillerie-Brigaden, die auf dem Kriegsfuße eine Gesammtgefechtsstärke von etwa 110000 Mann repräsentiren würden. Außerdem stehen im Kaukasus aber noch 24 Reserve-Infanterie-Bataillone, welche im Mobilmachungsfalle zu 94 solchen erweitert werden. Von Letzteren sind dann 64, in 16 Regimentern formirt, dazu bestimmt, die Feld-Armee unmittelbar durch 4 Infanterie-Divisionen zu verstärken. Es würde also schließlich im Kaukasus eine im Felde zu verwendende Macht von mindestens 177000 Streitbaren zur Verfügung stehen.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß es Rußland mit der Zeit gelungen ist, in Centralasien sich bedeutende strategische Vortheile vor England voraus zu sichern. Dazu gehört vor Allem die ununterbrochene Verbindungslinie, die es sich aus dem Mutterlande bis an das Thor von Afghanistan geschaffen hat. Für die 896 Kilometer Eisenbahn von Batum nach Baku braucht ein Militär-Transportzug zu 100 bis 110 Axen (mit 1 Bataillon, bezw. 1 Escadron, oder 1 Batterie) etwa 44 Stunden, und von letzterem Punkte aus durchqueren die Dampfer das Kaspische Meer bis Usun Ada zur transkaspischen Bahn in 24 Stunden. Die Bahnstrecke von 648 Kilometer bis Duschak legt der Transportzug in 32 Stunden, die von 822 Kilometer bis Merw aber in 41 Stunden zurück. Von Samarkand bis Merw sind es 611 Kilometer und demnach etwa 30 Stunden Bahn-

Digitized by Google

fahrt. Die Entfernung zwischen Duschak und Sarachs beträgt 75 Kilometer. Wie bereits bemerkt, haben die Russen von letzterem Punkte bis Herat noch 320 Kilometer, während für die Engländer von Pashavar aus, vom Endpunkte der indischen Bahn an der Grenze von Afghanistan, noch immer über 750 Kilometer Landweg zurückzulegen sind. Die Strecke, welche Rußland von Herat trennt, bildet ferner ein ebenes, äußerst fruchtbares, reichlich mit Wasser versehenes Gelände, während der mehr als doppelt so weite Weg, welchen die Engländer von ihrer Grenze bis zu genanntem Punkte haben, mehrfach durch wasserlose, unwirthliche Gegenden führt, deren Bevölkerung außerdem auf freundliche Gesinnung und Unterstützung nicht sonderlich rechnen läßt. Wie von genauen Kennern der Verhältnisse in Asien behauptet wird, sollen die Engländer dort überhaupt weniger beliebt sein als die Russen. Was den englischen Einfluß in Afghanistan anbelangt, so hatten allerdings die Ereignisse von 1878 und der folgenden Jahre bewiesen, wie wenig weit die Sympathieen dort für sie gehen, während die russischen Abgesandten von der Bevölkerung stets gut aufgenommen wurden. Da gegenwärtig hauptsächlich nur noch Afghanistan die britischen Besitzungen von den russischen trennt, so ist es wohl erklärlich, daß beide Regierungen Alles aufbieten, um ihren Einfluß dort geltend zu machen. Trotzdem war seit Jahren schon diese Frage in ein ruhigeres Stadium getreten, indem sie nicht mehr als eine empfindliche Ehrensache behandelt, sondern in die einfache praktische Angelegenheit der Grenzbestimmung umgewandelt wurde. Rußland muß freilich die Nothwendigkeit fest im Auge behalten, seinen Besitzungen in Centralasien endlich eine sichere südliche Grenze zu geben und die strategische Basis, die es seit 1884 gewonnen hat, zu vervollständigen. Letzteres kann aber nur durch Schaffung einer entsprechenden Position in Afghanistan geschehen. Mag Rußland noch immer in Ausführung der sogenannten Testamentsbestimmungen Peters des Großen den Weg nach Indien sich bahnen wollen, oder mag es nur die Absicht haben, von seinem centralasiatischen Gebiete aus über die Pamirs in das Innere von China vorzudringen, sei es commerziell, sei es militär-politisch, so wird es doch unter keinen Umständen des beherrschenden Einflusses in Afghanistan entbehren und auf denselben verzichten können. Nach dem unparteiischen Urtheil Sachverständiger wie z. B. des centralasiatischen Reisenden, des Schweizers Heinrich Moser, ist auch der russische Einfluß im Centralgebiete des alten Erdtheils bereits so groß geworden, daß er keine Rivalität mehr zu fürchten hat. Ein unbestreitbarer Beweis dieses überwiegenden Einflusses lag wohl schon in der friedlichen Besitznahme von Merw. Die strategische Position, welche Rußland gegenwärtig an der Grenze Afganistans inne hat, ist den Engländern gegenüber eine günstige zu nennen. Rußland vermag jetzt in verhältnißmäßig kurzer Zeit und ohne besondere Schwierigkeiten eine starke Armee nach Centralasien zu werfen.

Die englisch-indische Armee hat gegenwärtig wohl einen Effectivbestand

Digitized by Google

von 223289 Mann, ist aber über ein Ländergebiet vertheilt, siebenmal so groß, wie Frankreich. Dieselbe zählt außerdem nur 72000 englische Soldaten; die Mehrzahl der Truppen besteht aus Eingeborenen. In der Provinz Bengalen, die für Afghanistan zunächst in Betracht käme, befinden sich 135814 Mann Besatzung, worunter 45000 Engländer. Die genannte Präsidentschaft macht aber für sich allein schon den größten Theil von Indien aus und umfaßt ein Areal von 2 Millionen Quadratkilometern. Es steht daher sehr in Frage, ob im Falle eines Krieges an der Grenze von Afghanistan es möglich sein würde, 100000, oder selbst nur 75000 Mann von der indischen Armee dorthin zu entsenden. Und welches Vertrauen könnte wohl England dann zu seinen indischen Söldnern haben, aus denen die betreffende Operations-Armee zum Theile doch wenigstens bestehen müßte. Welchen Einfluß würde ferner wohl die Nachricht von einer immerhin doch als möglich in Erwägung zu ziehenden Niederlage der Engländer auf eine Bevölkerung von 250 Millionen Eingeborenen üben, die zum Theile doch feindselig gesinnt sind und nur von 72000 Mann englischer Truppen bewacht werden. Nach den Berichten der Reisenden in Centralasien darf Rußland andererseits mit Bestimmtheit annehmen, daß die Eingeborenen in jenen Gebieten ihm eventuell eine in's Gewicht fallende Unterstützung gewähren würden. In den Filzzelten der Nomaden soll man vielmehr noch als in den russischen Colonieen von der Möglichkeit eines großartigen Alaman, eines Kriegszuges nach dem Pendschab sprechen. Die Turkmenen von Chiwa und von Gurgan, die Kirgisen und Afghanen würden dann nur desselben Kriegspfades ziehen, welchen bereits ihre Vorfahren einst eingeschlagen hatten.

Der Schwerpunkt des russischen Reiches liegt unbedingt in Asien. Diese Grundanschauung ist schon zu Zeiten Peters des Großen als Axiom der russischen Politik betrachtet worden. Freilich haben ehrgeizige russische Diplomaten, die auf europäischem Gebiete leichter und schneller Eroberungen machen zu können glaubten, die betreffende Anschauung später oft aus den Augen gelassen. Wie die Geschichte uns lehrt, hat Rußland dann ungeheure Opfer an Blut und Geld, und zwar vergeblich gebracht, um auf der Balkan-Halbinsel den maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Das Vordringen in Asien ist dabei allerdings auch nicht verabsäumt worden, und im Centralgebiete dieses Erdtheils ist es Rußland sogar gelungen, sich eine vortheilhafte Position zu schaffen.

Ganz anders verhält sich aber die Sache in Ostasien. Hier hat Rußland seit vielen Jahrzehnten schon verabsäumt, seine Macht in Sibirien, der Wichtigkeit dieses ungeheueren Besitzes entsprechend, zu consolidiren. Rußland hat diese Ländergebiete weder wirthschaftlich sich entfalten lassen, noch dieselben dem Weltverkehr eröffnet und die mächtigen Montanwerthe nutzbar zu machen gesucht, welche sie bergen. Nicht einmal eine strategische Basis hat sich das gewaltige Reich für Sibirien zu schaffen gewußt. Wenn man bedenkt, welche großen, umfangreichen Kriegs-Bauten und Anlagen in den letzten Jahr-

Digitized by Google

zehnten in der Grenzprovinz Warschau hergestellt worden sind, und in Sibirien hat man die Anlage einer durchgehenden Eisenbahn, dieser so äußerst nothwendigen Hauptverkehrsader, erst 1890 in Angriff genommen. Es war ferner ein großer Fehler Rußlands, daß es nach seinem letzten orientalischen Kriege den größten Theil seiner Wehrmacht an den Westgrenzen gegen Deutschland und Oesterreich dauernd versammelte. Weder der eine, noch der andere dieser Staaten hatte begehrenswerthe Eroberungen auf russischem Gebiete zu machen, das Zarenreich konnte also auch nicht im Entferntesten eines Angriffs von dieser Seite her gewärtigen dürfen. Als ein gleichbedeutender Mißgriff ist aber diese Versammlung des Heeres an der russischen Westgrenze zu bezeichnen, wenn Rußland etwa wirklich geglaubt haben sollte, daß seine Zukunftsfrage zwischen der Weichsel und dem Rhein ihre Entscheidung finden müsse, und daß es das Uebergewicht auf der Balkanhalbinsel auf deutschem oder österreichischem Boden gewinnen könne. Selbst im Bunde mit Frankreich würde es Rußland niemals gelungen sein, einen nachhaltigen Erfolg über Deutschland und Oesterreich zu erringen.

Rußland steht also gegenwärtig mit fast der gesammten Kriegsmacht an seinen europäischen Westgrenzen beinahe isolirt da, während sein Schwerpunkt in Asien liegt. So ist es denn auch gekommen, daß das Zarenreich durch die Ereignisse im Osten des alten Erdtheils eigentlich vollständig überrascht worden. Es drohen dort tief einschneidende politische Ereignisse sich zu vollziehen, ohne daß Rußland augenblicklich in der Lage ist, entscheidend eingreifen zu können. Dasselbe hat zwar zur Zeit in den ostasiatischen Gewässern ein Geschwader von 6 Kreuzern ersten und 4 solchen zweiten Ranges, ferner von 10 Hochseekanonenbooten, 2 Minenkreuzern, sowie 14 Minenträgern und Minenbooten, im Ganzen also von 32 Fahrzeugen versammelt; der in Korea, an der russischen Grenze stehenden japanischen Streitmacht hat es vorläufig aber jedenfalls nur unzureichende Kräfte entgegen zu stellen.

Nach den neuesten statistischen Angaben vermag Japan eine Feld-Armee, einschließlich der Territorial- (Landwehr) Truppen, von 269748 Köpfen aufzustellen. Die Territorial-Regimenter kommen dabei insofern wohl in Betracht, weil sie unbedingt doch für die Besetzung bezw. Behauptung der eroberten und occupirten Landstriche geeignet sind. In Japan selbst verbleiben dann noch die Miliz von Taschina, bestehend aus einem Infanterie-Corps und einer Artillerie-Abtheilung; 4 Festungs-Artillerie-Regimenter und das Gensdarmerie-Corps. Die Marine zählt 58 Fahrzeuge, darunter 1 Panzerschiff, 7 Kreuzer erster Klasse, 5 Corvetten, 6 Kanonenboote, 26 Torpedofahrzeuge. Durch die Kriegsbeute in dem Feldzuge gegen China wird aber die japanische Flotte jedenfalls noch einen Zuwachs von 1 Panzer, 4 Kreuzern und einer Anzahl von Kanonen- und Torpedobooten erhalten haben.

Rußland hat nach seinen neuesten Dislocationslisten im Militär-Bezirk Amur zur Verfügung 10 ostsibirische Linien-Bataillone, 2 ostsibirische Schützenbrigaden zu je 5 Bataillonen, 2 Fuß-Kasaken-Bataillone, 1 Amur-Fuß-

Digitized by Google

Kasaken-Halbbataillon zu 3 Sotnien, 1 transbaikalisches Kasaken-Reiter-Regiment, 1 Amur-Kasaken-Regiment, eine Ussuri-Kasaken-Abtheilung, eine ostsibirische Artillerie-Brigade zu 6 Batterien u. s. w. Es ergeben diese Truppen auf dem Kriegsfuße eine Gefechtsstärke von etwa 30000 Mann; man ziehe aber den Flächenraum des Militärbezirkes Amur dabei in Betracht, der beinahe sechsmal so groß ist als ganz Frankreich. Man wird dann ein Verständniß dafür gewinnen, was es zu bedeuten hat, wenn die öffentlichen Berichterstatter davon sprechen, daß die an der äußersten Ostgrenze stehenden russischen Truppen fortwährend Verstärkungen erhalten sollen.

In dem Militärbezirk Irkutsk finden wir dann noch 8 westsibirische Linienbataillone und 7 Reservebataillone. Letztere erweitern sich im Mobilmachungsfalle zu 25 Bataillonen, so daß die Militärmacht des Bezirkes schließlich 33 Bataillone mit insgesammt 32000 Streitbaren betragen würde. Im Militärbezirk Omsk endlich befinden sich noch 3 sibirische Kasaken-Regimenter, 1 Semirjetschensk Cavallerie-Regiment, 1 westsibirische Artillerie-Brigade zu 5 Batterien u. s. w., im Ganzen etwa 12000 Streitbare. Die gesammte Kriegsmacht Sibiriens würde also 74000 Streitbare betragen, das Ländergebiet umfaßt aber einen Flächenraum von beinahe 12½ Millionen Quadratkilometern, fast 24 Mal so groß, wie Frankreich. Wenn nun noch wenigstens die sibirische Eisenbahn bereits fertiggestellt wäre!

Der Ausgangspunkt dieser Bahn ist Samara an der Wolga, welcher Ort nach Westen hin in ununterbrochener Verbindung mit Moskau und Petersburg steht. Gegen Osten reicht von hier die Strecke der europäischen Bahn über Ufa bis Slatoust am Westabhange des Ural. Von letzterem Punkte ab beginnt die neue Bahn mit der kurzen Uralstrecke bis Mijask, worauf dieselbe über Tschelabinsk, Tjukalinsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Moriinsk, Krasnojarsk nach Nischni-Udinsk an der Uda geführt wird, im Allgemeinen der bekannten großen Straße folgend. Es hat diese Strecke eine Länge von 2912 Kilometern, in Rußland an die fruchtbare Region des Tschernosam (Schwarzerde) anschließend und durch den bevölkertsten Theil Sibiriens sich hinziehend. Nischni-Udinsk ist der Mittelpunkt der ganzen Bahn. Die Weiterführung von hier nach dem Kriegshafen Wladiwostok am Japanischen Meer soll aber in folgender Linie geschehen. Zunächst geht die Bahn nach Irkutsk, von dort nach dem Mwenjowski-Hafen am Südufer des Baikalsees, dann nordöstlich über Tschita und Nertschinsk nach Strjetensk an der Schilka, dem großen Quellfluß des Amur. Im Thal der Schilka und des Amur läuft dann der Schienenweg abwärts bis Chabarowka, an der Ussuri-Mündung, weiter in südlicher Richtung den Ussuri aufwärts und nach Wladiwostok. Dieser zweite große Abschnitt der Bahn von Nischni-Udinsk bis Wladiwostok wird 765 Kilometer lang, die Gesammtlänge des Schienenweges von Mijask ab demnach 10568 Kilometer betragen. Die zu dem Bau erforderliche Zeit war auf 10 bis 12 Jahre veranschlagt. Gegenwärtig sind die Arbeiten erst an den beiden Endstrecken

Digitized by Google

im Osten und im Westen so weit vorgeschritten, daß schon auf größere Entfernungen der Betrieb eröffnet werden konnte. Im August 1894 war zunächst die Theilstrecke von Tschelabinsk bis zum linken Ufer des Irtisch, gegenüber der Stadt Omsk, dem Verkehr übergeben worden. Am 25. August traf ein Sonderzug aus Petersburg nach Zurücklegung einer Gesammtstrecke von 3542 Kilometer am Irtisch ein. Im fernen Osten von Sibirien fand sodann am 1. Oktober 1894 die Betriebseröffnung auf der Süd-Ussuri-Bahn, von Wladiwostok bis Ussuri, in einer Ausdehnung von 349 Kilometern statt. Nach der Zeiteintheilung und dem Fortschritte, den die Arbeiten bis dahin gemacht hatten, erwartete man, daß am 1. Januar 1895 auf der westsibirischen Bahn 960 Kilometer, auf der mittelsibirischen Strecke 550, auf der Süd-Ussuri-Bahn 349 und auf der Nord-Ussuri-Bahn 43 Kilometer, zusammen also 1902 Kilometer fertig gestellt sein würden. Augenblicklich soll auf der ganzen Linie mit der äußersten Anstrengung gearbeitet werden, doch dürfte dies für das laufende und wohl auch noch für das nächste Jahr wohl noch kein bedeutendes Resultat ergeben in Anbetracht der gewaltigen Länge von 8666 Kilometern, die Anfangs 1895 noch herzustellen waren.

Nachdem der Krieg zwischen Japan und China eine ernstere Gestalt angenommen hatte und als schließlich mit einem Siege der Japaner gerechnet werden mußte, wurde von der öffentlichen Meinung Rußlands einmüthig erklärt, daß Japan das Land Korea in kein Abhängigkeitsverhältniß versetzen, auf dem asiatischen Continente kein Gebiet annectiren und Formosa sich nicht aneignen dürfte. Die russische Regierung war jedenfalls auch von vornherein entschlossen gewesen, die Abtretung chinesischen Festlandgebietes an Japan nicht zuzulassen, wenigstens nicht in der Nähe der sibirischen Grenze. Welche militärischen Maßnahmen aber Rußland während des Krieges in Ostasien getroffen hat, um seinem Willen erforderlichen Falls auch den nöthigen Nachdruck geben zu können, läßt sich jetzt noch nicht übersehen. Bekanntlich dringen sichere, zuverlässige Nachrichten über russische Verhältnisse und Vorgänge, namentlich militärischer Art, nur sehr schwer und vereinzelt in die Oeffentlichkeit, so daß erst sehr allmählich durch Zusammenfassen dieser stückweisen Nachrichten der Zusammenhang der Maßnahmen erkannt und über deren Bedeutung und Tragweite ein Urtheil gebildet werden kann. Wie in den vorstehenden Ausführungen aber dargelegt worden, dürfte Rußland vorläufig noch nicht in der Lage sein, der japanischen Kriegsmacht an der sibirischen Grenze mit entscheidendem Erfolge entgegentreten zu können. Ohne Zweifel würde das mächtige Zarenreich schließlich ja doch seines kleinen japanischen Gegners Herr werden, bis dahin möchte aber immerhin noch einige Zeit vergehen, und es könnten inzwischen neue Complicationen eingetreten sein. Gleichwie dem russischen Reiche ein Festsetzen Japans auf der chinesischen Küste nicht nur einen neuen Rivalen in dem Streben nach Landerwerb auf Kosten Chinas entstehen lassen, sondern

Digitized by Google

auch für das russische ostasiatische Küstengebiet eine übermäßige Erstarkung Japans direct bedrohlich werden muß, so wird auch England durch eine wesentliche Steigerung der Machtstellung Japans unbedingt in seinen Handelsinteressen auf das Empfindlichste geschädigt werden. Trotzdem scheint sich das britische Reich jetzt auf die Seite Japans stellen zu wollen, sei es in der Hoffnung, in dieser Weise einige Vortheile in China erlangen zu können, sei es in der Erwartung, den russischen Rivalen in Asien durch einen ernsten Conflict mit Japan geschwächt und auf längere Zeit beschäftigt zu sehen.

Es dürften nämlich auch in Centralasien die Verhältnisse auf eine endliche Auseinandersetzung zwischen England und Rußland und zwar zunächst bezüglich Afghanistans hindrängen.

Die strategische Lage Rußlands in Innerasien an den Grenzen Afghanistans und Indiens hat sich durch den in jüngster Zeit mit England abgeschlossenen Pamirvertrag sehr wesentlich geändert. Das aus dem kleinen Sarikul-See (Woods-, auch Victoria-See) abfließende, fälschlich Oxus benannte Gewässer soll die Südgrenze des russischen Gebietes bilden. Oestlich vom Sarikul-See wird die Grenze durch eine Linie nach Tasch bis zum chinesischen Gebiete verlängert, und westwärts soll der Pandschfluß das russische Territorium von Afghanistan scheiden. Rußland hat somit fast den ganzen Pamir mit Einschluß der bisher von Afghanistan beanspruchte gewesenen Staaten Schugnan und Roshan mit den Gund- und Schach-dara-Thälern erhalten; es verzichtete dagegen auf die am linken Ufer des Pandsch stromabwärts von Kalai Wamar, der Hauptstadt von Roshan, gelegenen Gebiete des zu Bochara gehörigen Darwas-Staates. Afghanistan wurde an der bezeichneten Grenze durch einen schmalen, zum Wachanstaate gehörigen Gebirgsabhang abgefunden. China, dessen Aufmerksamkeit durch den Krieg mit Japan in Anspruch genommen war, ging ganz leer aus.

Die Pamirs, von den Kirgisen „Dach der Welt" genannt, sind trotz ihrer Oede in ganz Centralasien berühmt. Seit den ältesten Zeiten gingen Handelsstraßen über sie hinweg. Die russische Expedition unter General Skobelew von 1875/76, welche zur Züchtigung der Kirgisen auf dem Alai-Plateau stattgehabt, hatte Gelegenheit gegeben, die Gegend genauer kennen zu lernen. Von einem Passe des Alai-Gebirges in Chokand ausgehend, können russische Truppen in sehr kurzer Zeit über das Pamir-Plateau nach Yassin und Gilgit in Dardistan, also in die unmittelbare Nähe des Industhales gelangen. Die Russen haben demnach in dem neuen Pamirvertrage eigentlich fast Nichts aufgegeben, dagegen so gut wie Alles gewonnen.

Andererseits haben die Engländer kürzlich im Tschitralgebiete einen schweren Schlag für ihre Autorität in Indien und Afghanistan erlitten. Das Tschitralgebiet, ein an der nordwestlichen Grenze Indiens am Südabhange des Hindukusch gelegenes Bergland, gehört zwar nicht zu den unmittelbaren indo-britischen Besitzungen, wohl aber zu der englischen Interessen- und Actionssphäre.

Digitized by Google

Die indische Regierung hatte infolge dessen dort einen besonderen Agenten mit einer geringen, Letzterem als Schutz- und Ehrenwache dienenden Truppenabtheilung stationirt und auch wiederholentlich auf die endliche Erledigung der dort landesüblichen blutigen Thronstreitigkeiten einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Vor einiger Zeit ist indessen der den Engländern genehm gewesene Beherrscher von Tschitral durch einen seiner Verwandten, Schir Afzul entthront und ermordet worden. Letzterer hatte sich dann mit Unterstützung Umras, des Chans von Jandol, welche dieser trotz des bezüglichen Verbotes seitens Englands geleistet, zum Herrscher aufgeschwungen und den englischen General Robertson mit seinen wenigen hundert Mann in dem Fort von Tschitral eingeschlossen. Die indische Regierung ordnete sogleich die Ausrüstung einer stärkeren Expedition unter dem Befehl des Generals Robert Low an, um in dem kleinen Grenzlande Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Vor dem Eintreffen dieser Truppen war es indessen bereits Ende März d. J. zwischen den im Tschitralgebiete zerstreuten kleinen indischen Posten und den Eingeborenen zu blutigen Kämpfen gekommen. Eine Abtheilung des 14. Sikh-Regimentes unter Lieutenant Roß war vom Feinde überfallen und vollständig aufgerieben worden. Daß diese Katastrophe aber eintreten konnte, lag unzweifelhaft wieder an der den Engländern im Felde schon so oft verhängnißvoll gewordenen und doch, wie es scheint, unverbesserlichen Gewohnheit, mit souveräner Verachtung auf den Gegner herabzublicken und sich daher über die einfachsten Regeln der tactischen Sicherung hinwegzusetzen. So wird auch Lieutenant Roß sein Schicksal selbst verschuldet haben. Der britischen Regierung blieb aber nach diesem traurigen Ereigniß keine Wahl mehr. Wollte sie nicht alles Ansehen in den indischen Grenzgebieten, ja vielleicht im ganzen Lande verlieren, so mußte sie die Bergvölker am Hindukusch gründlich züchtigen.

Tschitral und Jandol sind Beides Länder alpinen Charakters. Schnee- und gletscherbedeckte Berge ragen bis zu einer Höhe von 7000 Metern empor. Der Verkehr bewegt sich auf Saumpfaden. Die Ortschaften befinden sich meistens auf schwer zugänglichen Felsen. Die Stadt und Bergveste Tschitral liegt höher als das Hospiz des St. Gotthardt.

Die englische Operation gegen Tschitral war derartig veranlagt, daß zwei Brigaden aus dem Pendschab durch die Berglandschaften Swat und Pandschkora vordrangen, während eine Colonne unter Oberst Kelly von Osten her, von Gilgit auf Tschitral marschirte.

Die beiden unbotmäßigen Fürsten Schir-Afzul und Umra Chan sollten zwar über 80000 Bewaffnete zu gebieten haben, dennoch konnte aber der Ausgang des Feldzuges von vornherein nicht zweifelhaft sein. Den 15000 Mann europäisch geschulter Truppen gegenüber, die mit den besten Mitteln der modernen Waffentechnik ausgerüstet waren, vermochten die wilden Bergbewohner nicht Stand zu halten. So wurde denn auch schon Anfang

Digitized by Google

April durch zwei englisch-indische Brigaden der Malakand-Paß erstürmt. Derselbe war von 3000 Mann, hauptsächlich Mullahs und Sikhs nebst deren Gefolge, hartnäckig vertheidigt worden. Die auf dem Morah- und dem Schakot-Passe angesammelten Mannschaften hatten keine Zeit gehabt, sich zu vereinigen. Die Höhen wurden schließlich mit dem Bajonett genommen, nachdem die englische Artillerie und die Maxim-Kanonen mit großem Erfolge in den Kampf eingegriffen hatten. Der Feind verlor weit über 500 Mann. Die erste Brigade des Generals Robert Low überschritt darauf den Swatfluß unter dem Feuer des Gegners. Eine Schaar von 5000 Landesbewohnern, welche das Vordringen hier zu verhindern suchten, wurde zurückgeschlagen. Thanna, das Fort Umra Chans, ward erobert. Während dieser Kämpfe im Swatgebiet rückte Oberst Kelly von Gilgit auf der äußerst schwierigen Straße gegen Tschitral vor und langte nach mehreren heißen Gefechten am 9. April in Mastudsch und am 12. in Samoghar an. Die Feinde hatten sich in ihren Sangars sehr fest verschanzt und mußten aus ihren in der tiefen Schlucht Mullah mit großer Umsicht errichteten Vertheidigungswerken erst mit stürmender Hand herausgetrieben werden. Die Hauptarbeit fiel den von Kelly befehligten Kaschmir-Infanteristen und Sappeurs zu. Nach hartnäckigem Kampfe, an dem sich namentlich auch die von den Engländern mitgeführten beiden Geschütze mit Erfolg betheiligten, gelang es, den Gegner durch eine Flankenbewegung aus seinen Stellungen zu vertreiben. Aus allen diesen blutigen Scharmützeln war wohl zu ersehen, daß die Bergvölker Kafiristans feindlich gesinnt und nicht Willens waren, die britischen Truppen durch ihr Gebiet durchzulassen. Umra Chan schien jedoch in Folge der Niederlagen seiner Freunde und Anhänger den Muth verloren zu haben, den siegreich vorschreitenden brittischen Brigaden sich noch einmal entgegen zu werfen. Mitte April bat er um Frieden und floh dann nach Asmar. Während die englisch-indischen Truppen des Generals Low und Oberst Kelly also durch das Pandschoragebiet und von Osten her, unter den größten Schwierigkeiten zwar, aber doch stetig, vordrangen, hatte General Robertson mit seiner kleinen Schaar seit 4. April eine schwere Belagerung in der Tschitralfeste auszuhalten und eine Reihe erbitterter Kämpfe durchzufechten. Die Engländer hatten in Folge der kärglichen und mangelhaften Nahrung schwer zu leiden, erlitten auch durch das feindliche Feuer bedeutende Verluste und besaßen keine genügenden Hilfs- und Arzneimittel für die Verwundeten und Kranken. Am 17. April machte die Garnison noch einen letzten verzweifelten Ausfall und verlor dabei wieder 21 Mann. Die Bedrängung durch den Belagerer wurde immer schwerer, da die vorgetriebenen unterirdischen Gänge desselben bereits bis unmittelbar an das Fort heranreichten. So wäre denn die Veste wahrscheinlich auch gefallen, wenn nicht endlich am 19. April die Colonne des Oberst Kelly sie entsetzt hätte. Schir-Afzul war entflohen. Der Aufstand in Tschitral und Jandol ist damit vorläufig niedergeschlagen.

Digitized by Google

Jedenfalls werden die Engländer aber für geboten erachten, in Tschitral dauernd festen Fuß zu fassen. Beim Ausbruch eines ernsteren Conflicts zwischen Rußland und England könnte in der That die unter gewöhnlichen Verhältnissen minder bedeutsame Position von Tschitral für die Vertheidigung des nördlichen Indiens eine ganz besondere Bedeutung gewinnen. Bei der durch den jüngst abgeschlossenen Pamirvertrag geschaffenen Sachlage wird England wohl für nothwendig halten, das Tschitralgebiet so bald als möglich hinreichend stark zu besetzen, um dann die nach den Pamirs führenden Hindukuschpässe in seine Gewalt zu bringen und damit die indische Nordwestgrenze gegen Rußland zu schließen. Denn es dürfte zu erwarten sein, daß Rußland und England binnen kurzer Zeit sich hier von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen werden. Letzteres wird sich dann, umgeben von den feindlich gesinnten Bergvölkern Kafiristans, keineswegs in einer günstigen Lage befinden.

Auch an der Nordgrenze Herats können die Verhältnisse kaum als stabile zu betrachten sein. Wenn England hier nicht zuvorkommt, werden die Russen unvermeidlich nach Herat, dann nach Belch und weiter nach Kabul vorgehen. Aber selbst hier werden sie nicht stehen bleiben. Es dürfte demnach vielleicht der Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, wo die Grenze der russischen Kasaken in Afghanistan mit der der Sepoys in Indien zusammenstoßen wird.

Digitized by Google

Freidenkerin und Theosophin.

Von

Bertha Katscher.

— Baden (Nieder-Oesterreich). —

Seit mehreren Jahren ist in der Presse der ganzen Culturwelt sehr oft die Rede von Mrs. Annie Besant, weil deren Uebertritt vom radicalsten Freidenkerthum zur verworrensten Theosophie viel Staub aufwirbelt. Diese Dame, eine der merkwürdigsten Frauengestalten aller Zeiten, war schon früher auch außerhalb Englands bekannt, namentlich durch eine ihrer vielen trefflichen Schriften: „Das Bevölkerungsgesetz, seine Folge und sein Einfluß" (in sieben Sprachen in weit über ½ Million Exemplaren abgesetzt); jetzt aber ist sie durch ihre Bekehrung zu dem unsinnigen — um nicht zu sagen: schwindelhaften — Geisterspuk der vor einigen Jahren verstorbenen Helene Blawatzki leider zum Gespött des ganzen gebildeten Abendlandes geworden. Sie hat die Nachfolge dieser Abenteurerin als Leiterin der „Theosophischen Gesellschaft" angetreten und setzt sich in Wort und Schrift mit demselben Eifer, den sie so lange für die Freidenkerei an den Tag gelegt hat, für ihre neue Schwärmerei ein.

Wir haben es da mit einer der seltsamsten Wandlungen zu thun, welche die an seltsamen Wandlungen so reiche Geistesgeschichte der Menschheit aufzuweisen hat. In welcher Weise, durch welche geheimnißvollen Denkprocesse, mittels welcher wunderbaren Einflüsse sich der außerordentliche Uebergang in diesem außerordentlichen Kopfe vollzog, ist noch gänzlich unaufgeklärt, da Frau Besant jeden Aufschluß darüber verweigert. Daß es ihr um Schwindel zu thun kein könnte, daß sie die Sache nicht wirklich ernst nimmt, daß sie eine gemeine Betrügerin ist, muß bei ihrem persönlichen Charakter als vollkommen ausgeschlossen betrachtet

Digitized by Google

werden. Es bleibt vorläufig nur übrig, die ganze Geschichte für unbegreiflich zu halten und Weiteres abzuwarten.

Dagegen hat sie die, ebenfalls sehr merkwürdige Geschichte ihr. einstigen Bekehrung zum Freidenkerthum und die vorhergegangenen Ge. - und Herzenskämpfe in ihrem anziehenden Buche „Autobiography of Annie Besant" (London 1893) ausführlich geschildert. Die betreffenden Vorgänge sind für die Eigenart der Mrs. Besant so bezeichnend und an und für sich von so hohem psychologischen wie biographischen Interesse, daß nähere Mittheilungen sicherlich willkommen sein werden darüber, was die fromme junge Pastorsfrau einst veranlaßte, mit allen biblischen und religiösen Ueberlieferungen zu brechen, sich mit ihrer Familie zu entzweien, Haus und Herd zu verlassen, sich von Mann und Kindern zu trennen, kurz: der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen, um für das, was sie nach schweren inneren Kämpfen als recht und wahr erkannt, mit offenem Visir zu streiten.

Annie Besant hat am 1. October 1847 den ersten Blick in dieses Jammerthal, das wir Welt nennen, gethan. In ihren Adern fließt halb englisches, halb irisches Blut. Ihre Mutter soll eine der edelsten, tapfersten, opferfreudigsten, muthigsten, selbstlosesten Frauen gewesen sein, die das „grüne Erin" jemals erzeugt hat. Trotz aller Wandlungen, die mit und in ihrem Liebling Annie vorgegangen sind, hielt sie treu und fest zu ihr. Von ihrem Vater weiß uns Mrs. Besant weniger zu erzählen, denn er starb, als sie kaum fünf Jahre alt war. Mr. Wood, der Medicin studirt hatte, hängte seinen Doctorhut an den Nagel und widmete sich, als ihm von einem Verwandten in London ein guter Posten angeboten wurde, der kaufmännischen Laufbahn. Doch vermochte er nicht ganz von seinem alten Beruf zu lassen und besuchte, so oft es seine freie Zeit erlaubte, mit befreundeten Aerzten den Secirsaal, wo er ihnen hilfreiche Hand bot. Bei einer solchen Gelegenheit verletzte er sich einen Finger an dem Brustknochen eines Mannes, der an galoppirender Schwindsucht gestorben war. Längere Zeit nachher überraschte ihn ein heftiger Regen; er kam durchnäßt heim und trug eine Erkältung davon. Einer der hervorragendsten aber auch derbsten Londoner Professoren wurde consultirt, um den ungeduldigen Patienten zu beruhigen.

„Wann wird er ausgehen dürfen?" fragte die ahnungslose Gattin den Professor, als er sich zum Weggehen anschickte.

„Gar nicht mehr. Sie müssen sich mit dieser Thatsache vertraut machen; denn Ihr Gatte leidet an der galoppirenden Schwindsucht und kann es höchstens noch sechs Wochen aushalten." Die Frau taumelte zurück und fiel ohnmächtig zu Boden. Ihre Liebe und Selbstbeherrschung war jedoch so groß, daß sie schon nach einer halben Stunde mit heiterem Antlitz dem Kranken die Zeit zu verkürzen trachtete und sich ihr schwieriges Pflegeramt von Niemandem nehmen ließ. Mrs. Wood hatte ihren

Digitized by Google

Gatten unendlich geliebt. Ihre Verzweiflung über seinen Verlust machte ihr rabenschwarzes Haar in der Nacht, da er sie für immer verließ, ergrauen.

Da Mr. Wood eine gediegene klassische Bildung und bedeutende philosophische Kenntnisse besessen, fünf fremde Sprachen gesprochen, über Religionen im Allgemeinen und über die christliche im Besondern sehr skeptische Anschauungen gehabt hatte und von seinem Sterbelager den Priester, der ihm das letzte Sacrament reichen wollte, wegjagte, so werden wir uns nicht darüber verwundern, daß seine Tochter Annie, die sehr religiös erzogen worden, kraft ihres vom Vater ererbten scharfen Verstandes und der ungeheuren Wahrheitsliebe — ein Erbtheil der trefflichen Mutter — über die Widersprüche, die ihr in der Bibel aufstießen, stutzig wurde, grübelte und sann, theologische Studien machte und schließlich auch durch äußere Umstände dazu getrieben wurde, an der Unfehlbarkeit der Bibel, an der Göttlichkeit des Gekreuzigten und endlich auch an der Existenz Gottes zu zweifeln. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Mrs. Wood blieb in den denkbar traurigsten Verhältnissen zurück, und doch wollte sie den letzten Wunsch ihres sterbenden Gatten, der seine Familie pecuniär gut versorgt glaubte, erfüllen und ihren Sohn studiren lassen. In England ist das eine sehr kostspielige Sache. Die resolute Frau übersiedelte nach Harrow und erwirkte sich von dem Director der dortigen berühmten Knabenmittelschule die Erlaubniß, Zöglinge in Pension zu nehmen. Die Einnahme hieraus setzte sie in den Stand, den eigenen Sohn studiren zu lassen. Der Umgang mit den Knaben und Lehrern erweckte auch bei Annie frühzeitig die Lust zum Lernen. Ihre gründliche und vortreffliche Ausbildung verdankte sie jedoch Miß Marryat, der Lieblingsschwester des berühmten Romanciers Capitän Marryat, die über ein großes Vermögen und ein noch größeres pädagogisches Talent verfügte. Es machte dem alleinstehenden ältlichen Fräulein Vergnügen, eine Anzahl von Knaben und Mädchen, deren Eltern nicht in der Lage waren, ihre Kinder ausbilden zu lassen, nach ihrer eigenen Methode zu unterrichten. Und was uns Mrs. Besant von dieser Methode berichtet, ist wahrlich beherzigenswerth:

„Sie selbst weihte uns in alle Fächer ein, nur für Musik hatten wir einen andern Meister. Miß Marryat haßte die Oberflächlichkeit, wir mußten Alles gründlich erlernen. Die Fibel, diese Tortur aller Anfänger, blieb uns gänzlich erspart. Wir mußten Alles, was wir auf unseren Spaziergängen gesehen und erlebt, erzählen und später niederschreiben, so gut oder so schlecht es ging. Diese kindischen Ergüsse las sie sorgfältig mit uns durch, besserte alle grammatikalischen und orthographischen Fehler aus und spornte uns auf diese Weise an, mit offenen Augen in die Welt zu sehen und die Natur zu beobachten. Worte sind viel zu nichtssagend, um auszudrücken, was ich der hochherzigen Frau Alles verdanke! Sie

Digitized by Google

war es auch, die den Wissensdurst in mir großgezogen hat, und dieser ist mir bis zum heutigen Tage geblieben."

Miß Marryat, eine strenggläubige Protestantin, gestattete ihren Zöglingen an Sonntagen keine andere Lectüre als die der Bibel. Während der Spaziergänge durften sie nur Hymnen singen, außerdem mußten sie in der Sonntagsschule arme Kinder unterrichten — „denn was nützen Euch Eure Kenntnisse, wenn Ihr nicht versucht, sie auf diejenigen zu übertragen, die sonst Niemanden hätten, der sie unterwiese?" Bat einer ihrer Pfleglinge, einem Armen helfen zu dürfen, so war stets ihre Frage: „Welches Opfer willst Du Dir auferlegen? Wenn Du z. B. Deinen Morgenthee eine Zeit lang ohne Zucker trinkst, so kannst Du Dir 6 Pence die Woche ersparen; diese darfst Du verschenken." Kann es eine weisere Art geben, Selbstverleugnung zum Zweck der Nächstenliebe zu lehren?! Annie, in deren Natur es lag, Nichts halb zu thun, war ein überaus frommes Kind, und die Stunden, in denen sie sich ungestört der Lectüre der Bibel und anderer Erbauungsbücher hingeben konnte, waren ihr unstreitig die liebsten. Als ganz junges Mädchen begleitete sie Miß Marryat in's Ausland und zwar zuerst nach Düsseldorf und Bonn und von hier nach Paris, wo sie mehrere Monate halb dem Vergnügen, halb dem ernsten Studium lebten. Die Mittwoche und Samstage wurden benützt, um die Meisterwerke in den Galerien des Louvre und alle sehenswerthen Kirchen der französischen Metropole kennen zu lernen. Nächst den herrlichen Spaziergängen, die sie in die Umgebung von Paris unternahmen, um Land und Leute zu studiren, gewährte dem aufgeweckten, lebhaften Mädchen Nichts so großes Vergnügen als der Besuch der Kirchen. Die kühle, weihrauchschwangere Luft, das Zwielicht, die Orgelklänge und das Messelesen übten einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus; sie konnte stundenlang vor einem Christusbild in stummer Andacht knien; ihre ganze Seele schwang sich zu dem Gottessohne auf. Weltliche Vergnügungen verabscheute sie damals. Theater betrachtete sie als „Fallstricke, die der Satan den Menschen gelegt, um ihre Seelen zu zerstören," auch hatte sie sich vorgenommen, keine Bälle zu besuchen, denn sie war fest entschlossen, „der Welt, dem Fleische und dem Teufel zu entsagen und ein gottgefälliges Leben zu führen." Dieses 14jährige Mädchen war von der Unfehlbarkeit der Bibel so sehr durchdrungen und glaubte so fest an die Göttlichkeit Jesu, daß sie in ihrer Naivetät und Unerfahrenheit es als die höchste Aufgabe des Weibes betrachtete, im Glauben aufzugehen. Den Sommer 1862 verbrachte sie noch mit Miß Marryat in Sidmouth, wo diese sie nach und nach daran gewöhnte, ihre Studien auf eigene Faust zu betreiben. Als Annie sich einmal darüber beklagte, daß „Tantchen" sich jetzt so wenig um sie bekümmere und sie so selten unterrichte, entgegnete die weise Dame:

„Ei, mein Kind, Du bist jetzt alt genug, um allein weiter zu lernen, ich kann Dir nicht Dein Leben lang als Krücke dienen. Zeige,

Digitized by Google

daß die Lehren, die Du empfangen, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind."

Und das waren sie wirklich nicht, denn als Annie endlich zu ihrer Mutter nach Harrow heimkehrte, studirte sie fleißiger denn je. Sie vervollkommnete sich in der deutschen und der französischen Sprache, trieb fleißig Musik und naschte von allen Wissenschaften. Ihre Lieblingslectüre blieben jedoch theologische Bücher. Sie las mit Feuereifer die Werke berühmter englischer Geistlicher des 17. und 18. Jahrhunderts. Durch Zufall bekam sie auch die Werke der Kirchenväter in die Hand; dieselben nahmen ihre Einbildungskraft derart gefangen, daß sie zu fasten begann — gegen den Willen Mrs. Woods, der die Gesundheit ihres Kindes weit näher ging als alle Haarspaltereien der gesammten Kirchenväter — das Kreuz schlug und jede Woche zum Abendmahl ging. Sie beschäftigte sich lebhaft mit dem Gedanken, sich zu dem Glauben ihres Vaters zu bekehren, der der katholischen Kirche angehört hatte. Zu jener Zeit erschien ihr die Heiligkeit Jesu noch unantastbar. Sie hätte sich für die größte Sünderin der Welt gehalten, wenn ihr der Gedanke aufgetaucht wäre, daß viele Stellen der heiligen Schrift fälschlich verehrten Namen zugeschrieben wurden zum Zwecke frommer Täuschungen. Sie glaubte felsenfest an Alles, was die „heiligen Väter" erzählten, und vertiefte sich mit großem Eifer in deren Studium. Man glaube ja nicht, daß sie deshalb Stubenhockerin geworden. Wie alle englischen Mädchen, bewegte sie sich viel im Freien, machte größere Ausflüge zu Fuß und zu Pferde, spielte mit den Studenten und Lehrern fleißig Ballspiele, besuchte Gartenfeste, kurz: sie genoß trotz ihrer ernsten Studien ihr junges Leben.

„Niemals kann ein Mädchen eine fröhlichere Jugend verlebt haben als ich," schreibt sie. „Vormittags und einen Theil des Nachmittags beschäftigte ich mich mit ernsten theologischen oder wissenschaftlichen Studien, Abends besuchte ich anregende Gesellschaften, oder ich musicirte daheim; auch hatte ich mich entschlossen, von meinem Vorsatz, niemals einen Ballsaal zu betreten, abzuweichen, und war eine recht flotte Tänzerin geworden. Meine geliebte Mutter verwöhnte mich sehr, keine Sorge durfte meine Seele trüben, ich sollte genießen, während sie alle Lasten des Lebens trug; jetzt weiß ich, was ich damals nicht ahnte: daß ihr jeder Tag neue Leiden und Kümmernisse brachte, die sie uns Kindern verheimlichte. Das Collegeleben meines Bruders kostete viel Geld, und diese Sorge verursachte ihr schlaflose Nächte. Ein Advocat, dem sie vollständig vertraute und dessen Ehrenhaftigkeit ihr zweifellos dünkte, betrog sie schmählich, indem er alle Geldsendungen, die sie ihm zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zusandte, für eigene Zwecke verwandte und ihr dadurch qualvolle Verlegenheiten bereitete. Von diesen Dingen erfuhr ich jedoch erst viel später. Besuchte ich einen Ball, so brauchte ich mich niemals um meine Toilette zu bekümmern; diese lag, wenn die Zeit zum

Digitized by Google

Ankleiden kam, fix und fertig auf meinem Zimmer. Keine andere Hand als die meiner Mutter durfte mein langes Haar ordnen oder mein Kleid zuschnüren, — war es doch ihr einziges Vergnügen, ihren „Liebling" herauszuputzen! Meine Kindheit und Mädchenzeit war so sonnig und glücklich, daß ich, so lange ich unter den schützenden Flügeln meiner Mutter stand, nicht einmal ahnte, welche Sorgen und Qualen das Leben mit sich bringen kann. All die Freuden jener glücklichen, sonnigen Jahre nahm ich mit froher Unbewußtheit als etwas Selbstverständliches hin . . . . Ich liebte meine Mutter mit leidenschaftlicher Hingebung; was sie für mich gethan, wurde mir erst klar, als ich unser trautes Heim verlassen mußte, um dem Manne meiner Wahl zu folgen. Ist eine solche Erziehung weise? Ich weiß es nicht. Die Wunden, die Einem das Leben schlägt, wenn man so unvorbereitet in den Kampf tritt, sind so schmerzlich und nachhaltig, daß ich vorschlagen würde, die Jugend bei Zeiten darauf vorzubereiten und zu stählen. Und doch ist es eine schöne Sache, wenn man auf ein glückliches Kinder- und Mädchenparadies zurückblicken kann, das Einem der härteste Kampf um's Dasein nicht aus der Erinnerung zu löschen vermag!"

Mit Liebesträumen gab sich Annie niemals ab, wahrscheinlich weil sie nie Romane las und ihre ganze Gedankenwelt sich ausschließlich um die Religion drehte. Ihr einziges Bestreben war, Jesus, den sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Naturells liebte und verehrte, zu huldigen, und sie that dies auch im ausgedehntesten Maße. Die liebeglühenden, farbenreichen Gebete, die sie an „ihren Erlöser, ihren himmlischen Bräutigam, der schöner und begehrenswerther als die Söhne der Menschen," richtete, beweisen das zur Genüge.

Mit 18 Jahren regte sich der erste Zweifel an der Unfehlbarkeit der Apostel in ihr. In der Charwoche 1866 kam ihr die Idee, die Leidensgeschichte Christi an der Hand der vier Evangelien niederzuschreiben, um so den Spuren „der geheiligten Füße Schritt für Schritt zu folgen, bis sie zum Wohle der Menschheit an's Kreuz geschlagen wurden." Mit dem Muthe, der der Unwissenheit entsprang, stellte sie die Aussagen der vier Evangelisten nebeneinander und mußte zu ihrem Schreck erfahren, daß diese nicht ganz übereinstimmten. Sie unterdrückte ihre aufsteigenden Zweifel und suchte sich zu überreden, daß der Satan sie in Versuchung führen wolle. Sie fastete und betete und nahm sich fest vor, in Zukunft solche vergleichende Studien zu unterlassen.

Im December 1867 verheirathete sie sich mit dem Pastor Frank Besant. Ihre thatkräftige Natur sehnte sich nach einer ihr zusagenden Beschäftigung, und sie beschloß, der Kirche und den Armen von Nutzen zu sein und gegen die Sünde und das Elend anzukämpfen. Von der eigentlichen Bedeutung der Ehe wußte sie Nichts. „Die vollständige Unschuld mag wohl im Princip sehr schön sein, aber ich habe es leider an mir er-

Digitized by Google

fahren, wie gefährlich sie ist. Eva müßte wissen, welche Pflichten und Lasten ihr bevorstehen, sobald sie aus dem Paradies der mütterlichen Obhut und Liebe auswandert, um das ihr unbekannte Land der Ehe zu betreten, wo die zarte Treibhausblume unvorbereitet rauhe Stürme treffen, die sie leicht vernichten oder zum Welken bringen können." Von ihrer Ehe spricht Mrs. Besant in ihrer Selbstbiographie gar nicht; doch läßt sie zwischen den Zeilen durchblicken, daß sie keine besonders glückliche gewesen. Der Beruf ihres Gatten brachte es mit sich, daß er seine Frau viel allein lassen mußte, und diese fühlte sich sehr einsam und verlassen. Das alberne Geschwätz ihrer zahlreichen Besucherinnen langweilte sie, und die Frau Pastor wurde für höchst „sonderbar" erklärt, weil sie sich lieber mit den wichtigen Fragen, die die Welt bewegten, beschäftigte, „als sich darum zu bekümmern, wie der Geliebte der Dienstmagd aussehe und ob man zum Pudding besser Schmalz oder Butter verwende." In ihrer Verlassenheit warf sie sich wieder mit Leidenschaft auf's Studium und versuchte auch, kleine Novellen zu schreiben, die im „Family Herald" Aufnahme fanden. Ihre Freude, als sie das erste selbstverdiente Geld in den Händen hielt, war grenzenlos; sie sank auf die Knie und „dankte Gott," daß er es ihr in seiner Gnade verliehen. Ein wunderbares Gefühl der Unabhängigkeit überkam sie. Sie glaubte, nach Belieben über „ihr Geld" verfügen zu können, und ahnte nicht, daß nach damaligem englischen Gesetz eine verheirathete Frau kein Verfügungsrecht besaß; Alles, was sie verdiente, gehörte dem Gatten, wie sie selbst! Diese Enttäuschung war zwar sehr groß, aber sie schrieb trotzdem tapfer weiter, denn das Fabuliren machte ihr Vergnügen und lenkte sie von manchen Sorgen ab. Auch mit ernsteren Arbeiten beschäftigte sie sich, und zu diesen gehörte nach ihrem damaligen Dafürhalten eine umfangreiche Broschüre über „Die Pflicht jedes gläubigen Christen, häufig zu fasten"; „leider" hat sich für dieses Thema niemals ein Verleger gefunden.

Im Januar 1869 schenkte sie einem kräftigen Knaben das Leben, im August 1870 einem zarten Mägdelein; ihre ohnedies schwache Constitution wurde dadurch sehr erschüttert, und es bedurfte langer Zeit, ehe sie sich wieder erholte. Ihre Mutterpflichten nahm sie ungehener ernst, und die beiden kleinen Menschenkinder machten sie eine Zeit lang der Litteratur abtrünnig, denn sie beschäftigten sie vollauf, da ihre pecuniäre Lage ihr nicht gestattete, Wärterinnen zu halten. Im Frühjahr 1871 erkrankten beide Kinder am Keuchhusten; der ältere und stärkere Knabe überwand ihn leicht, aber die schwächliche, wenige Monate alte Mabel litt fürchterlich. Ihre Lungen wurden angegriffen, und sie schwebte wochenlang in Todesgefahr. Das war eine entsetzliche Zeit für die Mutter, die das Kind Tag und Nacht auf ihren Armen wiegte. Um einen Erstickungsanfall zu lindern, drückte der Arzt, der bereits jede Hoffnung aufgegeben hatte, ein mit einem Tropfen Chloroform benäßtes Taschentuch auf das schmerzverzerrte Gesichtchen des Kindes:

Digitized by Google

„Jetzt kann es ihm nicht mehr schaden, und es schwächt den heftigen Anfall ab," meinte er, und wirklich begann es sofort ruhiger zu athmen. Mrs. Besant wiederholte dieses Verfahren und glaubt nur dieser Arznei das Leben ihres Schmerzenskindes zu verdanken, das noch jahrelang an den Folgen der Krankheit zu leiden hatte. Doch auch an der Mutter gingen die qualvollen Wochen, die sie in der Krankenstube verbrachte, nicht spurlos vorüber. In ihrem Geiste hatte sich, fast ohne daß sie es merkte, eine Wandlung vollzogen. Immer wieder drängte sich ihr die Frage auf: „Ist Gott wirklich gut?" und mehr als einmal war sie in die Knie gesunken und flehte: „Herr im Himmel, hab' Erbarmen und erlöse meinen Liebling! Wie kannst Du ein unschuldiges Kind so martern? Was hat es verbrochen, daß Du ihm solch' fürchterliche Qualen auferlegst? Wenn es dieses Jammerthal verlassen muß, weshalb tödtest Du es nicht sofort?"

„Allmählich schlich sich eine Erbitterung gegen Gott in meine Seele, und ich begann an seiner Güte zu zweifeln," schreibt sie. „All mein persönlicher Glaube an ihn und seine Macht, die Dinge zu lenken, an seine Allgegenwart und an die Kraft meiner Gebete gerieth in's Wanken. Für mich war Gott keine abstracte Idee, sondern ein wirkliches Wesen, und mein mütterliches Gefühl empörte sich gegen dieses, weil ich nicht begreifen konnte, weshalb er mein armes Baby wochenlang in Todesqualen schweben ließ."

Ein hochherzig denkender Geistlicher, den Herr Besant zu seiner Frau gebracht, als Mabel in größter Gefahr geschwebt, erkannte sofort den Seelenzustand Annies und bemühte sich, sie zu trösten und ihren erschütterten Glauben wieder zu befestigen, indem er der geistvollen Frau einschlägige Bücher lieh. Doch wenn man zu zweifeln angefangen, hat man zu glauben aufgehört.

Der Gedanke an die Hölle quälte sie am meisten. In den endlosen Nächten, die sie am Krankenlager ihres Kindes und an denjenigen Anderer verbracht — sie hatte sich in ihrem Sprengel einen großen Ruf als Krankenpflegerin erworben — glaubte sie eine Ahnung von den Qualen und Schmerzen derselben bekommen zu haben, und ihr Herz lehnte sich gegen die Grausamkeit des erschaffenden und vernichtenden Gottes auf.

„Jedermann, der geglaubt und dann gezweifelt hat, weiß, daß dem ersten Zweifel immer neue folgen, ohne daß man sich ihrer erwehren kann. Eine Lehre nach der anderen steigt Einem in neuer düsterer Beleuchtung auf, und in dieser sieht sie ganz anders aus, als sie uns durch den sanften Nebel des Glaubens erschienen ist. Das Vorhandensein der Leiden und Schmerzen in der Welt, die ein ‚guter Gott' erschaffen, die Ewigkeiten überdauernden Qualen der Hölle trieben mich zur Verzweiflung, und doch glaubte ich noch an Gott . . . . . Mein nächster Schritt zum Freidenkerthum war, daß ich mich gegen die Lehre von der Sühne auflehnte; ich bewunderte und betete Christus an, haßte aber Gott, der dessen Todesopfer

Digitized by Google

angenommen. Monatelang dauerte dieser Kampf, der meine Gesundheit aufrieb. Immer versuchte ich es von Neuem, mich in dem stürmischen Meer meiner Zweifel auf eine Planke des gestrandeten Schiffes meines Glaubens zu retten. Vergebens. Mc. Leod Campbell's Werk über die Sühne, Maurices ‚Was ist Auferstehung?' und noch ein Dutzend anderer Bücher vermochten meine Zweifel nicht zu bannen; im Gegentheil, je mehr ich darüber las, desto gerechtfertiger erschienen mir dieselben. Aber wenn sich diese eine Doctrin als falsch erwies, waren es alle übrigen nicht auch? Mußte ich nicht, um Gewißheit zu erlangen, alle anderen ebenfalls genau prüfen? Und wenn sie sich wirklich als falsch erwiesen? Dieser Gedanke brachte mich dem Wahnsinn nahe; mein Gehirn versagte vollständig den Dienst, und ich lag wochenlang in den fürchterlichsten Kopfschmerzen, ohne im Schlaf Erlösung zu finden. Als alle Medicamente Nichts nützten, sah mein Arzt ein, daß er, wenn er mich am Leben erhalten wolle, meinen Geist in andere Bahnen lenken müsse, und so brachte er mir ein interessantes Buch über Anatomie. Wer es nicht selbst empfunden hat, kann unmöglich die Seelenqualen kennen, die auf ein wirklich religiöses Gemüth einstürmen, wenn sich die ersten Zweifel einstellen. Es giebt keinen Schmerz auf Erden, der schrecklicher wäre, und ich habe ihn bis auf die Neige durchkostet."

Es würde uns zu weit führen, an der Hand der Autorin all die Stadien ihrer Zweifel durchzumachen. Wir wollen nur feststellen, daß sie sämmtliche Dogmen der christlichen Religion der Reihe nach durchnahm, um sie auf ihre Wahrheit und Richtigkeit zu prüfen. Das Resultat war für sie ein trostloses.

Durch die Vermittlung seiner Gattin gelang es Herrn Besant, eine Staatspfarre zu bekommen, — in dem Dörfchen Sibsey, — mit einem Jahresgehalt von £ 410. Somit waren sie ihrer Nahrungssorgen enthoben, und da Frau Annie auch keine gesellschaftlichen Pflichten hatte, denn die zum Sprengel gehörenden Leute waren zumeist Arbeiter und einfache Landwirthe, konnte sie sich viel ihren Grübeleien hingeben.

„Wie kann Gott seine Geschöpfe wegen ihrer Sünden zu ewiger Strafe verdammen, da er weiß, daß sie diese Sünden ohne ihren eigenen Willen ererbt? Da er die Welt nach *seiner* Laune erschaffen, weshalb hat er die Sünde überhaupt in die Welt gesetzt? Kann ein Gott gut sein, der seine Geschöpfe zu ewiger Verdammniß verurtheilt? Wenn Gott allmächtig ist, so kann er das Böse und die Sünde auch verhindern, und thut er es nicht und sieht ruhig oder gleichgiltig die Kämpfe auf Erden mit an, dann ist er eben nicht gut, und wünscht er wieder, sie aus der Welt zu schaffen, und kann nicht, nun, dann ist er eben nicht allmächtig! In diesem Cirkel drehten sich ihre Gedanken fortwährend, ohne daß sie einen Ausweg finden konnten trotz der vielen Bücher, die sie über diese Themata gelesen. An der Existenz Gottes zu zweifeln, fiel ihr damals

Digitized by Google

noch nicht ein. Sie correspondirte mit verschiedenen Geistlichen, an die sie sich in ihrer Noth um Aufklärung wandte, aber sie wurde stets auf neue Bücher verwiesen oder mit blumenreichen Phrasen abgespeist. Dabei hatte sie als Pastorsgattin oft genug Gelegenheit, das Elend dieser Welt in den verschiedensten Gestalten kennen zu lernen, auch zu lindern. Sie schien von der Natur zur Krankenpflegerin bestimmt und entzog sich niemals, wo es Noth that, diesem Amte. Gar manche Mutter in Sibsey hatte ihrer sorgsamen Pflege und Nachtwache das Leben ihres Kindes zu danken. Trotz all ihrer Zweifel besuchte sie nach wie vor fleißig die Kirche und sprach mit Niemandem über ihre Grübeleien, um nicht auch den Glauben Anderer zu erschüttern.

Im Sommer 1872 lernte sie in London, wo sie längere Zeit in der Behandlung eines Arztes stand, Charles Voysey kennen, und dieser freisinnige Prediger war es auch, der ihr einen Weg aus dem Chaos ihrer Gedanken bahnte. Er hatte wie sie gekämpft, ehe er all die „barbarischen Dogmen der christlichen Kirche über Bord geworfen", und sich nur den Glauben an Gott bewahrt. Auf seine Veranlassung las sie Theodore Parkers, Francis Newmans und Anderer hervorragende deistische Werke, und auch sie verbannte bald alle Dogmen, um sie nie wiederauferstehen zu lassen, aber mit ihnen auch den Glauben an das Christenthum selbst. Am schmerzlichsten empfand sie es, Christus seiner Göttlichkeit entkleiden zu müssen. Da ihr jedoch die Wahrheit höher stand als ihre persönliche Ruhe, forschte sie tapfer weiter, indem sie sich sagte: „Ist Jesus von Nazareth ein Gott, dann wird meine Forschung ihn seiner Gottheit nicht berauben; ist er aber ein Mensch, dann ist es Blasphemie, ihn anzubeten." Sie vertiefte sich in Renans „Leben Jesu," Liddons „Vorträge" und das Evangelium, konnte jedoch zu keinem endgiltigen Ergebniß gelangen; sie neigte sich immer mehr der Ansicht zu und wurde durch die vier Evangelisten in derselben nur bestärkt, daß Christus ein leidender, sündigender, ringender Mensch gewesen, der gerne die Welt verbessert hätte, deren Mängel er erkannt, aber kein Gott. Und als auch der berühmte Oxforder Professor Pusey, der Führer der Orthodoxen-Partei, den sie aufsuchte, ihr keine näheren Aufklärungen geben konnte oder wollte, sondern ihr nur mit der ewigen Verdammniß drohte, wenn sie solch ketzerischen Anschauungen huldige, da war sie für's Christenthum verloren und fest entschlossen, mit der Vergangenheit zu brechen.

„Sie haben kein Recht, Gott Bedingungen zu stellen über das, was Sie glauben und nicht glauben wollen. Ich verbiete Ihnen, Ihren Unglauben zu bekennen," rief der fromme Doctor Pusey erregt aus. Aber die resolute, wahrheitsliebende Frau ließ sich eben Nichts verbieten, was ihr Gewissenssache war. Heimgekehrt, theilte sie dem Gatten ihren Standpunkt offen mit. Da sie noch immer Deistin war, weigerte sie sich nicht, dem gewöhnlichen Gottesdienst beizuwohnen, nur dem „Gottessohne" wollte

Digitized by Google

sie keine Huldigung mehr darbringen, und so wurde denn beschlossen, daß sie sich an dem Abendmahl nicht betheiligen werde. Eine Zeit lang ging Alles gut. Aber als sie sich das erste Mal während dieser heiligen Function aus der Kirche entfernte und den frommen Betschwestern, die in der Meinung, sie sei plötzlich unwohl geworden, sie besuchten, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, die Wahrheit mittheilte — denn sie vermochte nicht zu lügen — da konnten sich die braven Frauen vor Entsetzen kaum fassen. Die Gattin eines Pastors, die nicht an Christus glaubte, — hatte man schon so Etwas gehört?! Auch einige Mitglieder der Familie Besant steckten in hellem Entsetzen die Köpfe zusammen, und es wurde so lange gehetzt, bis man die muthige Frau vor die Alternative stellte, entweder dem Abendmahl beizuwohnen oder ihr Heim zu verlassen — also entweder Heuchelei oder Verbannung — und sie wählte die letztere, nicht ahnend, wie grausam die Welt sie verurtheilen würde. Eine alleinstehende junge Frau ist immer der Verleumdung ausgesetzt, wie erst, wenn sie unter solchen Umständen Mann und Kinder und Heim verläßt! Es wurde ihr unendlich schwer, sich von ihrem Knaben — das Mädchen wurde ihr gesetzlich zuerkannt — zu trennen, dem sie Mutter, Pflegerin und Spielgefährtin gewesen, aber sie vermochte selbst um des Kindes willen kein Leben voll Lüge und Heuchelei auf sich zu nehmen, und so trat sie denn im Besitz ihrer kleinen Tochter und eines ihr zugesprochenen Einkommens, das sie knapp vor dem Verhungern schützte, ein neues Leben an.

Anfänglich mußte sie hart um's tägliche Brot kämpfen, sie versuchte es zuerst mit Handarbeiten, doch wurden dieselben so schlecht bezahlt, daß sie diesen Erwerb bald aufgab und Lectionen suchte. Aber Niemand wollte einer Ketzerin seine unschuldigen Lämmchen anvertrauen. In dieser schweren Zeit stand ihr das Ehepaar Scott, das sie durch Voysey kennen gelernt hatte, thatkräftig zur Seite. Mr. Scott, ein alter Herr, der ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte, führte ein offenes Haus, in welchem viele Freidenker verkehrten und solche, die sich auf dem Wege zum Freidenkerthum befanden. Auch gab er eine Zeitschrift heraus, die er gratis in die Welt verschickte; seine Mitarbeiter, ob der gemäßigteren oder der ganz radicalen Richtung angehörend, brauchten kein Blatt vor den Mund zu nehmen, aber die Art und Weise, in welcher sie ihre Ansichten aussprachen, mußte vornehm sein. Mr. Scott hielt viel auf einen guten Stil und ein reines Englisch. Er veranlaßte Mrs. Besant, sich mit philosophischen Werken der Neuzeit bekannt zu machen; unter seiner Führung erweiterte sich ihr Gesichtskreis immer mehr, und bald gehörte sie zu seinen fleißigsten Mitarbeitern. Durch angestrengte litterarische Arbeit war es ihr denn auch gelungen, sich in einem Vororte Londons ein bescheidenes Heim zu gründen, das sie mit ihrer leidenden Mutter theilen wollte. Das Schicksal machte ihr einen argen Strich durch die Rechnung; der zarte Organismus der alten Dame war durch die jahrelangen Sorgen und Plagen vollständig aufge-

Digitized by Google

rieben, und sie verschied nach langem Krankenlager in den Armen ihrer geliebten Tochter, die sie zärtlich gepflegt hatte. Auch diesen harten Schlag überwand die tapfere Frau; um sich ihren quälenden Gedanken zu entziehen, studirte sie mit Feuereifer philosophische Werke, die sie Schritt für Schritt dazu brachten, ihren Gottesglauben abzustreifen. Moncure D. Conway, dessen Vorträge sie fleißig besuchte, machte sie auf den Führer der englischen Freidenker, Charles Bradlaugh, aufmerksam. Sie las zuerst seine Schriften: „Giebt es einen Gott?“ und „Ein Wort zu Gunsten des Atheismus.“ Diese machten tiefen Eindruck auf sie, denn sie drückten in geistvoller Weise aus, was sie längst schon gedacht und empfunden hatte. Am 2. August 1874 setzte sie zum ersten Mal ihren Fuß in „Hall of Science“, wo die Gesellschaft der Freidenker ihre Versammlungen abhielt, um aus der Hand Bradlaughs ihre Mitgliedskarte zu erhalten und seinem Vortrag über „die Vorfahren und die Geburt Christi“ beizuwohnen.

Schon nach wenigen Tagen bot Bradlaugh ihr eine feste Anstellung als Mitredacteurin seines „National Reformer“ an — eine Stellung, die sie bis Ende 1890 beibehielt. Nebenbei entfaltete sie als Schriftstellerin und Agitatorin eine arbeitsvolle Thätigkeit. Mrs. Besant wurde während dieser Zeit viel bewundert und viel verleumdet — Beides, weil sie zeigte, wie sich ein starker Geist trotz der frömmsten Erziehung über alle Vorurtheile erhebt und alle Schranken durchbricht, wenn er Etwas als Wahrheit und Recht erkennt. In der Männerwelt giebt es viele derartige Beispiele, aber unter den Frauen haben bisher nur wenige den Muth gefunden, gleich Mrs. Besant zu ringen, zu kämpfen, den Verleumdungen und Vorurtheilen der Welt offen die Stirne zu bieten! Wie groß ihr Ansehen in unbefangenen Kreisen war, geht u. A. aus der Thatsache hervor, daß der berühmte englische Dichter Gerald Massey, der ein frommer Christ ist, trotz dieser seiner Eigenschaft unsere Freidenkerin vor 6—8 Jahren in einer begeisterten Ode gefeiert hat.

Und diese Frau, die logisch schärfste Freidenkerin, die es geben kann, mußte sich in die hirnverbrannte Mystik der Theosophie verbohren! Es ist jammerschade um sie. Wird die jetzige Hohepriesterin der Blawatzki'schen Secte je wieder ihre Fesseln abstreifen? Wird sie vielleicht noch andere Wandlungen durchmachen? Chi lo sà? . . . .

Digitized by Google

Der deutsche Michel mit seinem mythologischen Hintergrunde.

Von

August Wünsche.

— Dresden. —

Der ausgezeichneten Forschergabe und dem liebevoll sich versenkenden Tiefblick eines Jakob Grimm ist es gelungen, den Nachweis zu führen, wie die deutsche Mythologie auf denselben Grundanschauungen wie die nordische beruht. Es gebührt ihnen das Verdienst, die Landenge, welche die nordische von der deutschen Götterwelt trennte, durchstochen und die beiden Sagenfluthen als etwas Zusammengehöriges wieder vereinigt zu haben. Was Jakob Grimm begonnen, haben Andere wie Karl Simrock, Wilh. Mannhardt, Ad. Holtzmann, E. Rochholz, Joseph Zingerle u. A. immer mehr zur Vollendung geführt. Der klare Ueberblick, den wir durch den Fleiß der Forschung dieser Männer gewonnen, zeigt uns, wie nach allen Seiten selbst unser heutiges deutsches Leben in Sprache, Sitte und Gebrauch reich ist an mythologischen Anklängen. Die Götter unserer heidnischen Vorfahren leben noch in unsern Märchen und Sagen fort, und sie schalten und walten darin so lebendig, daß unsere Kinder mit Entzücken der wunderbaren Mär lauschen und sich den Kopf zerbrechen über den Menschenfresser im Däumling und über das Hinkelbeinchen in den sieben Raben. Wissen wir nicht Alle, daß hinter dem Knecht Ruprecht, dem vermummten Mann mit dem großen Barte, Odin, die höchste nordische Gottheit, sich verbirgt? Auch der König Drosselbart des deutschen Märchens, ferner der wilde Mann mit dem entwurzelten Tannenbaum in der Hand, der auf vielen alten Wirthshausschildern noch zu sehen ist, ist Niemand anders als Odin. Sein Speer Gungir, das von Iwaldis Söhnen, den drei Zwergen, verfertigte wunderbare Kunststück, ist der Knüppel aus dem

Digitized by Google

Sack im Märchen: Tischchen, deck' dich, Esel, streck' dich. Hinter dem Menschenfresser im Däumling steht der Riese Hymir, und Kleindäumchen ist Thor, der mächtige Donnerer, der sich im Däumling des Riesenhandschuhes zu verbergen sucht. Wer kennt nicht das Märchen vom starken Hans, der sich die Glocke als Schlafmütze über den Kopf stülpt? Das ist Thor, wie er den mächtigen Kessel des Hymir, in dem dreizehn Schmiede hämmern, ohne einander zu hören, auf seinem Haupte fortträgt. Auch die beiden Frauen in Hymirs Halle finden sich in den Märchen wieder. Die alte neunhundertköpfige Frau erscheint als des Teufels Großmutter, die jüngere, allgoldene, weißbrauige ist die Frau des Menschenfressers, die schützend und rettend eingreift. Und wie steht's mit unserm lieben, wohlbekannten Dornröschen? Es ist die im Winterschlaf ruhende Erde, die Odins Sonnenblick wachküßt, deren Oberfläche er mit seinem Goldschwerte ritzt, daß sie Keime und Sprossen aus ihrem Schooße hervortreibt. Und ist nicht Barbarossa im Kyffhäuser auch eine Erinnerung an Odin? Die alte deutsche Sage erzählt: Odin sitzt im hohlen Berge, der die Unterwelt bedeutet, sein Bart ist schon zwei Mal um den Tisch gewachsen, seine Raben fliegen umher, und neben ihm schlafen seine Helden dem Tag der Entscheidung entgegen, dessen Anbruch der Schall seines Horns verkünden wird. In der nordischen Sage lebt er nicht im hohlen Berge, sondern in Asgard oder Wallhall, also in einem überirdischen Himmel, den er mit seinen Helden theilt. Auch hier finden wir das Horn bei ihm, das den Anbruch des jüngsten Tages verkündigen wird. Das Wächterhorn Odins lebt noch heut in dem Horn des Nachtwächters fort. Odins Attribute, die Raben, sind auch Barbarossas Begleiter, sie müssen ausfliegen, um den Stand der Dinge in der Welt zu erforschen, ob er aus seinem Schlaf erwachen darf. Wenn er aufsteht, dann ist die Macht der Finsterniß überwunden, und der leuchtende Sonnenwagen rollt wieder über die Erde dahin. So finden sich allenthalben geistige Beziehungen mit einer Zeit, die wir längst als ausgelebt zu betrachten uns gewöhnt haben.

Es ist eine hervorragende Seite des deutschen Volkscharakters, alte Anschauungen fortzupflanzen, sie in das Gewand der neuen Culturentwickelung umzukleiden und dabei doch den Kern zu wahren. Die Sinnigkeit und Innigkeit, mit der der Deutsche auch die Fäden der Vorzeit in das Gewebe der neuen Anschauungen aufnimmt, mag ihm wohl in den Augen anderer Völker, die leichter mit dem Alten abschließen und etwas Neues beginnen, den Ruf eines zwar hochgebildeten, aber phlegmatischen Volkes eingebracht haben. Ausländische Zeitungen, darunter besonders Pariser, gefielen sich früher darin, uns spottweise den deutschen Michel zu nennen, und selbst im deutschen Volke ist die Redensart eine sehr gebräuchliche, wie zahlreiche Stellen aus der Litteratur beweisen.

So lautet ein Sprichwort bei Sebastian Frank (15. Jahrh.): In nödigen Sachen aber könden sie (die Weiber) weniger denn der teutsch

Digitized by Google

Michel". Desgleichen sagt Philander von Sittewald: „Heuchelstu nicht mit, sondern wirst als ein redlicher, deutscher Michel frei durchgehen und aus gutem Herzen alles meinen, reden und thun wollen." Rabener bemerkt in einer seiner Satiren: „Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter Nichts als ein deutscher Michel, oder höchstens ein leidlicher Versmacher." Goethe schildert in seinem Gedichte: „Musen und Grazien in der Mark" den deutschen Michel mit den Worten:

„Laß den Witzling uns besticheln,
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend,
Solch ein Edler bleibt uns nah',
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da!"

An einer anderen Stelle äußert er sich: „Bei welchen Gelagen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte." In gleicher Weise singt Simrock:

Der gute deutsche Michel
Beschäftigt jetzt gar viel
Reisfeder, Stift, Grabstichel,
Dazu den Gänsekiel.
Man sieht den Ungefügen
Ohnmächtig dargestellt,
Als läg' in letzten Zügen
Der wunderstarke Held.

Ihm ließ so oft zur Ader
John Bull und auch Mynheer,
Der war der schlimmste Bader,
Rief stets: jusqu'à la mer!
Mit Aderlaßen, Schröpfen
Erschöpften sie ihn ganz,
Am Ende wird ihn köpfen
Noch gar sein Nachbar Franz."

Bei Platen in einem Gedichte: „An Tieck" lesen wir:

„Man wagt's, den Calderon Dir auszupochen,
Das ließ vom deutschen Michel sich erwarten."

Börne spricht einmal vom „vierschrötigen deutschen Michel".

In dem Worte „Michel" haben wir jedenfalls eine Verschmelzung des in allen germanischen Sprachen vorkommenden Adjectivs „michel" in der Bedeutung von groß, mächtig, stark mit dem hebräischen Eigennamen des Erzengels Michael. Was nun den ersten Theil der Verschmelzung, das Adjectiv „michel" anlangt, so begegnet es uns häufig in mittelalterlichen Litteraturwerken. So läßt Walther von der Vogelweide († um 1230) in seinem Gedichte: „Die Traumdeuterin" den von dem Geschrei einer Krähe aus seinem süßen Traum aufgeschreckten Schläfer sagen:

„Sie nam mir michel wünne;
von ihr schrien ich erschrac."

Tauler (1508) sagt in einer seiner Predigten: „Und seine Jünger seind mit ihm gangen, dozu eine völlige, michele, merkliche Schar." Etterlin (1507) schreibt: „Dieweil sie von großen Geschlechten war, auch iro ein michelteil war." Bei Schuppius (im 16. Jahrh) lesen wir: „Drauf lächelt der gute Herr Melanchthon, denn er hatte des Dankes von seinigen

Digitized by Google

ein michelteil bekommen." In einem alten Volksliede bei Uhland endlich findet sich die Stelle:

„Die Juden kamen zusammen,
Der war ein michel Schar."

Auch Länder- und Ortsnamen sind mit dem Worte „michel" gebildet worden, z. B. Mecklenburg, Michelbach, Michelstadt. In Deutschlothringen sagt man noch heute „michel" in der Bedeutung von groß, im Gegensatz zu „lützel" im Sinne von klein, wie z. B. Lützelburg (Luxemburg), Lützelwiebelsbach, Lützelrimbach. In Ostfriesland heißt es „lüttje", wie die Ortsnamen Lüttjenhaaet, Lüttjenwistedt*) beweisen. Der schwäbische Volksmund sagt: „fürn Micherle halten", wenn Jemand gehänselt wird. Auch Zusammensetzungen mit dem Worte „michel" kommen vor, wie Quatschmichel, ein alberner Schwätzer, Klosmichel (besonders in der Gegend von Nördlingen gebräuchlich, wo der letzte, der in die Schule kommt, so bezeichnet wird), Hulmichel, ein weinerlicher Mensch. Wenden wir uns zum andern Theil der Verschmelzung, zum Eigennamen des Erzengels Michael. Dieser ist bekanntlich einer der drei großen Engelfürsten. Er gilt als Anführer der himmlischen Heerschaaren, wie als Führer der abgeschiedenen Seelen und als Schutzpatron der streitenden Kirche. Nach David Strauß hat Gott die Vorsehung für sich behalten, die Leitung aber der einzelnen Angelegenheiten den Erzengeln übertragen, und zwar stand Gabriel an der Spitze des Kriegswesens, Raphael an der Spitze des Medicinalwesens und Michael an der Spitze des Cultus. Während Gabriel und Raphael im christlichen Cultus zurückgetreten sind, spielt Michael noch immer eine große Rolle. Er wird Schutzpatron des deutschen Volkes (protector Germaniae) und kommt als solcher auf die deutsche Reichsfahne. Daß Völker ihre Schutzengel haben, zeigt uns schon das Buch Daniel. Der Schutzengel eines Volkes ist gewissermaßen sein Musterbild, ebenso wie der gute Genius das Musterbild des Einzelnen ist. Als Repräsentant des deutschen Volkes ist Michael ein Collectivbegriff geworden. Wenn man nun vom deutschen Michel redet und damit einen plumpen, derben, klotzigen Deutschen meint, so geht die Collectivbedeutung des Wortes in die Appellativbedeutung über. Daß ein Einzelbegriff in einen Collectivbegriff übergeht, kommt oft vor. Sagt man doch „John Bull" und meint damit das ganze englische Volk**), Bruder Jonathan und meint damit das gesammte Volk der nordamerikanischen Freistaaten***), Adam, der erste Mensch, wird Bezeichnung für die

*) Vergl. Ernst Förstenmann, die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863.

**) John Bull, eigentlich Hans Stier oder Hans Ochse, wurde zuerst von dem Satiriker Swift (1667—1745) in Gang gebracht. Die Engländer selbst bezeichnen damit einen redlichen, derben, gutmüthigen Charakter; Ausländer dagegen meinen damit die Nationaleigenheiten und Vorurtheile des englischen Volkes, besonders die Unfähigkeit desselben, sich in die Gewohnheiten anderer Länder zu fügen.

***) Washington sagte, als er im Freiheitskriege 1775 über die Anschaffung von Vertheidigungsmitteln in Verlegenheit war, in einer Berathung mit seinen Offizieren:

Digitized by Google

gefallene Menschheit, und Christus ist bei Tertullian die recapitulatio humani generis, stellt also die ganze Menschheit dar, wie sie nach Gottes Ebenbild sein soll. Auch in der Thierwelt haben wir ein analoges Beispiel, insofern Reineke Fuchs der Repräsentant aller Füchse ist.

Betreffs der Frage: wann und wo die Bezeichnung „Deutscher Michel" aufgekommen ist, giebt es zwei Ansichten. Nach der einen rührt sie von den Franzosen her, nach der anderen ist sie aus dem Herzen des germanischen Volkes selbst herausgewachsen. Wattenbach macht im Anzeiger des germanischen Museum 1869 auf die merkwürdige Erscheinung der „Michelsbrüder" aufmerksam. In der Normandie, am Busen von St. Michel liegt ein Berg Mont St. Michel, zu dem Deutsche, namentlich deutsche Knaben, ehedem Wallfahrten unternahmen. Man verspottete diese Wallfahrer und nannte sie, wie aus der Verordnung eines Bettelvogtes zu Baden 1528 hervorgeht, Michelsbrüder. Das französische Wort miquelot (Betteljunge, frömmelnder Heuchler) steht jedenfalls hiermit im Zusammenhange. Frisch dagegen, der um's Jahr 1730 lebte, behauptet, „der deutsche Michel" sei bereits im 16. Jahrhundert gebräuchlich gewesen und weise entschieden auf eine Einzelpersönlichkeit hin. Er setzt somit den Zusammenhang der Redensart mit den Michelsbrüdern in Frage. Wir neigen der Ansicht zu, daß der Name „deutscher Michel" entschieden deutschen Ursprungs ist, und stimmen mit Frisch überein, daß er auf eine Einzelperson hindeutet, und zwar auf keine andere als die des Erzengels Michael. Daß diese heilige Figur aber in gewisser Beziehung in eine Spottfigur übergehen konnte, dafür giebt uns die deutsche Mythologie hinreichend Aufschluß.

Es steht fest, daß man bei Bekehrung unserer alten heidnischen Vorfahren von Seiten der Kirche absichtlich sehr vorsichtig verfuhr. Man ließ ihnen ihre Götzentempel, entfernte aber die Götzen und legte Reliquien dafür hinein. Ihre Feste, Schmausereien und Zechgelage änderte man nur insofern, als man ihnen einen christlichen Sinn unterschob. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung ein Brief des Papstes Gregor I. an den Abt Melittus (596). „Sagt dem Augustinus," schreibt er, „daß man die Götzenkirchen bei jenem Volke (den Angelsachsen) ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen seinen Irrglauben ablege, und um so lieber an den Stätten, die es gewöhnt ist, sich versammle. Ihre Sitte, bei Götzenopfern

„Wir müssen Bruder Jonathan fragen," womit er seinen Freund Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut, meinte. Später wurde Washingtons Ausspruch zum witzelnden Sprichwort.

Digitized by Google

Ochsen zu schlachten, muß ihnen zu irgend einer christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Am Gedächtnißtage der heiligen Märtyrer sollen sie Hütten von Baumzweigen um ihre Götzenkirchen machen, nicht mehr dem Teufel Thiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes für sich zur Speise und Sättigung schlachten, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geneigter den innerlichen sind." — So lassen sich nun auch bestimmte Spuren nachweisen, daß St. Michael an die Stelle des mächtigen Gottes Wuotan getreten ist. Und betrachten wir die Wuotansfigur, wie sie uns in den deutschen Sagen und Märchen entgegentritt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sich dieselbe mit der des Michael in vielen Beziehungen deckt. In Wuotan, dem Vater der nordisch-deutschen Götter, gipfelte der Lichtcultus der alten Deutschen; denn mit der arischen Race theilten die alten Deutschen die Anschauung, daß im Lichte die höchste göttliche Kraft für sie zur Erscheinung komme. So dachten sie sich, daß am Ende des Winters Wuotan im feurigen Sonnenwagen, im goldenen Panzer und mit goldenem Schwerte gegürtet dahinfahre. An den brennenden Rädern seines Wagens entzündet sich das Licht der Erde, und dieselbe schmückt sich bräutlich mit Blättern, Blüthen und Knospen, um ihn, den leuchtenden, glänzenden Gott des leiblichen und geistigen Lebens, zu empfangen. Da in dem Bewußtsein der Germanen Natur und Geist untrennbar waren, so lebte Wuotan für sie nicht nur in jedem Lufthauch bis zum wüthendsten Sturm, sondern auch in jeder Gemüthsbewegung, in der Begeisterung wie in der Raserei, in der Stimmung des Dichters und der Liebenden, wie in der Berserkerwuth und in dem Kampfesmuth der Krieger. Die Luft war sein Reich, und die Seelen, als Odem und Hauch gedacht, gehörten mit zu demselben. Die Seelen derjenigen Verstorbenen, die auf dem Krankenbett geendet hatten, kamen nicht zu ihm nach Walhalla, sondern nur die der gefallenen Krieger. Als Schlachtengott lenkte er das Schlachtenglück und schürte die Kriegsflamme. Wie aber in den Mythen aller Völker in einer göttlichen Figur sich entgegengesetzte Seiten berühren, so daß der sommerlich lichte Gott zugleich der winterlich dunkle, der starke zugleich der schwache und ohnmächtige ist, so glaubte man auch, daß die lichte Kraft des sommerlichen Wuotan im Winter kraftlos und dunkel werde. Daher erscheint neben der Vorstellung des sommerlichen Wuotan, der mit Goldhelm, Brünne (Panzer) und Speer durch das Luftreich reitet, überall Leben erweckend, Segen und Gedeihen spendend, auch die des winterlichen Wuotan im niedergedrückten, tief in's Gesicht gehenden Hut, mit gesenktem Haupt, eingewickelt in einen alten, schäbigen, blau und schwarz gefleckten Mantel, blind, dumm und plump. In dieser Vorstellung ist nun nach unserem Dafürhalten die Lösung unserer Frage zu suchen. Da der heilige Michael nach der Bekehrung der alten deutschen Heiden an Wuotans Stelle trat, so mußten naturgemäß auch die beiden Seiten des Wuotan, die sommerliche lichte, mächtige, starke, wie die winterlich

Digitized by Google

ohnmächtige, kraftlose, derbe, plumpe, in ihn übergehen. Auch Michael wurde als Lichtgestalt verehrt, weshalb seine Kirchen meist auf Bergen oder erhöhten Plätzen standen. Trümmer von Michaeliskirchen finden sich noch zu Godesberg und Siegburg. Ferner liegt ein Michaelisberg bei Münstereifel. Wie Wuotan, so wurden auch Michael zu Ehren Feuer angezündet und brennende Räder an seinem Feste die Berge hinabgerollt. Die brennenden Räder sind Hindeutungen auf den leuchtenden Sonnenwagen. Auch fiel das Michaelisfest ursprünglich auf den 23. Mai, also zu derselben Zeit, wo man dem Wuotan zu Ehren ein Frühlingsfest feierte. Mit diesem Feste waren die Mailehen verbunden. Es waren das Volkshochzeiten, bei denen tagelang geschmaust und gezecht wurde. Diese Hochzeitsfeierlichkeiten sollten an die Vermählung Wuotans mit der bräutlichen Erde erinnern. Später verlegte man das Michaelisfest in den Herbst, weil man nach eingebrachter Ernte mehr Zeit zum Schmausen und Zechen hatte, als im Frühling, wo das Land bestellt werden mußte.

Wie schon oben angedeutet, war Wuotan aber auch Kriegsgottheit. Er konnte seine Feinde taub und blind machen und sie so in Schrecken versetzen, daß ihre Waffen nicht mehr verwundeten als Ruthen; aber seine Mannen drangen vor ohne Panzer, waren wüthend wie Hunde und Wölfe und stärker als Bären, Stiere. Aehnliche Vorstellungen verband man später auch mit dem heiligen Michael. Mit geschwungenem Schwerte dachte man ihn sich an der Spitze des deutschen Heeres stehend. Wenn die alten Deutschen in den Krieg zogen, so riefen sie ihn um Hilfe an, wie eine lateinische Hymne bezeugt. Dieselbe lautet in der Uebersetzung:

Herzog Michael,
Führ' Du das deutsche Heer in's Feld,
Herzog Michael,
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael!
Du unser Herzog in dem Streit,
Beschirmest stark die Christenheit u. s. w.
Des Himmels Geister Zahl
Vermehren Deiner Streiter Zahl u. s. w.
Durch alle Welt, zu Meer und Land
Sind Deine Schlachten wohlbekannt u. s. w.

Anderweitige Spuren, wie in Michael die Kriegsnatur Wuotans übergegangen, haben wir noch in den Fechterspielen, die bis Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich in der Gegend von Trier, mit dem Michaelisfeste verbunden waren. In vielen Kirchen und auf Säulencapitälen finden wir Michael daher als kräftigen Jüngling in kriegerischer Rüstung dargestellt, aber ohne Helm.

Ferner galt Wuotan als Führer der abgeschiedenen Seelen und als Seelenwäger. Die Seelen der Gefallenen wurden von den Walküren nach

Digitized by Google

Walhall geleitet, wo ihnen Wuotan entgegenkam, sie an eine wohlbesetzte Tafel führte, ihnen Meth die Fülle reichte und sie täglich zum Zeitvertreibe fechten und kämpfen ließ. Auch Michael ist Seelenführer und Seelenbewahrer. Läßt doch schon die Bibel im Briefe des Juda den Erzengel Michael sich mit dem Teufel um den Leichnam Mosis streiten.

In gleicher Weise ist in mittelalterlichen Dichtungen von einem Streite der Engel und Teufel um die ausfahrende Seele die Rede, von denen Jeder die Seele für sich haben will. An der Spitze der Engel steht gewöhnlich Michael. In einer Urkunde des 13. Jahrhunderts wird Michael der Wächter des Paradieses und Fürst der Seelen genannt (praepositus paradisi et princeps animarum). Nach einer alten Sage ist die Seele in der ersten Nacht bei der heiligen Gertrud, in der zweiten bei St. Michael, und erst in der dritten gelangt sie dahin, wohin sie nach ihrem Verdienste gehört. Dies zeigt klar, wie die heilige Gertrud an Huldas und Michael an Wuotans Stelle getreten sind. Wie nach der griechischen Sage Zeus die Geschicke der Menschen in Schalen abwog, so verfährt nach der christlichen Legende auch Michael. Er wägt die guten und bösen Thaten des Sterbenden ab, und je nach Befund wird das Schicksal der Seele entschieden. Daher erscheint Michael in verschiedenen Capellen auf Friedhöfen mit einer Waage, in deren Schaalen je eine oder mehrere nackte Seelen sitzen.

Am innigsten aber berühren sich Wuotan und Michael endlich als Drachenkämpfer. Da auf Grund biblischer Anschauung die Lehre vom der Finsterniß, von der alten Schlange, die Adam zur Sünde verführte, im christlichen Dogma eine große Bedeutung gewann, so mußte vor Allem mit ihr bei der Bekehrung der Heiden eine Anknüpfung gesucht werden. Wuotan bot diesen Anknüpfungspunkt. Er tödtet im Frühling den Drachen des Winterdunkels, indem er den Fenriswolf, auch Wanagandr, d. h. Drache, Schlange, besiegt; daher auch sein Beiname Sigi, der dann in Siegfried des Nibelungenliedes, in welchem er sich verjüngte, wiederkehrt. Auch Michael ist Drachentödter. Nach der Offenbarung des Joh. 12, 7—9 streitet er und seine Engel im Himmel gegen den Drachen, und der Drache streitet auch mit seinen Engeln, und der Letztere wird ausgeworfen auf die Erde, der alte Drache, die alte Schlange, der Teufel, der die Welt verführt, und seine Engel werden auch dahin geworfen. Wie tief die Vorstellung vom Michael als Drachentödter im germanischen Gemüthe eingewurzelt war, beweist das uns Allen wohlbekannte Sprüchlein, womit ein Geistlicher des Mittelalters seine Predigt angefangen haben soll:

Die Hölle summt,
Der Teufel brummt
Und wackelt mit dem Schwanze,
St. Michael,
Bei meiner Seel,
Ersticht ihn mit der Lanze.

Digitized by Google

Wie die Vorstellung von Michael als Drachentödter selbst noch in der Gegenwart künstlerisch ausgenützt worden ist, zeigt das in Karlsruhe den in der badischen Revolution 1848 gefallenen preußischen Kriegern errichtete Denkmal. Dasselbe stellt den heiligen Michael dar, stehend auf einem Drachen, den er im Begriff ist, mit der Lanze zu tödten.

Wenn wir nun an das alte Germanien denken, wie es sieben Monate lang unter Schnee und Eis begraben lag, dazu an unsere alten heidnischen Vorfahren, die mit der Natur auf's Innigste verwachsen waren, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie ihren allbeherrschenden Wuotan im Winter sich schläfrig, ohnmächtig und plump, im Frühlinge aber als den alle widrigen Naturgewalten niederwerfenden Helden sich vorstellten. Als später bei ihrer Christianisirung die Wuotansfigur sich in den Erzengel Michael umwandelte, so gingen selbstredend auch viele seiner Züge in ihn über, und so ist es gekommen, daß er, als der Repräsentant des deutschen Volkes, gerade mit der kräftigen, derben, plumpen Seite seines Wesens uns den Spottnamen „deutscher Michel" zugezogen hat.

Digitized by Google

Der Witz.

Eine ästhetische Studie.

Von

Friedrich Wegmüller.

— München. —

Unter den verschiedenen Arten der Vorstellungsverbindungen, durch die wir theils im logischen oder durch eine Zweckbeziehung geregelten Gedankengange Glied an Glied reihen, bis sich aus gegebenen Vordersätzen das gesuchte Schlußglied ergiebt, theils, durch die lautlichen Ausdrucksmittel unterstützt, den gewöhnlicheren Bedürfnissen des Gedankenaustausches und gegenseitigen Verkehrs gerecht werden, nimmt der Witz eine besondere Stellung ein. Wie seine Wirkung eine von der aller anderen Redeformen verschiedene ist, wie keine andere den bestimmten psychologischen Reflex hervorzubringen vermag, der den Witz charakterisirt, so sind auch seine Natur und die Bedingungen seines Zustandekommens, die Quellen, aus denen er entspringt, wesentlich verschieden von der normalen geistigen Thätigkeit, als deren Wirkung wir die erwähnten sonstigen Formen der Ideenverbindungen betrachten. Schon das sprunghafte, blitzartig überraschende, das dem Witze nothwendig innewohnt, beweist ja, daß hier ein von den gewöhnlichen verschiedener geistiger Vorgang vollzogen worden sein muß; und daß dieses Verhältniß auch allgemein anerkannt ist, beweist der Umstand, daß wir im Allgemeinen geneigt sind, die Fähigkeit zum Witz überhaupt als Maßstab für die geistige Höhe und insbesondere für die natürliche Beanlagung eines Menschen anzusehen; allerdings, wie wir weiter unten sehen werden, nicht mit unbedingtem Recht.

Das Wort „Witz" wurde früher bekanntlich in viel weiterem Sinne gebraucht als heute, ungefähr in dem, den das englische „wit", sein genaues Analogon, noch heute besitzt: höhere geistige Fähigkeit oder Bethätigung

Digitized by Google

überhaupt, in welcher Bedeutung dasselbe übrigens auch bei uns noch nicht völlig untergegangen ist. So fielen denn früher namentlich Kunst und Kunstgeschmack unter den Begriff des Witzes; zu Gottscheds Zeit und unter seinen Auspicien erschien eine Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" und eine ehemalige Monatsbeilage der Vossischen Zeitung, deren erster Leiter Lessing und deren Zweck hauptsächlich die schöngeistige Kritik war, nannte sich „das Neueste aus dem Reiche des Witzes". Dieser allgemeinen Bedeutung ging indessen das Wort ziemlich bald zu Gunsten der heutigen prägnanteren verlustig.

Der Witz beruht, logisch betrachtet, auf einer Vorstellungsverbindung, Wie das Urtheil, wie der Vergleich — die beide „witzig" sein können und so beweisen, daß er nicht für sich eine logische Gattung, sondern vielmehr eine logische Qualität ist, die verschiedenen Gattungen zukommen kann — kommt er dadurch zu Stande, daß zu einer Vorstellung a eine Vorstellung b in Beziehung gesetzt wird.

Aber die Art dieser Beziehung ist eine besondere. Während bei den erwähnten logischen Gattungen die folgende Vorstellung an die vorhergehende in einer durch die objective Realität der Dinge bedingten Weise angeschlossen, also sozusagen schrittweise von der ersten zur zweiten und allen folgenden vorgegangen wird, gehört es gerade zur Eigenthümlichkeit des Witzes, daß die beiden durch ihn unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gebrachten Vorstellungen entweder überhaupt möglichst weit auseinander liegen, oder doch nur durch ein Abgehen vom gewöhnlichen Wege der associativen Verbindung zu vereinigen sind; je disparater die Vorstellungen, je mehr logische Zwischenglieder der Witz übersprungen hat, um so größer ist seine Wirkung. Er überrascht die Hörer, indem er zwei scheinbar fremde Vorstellungen zu einander in Beziehung bringt, und er löst zugleich die bewirkte Spannung, indem er wie mit einem blitzartigen Schlaglicht die an sich dunkle Beziehung in's rechte Licht setzt. Darauf beruht seine komische Wirkung, daraus erklärt es sich aber auch, daß jeder Witz, der durch Schuld des Autors oder des Hörers nicht sogleich richtig verstanden wird, der einer Erklärung durch Bildung seiner logischen Zwischenglieder bedarf, wirkungslos verpufft. Ein Witz wirkt spontan und unmittelbar, oder das Beste seiner Wirkung ist verloren.

Man hat bekanntlich das Komische, von dem auch der Witz eine Gattung ist, das „umgekehrte Erhabene" genannt. Obwohl wir hier keinen Anlaß haben, auf die eigentliche Meinung dieser uneigentlichen Begriffsbestimmung des Näheren einzugehen, so beweist sie uns doch, daß auch der Witz eine der Formen der ästhetischen Wirkung ist, und daß man zu seinem Verständniß wie noch mehr zu seiner Hervorbringung ein gewisses Maß jener objectiven Betrachtungsart bedarf, die wir uns seit Schopenhauer gewöhnt haben als Kennzeichen und Bedingung des ästhetischen Genusses zu betrachten. Das ist es vor Allem, wodurch der Witz nicht nur geistig,

Digitized by Google

sondern ich möchte geradezu sagen auch moralisch über die gewöhnlicheren Redeformen sich erhebt. Leute, die „keinen Spaß" verstehen, halten wir mit Recht nicht nur für geistig beschränkt, sondern auch für moralisch kleinlich und engherzig, das Ertragen eines guten Witzes, auch wenn er auf die eigene Person sich bezieht, gilt dagegen als das Zeichen einer freien Natur.

„Ich lobe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Gehört gewiß nicht zu den Besten." (Goethe.)

Während wir uns, um im Schopenhauer'schen Sprachgebrauch zu bleiben, bei der Mehrzahl der übrigen Vorstellungsverbindungen wollend verhalten, d. h. uns derselben zum Zwecke der Erreichung persönlicher oder sachlicher Interessen bedienen, verhalten wir uns im Augenblick der Hervorbringung oder Auffassung eines Witzes rein erkennend. Bedingung desselben ist darum ein geistiger Zustand, der nicht völlig in den Beziehungen des Willens zu den behandelten Objecten aufgeht, sondern der vermöge einer glücklichen Beanlagung und augenblicklichen Disposition noch objectiv genug bleibt, um mitten im Spiel der Beziehungen zwischen Interesse und Objecten doch noch solche disparate Beziehungen der Objecte unter einander zu finden, deren Vereinigung die bewußte Wirkung des Komischen hervorbringt. Auf dieser Bedingung der geistigen Beherrschung der Lage beruht der Ausdruck vom „souveränen Witze"; und es ist klar, daß der Werth des Witzes um so höher ist, je wichtiger, je inhaltsvoller, je mehr Geist und Willen auf's Höchste anspannend die äußeren Umstände sind, unter denen er entsteht. Durch Nichts bewies z. B. Bismarck seine völlige Beherrschung auch der schwierigsten und heikelsten Situationen mehr als dadurch, daß er in ihnen trotz höchster geistiger Anspannung immer noch Gelegenheit zu seinen berühmten beißenden Sarkasmen fand. So ist der Witz ein kleines Kunstwerk und theilt mit jedem ästhetischen Product das Vorrecht, zwecklos zu sein; seine Wirkung geht verloren, sobald man die Absicht dabei merkt. Er verhält sich darum, bildlich zu sprechen, zur gewöhnlichen Redeweise wie der Gesang zur Sprache, wie das Spiel zur ernsten Tagesarbeit; er ist ein „jeu d'esprit", ein „spielendes Urtheil". Nicht einmal auf den Witz selbst darf die Absicht gerichtet sein, sondern im Gegentheil wird er stets um so besser wirken, je mehr er völlig ungesucht und ungekünstelt auftritt — was unsere Sprache nach jeder Richtung treffend charakterisirt, wenn sie in diesem Falle von einem „guten Einfall", im andern aber von einem „gequälten Witze" spricht.

Eine früher viel gebrauchte Erklärung des Witzes, der, wenn wir nicht irren, auch noch Jean Paul zustimmte, lautet, der Witz beruhe auf einem Contrast. Will man diese Erklärung dahin verstehen, daß unter diesem „Contraste" eben jene In-Beziehung-Setzung weit auseinander

Digitized by Google

liegender Vorstellungen, von der wir sprachen, gemeint sei, so lassen wir uns dieselbe um so lieber gefallen, als sie zu einer sehr brauchbaren Eintheilung der Witze führt. Die vermittelnde Beziehung, die wir als das Charakteristikum des Witzes betrachten, kann nämlich entweder durch eine bloße Aehnlichkeit der die betreffenden Begriffe bezeichnenden Worte, oder sie kann durch eine in den betreffenden Vorstellungen selbst liegende Aehnkeit herbeigeführt werden. Im ersteren Falle haben wir den Wort- oder Klangwitz, im zweiten den eigentlichen und echten Witz, den man von seinem unebenbürtigen Bruder wohl auch als „Sachwitz" unterscheiden könnte.

Der Wortwitz ist unstreitig die niederste aller Witzgattungen, wie aus seiner Entstehung aus bloßer Lautähnlichkeit unmittelbar hervorgeht und weshalb er häufig unfreiwillig den Kindern besser gelingt als den mehr auf sachliche Beziehungen sehenden Erwachsenen. Charakteristisch genug ist es auch, daß fast jede Sprache ihre eigene despectirliche Bezeichnung für ihn hat — Calembourg, Kalauer —, und daß seine Häufigkeit mehr im umgekehrten als im geraden Verhältniß zu seinem ästhetischen Werthe zu stehen scheint. Er ist das, was der Berliner so recht treffend einen „faulen" Witz nennt — obwohl boshafte Provinzler gerade den Berlinern eine gewisse Vorliebe für dieselben nachzusagen pflegen.

Dies ist ein allgemeiner Charakterzug des heutigen Großstädters, über dessen psychologische Ursache wir weiter unten Anlaß haben werden, uns noch des Näheren zu verbreiten

„Witze" dieser Art sind unsern Lesern zu viele bekannt, als daß wir sie mit einer Aufzählung einiger derselben ermüden dürften; sei uns nur gestattet, einen der aller„blutigsten" hier als Typus der Gattung zu bringen, der sich wie so viele andere auf politische Ereignisse jüngster Zeit bezieht und „natürlich" auch Berlin zur Geburtsstadt hat: Bismarck scheiterte am Cap Rivi, und Caprivi verbrannte an der Hohenlohe! Uebrigens kann der Klangwitz, namentlich in seiner Häufung, zu einer rednerisch sehr wirkungsvollen Figur werden, wie z. B. in musterhafter Weise die bekannte, dem Abraham a Santa Clara nachgebildete Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" zeigt:

„Und das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte heißen ein römisch Arm.
Der Rheinstrom ist geworden zu einem Beinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nur Raubtheien und Diebsklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder.
Sind verwandelt worden in Elender u. s. f.

Da der Wortwitz sich an recht eigentlich naive Seelen wendet, so beruht ein gutes Theil beliebter Kinderräthselscherze auf ihm. Was für

Digitized by Google

Enten trinken Bier? die Stud=enten. Was für Ringe sind nicht rund? die Heringe. Welches Gemach liebt der Mensch am wenigsten? das Un=gemach u. s. f. — Scherze, deren Gebrauch allerdings unsere „reifere Jugend" von heute schon mit bedenklichem Nasenrümpfen begleiten mag.

Mit dem Wortwitze verwandt, aber doch nicht ohne Weiteres mit ihm zu identificiren ist das Wortspiel, das wohl in seinen schlechteren Vertretern noch hierher gehört, in der Regel aber doch schon der zweiten Gruppe, dem „Sachwitz", zuzutheilen ist; der Gleichklang kann hier die Pointe vortheilhaft verstärken, aber er bringt sie nicht eigentlich hervor. Während der Wortwitz darauf beruht, daß zwei verschiedene Begriffe durch Worte gleichen oder ähnlichen Klangs ausgedrückt werden, werden hier unter einem Complex von Worten zwei ganz verschiedene Vorstellungen zusammengefaßt und so die komische Wirkung erzielt. Das Wortspiel, namentlich wo es sich in rascher Rede und Gegenrede schlagfertig einstellt, ist so recht die höchste Form des Witzes, der eigentliche Prüfstein der dem witzigen Kopfe zugeschriebenen höheren Begabung. Meister derselben sind z. B. alle Shakespeare'schen Gestalten, die ihr Schöpfer entweder mit philosophisch-betrachtender oder mit intrigant=verschlagener Charakteranlage ausgestattet hat. „Uns Allen ist's gemein zu sterben, lieber Sohn," sagt Hamlets ehrvergessene Mutter, die ihn mit dieser nichtssagenden Banalität das Brüten über des Vaters räthselhaft=rasches Hinscheiden und ihre Handlungsweise vergessen machen will. „Ja, hohe Frau, es ist gemein," lautet die dolchscharfe Antwort. Hier sind dem äußern Anscheine nach beide Sprechenden ganz einig, indem sie sich zum Ausdruck ihrer Gedanken genau desselben Wortcomplexes bedienen; während aber die Mutter die Worte im eigentlichen Sinne gebraucht, hat Hamlet durch leichte Veränderung in Ausdruck und Geberde aus denselben Worten eine schwere Anklage gegen seine Mutter, ihr vermuthetes Einverständniß mit dem Mörder und die Schändlichkeit, diesen so rasch nach dem Hinscheiden ihres ersten Gatten zu heirathen, erhoben. „You 'll soon find me a grave man," sagt der mit dem Degen schlagfertige Mercutio, als seine Freunde, dem leicht aufflammenden Hitzkopf im Innern zürnend, ihn schwerverwundet vom Kampfplatze wegtragen. Das könnte heißen: Ihr werdet bald — viz. Eurem Wunsche entsprechend — einen durch solche Erfahrungen gesetzten Mann in mir finden; der wirkliche Sinn ist aber wohl der: Ihr werdet bald finden, daß ich ein Mann des Grabes geworden bin — welche Deutung ja bekanntlich der Ausgang bestätigt. So kann man denn allgemein das Wortspiel mit seinen verschiedenen in einander übergehenden Antworten, dem Doppelsinn, der Zweideutigkeit u. s. f. als jene Witzgattung bezeichnen, welche durch Zusammenfassung verschiedener — richtiger: recht weit von einander abstehender — Vorstellungen unter dasselbe Wort oder denselben Wortcomplex entsteht. Bei einiger Aufmerksamkeit ist dieser Zusammenhang auch bei scheinbar verwickelter Lage leicht zu erkennen. Wenn z. B.

Digitized by Google

Bismarck auf die entsetzte, nebenbei einen erheblichen Irrthum in sich enthaltende Antwort, mit der Jules Favre die Mittheilung von der Höhe der deutscherseits geforderten Kriegsentschädigung empfing: so groß sei ja nicht einmal die Summe, die sich aus dem bekannten Rechenbeispiel von dem Ertrage des seit Christi Geburt auf Zins und Zinseszins gelegten Pfennig ergebe, mit Anspielung auf die Confession seines finanziellen Berathers die Antwort gab: „Drum hab ich mir ja einen mitgenommen, der schon vor Christus angefangen hat zu zählen" — so liegt hier das gleiche Verhältniß vor. Mit der von Favre aufgenommenen Wendung „zählen seit, bezw. vor Christi Geburt" hat Bismarck einen durchaus vom ursprünglichen verschiedenen Sinn verbunden und so ein Wortspiel von sehr komischer Wirkung hervorgebracht, bewunderungswürdig vor Allem wegen der wichtigen und einen gewöhnlichen Intellect völlig absorbirenden Umstände, unter denen es zu Stande kam. Bei dieser Gruppe braucht übrigens der mit verschiedener Bedeutung gebrauchte Wortcomplex keineswegs immer ausgesprochen zu werden. Wenn z. B. jener Wiener seinem neuen Bekannten sagt: „Wie, Sie gehen gern allein? Ganz mein Fall; da können wir ja zusammengehen" — so liegt der Witz hier in der Anwendung des unausgesprochenen Grundsatzes: „Leute mit gleichen Neigungen eignen sich zu gemeinsamen Spaziergängern" gerade auf den Fall, auf den der Natur dieses Falles wegen seine Anwendung nicht stattfinden konnte. Also auch hier zeigt sich, daß das Eigenthümliche des Witzes in der überraschenden Vereinigung unzusammengehöriger Vorstellungen beruht. Selbstverständlich gehört hierher auch jenes Genre von Witzen, bei dem nach dem bekannten Wort Voltaires Manchen auch das schalste noch als witzig erscheint, sofern hier nicht der Doppelsinn von vornherein zur Eindeutigkeit wird.

Da der „Sachwitz" lediglich in der Herstellung von Beziehungen der dargelegten Art zwischen Vorstellungen besteht, so folgt, daß derselbe unter Umständen der sprachlichen Verständigungsmittel entbehren kann, sofern dieselben nämlich auf anderem — z. B. mimischen Wege — eben so gut zur Anschauung gebracht werden können. So bezeichnen wir es ebenfalls als Witz — hier freilich als unfreiwilligen — wenn zwei Nachtwächter einen singenden Studenten in der Nacht mit sich auf die Wachtstube schleppten denselben dort zum Skat einluden, dann aber, als jener ihnen zu „mogeln" schien, ihn entrüstet hinauswarfen — zur großen Freude des so entronnenen Häftlings. Der allgemeine Grundsatz: „Wer mogelt, wird hinausgeworfen," ist hier in komischer Weise stillschweigend und thätlich eben auf den Fall angewandt worden, der seiner Natur nach die Anwendung desselben nicht gestatten kann. Ein sehr guter, mit Absicht gemachter Witz derselben Art ist es, wenn jener Papst des Mittelalters einem Virtuosen, dessen Kunst darin bestand, mit Linsen unfehlbar genau durch ein Nadelöhr zu werfen und der sich eine große Summe als Belohnung für seine Kunst erwartet

Digitized by Google

hatte, statt dessen eine — große Schüssel Linsen überreichen ließ, ihm damit ad oculos demonstrirend, wie hoch er den Werth seiner Kunst schätze. Der komische „Contrast" besteht hier in den so entfernten Vorstellungen der erwarteten und der wirklich erhaltenen Gabe. Auch die treuen Weiber von Weinsberg machten einen Scherz der gleichen Art, als sie auf den Bescheid des Kaisers, sie möchten aus der zum Sturme bestimmten Stadt das mit sich herausnehmen, was ihnen am liebsten sei, der Legende nach jede mit ihrem Manne auf dem Rücken aus der guten Stadt Weinsberg zogen; denn gerade der Fall war der Meinung des kaiserlichen Spruches nach ausgeschlossen. Uebrigens gilt, was hier von „unfreiwilligen Witzen" gesagt ist, für sämmtliche bisher erwähnten Gattungen desselben; denn im Hinblick auf die komische Wirkung macht es offenbar sehr wenig aus, ob dieselbe mit oder ohne Absicht herbeigeführt wurde. Nur pflegt dabei, da der unfreiwillige Witz in der Regel aus einem Mangel an Wissen oder an Schlagfertigkeit hervorgeht, die Heiterkeit sich gewöhnlich nicht auch auf die Seite zu erstrecken, die sie erzeugt hat.

Unter den Begriff des mimischen Witzes fällt natürlich auch die pantomimische Darstellung und komische Uebertreibung der Geberden und Sprechweise bestimmter Persönlichkeiten, die schauspielerische Caricatur, bezw. ihre graphische Darstellung.

Die Vereinigung disparater Vorstellungen, die wir als das Charakteristicum des Witzes kennen gelernt haben, kann sich unter Umständen auch auf eine bloße Vergleichung beschränken. Dies ist namentlich in der Weise häufig der Fall — und der komischen Wirkung sicher —, daß sich die Vergleichung an bestimmte Eigenthümlichkeiten einer Person oder Sache heftet und dieselbe durch eine drastische Vergleichung lächerlich macht. So entsteht der charakterisirende Witz. Auch für ihn sind die Gestalten Shakespeares eine unerschöpfliche Fundgrube, vor Allem der biedere Sir John, der bei aller eigenen sittlichen Gesunkenheit doch ein scharfes Auge für die Schwächen seiner Nebenmenschen und eine unerschöpfliche Phantasie in der Herbeiziehung der komischsten Vergleiche besitzt. Man höre nur die schier unendliche Reihe der witzigsten Bilder, mit denen er seinen Freund und seinen Zechbruder, den faden Philister Friedensrichter Shallow und den ewig durstenden, rothnasigen Bardolph persiflirt! „Dieser schmächtige Friedensrichter hat mir in Einem fort von der Wildheit seiner Jugend vorgeschwätzt, und um's dritte Wort eine Lüge, dem Zuhörer richtiger ausbezahlt als der Tribut dem Großtürken. Ich erinnere mich seiner in Clemenshof, da war er wie ein Männchen, nach dem Essen aus Käserinde verfertigt; wenn er nackt war, sah er natürlich aus wie ein gespaltener Rettig, an dem man mit dem Messer ein lächerliches Gesicht ausgeschnitzt hat; er war sehr schmächtig, daß ein stumpfes Gesicht gar keine Breite und Dicke an ihm unterscheiden konnte." Oder gar erst Bardolph! „Bessere Du Dein Gesicht, so will ich mein Leben bessern. Du bist unser Admiralschiff, Du trägst die Laterne

Digitized by Google

am Steuerverdeck, aber sie steckt Dir in der Nase, Du bist der Ritter von der brennenden Lampe." „Ich sehe Dein Gesicht niemals, ohne an das höllische Feuer zu denken und an den reichen Mann, der in Purpurkleidern lebte, denn da sitzt er in seiner Tracht und brennt und brennt. Wärst Du einigermaßen der Tugend ergeben, so wollte ich bei Deinem Gesichte schwören, mein Schwur sollte sein: bei diesem flammenden Cherubschwerte! Aber Du liegst ganz im Argen, und wenn es nicht das Licht in Deinem Gesicht thäte, so wärst Du gänzlich ein Kind der Finsterniß. O Du bist ein beständiger Fackelzug, ein unauslöschliches Freudenfeuer! Du hast mir an die tausend Mark für Kerzen und Fackeln erspart, wenn ich mit Dir Nachts von Schenke zu Schenke wanderte: aber für den Sect, den Du mir dabei getrunken hast, hätte ich bei dem theuersten Lichterzieher von Europa ebenso wohlfeil Lichter haben können. Seit zweiunddreißig Jahren nunmehr habe ich diesen Deinen Salamander mit Feuer unterhalten, der Himmel lohne es mir!"

Welch unerschöpflicher Sturzbach von Metaphern, jede ein beißendes Epigramm! In der That ist diese Klasse des Witzes recht eigentlich doch die epigrammatische; und es ist bezeichnend, daß einer unserer besten Epigrammatiker, der lange nicht nach Gebühr geschätzte Haug, der Jugendfreund Schillers, einen ähnlichen Vorwurf zum Thema einer großen Reihe witziger Epigramme gemacht hat. Wir meinen seine „Epigramme auf Herrn Wahls ungeheure Nase". Allerdings ist bei ihm selbstständiges dichterisches Erzeugniß, was bei Shakespeare so ganz beiläufig und nebenher abfällt.

Unter den Begriff des Witzes im weiteren Sinne fällt auch die uns Allen geläufige Sprechweise der Ironie. Sie wird gewöhnlich dahin erläutert, ein Fall der Ironie sei dann gegeben, wenn die äußere Form des Lobes gewählt werde, um damit desto nachdrücklicher und wirksamer einen Tadel auszusprechen; wie man sieht, liegt dabei der komische Contrast in dem Gegensatz zwischen dem wörtlich ausgedrückten und dem in Wahrheit beabsichtigten Sinne. Diese Erklärung ist indeß ohne Zweifel zu eng; wir sprechen nicht minder dort von Ironie, wo der Wortlaut tadelt, der beabsichtigte Sinn aber als Lob zu verstehen ist. Es ist Ironie, wenn ich einen Betrüger einen Gentleman, einen unreifen Dichterling einen jungen Goethe nenne, und unzählige Wendungen und Redensarten des täglichen Lebens gehören zu dieser Kategorie. Es ist aber ebenso gut Ironie, wenn Marc Anton an der Bahre des ermordeten Cäsar scheinbar die Gründe der Mörder anerkennt und den Cäsar einen Feind des Volkes, einen Feind der Freiheit nennt, um in dieser Maske seine wahre Meinung desto eindringlicher zu verkündigen. Allerdings wird — und das gab ohne Zweifel hier den Grund zu jener erwähnten einseitigen Definition — die erste Art ungleich häufiger gebraucht als die zweite; denn der Mensch liebt mehr zu tadeln als zu loben. Ironie ist es aber auch, wenn man eine ausgesprochene

Digitized by Google

Behauptung dadurch zu entkräften sucht, daß man ihr scheinbar zustimmt, dann aber dadurch, daß man die Consequenzen derselben in lächerlicher Weise übertreibt, ihre Nichtigkeit darthut. So wird Onkel Bräsig, wie so oft, ironisch, wenn er dem jungen Herrn von Rambow, der seine frisch gelernte Bücherweisheit sofort nach Antritt seines Gutes in die Praxis übertragen will, die Illusionen zu zerstören sucht mit dem Bemerken, ja wohl, so machen wir's, und auf jenes Feld dort pflanzen wir Rosinen, und die Rosinen fressen dann die Schweine; das gebe dann einen guten Schweinebraten!

Oder richtiger, er wurde sarkastisch. Denn der Sarkasmus, in allem Wesentlichen wesenseins mit der Ironie und begrifflich in keiner Weise von ihr zu trennen, unterscheidet sich von der Ironie durch die unmittelbare, aggressive Beziehung auf eine bestimmte Person; er ist die Ironie, die „bissig" und „stachelig" geworden ist. Er will nicht harmlos scherzen oder mit der Peitsche schlagen, sondern verwunden. Darum ist der Sarkasmus namentlich dort am Platze, wo, wie z. B. im politischen Leben, höhere Leidenschaften und Interessen auch die Anwendung schärferer geistiger Waffen rechtfertigen. So bieten die „Fliegenden Blätter" harmlose Ironieen, gemildert durch Humor, unsere politischen Witzblätter beißenden Sarkasmus. Eine wunderbare Probe sarkastischer Redeweise bietet uns auch hier wieder Shakespeare in der berühmten Leichenrede des Marc Anton auf Cäsar, die wir soeben erst erwähnt; und deren Wirkung der Gang der Geschichte bezeugt:

„Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann —
So sind sie Alle, Alle ehrenwerthe Männer."

So — wie Brutus nämlich.

Wird die den Sarkasmus bildende Antithese auf ein paar knappe Worte zusammengedrängt, womöglich nur auf zwei, so entsteht das von den Alten sogenannte Oxymoron. „Ein dunkler Ehrenmann", „eine biedere Galgenvogelphysiognomie", ferner Redensarten wie „eine große Zukunft hinter sich haben", das „Immer weiter nach Frankreich hineingesiegt werden", womit man so treffend die anfänglichen französischen Siegesberichte von 1870 persiflirte, und vieles mehr gehört hieher. Wird endlich ein ganzes künstlerisches Werk so angelegt, daß es diesen Bedingungen genügt, dient der ganze Wortlaut eines Buches nur dazu, die dahinter steckende wahre Meinung des Verfassers umso deutlicher hervortreten zu lassen, so haben wir eine ganz auf die logische Function der Ironie gegründete künstlerische Gattung vor uns — die satirische Dichtung. Ein Rabelais, ein Aristophanes, ein Swift, ein Heine, ein Cervantes, — alle diese Meister der Satire sind zugleich in unserm Sinne Ironiker im höchsten und besten Sinne des Wortes. Das gewaltige Werk des Cervantes und die Ironie des täglichen Lebens mögen sich noch sehr unterscheiden hinsichtlich der geistigen Thätigkeit, die in ihnen zum Ausdruck kommt — hinsichtlich ihrer logischen Classificirung sind sie völlig gleich.

Digitized by Google

Wir haben oben bereits in Kurzem die geistige Disposition untersucht, die eine Bedingung der Entstehung des Witzes ist, und gefunden, daß sie in einer besonderen Fähigkeit der objectiven Betrachtung bestehe, wie sie z. B. auch das künstlerische Schaffen oder Genießen verlangt. Daraus erklären sich manche Eigenthümlichkeiten, die jedem witzig veranlagten Kopf nur allzu bekannt sind. Zunächst folgt daraus, daß eine gewisse heitere oder doch sorglose Gemüthsstimmung vorhanden sein muß, wenn witzige Bemerkungen sprudeln sollen; sodann aber, daß der leichteste Schatten einer Verstimmung, einer Beklemmung der Gesellschaft dieselben verscheuchen kann. Wie oft ist es nicht schon auch dem witzigsten Kopfe vorgekommen, daß seine eben noch, unter dem Beifall der Gesellschaft, bewiesene Fähigkeit plötzlich versagte; der Eintritt einer unsympathischen Persönlichkeit, das Berühren eines mißliebigen Gesprächsstoffes, eine störende Nachricht, ein Zwischenfall, das Bewußtsein gesellschaftlicher Ungleichheit und die daraus entspringende Nothwendigkeit streng zu beobachtender Etikette — das Alles genügt sehr häufig, um dem geistreichen Kopfe nie mit einem Schlage gewöhnliche Alltagsworte statt der erwarteten Pointen und witzvollen Treffer einzugeben, oft genug gerade im entscheidenden Augenblick. Zu Hause, ja schon auf der Treppe, bei ruhiger und unbefangener Betrachtung, findet er die besten Pointen offenbar zu Tage liegen, kaum fassend, daß sie gerade im kritischen Moment seinem Scharfsinn entgangen. Die Unglückseligen, bei denen dies Mißgeschick ständige Erscheinung, hat Heinrich von Kleist nicht übel gezeichnet:

„Treffend, durchgängig, ein Blitz, voll Wahrheit sind seine Gedanken;
Wo? An der Tafel? Vergieb! Wenn er's zu Hause bedenkt."

Andrerseits erklärt es sich aber auch daraus, wie der Witz gewisse Stände und Verhältnisse mit Vorliebe als Objecte oder als Milieu seiner Entstehung wählen kann. Er wird sich stets mit Vorliebe an solche Stände heften, denen böse Zungen einen Gegensatz zwischen Schein und Wesen, zwischen aufgebauschter Außen- und hohler Innenseite nachsagen; er wird aber am liebsten dort entstehen, wo Stand und Beschäftigung dazu angethan sind, sorglose Stimmung und vor Allem das — berechtigte oder unberechtigte — Gefühl der Ueberlegenheit über die Umgebung aufkommen zu lassen. So ist es erklärlich, wenn der Unteroffizier seine Rekruten, der Großstädter den Kleinstädter, der Künstler den Philister zur Zielscheibe seines Witzes macht; vor Allem aber erhellt daraus, wie sehr alle Factoren des akademischen Lebens, dies Bewußtsein überlegener Bildung, die akademische Freiheit, die jugendliche Sorglosigkeit, der zwanglose Verkehr mit Commilitonen und Docenten aller Art, die mannigfaltigen Wechselfälle, die sich aus dem Mißverhältnisse zwischen fröhlicher Burschenstimmung und leerer Börse ergeben, geeignet sei müssen, aus den jugendlichen Musensöhnen die eigentlichsten „Witzvögel", die Verüber aller erdenklichen „Ulke" in Wort und That zu machen.

Digitized by Google

Natürlich werden sich dann die Betroffenen in ihrer Weise zu rächen suchen; und so ist denn Nichts naheliegender, als daß der Einjährige seinem Unteroffizier den sich zum Theil gerade in seinen Witzen aussprechenden Mangel an Bildung, der Kleinstädter dem Großstädter seinen angeblichen Hang zum Wortwitz vorwirft; die wirklich guten Einfälle pflegen eben die gekränkten Seelen auf beiden Seiten als quantité négligeable anzusehen.

Sie sind uns ja von unsern Witzblättern her auf's Beste bekannt, die Stände- und Gruppen, an denen sich der Witz sozusagen der Allgemeinheit ohne Unterschied erbaut: der überschneidige Lieutenant, der unwissende, tactlose Emporkömmling, der Sonntagsjäger, der verhinderte Dichter, der größenwahnsinnige Schauspieler u. s. f.

Wenn wir oben des Weiteren bemerkten, daß die Gabe des Witzes im Allgemeinen mit Recht als Maßstab der natürlichen Beanlagung eines Menschen angesehen werde, so bedarf diese Bemerkung übrigens einer kleinen Berichtigung. Allerdings ist der angeborene „Mutterwitz" so werthvoll und die durch ihn begründete Ueberlegenheit so groß, daß sie durch keine künstliche Bildung, geschweige denn Gelehrsamkeit wirklich ersetzt werden kann. Es giebt ja eine gewisse Sorte von Buchgelehrsamkeit ohne angeborenen Mutterwitz; hier weiß aber Jeder, wie sehr dieselbe der natürlichen Begabung auf Schritt und Tritt sich unebenbürtig erweist, ja wie sehr gerade durch den aufgespeicherten Wissensballast dieser Contrast noch mehr gesteigert wird. In Bürgers „Kaiser und Abt" wird ein solches Verhältniß mit gutem Humor entwickelt; der ungelehrte Schäfer, Hans Bendix heißt der Biedere, sticht durch seinen natürlichen Mutterwitz nicht nur den Abt von St. Gallen aus, der das Pulver nicht erfunden hat, nicht nur die vier Hochschulen mit ihren Doctoren, sondern auch noch den sich mit Recht witzig dünkenden „kurrigen" Kaiser obendrein.

„Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Denn, wie das alte Sprichwort sagt, „ein Quentchen eigener Mutterwitz ist mehr werth als zehn Pfund von anderer Leute ihrem". Trotzdem aber sind die Fälle nicht selten, wo ein allzu großer Gebrauch dieser Fähigkeit das geistige Niveau eines Menschen sehr unvortheilhaft verändern, ja bereits ein Symptom geistigen Niedergangs sein kann. Der Witz ist ein Spiel des Geistes, eine Vereinigung von Vorstellungen, die durch den ordnungsmäßigen Ablauf der Gedanken nicht zu einander in Beziehung gesetzt werden. Darum versteckt sich hinter dem Anscheine blendenden Witzes und übersprudelnden Geistes nicht selten die Unfähigkeit zum logischen, durch die Realität der Dinge gegebenen Gedankengang, die Unfähigkeit zur eigentlichen geistigen Arbeit. Sind uns doch aus der politischen wie aus der litterarischen Geschichte selbst aus relativ junger Zeit Beispiele genug bekannt, wie sich mit scheinbar geistvollem Witze nicht nur klägliche Haltlosigkeit des Wollens, sondern selbst die Anfänge geistiger Zerrüttung sehr

Digitized by Google

wohl vertragen können. Daher auch das ästhetische Unbehagen, das ein allzu häufiger Gebrauch des Witzes, sei es im Leben oder im Kunstwerk, in uns hervorruft; wir haben dabei stets das peinliche Gefühl mangelnder Sachlichkeit oder mangelnden künstlerischen Ernstes. Der Witz ist ein Hors d'oeuvre, keine nährende Speise; allzuviel genossen verdirbt er den Magen. Die Litterargeschichte bietet uns Beispiele genug, wie nicht nur einzelne Autoren und Werke, sondern selbst ganze Litteraturepochen — z. B. die epischen Vorgänger und dramatischen Nachfolger Shakespeares — durch Einführung gespreizten Witzes um jeden Preis dem gebildeten Geschmack ungenießbar gemacht wurden.

Digitized by Google

Sein Brief.

Novelle.

Von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

Würde sie noch ankommen?

Sie sah nach der Uhr — noch zwölf Stunden, und ihr Kopf brannte so furchtbar, sie konnte ihn nicht mehr hochhalten, und wenn sie die Augen öffnete, flimmerte Alles vor ihnen, und sie sah wie in rothe Wolken, die unaufhörlich ihre Gestalt wechselten und in einander zerflossen, um sich gleich wieder von einander zu lösen.

Wenn ihr nun aber das Bewußtsein schwände, was sollte aus ihr werden? — Der Zug brauste durch die Nacht dahin; dort drüben der lichte Streif, deutete er schon den Morgen an? Aber sie war doch erst eben eingestiegen! Oder sollte sie geschlafen haben? Nein, wie hätte sie mit den furchtbaren Schmerzen schlafen können! — Vielleicht, daß sie schon vorübergehend das Bewußtsein verloren hatte? . . . . . O Gott, der menschliche Wille vermag ja Alles, sie mußte noch bis nach Hause kommen! Dort wollte sie dann gern sterben, aber nur nicht unterwegs liegen bleiben, nur nicht die Schande, daß man ihr nachforschte und sie hier entdeckte, den Wegen nachspürte, die sie gegangen war! — Was würde ihr Mann sagen? Hier würde er sie nie suchen! Und die Sehnsucht nach der Kleinen — sollte sie das süße Kind nie wiedersehen?

Sie schluchzte laut auf. — Wie viel war die Uhr? . . . . . Immer noch zehn Stunden! Und eben hatte sie die lebendige Vorstellung gehabt, nicht auf der Bahn, sondern auf dem Schiff von Hoyer nach Sylt zu sein — sie konnte also wirklich nicht mehr klar denken! Großer Gott, was sollte aus ihr werden? . . . Die Schande, die furchtbare Schande, die sie auf ihren Mann geladen hatte! . . . . Nein, nein, bis nach Hause mußte

Digitized by Google

sie kommen! . . . . Aber wenn es nun ein Nervenfieber war? Schon seit mehr als acht Tagen war ihr zu Muthe, als wäre sie krank; sie hatte das auf seelisches Leid geschoben, allein, wenn sie nun doch erkrankte, wenn man sie aus dem Zuge hob, wenn man nach Erkennungszeichen bei ihr suchte und ihren Namen durch die Welt telegraphirte! . . . . . Aber Nichts an ihr trug ja ihren Namen, ihr Reisesack nicht und auch nicht ihre Wäsche, sie hatte die größte Vorsicht beobachtet, und Initialen sagen ja Nichts. . . . . O, aber der Brief von ihm, den sie bei sich trug, der mußte vernichtet werden, schnell, schnell — — sein letzter, lieber Brief! . . . . Sie durfte ja ihn vor Allen nicht bloßstellen. — Lieber namenlos begraben werden. . . . Der Friedhof der Namenlosen, — sie war schon wieder an der See! . . . . .

Aber der Brief, sein Brief! . . . . . Was hatte sie doch eben gewollt? Ach ja, ihn zerreißen! . . . . . Sie trug ihn ja auf der Brust. . . . . Rasch, die Jacke aufknöpfen! — O, wenn sie aber nicht einmal das mehr konnte, wenn man dann seinen Brief fand! . . . . Es war gewiß ein Nervenfieber! Die letzten Tage waren zu furchtbar gewesen, sie hatte sich übermenschlich zusammennehmen müssen, und die Wochen vorher. . . . . Natürlich, Alles kann der Mensch nicht überwinden.

Wie laut die Wellen an's Ufer schlugen — die Futh stieg — sie kann nicht vorwärts — o, sie war nicht zu retten! . . . . Sie schrie laut auf und sah sich dann verwundert um. . . . . Ach, es war ja nur ein Traum, sie hatte geträumt — Aber der Brief? Hatte sie ihn wirklich noch nicht herausgeholt und zerrissen? . . . .

Wie sie zitterte! — Und die großen Knöpfe wollten ihren Fingern nicht gehorchen — Baby hatte vor der Abreise mit diesen Knöpfen gespielt. . . . .

Sie ließ die Hand sinken. — Wieder schaukelten die Wellen sie, das Brausen war fast unerträglich. . . . O, sie mußte sich retten! . . . .

Hastig stand sie auf, fiel aber gegen das Fenster, das klirrend zerbrach. . . . Die Erschütterung that ihrem Kopfe so wohl! . . . . Wie gut war die Nachtluft; sie hatte ja längst das Fenster aufmachen wollen, um den Brief hinauszuwerfen. . . . . Wohin er wohl fliegen würde? . . . Die Krone darauf, die mußte vor Allem zerrissen werden. . . . . Aber das war ja gar nicht der Brief, das war die Hotelrechnung aus der Paletottasche, die sie zerfetzt und fortgeworfen hatte! . . . Ob die Wellen da draußen, die so schwarz gegen sie anstürmten, die Schriftzüge auch ganz abwaschen würden? So, daß kein menschliches Auge seine Liebesworte mehr entziffern konnte? . . . . . O, das Papier wollte sich nicht zerreißen lassen! . . . . . Sie riß, daß ihr der Schweiß auf die Stirn trat. . . . . Mein Gott, sie war wohl schon irrsinnig, das war ja der Vorhang, an dessen Franzen sie zerrte, und sein Brief ruhte immer noch auf ihrer Brust! . . . . Warum war sie auch so thöricht gewesen, ihn dorthin zu stecken! . . . .

Digitized by Google

Was war das? . . . Jemand huschte an ihr vorbei — ein Geist.... War es der Geist der Liebe, der nicht dulden wollte, daß sie seine Worte profanirte? . . .

Sie flüchtete sich in die äußerste Ecke des Coupés; ihr war immer, als dränge eine schreckliche Gestalt durch das zerschlagene Fenster hinein.... Wie merkwürdig, daß sie beim Einsteigen nicht bemerkt, daß es zerbrochen war! .... Wo war sie denn eigentlich in diesen Zug gestiegen? .... Und war sie auf der Hinreise oder auf der Rückreise? .... Wie gut, daß sie in München keinen Bekannten auf dem Bahnhofe getroffen! Sie hatte doch Glück gehabt, großes Glück, und nun war sie ja gleich zu Hause. . . Wie viel Stunden noch? . . . .

Sie hob den Arm, um auf die Uhr zu schauen, die sie an der Kette um das Handgelenk trug. O, wie sie fror. — Sie fror furchtbar — ihr Kleid und ihre Jacke waren ja auch offen. .... Ach, und in der Hand hielt sie immer noch seinen Brief! ..... Sie nahm ihn zwischen die Zähne — sie mußte ihn zerreißen! . . . Aber was war denn das? . . . .

Sie schrie furchtbar auf und stürzte an das zerbrochene Fenster. Sie schrie, als sollte sie das Getöse des brausenden Zuges überschreien — Hülfe! . . . Hülfe! . . .

Man wollte sie ermorden — zwei Männer, große, schwarze, maskirte Männer standen vor ihr! . . . . Sie suchte die Thür zu öffnen, um ihnen zu entfliehen. — Es gelang ihr auch, die Klinke zu erfassen und die Thür aufzustoßen, aber es hielt sie Etwas fest, wie eine Eisenklammer hatte es sich um ihre Taille gelegt. . . . . .

* * *

Als Doctor Braun um neun Uhr Morgens seine Frühvisite im Krankenhause zu Kempten machte, berichtete ihm die Barmherzige Schwester, daß vor einigen Stunden von der Bahnverwaltung eine Dame eingeliefert worden sei, die im Nachtzuge einen Anfall von Tobsucht gehabt habe und jetzt noch ganz bewußtlos sei; sie habe hohes Fieber, das Thermometer zeige 40°, und nur mit Mühe sei sie im Bett zu halten. Gleich bei ihrem Einsteigen in München habe der Schaffner bemerkt, daß sie sich mit den Händen den Kopf gehalten und vor sich hingesprochen habe; während der Fahrt, so oft er durch's Fenster geblickt, habe sie unaufhörlich ihren Platz gewechselt, sei aufgesprungen und habe ihre Kleidung auf- und zugeknöpft; schließlich, als sie die Scheibe zerbrochen, habe er dem Zugführer Meldung gemacht. Ihr Billet I. Klasse habe München—Lindau gelautet, die Reisetasche hier sei ihr einziges Gepäck; ihrem Aussehen nach gehöre sie den besten Ständen an. . . .

„Die Dame scheint Sie ja ausnehmend zu interessiren, Schwester Anna," unterbrach der Arzt sie lächelnd, „daß Sie alle Details so gut behalten haben. Wir wollen sie uns erst einmal ansehen . . ."

Digitized by Google

„Aber Herr Doctor, es schneit uns doch nicht jeden Tag eine schöne Namenlose so in der Morgenfrühe auf die Station!“ entgegnete sie scherzend.

Doctor Braun war der ausgesprochene Liebling der Barmherzigen Schwestern; sie bewunderten sein joviales, rundes Gesicht als den höchsten Ausdruck männlicher Weisheit und Güte, obgleich er kaum dreißig Jahre zählte, und die Schwestern selbst dieses Alter sämmtlich schon überschritten hatten.

„Also schön ist sie auch, die Namenlose?“ fragte der Arzt und trat in das sogenannte Extrazimmer, wohin die Kranke gebracht worden war.

Hell fiel das Tageslicht auf das schmale Bett, in dem die Neuangekommene mit geschlossenen Augen ruhte. Ihr auffallend langes, dunkles Haar lag in einer dicken Flechte ihr im Arm, ihr Antlitz war fiebergeröthet, und die trocknen Lippen ihres Mundes geöffnet, so daß die kleinen, dichtgereihten Zähne sichtbar waren; ihre feinen schwarzen Augenbrauen hatten sich wie im Schmerz zusammengezogen, und zuckend beschatteten die langen dunklen Wimpern ihre Wangen.

„Sie ist verheirathet,“ flüsterte die Schwester und wies auf die rechte Hand, die auf der carrirten Wolldecke lag und neben einem Brillantring den breiten Ehering zeigte; die Finger waren kindlich schmal und schienen fast durchsichtig. „Vielleicht steht der Name ihres Mannes im Ringe, und wir finden so am schnellsten die Spur . . .“

„Ja, aber die Hauptsache ist, daß wir sie am Leben erhalten,“ antwortete der Arzt. „In der ersten Typhuswoche, denn die erste muß es sein, solche Temperaturhöhe!“

Die Kranke richtete sich plötzlich auf und sah den fremden Mann mit starren, entsetzten Augen an. „Hülfe!“ schrie sie, „Hülfe!“ und versuchte aus dem Bette zu springen. Er legte sie mit sanfter Bestimmtheit in die Kissen zurück. „Sie müssen ganz ruhig liegen bleiben,“ sagte er laut und sah sie fest an — wie Schwester Anna dachte, „mit seinem magnetischen Blick.“

„Aber ich muß nach Hause!“ stöhnte sie und stieß wirre Worte aus: von den Wellen, von dem furchtbaren Rauschen — dann wurden ihre Laute unverständlich.

Doctor Braun sah sie eine Weile nachdenklich an; es war so schwer zu entscheiden, ob hier eine Gehirnentzündung, oder, wie die Schwester meinte, Typhus vorlag. Und dann die nächste Frage: Wer war sie? Wie kam diese schöne, vornehme Frau dazu, so ohne Begleitung, ohne Dienerschaft zu reisen? Wie konnte man schnell, ehe es zu spät war, ihre Identität feststellen und die Ihrigen benachrichtigen?

Er traf derweil seine medicinischen Verordnungen: Eis und ein Bad, ehe er die übrigen Kranken seiner Station besuchte, und als er sich dann auf seine Privatpraxis begab, schärfte er noch einmal der Schwester Anna, auf deren Beobachtungsgabe er sich verlassen konnte, ein, daß es

Digitized by Google

von größter Wichtigkeit sei, sobald als möglich Namen und Wohnort der Fremden festzustellen; sie möge deshalb die Reisetasche auf's Genaueste untersuchen und auch auf der Innenseite des Trauringes nachsehen, wenn sie ihn ohne Beunruhigung der Kranken abziehen könnte.

Erst nach Verlauf mehrerer Stunden kehrte Dr. Braun in's Hospital zurück. Er war unterdeß beim Chef des Bahnhofes gewesen, um sich persönlich nach der Unbekannten zu erkundigen, und hatte auf eigene Kosten die Polizeibehörden in München und Lindau telegraphisch von dem Vorfall benachrichtigt. Daß eine Auskunft selbst im günstigsten Falle nicht schnell zu erhoffen stand, wußte er.

Schwester Anna berichtete ihm, daß sie keinen Hinweis auf Namen und Heimat der Erkrankten gefunden hatte; im Ringe, den sie ihr leicht abgestreift, stand nur „Walter" eingravirt, und das zierliche Elfenbeinportemonnaie enthielt lediglich Geld, 16 Napoleons, soviel wie hineinging, während sich in der Reisetasche außer einem eleganten Portefeuille mit mehreren Hundertguldenscheinen und außer einer kleinen stahlmaschigen Börse mit österreichischem und deutschem Silbergelde nur etwas Seidenwäsche befand, von derselben Art, wie die Reisende sie trug, Alles von zarter Farbe, mit echten Spitzen besetzt und mit einem großen, verschlungenen E gezeichnet; die Reisetasche war zu Paris im Louvre gekauft.

„Es ist zum Verzweifeln!" seufzte Schwester Anna. „Wenn man sich vorstellt, daß die nächsten Anverwandten in Todesängsten harren und vielleicht eine Welt in Bewegung setzen möchten, um die Verlorene zu finden!"

Sie schlug dem Arzte vor, die Kranke in ihren Fieberphantasien einmal nach ihrem Namen zu fragen; sie selbst habe es ohne Erfolg gethan, aber ihm, dessen Stimme so viel über Patienten vermöge, werde es gewiß gelingen.

Doctor Braun trat in das kahle Zimmer, an das Bett der schönen Unbekannten, deren Züge seit der Frühe noch feiner und verklärter geworden zu sein schienen; ruhig ließ er sich neben ihrem Lager nieder und beobachtete sie. Die Kranke schluchzte in ihren Delirien herzzerreißend auf, und als der Arzt ihre schmale Hand ergriff und streichelte, wandte sie sich ihm zu und flüsterte: „Mein Jung?"

„Wie heißt Du?" fragte er.

„Ja, wie heißt Du?" wiederholte sie fast schelmisch. „Wie heißt Du eigentlich, mein Lieb? Fred oder Friedfred oder Fritz? — Du heißt Mein Jung . . ." Dabei lächelte sie süß und schien beruhigter.

Doctor Braun sah ein, daß es ein Fehler gewesen war, sie mit Du anzureden, denn einem Freunde, der Einen duzt, braucht man ja seinen Namen nicht zu sagen; aber auch sonst mochte diese Frau wohl kaum in die Lage gekommen sein, selbst ihren Namen zu nennen. — Um ihr beizukommen, mußte er sich erst tiefer in ihre Verhältnisse versetzen können, und für den Augenblick nahm er Abstand, weiter in sie zu dringen. Viel-

Digitized by Google

leicht träumte sie gerade von ihrem Kinde; Schwester Anna hatte ja berichtet, daß sie ängstlich nach „Baby" gerufen habe. — „Ich glaube, sie ist keine Deutsche," war der letzte Schluß der beobachtenden Schwester gewesen, und damit stimmte die eigene Muthmaßung des Arztes überein, denn die Kranke schien ihm in ihrer Aussprache etwas Fremdländisches zu haben, so geläufig ihr augenscheinlich das Deutsche auch war. Bestätigte sich aber diese Muthmaßung, dann ward es erst recht hoffnungslos, schnell ihre Angehörigen aufzufinden. — Wie furchtbar tragisch, wenn dieses wunderschöne junge Wesen hier sterben und begraben werden mußte, ehe die Liebsten und Nächsten von ihrer Gefahr auch nur unterrichtet werden konnten! Aber was war zu thun? Selbst mit den größten Mitteln — und die besaß er nicht und hätte sie auch kaum auf eine Fremde verwenden dürfen — ließ sich hier schwer Etwas erreichen! Die Schwestern hatten vorhin gemeint, daß die Steine, welche an den kleinen Ohren der Kranken blitzten, viele Tausende werth seien. Gesetzt, daß er diese Steine nahm und sogleich durch seinen Assistenten, den er nach München sendete, verkaufen ließ, konnte er dann nicht mit dem Erlös Himmel und Hölle, d. h. die geheime Polizei in Bewegung setzen, um die Spuren der Kranken zu verfolgen? Wäre das nicht werkthätige Menschenliebe? Seine Pflicht war es nicht, aber nun es ihm eingefallen, war es beinahe schon Pflicht, es auszuführen! Das war etwas Romanhaftes; bisher aber hatte er noch nichts Außergewöhnliches erlebt, erst durch diese Kranke ward es in sein Leben hineingetragen! — Außerdem, in vierundzwanzig Stunden, wenn er nicht sofort handelte, konnte es zu spät sein.

Die Antwortdepesche aus Lindau hatte gelautet, daß scheinbar Niemand dort eine Dame erwartet oder vermißt habe. — Er dachte noch einmal daran, ihr die großen Brillanten sachte aus dem Ohrläppchen zu lösen, allein er war nicht dazu im Stande, ihn schauderte, es trieb ihm das Wort Leichenraub in's Gedächtniß. — Doch das war falsche Sentimentalität! Würde sie selbst nicht, wenn bei Bewußtsein, Alles hingegeben haben, um sich Hülfe und Erlösung aus diesem gefängnißähnlichen Hospital zu verschaffen?

Und es mußte schnell Etwas geschehen, denn das Fieber stieg, und in ihrem Gehirn war absolute Nacht. Das Bad war ohne Einfluß auf die Körpertemperatur geblieben, den Eisbeutel stieß sie oft von ihrem Kopfe fort, hatte also keine Linderung davon. Aber geschehen mußte Etwas!

Er saß nun schon eine Viertelstunde da, ohne den Blick von ihr zu wenden, obgleich es ihm wie eine Indiscretion vorkam, sie anzuschauen, und er aus Zartgefühl die Thür zum Nebenzimmer, wo zwei der Schwestern saßen, offen gelassen hatte.

Mit seinen lautlosen kleinen Schritten trat er an das Thermometer — zwölf Grad Réaumur, also die richtige Zimmerwärme; auch die Ventilation war gut. — Wie konnte nur diese Treibhauspflanze von Frau so

Digitized by Google

allein durch die Welt reisen! Welche Lebensumstände mochten sie dazu getrieben haben?

Er ging zu den Schwestern und brachte seinen Vorschlag mit den Brillanten an. Schwester Anna remonstrirte energisch: „Thun Sie das nicht, Herr Doctor, es könnte Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen" — sie sah die ganze Welt nur unter dem Gesichtspunkte der Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten für ihren Doctor an —; „ich rathe Ihnen dringend, Alles, was die Kranke an und bei sich hatte, unversehrt aufzubewahren! Höchstens könnten wir ihr etwas Wäsche kaufen, deren sie morgen bedürfen wird; die Rechnung bleibt uns dann als Beleg . . ."

„Ob sie morgen überhaupt noch Etwas bedarf?" warf er ein.

Schwester Anna hatte eine Regung von Eifersucht.

„Wenn sie auch schön und fremd ist, so wollen wir doch nicht gleich das Außergewöhnliche annehmen . . ."

„Ich komme sofort nach dem Essen wieder," sagte Doctor Braun und brach das Gespräch ab. Doch der Gegenstand desselben hörte nicht auf, ihn zu beschäftigen; in seiner Privatwohnung setzte er ein langes Telegramm an die „Münchener Allgemeine" auf, worin alle Zeitungen dringend ersucht wurden, den räthselhaften Vorfall möglichst zu verbreiten.

„Es ist nicht angenehm, wie ein verlorenes Stück Vieh ausgeschrien zu werden, aber nur durch die größte Oeffentlichkeit kann ich auf Erfolg rechnen. Und die Verantwortung ist mir schrecklich!" dachte er bei sich, als er in die „Goldene Traube" zu seinem Mittagstische ging.

Wie immer, ward er mit Jubel empfangen; zwar gab man ihm einige Spitzen wegen seines Ausbleibens beim Frühschoppen zu hören, allein dem „Pfiffikus" wurde selbst dieses Delict verziehen. — Der Mittagstisch bestand aus zehn Herren, fast zur Hälfte Norddeutschen. Es pflegte höchst fidel herzugehen in dem kleinen Kreise, dessen Mittelpunkt unbestritten Kurt Braun bildete; die Witze waren nicht immer ganz neu, und es war hauptsächlich die Frau Wirthin, die immer wieder herhalten mußte, aber der Schabernack, der mit ihr getrieben wurde, war stets so gutmüthig und harmlos, daß ihr selbst was gefehlt haben würde, wenn Doctor Braun sie einmal nicht hätte rufen lassen, um sich über irgend eine neue vorgeschützte Unbill zu beklagen.

Doctor Braun war erst seit zwei Jahren in Kempten; trotzdem konnte sich jetzt keiner seiner Bekannten mehr vorstellen, daß das Leben dort früher was Rechtes gewesen sei, so beliebt hatte seine unverwüstliche gute Laune ihn gemacht.

Auch heute war er unverändert gesprächig und gut aufgelegt.

Ein Charakterzug von ihm, den freilich nur Wenige kannten, war, daß er höchst discret, ja, mehr als das, versteckt und verschlossen war; die meisten seiner Bekannten hätten im Gegentheil darauf geschworen, daß Kurt Braun sein Herz auf den Lippen trüge, denn seine joviale Art, sein

Digitized by Google

stets bereiter Humor verleiteten zu der Ansicht, daß er Jedermann in sein Vertrauen zog. In Wirklichkeit aber war er ein Meister der Kunst, die eigene Meinung zu verhehlen und jeder fremden ein gewisses Maß Beifall zu zollen, sodaß am Schluß der Debatte über irgend eine Streitfrage Niemand hätte angeben können, welcher Ansicht eigentlich Doctor Braun gewesen sei.

Auch heute merkte keiner seiner Tischgenossen ihm an, was sein Inneres bewegte, und in wie großer Spannung seine ganze Natur sich befand.

Als er gegen drei Uhr wieder in sein Krankenhaus kam, empfing ihn Schwester Anna mit ernster Miene: „Ich glaube, es geht wirklich zu Ende . . . .“

„Um Gotteswillen!“ murmelte er, und ihm ward plötzlich ganz übel. Er fühlte, daß er mit dem Gedanken eines schlimmen Ausganges bisher doch nur gespielt, und daß seine Seele die Hoffnung, die Unbekannte werde der Krankheit widerstehen, hartnäckig festgehalten hatte. Warum eigentlich hatte er den städtischen Behörden noch keine Anzeige gemacht, warum sich darauf verlassen, daß die Bahnverwaltung es gethan? Ach, all dieser Formelkram, was kümmerte ihn der, wenn sie wirklich sterben sollte! . . . .

„Wir müssen sogleich noch ein Bad geben,“ bestimmte er. Diesmal assistirte er dem Bade, weil die Kranke Widerstand leistete, und er die Schwestern unterstützen mußte — die zarte, mädchenhafte Gestalt hatte ungeahnte Kräfte!

Gott sei Dank, eine Stunde später war die Temperatur um einige Decimalstriche tiefer, als vor dem Bade, es schien also genützt zu haben.

* * *

Doctor Braun verließ das Zimmer der Unbekannten nur, um seine Runde durch die Krankensäle zu machen. Sobald er dann von Neuem seinen Platz am Bette der räthselhaften Patientin einnahm, flüsterten die Schwestern einander zu: „Er glaubt auch, daß es heute noch zu Ende geht; sonst würde er nicht schon wieder da sein!“

Ihn hatte ein merkwürdiges Mitleid gefangen genommen; nicht die Schönheit und die Verlassenheit der jungen Frau, sondern etwas ganz Unerklärliches war es, was ihn zu ihr zog. Immer hatte er das Gefühl, als könne er, nur er, ihr helfen, und doch fragte er sich umsonst, wie und wodurch? — Schon vor sechs Uhr schienen sich alle Befürchtungen zu bestätigen, das Fieber stieg wiederum, ihr Antlitz war nicht mehr geröthet, sondern von krankhaftem Gelb entstellt, und in furchtbaren Aengsten richtete sie sich auf, versuchte aus dem Bette zu springen und forderte „den Brief“. Der Arzt lauschte ihren Phantasien: immer wieder tauchte in ihnen der

Digitized by Google

Brief auf. Leise erhob Doctor Braun sich, faltete im Nebenzimmer ein Stück Papier zusammen, und als sie wieder, sich anpackend, als suchte sie ihn an sich, „der Brief!“ rief, da drückte er ihr das Papier in die Hand. Sie ergriff es krampfhaft, zerriß es, warf die Stücke neben dem Bette nieder und sank dann, überwältigt von der Anstrengung, auf das Kissen zurück. Allein nach einer Weile erschien abermals der Brief in ihren unzusammenhängenden Reden — der Brief, das Fenster, die Eisenbahn.

Doctor Braun lauschte. War ihr ein Brief aus dem Coupéfenster entflogen? Hatte sie darum die Scheibe zerbrochen? Und standen in jenem Briefe Aufklärungen über sie? — Augenscheinlich hatte sie selbst schon während der Fahrt empfunden, daß ihr Bewußtsein schwand, und mit der ausbrechenden Krankheit gerungen. Ihm schien es plötzlich eine Gewißheit, daß sie in der Angst, hülflos unterwegs liegen zu bleiben, einen Brief mit ihrem Namen und ihrer Adresse geschrieben, und daß der Zugführer, als er die vermeintliche Absicht der Kranken, sich aus dem Wagen zu stürzen, vereitelte, sie lediglich verhindert hatte, den wegflatternden Brief wieder zu erhaschen.

Jetzt machte der Anbruch der Dunkelheit die Verfolgung dieser Idee, dieser kaum wahrnehmbaren Spur unmöglich, aber am nächsten Morgen wollte Doctor Braun sein Möglichstes thun, um das Räthsel zu lösen! Ihm war ein Plan gekommen, plötzlich wie eine Erleuchtung. Den Brief mußte und wollte er wiederschaffen! Fortwährend sah er jene Scene vor sich: Die kranke arme Frau, die angeblich Irre, im Kampf mit den unwissenden, wenn auch wohlmeinenden Bahnbeamten, welche die Verzweiflung des unterliegenden zarten Weibes für Tobsucht nahmen! . . . .

Von seiner tiefgehenden Erregung war ihm äußerlich aber Nichts anzumerken.

„Schwester Anna,“ sagte er beim Fortgehen aus dem Hospital, „machen Sie mir heute Abend ein Glas Ihres herrlichen Thees — so wie Ihrer schmeckt kein anderer. Ich werde gegen elf Uhr wiederkommen und die Nacht hierbleiben und wachen, damit Sie es nicht thun. Keinen Widerspruch! Uns Beiden ist das arme Wesen nun doch mal an's Herz gewachsen, und wir möchten doch nicht morgen früh mit der Nachricht aufgeweckt werden, daß Alles vorbei? Ich aber bin von uns der Kräftigere!“

„Wollen wir sie versehen lassen?“ fragte ihn die Schwester.

„Ich dächte eigentlich nicht, aber wie Sie meinen . . . .“ antwortete er und ging; die Entscheidung dieser Frage überließ er lieber den Schwestern.

Ehe er sich zum Abendimbiß in die „Traube“ begab, durchflog er in seiner Wohnung noch rasch die Zeitung; es war zwar höchst unwahrscheinlich, daß er darin einen Fingerzeig entdecken würde, aber seine Phantasie war nun einmal wach, und er studirte die Rubrik „Locales“,

Digitized by Google

ja, selbst die „Hofnachrichten" aus München mit der größten Genauigkeit — freilich ohne Etwas zu finden. Mechanisch wanderten dann seine Augen noch über die nächste Spalte: Hochzeitsfeier einer Erzherzogin in Wien mit irgend einem Prinzen aus regierendem Hause. Doctor Braun gehörte nicht zu den Lesern des Gothaischen Kalenders; so interessirten ihn auch nicht die Auseinandersetzungen des Wiener Correspondenten über Genealogie und Verwandtschaftsverhältnisse des fürstlichen Bräutigams, der durch den Tod zweier Neffen — Diphtheritis — plötzlich zum präsumtiven Thronerben geworden und damit in die Nothwendigkeit versetzt war, sich nach einer Gemahlin umzusehen.

In rascherem Tempo weiterlesend, fand Doctor Braun die üblichen biographischen Notizen über das hohe Brautpaar: Prinz Friedrich stand im Beginn der Vierziger, hatte bisher für einen Weiberfeind gegolten und nur seiner Wissenschaft gelebt; mit einem Schlage war er dann von heißer Liebe erfaßt zu der jugendlich liebreizenden Erzherzogin, die gleichfalls eine warme Herzensneigung für den geistreichen Mann empfand, der alle ihre künstlerischen Interessen theilte. — Große Sympathie des Publicums mit diesem Ehebunde — Anekdoten über des Prinzen Gelehrtenleben in Paris — sein nom de plume „Friedfred", sein Rufname im engsten Familienkreise „Fred" u. s. w.

„Also wissenschaftliche Prinzen giebt's auch!" lächelte Doctor Braun vor sich hin. „Hat über Würmer und Fische geschrieben — ein gelehrtes Haus! . . . . Wird aber Alles so wahr sein wie das Meiste, was über hohe Herrschaften gedruckt wird. . . . . Donnerwetter! Wo hab' ich aber diesen dummen Namen Fried-Fred kürzlich gelesen? . . . ."

Er entsann sich dessen nicht; eilig durchmusterte er noch den Bericht über eine polizeilich geschlossene Socialisten-Versammlung sowie „neue Variante der letzten Kanzlerkrise", legte dann in seiner peinlich ordentlichen Weise das Blatt zusammen und stand auf, um zu Bier zu gehen.

„Herrjeh!" entfuhr es ihm auf der Treppe. „Ich bin wohl rein toll? Aber die Kranke sprach ja von Fried-Fred! — Gelesen habe ich es nicht, sie sprach ja von ihm, wahrhaftig! . . . . . Was kann das sein, ein Zufall? Kam sie etwa aus Wien? . . . . . Jetzt heißt es aber Vorsicht! — Doch nein, sie trägt ja einen Ehering, es wird ein zufälliger Gleichklang sein. Ich habe den Kopf voll von ihr und beziehe Alles auf sie! . . ."

* * *

Die Neuigkeit von der im Nachtzuge irrsinnig gewordenen Dame, die im Krankenhaus liegen sollte, hatte in vielfachen Varianten die Stadt durchflogen, und als Doctor Braun zum Abendessen das Gastzimmer der „Goldenen Traube" betrat, faßte ihn sogleich die Wirthin ab und bestürmte ihn mit Fragen. Er aber hatte von keiner Irrsinnigen Etwas gesehen oder gehört.

Digitized by Google

Auch am Stammtische sprach man nur über die Dame, bis „Pfiffikus“ sich dazu setzte und sagte: „Kinder, ich bitte mir ein ander Gespräch aus. Entweder laßt Ihr die Klatscherei, oder ich verzichte auf Eure angenehme Gesellschaft — mir wächst die Sache zum Halse heraus! . . .“

Als er seinen Ueberzieher an das Hirschgeweih gehängt hatte, war ihm Etwas eingefallen: Auf der Innenseite des Rockkragens stand ja Name und Adresse seines Münchener Schneiders — sollte nicht auch an einem der Kleidungsstücke der Dame etwas Aehnliches zu finden sein? . . . Wirklich, er mußte sich einen Vorwand ersinnen, um gleich — ach nein, die Post war doch schon geschlossen, das hatte also Zeit bis elf, und vor der angesagten Stunde wollte er nicht wieder zu der lieblichen Frau . . .

Nie war ihm der Skat — denn dieses norddeutsche Spiel hatte er sofort hier eingebürgert — so öde erschienen; nie waren ihm die Stunden in der „Goldenen Traube“ so langsam verstrichen! Punkt elf Uhr trat er in das Krankenhaus; er war sehr schnell gegangen, denn ihm schnürte die Angst, daß etwas Unvorhergesehenes vorgefallen sein möchte, die Kehle zu. Schwester Anna meldete jedoch, daß Alles unverändert sei; die Kranke merke nicht, wer in ihrem Zimmer aus- und eingehe, spreche oft halblaut abgerissene Sätze ohne Sinn und werfe sich unruhig herum.

„Schwester Anna, wir müssen sehen, ob nicht an Jacke oder Kleid der Dame die Adresse ihres Schneiders ist!“

„Wozu?“

„Das werde ich Ihnen gleich sagen.“

Die Schwester fand in der That auf dem Taillenbande des Kleides eine Wiener Firma angegeben, mit Straße und Nummer.

„Gut,“ rief der Arzt befriedigt aus. „Jetzt trennen Sie hier unten das Futter ab, so“ — er zog selbst sein Taschenmesser — „Nur recht vorsichtig, damit wir Nichts verderben! — Dachte ich's mir doch, es ist ein breiter Einschlag; nun eine Scheere, und wir haben ein schönes, großes Stück Zeug als Muster!“

„Sie sind ein Genie!“ sagte Schwester Anna bewundernd.

„Nicht wahr?“ fuhr er lächelnd fort. „Jetzt nähen Sie es gleich wieder zu — passende Seide finden Sie schon in Ihrem berühmten Zopf — und ich schreibe unterdeß an die Firma — nein, es ist besser, Sie thun es — recht höflich — wir erbitten umgehend Nachricht, ob aus den Geschäftsbüchern nachzuweisen, wer in dieser Saison — denn aus dieser Saison stammt das Kleid doch?“

Anna zuckte die Achseln.

„Also, wer in dieser Saison eine Reisetoilette aus inliegendem Seidenstoffe sich bei der geschätzten Firma habe anfertigen lassen? Fügen Sie hinzu, daß es sich um Leben oder Tod handelt! . . . So, und nun Ihren ganzen Namen, nicht nur Schwester Anna, auch die Baronin Birkenfeld — das zieht in Wien; jetzt den Stempel des Hospitals, und recommandirt

Digitized by Google

— so! . . . Leider geht der Brief erst morgen ab. Nun, wir wollen hoffen, daß er uns die gewünschte Auskunft bringt, und — daß wir den Namen für die Lebende, nicht für das Grabkreuz gebrauchen werden."

Der qualvolle Zustand der schwerkranken jungen Frau dauerte ungelindert an; sie sprach oft leise vor sich hin, versuchte unruhig sich aufzurichten, starrte in halbem Bewußtsein um sich und versank dann auf einige Minuten in Schlaf, um plötzlich aufschreiend und laut stöhnend in die Höhe zu fahren. Zuweilen kam auch der Brief wieder in ihren Phantasien vor und brachte den Arzt auf seinen Plan zurück, die Strecke darnach abzusuchen. „Lange hält diese zarte Constitution das nicht aus," dachte er besorgt; aber immer war ihm, als ob eine innere Stimme ihm sagte, daß sie nicht so bewußtlos sterben könnte und dürfte, daß sie berufen sein würde, ihm noch einen Wendepunkt im Leben zu bedeuten. Und doch, wie oft hatte eine solche innere Stimme ihn nicht schon getäuscht! — Der Mensch hofft eben bis über die Grenzen der Möglichkeit! —

Am nächsten Morgen hatte die Temperatur der Kranken sich etwas gebessert, man hatte ihr auch ein wenig Nahrung einflößen können, allein das Bewußtsein hatte sich noch nicht wieder eingestellt. Dr. Braun neigte sich mehr als je der Ansicht zu, daß eine Gehirnaffection vorliege. Aber noch lebte sie, und noch hoffte er! —

Nachmittags machte er sich an die Ausführung seines Planes, in den er Niemanden eingeweiht hatte; nur beiläufig erkundigte er sich auf dem Bahnhofe, als er eine Fahrkarte 1. Klasse nach Betzigau löste, ob dieselben Waggons, die in der vorgestrigen Nacht die Strecke gemacht, heute wieder zurückkehrten; genauen Bescheid erhielt er nicht, nur, daß es wahrscheinlich sei, da die Wagen bisher noch nicht zurückgelaufen seien.

Der herbstlich leere Personenzug führte blos ein einziges Coupé 1. Klasse; Schaffner und Zugführer waren, wie Doctor Braun durch Befragen constatirte, leider nicht dieselben, welche die vermeintliche Irre eingeliefert hatten. Trotzdem war er nicht entmuthigt, denn er sah gleich beim Einsteigen, daß die Gardine des Coupéfensters an verschiedenen Stellen ein-, und die Franzen abgerissen waren; das bestärkte in ihm die Annahme, daß er sich wirklich in dem gesuchten Coupé befinde. Sofort nach der Abfahrt begann er seine Nachforschungen; er rechnete dabei auf die nachlässige Weise, in der meist die Waggons gereinigt werden, und holte ein Kissen nach dem anderen heraus, grub seine Hand tief in die Polsterungseinschnitte: Nichts! — dann legte er sich auf den Boden: auch Nichts! — Doch — dort, hinter den Heizungsröhren, wahrhaftig, ein zusammengeknittertes Papier! . . . Ihm war zu Muthe, als sei es unmöglich, daß er solches Glück hätte! Aber warum nicht, war es doch nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche stimmte!

Mit einiger Mühe holte er das Papier aus dem Winkel hervor, wohin es beim Reinigen achtlos mit dem Besen geschoben sein mochte. Er

Digitized by Google

setzte sich hin, ehe er es glättete. Es war ein Couvert ohne Adresse, aus leichtem englischen Papier; geschlossen war es nie gewesen, hatte also wohl ursprünglich in einer zweiten Umhüllung gesteckt. Langsam zog Kurt Braun aus dem Couvert einen kleinen Briefbogen, der gleich jenem eine Krone trug und mit einer zierlichen, deutlichen Handschrift beschrieben war, ohne Datum und Unterschrift; er lautete:

„Es ist wohl ein zu großes, zu unmenschliches Opfer, was ich Dir zumuthe? Du selbst wirst entscheiden, und was Du auch thust, es soll mir recht sein! Tag und Nacht verfolgt mich die quälende Sehnsucht, Dir noch einmal in's Auge zu schauen, Deine weiche kleine Hand noch einmal zu fassen. Umsonst sage ich mir, daß es ein Irrthum ist, Dir die Mühsal einer so langen und beschwerlichen Fahrt aufzuerlegen, da wir weder zusammen sterben noch leben dürfen. Die Sehnsucht wächst und concentrirt sich auf dies Eine, das letzte Mal!

„Wenn Du allein, unter fremdem Namen — nenne Dich Thun nach dem See, der uns einmal geschaukelt hat — am nächsten Donnerstag zu Wien im Grand Hôtel abstiegest, so könnte ich Dich zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags aufsuchen. Die Nummer Deines Zimmers müßtest Du mir in einem Couvert durch die Post gleich nach Deiner Ankunft zusenden, damit ich im Hôtel nicht zu fragen brauchte. Dort kennt mich Niemand, und auch Du wirst verschwinden in dem großen belebten Hôtel. Ich zähle die Stunden bis zu jenem Wiedersehen — was nachher folgt, ist schwarze Nacht. Freilich keine so schwarze, daß mir nicht die Erinnerung an die Frau, die mich zur Erkenntniß des Lebens und meiner Pflichten gebracht hat, sternenhell darin leuchten wird! Eins bleibt mir immer: unauslöschliche Dankbarkeit gegen Dich!"

Kurt Braun las es zweimal, und ihm ward eiskalt. Die Ahnung einer anderen Gefühlswelt als jener, in welcher er bisher gelebt hatte, brachte ihm eine unheimliche Empfindung und lähmte ihm die Ueberlegung. Erst als der Zug hielt, und er ausstieg, um mit dem nächsten Zuge nach Kempten zurückzufahren, wurde ihm klar, wie wenig er erreicht hatte von dem, was er erhofft. Er legte sich die befremdenden Thatsachen zurecht: Diese Frau war heimlich eine weite Strecke gereist, um einen Mann zu sehen, mit dem sie „weder leben noch sterben" durfte, also augenscheinlich nicht ihren legitimen Gatten! Sie hatte sich vorgesehen, daß sie nicht erkannt würde; Nichts deutete auf ihren Stand und Namen hin; sie hatte wahrscheinlich auch keine directe Route, sondern der Sicherheit wegen einen Umweg gewählt. Zweifellos hatte sie furchtbare geistige und seelische Erregungen durchgemacht und eine Krankheit mit sich geschleppt, an der sie zusammengebrochen war. — Auf der Hin- oder Rückreise? Das war leicht zu entscheiden — Rückreise! — — . . .

Was aber sollte, was konnte er nun für sie thun? Ihr selbst wäre wohl am besten, sie stürbe! Einen Augenblick war ihm sogar, als müsse er

Digitized by Google

wünschen, daß sie stürbe. Doch nein, nur im Roman löst sich der Conflict durch Tod zur rechten Zeit. Die Wirklichkeit aber zwingt den Menschen, mühselig selbst seine Verwicklungen zu lösen, und läßt ihn erst dann sterben, wenn ihm Alles gerade daran liegt, weiter zu leben!

Was konnte er für sie thun? . . . Er ging eine Weile auf dem Perron auf und ab. Er sagte sich, daß er wie ein Detectiv sich in die Geheimnisse einer Fremden eingeschlichen hatte, und war es auch aus reinster Menschenfreundlichkeit geschehen, so besserte das die Lage nicht. Diesen Brief, den er jetzt in der Brusttasche' trug, durfte er nicht gelesen haben, der durfte nicht mehr existiren; aber ein Recht, ihn zu vernichten, traute er sich auch nicht zu. Wer weiß, vielleicht konnte der Brief ihr noch einmal zur Rechtfertigung dienen? — Er selbst mußte ihr gegenüber stets thun, als könnte er ihn nicht, und durfte ihn ihr auch nur im Falle der Gefahr wiedergeben! Ach Gott, das Alles war so unheilvoll verknotet und verschlungen, daß der Himmel am Ende ein Einsehen haben und sie abrufen würde! Sie stürbe gewiß auch gern, nach dem furchtbaren Schmerz der Trennung von dem Manne, den sie über Alles geliebt — oder war es vielleicht doch kein Mann? Konnte es nicht auch eine Frau sein, eine überschwänglich geliebte Freundin? . . . .

Kurt Braun zog den Brief noch einmal hervor — Nein, wohl war es nicht mit dürren Worten gesagt, aber es war ein Mann, es mußte einer sein!

Ihm wurde die Stunde des Wartens nicht lang, bis der nächste Zug nach Kempten in Betzigau einlief; der Kopf wirbelte ihm vor angstvollem, fruchtlosem Ueberlegen.

Mit seltsam veränderten Gefühlen trat er wieder an das Lager der Kranken. Er mußte sie immer wieder daraufhin ansehen, ob sie wohl sei, was die Tugendhaften eine Sünderin nennen. Nicht, daß es für ihn, den Arzt, in ihrem jetzigen Zustande den geringsten Unterschied gemacht hätte, aber ihm schien die Frage doch aufzuwerfen zu sein, ob die Seelenverfassung des Menschen bei über 39° Körpertemperatur sich noch entscheiden lasse? Eigentlich war doch Alles, was er an seiner Patientin beobachtete, nur seine eigene Phantasie; sie lag da wie jedes schwerkranke Wesen aus Fleisch und Blut, nur anspruchsloser als die meisten Kranken; doch das konnte auch an der Art ihrer Krankheit liegen. — Daß der Mann, von dem der dünne Briefbogen mit der Krone darauf stammte, jener Prinz Fred sein mußte, über dessen Vermählung die „Münchener Allgemeine" berichtet hatte, schien dem Arzte klar zu sein. Aber hier, wo es sich um Leben oder Tod und um die verwickeltsten menschlichen Seelenbeziehungen, um einen wirklichen Schmerz handelte, hier hatten Stand und hohe Stellung aufgehört, für ihn Bedeutung zu haben, obgleich sie es wahrscheinlich gewesen waren, die zwei liebende Menschen getrennt hatten. — Nur eine Idee verscheuchte Kurt Braun mit Unbehagen: daß diese vornehme schöne Frau eine Tänzerin oder

Digitized by Google

Schauspielerin sei. Eine solche Vorstellung wollte er nicht aufkommen lassen, nein, eher alles Andere! Und doch, holen Prinzen sich ihre Idole nicht meist aus jenen Kreisen? Sollte der Ehering der Kranken etwa ein falscher Schmuck sein, wie vielleicht auch die von den Schwestern so angestaunten Brillanten in ihrem Ohre? . . . .

* * *

Drei bange Tage vergingen. Kurt Braun hatte seinen Briefstand in das Geheimfach seines Secretärs verschlossen und all sein Denken, all sein Sorgen der Krankheit des unbekannten jungen Weibes gewidmet, die ihren typischen Verlauf nahm. Es war immer noch nicht zu sagen, ob ihre Constitution unterliegen oder widerstehen würde; die Stadt hatte sich über die Sache längst ausgesprochen, sie war ihr zu langwierig.

Von den Schwestern treulich unterstützt, leistete Doctor Braun Unglaubliches, um der Wuth der Infection entgegen zu treten, und außerhalb des Extrazimmers ahnte man Nichts von seiner Hingabe und Aufopferung. Seine kräftige Natur ließ keine Veränderung merken; seine frischen rothen Wangen, die ihm ein so appetitliches Aussehen gaben, behielten trotz der Nachtwachen ihre Farbe und Rundung.

Endlich kam die Antwort des Wiener Geschäftshauses; sie wurde dem Arzte während seiner Visite im Krankenhause eingehändigt. Er warf einen kurzen Blick auf die Firma, die dem Couvert aufgedruckt war, und steckte den Brief in die Tasche. Erst nachdem er alle Kranken absolvirt hatte, ging er in sein Zimmer, um ihn zu öffnen. Er that es ohne Hast, wie ohne Hoffnungen.

Die Firma theilte ihm mit, daß sie aus dem beigelegten Stoffe vor vier Wochen eine Reisetoilette für ihre langjährige Kundin, die Gemahlin des dänischen Legationsrathes Baron Kjersund, in Paris angefertigt und ihr nach Thun, Villa Teresa, übersandt habe.

Also endlich! . . . Ihm ward eigenthümlich zu Muthe: Da war nun die Auskunft; er wußte nun, wohin er sich wenden sollte, aber er hatte sich in diesen Tagen auch überlegt, daß er die Frau, wenn sie verheirathet war, hoffnungslos compromittiren würde, falls er ihrem Manne ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort und damit ihre Reise nach Wien verriethe. — Ja, wenn sie bei Besinnung wäre, dann hätte er mit ihr eine Fabel ersinnen können, und wenn sie gestorben wäre, würde die schwarze Nacht Alles begraben haben, selbst in den Augen ihres Gatten. Aber vielleicht sollte sie weiterleben; sie hatte Kinder — weltliche Rücksichten mußten also eine Rolle in seinen Entschließungen spielen, und er wollte nur hoffen, daß seine ersten übereilten Zeitungsaufrufe nicht schon Alles verdorben hatten!

Kein einziges Mal fragte er sich, welch' ungewöhnliches Interesse ihn so scharfsinnig gemacht habe; auch nicht, woher er eine so starke Antipathie

Digitized by Google

gegen den unbekannten Kjersund hegte. Zunächst ward er von der Aufgabe in Anspruch genommen, zu constatiren, ob nicht etwa die Baronin Kjersund munter und gesund in der Villa Teresa am Thunersee lebte. Leicht war diese Aufgabe nicht für ihn. Er mußte es derweil vermeiden, den Namen Kjersund hier bekannt zu machen, deshalb durfte er nicht telegraphiren. Nein, er wußte nur den einen Ausweg: selbst nach Thun zu fahren und Umfrage zu halten! . . . Er fand rasch einen Vorwand, um sich einen Tag Urlaub zu nehmen: Ein kranker Freund war auf der Durchreise in Zürich und wollte ihn consultiren. — Aus dem Cursbuch erfuhr er, daß er die Hin- und Rückfahrt in einem Tage und zwei Nächten würde machen können.

Nachdem er sich Alles zurechtgelegt, beschloß er, auch Schwester Anna Nichts zu sagen; er hatte es stets für das Weiseste befunden, Anderen so wenig wie möglich mitzutheilen, das ersparte so viele Unannehmlichkeiten. Zudem war ihm wohl bewußt, daß Schwester Anna ihn eifersüchtig überwachte und es für ihr specielles Recht hielt, in seinem Vertrauen zu sein; hoffentlich hatte sie nicht schon erfahren, daß er einen Brief aus Wien bekommen hatte?

Am Abend war alles Nöthige vorbereitet, und er fuhr mit dem Nachtzuge nach Lindau; von da über den See nach Zürich und weiter nach Thun, wo er am nächsten Nachmittage ankam. Es war düsteres Nebel- und Regenwetter; man konnte sich in's Flachland versetzt wähnen, so dicht verschleiert waren die Berge. Kurt Braun fragte auf dem Bahnhofe nach der Villa Teresa und ward nach einem kleinen eleganten Gebäude dicht am See gewiesen. Auf sein Klingeln trat ein Gärtnerbursche heraus, der lange Zeit brauchte, ehe er die Frage des Fremden, ob Baronin Kjersund hier wohne, dahin beantwortete, daß die Herrschaften wohl so geheißen haben möchten; sie wären aber schon längst fort.

Kurt Braun forschte weiter, ob auch ein Herr, und ob Kinder dagewesen seien; der Bursche konnte jedoch nichts Anderes berichten, als daß die Villa schon seit ein paar Wochen leer stehe. — Enttäuscht wandte der Arzt sich in das nächste Hôtel. Auch hier, wie auf der Post, brachte er Nichts von Bedeutung in Erfahrung, nur, daß in der That jene Villa während des Sommers von einem Baron Kjersund und seiner Familie bewohnt gewesen sei. Einzelheiten wußte Niemand anzugeben.

Doctor Braun mußte sich sagen, daß seine Thuner Reise ein Mißerfolg war. Wer bürgte ihm dafür, daß seine Kranke und diese Baronin Kjersund von der Villa Teresa, an welche die Wiener Firma eine Toilette geschickt hatte, eine und dieselbe Person waren? Gewiß gab es viele Damen, die in dieser Saison aus einem von der Mode gerade begünstigten Stoffe sich Reisekleider hatten anfertigen lassen! — Der einzige Anhaltspunkt, den er behielt, war, daß jener Brief vom Thunersee sprach, und abzuweisen war die Möglichkeit nicht, daß seine Kranke, ehe sie die Reise nach Wien antrat, die Villa Teresa bereits seit geraumer Zeit verlassen hatte.

Digitized by Google

Mißmuthig kehrte Kurt Braun nach dem Bahnhof zurück; er mußte sich beeilen, wenn er den Abendzug noch erreichen und am nächsten Vormittag rechtzeitig in Kempten eintreffen wollte. Während der langen, einsamen Fahrt floh ihn der Schlaf. Er war unzufrieden mit sich selbst und schalt sich einen Narren. — Was in aller Welt hatte er sich für fremde Leute den Kopf zu zerbrechen und Zeit und Geld wegzuwerfen! — Sollte seine Patientin wirklich mit dem Leben davon kommen, so würde sie ihm schon das Nöthigste selbst sagen; sollte sie aber sterben, — nun, so würde es sie auch nicht retten, wenn er ihren Mann und ihre Familie ihr zur Stelle schaffte! —

* * *

Gleich nach seiner Ankunft in Kempten galt sein erster Gang der Kranken. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß die Krankheit auf ihrem Höhepunkt angelangt sei, und daß sie, die einst so liebliche junge Frau, jetzt traurig entstellt durch die Wuth des Leidens, wahrscheinlich im Laufe dieser Woche sterben würde.

In der bebenden Angst, die diese drohende Aussicht in ihm erweckte, las er jenen Brief noch einmal und schrieb dann in aller Hast an die Direction des Grand Hôtels in Wien. Sein Vorsatz von der vergangenen Nacht, Nichts mehr zur Lösung des Räthsels zu thun und den Dingen ihren Lauf zu lassen, war vollständig vergessen; er wunderte sich nur, daß er nicht schon von Anfang an diese Spur verfolgt hatte. Auch an die Wiener Polizei faßte er ein Schreiben ab, doch das schwere Bedenken, in welche Lage er dadurch die junge Frau möglicher Weise bringen würde, hielt ihn davon zurück, dieses Schreiben abzusenden. Wenn sie nun weiterleben sollte? Ganz ausgeschlossen war das ja nicht! — Falls der Mann, der sie am Nachmittage des 23. Septembers im Hôtel aufgesucht hatte, wirklich jener Prinz Fred gewesen war, dann besaß die geheime Polizei natürlich Kenntniß davon und hatte sicher auch der Dame nachgeforscht. Die Polizei war also nur in diesem Falle im Stande, ihm Auskunft zu geben, aber zugleich compromittirte er dann die Frau hoffnungslos in den Augen ihres Mannes! O, daß er doch nur einige Tage in die Zukunft blicken könnte, um zu wissen, ob sie dem Tode geweiht sei! . . . Er mußte doch wohl abwarten, bis er Antwort aus dem Hôtel erhielte. . . . Aber bis dahin, wie viele bange Stunden! Ja, würde denn das Hôtel ihm überhaupt antworten? Sicher war das keineswegs, und deshalb mußte er doch seinen Brief an die Polizei absenden! . . .

Nach langer, harter Ueberlegung führte er diesen Entschluß aus.

Eine Viertelstunde später ward er eilig in's Hospital gerufen; ein Zettel von der Hand der Schwester Anna enthielt die Worte: „Um Gottes Willen, kommen Sie sogleich!“ —

Digitized by Google

Was sollte er dort? Wenn der Tod schon eintrat, konnte auch er nicht helfen! . . . Seltsam genug war es, daß bei dieser Kranken sogar die sonst so gesetzte, überlegte Schwester Anna ihr Gleichmaß verlor. Gab es wirklich Menschen, um die herum Jeder aus seiner eigenen Natur heraus in das Außergewöhnliche getrieben wurde?

Kurt selbst war sich sehr wohl bewußt, daß auch er aus seinem Gleichmaß gekommen war, doch das konnte auch physische Gründe haben, er hatte ja seit mehr als acht Tagen keine Nacht ruhig geschlafen. Und dann die ganze erdrückende Last dieser Verantwortung! —

Er war am Krankenhause angelangt und eilte mit seinen kleinen hämmernden Schritten die Treppe hinauf und in's Extrazimmer. — Vor dem Bette der Kranken, sein Haupt auf ihrer Decke, lag ein hochgewachsener Mann . . .

Kurt Braun blieb wie angewurzelt an der Thür stehen. Schwester Anna flüsterte ihm zu: „Er ist fassungslos, wir haben ihn eben erst aus der Ohnmacht erweckt — ich dachte, er gäbe den Geist auf! . . ."

Jetzt sprang der Fremde auf, ging dem Arzt entgegen, ergriff dessen beide Hände und stammelte einige Worte, während die Thränen ihm über's Gesicht rannen. Kurt Braun warf rasch einen Blick auf die Kranke — hatte sie schon zu athmen aufgehört? Nein, es war Alles beim Alten, aber wer war dieser Mann? Ihr Gatte konnte es doch nicht sein — war es der Prinz? . . .

„Ist keine Hoffnung?" stieß der Fremde mühselig hervor. Kurt trat an's Bett, zuckte die Achseln und sagte leise, als er dem angstvollen Blick des ihn um Haupteslänge überragenden starken Mannes begegnete: „Hoffnung ist immer, so lange noch Athem ist, und sie ist jung . . ."

„Siebenundzwanzig Jahre," flüsterte der Andere. „Leidet sie?"

Kurt zuckte wieder die Achseln. Was für eine Frage, man sah ja, wie sie litt! — „Sie ist bewußtlos," antwortete er ausweichend.

Der Fremde kniete von Neuem vor dem Bette nieder und nahm die Hand der Kranken sachte zwischen seine beiden Hände; er sah aus, als habe er vergessen, daß noch Andere im Zimmer waren. Sich über sie neigend, redete er leise in sie hinein und stöhnte schmerzlich auf, als seine Worte sie gar nicht zu berühren schienen.

Ihr Gatte konnte es nicht sein, entschied Kurt Braun; der würde doch befremdet sein, wie sie hergekommen, und sich erkundigen, seit wann sie im Krankenhause läge, und wie man sie aufgefunden hätte; nur der Liebhaber, der da wußte, wie Alles zusammenhing, konnte die Lage so selbstverständlich hinnehmen! — Aber welch' ein schöner Mann! Seine athletische Gestalt, die Kräuselung seines braunen Haupthaares erinnerten an antike Statuen, ebenso wie der Schnitt der fast zu großen Augen. Die gerade Nase war so edel wie die Linie, die vom Ohr zum Kinn herablief und durch den gepflegten Vollbart hindurch erkennbar war. Kurt blieb einen

Augenblick in die Bewunderung dieser Mannesschönheit versunken. Jede Bewegung des Körpers, jeder Ausdruck der Mienen dieses Menschen athmete schlichte Natürlichkeit.

Schwester Anna hatte dem Arzte Zeichen gemacht; da er sie nicht beachtete, zupfte sie ihn am Aermel und winkte ihm, in's Nebenzimmer zu treten. Hier erzählte sie ihm, daß der Fremde durch die Zeitungsnachricht hergeführt war, d. h. daß beim Lesen jener Notiz ihn eine unbezwingliche Angst befallen hatte, zumal da er auf eine Depesche an seine Frau nach Zürich seit mehreren Tagen ohne Antwort geblieben war; als er dann auf seine Anfrage von der Kammerfrau — oder Bonne — benachrichtigt wurde, daß ihre Herrin von einem Ausfluge nach Bern nicht zurückgekehrt war, eilte er sofort aus Kopenhagen herbei. — Er vermuthete, daß seine Frau in Folge geistiger Störung eine falsche Richtung von Zürich aus eingeschlagen hätte.

Kurt Braun stutzte. Sollte es wirklich ihr Gatte sein? Oder gab sich der Andere hier für den Gatten aus, um die geliebte Kranke sehen zu können?

Ehe der Arzt sich dafür entschieden hatte, was das Wahrscheinlichere wäre, trat der Fremde ein. Jetzt, wo die kranke Frau nicht mehr in seiner Nähe war, schien er seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Er begann:

„Ich habe Ihnen für so Vieles zu danken, daß ich es nicht in Worte fassen kann . . ."

Kurt Braun lehnte den Dank ab. Er habe nur seine Schuldigkeit gethan, wie bei jedem Kranken. Ungefragt setzte er dann die Lage auseinander: Der Verlauf der Krankheit sei sehr unregelmäßig gewesen; in den ersten Tagen habe er überhaupt kaum Hoffnung gehabt; da aber die Patientin bisher am Leben geblieben, sei es nicht ausgeschlossen, daß ihre Kräfte auch noch diese Woche überdauern könnten — Falls das geschähe, wäre alle Aussicht auf Herstellung . . .

„Das heißt also, eigentlich" — Der Fremde konnte den Satz nicht vollenden. Er faßte sich aber gewaltsam und fragte dann nach äußeren Details: Ob er seiner Frau ein anderes Bett und eine bequemere Installation verschaffen dürfe; ob es sonst irgend eine Erleichterung gebe? Es stünden unbegrenzte Mittel zur Verfügung, und ob . . .

Kurt Braun fühlte, was kommen würde, und schlug selbst vor, aus München ärztliche Autoritäten für Infections- und innere Krankheiten zu berufen.

Ueber Alles, was er von der Vorgeschichte der Krankheit, von der Einlieferung der Patientin in das Hospital wußte, verlor der discrete Arzt kein Wort, und der Gatte — denn der schien es wirklich zu sein — fragte auch nicht einmal indirect danach.

Schwester Anna sprach gegen Doctor Braun ihre Freude aus, daß nun die Verantwortung von ihnen Beiden genommen sei, und er endlich

Digitized by Google

wieder ruhig werde schlafen können. Kurt Braun theilte diese freudige Empfindung nicht. Bisher hatte auch er gemeint, daß eine Last ihm vom Herzen fallen würde, sobald das Geheimniß, das über seiner Kranken lag, sich aufgeklärt hätte. Das war ein Irrthum gewesen. Gerade jetzt, wo sie in das Normale des gewöhnlichen Lebens zurückgeglitten war, beschäftigte sie ihn mehr als je: Diese Frau war im Stande gewesen, einen solchen Mann, einen Gatten, der mit größter Liebe an ihr hing, zu hintergehen! Fast hätte Kurt Braun Haß und Verachtung für sie verspürt, aber sie schwebte in schwerster Todesgefahr! . . . Wie war es nur möglich! Er kannte zwar nicht die geistigen und seelischen Fähigkeiten dieses schönen Mannes, doch standen unverkennbar Güte und Edelmuth ihm auf dem Gesicht geschrieben. — Und was wußte Kurt Braun schließlich von ihr, die unter der schaurigen Krankheit vor seinen Augen hingewelkt war? Doch nur, was er in sie hineingeträumt hatte! Er dachte über diese eigenthümliche Traumfähigkeit des Menschen nach. War sie ihm zum Heile oder zur Pein mitgegeben? — Als er an jenem Morgen diese bleiche Menschenblume zuerst gesehen, war ihm gewesen, als hätte er sie längst erwartet und gekannt; sie war die lebende Heldin all' der Romane, die er in der Jugend gelesen — jetzt hatte er schon lange keinen zur Hand genommen. Kein einziges Wort hatte sie zu ihm gesprochen, und doch war ihm, als hätte sie ihm sich ganz enthüllt . . .

Vielleicht war sie aber nichts als eine frivole Weltdame? Nein, einen Brief wie jenen, den er im Waggon gefunden, schreibt Niemand einer Frau, die nicht jeder Verehrung werth! Sie mußte die Romanfrau sein, der nur das Außergewöhnliche im Dasein geschieht! Sie würde auch nicht sterben — der Krankheit, welche jeden Anderen getödtet hätte, würde sie widerstehen!

* * *

Nach einigen Tagen liefen die Antworten auf Kurts letzte Erkundigungen ein: sie hatten zwar jetzt, wo er wußte, daß seine Kranke wirklich die Baronin Kjersund war, keine wirkliche Bedeutung mehr, flößten ihm aber dennoch ein eigenthümliches Interesse ein.

Die Direction des Grand Hôtel schrieb, daß eine Frau v. Thun am 23. September Morgens ein von Zürich aus telegraphisch bestelltes Apartement (Salon und Schlafzimmer in der ersten Etage) bezogen habe, aber schon am Abend wieder abgereist sei; nach Aussage des Zimmermädchens habe die Dame im Laufe des Nachmittags einen Besuch empfangen, anscheinend einen Herrn, denn ein solcher, der aber nicht im Hôtel gewohnt habe, sei vom Portier beim Kommen und Gehen bemerkt worden. Gegen Abend habe die Dame dem Zimmermädchen geklingelt, damit dieses ihr beim Packen der Reisetasche behülflich sei, und demselben ein Goldstück dafür geschenkt. Aus diesem Grunde habe das Mädchen sich

Digitized by Google

der Sache so gut erinnert, daß sie noch anzugeben wisse, die Dame habe verweint ausgesehen und über starke Kopfschmerzen geklagt. Das Diner, welches sie sich auf ihrem Zimmer habe serviren lassen, sei unberührt wieder abgetragen worden. Von ihrer Ankunft bis zu ihrer Abreise habe die Dame das Hôtel nicht verlassen.

Die Hôtelleitung hatte also die Fragen des Arztes genau beantwortet; die Polizei dagegen verweigerte jede Auskunft, d. h. sie leugnete, daß sie von der Anwesenheit einer Frau v. Thun in Wien Kenntniß gehabt habe. Es war höflich, daß sie überhaupt geantwortet hatte; Kurt Braun brauchte ihre Auskunft auch nicht mehr, seine Rolle als Detectiv war überhaupt ausgespielt.

Er schloß die Briefe aus Wien zu jenem im Waggon gefundenen und nahm sich vor, sich hinfort so wenig als möglich mit der Sache zu befassen; am liebsten hätte er, um auf andere Gedanken zu kommen, einen kurzen Urlaub genommen, aber das hätte den Anschein erweckt, als fühle er sich beleidigt, daß man zwei sogenannte Autoritäten berufen hatte; beleidigt aber war er nicht und hatte auch keinen Grund dazu, da die Herren erklärten, daß die Behandlung nicht besser hätte sein können und die Kranke sich in den besten Händen befände. Er wollte also abwarten, bis die Krisis überstanden, und er die Sicherheit ihrer Rettung hätte; alsdann gedachte er sich einen Besuch im Elternhause zu gönnen.

Baron Kjersund hatte bereits mit den fremden Aerzten darüber verhandelt, wann es möglich sein werde, die Kranke zu transportiren; er hatte den Plan, sie bis zu ihrer völligen Genesung in Nizza, in der Villa eines Freundes, unterzubringen. — Kurt Braun sagte sich, daß er dann die räthselhafte Frau nie wiedersehen, und daß sie nie erfahren würde, wie tief er in das Geheimniß ihres Herzens eingedrungen war! —

Der letzte Tag der dritten Krankheitswoche war angebrochen; seit seiner Ankunft hatte der Gatte jede Nacht bei seiner Frau gewacht und nur am Tage, während die Kammerfrau, die er hatte kommen lassen, sich mit den Schwestern in die Pflege theilte, sich ein paar Stunden der Ruhe überlassen. Er mußte eine Natur von seltener Widerstandskraft besitzen; es war, als ob die furchtbare Spannung ihn aufrecht erhielte. Ohne ein Wort zu sagen, ja, ohne auch nur eine einzige Frage zu thun, befolgte er die ärztlichen Vorschriften auf das Pünktlichste; er trug die kleine, zarte Gestalt in's Bad und legte sie im Bette um, immer in der Hoffnung, sie würde ihn endlich erkennen, ein Wort für ihn haben. Nur einmal hatte er den Doctor beschworen, daß er die Kranke, falls es hoffnungslos sei, nicht unnöthig quälen, sondern ihr das Sterben erleichtern möge. Kurt Braun hatte aber erwidert, kein Fall dürfe dem Arzt durchaus hoffnungslos sein.

Die kranke Frau sprach nicht mehr irre — sie sprach überhaupt nicht mehr; am vorigen Abend hatte Kurt Braun constatiren können, daß das

Digitized by Google

Fieber etwas gesunken war. Als er dann am Morgen mit den besten Hoffnungen zu seiner Frühvisite kam, blieb er einen Augenblick erstarrt stehen . . . Warum hatte man ihn nicht gerufen? . . .

Neben dem Bette kniete der Gatte; das Fenster war weit geöffnet — die kleine zarte Frau war verschieden!

Kurt Braun war's, als drehe sich das Zimmer, als träume er. — Es konnte nicht wahr sein, durfte nicht wahr sein! — Er vermochte es nicht zu fassen. Sich gegen die Wand lehnend, suchte er seine Selbstbeherrschung — Umsonst, er begriff sich selbst nicht, begriff die Lage nicht. Wie war es möglich? Das Unwiederbringliche war also doch eingetreten! Wie hatte er sich selbst so täuschen, so belügen können! O, seine innere Stimme, sie hatte ihn abermals betrogen! . . .

Aber war es denn sicher? War dies Leben wirklich verlöscht? — Wie gejagt eilte er plötzlich an das Bett, befühlte die Hand, suchte den kleinen rosigen Fuß unter der leichten Decke. . .

Kjersund blickte auf. Er war so bleich wie die Todte.

„Schon vor einer halben Stunde," sagte er tonlos; „es war also Alles umsonst, aber Sie sind wie ein Bruder gegen uns gewesen, gegen meine kleine Ellen und mich . . . Ich kann sie nicht überleben," setzte er hinzu, „es ist über Menschenkraft. Sie wissen nicht, wie sie war, Keiner wußte es außer mir! — Das Leben ist ein Irrsinn, wenn es solche Wesen vernichtet! — Vor acht Tagen glaubte ich noch an eine Art von Weltordnung, aber nein, nein, es ist Alles blöder Zufall! . . . Ellen, wie konntest Du mich allein lassen? . . . O, meine kleine Ellen, die so gern lebte, und deren Leben eben erst begonnen hatte! . . ."

„Denken Sie an Ihr Kind!" warf Kurt mit heiserer Stimme ein. Er hatte nie gefragt, ob es ein Knabe oder ein Mädchen, er hatte überhaupt nicht mehr an das Kind gedacht, aber er suchte nach einem Strohhalm, um ihn dem Manne zuzuwerfen.

„O, das ist ein neues Leben . . . Sie wird vielleicht einmal einem Andern sein, was Ellen mir gewesen — Ich kann nicht — Wenn es Ansteckung giebt, so habe ich auch den Typhus; ich habe Alles gethan, was man thun kann, um sich anzustecken.' — Ich kann nicht ohne sie leben! — Wissen Sie denn nicht, was es heißt, Etwas nicht können?"

Kurt schwieg. Was sollte er dem überreizten Manne entgegenhalten?

„Kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein? Haben Sie Verwandte, denen ich Anzeige machen soll?"

Kjersund griff sich an den Kopf. „Mein armer Schwiegervater, wie wird er seine Sonntagsbriefe vermißt haben! . . . Der arme Mann — Ellen war die Jüngste — sieben Brüder und dann sie; wie im Märchen, hieß es immer — ja, wie im Märchen, die Mutter starb bei ihrer Geburt — — Nun ist sie selbst auch todt — so ist's im wirklichen Leben!"

„Wie ist die Adresse Ihres Schwiegervaters?"

Digitized by Google

„Ach, es hat ja keine Eile, es kommt immer noch zu früh. Ich möchte sie einbalsamiren lassen ... Nein, dazu müßten fremde Hände sie berühren? Nein, nein, die kleine Blume soll Niemand anfassen als Sie und ich ... Nicht wahr, Sie helfen mir?"

Kurt nickte. Wie waren die Menschen doch alle einander gleich, in Schmerz und Noth: Fremder Nation und fremder Kaste gehörte Jener an, und doch fühlte Kurt für ihn, wie für einen Bruder.

„Wollen Sie sie hier bestatten?"

„O nein, ich nehme sie mit — der Vater wird sie noch sehen wollen."

Kurt dachte plötzlich an den Anderen ... Wie war es doch Alles seltsam, und wie unbegreiflich die Doppelnatur der todten Frau!

„Haben Sie nicht Freunde, die in Angst und Sorge auf Nachricht warten?" fragte er den verzweifelten Mann.

„Ich habe nur einen nahen Freund," antwortete er zögernd, „und der ist in den Flitterwochen und ahnt von unserem Unglück Nichts."

Wieder warf er sich, in neu angefachter Verzweiflung, über das Bett und strich der ihrer Daseinsform langsam Entrückenden über das weiche, dunkle Haar.

Kurt wandte sich ab; er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und ging fort.

* * *

Kaum hatte er in seinem Zimmer sich in einen Stuhl geworfen, als es klopfte, und die Kammerfrau der Verstorbenen eintrat. Sie war eine schlicht gekleidete, stille Person, groß und starknochig, die wohl hoch in den Vierzigern stehen mochte; sie sah mehr wie eine ehrbare Bürgersfrau als wie die Kammerzofe einer eleganten und vornehmen Dame aus. Nach einer Entschuldigung, daß sie den Herrn Doctor störe, sagte sie, daß sie ihm Etwas übergeben möchte. Sie habe aus Zürich Etwas mitgebracht, was sie der Frau Baronin hätte zurückstellen sollen; zu behalten wage sie es nicht, und auch dem Herrn oder dem alten Grafen könne sie es nicht abliefern; vernichten aber dürfe sie es nicht, so wolle sie es dem Herrn Doctor geben. Bei ihm sei es sicher, das habe sie vom ersten Augenblick an gewußt, wo sie ihn am Krankenbette gesehen. Er möge entscheiden, ob es vernichtet oder einem Anderen übergeben werden sollte. — Ach, sie habe schon längst geahnt, daß es so enden müßte, sie habe es auch der Baronin oft voraus gesagt — „Aber es kann ja nie Einer dem Anderen helfen, Jeder muß Alles selbst auskosten!" setzte sie hinzu.

Kurt Braun bat sie, Platz zu nehmen; sie that es aber nicht, da sie viel zu tief in ihren Gedanken war, um darauf zu achten.

„Ich bin nur eine ungebildete Person, Herr Doctor, ich kann weder lesen noch schreiben, aber wenn die Baronin auf mich gehört hätte, wäre sie jetzt noch am Leben. — Freilich, da wir Alle einmal sterben müssen, kommt

Digitized by Google

es vielleicht nicht so sehr darauf an. — Nur das süße Kind . . ." Sie trocknete ihre Thränen, und der Arzt wußte nicht, ob sie von der Todten oder von dem zurückgebliebenen Kinde sprach. Sie hatte in ihrem Wesen eine so ruhige Würde, daß er sie nicht auszufragen wagte; er stand auf und nahm aus ihrer Hand eine große rothbraune Sammettasche entgegen, die mit Goldstickerei verziert war und Papiere oder Bücher zu enthalten schien.

„Ehe sie abreiste," fuhr die Kammerfrau fort, „brachte sie mir dies, wie jedesmal, wenn sie einen kleineren oder größeren Ausflug machte. — ‚Sie wissen schon, Christine, Lebens- oder Sterbenswillen, bei Ihnen ist es sicher.' — Sie spielte ja auch vor mir Komödie," setzte sie bitter hinzu, „und redete mir vor, ihr Bruder führe mit seiner Familie durch Bern, und die Schwägerin würde es übelnehmen, wenn sie ihr nicht bei der Durchreise Guten Tag sagte. — Als ob ich es nicht gemerkt hätte, seitdem der Brief angekommen war, daß sie ganz wo anders hin wollte! Als ob ich sie nicht besser gekannt hätte, als sie sich selbst! — Ich wußte Alles, Alles; sie konnte mir auch nie mehr gerade in's Gesicht sehen!.... Ich bat sie noch, nur um meiner Sache sicher zu sein, mich mitzunehmen, aber sie sagte: Wozu? Das wäre rein lächerlich, als ob sie nicht 'mal ihr Billet selbst lösen und ohne mich fahren könnte! — Ach, man soll Niemand Böses wünschen, aber erwürgen würde ich den Anderen, wo ich ihn auch träfe, er ist ja nur solch schmächtiger, zarter Herr, ich könnt' es leicht! — Hätt' ich's nur gethan, o hätt' ich nur die Courage gehabt! Was thät's, wenn ich im Zuchthaus säße, wenn sie nur lebte!"

Kurt schwieg noch immer; er hatte schon oft erprobt, daß Nichts die Leute so beredt mache, wie diese seine Schweigsamkeit und seine eigenthümliche Art, die Sprechenden beim Zuhören anzusehen.

Aber in welch eine Gesellschaft leidenschaftlicher Menschen war er gerathen! — „Der Herr wird ihr bald nachsterben, der Tod liegt schon in seinen Augen, ich habe den unglücklichen Blick dafür, und es wäre mir schon ganz recht, wenn er drüben ein bischen auf sie paßte, obgleich sie ja dort ihre Mutter hat. — Doch gerecht ist unser Herrgott nicht — hier in diesem armseligen Krankenhaus mußte sie den Geist aufgeben, und er, der Andere . . . . . Aber die Strafe wird schon kommen! Warum sollte sie allein gestraft werden, da sie es doch aus purer Herzensgüte und Mitleid gethan hat! Sie brauchte ihn, weiß Gott, nicht, sie hatte einen viel schöneren und stattlicheren Mann; und konnte sie dafür, daß Jeder den Kopf um sie verlor, Jung und Alt, Arm und Reich? — Sie, Herr Doctor, würden der Nächste gewesen sein, wenn der Tod nicht dazwischen getreten wäre! Sie war eben anders als alle Anderen. Nicht weil sie so schön war, hingen sie ihr an, sondern weil sie im Herzen für Jeden Etwas übrig hatte! Wie oft hab' ich's ihr früher gesagt: ‚Comteßchen, mäßigen Sie sich, die Leute sind's garnicht werth, daß Sie sie Alle so lieb haben!"

Digitized by Google

Von Kindheit an war sie so; mit wem Niemand fertig werden konnte, aus wem Niemand was Gutes herauskriegte, sie ward damit fertig, und ganz von selbst. Sie meinte eben, sie sei für Alle auf der Welt, und ihre Art war auch so, daß von den Verschiedensten ein Jeder meinte, sie wäre für ihn gerade wie geschaffen."

Kurt hätte gern nach ihm gefragt, wie sie ihn kennen gelernt; aber er besorgte, sie würde dann verstummen. Zu sprechen, war ihr offenbar etwas Unnatürliches; das Rohr mußte erst geplatzt sein, damit herausprudelte, was ein ganzes Leben lang zurückgedrängt gewesen war. Sie durfte nicht zur Besinnung kommen, oder sie verkittete den Riß.

Aber wie begreiflich, daß sie gerade auf ihn, den Fremden, all das ergoß; ein Anderer hätte ihrer Auffassung mit seinem besseren Wissen entgegentreten können — vor ihm jedoch malte sie die todte Herrin so, wie sie in ihr lebte. — „Natürlich, er war anders als die Anderen, in seiner bescheidenen stillen Art, und nicht nur, weil er ein Prinz war . . . . Es mußte sie reizen, daß er die vielen Stunden immer über seinem Mikroskop saß, daß er es nie merkte, wenn sie sich schön gemacht hatte! Und Durchlaucht, seine Schwester, hatte sie doch beschworen, ihn wieder zum Leben zurückzubringen! . . . . Wenn sie spazieren gingen über die Felder — denn sie sahen sich zuerst beim alten Grafen —, dann blieb er bei jedem Wurm und jeder Pflanze stehen. — Ich sah ihnen oft nach, weil mir die Sache von Anfang an nicht gefiel. An so einem Herrn ist das Studiren sonst doch nur eine Pose, aber er sah es, weiß Gott, wirklich nicht, daß sie wunderschöne Augen hatte, wenn sie ihn so bewundernd anschaute! Und wie sie nun plötzlich anfing, ihm die Sachen abzuzeichnen und zu malen, die er da in seinem Mikroskop hatte — denn sie verstand Alles, die süße kleine Hexe, spielen und singen und malen, so gut wie tanzen und reiten! — Da hätte man meinen sollen, sie wäre wie geboren dazu, nur solche ernsten Dinge zu treiben. So glücklich habe ich sie nie vorher gesehen, und der Herr Baron war so stolz auf sie. — Mein Gott, ein bischen Eitelkeit war auch dabei, daß der Prinz sie so verehrte, und um eifersüchtig zu sein, war er selbst viel zu nobel von Gesinnung — Eifersüchtig auf diesen zarten, schwächlichen Gelehrten? Nein, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen! — Es war auch wahrhaftig kein Grund dazu, lange, lange Zeit nicht — nur, mir wollte die Sache nicht gefallen, denn ich kann nun einmal nicht dran glauben, daß man sich für solch stumme Creatur wie Fische und Würmer aufrichtig begeistert!"

„Und glauben Sie nicht, Frau Christine, daß Sie Ihrem Herrn jetzt helfen würden, seinen Schmerz zu überwinden, wenn Sie ihm sagten, daß er Grund gehabt hätte, eifersüchtig zu sein?"

„Er würde mich niederschlagen, wenn ich die geringste Andeutung machte! Er würde nie an ihr zweifeln! Ja, legten Sie ihm selbst die schriftlichen Beweise in die Hände, er würde sie ungelesen verbrennen!"

Digitized by Google

„Warum geben Sie denn nicht ihm die braune Tasche?“

„Das kann ich nicht, nein, das kann ich wirklich nicht .... Was sie mir anvertraute, damit es nicht in seine Hände fiele? O nein! — Und es könnte ihm auch nicht helfen, denn er würde es auf seine Art deuten. — Da drüben, da soll sie ihn so wiederfinden, wie sie ihn hier gekannt hat; ich hätte nicht einmal im Grabe Ruhe, wenn ich die Tasche ohne Erlaubniß verbrännte oder bei meinem Ableben in unsichere Hände fallen ließe! .... Und der Andere ist ja jetzt der Thronerbe — Frau Baronin sagte mir, das wäre etwas Heiliges — das Wohl von Millionen hinge von ihm ab! Es wäre ... Na, geglaubt habe ich es nicht; unser Herrgott hat die Menschen alle gleich geschaffen, d. h. nur SEINE Unterschiede ihnen aufgedrückt, und da stehen mein Herr und meine Comteß meilenweit über allen Thronerben! — — — Nun möchte ich Ihnen aber auch noch danken, Herr Doctor; ich bin keine Dame und hab' vielleicht nicht 'mal das Recht dazu, Ihnen zu danken; aber Eins weiß ich: der Herrgott in Seiner Gnade und Fürsorge wußte wohl, warum Er meine arme Comteß gerade zu Ihnen führte! — Sie haben gewiß Alles geahnt und sich zurechtgeklügelt, das merkte ich in der ersten Stunde! Und Sie haben sie geschützt, soweit Sie konnten! ....“

* * *

Kurt Braun war allein mit der goldgestickten Sammettasche. Er wußte nicht, ob er sie öffnen oder so, wie sie war, verbrennen, oder ob er sie dem Anderen auf irgend eine Weise zustellen sollte?

Er verschob die Entscheidung darüber. Zuerst war ja seine tägliche Arbeit zu absolviren, auch mußte er dem hülflosen Gatten beistehen, all die entsetzlichen Formalitäten zu erfüllen. Der verzweifelte Mann konnte ja sein verlorenes Kleinod nicht, wie er gewollt hätte, auf seinen Armen nach Jütland tragen; da galt es, einer Menge sanitärer und sonstiger Vorschriften zu genügen.

Der Fall hatte natürlich Aufsehen gemacht und beschäftigte nicht nur die Localblätter; so erwartete Kurt Braun immer, irgend eine Nachfrage, irgend ein Lebenszeichen von Jenem zu erhalten, den die Todte über Alles geliebt haben mußte; aber Nichts traf ein. Wenn er auch nicht, wie die Kammerfrau, ihn für den Tod der liebreizenden Frau verantwortlich machte, so schien ihm dieses Schweigen doch grausam und unmenschlich.

Baron Kjersund reiste, als Alles geordnet war, von Kempten ab. Zwei Tage vergingen, da erschien ein Fremder im Krankenhause und schickte dem dirigirenden Arzte seine Karte herein. Kurt Braun las einen ihm unbekannten Namen darauf: A. von Mers, und ließ den Herrn bitten, einzutreten.

Der Fremde gab an, im Auftrage eines Freundes zu kommen, um Erkundigungen über die letzten Tage der Baronin Kjersund einzuziehen;

Digitized by Google

allein Kurt Braun ward sehr bald inne, daß der Besucher ihn auszuholen strebte: Ob man nicht gleich aus den Papieren oder Briefen, welche die Kranke etwa bei sich geführt, ihren Namen und Stand erkannt hätte? — Kurt antwortete höchst einsilbig und erleichterte dem diplomatischen Fremden in keiner Weise seine Mission, er verwies ihn kurzweg an den Baron. Schon nach den ersten Worten war er überzeugt gewesen, daß dieser Mann hergesandt worden war, um zu erforschen, ob vor oder nach dem Tode seiner Patientin der Name des Prinzen genannt, ob irgend etwas ihn Compromittirendes bei der Verstorbenen gefunden sei? —

Kurt war empört. Diese selbstsüchtige Unruhe war also das Einzige, was der einst so heiß Liebende bei der Todesnachricht empfunden hatte! Weltliche Rücksicht allein war in ihm zu Worte gekommen! . . .

Der Prinz mochte ruhig sein: Kurt hütete eifersüchtig ihr, der lieblichen Frau, Geheimniß, und von diesem Augenblick an fühlte er, daß es sein Recht war, den Inhalt jener Tasche zu ergründen. Er haßte den Mann, den sie geliebt, und der sie in den Tod getrieben hatte! —

Als der Abend kam, wo Kurt am wenigsten einer Störung ausgesetzt war, öffnete er die alterthümlich gestickte Mappe: der Hauptinhalt waren Briefe auf dem dünnen englischen Papier, mit der Krone darauf und in der feinen zierlichen Handschrift, welche Kurt aus seinem Funde im Waggon bereits kannte. Sie waren größtentheis sachlicher Natur, nur hin und wieder eigentliche Liebesbriefe, und auch dann nicht besonderer Art; aber *ihrem* Auge mochte wohl jeder Strich etwas ganz Besonderes bedeutet haben.

Kurt las ihrer nur wenige, dann nahm er das Bündel, ging vor den Ofen, in dem das Feuer brannte, und warf einen nach dem anderen hinein — zuletzt auch den im Waggon gefundenen.

Die Mappe enthielt aber noch mehr: ein Tagebuch von *ihr*. Auf dem Deckel des Bändchens stand in kühnen Strichen ihr Vorname gemalt: Ellen.

Einen Augenblick zögerte er, ehe er es öffnete, aber die Ueberlegung sagte ihm, daß er sich eine unnöthige Qual auferlegen würde, wenn er sich zwänge, das Tagebuch ungelesen zu verbrennen. Sie hatte es augenscheinlich erst zu schreiben angefangen, als sie mit der überkommenen Sitte gebrochen hatte, als in ihr eine Welt von Gefühlen erwacht war, die sie mit ihrer gewohnten Umgebung nicht theilen konnte. In ungleichen Absätzen, zu verschiedenen Zeiten, aber ohne Datum und ohne Ortsbestimmung war es niedergeschrieben, bald mit Tinte, bald mit Bleistift — immer in derselben langgezogenen, gleichmäßigen schönen Frauen-Schrift, und immer in deutscher Sprache. —

„Mir ist, seit ich Dich liebe, als wandle ich auf Wolken, hoch über der Welt, die Stimmen der Uebrigen dringen nur wie aus der Ferne zu mir.

Digitized by Google

„Walter sagte heute, ich sähe so verklärt aus, wie er mich noch nie gesehen, und Vater fand sogar meine Stimme verändert, sie erinnerte ihn an die der Mutter. — Wie soll ich nicht eine Andere geworden sein, seit der Duft Deines Athems mich gestreift, seit ich vor Dir knieend dem Schlage Deines Herzens gelauscht! . . . . Das nennt man Schuld? O, nein! Wäre es Schuld, so würde ich leiden. Ich bin ja kein Ungeheuer — wäre es Schuld, ich würde doch zittern, vor Walter oder dem Vater, und würde mich schämen vor meiner Kleinen! Aber nie habe ich die Meinen so lieb gehabt wie heute; ich habe ihnen ja Nichts geraubt, die Natur hat einen neuen Schacht in mir gegraben, dessen Reichthümer alle Anderen noch mit beglücken! — Du stehst außerhalb der Welt, mein Lieb, und unsere Liebe ist so einzig wie Dein ganzes Sein! —

„Und Du hast so lange gegen sie gekämpft? O, schade um jeden Tag, der uns verloren ging! Wie konnte ich es je erhoffen, daß Dein Blick sich mit Gefallen auf mich niederlassen könnte? — Du warst mir ein Gott, und ich nicht werth, zu Deinen Füßen zu sitzen! . . . .

„Im Zimmer meiner Kammerfrau hängt eine Photographie jenes Gemäldes von, ich weiß nicht welchem, deutschen Maler: Grethchen auf ihrem Gang zum Galgen. Heute habe ich mich zum ersten Mal mit Entsetzen in das Bild vertieft. Früher blickte ich immer nur fort und sagte oft zu Christine, daß ich in ihrer Stelle solch Bild nicht vor meinen Augen dulden würde.

„Doch — Alles, was mich dazu trieb,
Gott, war so gut! ach, war so lieb!"

dies schöne Wort fiel mir heute ein. Ich habe bisher nie gedacht, daß Du und ich mit anderen Wesen Etwas gemeinsam haben könnten, aber gerade dieses Wort: es war so gut und war so lieb, was uns dazu trieb, das muß ich auch von unserer Liebe sagen! — Ist nicht die Liebe so mächtig wie die Fluth, die Alles zerstört und einebnet und, wo sie einbricht, Acker und Garten, Wiese und Sand gleich macht? — Aber die schreckliche Lehre, die Goethe uns giebt? . . . Muß das, was „gut" und „lieb" war, zum Galgen führen? Mein Gott, mir ist ganz Angst geworden! Wenn ich Dich nur erst wiedersehe! Doch nein, Dir darf ich Nichts davon sagen, Du sprichst ja schon von Deiner Schuld und machst Dir Vorwürfe, da ich allein doch die ganze Verantwortung trage!

„Du bist frei, ich bin es nicht. Aber das sind gesellschaftliche Begriffe, und die Liebe stammt aus anderen Landen, wo man die Sprache der Gesellschaft nie gehört! — Weißt Du, wie schuldlos Du bist? O, nur ich, ich trage alle Schuld! Als Du zuerst, ganz unbewußt, meine Hand ergriffst und länger hieltest, als die Sitte es erheischt, da fing mein Herz schon zu klopfen an, und als Dein Knie versehentlich einmal das meine berührte, da war mir, als wärest Du mein Kind, und ich müßte Dich streicheln. Und wie aus Versehen kam auch der erste Kuß! Weißt Du, wie wir

Digitized by Google

uns verlegen anschauten, als es geschehen war, als unsere Lippen sich gefunden hatten? Du sagtest munter: „Einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren!“ aber die Röthe war uns Beiden bis in die Stirn gestiegen, und ich weiß nicht mal, ob er „in Ehren“ war; ich mußte ja Deinem holden Antlitz immer wieder nahe kommen, ich mußte Dir so demüthig in's Auge schauen, bis Du mich küssen und immer wieder küssen mußtest! Ich war's, mein Lieb, ich war's, die anfing — wie der Kessel im „Heimchen auf dem Herde“!

„Ich habe immer wieder an das Grethchen denken müssen. — Eigentlich war es doch nicht die Liebe, an der sie zu Grunde ging: nur, weil sie ihre Liebe und ihr äußeres Dasein nicht von einander getrennt zu halten vermochte! — Die Liebe soll aber sein wie die Luft, die man nur athmet — o weh, die Luft durchdringt ja auch, zersetzt ja auch Alles! — Der Mensch kann sich nicht lösen aus seinen vielfältigen Beziehungen!“

„Aber daß ich Dich liebe, ist das nicht ebenso mein Schicksal, wie meine physische Erscheinung? Mein freier Wille war es nicht, denn ich kannte doch nicht die Wonnen Deiner Liebe! Hätte ich meiner Ueberlegung folgen dürfen, ich hätte mir sicher ein ander Loos gewählt! — Wer will denn gern vom hergebrachten Wege abweichen? Wer zieht nicht Ruhe der Qual, Sicherheit der Angst vor? — Und doch ist die Liebe ein Gnadengeschenk der Natur! Hat die Natur mich dazu geheiligt, ihrer höchsten Gabe theilhaftig zu werden, so darf ich nicht mit ihr rechten über ein Zuspät oder Zufrüh, so darf ich nicht klagen, selbst wenn die Welt mich zum Henkerstode führt. Liebe ist schon der Tod; in ihr erstirbt die Persönlichkeit! Wenn ich vor Dir kniee, so schwinden mir die Gedanken, ich fühle nur Dich, ich empfinde mich selbst nicht mehr, nur Du, Du bist Alles!“

„Ich bin, was das dürre Gesetz eine Ehebrecherin heißt — mir thut das Wort so weh, obwohl ich weiß, wie milde der Heiland der Ehebrecherin begegnete. Jedermann würde mich verurtheilen. Wenn ich aber grausam genug wäre, meinem Manne das Herz zu brechen, meinem Vater den Rest seines Lebens zu verbittern und meinem Kinde die Zukunft zu rauben — wenn ich mich scheiden ließe, um dem Anderen meine Hand zu reichen, dann billigt mich das Gesetz und die Welt, und ich stehe da als eine correcte Frau! . . . Ja, aber nur vor der Welt, nicht vor meinem Gewissen! Was verstehen die Menschen, welche die Gesetze machen, vom Gewissen? Der Herr hat es verschieden in seine verschiedenen Geschöpfe gelegt! Der Heiland allein sah in die ganze Tiefe der Menschenseele, aber kein Gesetzgeber folgt ihm nach! . . .“

„Bringe ich nicht Opfer, damit kein Anderer geopfert werde? Möchte ich nicht auch lieber mit der Welt als gegen sie leben? — Nie darf ich mich im hellen Sonnenschein an den Arm des Geliebten hängen und mein Glück doppelt genießen, indem ich es offen genieße! . . . Dein Leben, das die Natur mir geschenkt hat, die Gesellschaft enthält es mir vor, und

Digitized by Google

ich füge mich darein, um Niemandem Leid zuzufügen: Nur heimlich kosten darf ich von dem reichen Schatze, der doch ganz und gar mein, denn ich hab' ihn gehoben! —"

„So beruhige ich mich immer wieder, um nicht durch Kleinlichkeit den großen Rausch der Natur zu stören; aber das Leid bleibt nicht aus, ich zeige es Dir nur nie! Ich trage ihn allein, den Widerspruch zu mir selbst, in den ich mich gesetzt habe — Wenn Walter anbetend zu mir aufblickt, so möchte ich ihm sagen: „Ich bin nicht fleckenlos — demüthige mich nicht durch Deine Liebe!" . . . Aber das wäre zu bequem; besser ist's, durch unendliche Güte an Anderen gut zu machen das Mehr, womit der Himmel mich ausgezeichnet hat! — Was könnte ich nur thun, um mein Glück zu verdienen? Oft denke ich, ich müßte daran sterben — ach, und wie gern thäte ich's, hätte ich nur keine Pflichten! . . . Wozu sind wir auf Erden? Um die höchste Stufe der Veredlung zu erklimmen? — Dann wäre ich noch lange nicht zum Tode reif! Ist es aber, um die höchste Möglichkeit des Glücks zu kosten, so hätte ich den Sinn des Daseins erschöpft. Nur Dein Antlitz zu erblicken, in Deiner Nähe zu athmen, ist Glückseligkeit; immer noch schwinden alle meine Gedanken und Sorgen, wenn ich Dich umklammert halte; ich begreife garnicht, daß es etwas Anderes als Harmonie im Weltenraume giebt; unmerklich wird Deine Anschauung die meine, Deine Seele geht ganz über in die meine."

„Christine späht mir nach, ihre hellen grauen Augen sehen mich vorwurfsvoll an; o, wie schade, daß sie es nie begreifen und fassen würde, was mir geschehen ist! Sie sieht die Welt unter dem einzigen Gesichtspunkt meines Wohles an und haßt gleich Alles, was mir in den Lebensweg tritt, und was sie nicht billigt. — Dich konnte sie von Anfang an nicht leiden; ich fühlte das, und so haben wir nie von Dir gesprochen . ."

* * *

„Er ist fort! Vier Wochen lang werde ich seine Stimme nicht hören — o, was für ein Leid ist Trennung! — Wäre ich seine Frau, so brauchten wir uns nie zu trennen — aber ich darf nicht daran denken . . ."

„Mir fehlt die Lebenskraft, wenn ich ihn nicht sehe; ich bin physisch krank davon geworden, so sehr ich mich zusammennahm! O, mein armer Walter hat so darunter gelitten, und ich bat ihn tausendfach um Verzeihung, daß ich ihm Sorge gemacht habe. — Noch acht Tage! —"

„Kann ich dafür, daß ich nicht zu leben vermag ohne ihn? Ob das je anders werden wird? Hat Liebe eine bestimmte Dauer? Nein, sie ist wie die Ewigkeit, ohne Anfang und ohne Ende! Neulich sagte Walters liebe Tante, die bei uns zum Besuch war: „Die Frauen rühmen sich so oft, der Liebe, wenn sie ohne Tugend ihnen nahte, widerstanden zu haben. Ich aber behaupte, wenn sie ihr widerstanden, war es eben nicht die

Digitized by Google

Liebe, denn der widersteht Niemand!" — Und Walter gab ihr Recht und sah mich mit seinen strahlenden Augen an; ich aber wurde so todestraurig, daß ich seinen Blick nicht erwidern konnte. Er merkte es nicht, und ich küßte seine Hand und bat — ja, ich bat den Allmächtigen um meinen Tod! —"

* * *

— „O, mein Gott, wie konnte ich klagen, als ich ihn überhaupt noch sah, als unser Leben, fern über der Alltäglichkeit, noch ein gemeinsames war, als ich all' seine Gedanken theilte, keine Falte seines Herzens mir verborgen war! Es gab keinen Tag seines Lebens, den ich nicht nachträglich mit ihm durchlebt; nie hat ein Hauch der Eifersucht in ihm oder in mir Platz greifen können — aber jetzt! Nein, ich kann es nicht überleben. — Nun ist Alles vorbei! Dies elende Dasein mit seinen kleinen menschlichen Institutionen soll die Gewalt haben, das Götterkind, die Liebe, zu vernichten? — „Es bleibt ja Alles, wie es war, zwischen uns!" sagte er; ich sah ihn nur still an. Wie konnte er sich solche Enormität auch nur vorstellen? Es war ja auch keine Frage mehr, die er mir vorlegte, es war für mich schon entschieden in dem Augenblick, wo ihm überhaupt die Möglichkeit seiner Vermählung durch den Kopf gegangen war. — „Bist Du nicht auch verheirathet?" sagte er. Und ich schwieg wieder, weil ich die Antwort darauf nicht fand, sondern nur das Gefühl, es sei etwas Anderes, etwas ganz Anderes! —"

„Ich bin wohl doch eine Egoistin gewesen, mein ganzes Leben lang, trotz meiner gerühmten Güte, daß ich das nicht vertrage? Ich stelle mir vor, daß sein Leben — er sagt, das Leben, zu dem ich ihn erweckt habe — ein reicheres sein werde als bisher, und es überrieselt mich kalt. Ich denke daran, daß er einen Beruf haben wird, der ihm eine unendlich größere Wirksamkeit giebt, als seine Wissenschaft es bisher gethan. — Aber ich schreie vor Schmerz, daß er mir entrissen werden wird. Immer sehe ich die Andere neben ihm, die im Sonnenschein des Tages an seinem Arme hängen darf, die sein Leben theilt, die neben ihm sitzt in der Abenddämmerung unter den hohen Buchen des Parkes, die an seiner Seite eintritt in den strahlenden Festsaal, die das Lachen über seine geliebten Züge gleiten sieht und ihm die Stirn glätten darf, wenn Unmuth und Sorge sie kräuseln, die ihn pflegen darf, wenn er krank ist, und die — o, Gott, hab' Erbarmen! — die ihm Kinder schenken darf, welche seine edlen Züge tragen! —"

„Und wird er nicht Vergängliches leisten dann, wie jetzt? Giebt es eine Form der Arbeit, welche höher ist als die andere, auf dieser zerstäubenden Welt? — Wie viele Reiche sind zerfallen, wie viele Dynastien ausgestorben, und die Welt ist darum nicht schlechter oder besser geworden. — Aber — o ja, ich weiß alle Aber! Habe ich selbst es ihm nicht ge-

Digitized by Google

ſagt — denn in ſeiner Nähe beherrſchen mich ſeine Gedanken, — daß man ſeine Pflichten gegen die Mitmenſchen erfüllen muß, daß man ſeine Geſichtspunkte beſchränken ſoll, um überhaupt Etwas zu leiſten! . . . O, wie weiſe habe ich geredet, immer mit dem lauernden Blick auf ihn, immer mit der erſterbenden Hoffnung, er würde antworten: „Alles, was mich Dir entfremdet, iſt werthlos!“ — Ja, ich habe es erhofft, aber Du, Fred, Du haſt es nicht gemerkt, Du haſt nur gehört, was der Mund ſprach, Du nanntеſt mich ‚einzig‘ und ‚edel‘ und ‚großartig‘ und ſaheſt nicht, was ich litt! . . . Deine Natur iſt die langſamere von uns Beiden — wird daſſelbe Leid auch über Dich kommen, wenn zur Wirklichkeit geworden, was Du als Plan mir mittheilteſt? Vielleicht — ich glaube es, aber ich wünſche es nicht. Du könnteſt es vielleicht nicht ertragen, ich ertrage es ja — ich wandle noch immer hoch über der Welt — mechaniſch lache und weine ich, aber die Wolken, die mich tragen, ſind nicht mehr von der Sonne vergoldet, es ſind ſchwarze Regenwolken, und die Erde zieht ſie an — o, wie ſehr!“ —

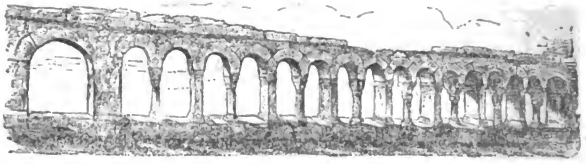
* * *

Kurt Braun wurde durch Klopfen an der Thür aufgeſchreckt. Es war nur Schweſter Anna, welche fragte, ob das Zimmer, in welchem die Baronin Kjerſund geſtorben, neu belegt werden dürfte? Es ſei ja gründlich desinficirt worden, und man habe eben einen vom Dach gefallenen Arbeiter eingebracht — kein Menſch wiſſe, was er ſo ſpät noch auf dem Bau gewollt — und ſonſt ſei nirgends Platz . . .

Kurt gab ſeine Einwilligung und ſtand auf, um das Buch in's Feuer zu werfen.

Schweſter Anna ſah ihn ſcharf an: „Es iſt Ihnen wohl ſchwer, wieder in das Zimmer zu gehen? Aber wir müſſen halt Alle weiterleben, was auch immer geſchehe!“ —

Digitized by Google



Illustrirte Bibliographie.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Geringschätzung, mit der man früher auf illustrirte Werke wissenschaftlichen Charakters nicht ohne Grund blickte, ist in dem Maße gewichen, als auch die anfangs vorwiegend einer müßigen Augenweide dienende Illustration mehr und mehr systematisch, nach wissenschaftlichen Grundsätzen und Zielen ausgeübt wurde und die kritisch-historische Methode auch bei ihr, wie bei jeder historischen Quellenarbeit, zur Anwendung gelangte. Die überraschenden Fortschritte der modernen Reproductionstechnik kamen diesem Streben zu Hilfe, indem sie die unbedingt treue, unmanierirte Wiedergabe alter Vorlagen, von Handschriften, Drucken, Kupferstichen u. s. w. ermöglichten. Heutzutage dürfte es kaum eine wissenschaftliche Disciplin geben, welche der Hilfe des ergänzenden Bildes ganz entbehren möchte; einzelne können sie nicht entbehren. —

Ein Zeugniß für die steigende Werthschätzung der im Dienste der Wissenschaft stehenden und auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Illustration von Seiten der Fachgelehrten wie des gebildeten Publicums legt z. B. die Aufnahme ab, welche die im Jahre 1886 erschienene erste Auflage des Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur gefunden hat. Die Kritik hat damals die monumentale Bedeutung dieses Werkes, das eine erfreuliche Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten gefunden hat, anerkannt, der gewissenhaften Gründlichkeit, den Kenntnissen und dem Geschmack des Herausgebers wie dem Verdienst des Verlegers derartige Würdigung widerfahren lassen, daß sich eine eingehende kritische Beleuchtung des Werkes jetzt erübrigt. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die zweite Auflage eine vermehrte und in mehrfacher Hinsicht verbesserte ist. So ist die Zahl der Illustrationen von 1675 auf 2200 erhöht worden, wozu noch 14 Beilagen kommen. Unter den hinzugekommenen Bildern befinden sich manche interessante aus Goethes und Schillers Zeit; auch ist der Bilder-Atlas bis zur Gegenwart fortgeführt worden, indem hervorragende Vertreter der neuesten Litteraturperiode (wie Hauptmann, Sudermann) Platz gefunden haben. Freilich hat der Herausgeber in dieser Beziehung nicht alle Wünsche erfüllen können, u. A. vermissen wir das Portrait Ludwig Fuldas. Eine Bereicherung und damit eine Erhöhung seines wissenschaftlichen Werthes hat der Atlas dadurch erfahren, daß von allen Handschriften

Digitized by Google

und Handschriften-Bruchstücken des wichtigsten Litteraturdenkmals des Mittelalters, des Nibelungenliedes, Proben aufgenommen worden sind. Als Verbesserungen sind anzuführen, daß einige Abbildungen fortgelassen und eine große Anzahl solcher, für die entweder

Medaillon der Herzogin Amalie von Weimar von einem Genius mit Rosen bekränzt, gehalten von der Bildhauerei. Originalzeichnung des Bildhauers M. G. Klauer. Weimar, den 1. Januar 1795.
Aus: Dr Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

bessere Quellenbilder gefunden wurden, oder die durch die inzwischen sehr vervollkommneten Reproductionsmethoden schöner und klarer wiedergegeben werden konnten, durch quellenmäßigere oder klarere Abbildungen ersetzt worden sind; ferner daß die erklärenden Texte

Digitized by Google

einer genauen Durchsicht unterzogen und auf Grund der seit dem Erscheinen der 1. Auflage zu Tage geförderten Forschungsresultate berichtigt worden sind.

Der Bilderatlas zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste bringt die Bildnisse der bedeutendsten verstorbenen deutschen Sprachforscher und Litterarhistoriker (wir vermissen unter diesen Hettner); die zweite, die Hauptabtheilung, bringt die eigentliche Sammlung von Abbildungen zur Geschichte der deutschen Litteratur. Diese Abbildungen erläutern die gesammte deutsche Litteraturgeschichte von dem ältesten Auftreten der Nachrichten über deutschen Sang bis auf unsere Tage.

Christiane und August von Goethe. Aquarell von Heinr. Meyer.
Aus: Dr. Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur." Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Aus dem Mittelalter werden Nachbildungen der Handschriften und Drucke der bedeutendsten Litteraturdenkmäler gebracht; Miniaturen aus den Handschriften, Texte mit wortgetreuer Uebertragung. In der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur neueren Zeit wird die bedeutsame Entwickelung des Buchdrucks vom rohen Blockdruck lehrreich veranschaulicht. Vom Ausgange des XV. Jahrhunderts treten die Bildnisse der Dichter und Schriftsteller in den Vordergrund; daneben werden interessante Büchertitel, einzelne Seiten aus wichtigen Drucken, litterarhistorische Alterthümer und Denkmäler, insbesondere Grabmäler und Dichterstätten wiedergegeben.

Digitized by Google

Die tragische und die komische Muse an Goethes Büste.
Zeichnung von Angelika Kaufmann für den Band VIII der Göschen'schen Ausgabe von Goethes Schriften.
Aus: Dr. Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Auch die Bücherillustration ist derart berücksichtigt, daß sich ihre Entwickelung in Deutschland von den Miniaturen des XII. bis zum Anfange unseres Jahrhunderts verfolgen läßt. Zahlreich sind die Nachbildungen von Handschriften der Schriftsteller, insbesondere Namenszügen. Der älteste sichere ist die Unterschrift König Konradins unter einer Pisaer Urkunde vom Jahre 1258. —

Diese Angaben lassen erkennen, welch' ein ungemein reiches Material in diesem Bilderatlas zusammengebracht ist, wie sehr derselbe geeignet ist, eine Stütze und Er-

Ottilie von Pogwisch. Goethes Schwiegertochter, Auguste Frau.
Kreidezeichnung des Weimarer Lithographen Heinrich Müller (um 1820).
Aus: Dr. Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

gänzung des litterarhistorischen Unterrichts zu bieten, denselben durch Anschauung zu beleben und zu vertiefen. —

Die Ausstattung des Werkes ist in jeder Beziehung vortrefflich; für treue und künstlerische Wiedergabe der Bildervorlagen haben namentlich die Kunstanstalten von Angerer & Göschl in Wien, Meisenbach, Riffarth & Co. in München und Berlin, Osterrieth in Frankfurt a. M. und Werner & Winter ebendaselbst gesorgt. Von letztgenannter Firma rühren her die werthvollen farbigen Beilagen: Eine Seite aus dem Codex argenteus; die beiden Miniaturen aus der großen Heidelberger Liederhandschrift: Neid-

Digitized by Google

hart von Neuenthal inmitten seiner fröhlichen Bauern; Walther von der Vogelweide; die Nachbildung eines colorirten Holzschnittes aus dem Jahre 1530: „Der Nasentanz" von Hans Güldenmund in Nürnberg; von August Otterrieth die farbige Tafel: Flandrischer Teppich des XIV.—XV. Jahrhunderts mit Scenen aus Wilhelm von Orlens (Original im Fürstl. Museum zu Sigmaringen); von Meisenbach, Riffarth & Co. die ausgezeichneten großen Photogravüren: Goethe, nach dem Oelbild von J. H. Tischbein d. Ä. (1760), welche nebst der guten Reproduction des von Johann Gotthard Müller nach dem Gemälde von Anton Graff gestochenen Portraits Friedrich Schillers dem Werke zum besonderen Schmuck gereichen. —

Der Bilderatlas umfaßt 11 Lieferungen von je 40—48 Seiten größten Formats. Der Preis von 2,00 ℳ für die Lieferung ist in Anbetracht des überaus reichen Inhalts, der gediegenen Ausstattung und des inneren Werthes ein überaus mäßiger zu nennen. Möge das in seiner Art einzig dastehende Werk die weiteste Verbreitung finden.

—a.

Bibliographische Notizen.

Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie. Von Dr. Johannes Rehmke, o. ö. Professor der Philosophie zu Greifswald. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß.

Das neue Werk des Verfassers mehrerer Schriften über den Pessimismus und über die (von ihm idealistisch beantwortete) Frage nach der Außenwelt stellt an die Fachgenossen eine Reihe bedeutender Ansprüche auf gründliche Auseinandersetzung, zumal da es auch abgesehen von Ansichtsverschiedenheiten geeignet ist, zum Widerspruch herauszufordern — und zwar von seinen allgemeinen Anfängen an (Definition der Wissenschaft, der Klarheit u. s. w.; psychologische Aufgabe der Physiologie, Logik, Aesthetik und Ethik, S. 349) bis hinein in seine Einzelheiten (z. B. das Fehlen des Begriffs „Wahl" beim Anfassen der Willensfrage und die Beschränkung der Freiheitsfrage auf die eine Frage „Determinismus—Indeterminismus"; ferner der völlige Mangel an Darlegung des inneren Wahrnehmens, besonders § 24). Auf diese seine Eigenschaft können wir hier nicht näher eingehn, müssen auf sie jedoch hinweisen, da der Titel den Eindruck erweckt, es handele sich um ein von Fachstreitigkeiten absehendes Lehrbuch, das den sicheren oder wenigstens sicher zu machenden Theil einer Wissenschaft, sei es der Oeffentlichkeit, sei es dem Anfänger vermitteln soll. Diese Eigenschaft hinwieder besitzt das Werk nun einmal gar nicht und bemüht sich auch nicht nach ihr, so streng und anerkennenswerth und erfolgreich auch der Verfasser nach einer „allgemeinen" Psychologie gestrebt hat. Allerdings ist der derzeitige Stand der Psychologie für Lehrbücher nicht günstig; aber selbst die Annäherungen daran, die es giebt (den „Brentano", den kleinen und großen „James", selbst den „Volkmann") wird man für ein Lehrbuch immer noch vorziehen dürfen.

Die Aufgabe der Psychologie sei: „die Gesetzmäßigkeit der Veränderungen, welche man das Seelenleben nennt, klar zu begreifen." Ihr „philosophischer" Theil läßt den richtigen, fraglos klaren Begriff von „Seele" überhaupt erst gewinnen; ihr „fachwissenschaftlicher" Theil hat „das Seelengegebene in der Mannigfaltigkeit der Bewußtseinsbestimmtheit, wie sie das abstracte Individuum „Seele" bietet, und in dem gesetzlichen Zusammenhang, welchen das concrete Individuum „Seele" aufweist, klar zu begreifen." Immer handelt es sich dabei um „reine" Psychologie, d. h. abgesehen von den Beziehungen des Bewußtseins zum „Gegenstand". — Für Einzelfragen ist das Werk umso weniger zu benützen, als ihre Beantwortung hier zu sehr von der Gesammtleistung abhängig sein dürfte.

H. Schm.

Die Zukunft der Philosopie. Antrittsvorlesung von Dr. Karl Joël, Privatdocent der Philosophie an der Universität Basel. Basel, Benno Schwabe.

Referent hat versucht, dem Büchlein an einer besonderen Stelle gerecht zu werden, und darf dies hier wohl dahin zusammenfassen, daß er Joëls ersten akademischen Griff mit Freude ob seiner warmen Idealismen begrüßt, trotz einer etwas weitgehen-

Digitized by Google

den Vereinfachung der angewendeten Begriffe. Gegenüber den vielen Todtsagungen der Philosophie eines ihrer noch viel zahlreicheren Lebenszeichen. H. Schm.

Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts von Dr. Bruno Wille. Berlin, S. Fischer.

Die Bedeutung dieses Buchs beruht auf seinem klaren und selbstständigen Eingreifen in die Fragen der gegenwärtigen und nächsten Gesellschaftsentwicklung. Bei diesem seinen „praktischen" Werth beansprucht es einerseits eine geringere fachwissenschaftliche, andererseits aber eine um so größere allgemeine Aufmerksamkeit und zwar wenigstens von Seiten Derer, die mit seinen Gegenständen maßgebend zu thun haben. Grundgedanke: „Rein ist ein Mittel nur dann, wenn es durch seine Nebenwirkungen seinen Zweck gar nicht oder verhältnißmäßig wenig beeinträchtigt. Da nun mein Ziel, mein höchster Endzweck, der freie Vernunftmensch ist, so verstehe ich unter . . . dem reinen Mittel lediglich solche Maßnahmen, welche . . . uns den freien Vernunftmenschen thatsächlich näher bringen, nicht aber gegen Freiheit und Vernunft so erheblich verstoßen, daß sie in dieser wichtigsten aller Beziehungen mehr schaden als nützen." — Statt einer eingehenden Kritik seien hier als Beispiele vermerkt: die willkürliche Einengung des Werthbegriffs auf das Angenehme und der Mißgriff, daß bei den „Individuellen Mittelwerthungen" der Gegensatz „normal" und abnorm" oder „anomal" (wie es statt des fehlerhaften Wortes „anormal" heißen muß) mit dem Gegensatz des Alten und Neuen sowie mit dem des Allgemeinen und Individuellen verwechselt ist.

H. Schm.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. . . 104. Bd. 1. Heft. Leipzig, Verlag von C. E. M. Pfeffer.

Ein Stück Fortsetzung der in unserm Februarheft 1894 genauer besprochenen Jubiläumsbände. Hervorzuheben wären diesmal Uebersichten über Rußland, England, Amerika und die feinsinnige Schätzung, die Theobald Ziegler kleineren Schriften von Franz Brentano angedeihen läßt. — Wär' es nicht dieser Zeitschrift würdig, wenn sie auch die äußeren, insbesonders die Lehrverhältnisse der Philosophie in ihren regelmäßigen Beachtungskreis einbezöge? H. Schm.

Entwickelungsgeschichte der Natur. Von Wilhelm Bölsche. 2 Bände und gegen 1000 Abbildungen im Text mit 16 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Geb. Preis 15 Mark, auch in 40 Lieferungen à 30 Pf. — Neudamm, Verlag von J. Neumann. —

Der Stoff zu dem vorliegenden größeren Werke hat zwar bereits früher berufene Bearbeiter gefunden, gegenwärtig fehlte es aber an einem derartigen Buch, das dem Laien das reichhaltige Material, unter Zugrundelegung gerade auch der neuesten Errungenschaften auf naturwissenschaftlichem Gebiet, übersichtlich und in durchaus allgemein verständlicher Weise darbietet. Diese Aufgabe zu lösen und ein derartiges Werk zu schaffen, ist dem Verfasser vortrefflich gelungen. Derselbe, der auch durch seine Bemühungen, die Aesthetik auf eine naturwissenschaftliche Grundlage zu stellen, sich bekannt gemacht hat, erweist sich in dem vorliegenden Werke als ein gründlicher Kenner der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften bis in ihre jüngsten Entwickelungen. Bei glänzender Stilistik versteht er das Interesse des Lesers zu gewinnen und dasselbe von Capitel zu Capitel zu steigern. Die ganze Behandlung des mächtigen Stoffes geht von großen Gesichtspunkten aus, nirgends verletzend, dabei ist der Verfasser weit entfernt, etwaige Lücken unserer Erkenntniß zu verdecken, vielmehr vertritt er, wie er dies in der Einleitung hervorhebt, die Ansicht Alexander von Humboldts, „daß jenes einseitige Sichsteifen auf die letzten Räthselfragen, von deren zeitlicher Unlösbarkeit man in gewissen Kreisen immer wieder nur zu gern den Culturwerth der Naturforschung abhängig machen möchte, wesentlich in solchen Köpfen entsteht, die gar keine Ahnung besitzen von der wirklichen Größe, dem Reichthum und der Schönheit der bereits zu voller Klarheit erforschten Gebiete der Naturwissenschaften. — Wer von einer rechten Liebe zum Naturstudium und von der erhabenen Würde desselben beseelt ist, kann durch Nichts entmuthigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert." Unter dieser Voraussetzung, schreibt der Verfasser, sei unser Weg begonnen. —

Das umfangreiche Werk besteht aus 2 Bänden, jeder Band gegliedert in drei Unterabtheilungen (Bücher). Der erste

Digitized by Google

Band beschäftigt sich mit der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Kenntniß der Natur, ferner mit der Entwickelungsgeschichte der außerirdischen Welt, vom Nebelfleck bis zum Planeten, und schließlich mit dem Urzustand der Erde und den vulcanischen Erscheinungen der Gegenwart. Die Entwickelungsgeschichte der außerirdischen Welt kann als ein vollständiges populäres „Compendium der Astronomie" bezeichnet werden. Der zweite Band umfaßt in seinen einzelnen Büchern die Erde in der ältesten Epoche ihrer Entwickelung, alsdann die Trias-, Jura- und Kreidezeit und schließlich den Zeitraum von Beginn der Tertiärzeit bis zur Gegenwart. In sehr interessanter Weise behandelt in diesem Band der Verfasser die Darwin'sche Lehre, die er aus den Thatsachen heraus, stufenweise entwickelt und dem Leser vorführt. In einer Reihe von Abbildungen, die sich dem Texte genau anschließen, wird das interessante Gebiet der Anpassung, Mimikry, dem Leser veranschaulicht. Weiterhin erläutert der Verfasser in sehr ausführlicher Weise die geschichtliche Entwickelung der Organismen von den ältesten Urformen bis herauf zum Menschen. Dem Letzteren ist das Schlußcapitel gewidmet, in welchem, bei Vermeidung extremer Schlüsse, den Resultaten einer vorurtheilsfreien Forschung Rechnung getragen ist. Ein ausführliches Register ist dem zweiten Band am Schluß beigefügt. —

Zahlreiche Illustrationen, theils nach Original-Photographien, theils nach Zeichnungen, erläutern den Text; das recht gut ausgestattete Werk kann warm empfohlen werden. K.

Vorspiele auf dem Theater. Dramaturgische Skizzen von Paul Lindau. Dresden und Wien, Verlag des Universum. (Alfred Hauschild.)

An dramaturgischen Werken, die sich mit den Gesetzen, nach denen der dramatische Dichter schaffen soll, resp. nach denen die anerkannten Meister des Dramas geschaffen haben, befassen, fehlt es nicht; dagegen fehlt es an einer praktischen Dramaturgie, an einem Werke, welches uns die Phasen vom fertig vorliegenden Werk des dramatischen Dichters bis zu seiner Verkörperung auf den weltbedeutenden Brettern beleuchtet, das die Thätigkeit des Dichters nach Vollendung seines Werkes, sein Verhältniß zum Regisseur, die Thätigkeit des Letzteren sowie des Schauspielers auf den Proben wie bei der Aufführung schildert. Diese Lücke füllt das vorliegende Buch Paul Lindaus in dankenswerther Weise aus. Die reichen Erfahrungen, die Paul Lindau als Bühnendichter, Dramaturg und Theaterkritiker gesammelt, und die er jetzt in einflußreicher Stellung nutzbar zu machen Gelegenheit hat, die Einblicke, die er durch seine persönlichen Beziehungen zu bekannten Bühnenleitern und berühmten Schauspielern in das Leben und Treiben hinter den Coulissen sowohl an deutschen wie an fremden, vornehmlich französischen Theatern hat thun können, setzen ihn in die Lage, diesen Gegenstand mit vollster Sachkenntniß zu behandeln; daß dies außerdem in gefälligster Form, in fesselndster, durch zahlreiche, charakteristische und amüsante Anekdoten und eigene Erlebnisse Lindaus gewürzter Darstellung geschieht, braucht nicht erst versichert zu werden. Das Buch setzt sich aus drei Abhandlungen zusammen: „Regie und Inscenirung", „Dichter und Bühne in Deutschland und Frankreich" und „Ueber die Kunst des Schauspielers". In dem ersten Aufsatze wird die wichtige Thätigkeit des Regisseurs, von deren Wesen und Bedeutung das große Publicum keine Vorstellung hat, sowohl in Bezug auf die „Inhaltsregie", wie auf die „Formregie" (Inscenirung) — wie Lindau es bezeichnet — eingehend gewürdigt und ein anschauliches Bild von dem Verlaufe der Leseproben, Bühnenproben u. s. w. gegeben. Alteingewurzelte Mißstände an deutschen Bühnen werden in lehrreicher Weise bloßgelegt und mancher beherzigenswerthe Wink gegeben, dessen Befolgung Regisseuren und Schauspielern von Nutzen sein dürfte. Der zweite Aufsatz zeigt die verschiedene Stellung, welche der deutsche und der französische Dramatiker ihren Bühnen gegenüber einnehmen — eine Parallele, welche nicht zu Gunsten der deutschen Theaterverhältnisse ausfällt. Der dritte Essay beschäftigt sich, anknüpfend an Auslassungen des bekannten französischen Schauspielers Coquelins, mit der Kunst des Schauspielers und erörtert besonders die Frage, ob der wahre Schauspielkünstler mehr im Banne der Inspiration, oder der künstlerischen Ueberlegung stehe, ob er in der Rolle oder über der Rolle stehen müsse, um die größte und reinste Wirkung zu erzielen. —

Das Buch ist zunächst Allen, die mit der Bühne in engerer Beziehung stehen, vornehmlich also Theaterleitern, Regisseuren und Schauspielern, ferner aber auch Allen,

Digitized by Google

die für das Theater und die dramatische Kunst Interesse haben — und wer zählte nicht zu diesen, — angelegentlich zu empfehlen. O. W.

Katalog der Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publicationen der Königl. National-Galerie. Berlin.

Längst überwunden ist jene farbenfeindliche Periode einer dem wirklichen Leben allzu sehr entfremdeten Kunst; der Standpunkt, den einst Diderot in seinem essai sur la peinture einnahm, in dem er die Farbe als den „göttlichen Hauch, der Alles belebt," pries, ist wieder zu allgemeiner Geltung gelangt; nicht nur in der Kunst selbst kommt dieser neu belebte, gesteigerte und zugleich verfeinerte Farbensinn zur Geltung, auch die vervielfältigende Kunst sucht ihm mehr und mehr Rechnung zu tragen. Die Schwierigkeiten, mit denen sie hier zu kämpfen hatte, um den künstlerisch gebildeten Geschmack zu befriedigen, sind allmählich überwunden worden; und neben der Photographie und der Radirung, deren Bevorzugung in neuerer Zeit schon den neubelebten Sinn für malerische Wirkung documentirt, kommt mehr und mehr die farbige Wiedergabe hervorragender Gemälde in Aufnahme. Ein neues Verfahren: der Farbenlichtdruck von Ad. O. Troitzsch ermöglicht es, die Kunstwerke mit der vollsten Treue des photographischen Nachbildes und mit der — nur gemäß der veränderten Größe reducirten — Farbenwirkung des Originals wiederzugeben. Der Eindruck, den die nach diesem Verfahren erzeugten Kunstblätter machen, kommt dem der Urbilder so nahe, daß sie einen wirklich annehmbaren und willkommenen Ersatz für dieselben bilden und man fast vergißt, daß ihnen ein mechanisches Verfahren zu Grunde liegt. Eine solche Treue, vereint mit künstlerischer Feinheit der coloristischen Nachbildung ist bisher noch durch kein Vervielfältigungsverfahren erreicht worden. Die Direction der kgl. National-Galerie verdient daher lebhafte Anerkennung, daß sie einen Theil ihrer Kunstschätze mit Hilfe dieses Verfahrens dem kunstsinnigen Publicum zugänglich machen will und diesen Zweck durch die von ihr begründete Vereinigung der Kunstfreunde zu erreichen sucht, deren Geschäftsleitung in die Hände von Ad. O. Troitzsch gelegt ist. Die Vereinigung liefert ihren Mitgliedern für einen Jahresbeitrag von 20 M. Vereinsbilder nach freier Wahl in gleichem Werthe (ein Normalbild, bezw. zwei Halbblätter oder 4 Wappenbilder). Der Katalog für 1895—1896 weist Gemälde auf von v. Canal, Ed. Fischer, Carl Graeb, Ed. Hildebrandt, v. Schennis (Landschaftliches und Architektonisches), Ernst Hildebrand (Königin Luise auf der Flucht nach Memel), Ferdinand Keller (Apotheose Kaiser Wilhelm's des Siegreichen); Adolf Menzel (Trockenplatz), Karl Müller (Madonna), Karl Saltzmann (Kaiser Wilhelm II. an Bord des „Duncan Grey" auf der Wal-Jagd), Anton v. Werner (Im Etappenquartier vor Paris), die sämmtlich durch kleine, aber gute, klare Phototypien wiedergegeben sind, so daß man auch ohne die beigefügte genaue Beschreibung eines jeden Bildes eine genügende Vorstellung von jedem Kunstblatte bekommt, um nach den Katalogen eine Wahl treffen zu können. Wir wünschen dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang unter der Theilnahme des kunstsinnigen Publikums. —l—

Das Werk Adolph Menzels. Eine Festgabe zum 80. Geburtstage des Künstlers. Ein Band Großquart mit 31 Vollbildern und 106 Text-Illustrationen.

Franz von Lenbachs Zeitgenössische Bildnisse. 40 Portraits in Photogravüre. Großfolioformat. Neue Folge.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. Mit vielen, meist unveröffentlichten Portraits, Vignetten und zahlreichen anderen Illustrationen, Facsimiles u. s. w. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

Die durch ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der künstlerischen Reproduction bekannte und dadurch um die Kunst selbst verdiente Münchener Firma bringt zu gleicher Zeit drei Werke von hervorragendem Kunstwerthe auf den Markt, mit denen drei der bedeutendsten Namen unserer Zeit verknüpft sind.

Von actuellem Interesse ist besonders das erste der drei Werke, welches unserm genialen Menzel, dem Bahnbrecher einer neuen Kunst gewidmet ist, der demnächst, am 8. December, seinen 80. Geburtstag feiern wird. Das ist ein Zeitpunkt, der es zur Pflicht macht, die gewaltige Lebensarbeit dieses Meisters, der noch als Greis die Frische und Schaffenskraft eines Jünglings offenbart, auch weiteren Kreisen eingehend vertraut zu machen. Das von der

Digitized by Google

Verlagsanstalt im Jahre 1885 herausgegebene große Menzelwerk ist, da es nur in einer Auflage von 350 Exemplaren hergestellt war, natürlich auf einen sehr engen Kreis beschränkt geblieben. Die vorliegende Ausgabe, die in eleganten Bande 40 Mk. kostet, wird dem Mangel abhelfen. Sie schildert die ganze künstlerische Thätigkeit Menzels in Wort und Bild. Der Text rührt von Max Jordan her, der, nachdem er kurz die ersten künstlerischen Aeußerungen des frühreifen Knaben besprochen, ausführlich jene epochemachenden Leistungen Menzels würdigt, durch die er das Zeitalter Friedrichs des Großen zu neuem Leben erweckte, durch die er das Verständniß für den großen König und seine Zeit so ungemein gefördert hat, so daß jene Werke nicht nur im rein künstlerischen Sinne reformirend gewirkt haben.

In ebenso klarer, einfacher, anziehender Darstellung, wie Jordan diese Periode schildert, in der der Genius des Künstlers, anfangs von einer unentwickelten Illustrationstechnik beengt, dann auch deren Vervollkommnung mit fördernd, machtvoll zum Durchbruch kam, führt er uns auch die weitere Entwicklung vor, in der sich der Meister der künstlerischen Wiedergabe der gegenwärtigen Wirklichkeit zuwandte — Das Werk ist reich und glänzend ausgestattet, mit 31 ausgezeichneten ganzseitigen Lichtdruckbildern und 106 Textillustrationen geschmückt. —

Die Neue Folge der „Zeitgenössischen Bildnisse“ von Franz von Lenbach — deren erster Band vor nahe 10 Jahren erschienen — bietet nach einer, vom Künstler selbst getroffenen Auswahl eine Auslese des Bedeutendsten, was Lenbach im letzten Jahrzehnt geschaffen: 40 Portraits zumeist von berühmten Persönlichkeiten; darunter: König Albert von Sachsen, der Prinzregent von Bayern, Papst Leo XIII., Fürst Ferdinand von Bulgarien, Fürst Bismarck (2 Mal), Fürst Hohenlohe, Graf Moltke, H. v. Bülow, Richard Wagner, Joh. Strauß, Georg Ebers, Richard Voß, Herm. Lingg, Schweninger, H. v. Helmholtz, Reinh. Begas, Lenbach mit Kind; Marcella Sembrich, Lillian Sanderson. Das Bildniß der Letzteren beweist, wie das der Gräfin Görtz und der Madame C., daß der Künstler, obwohl er sich nicht des Rufes eines speciellen Damenmalers erfreut, dem weichen weiblichen Schönheitsreiz ebenso gerecht zu werden vermag, wie männlicher Willensstärke und Intelligenz. Den Beschluß macht ein reizendes Bildniß des Töchterchens des Künstlers: Marion Lenbach. Ueber Lenbachs Charakterisirungskunst, die uns mit so überzeugender Kraft den Wesensgehalt jeder Persönlichkeit in ihrem Antlitz zum Ausdruck zu bringen vermag, brauchen wir uns hier des Weiteren nicht auszulassen. Diese zeitgenössischen Bildnisse, welche uns hier in prächtigen Photogravüren in Großfolioformat angeboten werden, haben in der That neben ihrer hohen künstlerischen Bedeutung den Werth von Documenten zur Zeitgeschichte.

Nur einen kurzen Hinweis können wir hier dem Werke über Richard Wagner von Chamberlain, widmen, von dem uns zur Zeit nur die erste Hälfte vorliegt, und auf das wir noch eingehender zurückkommen werden. Das von einem gründlichen Wagnerkenner und begeisterten Wagnerverehrer herrührende vornehm ausgestattete und mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Werk bringt viel bisher Unbekanntes, das der Herausgeber zum großen Theil den von Frau Cosima zur Verfügung gestellten Schätzen aus Villa Wahnfried verdankt. Hier soll auch zum ersten Male ein vollständiges Verzeichniß der Werke Wagners geboten werden. Das Werk wird 24 Mk., gebunden 30 Mk. kosten. —l—

Baroneß Dr. Roman von F. Freiherr von Dinklage (Hans Nagel von Brawe). Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Wie schon der Titel errathen läßt, ist die Heldin des Romans eine junge, schöne Baroneß, Doctor medicinae und erfüllt diesen Beruf, zu dem sie sich durchgerungen, nachdem ihre Herzensangelegenheiten durch eine Verkettung mißlicher Umstände Schiffbruch gelitten, im segensreichsten und edelsten Sinne. Der Verfasser documentirt sich in seinem Werke als ein Vorkämpfer der Frauenbewegung und Anwalt derjenigen, die für die Zulassung der Frauen zu den gelehrten Berufen plaidiren; es geschieht dies in durchaus nicht lehrhafter Weise, er versucht nur am Beispiel zu überzeugen, und wenn er seiner Heldin Worte in den Mund legt, welche seine Parteinahme für diese viel umstrittene Frage bethätigen, so fügt sich Rede und Gegenrede ohne Aufdringlichkeit in den Rahmen der Erzählung. Nur die Basis, auf welcher die Verwicklung sich aufbaut, die das Herzensbündniß der Baroneß in einer Katastrophe enden läßt, erscheint uns ziemlich künstlich

Digitized by Google

construirt, hier wirken Zufälligkeiten mit, die aufgeklärt werden müßten, und daß sie nicht aufgeklärt werden, ist unglaubhaft und unnatürlich. —

Die Begeisterung des Verfassers für den Prinzen Friedrich Karl, welcher er in seinem Roman den lebhaften Ausdruck verleiht, kann der Leser willig in den Kauf nehmen, wenn auch die Gestalt des Prinzen in recht losem Zusammenhang mit dem Gang der Handlung steht und wohl nur aus besonderer Sympathie des Autors mit hinein verflochten worden ist. mz.

Via passionis. Lebenslieder von Hermine von Preuschen. Verlag von Carl Reißner, Dresden und Leipzig.

„Via passionis" zeigt, wie die unter dem Titel „Regina vitae" früher erschienenen Gedichte dieser hochbegabten Schriftstellerin, das gleichsam impulsive Fortklingen desselben wehmüthigen Grundgedankens, der Sehnsucht nach Glück, des schmerzlichen Gefühls seelischer Vereinsamung als Leitmotiv. Nicht die Blume beglückender Liebe — die Rose — sondern die wildwuchernde Blüthe der Leidenschaft, der rothe Mohn ist das Sinnbild dieses schnell schlagenden, glühenden Frauenherzens: „Und wieder flammt vor meinem trüben Blick — Der rothe Mohn! — Der rothe Mohn — Und spottet meines Leids — Und mahnt an jeden ungeküßten Kuß — Und mahnt an all die ungelöschte Gluth — Und mahnt an meiner Seele tiefste Qual — Der rothe Mohn!"

Bei der Betrachtung einer vom Trödler gekauften schadhaften, alterthümlichen Uhr, welche nach ihrer Restauritung täglich eine Stunde vorgeht, ruft sie aus: „Ich aber kann ihr tolles Thun begreifen, — Ist sie doch wie ein krankes, müdes Herz — Dem noch ein Glück genaht in zwölfter Stunde — Und das darum nun Alles, was es je — Versäumt in jahrelanger Oede, möchte — Mit wilder Pulse ungestümen Schlägen — Einbringen ꝛc."

Es ist daher begreiflich, daß in den vorliegenden Gedichten nicht die Windstille der Zufriedenheit, sondern der Sturm des Verlangens und des Widerspruchs vorherrscht, Ruhm und Liebe sind zuweilen der Dichterin nur Wahn und Traum, Wellenschaum und Meereskleuchten. Sie hält alles Glück für ein Phantom, und in ihrer Seele ist ob der armen, menschlichen Gefühle, ob des zaghaften, kleinen Ringens ein Lachen wie jenes Lachen der gestürzten Engel, die all der weiten Schöpfung Geist begreifen und doch sich bäumen wider ihren Herrn; aber sie kommt auch wieder zu einer versöhnlichen Lebensauffassung und schließt das Gedicht „Aufruhr" mit den Worten: „Dein ist die Liebe und ihr Wunderglauben. — Wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben — Lach Deines Schwurs, des thöricht-sehnsuchtstauben, — Laß keinen Tag des Glücks Dir ferner rauben — Aus diesem armen, kurzen Menschenleben." —

Sie erinnert sich daran, daß sie noch Flügel hat, die sie emportragen ob allen Wust und alle Qualen des Alltags in die reinen Lüfte, darin allein ihr Genius wirkt und lebt. Daß aber der Dichterin auch sanftere, harmonische Töne zu Gebote stehen, beweisen die tiefempfundenen Lieder, in denen sie ihre Liebe und ihre Mutterliebe ausklingen läßt. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allers, C. W., Unser Bismarck. Lieferung 12. 13 (Schluss.) Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft.

Ambrosius, J., Gedichte. Herausgegeben von Karl Schrattenthal. Dreizehnte Auflage. Mit Portrait und Abbildung des Wohnhauses der Dichterin. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer.

Augusti, Brigitte, in gutem Geleit. Ein Denk- und Merkbüchlein für alle Tage des Jahres zusammengestellt u. ihren jungen Freundinnen gewidmet. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Baas, J. H., Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Mit zwei Abbildungen. Berlin, Friedrich Wreden.

Bähr, O. Dr., Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild. Zweite Auflage. Kassel, Max Brunnemann.

Beer, M., Bekehrt. Schwank in zwei Akten. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Berger, J., Unter den modernen Landsknechten. Bilder und Skizzen aus dem Soldatenleben der französischen Fremdenlegion. Braunschweig, Albert Limbach.

Bismarck's Mahnworte an das deutsche Volk. Zusammengestellt und erläutert von Dr. Hans Blum. Erlangen, Verlag von Palm und Enke (Carl Enke).

Blanck, Carl, Gedichte. Zürich und Leipzig. Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz".

Blum, H. Dr., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Band V—VI. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Böhlau, H., Der Rangirbahnhof. Roman. F. Fontane & Co.

Busse, C., Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger.

— Träume. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Digitized by Google

Claar, E., Königsleid. Drama in fünf Acten. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Cyon, E. de, La guerre ou la paix? Lausanne, B. Benda.

— Histoire de l'Entente Franco-Russe 1886—1894. Documents et souvenirs. Avec un portrait de Katkof. Deuxième édition. Lausanne, B. Benda.

Dahn, F., Chlodovech. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Dante Alighieri, La Divina Commedia. Riveduta nel testo commentata da G. A. Scartazzini. Milano, Ulrico Hoepli.

Deutschlands Ruhmestage 1870—71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lieferung 2—5. Rathenow, Max Babenzien.

Düntzer, Heinrich. Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (V. W. Esche).

Duimchen, Th., Aus altem Hause. Roman. Leipzig, Robert Friese (Arth. Cavael).

Ertl, E., Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben. Jena, Hermann Costenoble.

Eschricht, E., Unter dunklen Menschen. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Evers, F., Deutsche Lieder. Berlin, G. Grote.

Falke, G., Landeu und Stranden. Zwei Bände. Berlin W., Verein für Freies Schriftthum.

Felsing, Otto. Streifzüge durch die Theaterwelt. Dresden. Dresdener Verlagsanstalt (V. W. Esche).

Flodaitto. Durch Dahome. Ernste und heitere Erlebnisse, Reise- und Jagdabenteuer. Mit sechs Tonbildern von Johannes Gehrts. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Fontane, Th., Effi Briest. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Kunst und Gunst. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Frapan, I. Flügel auf! Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

— I. Querköpfe. Hamburger Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Frieberger, G., Der letzte Flittertag. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

**Giesebrecht, W. von, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. VI. (Schluss-) Band. Die letzten Zeiten Kaiser Friedrichs des Rothbarts. Herausgegeben und fortgesetzt von B. von Simson. Leipzig, Duncker & Humblot.

Grünberg, V., Drei Novellen. Brünn, Karafiat & Sohn.

Hillern, W. v., Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des 13. Jahrhunderts. 4. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.

Hirschfeld, Georg. Der Bergsee. Dresden, Verlag von Georg Bondi.

Höcker, Oskar. Im Zeichen des Bären. Culturgeschichtliche Erzählungen aus Berlins Vergangenheit. Deutschlands Jugend gewidmet. Mit vielen Abbildungen von A. von Rössler. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Hofmann, Else, Müller-Liesel. Eine Erzählung für erwachsene Mädchen. Mit einer Heliogravüre. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Hosäus, W., Gedichte. Dessau, C. Dünnhaupt.

Ignotus, Die Kreuzzeitungs-Politik und die Aera Hammerstein-Stöcker. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Ingram, J. K., Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Rechtmässige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Jacobowski, L., Aus Tag und Traum. Neue Gedichte. Berlin, S. Calvary & Co.

Klitscher, G., Von Weibes Herzen. Zwei Novellen. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. von Karl Schneidt. II. Jahrgang. No. 53—57. Berlin, W. Hugo Storm.

Kruse, H., Nero. Trauerspiel in fünf Aufzügen, Leipzig, S. Hirzel.

Leliwa, Graf, Russisch-polnische Beziehungen. Ein Abriss. Autorisirte Uebersetzung von Arthur C. Arnold. Leipzig, E. L. Kasprowicz.

Le Monde Moderne. Revue Mensuelle Illustrée. 1895. Nov. Paris, A. Quantin.

Lenz, O., Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.

Lindau, R., Aus China und Japan. Reise-Erinnerungen. Berlin, F. Fontane & Co.

Lindenberg, P., Kaiser Friedrich als Student. Mit unveröffentlichtem Material aus dem Nachlasse Kaiser Friedrich's, einem Titelbild und 16 Abbildungen, autographischen Blättern etc. Berlin, Ferd. Dümmler.

Marholm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter. Wien und Leipzig Verlag der „Wiener Mode".

— Zwei Frauenerlebnisse. Novellen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Meinecke, G., Kreolische und märkische Geschichten. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag. (G. Meinecke.)

Meinhardt, A., Münen. Moderne Zwiegespräche. Berlin, Gebrüder Paetel.

Meissner, Dr. L., F., Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt. 1. Heft. Aus der Zeit der Babenberger. Wien, Verlag der litterarischen Gesellschaft.

Meyer's Reisebücher. Rom und die Campagna. Von Dr. Th. Gsell Fels. Vierte Auflage. Mit 5 Karten, 47 Plänen und Grundrissen, 63 Ansichten. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Müller, V., Der Bau des Reichs-Gerichts zu Leipzig. Eine Schilderung des Baues und seiner Einzelheiten, zugleich ein Führer durch seine Räume. Mit 5 Illustrationen, 2 Plänen und dem Bildniss des Erbauers. Berlin, Georg Siemens.

Nassen, J., Heinrich Heine's Familienleben nebst einer Heine-Litteratur. Fulda, Fuldaer Actiendruckerei.

Neumayr, Prof. Dr. Melchior, Erdgeschichte. Zweite Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Victor Uhlig. Zweiter Band. Beschreibende Geologie. Mit 495 Abbildungen im Text, 10 Farbendruck- und 6 Holzschnitttafeln, sowie 2 Karten, von Th. Alphons, F. Dotzauer, F. Etzold, E. Heyn, H. Kaufmann, O. Peters, K. Poschinger, E. von Ransonnet, O. Schulz, A. Swoboda u. a. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Nemmersdorf, F. v., Aus gärender Zeit. Eine Studie aus dem Leben. Stuttgart, Dr. Foerster & Cie.

Niemann, A., Der Agitator. Roman. 2 Bände. Dresden, Leipzig & Wien, E. Pierson.

Niemann, J., Die Ulrichsquelle. Roman. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, Carl Reissner.

Nietzki, Dr. M., Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin, Mitscher & Röstell.

Padberg, A. v., Haussprüche und Inschriften in Deutschland, in Oesterreich und in der Schweiz. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Passarge, R., Gedichte. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Petri, J., Rothe Erde. Aus seinem Nachlass herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Pflugk-Harttung, Dr. J. v., Krieg und Sieg 1870—71. Mit vielen Abbildungen. Berlin, Schall u. Grund.

Pfungst, A., Dr., Wer soll der „Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur" beitreten? Vortrag. Berlin, Ferd. Dümmler.

Preyer, W., Darwin. Sein Leben und Wirken. Mit Bildniss. (Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 19. Band). Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Pröll, K., Am Seelentelephon. Neue Kurzgeschichten. Berlin, Hugo Storm.

Ranzoni, E., Das Schöne und die bildenden Künste. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Raphaels. J., Künstlerische Photographie. Düsseldorf, Ed. Liesegang.

Reform, Ostdeutsche, Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrgang N. 19—20. Königsberg i. P., Braun und Weber.

Rogge, D. B., Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus den Kriegsjahren 1870/71. Mit vier Karten. Hannover, Carl Meyer. (Gustav Prior.)

Friedrich Rückerts Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Ludwig Laistner. Erste Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Schmitt, Ch., Alsaticher. Zweite vermehrte Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs.

Schnackenburg, J., Lose Blätter. Mit farbigem Titelblatt von M. Höpffner. Leipzig, Alfred Janssen.

Schultze, Dr. S., Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas. Einige Capitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Halle a. S., C. A. Kämmerer & Co.

Schuster, R., Der Menschenfreund. Trauerspiel in vier Acten. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg. Schifffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen u. Karten. Lieferung 16—20. Wien, A. Hartleben.

Sienkiewicz, H. Das Urtheil des Zeus und andere Novellen. Autoris. Uebersetzung von Helena Majdańska. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Spandow, Ph., Von Ihr und mir. Berlin, E. Kantorowicz.

Stökl, Helene, Feierstunden der Seele. Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz und Geist. Mit Titelbild. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Stössel, Alfred, Brandung. Novelle. Leipzig, Verlag von Robert Friese Sep.-Cto.

— Freunde. Roman. Leipzig, Robert Friese Sep.-Conto.

Strasburger, E., Streifzüge an der Riviera. Berlin, Gebrüder Paetel.

Stubenrauch, E., Pflug und Laute. Dichtungen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Suttner, A. G. v., Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. Dresden, Leipzig & Wien, E. Pierson.

Teichert, A., Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. München, Carl Rupprecht.

Thiel, P. J., Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. Neue verm. Auflage. Elberfeld, Selbstverlag.

Tovote, H., Heisses Blut. Novellen. Berlin F. Fontane & Co.

Trandt, V., Auf einsamem Pfad. Gedichte. Zweite verm. Auflage, Zabern i. E., A. Fuchs.

Vallès, J., Vingtras junge Leiden. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Karl Schneidt. Berlin, Verein für freies Schriftthum.

Verzeichniss des Antiquarischen Bücherlagers von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung Nr. 178 (Litteraturgeschichte. Biographien.) Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchh.

Villamaria, Titelios. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Volbehr, Dr. Th., Goethe und die bildende Kunst. Leipzig, E. A. Seemann.

Voss, Georg Dr., Die Frauen in der Kunst. Berlin, Richard Taendler.

Vrchlicky, J. v., Gedichte. Ausgewählt und übersetzt von Friedrich Adler. Mit dem Bildniss des Dichters. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Die Waffen nieder! Monatsschr. zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von B. Suttner, 10. Jahrgang, N. 8—9. Dresden, E. Pierson.

Die Wahrheit. Halbmonatschrift zur Verfolgung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausg. von Ch. Schrempf. V. Band N. 1. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff).

Weichelt, H. Dr. phil., Hannoversche Geschichten und Sagen. Erster Band. Norden, Diedr. Soltau.

Weigel, A., Antiquariats-Katalog Nr. 20—21. Quellen- und Sammelwerke. Volksthümliche Litteratur, Cultur- und Sittengeschichte. Leipzig, A. Weigel.

Wertheimer, E., Pensées et Maximes. Traduction de Marcellin. Bon Grivot de Grandcourt. Lettre-Préface de François Coppée de l'Académie Française. Paris, Paul Ollendorff.

Wichert, E., Anderer Leute Kinder. Zwei Novellen. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Wolters, Wilhelm, Ach, wenn Du wärst mein eigen. . . . Erzählung. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (V. W. Esche).

Wychgram, Dr. J., Schiller dem deutschen Volke dargestellt. Ein neues Standwerk über den Lieblingsdichter des deutschen Volkes für das deutsche Volk. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Portraits und Autographen. Lieferung 13—16. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Zapp, A., Ein Lieutenant a. D. Roman. Dresden Leipzig & Wien, E. Pierson.

Deutsche Zeitschrift für Ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Erster Jahrgang. Heft I. Leipzig, R. Voigtländer.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 107. Band, 1. Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

***, Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholicismus. Leipzig, Friedr. Jansa.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Litterarischer

Weihnachts-Anzeiger

von

Nord und Süd.

1895.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Verlag von Hermann Gesenius in Halle.

Gediegenste Festgabe für den Weihnachtstisch.

Blüten und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Dreißigste, völlig neu bearbeit. Auflage. Pracht-Ausgabe in Quart-Format. Mit 20 Bildern in Holzschnitt nach Originalzeichnungen von Ferdinand Leeke und J. G. Fülhaas. In Prachtband gebunden Mk. 10.–.

„Von allen Anthologien, die wir kennen, hat diese das meiste Glück gemacht und nicht mit Unrecht." (Deutsche Rundschau.)

„Schön im Äußern, ist es ernst von Gehalt. Sorgsam gesichtet, vereinigt es die schönsten Blüten der deutschen Lyrik von Goethe und Schiller bis zur Gegenwart in einer Auswahl, welche nicht nur auf das subjektiv Schönstbefundene, sondern auch auf das für jeden Dichter besonders Charakteristische Bedacht nimmt. (Johanniter-Wochenblatt.)

Die v. Leinburg'schen Uebertragungen der Werke der
drei größten nordischen Dichter

Esaias Tegnér, A. Oehlenschläger und H. C. Andersen

sind die vorzüglichsten, die jemals in deutscher Sprache erschienen sind:

Tegnér, Esaias, Die Frithjofs-Sage.

Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Sr. Majestät dem König Oscar II. von Schweden und Norwegen zugeeignet. Einzige, sowohl durch die goldene Medaille der Schwedischen Akademie, als durch die große goldene Medaille „literis et artibus" Sr. Majestät des Königs von Schweden und Norwegen belohnte Nachdichtung der Frithjofssage.

15. Auflage (mit Erläuterungen). Preis Mk. 4.— gebunden.

Die Frithjofs-Sage ist lange, lange Zeit das Lieblingsbuch unserer gereiften Jugend gewesen, und was die Jugend liebt, das veraltet nie. Wer ihr auch fernerhin dies kostbare Juwel in die Hand giebt, der bewirkt, daß reiner Glanz die jungen Seelen durchstrahlt, der schafft ein Gegengewicht dem ideal-vernichtenden Alltagslärm, dem materialistischen Streben dieser Zeit, und wirkt so für sein Teil redlich an der Gesundungsarbeit mit. (Deutsche Warte.)

Oehlenschläger, A., König Helge.

Eine Nordlands-Sage. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Sr. Majestät dem König Christian IX. von Dänemark zugeeignet. 1. Teil: Helge 2. Teil: Yrsa. 3. Teil: Hroar. 3 Teile in 1 Band geb

5. Auflage. Preis Mk. 8.75 gebunden.

Neben der Frithjofs-Sage ist Oehlenschlägers König Helge gleichsam unberühmt geblieben, gewiß mit Unrecht. Diese Schöpfung ist nicht minder poesievoll als Tegnérs liebliche Dichtung, aber sie ist großartiger, von gewaltigerer Wucht. Durch Oehlenschlägers Romanzen brausen menschliche Leidenschaften wie Sturmwind. Die Menschen Oehlenschlägers sind die Menschen der germanischen Vorzeit, wild und groß wie sie, unersättlich in Liebe und Haß wie sie. Das alte Meer rauscht vor uns auf, Aegir mit seinen Wasserfrauen bevölkert die Fluten, die Kiele der Wikingschiffe durchschneiden sie, des alten Recken Sang und Kriegsruf schallt in unser Ohr. Da ist Alles Leidenschaft, Leben, Bewegung, und plötzlich steigen aus dieser gewitterschwangeren Tragödie südlich farbenheiße Blumen empor, voll berauschenden Duftes, voll dichterischer Pracht. (Deutsche Warte.)

Andersen, H., C., Märchen.

40 der schönsten Märchen, übersetzt von Gottfried von Leinburg. **4. Auflage.** Preis Mk. 3.— gebunden.

Andersens Märchen haben uns Alle erfreut und entzückt, und noch viele Generationen nach uns werden ihre Lust daran haben. Wer kennt diese schalkhaften und sinnreichen Geschichten nicht, deren eine, die vom König im Hemde, Ludwig Fulda den Stoff zu seinem schillerpreisberühmten „Talisman" gab! Leinburg erzählt sie den deutschen Kindern in so edler, schöner Sprache, und sein Dichtergemüt leuchtet selbständig überall in ihnen auf, daß wir nur wünschen können, Andersen würde bei uns genau so populär, wie er es in seiner engeren Heimat ist. (Deutsche Warte.)

Ein Schatz für jedes Haus sind diese Bücher, nicht allein, weil sie echt deutschen Geist atmen, sondern weil sie auch an dichterischer Größe turmhoch über den meisten Darbietungen der Neuzeit stehen.

Charles Dickens (Boz) ausgewählte Romane.

Deutsch von A. Scheibe.

Neue Ausgabe ohne Illustrationen.
Fünfzehn Bände
in fünfzehn Leinenbände gebunden.
Preis jedes Bandes Mk. 1.60.
Band 1—4: **David Copperfield.** Band 5 und 6: **Oliver Twist.** Band 7—10: **Bleakhaus.** Band 11—14: **Die Pickwickier.** Band 15: **Harte Zeiten.**

☞ Bei Abnahme sämtlicher 15 Bände statt Mk. 24.— für Mk 22.40

Illustrierte Ausgabe.
In 8 elegante Leinenbände gebunden.

David Copperfield.	In 2 Bände gebdn.	Mk. 9.—
Harte Zeiten.	In 1 Band gebunden	Mk. 4.—
Oliver Twist.	In 1 Band gebunden	Mk. 5.—
Bleakhaus.	In 2 Bände gebunden	Mk. 9.—
Die Pickwickier.	In 2 Bände gebunden	Mk. 9.—

☞ Bei Abnahme der sämtl. 8 Bände in eleg. Leinenband gebunden statt Mk. 36.— für Mk. 32.—.

Eine als mustergültig anerkannte, dem Original möglichst gleichkommende, vor allen Dingen auch vollständige Uebertragung, guter deutlicher Druck (unter Vermeidung der oft sinnentstellenden Druckfehler) auf gutem, satinirtem Papier und billiger Preis dürfen als Vorzüge dieser Ausgaben hervorgehoben werden.

Müßige Gedanken eines Müßigen. Von **Jerome K. Jerome.** Deutsch nach der **132. Auflage** des englischen Originals von Julius Kaulen. Einzige autorisirte Ausgabe. Eleg. gebunden Mk. 2.50.

„Uebersetzer und Verleger haben sich unbestreitbar ein Verdienst dadurch erworben, daß sie dieses Werk weiteren Kreisen zugänglich machten. Man wird gestehen müssen, daß man selten eine solche Fülle geistreicher und origineller Gedanken in der modernen Litteratur vorfindet, die zugleich in ein so gefälliges Gewand humoristisch-satirischer Plauderei gekleidet sind." (Elberfelder Zeitung.)

METHODE HAEUSSER.

Selbstunterrichtsbriefe
zur Erlernung moderner Sprachen

unter Mitwirkung von deutschen und ausländischen Fachmännern nach eigener Methode bearbeitet

von

Professor E. HAEUSSER.

ENGLISCH.

Verfasst von Professor E. Haeusser und Oberlehrer Dr. R. Kron unter Mitwirkung von Christopher Darling, B. A. (Lond.)

Vollständig in 27 Briefen. Preis in Mappe: **20 Mark.**

FRANZÖSISCH.

Verfasst von Professor E. Haeusser und Oberlehrer Dr. R. Kron unter Mitwirkung von mehreren gebildeten Franzosen.

Vollständig in 32 Briefen und zwei Supplementen. Preis in Mappe: **25 Mark.**

Hieraus apart: **Guide épistolaire.** Anleitung zum Briefschreiben. Verfasst vom Oberlehrer Dr. R. Kron. Preis 1 **Mark.**

Französisches Fachsupplement für Heer und Marine

bearbeitet unter Mitwirkung von Offizieren. 2 Briefe je 1 **Mark.**

ITALIENISCH.

Verfasst von Professor E. Häusser unter Mitwirkung von Professor C. V. Giusti in Florenz.

Vollständig in 24 Briefen. Preis in Mappe: **18 Mark.**

RUSSISCH.

Verfasst von Professor E. Häusser und Dr. J. Raikin aus Cherson.

Vollständig in 32 Briefen und 3 Supplementen. Preis in Mappe: **26 Mark.**

Russisches Fachsupplement für Heer und Marine

bearbeitet unter Mitwirkung von Offizieren. 2 Briefe je 1 **Mark.**

SPANISCH.

Verfasst von Professor E. Haeusser unter Mitwirkung von Eduardo Kirchner, Professor am Lyceum in Barcelona.

Vollständig in 25 Briefen. Preis in Mappe: **19 Mark** Einzeln bezogen: 1. (Probe-) Brief **50 Pf.**, 2. Brief und folgende je 1 **Mark.**

Le Petit Parisien
Pariser Französisch.

Ein Fortbildungsmittel für diejenigen, welche die lebendige Umgangssprache auf allen Gebieten des täglichen Verkehrs erlernen wollen.

Nebst einer Anweisung zum Studium und einem systematischen Dialogisierungsschema.

Verfasst von **Dr. R. Kron.**

Eleganter Leinwandband mit Rotschnitt 1 **Mark 90 Pf.**

J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Digitized by Google

Jeder lese das Echo

Der fern der Heimat und in überseeischen Ländern Fühlung mit dem alten Vaterlande sucht —

Der im In- oder Auslande mit Berufsgeschäften überhäuft, sich kurz und schnell von dem Gange der Weltbegebenheiten unterrichten will —

Der im In- oder Auslande weder Zeit noch Neigung hat, täglich eine grosse politische Zeitung zu lesen —

Der im In- oder Auslande abseits auf dem Lande wohnt und neben einem kleinen Localblatte einer ergänzenden Zeitungslectüre bedarf,

Das Echo *bringt allwöchentlich in unterhaltender Form Berichte politischen, wirthschaftlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Inhalts über alle Vorgänge, welche sich in Deutschland und im Auslande abspielen.*

Das Echo *ist* **kein** *Parteiblatt, sondern es lässt die interessantesten Stimmen aller Parteien zu Worte kommen.*

Das Echo *bringt in jeder Nummer ein bis zwei abgeschlossene Novelletten, Erzählungen u. s. w. aus der Feder bewährter, zeitgenössischer Schriftsteller.*

Das Echo *bringt in der Rubrik Handel eine Gesammt-Wochenübersicht des internationalen Geld- u. Waarenmarktes und interessante Fragen vom Weltmarkte.*

Das Echo *bringt ein fachmännisch redigirtes und illustrirtes „Industrielles Echo", welches über alle neuen und interessanten Vorgänge und Neuerungen auf dem Gebiete der Technik und Industrie unterrichtet.*

Redaction: Hugo Herold. Geschäftsleitung: Max Pechstein.

Das Echo **Organ der Deutschen im Auslande, betrachtet es insbesondere als seine Aufgabe, dem Leben und Treiben der Deutschen im Auslande die liebevollste Aufmerksamkeit zuzuwenden.** Es wird daher jeder

Deutsche im Auslande gebeten, seine Adresse

der Verlagsbuchhandlung **J. H. Schorer A. G. in Berlin W., Potsdamerstrasse 27 a,** gefl. anzugeben, damit dieselbe Gelegenheit hat, eine **Probe-Nummer umsonst und portofrei zu übersenden.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungs-Spediteure in Deutschland zum Preise von 3 Mark vierteljährlich entgegen; in den übrigen Ländern zu den landesüblichen Preisen.

* * * * * Direct von der Verlagsbuchhandlung * * * * *

J. H. Schorer A. G. in Berlin W., Potsdamerstrasse 27 a,

unter Kreuzband bezogen, kostet *„Das Echo"* vierteljährlich 4 Mk. 50 Pf., halbjährlich 9 Mk., ganzjährig 18 Mk. Bei Versendung unter Streifband empfiehlt es sich, möglichst ganzjährige Abonnements aufzugeben.

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden, und wird „Das Echo" vom Tage der Bestellung ab gegen Einsendung des entfallenden Betrages auf beliebig lange Zeit direct vom Verlag oder durch jede Buchhandlung geliefert.

Der bekannte Weltreisende *Otto E. Ehlers* schreibt in der Täglichen Rundschau 1895 auf Seite 443 in seinem Artikel: „Aus dem fünften Welttheile Australien-Neuseeland":

„Das jedem Deutschen im Auslande unentbehrliche Echo".

Ein Probe-Abonnement für December liefern für **1,00 Mk.** *sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten.*

Digitized by Google

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.
Soeben erschienen:

Peter Rosegger:
„Der Waldvogel".
Neue Geschichten aus Berg und Thal.

Mit einem Titelbilde von A. Mailick.
Broschirt ℳ. 4.—, elegant gebunden ℳ. 5.—

Mit jedem neuen Buche möchte die Zahl der Verehrer des gottbegnadeten Waldpoeten. — Auch dieses Buch wird wie das im vorigen Jahre zu gleichem Preise erschienene

„Als ich jung noch war."
Neue Geschichten aus der Waldheimat.
Zweite Auflage.

ihm neue Freunde gewinnen.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn
Kleine Romane aus der Völkerwanderung
Bd. VIII.
Chlodovech (n. 481—511).
Preis Mark 6.—, gebunden Mark 7.—

In dieser Erzählung wollte der Verfasser ein wahrheitgetreues Spiegelbild der Vorzüge und der Fehler des damaligen Frankenthums darstellen, wie sie nach der geschichtlichen Ueberlieferung in jenem König gipfeln. Zugleich wurde die seelenforscherische Erklärung dieser oft befremdenden Gestalt versucht. Der Gegensatz und die Mischung von Christenthum und Heidenthum bildet den Hintergrund, wie der ganzen Zeit, so jenes bösartigen aber genialen Helden und Herrschers.

Neuigkeiten dieses Jahres

aus dem Verlage der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Auf den Stufen zum Thron.
Historischer Roman
von **Gregor Samarow.**
(Oscar Meding.)

2 Bände. 42 Bogen 80
Geh. Mk 10.—; geb. Mk. 12.—

Der theils am Hofe des ersten Königs von Preußen, theils am Hofe Wilhelm's III. von England spielende Roman ist in seiner geschickten Verbindung von historischer Wahrheit mit freier Dichtung ein das höchste Interesse erregendes Werk, dessen Handlung in der fortwährenden Fülle der Begebenheiten äußerst spannende Situationen bietet. Vortrefflich gezeichnet Samarow's Roman den Geist der Zeit, in der die Geschichte sich zutrug, wieder, und die Schilderung der historischen Persönlichkeiten wie auch der Staffage ist treu und lebendig.

Malchow.
Oberschlesischer Roman
von
Martin Bauer.

2 Bde. 37 Bgn. 80. Geh. Mk. 9.—; gebunden Mk 11.—

Auch in diesem Roman Bauer's der seinen Schauplatz in Oberschlesien hat und ebenso die Kreise der adligen Gutsbesitzer wie der oberschlesischen Landmagnaten mit lebendiger Wahrheit schildert, tritt der Schwerpunkt in der vortrefflich durchgeführten Charakteristik der Hauptpersonen, mit welcher Sorgfalt der Verfasser die Lösung aller Verhältnisse anstrebt, wie er jeden Leichtsinn des Romans vermeidet, zeugt für den feinen Takt des Autors, der überall das Richtige trifft. Der Leser wird sich mit Interesse in die Lösung der verschlungenen Fäden vertiefen, die Schilderung der Hauptcharaktere zu den feinsten Leistungen der Neuzeit rechnen.

Moderne Rippes.
Von **Max Viola.**

1 Band. 10 Bogen 80. Geheftet Mk. 4.—; gebd. Mk 5.—.

Decadence! Mit diesem Worte, das den Titel einer der in diesem Buche vereinigten Skizzen bildet, kann man das weitere um fürzesten charakterisiren. Der Verfasser von „Zweierlei Liebe" schildert in diesen pikanten Novelletten die moderne Gefühlsart in ihrer Blasirtheit, in ihrer moralischen und objectiven Entartung, und zwar lediglich vom Standpunkte des objectiven Beobachters, nicht des reflectirenden Moralisten. Titel „Rippes" lassen sich den bewunderten Leistungen der Franzosen auf diesem Gebiete an die Seite stellen.

Zu haben in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

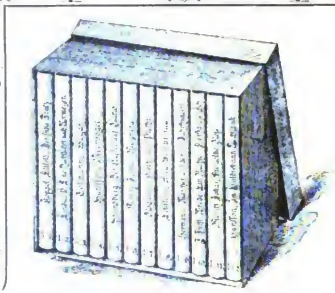
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender, Breslau.

Unterwegs und Daheim

ein Festgeschenk für Gebildete jeden Standes.

Die soeben abgeschlossene I. Serie von 12 Bänden enthält bisher in Buchform noch nicht erschienene Beiträge der hervorragendsten Belletristiker und zwar:

Hoppel-Ellfeld, Fr., „Der süße Fratz." **Lindau, P.**, Eine Yachtfahrt nach Norwegen. **Oelmann, H.**, Hagar. **Hanssen, O.**, Meervögel. **Strindberg, A.**, Der Küster auf Hanö. **Jokai, M.**, Magnetn. **Roquette, O.**, Krethi und Plethi. **Echstein, E.**, Jera Sempronia. **Hermann, H.**, Märchen aus dem neunzehnten Jahrhundert. **Friedrich Fürst Wrede**, Ein Räthsel. Die Gaulle. Ich. **Jokai, M.**, Die gelbe Rose. **Hanssen, O.**, im Baldrebann. Yachtspuk.



12 Bände in besonderem Carton 12 Mk.

12 Bände in besonderem Carton 12 Mk.

Preis pro Band 75 Pf. broschirt, in elegant. Original-Einband 1 Mk.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, ebenso die Verlagshandlung nehmen Abonnements auf „Unterwegs und Daheim" an und senden auf Wunsch Band I. zur Ansicht.

Digitized by Google

Schlesische Buchdruckerei Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender, Breslau.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte
1840 1870

von

Professor Dr. Karl Biedermann.
Vierte (Volks-) Ausgabe.

Dieses weit verbreitete populäre Geschichtswerk des bekannten Historikers erscheint anläßlich der 25jährigen Feier der Begründung des deutschen Reiches als

Jubiläums-Ausgabe
in 12 Lieferungen à 50 Pfennige.

Das „Leipziger Tageblatt" vom 19. November d. J. schreibt:

Selten wird dem Kritiker die Aufgabe, ein Buch zu besprechen, zu empfehlen, so leicht und angenehm; selten konnten wir mit gleich gutem Gewissen zum Kaufe eines Werkes auffordern, umsomehr, als der Preis der Volksausgabe ein bedeutend ermäßigter ist. Wir halten es für unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß weitere Kreise des deutschen Volkes einen wirklichen Hausschatz in diesem Buche gewinnen werden; alle die Vorzüge, die wir bereits als Eigenschaften des klezeren „Leitfadens der deutschen Geschichte" lüzlich erwähnten, fanden wie hier in wenn möglich noch höherem Maße vereint. Es ist ein Volksbuch und doch streng historisch; es ist objectiv und zugleich anregend geschrieben; es schildert eine Zeit, die der Verfasser wie Wenige kennt; es behandelt dieses Thema in der einzig richtigen Weise, mit besonderer Betonung des culturhistorischen Momentes. Eine wichtige Ergänzung — Uebersicht der ersten 25 Jahre des neuen deutschen Reiches — wird als Anhang dieser neuen Ausgabe beigefügt. Zur rechten Zeit, 25 Jahre nach den großen Tagen von 1870/71, wird dies Werk dem deutschen Publicum geboten; möge es daraus lernen! Eine Zeit der deutschen Geschichte, die nicht so glücklich war, lernen wir verstehen, wenn wir Biedermann's Worten folgen; und wir lernen durch sie verstehen die späteren ruhmerfüllten Jahre und jene, die den Siegen folgten.

Dr. Nippold.

**Complet in 2 Bänden geheftet 6 Mark,
fein gebunden 8 Mark.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender in Breslau.

Briefe
eines Vaters an seinen Sohn
nach dessen Abgang auf die Universität.

Von

* * *

Geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 2.—.

„Die Zeit naht heran, da die Jünglinge, welche die akademische Laufbahn einzuschlagen gedenken, sich zum Beziehen der Universität rüsten. Ein neues Leben beginnt für sie, auf das eigene Ich angewiesen und auf Freiheit des Wollens und Handelns gestellt. Wohl ist es gerechtfertigt, wenn da manche Eltern nicht ohne Besorgniß den Sohn scheiden sehen; wenn eine leise Sorge ihr Herz beklillt, ob er in dem freien akademischen Leben sich auch geistig und sittlich bewähren werde. An guten Rathschlägen fehlt es da wohl nicht, aber wie leicht ist Gesagtes vergessen, wie oft schwemmen die Wogen des Lebens die besten Vorsätze weg! Da kommt ein Buch, dessen Verfasser sich nicht nennt, zu gelegener Zeit: „Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität," das von Vätern wie Söhnen seiner Richtung und seinem ganzen Inhalte nach warm zu begrüßen ist. Zuerst spiegelt sich in diesen Briefen, die den Eindruck machen, daß sie aus dem Leben herausgewachsen sind, ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn wider, wie es inniger, schöner und freier nicht gedacht werden kann. Der Vater tritt uns in den Briefen als älterer, erfahrener Freund entgegen, der in denselben nach und nach eine sittlich ernste, aber nicht kleinliche besorgte, eine geistig freie, aber in der Freiheit Maß haltende Lebensauffassung entwickelt, der bei seinem Sohne darauf hinzuwirken sucht, Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung sich zu eigen zu machen, eine idealere Richtung des Denkens und des Handelns zu pflegen und zu üben. Die Briefe, siebzehn an der Zahl, beziehen sich auf die äußeren Seiten des studentischen Lebens, die Berufswahl, den Studiengang, allgemeine geistige Interessen u. s. w. Also der Verfasser da über Bekanntschaften und Gesellschaftsbesuch, über den Bann des Gambrinus, über Duell, Verbindungswesen, Familienverkehr u. s. w. sagt, wird den meisten Vätern aus der Seele gesprochen sein; es beruht eben auf der mit einem großen Theile des Verbindungswesens nicht vereinbaren Ansicht, daß man sich nicht nur Studirens halber auf der Universität aufhalten, sondern wirklich studiren, wirklich arbeiten soll. Daß es auch Verbindungsstudenten aller Art gegeben hat und noch giebt, die sehr fleißig und erfolgreich arbeiten, soll damit durchaus nicht geleugnet werden. Ebenso verrathen die Ausführungen über Pessimismus, über Nietzsche's Philosophie und das Haschen nach Effect, über Sinnliches und Uebersinnliches u. s. w. die Welterfahrung eines Mannes, der durch das Leben mit offenen Augen und empfänglichem Herzen gegangen ist, und der aus dessen Stürmen sich ein freies und edles Wollen gerettet hat. Sei das treffliche Buch den Vätern wie den Jünglingen bestens empfohlen. Eine Befolgung des Gesagten wird diese vor mancher Enttäuschung und vor Reue bewahren."

Straßburger Post.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Rutschke's ausgewählte Gedichte.

Ein patriotisches Liederbuch für alte und junge Krieger.

14 Bog. 8°. Eleg. geheftet Mk. 2.—; fein gebund. Mk. 3.—.

Alle, die des Königs Rock getragen haben und noch tragen, insbesondere aber die ehemaligen Waffengefährten des Verfassers, des Weiteren alle die Kreise, in denen ein lebendiger Patriotismus herrscht, werden die Ausgabe von Rutschke's Liedern gewiß freudig willkommen heißen.

Deutschland.

Ein Sommermärchen von Arthur Stein.

10½ Bogen. Geheftet Mk. 1.50; gebunden Mk. 2.50.

Der Titel der Dichtung, welche Tagesereignisse satirisch beleuchtet, weist deutlich genug darauf hin, daß der Verfasser sich Heines „Wintermärchen" zum Vorbild genommen hat. Man wird ihm das Zeugniß ausstellen, daß er den Heine'schen Ton mit Glück copirt hat. Daß Stein's Satire von dem Cynismus des „unerzogenen Lieblings der Grazien" sich frei hält, wird seinem Werke gewiß nicht zum Schaden gereichen. Die flotten Verse, hinter deren feinem Spott und graziösem Witz unverkennbar sittlicher Ernst und warme Begeisterung sich verbergen und an einzelnen Stellen, den Humor durch ein schwungvolles Pathos verdrängend, offen hervorbrechen, bilden eine überaus unterhaltende und anregende Lectüre, die auch denen einen Genuß bereiten wird, welche die politischen und socialen Anschauungen des Verfassers nicht in allen Punkten theilen.

Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur.

Von Rudolph Lothar.

22 Bogen 8°. Geheftet Mk. 5.—; gebunden Mk. 6.—.

Rudolph Lothar, als phantasievoller und gedankentiefer Poet, insbesondere als Dramatiker längst bekannt, tritt uns in dem vorliegenden Buche als ein ebenso feinfühliger wie gewissenhafter Kritiker entgegen. Seine nach Inhalt und Form gleich hervorragenden Studien gehören zu dem Besten was über den modernen Roman und das moderne Drama Frankreichs und Deutschlands veröffentlicht worden ist.

Weißdornblüthen.

Gedichte von Jean Paar.

7½ Bogen 8°. Geheftet Mk. 2.—; gebunden Mk. 3.—.

Es ist ein Werdender, der mit dieser Gedichtsammlung zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit tritt, aber ein Werdender, dessen Ringen uns mit größerem Interesse erfüllt, als die glatten Nichtigkeiten mittelmäßiger Reife. Es sind nicht die alten, abgedroschenen Klänge, die wir hier vernehmen, nicht die landläufige, einen banalen Inhalt unter einer gelecten Form verhüllende Dilettantenposse ohne Physiognomie; man merkt, daß der Verfasser eine eigene Sprache redet und in seinen Rhythmen ein lebendiger Pulsschlag, das Pochen eines heißen Herzens vibrirt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Als vorzügliche **Festgeschenke** empfehle:

Hohrath, C., Margarete. Eine Erzählung für erwachsene junge Mädchen. (Gebdn. ℳ 4.—.

Liliencron, A. v., Getrennt bis in den Tod. Drei Erzählungen a. d. glorreichen Tagen des deutsch-franzöf. Krieges 1870/71. Gebdn. ℳ 4.—.

Nur selig. Erzählung aus dem Leben v. **A. v. S.** Gebdn. ℳ 4.—.

Hermens, C., Die Werke der Barmherzigkeit. Mit Bildern nach Moritz von Schwind. Elegant cart. ℳ 1.50

Barmen. Hugo Klein (Inh. Jul. Fertz).

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Ein Berliner auf Helgoland
und andere Novellen
von
Friedrich Dernburg.

Geheftet Mk. 5.—; gebunden Mk. 6.—.

Zu bezieh. durch alle Buchhandlung. d. In- u. Auslandes.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Dämmern.
Skizzen
von
Marie von Glaser.

Zweite Auflage

Ein Band. 22 Bogen 8°.

Geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—

Marie von Glaser's Erstlingswerk „Zittergras", von welchem ebenfalls in kurzer Zeit zwei Auflagen erschienen, wurde von der Kritik fast durchgängig als die Gabe eines vertheufungsvollen, eigenartigen Talents begrüßt. Dieses Talent zeigt sich nun erstarkt und vertieft, in seiner Eigenart noch ausgeprägter in dem vorliegenden Buche.

Das Affenmädchen.
Roman
von **Maurus Jokai.**

Ausschließlich ermächtigte Uebertragung von

Ludwig Wechsler.

Ein Band. 15 Bogen 8°.

Geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—

„Giebt es häßliche Mädchen?" Diese Frage, deren Erörterung gewiß auf das Interesse der schönen Leserin rechnen darf, wirft der gefeierte ungarische Dichter in vorliegendem Roman auf, und er beantwortet sie dahin: Es giebt keine häßlichen Mädchen, es kann auch keine geben.

Flammen im Herzen.
Roman von **H. Hermann.**

Ein Band. 26 Bogen 8°.

Geheftet Mk. 5.—; gebunden Mk. 6.—

H. Hermann, als ein echt künstlerische Wirkungen erstrebender Erzähler von eigenartigem Talent bekannt, hat in seinem neuesten Roman ein Werk geschaffen, das hohen poetischen Werth mit ethischem Gehalt vereint und ebenso durch einen idealen Zug den Leser erhebt, wie durch packende Lebenswahrheit in der Zeichnung der Charaktere und der Schilderung der Vorgänge überrascht und fesselt.

Frau Else Bruck.
Roman von **Ola Hansson.**

Ein Band. 14 Bogen 8°.

Geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—

Ein sehr gewagtes Thema ist in diesem Romane mit ebenso viel künstlerischer Meisterschaft wie sittlichem Feingefühl behandelt worden.

Bedeutende Menschen.
Portraitskizzen, Lebenserinnerungen
und
Novellen
von
Elise Polko.

27 Bogen.

Geheftet Mk. 5.—; gebunden Mk. 6.—.

Aus dem eigenen Leben hat die bekannte Verfasserin den Stoff zu dem vorliegenden Buche geholt: Rückschau auf die verflossene Zeit haltend, hat sie die zunächst ihr in's Auge fallenden hellsten Lichtpunkte ihres Seins festgehalten: die Begegnungen mit durch Geist und Charakter hervorragenden Persönlichkeiten. Diese Portraits sind mit dem Herzen aufgenommen und daher wohlgetroffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Werke von Paul Lindau.

Die Gehilfin. Berliner Roman in drei Büchern.
Geheftet Mk. 6.—; gebunden Mk. 8.—.

Hängendes Moos. Roman. (3. Tausend.)
Elegant broschirt M. 6.—; fein gebunden M. 7.—.

Der Mörder der Frau Marie Ziethen. Ziethen oder Wilhelm? Nachwort von Dr. Max Neuda. Mit einem Situationsplan der Elberfelder Oertlichkeiten und einem Grundriß des Ziethen'schen Hauses.
Elegant broschirt M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.

Herr und Frau Bewer. Novelle. 9. Aufl. Mit einem Briefe von Emil Augier an den Verfasser.
Elegant broschirt M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.

Mayo. Erzählung. 5. Auflage.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.

Im Fieber. Erzählung. 3. Auflage.
Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Toggenburg und andere Geschichten.
Elegant broschirt M. 3.—; fein gebunden M. 4.—.

Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.

Vater Adrian und andere Geschichten.
Ein Band. Geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.

Schau- und Lustspiele.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 6.—.

Interessante Fälle. Criminalprocesse aus neuester Zeit.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.

Ueberflüssige Briefe an eine Freundin. Gesammelte Feuilletons. 3. Auflage.
Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände.
Elegant broschirt M. 6.—; fein gebunden M. 8.—.

Dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875—1878. 2 Bände.
Elegant broschirt M. 10.—; fein gebunden M. 12.—.

Nüchterne Briefe aus Bayreuth. 10. Auflage.
Elegant broschirt M. —.75; fein gebunden M. 1.75.

Bayreuther Briefe vom reinen Thoren. „Parsifal" von Richard Wagner. 5. Auflage.
Elegant broschirt M. 1.—; fein gebunden M. 2.—.

Aus dem litterarischen Frankreich. 2. Auflage.
Elegant broschirt M. 5.—; fein gebunden M. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Romane und Novellen.

Ballestrem, Eufemia, Gräfin (Frau von Adlersfeld), **Haideröslein.** Roman. Dritte Auflage.
Ein Band. Geheftet ℳ 4,—; gebunden ℳ 5,—

Dieser Roman ist wohl das beste Werk der beliebten Erzählerin, deren schönes Talent sich noch nirgends reicher und ausgiebiger entfaltet hat, als in diesem Roman, welcher insbesondere der Damenwelt von Neuem eine willkommene Gabe sein wird.

Boy-Ed, Ida, Sturm. Novellen.
Geheftet ℳ 4,—; gebunden ℳ 5,—

In diesen drei Novellen offenbart Ida Boy-Ed eine Logik und einen psychologischen Scharfblick, wie er wenigen ihrer Schwestern in Apoll, man kann sagen überhaupt wenigen Schriftstellern der Gegenwart eigen ist.

Glaser, Marie von, Zittergras. Skizzen und Novelletten. 2. Auflage.
Ein Band. Geheftet ℳ 4,—; fein gebunden ℳ 5,—

Dieses Erstlingswerk einer begabten Schriftstellerin hat einen so lebhaften Anklang gefunden, daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Die Kritik rühmt den liebenswürdigen Plauderton, über den die Verfasserin verfügt, ihre Fähigkeit, mit wenigen Strichen eine Charakterskizze zu entwerfen, eine Situation anzudeuten. Die kleinen Geschichten sind zumeist Aristokraten-Novellen, aber auch wie das Volk denkt und fühlt, hat die Verfasserin mit Verständniß erlauscht und wiedergegeben.

Justinus, Oskar, Ein Proletarierkind. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben.
2 Bände. Geheftet ℳ 7,50; fein gebunden ℳ 9,50

Zahllosen Lesern hat Oskar Justinus durch seine launigen, humorvollen Feuilletons vergnügte Momente bereitet; zum ersten, leider aber auch zum letzten Mal tritt ihnen der beliebte Plauderer als Romanschriftsteller entgegen, der auch als solcher das Leben vom Standpunkte des lachenden Philosophen betrachtet. So reich unsere Litteratur an kleineren humoristischen Werken ist, so arm ist sie an solchen großen Umfanges, an humoristischen Romanen, die ein ganzes umfassendes Zeitbild, unter dem Gesichtswinkel des Humoristen gesehen, bieten. Deshalb wird dieser große humoristische Roman mit um so größerer Freude begrüßt werden.

Dohm, Hedwig, Wie Frauen werden. — Werde, die Du bist. Novellen.
Geheftet ℳ 3,—; gebunden ℳ 4,—

Diese Novellen übertreffen durch künstlerische Vollendung, durch Tiefengehalt und Weite des Horizonts wohl Alles, was sonst auf diesem Gebiete geschaffen wurde.

Sacher-Masoch, Leopold von, Terka. Die Maus. — Maria im Schnee. Novellen.
Ein Band. Geheftet ℳ 4,—; fein gebunden ℳ 5,—

Das Ewig-Weibliche hat auf Sacher-Masoch von jeher große Anziehungskraft geübt; mit besonderer Vorliebe und Meisterschaft schildert er Frauengestalten voll Temperament, Launen, voll Stolz und Herrschsucht. Auch in den drei Erzählungen dieses Buches sind die Heldinnen Frauen, die weibliche Anmuth mit einem Zuge männlicher Energie vereinen. Dem aufmerksamen Leser enthüllt sich in diesen unterhaltenden Geschichten manche ernste Wahrheit, die der Verfasser in Bezug auf die Frauenfrage, auf die Stellung von Mann und Frau zu einander in gewinnender Form einer künstlerisch abgerundeten Erzählung zum Ausdruck bringt.

Samarow, Gregor, Am Abgrund. Roman.
2 Bände. Geheftet ℳ 9,—; gebunden ℳ 11,—

Gregor Samarow versteht es meisterhaft, auch in diesem neuen Romane das Interesse seiner Leser in fortwährender Spannung zu erhalten. Es ist zum Theil neue Welt, die wir hier in den Schilderungen russischer Zustände kennen lernen. Die Sprache ist wie bei allen Samarowschen Werken voll Schwung und dabei doch maßvoll; einzelne Scenen von geradezu ergreifender Wirkung.

Schönthan, Franz von, Der General. Novelle.
Geheftet ℳ 2,—; fein gebunden ℳ 3,—

Daß Franz von Schönthan, der dem großen Publikum vornehmlich als ein Anbänger der heiteren Muse bekannt ist, auch für die ernsten Conflicte des Lebens Verständniß und dichterisch gestaltende Begabung besitzt, hat er in dem Schauspiel „Das goldene Bach" übergegangener jedoch in dieser Erzählung bewiesen.

Viola, M., Zweierlei Liebe. Roman.
Ein Band. Geheftet ℳ 4,—; gebunden ℳ 5,—

Der Roman ist packend geschrieben und die Schilderung der seelischen Vorgänge im Helden sehr anschaulich und fesselnd. Das Werk, das in seinem Thema ganz in de siècle ist, darf auf einen großen Leserkreis rechnen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1895er. Frische Füllung. 1895er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58²⁰ R
Mühlbrunn .	40 °
Schlossbrunn	41⁶ °
Theresienbrunn	47¹ °
Neubrunn . .	47³ °
Marktbrunn .	34⁵ °
Felsenquelle .	47 °
KaiserKarls-Qu.	33⁴ °
Kaiserbrunn.	39¹ °

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grossten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Ermässigung der Preise für

Apollinaris

Natürlich kohlensaures Mineral Wasser.

Im Einzelnverkauf wird das obige Wasser, jetzt wie folgt berechnet :—

	Inclusive des Gefässes.	Vergütung für das leere Gefäss.	Netto-Preis des Wassers.
1/1 Flasche	30 Pf.	5 Pf.	25 Pf.
1/2 Flasche	23 „	3 „	20 „
1/1 Krug	35 „	5 „	30 „
1/2 Krug	26 „	3 „	23 „

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

22Apr'65

REC'D LD

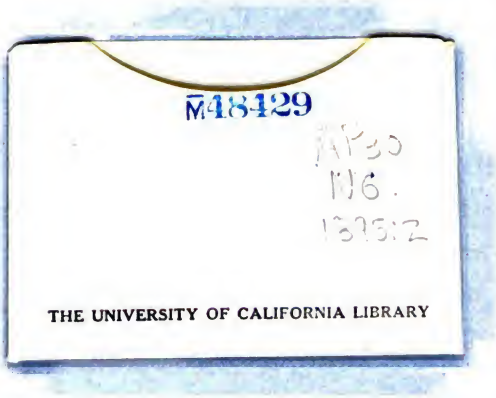
MAY 3 '65 -6 PM

LD 21A-60m-4,'64
(E4555s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 07281


M48429
AP30
N6
1873:2
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google